This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

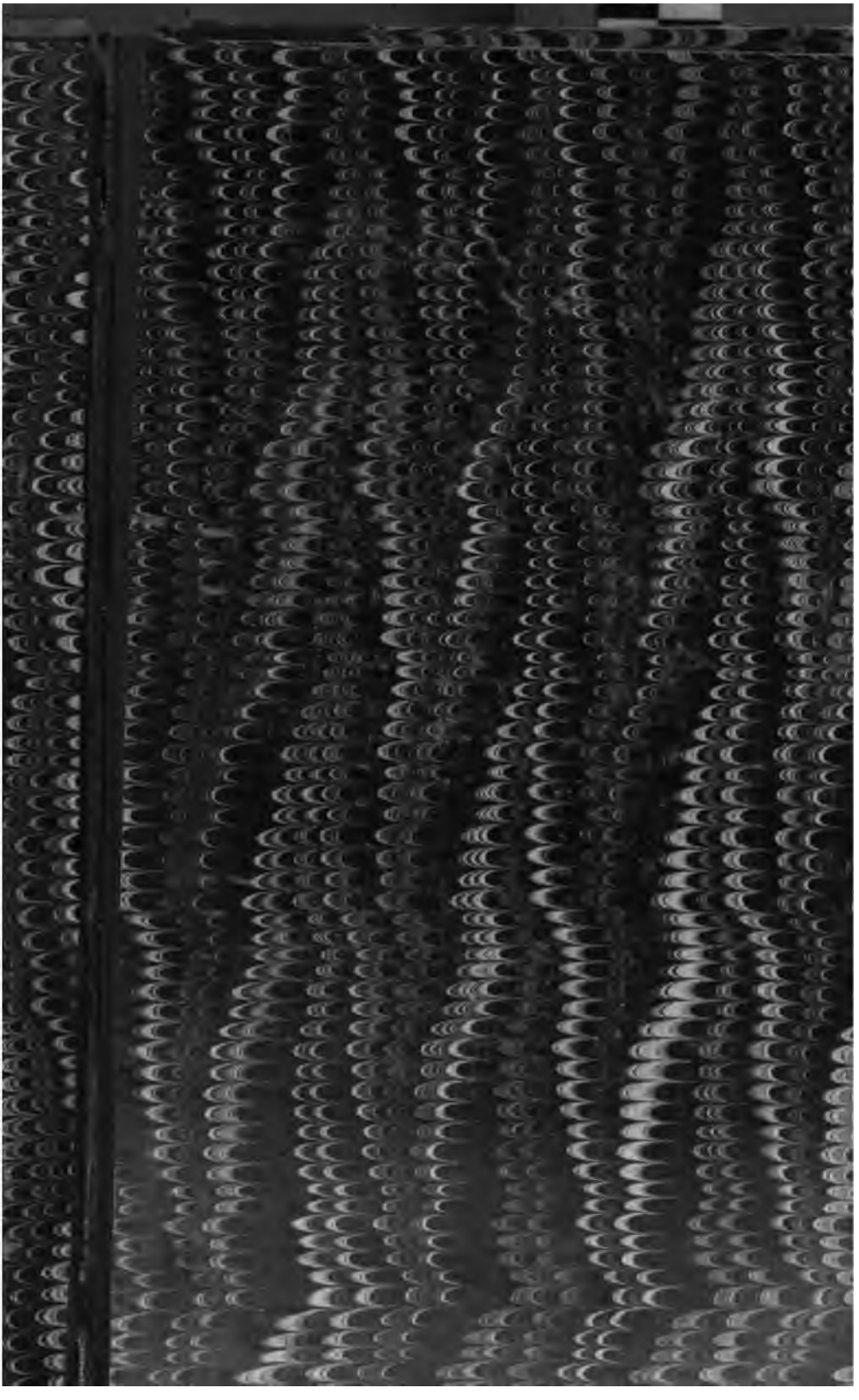
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IBRARY OF THE
Stanford Junior University

SCHOOL OF EDUCATION
LIBRARY

EDUCATION
BOOK PURCHASE
FUND

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Geſchichte der Pädagogik

Erſter Theil.

Karl von Raumer

geb. am 9. April 1783, geſt. am 2. Juni 1865.

Geſchichte der Pädagog

vom

Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien bis auf unſ

Von

Karl von Raumer.

Erſter Theil.

Sechſte, mit der fünften gleichlautende Auflage.

Mit dem Bildnis des Verfaſſers.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1890.

LIBRARY
OF THE
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY.

A 4226.
6

Vorrede

zur ersten Auflage.

Das gegenwärtige Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche i
1822 in Halle, später vom Jahre 1838 bis 1842 in Erlangen, üb
schichte der Pädagogik hielt.

Der Leser dürfte fragen: wie ich zur Bearbeitung dieses Gegenstandes
Vielleicht genügt die Antwort: seit 31 Jahren im Lehramte, habe mich n
von mir zu lehrende Wissenschaft, sondern die Lehrkunst selbst interessiert u
so mehr interessiert, als ich vieles nicht durch fortlaufenden Kathedervortr
gesprächsweise lehrte. Bei dieser Sinnesrichtung fühlte ich mich auch gedr
im Jahre 1819 mehrere pädagogische Abhandlungen und später ein Pro
den Unterricht in der Naturgeschichte herauszugeben. — Wollte ich nun
genügender beantworten, so müßte ich erzählen, wie ich in meinem, zieml
Leben pädagogische Erfahrungen gemacht, erzogen und erziehend, lernend
leidend und handelnd. Für eine Vorrede wäre dieß Thema zu umfasse
finde ich an einer andern Stelle Gelegenheit, es auszuführen.

Und zuletzt muß doch das Buch selbst den Beruf des Verfassers zu
fassung ausweisen. Was hülfe es mir etwa anzuführen: Meierotto, 2
Fr. Aug. Wolf, Steffens, Werner, Pestalozzi und andere treff
seien meine Lehrer gewesen; ist damit mehr gesagt, als daß der Verfasser
legenheit hatte, etwas Rechtschaffenes zu lernen? —

Mein Buch beginnt mit dem Wiederaufblühen der klassischen
Deutschland faßte ich vorzugsweise in's Auge. Warum ich als Ein
kurze Geschichte der italienischen Entwicklungen von Dante bis o

Leo des Zehnten vorausschicken mußte, ergibt sich dem Leser aus dem Buche selbst wird sich, wenn etwa nicht gleich anfangs, doch im Verfolg des Lesens über daß jene Einleitung zum Verständnis der Geschichte deutscher Pädagogik unumg nothwendig sei. —

Eine Geschichte der Pädagogik muß einmal die Bildungsideale in's fassen, durch welche ein Volk in der Folge seiner Entwicklungsepochen beherrscht dann aber die Weise, wie die Pädagogik in jeder Epoche das aufwachsende Ge dem Bildungsideale gemäß zu erziehen, dieß Ideal in der jungen Generation z wirklichen strebt. In ausgezeichneten Männern tritt jenes Bildungsideal wie t fiziert auf, sie üben daher den größten Einfluß auf die Pädagogik, selbst w nicht Pädagogen sind.

Ein großes Muster weckt Nacheiferung
Und gibt dem Urtheil höhere Gesetze.

Doppelt mächtig wirken sie aber auf die Bildung ihres Volks, wenn sie selbst pädagogisch eingreifen, wie einst Luther und Melanchthon. Diese T tung bestimmte mich, in dieser Geschichte vorzugsweise Charakteristiken ausgeze Pädagogen zu geben, welche bei ihren Zeitgenossen im größten geistigen Ansehen und deren Beispiel vielen vorleuchtete. Ein solcher war Johannes Stu Straßburg, ein Rector, der mit festem Blick einem festen pädagogischen Ziele na sein Gymnasium höchst verständig organisierte und das, was er für das Rechte hatte, auch mit größter Virtuosität ausführte. Eine aus den Quellen ge genaue Darstellung der pädagogischen Wirksamkeit dieses Normalrectors gewährt Erachtens viel mehr Anschaulichkeit und Belehrung, als wenn ich mich in stückeltes Charakterisieren vieler mittelmäßiger, nach Sturms Vorgang einge Schulen verloren hätte.

So viel zur Rechtfertigung, daß diese Geschichte vorzugsweise eine Fo Biographieen enthält. Bei der außerordentlichen Verschiedenheit der zu char renden Männer wird es nicht auffallen, wenn meine Charakteristiken in der For verschieden sind.

Eins, ich will es gestehen, machte mich zuweilen bei meiner Arbeit zw War ein Mann zu schildern, von welchem ich voraussetzen konnte, daß er den meiner Leser mehr oder minder unbekannt war, so beschrieb ich getrost sein Leben und Wirken und theilte alles mit, wodurch nur immer sein Bild d klarer und lebendiger werden konnte. Wie anders, wenn ich etwa die pä Wirksamkeit Luthers darzustellen hatte! Die Leser kennen den Mann läng ich mir, sie fühlen sich verletzt, wenn ich erzähle: er sei den 10ten November Eisleben geboren, als wüßten sie das nicht von Jugend auf; ich muß mi darauf beschränken, von seiner pädagogischen Wirksamkeit zu sprechen. Und d diese pädagogische Wirksamkeit nicht isoliert, sie war meist mit seinem ganzen

auf Kirche und weltliches Regiment verbunden. Und wie bei Luther u
Melanchthon u. A. Wohlwollende Leſer mögen mich entſchuldigen, t
den angedeuteten Fällen nicht durch die gegebenen Charakteriſtiken befriedigt

In einer andern Hinſicht ſollte ich mich wohl auch entſchuldigen; jedo
an, es zu thun. Man verlangt nämlich vom Geſchichtſchreiber eine objec
ſtellung, insbeſondere eine Darſtellung frei von Liebe und von Haß. Mit
eine Wahrheit und Gerechtigkeit verlangt, welche weder blind iſt gegen das
Feinde noch gegen das Böſe, was dem Freunde anklebt. Aber frei von Lie
Haß bin ich nicht und will es nicht ſein, ich will nach beſtem Wiſſen un
das Böſe haſſen und dem Guten anhangen, auch ſauer nicht ſüß, noch ſüß
nen. — Es wird auch wohl zur Objectivität gefordert, daß der Hiſtorike
ſönlich hervortrete, nie ſeine Meinung über die mitgetheilten Thatſachen äu
räumt ihm nicht ſo viel ein als dem Dramatiker, der ſich durch Prolog o
oder durch den Chorus, der vor jedem Aufzuge auftritt, mit dem Publikun
Stück beſpricht. Auch einer ſolchen Objectivität kann ich mich nicht rühme
hin und wieder offen mit Urtheilen vor. Und ſollte nicht die Objectivitä
ſchichte gerade durch ein freies, perſönliches Dazwiſchenreden des Hiſtor
gewinnen, als wenn er möglichſt hinter den Thatſachen und ihrer Erzählu
ſpielt? Lernt doch der Leſer durch ſolch unverholenes Urtheilen den Verfa
und weiß, was er ſich von ſeiner Erzählung zu verſehen habe. Er ber
leichter, wo ihn, auch beim beſten Willen unparteiiſch und wahr zu ſein,
menſchliches, parteiiſches beſchleichen ſollte. Von einem Kirchenhiſtoriker, n
puritaniſche Geſinnung ohne Rückhalt ausſpricht, erwartet kein verſtändiger
unparteiiſche Würdigung des Mittelalters. —

Ich trete auch deshalb offen mit Urtheilen hervor, um die Leſer zum
mancher wichtigen pädagogiſchen Gegenſtände zu reizen, was die bloße
der Thatſachen in der Regel nicht bewirkt. Wenn in dieſer Geſchichte
Methode ſo verſchiedener Pädagogen geſchildert werden ſo drängt ſich, beſ
praktiſchen Schulmännern, eine Vergleichung mit ihrer eigenen Anſicht und V
weiſe auf. Uebereinſtimmendes erfreut und gibt ein befriedigendes Gefühl,
das Rechte thue; Abweichendes treibt zur Prüfung des Eigenen wie des
eine Prüfung, deren Reſultat entweder Beharren aus verſtärkter Ueberzeu
Aendern iſt. Ich geſtehe gern, daß mich vorzüglich ein praktiſcher Z
ich ihn eben angedeutet, zu dieſer Arbeit getrieben und bei derſelben geleitet

So viel möglich, habe ich aus gleichzeitigen Quellen geſchöpft, zum
ſeltenen und ſolchen, die, meines Wiſſens, in unſerer Zeit faſt ganz in V
gerathen ſind. Um ſo mehr glaubte ich, dem Leſer einen Dienſt zu erweiſen
ihm Männer und Zuſtände früherer Jahrhunderte durch Aufnahme gleichzeiti
teriſtiſcher Originalſtellen lebendig vergegenwärtigte.

Ich kann nicht genug für die große Zuvorkommenheit danken, mit wel verehrte Freunde behufs meiner Arbeit Bücher mitgetheilt haben, namentl Inſpektor Becker in Neuhof bei Straßburg, Herr Domprediger Blanc i Herr Director Blochmann in Dresden, Herr Profeſſor Doederlein in E Herr Bibliothekar Jäck in Bamberg, Herr Profeſſor Klumpp in Stuttga Bibliothekar und Profeſſor Lindner in Deſſau, Herr Profeſſor Maßm München, Herr Director Mönnich in Nürnberg, Herr Rector Mezger i burg, Herr Profeſſor und Rector F. Ranke in Berlin, Herr Rector Roth berg, Herr Director Strebel in Stetten, Herr Rector Vömel in Frankfur

Schließlich gedenke ich noch dankbar des Mannes, welcher vorzüglich für ſchichte der Pädagogik die Bahn brach, des ſeligen Schwarz. Sein Werk anfangs bei meinen Vorleſungen zu Grunde; daß es mir nicht ganz genügte ich kaum zu erwähnen, warum hätte ich ſonſt die vorliegende Arbeit unter Auch mein Buch wird früher oder ſpäter Leſer finden, welche unbefriedigt vo ben, es durch vollkommnere Werke erſetzen.

Erlangen, den 4. Juni 1842.

Vorrede

zur dritten Auflage.

Die vorliegende Ausgabe hat größere und kleinere Zuſätze erhalten. rakteriſtik von Hieronymus Wolf erſcheint hier zuerſt, die von Neander iſt ſehr die von Sturm ebenfalls.

Möge ſich dieſe neue Ausgabe derſelben freundlichen Aufnahme zu erfreu wie die früheren.

Bad Brückenau, den 2. September 1856.

Karl von Raum

Vorwort

zur vierten Auflage.

Der Verfaſſer dieſes Werkes wurde im Jahre 1865 vom Tod abger
iſt die zuletzt erſchienene Auflage vom Jahr 1857 zur Ausgabe letzter Hand
Der Herausgeber hielt ſich deshalb für verpflichtet, ein Werk, das ſo durch
das Gepräge ſeines Verfaſſers trägt, dem Publikum ganz ſo zu übergeben
ſein Urheber hinterlaſſen hat. An einer einzigen Stelle ſah ſich jedoch der H
genöthigt, zwar nicht an dem Werke ſelbſt zu ändern, wohl aber einige
Zuſätze hinzuzufügen, nämlich in dem Abſchnitt über Johannes Sturm. D
ſind überall in eckige Klammern eingeſchloſſen und durch ein hinzugefügtes:
ausgeber, von den Worten des Verfaſſers unterſchieden.

Möge das Werk auch nach dem Tode ſeines Urhebers fortfahren, zu eine
und tieferen Auffaſſung der pädagogiſchen Fragen beizutragen!

Der Herausge

Inhalt des erſten Bandes.

I. Mittelalter . . . . . :

II. Italien von der Geburt Dante's bis zum Tode von Petrar und Boccaccio.

1. Dante . . . . . .
2. Boccaccio . . . . . .
3. Petrarca . . . . . .
4. Rückblick auf Dante, Boccaccio und Petrarca . . .

III. Entwicklung der klaſſiſchen Bildung in Italien vom Tode d Petrarca und Boccaccio bis auf Leo X.

1. Johannes von Ravenna und Emanuel Chryſoloras . .
2. Die Erzieher Guarino und Vittorino von Feltre . .
3. Sammeln der Codices. Cosmus von Medici. Nicolaus V. Er Druck . . . . . .
4. Platoniſche Akademie. Griechiſche Philologen . . .
5. Italiener. Philelphus. Poggius. Laurentius Valla .
6. Lorenzo von Medici. Ficinus. Argyropulus. Landinus. P litianus. Picus von Mirandola . . . . . .

IV. Leo X. und ſeine Zeit. Licht und Schatten . . .

V. Rückblick auf Italien. Uebergang zu Deutſchland . .

Inhalt des ersten Bandes.

Deutsche und Niederländer

von Gerhardus Magnus bis Luther. 1340—14

Seite

1. Die Hieronymianer 3
2. Johann Wessel 8
3. Rudolf Agricola 12
4. Alexander Hegius 15
5. 6. Rudolph von Lange und Hermann von dem Busch 23
7. Erasmus 26
8. Die Schule zu Schlettstadt. Ludwig Dringenberg. B Crato. Sapidus. Platter 27
9. Johann Reuchlin 29
10. Rückblick 31

Reformation. Jesuiten. Realismus.

Von Luther bis zum Tode Baco's. 1483—162

1. Luther 32
2. Melanchthon 36
3. Valentin Friedland Trotzendorf 46
4. Michael Neander 52
5. Hieronymus Wolf . . . . .
6. Johannes Sturm . . . . .
7. Rückblick . . . . .
8. Württemberg . . . . .
9. Sachsen . . . . .
10. Jesuiten . . . . .
11. Verhältnis der Schulen zu den Universitäten . .
12. Verbaler Realismus . . . . .
13. Franz Baco . . . . .
14. Montaigne . . . . .

Beilagen.

I. Thomas Platter . . . . . .
II. Melanchthons lateiniſche Grammatik . . . .
III. Bal. Friedland Trotzendorf . . . . . .
IV. Michael Neander . . . . . .
V. Hieronymus Wolf . . . . . .
VI. Johannes Sturm . . . . . .

. 335
. 346
. 349
. 350
. 353
. 357

Geſchichte der Pädago

Erſter Theil.

I. Mittelalter.

Mit dem 14ten Jahrhundert beginnt eine neue Zeit: die Auferstehungszeit der griechischen und römischen Klassiker; klassische Bildung wird das Ziel alles Studiums; dieß neue, mit leidenschaftlicher Liebe verfolgte Ideal verlangt eine neue Weise des Unterrichts und der Erziehung. —

Dieser Zeit gieng das Mittelalter voran, dessen Ideal ein ganz anderes, dessen Charakter höchst eigenthümlich war. Doch trat das Alte nicht plötzlich in den Hintergrund, vielmehr behauptete es sich im Kampf gegen das Neue bis zur Zeit der Reformation.

Die Vertheidiger der klassischen Bildung verwarfen das Alte mit Verachtung, mittelalterliche Finsternis und Barbarei ward durch sie zum Sprichwort. Erst in unserer Zeit fand das Mittelalter Vertreter. —

Es frägt sich vor Allem: welchen Maßstab der Würdigung wir an eine Zeit legen, worin wir Hoheit und Verworfenheit, Kraft und Ohnmacht, Tiefe und Flachheit, Schönheit und Häßlichkeit menschlicher Bestrebungen und Leistungen sehen. Haben wir aber einen richtigen Maßstab, so müssen wir auch richtig und gerecht mit demselben messen; nicht etwa parteiisch die Lichtseite der von uns bevorzugten Zeit, die Schattenseite der hintangesetzten hervorheben.

Der Maßstab, mit welchem nun von den Neuen die Höhe der Bildung gemessen wurde, war vorzüglich Latinität. Je weiter sich das Mittelalter von Cicero's Styl entfernt hatte, um so weiter hatte es sich, nach der Meinung jener, von ächter Bildung entfernt, um so barbarischer war es. Baronius nannte die Zeit vom 10ten bis zum 12ten Jahrhundert eine eiserne, bleierne, finstre. Man gab Blumenlesen des barbarischen Lateins jener Jahrhunderte;[1] vornehmlich spottete man über die antiklassische Schulterminologie der Scholastiker,[2] und wähnte: jeder nur einigermaßen zum Lateinschreiben dressierte Schüler stehe hoch über diesen mittelalterlichen Barbaren.

Dieß beschränkt pedantische Urtheil verwarf schon Erasmus in seiner geistreichen Schrift gegen die Nachäffer Ciceros.[3] „Es ist zum Verwundern," sagt

1) Z. B. die Etymologie: Presbyter, homo qui praeberet suis iter; Schnitzer wie: Baptizo te in nomine patria, filia et spiritus sanctus. Die epistolae obscurorum virorum stellen diese Latinität an den Pranger.

2) Ueber Ausdrücke wie: haecceitas, supposítalitas, potentia actuabilis, rectificativa potentia practicantis aliunde quam a se rectificabilis, respectus aptitudinalis ad praxin, si rectitudo entis fundatur in aliquitate etc. Raumer, Hohenstaufen, 6, 483.

3) Erasmi Ciceronianus. Aehnliches werden wir bei Picus von Mirandola finden.

er, „mit welcher Anmaßung der Art Menſchen die Barbarei des Thomas von Aquin, Scotus, Durandus und ähnlicher ſchmähen: und doch ſind dieſe, welche ſich weder rühmen beredet noch Ciceronianer zu ſein, bei Lichte beſehen, mehr Ciceronianer als jene, welche nicht nur für Ciceroniani, ſondern für Cicerones gehalten ſein wollen.“ Unbefangen ſah Erasmus nicht im Nachäffen der Worte und Perioden Ciceronianismus, ſondern vor Allem im adäquaten Ausdruck der Gedanken. Ohne den ſcholaſtiſchen Styl ſonſt vertreten zu wollen, ſtellt er doch des Scholaſtikers unbeholfenen, unſchönen Gedankenausdruck über jede glatte, gedankenleere Phraſe des Ciceronianers.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vertheidigte Leyſer das Mittelalter gegen den Vorwurf der Barbarei,[1] indem er ſich vorzüglich auf die alten lateiniſchen Kirchenlieder berief. Auch er ſagte, man habe alles für barbariſch ausgegeben, was nicht elegant war. Aber erſt in unſerer Zeit widerfuhr dem Mittelalter volle Gerechtigkeit, da es nicht mehr mit dem pedantiſchen Schulmaße gemeſſen, ſondern in allen ſeinen Richtungen und Leiſtungen von den bedeutendſten Geiſtern, von Göthe, Tieck, A. W. und F. Schlegel, J. und W. Grimm, den Brüdern Boiſſeree, Schloſſer u. a. erforſcht und gewürdigt wurde.

Das geiſtige Leben des Mittelalters, ſagt Schloſſer, denke man ſich zu gern erſtorben, „weil man ſich nicht gerade am angelegenſten mit den Römiſchen und Griechiſchen Schriftſtellern beſchäftigte.“[2] Zur Entſchuldigung könnte der Mangel an Manuſcripten dienen. Beſaß doch die ſo berühmte Pariſer Bibliothek zu Anfang des 14ten Jahrhunderts nur vier alte Schriftſteller: Cicero, Ovid, Lucan und Boethius.[3] Finden wir in Werken des Mittelalters viele andere citiert, ſo geſchieht dieß meiſt aus abgeleiteten Quellen beſonders aus Auguſtin de civitate Dei und Isidorus Hispalensis. Beim Mangel lateiniſcher Klaſſiker verlor man freilich mehr und mehr die Stylnorm des goldnen und ſilbern Zeitalters aus den Augen und bildete das Latein auf eigne Hand fort. Al in ſolchem Latein ſind jene unſterblichen Kirchenlieder gedichtet, jenes Dies ir Media vita! Ein einziges ſolches Kirchenlied wiegt alle lateiniſchen, dem H und andern alten Dichtern nachgeäfften, Poemata der ſpätern Philologen au

Die Kirchenlehre galt damals als unantaſtbar. Zwei Männer wirkt Allen auf die Geiſter; ſo verſchieden ſie waren, ſo verſchieden war ihr amkeit. Dieſe Männer ſind: Ariſtoteles und Auguſtinus; den erſten ſ ſman nicht im Original. In Einem trafen beide zuſammen, daß näml die Speculation der Scholaſtiker über die Kirchenlehre beförderten. Ar

1) In ſeiner Diſſertation: de fieta medii aevi barbarie in primis circa nam speciminibus carminum corroborata. Dieſer Polycarpus Leyſer ſtarb 1 feſſor in Helmſtädt.

2) Vincenz von Beauvais 2, 32.

3) Ultra posse nemo obligatur.

Canterbury, Albert der Große, Thomas von Aquino und andere Dogmatiker giengen hierbei vom Wissen und Erkennen aus; Mystiker wie Bernhard und Bonaventura vom Fühlen und Glauben; in Hugo und Richard von St. Victor waren beide Elemente, das dogmatische und das mystische. Skeptiker endlich wie Abälard und Duns Scotus begannen mit Zweifeln und Leugnen.[1] Die Kirchenlehre suchte man dadurch ungefährdet zu erhalten, daß man alles Spekulieren über dieselbe so betrachtete, als laufe es ihr parallel, ohne sie je zu berühren[2] und zu kreuzen.

Ueber die Scholastiker ward von den spätern Philologen der Stab gebrochen. „Die philosophischen Fragen der Scholastik lassen sich nur dadurch lächerlich machen, daß man die unbedeutendsten oder einfältigsten aushebt,“[3] sagt Schlosser.

Jedenfalls hätte man den großen Unterschied zwischen den Männern, welche man unter dem gemeinsamen Namen Scholastiker begreift, nicht übersehen und tiefsinnige Geister, wie Anselm, Hugo von S. Victor, Bonaventura, nicht mit den letzten sophistischen Klopffechtern in dieselbe Klasse und gleiche Verdammnis werfen sollen.[4] Doch mag das gräuliche, häßliche, bissige Treiben der letztern, besonders in der spätern Zeit, dem Grimm der Philologen über sie zur großen Entschuldigung dienen. Der heilige Zorn der Reformatoren, daß aberwitzige scholastische Menschensatzungen vielfach das Wort Gottes ganz beseitigt hatten, der Zorn bedarf keiner Entschuldigung.[5] — In den Schulen lehrte man im Mittelalter die sieben freien Künste. Das Trivium begriff: Grammatik, Rhetorik, Dialektik; das darauf folgende Quadrivium: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Die Dialektik herrschte vor, Grammatik trat in den Hintergrund. Wir werden sehen, wie sich dieß späterhin umgekehrt, da die Philolo-

1) Raumer, historisches Taschenbuch von 1840. S. 463 ꝛc.

2) Aehnliches schon bei Cicero; der z. B. im Buch de natura deorum unterscheidet, wie derselbe Mann als Augur und wie er als Philosoph Ein und dieselbe Thatsache ansieht und beurtheilt.

3) Schlosser l. c. S. 14.

4) Wirft man doch nicht Leibnitz und Kant mit dem letzten Wolfianer und Kantianer zusammen.

5) Daß die Sophisten des Mittelalters es mit denen unserer Zeit aufnahmen, ja auffallend an diese erinnern, möge beispielsweise folgende polemische Stelle des Walter von S. Victor zeigen, welche Schlosser (S. 62) anführt. „Die Dialektiker,“ sagt Walter, „spannen Netze von allerhand Vernünfteleien und ziehen rings um sich den Dornzaun von Syllogismen. — Sachen und Sätze sind bei ihnen in ewiger Unbestimmtheit, Eins und dasselbe ist wahr und falsch und keins von beiden; tausend feine Distinctionen erlauben ihnen dasselbe Ding bald zu leugnen, bald zu behaupten. Glaub' ihnen nur einmal, und du wirst bald im Gewirr der Fragen und Gegenfragen nicht mehr wissen, ob Gott Gott ist oder nicht Gott, ob Christus Mensch oder nicht Mensch, Etwas oder gar Nichts, Nichts oder nicht Nichts, Christus oder nicht Christus sei und so in allen Dingen.“

gen die Oberhand gewinnen.[1] Im 13ten Jahrhundert ſchrieb Heinrich d'Andely ein ſatyriſches Gedicht: die Schlacht der ſieben Künſte. Grammatik hat ihr Lager in Orleans, Logik das ihre in Paris aufgeſchlagen; Grammatik, in deren Heer die alten Dichter, wird von den andern Künſten völlig beſiegt.

Mathematik ſtudierte man im Mittelalter bei den Arabern in Spanien. Zu ihnen gieng Gerbert, nachmaliger Pabſt Sylveſter II., welcher vor allen als Arithmetiker berühmt war;[2] Campanus von Novara und der engliſche Benedictiner Athelard überſetzten im 12ten Jahrhundert den Euklides aus dem Arabiſchen; Jordanus Nemoratius ſchrieb eine Arithmetik in 10 Büchern.

Alphons X. ließ im 13ten Jahrhundert durch Araber aſtronomiſche Tafeln (tabulae alphonsinae) anfertigen, Kaiſer Friedrich II. veranlaßte eine Ueberſetzung des Almageſt. Johannes de Sacrobuſto ſchrieb ein aſtronomiſches kleines Lehrbuch, welches bis ins 16te Jahrhundert beim Unterricht benutzt wurde, und 1531 mit einer Vorrede Melanchthons im Druck erſchien.[3]

Die Naturkunde war im Mittelalter ſehr zurück. Mit außerordentlicher Leichtgläubigkeit nahm man das Unglaublichſte für wahr an, und befangen von erdichteten Seltſamkeiten und Wundern, hatte man kein Auge für die wahren Wunder Gottes in der Schöpfung. Ein Mann ſtand jedoch als Phyſiker und Mathematiker einſam in ſeiner Zeit, ihr weit vorauseilend. Dieß war der Franziskaner Roger Baco aus Ilcheſter in Somerſetſhire (1214—1294). Unter Anderm hatte er, wo nicht die vollkommene Theorie, doch die klarſte Ahnung vom Teleſkop;[4] auch ſcheint er das Pulver gekannt zu haben. Wir werden ſpäter ſehen, wie Roger durch helle Anſichten über Natur und Naturſtudium ein Vorgänger ſeines großen Lands- und Namensgenoſſen, des Franz Baco, war.

Wäre uns aus dem Mittelalter einzig das große Nibelungenlied übrig, ſo genügte dieß, um die Höhe der deutſchen Poeſie jener Zeit zu erkennen; wer

1) Schloſſer l. c. 160.

2) Von ihm berichtet Wilhelm von Malmesbury: Abacum certe primum a Saracenis rapiens, regulas dedit, quae a sudantibus Abacistis vix intelliguntur.

3) Der Bf. heißt eigentlich Holywood nach ſeinem in York gelegenen Geburtsort. Er ſtarb 1256 in Paris, und ſchrieb auch de computo ecclesiastico, de algorithmo. Sein aſtronomiſches Lehrbuch hieß: Libellus de sphaera. Melanchthon ſagt: hic libellus multis jam saeculis, maxima cum approbatione doctorum omnium legitur. Es iſt einfach und klar und dürfte als Lehrbuch, abgeſehen vom ptolemäiſchen Syſtem manches aſtronomiſche Compendium der Neuern übertreffen.

4) In ſeinem Opus majus ſagte er unter A.: De visione fracta majora sunt: nam de facili patet per canones supradictos quod maxima possunt apparere minima et e contra, et longe distantia videbuntur propinquissima et e converso. Nam possumus sic figurare perspicua, et taliter ea ordinare respectu nostri visus et rerum, quod frangentur radii, et flectentur quorsumcunque voluerimus, et sub quocunque angulo voluerimus, et videbimus rem vel longe vel prope; et sic ex incredibili distantia legeremus literas minutissimas.

den Kölner Dom, die Münster von Straßburg und Freiburg sahe, ward von der Macht der Baukunst des Mittelalters hingerissen. Die Zeit liegt jedoch nicht weit hinter uns, da man in den größten Kunstwerken, die je der Mensch schuf, Mißgeburten erblickte. Nach dem, was er gelesen und gehört, fürchtete Göthe im Straßburger Münster ein „mißgeformtes, krausborstiges Ungeheuer" zu finden.[1] „Mit welcher unerwarteten Empfindung," erzählt er, „überraschte mich sein Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen."

Die germanischen und romanischen Völker hatten im Mittelalter, ungeachtet ihrer Nationaleigenthümlichkeiten, einen gemeinsamen europäischen Charakter,[2] „sie machten gleichsam einen einzigen weltlich-geistlichen Staat aus." Es war besonders das Band der Kirche, welches alle umschlang: dazu kam, daß der Pabst wie der Kaiser und die Könige am Latein eine gemeinsame europäische Kirchen- und Staatssprache hatten. Alle Geistlichen sprachen und schrieben Latein, aller Gottesdienst war lateinisch. Deutsche Geistliche konnten der Kirche in England und Frankreich ꝛc. vorstehen, englische Geistliche der deutschen Kirche. Alcuin war Bischof in Tours, Bonifacius Erzbischof von Mainz, Albertus Magnus lehrte in Paris.

Wir werden sehen, wie das Volksthümliche der einzelnen Völker in den folgenden Jahrhunderten sich mehr und mehr ausbildete, ihr gemeinsamer europäischer Charakter dagegen in eben dem Maße zurücktrat, und das Band, was sie einigte, mehr und mehr sich löste.

Nachdem ich nun die Bildung des Mittelalters mit wenigen Strichen skizzirt, so wollen wir es verfolgen, wie vom 14ten Jahrhundert an diese Bildung allmählich einer neuen, der klassischen, Platz macht. Die Italiener brechen zuerst die Bahn, da sie sich leidenschaftlich in das Studium der Alten vertiefen und sie nachahmen. Später ergreift diese Leidenschaft die Deutschen; das Ideal klassischer Bildung der Italiener wird, wiewohl eigenthümlich modifiziert, auch das ihre. Das Bildungsideal eines Volks bestimmt aber Ziel und Weg des Unterrichts. Hieraus ergibt sich der große Einfluß, welchen die Italiener mittelbar auf deutsche Erziehung hatten, die Geschichte der deutschen Erziehung muß diesen Einfluß nachweisen. Dazu bedarf es eines Ueberblicks der geistigen Entwicklung Italiens vom 14ten bis zum 16ten Jahrhundert. Drei Italiener waren es, welche zuerst neue Wege versuchten: Dante, Boccaccio und Petrarca, von ihnen soll zunächst die Rede sein.

1) Göthe: von deutscher Baukunst.
2) Rankes Päbste 1, 34. Vgl. A. W. Schlegel „An die südlichen Dichter."

II. Italien

von der Geburt Dantes bis zum Tode von Petrarca und Boccaccio.

1. Dante.

Geboren zu Florenz 1265 am 27. Mai,
gestorben zu Ravenna 1321 am 24. September.

Dante[1] Alighieri, aus einer angesehenen florentinischen Familie, verlor schon im fünften Lebensjahre seinen Vater. Brunetto Latini, Sekretär der Republik Florenz, war sein Lehrer, welcher eine Encyklopädie schrieb, die außer den philosophischen Wissenschaften auch Geographie, Astronomie, Geschichte, Naturgeschichte umfaßte; seltsame Volkssagen, Erzählungen von Geistern, Teufeln, Naturwundern sind im Buche eingewebt.[2] Bei einem solchen Lehrer konnte Dante den Grund seiner ausgezeichnet universellen Bildung legen.

In seinem neunten Jahre (1274) sah er zum erstenmale die ebenfalls neunjährige Beatrice Portinari, die Tochter eines angesehenen florentiner Bürgers. Bei ihrem Anblick ward er, wie er sagt, von der Macht der Liebe ergriffen, nur einige Male sah er sie wieder. Sie starb jung im Jahre 1290. Dantes Liebe zu Beatrice war die Liebe zu einer verklärten Heiligen, wie seine Gedichte bezeugen.

Der Kampf zwischen Ghibellinen, den Anhängern des Kaiserthums und den Guelfen, welche es mit dem Pabste hielten, war zu Dantes Zeit höchst grimmig. Florenz gehörte zur Partei der Guelfen, zerfiel aber in zwei Fractionen, die der Schwarzen und die der Weißen; zu letzteren gehörte Dante. Er spielte eine bedeutende Rolle in seiner Vaterstadt, focht in Feldzügen, wurde mehrmals als Gesandter geschickt; im 35sten Jahre wählte man ihn zu einer der zwölf wichtigen Priorenstellen. Als die Partei der Weißen in Verdacht kam, es mit den Ghibellinen zu halten, ward Dante 1301 nach Rom gesandt, um die Weißen mit Pabst Bonifaz VIII. auszusöhnen.[3] Wahrscheinlich erfuhr er dort, daß in seiner Abwesenheit Karl von Valois mit Hülfe der Schwarzen Florenz be-

1) Durch Commentieren und Uebersetzen des Dante haben sich in neuerer Zeit Deutsche ausgezeichnet. Außerordentlich gründlich und erschöpfend ist der vom Dompredigr Blanc in Halle verfaßte Artikel „Dante" in Grubers Encyklopädie.

2) Brunettos Bücher hießen: Il tesoro und il tesoretto. Dante führt sie im 15ten Gesang der Hölle auf, da Brunetto zu Dante sagt (V. 118):

Mein Schatz sei dir empfohlen,
Ich leb in ihm noch — mehr begehr ich nicht.

Vgl. Schlossers Vincent 2, 167.

3) Er übernahm ungern die Gesandtschaft, sagte aber: ich denke, wenn ich gehe, wer bleibt dann zurück; bleibe ich aber, wer soll dann gehen?

ſetzt habe, er aber mit ſeiner Partei aus der Stadt verbannt worden ſei. In dieſer Verbannung lebte er neunzehn Jahre, bis zum Tode, und erfuhr, wie er ſagt, den Schmerz: „fremdes Brod und Salz zu eſſen, fremde Treppen zu ſteigen.“ [1]

Nur einmal erwachte in ihm die Hoffnung, in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren; als nämlich Kaiſer Heinrich VII. im Jahre 1310 nach Italien kam. In einem Briefe vom 16. April 1311 forderte Dante den Kaiſer auf, Florenz zu nehmen. Dieſer lagerte ſich den 12. Sept. 1312 vor die Stadt, mußte aber am 31. Oktober, ohne ſie zu nehmen, abziehen; im Auguſt 1313 ſtarb er ſchon, vielleicht durch Gift. — Da ſich Dante nun entſchieden an den Kaiſer und die Ghibellinen angeſchloſſen und gegen Florenz gewirkt hatte, ſo war fortan für ihn die Rückkehr in ſeine Vaterſtadt ganz abgeſchnitten.

In ſeinen letzten Lebensjahren (1319—1321) fand er in Ravenna bei Guido von Polenta, nach langem mühſeligen Herumirren, freundliche Aufnahme und Schutz.

Dort ſtarb er, 56 Jahre alt, am 14. September 1321. In der Franziskanerkirche ward er im Dichterſchmuck begraben; ſpäter erhielt die Kapelle, in welcher er ruht, folgende Grabſchrift: [2]

Jura monarchiae, superos, phlegetonta, lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque:
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Von allen Werken des Dante iſt die „göttliche Komödie“ [3] das größeſte. Wie der mächtige Straßburger Münſter als eine Rieſenerſcheinung aus dem Mittelalter auf unſre Zeit herabſchaut, ſo jenes gewaltige Gedicht.

In ihm concentrieren ſich die Elemente des Mittelalters: Alterthum und chriſtliche Zeit, Kaiſerthum und Hierarchie, Wiſſenſchaften und Künſte, alles umfaßt dieß Gedicht. Aus der Finſterniß der Hölle, wo die Gerechtigkeit Gottes furchtbar ſich offenbart, kommt der Dichter wieder ans Licht der Sonne zum

1) Parad. 17. 58. Auch ſeine Frau, welche ihm fünf Kinder geboren, ſah er nicht wieder.

2) Bernardo Bembo, Vater des bekannten Kardinals, ließ 1483 die Grabkapelle neu aufbauen, ſetzte ihm auch die Grabſchrift, von welcher man glaubte, ſie ſei von Dante ſelbſt. Blanc 48.

3) Dante ſagt in Bezug auf ſein Gedicht: Est comoedia genus quoddam poeticae narrationis. Differt in materia a Tragoedia per hoc, quod Tragoedia in principio est admirabilis et quieta, in exitu foetida et horribilis. Comoedia vero inchoat asperitatem alicujus rei, sed ejus materia prospere terminatur. So beginnt Dantes Gedicht mit der Hölle und endet mit dem Paradieſe. In italieniſcher Proſa ſchrieb Dante: „das neue Leben“ (la vita nuova), d. i. die Geſchichte ſeiner Liebe, und „das Gaſtmahl“ (convito), einen Commentar über drei ſeiner Canzonen, voll univerſeller Gelehrſamkeit.

Berge des Purgatoriums, welcher antipodiſch von Jeruſalem ſich erhebt; von dieſem ſteigt er zu den himmliſchen Sphären des Paradieſes empor. Speculative Tiefe und der empfänglichſte Sinn für das Schöne; eine Phantaſie, welche Qualen der Hölle und Seligkeit des Paradieſes, finſtre Teufel und lichte Engel mit gleicher unerhörter Wirklichkeit ſchildert, der heilige Zorn und unbeugſame Grimm eines Höllenrichters und die zarteſte verklärte Liebe, alles dieß iſt wunderbar in demſelben Geiſte vereinigt.

Wenn ſich in Dantes Werken die Elemente des Mittelalters concentrieren, ſo regen und bewegen ſich in ihnen zugleich Elemente folgender Jahrhunderte.

Er begann ſeine Komödie lateiniſch; bald aber wandte er ſich vom Latein zum Italieniſchen. Er liebte ſein Italien und ſehnte ſich, das in ſo viele Gebiete zerfallene Land, in welchem man 14 Dialekte ſprach, auch durch eine gemeinſame Sprache zum Gefühl der Volkseinheit zu bringen. Nur Anfänge, waren hiezu gemacht, beſonders durch den gebildeten ſicilianiſchen Hof Friedrichs II. des Hohenſtaufen. Dante war es vorzüglich, der zuerſt jenes Volgare illustre ſchuf und eine, dem ganzen Italien angehörige höhere Schriftſprache faktiſch in ſeinem großen Gedicht hinſtellte. Späterhin ſchrieb er das treffliche kleine Werk: de vulgari eloquio,[1] in welchem er ſeine ſprachlichen Principien darlegte. Er unterſcheidet hier vulgäre Sprache (vulgaris locutio) und grammatiſche (grammatica elocutio). Jene, die Mutterſprache, die wir, wie Dante ſagt, ohne alle Regel, durch Nachahmung der Amme erlernen; dieſe, eine Sprache aus zweiter Hand (elocutio secundaria), welche bloß einige Völker haben, die nur wenigen Menſchen geläufig wird und Jahre lang ſchulmäßig erlernt werden muß. Die Mutterſprache, fährt Dante fort, hat vor der grammatiſchen den Vorzug, da ſie die erſte menſchliche Sprache war, ſich bei allen Völkern findet und ihnen natürlich iſt, während die grammatiſche ihnen künſtlich. So gibt er die allgemeine Beſtimmung der zwei Sprachen; für Italien iſt ihm aber das damalige Italieniſche in allen ſeinen Dialekten: vulgaris elocutio, Mutterſprache; das Latein: grammatica elocutio, eine ſchulmäßig zu erlernende Sprache. — Nun geht er die verſchiedenen italieniſchen Dialekte durch, beſeitigt einige wegen ihrer Häßlichkeit, jeder der übrigen, ſagt er, habe eigenthümliche Schönheiten. Das Vulgare illustre oder Latinum vulgare müſſe nun alles Schöne der ver-

1) „Dantis Aligerii de vulgari eloquentia libri duo. Nunc primum ad vetusti et unici scripti Codicis exemplar editi. Parisiis apud Jo. Corbon. 1577.“ Dieſe ſeltene Ausgabe verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Domprediger Blanc in Halle. — Die grammatica locutio, ſagt Dante, ſei secundaria. Ad habitum hujus pauci perveniunt, quia non nisi per spatium temporis et studii assiduitatem regulamur et doctrinamur in illa.

ſchiedenen Dialekte in ſich vereinen, alles Häßliche ausſchließen; daß die Toscaner ihren Dialekt für das vulgare illustre ausgeben, ſei eine Anmaßung. [1]

So trennte Dante ſcharf das Latein vom Italieniſchen und bezeichnete jenes als eine gelehrte, todte Sprache, welche fortan nicht mehr als lebende Volksſprache behandelt und weiter ausgebildet werden könne.

Eine ſchöne, dem ganzen Italien gemeinſame Schriftſprache, eine edle Blüthe der Dialekte, ſtellte er aber nicht bloß als ein philologiſches Ideal auf, ſondern zeigte ſie in der Comoedia divina in voller Herrlichkeit. [2] So gab er den großen Geiſtern der kommenden Jahrhunderte im Vulgare illustre eine höhere Mutterſprache.

Mit der nun eintretenden ſcharfen Trennung des Italieniſchen vom Latein ſcheint eine ganz neue Weiſe, die Klaſſiker zu leſen und zu lieben, entſtanden zu ſein, ein feinerer Sinn für ihren Werth als Kunſtwerke, welcher im Mittelalter wie erſtorben war. Am höchſten ſtellt Dante den Virgil, er iſt ſein Führer durch die Hölle und das Fegfeuer. Daß er die Aeneis genau kannte, ergibt ſich aus vielen Stellen, auch den Horaz und Statius hatte er geleſen — griechiſch verſtand er nicht.

Wie Dante ſich nach der Einheit und Einigkeit Italiens ſehnte, ſo verfocht er überhaupt die Einheit des weltlichen Regiments, des römiſchen Kaiſerthums. In ſeinen drei Büchern de monarchia vertheidigte er die Rechte des Kaiſers gegen den Pabſt ſo, daß ſein Werk ſpäter in Rom zum Feuer verdammt wurde.

Dagegen beſtritt er die weltliche Herrſchaft des Pabſtes; [3] Schwert und Hirtenſtab, ſagt er, gehören nicht in Eine Hand; der Pabſt ſolle das menſchliche Geſchlecht zur ewigen, der Kaiſer ſolle es zur zeitlichen Glückſeligkeit führen. [4]

Je mehr ihm die Einheit der Kirche am Herzen lag, um ſo grimmiger war ſein Zorn gegen böſe Päbſte. Den Pabſt Anaſtaſius führt er in der Hölle unter den Ketzern, Nikolaus III. und Bonifaz VIII. unter den Simoniſten auf. [5] Mit ſchonungsloſer Rede ſtraft er den Geiz dieſer Päbſte. Nur Ehrfurcht gegen die Schlüſſel Petri hält ihn ab, noch Schlimmeres von ihnen zu ſagen, als Folgendes:

> Daß ſchlecht die Welt durch eure Habſucht iſt,
> Die Guten ſinken und die Schlechten ragen.

1) Post haec veniamus ad Tuscos, qui titulum sibi Vulgaris illustris arrogare videntur; et in hoc non solum plebeorum dementat intentio, sed famosos quamplures viros hoc tenuisse comperimus.

2) Dantes Convito „iſt, als der erſte gelungene Verſuch wiſſenſchaftlicher (italieniſcher) Proſa, ein äußerſt merkwürdiges Buch.“ Blanc 52.

3) Fegfeuer 16, 94 ff.

4) Ueber Dantes Streben nach Einheit der Sprache, des weltlichen Regiments und der Religion vgl. Il Parnasso Italiano 1, XV.

5) Hölle 11, 8. 6) Ebend. 19, 40 ff.

Euch Hirten meinte der Evangelist
Bei ihr, die sitzend auf den Meereswogen,
Mit Königen zu huren sich vermißt.

Und im 27sten Gesange des Paradieses sagt der h. Petrus von Bonifaz:

Der meines Stuhls sich anmaßt dort auf Erden,
Des Stuhls, des Stuhls, auf dem kein Hirt jetzt wacht,
Vor Christi Blick, zum Schutze seiner Heerden,
Hat meine Grabstatt zum Kloak gemacht
Von Blut und Stank, drob der zu ewgen Qualen
Einst von hier oben fiel, dort unten lacht.

In einer dritten Stelle verflucht ein Verdammter Bonifaz den Achten, weil dieser ihn durch Zusage des Ablasses zu Verrath verführt hat, und er zu spät, erst im Tode erkannt, daß der Teufel solchen Ablaß nicht achte. — Aber trotz dieses grimmigen Verdammens gottloser Päbste beugt er sich der Würde des Statthalters Christi und spricht über Philipps des Schönen Frevel gegen denselben Bonifaz VIII.[1] das stärkste Anathema aus.

2. Boccaccio.

Kaum war Dante gestorben, so verlangten die Florentiner seine irdischen Ueberreste ausgeliefert, aber Guido von Polenta verweigerte die Auslieferung und heute noch ruhen Dantes Gebeine in Ravenna, da wo der müde Verbannte im Leben Ruhe gefunden.

Ueber fünfzig Jahre waren seit seinem Tode verflossen, als Florenz 1373 einen besondern Lehrstuhl zur Erklärung der göttlichen Komödie gründete und denselben an Johannes Boccaccio übergab.

Boccaccio war im Jahre 1313 geboren, 8 Jahre vor Dantes Tode. Von seinem Vater zum Handelsstande bestimmt, war er vom 10ten bis zum 16ten Jahre bei einem Kaufmann in der Lehre. Als der Vater sich überzeugte, daß dieß ein Mißgriff sei, bestimmte er den Sohn zum kanonischen Recht, mit dem sich dieser, wie er selbst erzählt, neue sechs Jahre vergeblich plagte. Im 25sten Lebensjahre besuchte Boccaccio Virgils Grabmal bei Neapel, da faßte er den Entschluß, sich ganz der Wissenschaft und Kunst zu widmen. In Neapel war es auch, wo er, nach seiner Erzählung, an dem Tage, „an welchem man die glorreiche Rückkehr des Sohnes Jupiters aus den beraubten Reichen Plutos feierte,"[2] das heißt: am Sonnabend vor Ostern des Jahres 1341, in der St. Lorenzkirche zum erstenmale seine Geliebte sah.

1) Fegfeuer 20, 86. Vgl. auch: Paradies 12, 85 ff. Ges. 18, 118.

2) Giorno . . . . nel quale il glorioso partimento del figliuólo di Giove dagli spogliati regni di Plutone si celebrava.

Aber wie verſchieden war die Liebe Boccaccios von der reinen Liebe Dantes! —

Seine Wirkſamkeit war eine doppelte: für das Studium der Alten, und für die Ausbildung italieniſcher Proſa.

Er ſammelte Codices der Klaſſiker, beſorgte Abſchriften, ſchrieb eine Genealogie der Götter. — In einer Hinſicht that er es dem Dante und, wie wir ſehen werden, auch dem Petrarca zuvor; er lernte nämlich griechiſch bei Leontius Pilatus, den er im Jahre 1360 mit ſich nach Florenz nahm. Leontius gab ſich für einen Theſſaler aus, war aber aus Kalabrien[1] gebürtig; Boccaccio las mit ihm den Homer und bewirkte, daß er dieſen Dichter auch öffentlich erklärte.[2]

Die lateiniſchen Gedichte des Boccaccio wurden von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr hoch gehalten, ſeine Eklogen denen Virgils vorgezogen.[3]

Aber dieſe lateiniſchen Gedichte ſind vergeſſen, dagegen eines ſeiner italieniſchen Werke, der Decamerone, nach 97 Auflagen heute noch neue Auflagen erleidet und auf die Ausbildung der italieniſchen Proſa den größten Einfluß übte und übt. Mit der Entſtehung dieſes Werks hat es folgende Bewandtnis. Im Jahre 1348 kam der fürchterliche ſchwarze Tod nach Florenz.[4] Boccaccio beſchreibt nun im Decamerone dieſe Peſt und erzählt, wie ſich, um ihr zu entfliehen, ſieben Damen und drei junge Männer aus Florenz aufs Land zurückzogen und dort zehn Tage[5] hindurch an jedem Tage zehn Novellen erzählten. —

Frühere Novellen ſind höchſt einfach; mit wenigen Strichen zeichnen ſie treffend und anſchaulich; die des Boccaccio ſind dagegen reich an wohltönenden Worten und anmuthigen Wendungen, es iſt der feinſte Converſationsſtyl einer (ſogenannten) gebildeten Geſellſchaft. Mehrere dieſer Novellen ſind in weitern Kreiſen Manchem bekannt, der vielleicht nicht weiß, daß ſie von Boccaccio herrühren. Dahin gehört Nathan des Weiſen Erzählung von den drei Ringen. —

Gegen die Hierarchie und die Mönche finden ſich die ſtärkſten Ausfälle. So in der Erzählung vom pariſer Juden Abraham. Ein Chriſt redet ihm zu, ſich taufen zu laſſen; er aber, um ſicher zu gehen, reiſt nach Rom, dem Mittelpunkt der Chriſtenheit. Dort findet er nun die ganze Geiſtlichkeit, von den vornehmſten bis zu den geringſten hinab, in ruchloſe Gottloſigkeit verſunken, in

1) Leontius, vere Calaber, sed ut ipse vult, Thessalus, ſagt Petrarca. Er war ein Schüler des Barlaam. S. Petrarca.

2) Ipse ego fui, qui primus ex Latinis ex Leontio Pilato Iliadem in privato audivi. Bocc. de Geneal. Deor. XV. pag. 392.

3) Facile possumus eas (eclogas) non audeo dicere Bucolicis nostri Francisci (Petrarchae), sed veterum aequare laboribus et praeferre, ſchreibt Salutati, ein Zeitgenoß.

4) Mehr hierüber bei Petrarca.

5) Von dieſen 10 Tagen der Name Decamerone.

Geiz, Völlerei, Schlemmerei, unnatürliche Lüste, schändlichen Handel mit geistlichen Dingen u. s. w. Zurückgekehrt nach Paris erzählt er seinem christlichen Freunde, wie er in Rom keine Herrlichkeit, keine Andacht, sondern von Allem das Gegentheil gefunden. Kurz, sagt er zum Christen, euer Hirt und alle seine Untergebenen sinnen auf nichts als darauf, die christliche Religion zu vernichten und aus der Welt zu verbannen; weil ihnen das aber nicht gelingt, diese Religion vielmehr immer leuchtender und glorreicher hervortritt, so muß sie gewiß vom heiligen Geist getragen und beschützt werden. Darum lasse ich mich taufen. —

Unter den Novellen sind viele höchst unzüchtige, gemeine, bei denen der Dichter sich gar nicht einmal um Feigenblätter bemüht hat. Es zeugt vom größten Sittenverfall, daß er solche Dinge den Florentiner Mädchen erzählen läßt, und es müßte dieß als eine injuriöse Fiction erscheinen, wüßten wir nicht durch Dante, daß in jener Zeit von den Kanzeln gegen die Frechheit der Florentinerinnen gepredigt wurde.[1]

Um das Jahr 1360 ward Boccaccio durch einen sterbenden Mönch ermahnt, sich auf den Tod zu bereiten und die Studien aufzugeben. Erschrocken hierauf eingehend, schrieb er an Petrarca. Dieser tröstete ihn, ungläubig gegen die Verkündigung, und vertheidigte die rechten Studien. „Ich[2] weiß wohl," schrieb er, daß man ohne Wissenschaften ein heiliger Mensch werden kann, aber ich weiß auch, daß sie kein Hindernis der Heiligkeit sind, wie man uns glauben machen möchte. Man muß sich wohl hüten, eine unwissende Andacht mit einer erleuchteten Frömmigkeit zu vergleichen."

Daß Boccaccio die Studien nicht aufgab, wissen wir, denn erst im Jahre 1373, 13 Jahre nach jener Todesprophezeihung, erschien sein Werk von der Genealogie der Götter. — Er starb im Jahre 1375, 62 Jahre alt. Seine Schriften vermachte er dem Augustiner Martin in Florenz zu beliebigem Gebrauch, und bat ihn dagegen, für seine Seele zu beten; einem andern Kloster hinterließ er mühsam gesammelte Reliquien.[3] Alles dieß bezeugt, daß Boccaccio in spätern Jahren tiefe Reue über die freche Leichtfertigkeit seiner Jugend fühlte. In einem Briefe klagt er, daß Niemand ihn damit entschuldige, daß er noch jung gewesen, als er so Aergerliches geschrieben. Familienväter beschwor er, den Decamerone nicht den Ihrigen in die Hände zu geben.[4]

1) Fegfeuer 23, 100.

2) Georg Müllers Bekenntnisse 1, 7.

3) Ugo Foscolo in Wagners Ausgabe S. XI.

4) Ib. XXXV. Und namhafte Männer unserer Zeit erklärten es für Prüderie, wenn man den Decamerone nicht Frauen und Mädchen zu lesen geben wollte! Wohin ist es gekommen?

Welch eine große Rolle dieß Buch 200 Jahre ſpäter in der italieniſchen Literatur ſpielte, werden wir ſehen.[1]

3. Petrarca.

Geboren zu Arezzo den 1. Auguſt 1304,
geſtorben zu Arqua den 19. Juli 1574.

Im Exil ward ich erzeugt, im Exil geboren, ſchreibt Petrarca. Sein Vater, Notar in Florenz, gehörte wie Dante zur dortigen Partei der Weißen, und ward bald nach dieſem, im Jahre 1302, aus der Stadt verjagt. Er gieng nach Arezzo, wo Petrarca am 1. Auguſt 1304 zur Welt kam. Das Kind war noch kein Jahr alt, als die Mutter mit ihm nach Anciſa zog, im 7ten Jahre wanderten ſeine Eltern weiter nach Piſa. Wohl eingehüllt, durch einen ſtarken Reiter getragen, wäre der Knabe unterwegs faſt ertrunken, als das Pferd beim Paſſieren des Arno im Fluſſe ſtürzte. In Piſa ward der Knabe von Barlaam[2] unterrichtet; im 8ten Jahre kam er mit den Eltern nach Avignon, wo damals der Pabſt mit ſeinem Hofe ſich aufhielt. — Zu Carpentras, unweit Avignon, erhielt er vier Jahre lang Unterricht in Grammatik, Dialektik und Rhetorik; im 15ten Jahre ſchickte ihn ſein Vater nach Montpellier, vier Jahre darauf nach Bologna, um die Rechte zu ſtudieren. Mit großem Widerwillen fügte er ſich dem väterlichen Verlangen, ſtatt der Rechte ſtudierte er den Cicero und Virgil. Als der Vater dieß vernahm, reiſte er nach Bologna, ſchalt den Sohn hart wegen der unnützen Studien und verbrannte ihm einige Manuſcripte. Nur durch des Sohnes Verſprechen, ſich zu beſſern, bewogen, gab er deſſen fußfälliger Bitte Gehör: den Cicero und Virgil zu verſchonen. Als aber im Jahre 1326 der Vater ſtarb, ſo verließ er Bologna und das Rechtsſtudium, kehrte nach Avignon zurück und ergriff den geiſtlichen Stand.

In ſeinem 23ſten Jahre, am Charfreitage 1327, ſah er beim Gottesdienſt in Avignon zum erſtenmale Laura von Noves, welche an Hugo von Sade verheiratet war.[3] Sie ward von dem Augenblick bis an ihren Tod der Gegenſtand ſeiner reinen Dichterliebe, welche er in Canzonen und Sonetten in ſeiner italieniſchen Mutterſprache beſang.

Damals hielt er ſich viel in dem unweit Avignon gelegenen, von ihm in Gedichten geprieſenen, Vaucluſe auf; dort begann er auch 1339 ein großes lateiniſches Epos, das er Afrika nannte. Sein Held war des Livius Held: Sci-

1) Von lateiniſchen Werken des Boccaz erwähne ich eine Geographie „De montibus, sylvis, fontibus etc. liber"; ferner eins „De casibus virorum illustrium" und „De claris mulieribus." Vieler italieniſchen Romane ꝛc. nicht zu gedenken.

2) Wir werden dieſen ſpäter kennen lernen.

3) Vergl. Sonetto 3.

pio Africanus der Aeltere. Dieß Gedicht sollte seinen Namen auf die Nachwelt bringen. Ein halbes Jahrtausend ist verflossen, seine italienischen Gedichte leben und blühen fort und fort; wer aber liest, ja wie wenige kennen jenes lateinische Heldengedicht? Die Zeit hat gerichtet.

Aber seine Zeitgenossen dachten anders, sie urtheilten, wie er selbst.[1] — An ein und demselben Tage ward er vom Kanzler der pariser Universität und vom Senat in Rom eingeladen, den Dichterkranz zu empfangen. Er wählte Rom, gieng aber vorher zu „dem großen Philosophen und König Robert von Neapel." Diesem theilte er sein Epos Afrika mit; der König sprach ihm feierlich den Dichterkranz zu. Da aber Petrarca aus Liebe zu Rom denselben nicht annahm, so gab Robert ihm Briefe und Gesandte an den römischen Senat mit. Am 8. April, dem Ostersonntage 1341, ward der Dichter auf dem Capitol gekrönt. Früh Morgens kündigte der Schall der Trompeten die Feierlichkeit an, worauf sich das ganze Volk zu diesem noch nie erlebten Feste versammelte. Zwölf in Scharlach gekleidete Jünglinge begleiteten den Dichter auf das Capitol und lasen Verse vor ihm her, nachdem des Morgens früh der Vice-Legat, der Bischof von Terracina, an dem Altare Petri eine Messe mit Musik gelesen hatte. Hierauf folgte Petrarca selbst in einem höchst prächtigen violet gefärbten Kleide, das ihm der König von Neapel hatte machen lassen, mitten unter sechs der vornehmsten Bürger von Rom, welche grün gekleidet waren und Blumenkronen auf dem Haupte trugen. Hierauf bestieg er einen erhabenen Wagen, an welchem die Attribute der Dichtkunst angebracht waren, und dessen Thron von einem Löwen, Elephanten, Greif und Panther getragen wurde. Personen, bekleidet als griechische Götter, umgaben ihn, und auf ihm stunden neben Petrarca die Bilder der drei Grazien, des Bacchus und der Geduld. Vier Pferde zogen ihn, und vor ihm gieng singend ein Mädchen her; hinter ihm der Neid, begleitet von tanzenden Satyrn, Faunen und Nymphen. Auf dem Capitol bat er in einer lateinischen Rede um den Lorbeer, wozu er einen Text aus Virgil genommen hatte; sodann kniete er unter dreimaligem Ausruf: „Es lebe das römische Volk! Es lebe der Senator! Gott schütze Alle bei ihrer Freiheit!" vor dem Senator Orso, Graf von Anguillara, nieder und empfieng aus dessen Händen die Lorbeerkrone, wobei dieser ausrief: „Diese Krone ist die Belohnung der Verdienste!" Zugleich erklärte er den Petrarca „für einen großen Dichter und Geschichtsschreiber, und verlieh ihm, kraft des Ansehens Roberts, Königs von Nea-

1) In spätern Jahren urtheilte Petrarca jedoch anders. Als man ihm Stellen aus der Afrika vorzusingen begann, bat er die Singenden mit Thränen in den Augen, sie möchten aufhören. Wollte Gott, sagte er, ich könnte dieß Werk vernichten und mit eigenen Händen verbrennen. Dagegen erzählte Salviati dem Paulus Vergerius: er habe selbst den Petrarca sagen gehört: alles, was er geschrieben, wolle er besser machen, das ausgenommen, was er in seiner Muttersprache geschrieben, als worin er sich, wie er frei gestand, selbst übertroffen habe. Vita Petrarchae per Hieron. Squarzaficum.

pel, des Senats und römischen Volks, sowohl für diese allerheiligste Stadt, als für alle andere Länder völlige Freiheit, öffentlich zu lehren, zu disputieren, alte Bücher auszulegen, neue zu machen, und Gedichte zu verfertigen, die mit Gottes Hilfe bis an das Ende der Tage dauern werden, dafür wurde ihm hierauf eine schriftliche Urkunde gegeben." Der Gekrönte recitierte hierauf ein Sonett über die Helden Roms und das ganze Volk schrie unter betäubendem Händeklatschen: „Es lebe das Capitol! Es lebe der Dichter!" Seine Freunde vergossen Freudenthränen. Stephan Colonna machte ihm öffentliche Lobsprüche.

Mit eben dieser feierlichen Begleitung führte man ihn in die Peterskirche; vierhundert Gulden, die ihm die Familie Colonna zu dieser Absicht geschenkt, streute er unter das Volk aus. Der Graf Anguillara schenkte ihm einen Rubin von 500 Dukaten im Werth, das römische Volk 500 andere Dukaten und alle Werkzeuge, die bei der Krönung gebraucht worden waren. Vor St. Peters Altar verrichtete er sein Gebet und opferte dem Apostel seine dreifache Krone (von Epheu, Lorbeer und Myrten), welche an dem Gewölbe des Tempels aufgehängt wurde. Endlich kehrte der Zug in den Palast der Colonna zurück, und das Fest wurde mit einer prächtigen Mahlzeit und Ball beschlossen.[1]

Eine Ehre wie diese Krönung war seit undenklicher Zeit Keinem zu Theil geworden. Es dürfte überhaupt kaum ein Mann der früheren Jahrhunderte, während er lebte, in so weiten Kreisen so viel Ehre genossen, in solchem Ansehen bei Kaisern, Königen und Republiken gestanden haben, als Petrarca. Daher war er im Alter von Ruhm übersättigt.

Wie in vielen Italienern, so lebte in Petrarca das Angedenken an die Macht der alten Römerherrlichkeit und eine Sehnsucht, dieselbe wieder aufblühen zu sehen. Das Imperium der Hierarchie, wie es durch Gregor VII., Innocenz III. u. a. von Rom aus über das christliche Europa waltete, war seit der Kirchenspaltung innerlichst geschwächt.

Jede Weise der Restauration Roms war Petrarca willkommen. Als sich daher Rienzi im Jahre 1346, unter Pabst Clemens VI., zum Wiederhersteller der römischen Republik aufwarf, so schrieb Petrarca enthusiastische Briefe an die Römer und verglich Rienzi mit dem ältern Brutus. Aber dieser, der in wahnsinnigem Hochmuth Kaiser und Könige vor seinen Römerthron forderte, und wähnte, die 7 Gaben des h. Geistes zu besitzen, ward schon im folgenden Jahre von Rom verjagt.

Da wandte Petrarca seinen Blick auf Karl IV. und lud ihn wiederholt ein, nach Italien zu kommen und als Erbe Karl des Großen das römische Kaiserthum herzustellen.[2] Endlich kam er 1354, spielte aber in Mailand und Rom eine wenig ehrenvolle Rolle und zog so bald als möglich nach Deutschland zu-

1) Müller. 257—259.

2) Son. 23. Il successor di Carlo etc.

rück. Petrarca, empört hierüber, schrieb dem Kaiser einen Brief voll grimmiger Vorwürfe. „Du, Herr des römischen Reichs," sagt er, „Du sehnst Dich nur nach Böhmen. Wann hätte das Dein Großvater[1] oder Dein Vater je gethan? Aber die Tugend vererbt sich nicht." Die Rückkehr Karls nennt er ganz unrühmlich, um nicht infam zu sagen.[2]

Weit stärker greift er die Hierarchie an. Avignon, ihren Sitz, nennt er nur Babel; in Versen wie in Prosa deckt er ihre Schande auf. „Du siehst hier, schreibt er einem Freunde, ein Volk, das nicht nur feindlich gesinnt ist gegen Christus, sondern selbst unter Christi Fahne gegen Christus sich empört, dem Satan dient und nach Christi Blut dürstend frech spricht: uns gebührt zu reden, wer ist unser Herr? Es ist ein hartherziges, gottloses, hoffährtiges, gieriges Volk; ein Volk, das den Herrn wie Judas Ischarioth verräth; Christi Namen Tag und Nacht preist und dennoch ihn verhandelt." — „In diesem Reiche des Geizes, schreibt er in einem andern Briefe, wird nichts für Schaden geachtet, wenn nur das Geld sicher ist. Die Hoffnung des ewigen Lebens ist ihnen Fabel und alles was von der Hölle erzählt wird; die Auferstehung des Fleisches, der Welt Ende, die Zukunft Christi zum Gericht, halten sie für Possen. Wahrheit gilt ihnen für Thorheit, Enthaltsamkeit für Blödigkeit, Schamhaftigkeit für große Schmach; endlich freches Sündigen für hohen Sinn und treffliche Freiheit; je schändlicher das Leben, um so glänzender, je mehr Verbrechen, um so mehr Ruhm."[3] — „Soll ich, heißt es an einer andern Stelle, Babylon (Avignon) zum Aufenthalt wählen, um zu sehn, wie die Guten unterdrückt, die Bösen erhoben werden, die Adler kriechen, die Esel fliegen, soll ich die Wölfe frei, die Lämmer gebunden sehen, Christum vertrieben, den Antichrist als Herrn, Beelzebub als Richter?"

So schildert er den Pabst und seine Geistlichen, nicht nach Hörensagen, sondern nach dem, was er selbst gesehen;[4] er erzählt Schandthaten der Kardinäle, welche sich nicht mittheilen lassen.

Petrarcas Wissenschaft und Kunst gehörte ganz der neuen Zeit an; er war ein Vorläufer der philologischen Dichter. Scheint er sich doch eben deshalb nicht von Dante angezogen gefühlt zu haben, von dieser Riesengestalt des Mittelalters, die in die Zukunft schaut.[5]

Cicero bezauberte schon den Knaben. „In einem Alter, schreibt er, da ich ihn noch gar nicht verstand, fesselte mich einzig die Süßigkeit und der Wohlklang seiner Worte." Eben so liebte er den Virgil enthusiastisch. Als diesem

1) Heinrich VII.

2) . . . ab hoc te prorsus inglorio, ne dicam infami itinere retraxisset.

3) Mitto stupra, raptus, incestus, adulteria, qui jam Pontificalis lasciviae ludi sunt.

4) Visa loquor non audita. Man vergl. auch die Sonette 91. 106. 107.

5) Petrarcas Brief an Boccaccio (XII, 12 S. 445), in welchem er sich gegen den Vorwurf, als beneide er den Dante, vertheidigt, verräth wenigstens kei en Enthusiasmus für Dante.

Enthusiasmus feindlich entgegengesetzt erschien ihm das Rechtsstudium.[1] „Nichts, schreibt er an Thomas von Messina, nichts geräth, was gegen die Natur geschieht. Sie hat mich für die Einsamkeit, nicht fürs Forum geschaffen. — Ich wage nicht zu sagen, daß ich weise gehandelt, wohl aber, daß ich das Rechte getroffen, wenn ich mich von Bologna nicht fesseln ließ.“

Petrarca hatte den sehnlichsten Wunsch, griechisch zu lernen. Sein früherer Lehrer Barlaam, ein Calabrese vom Orden des h. Basilius,[2] kam im Jahre 1342 in Avignon mit Petrarca zusammen. „Mit lebhafter Hoffnung und großer Sehnsucht, schreibt er, legte ich mich aufs Griechische, aber die Neuheit der fremden Sprache und die plötzliche Abreise meines Lehrers vereitelten mein Vorhaben.“ Später sandte ihm Nicolaus Sigeros aus Konstantinopel einen Homer. „Du hast mir, schreibt er dem Sigeros, das größte, ja unschätzbarste Geschenk gemacht, wärest Du nur selbst mit gekommen, damit ich unter Deiner Leitung die schwere Sprache erlernen und dieß Geschenk genießen könnte. — Aber ach! was soll ich jetzt thun? Du lebst zu weit von mir, unsern Barlaam hat mir der Tod entrissen. — Mir ist Homer stumm oder ich bin vielmehr taub für ihn. Doch freue ich mich schon an seinem Anblick, oft umarme ich ihn und sage seufzend: o großer Mann, wie gern hörte ich dich, aber mein eines Ohr hat der Tod geschlossen, das andere ferne Abwesenheit.“[3] — Nichts desto weniger bittet Petrarca den Sigeros um einen Hesiodus und Euripides. — Sein Enthusiasmus für die römischen Klassiker war der eines Italieners, welcher in ihnen die Kunst seiner Vorfahren verehrte und sich, wie wir sahen, nach der Wiederherstellung der alten Macht und Herrlichkeit Roms sehnte. Ueberdieß muß Petrarca, wie seine Gedichte beweisen, das feinste Ohr für den Wohlklang der Rede gehabt haben; dieser Klang ciceronianischer Perioden und der Hexameter Virgils übte auf ihn einen unwiderstehlichen Zauber. Seine Begeisterung für die alten Klassiker, sein Leben und Weben in diesen, bricht überall, besonders in seinen Briefen, hervor, und zugleich der Drang,[4] sie nachzuahmen. Und so mehr müssen wir es anerkennen, daß er sich nicht durch die Alten vom Christenthum abwendig machen läßt. „Es ist uns erlaubt, schreibt er[5] an Johannes Colonna, Philosophieen zu lieben und zu billigen, wenn sie nicht

1) Briefe S. 151.

2) Die Mönche dieses Ordens hatten griechische Liturgie.

3) Briefe S. 314. Im Jahre 1360 schreibt Petrarca: der Männer, die sich rühmen können, den Homer zu verstehn, würde man in Florenz höchstens fünf finden, einen in Bologna, zwei in Verona, einen in Mantua, einen in Perugia, keinen in Rom.

4) „So wie die Bienen, schreibt er, den Saft der Blumen ausziehn, ohne die Farbe derselben zu behalten, und aus verschiedenen Säften einen Honig zubereiten, der besser als ein jeder einzelner Saft ist, aus welchem er verfertigt worden, so müssen Dichter und Schriftsteller sich zwar die Gedanken von andern, auch ihre Farben zueignen, aber nie mit ihren Worten reden.“ Vergl. Meiners Lebensbeschreib. I, 11.

5) Briefe 197.

von der Wahrheit abweichen und uns von unſerem Hauptziel ablenken. Sollte irgend einer das verſuchen, wäre es auch Plato, Ariſtoteles, Varro oder Cicero, ſo müßte er mit freimüthiger Beharrlichkeit verachtet und niedergetreten werden. Keine Spitzfindigkeit der Beweisführung, kein milder Klang der Worte, keine Autorität großer Namen darf uns rühren. Sie waren Menſchen, gelehrt ſo weit nur menſchliche Forſchung und Sachkenntnis reicht, auch glänzend durch Beredſamkeit, beglückt mit Naturgaben, aber bedauernswerth durch Entbehren des höchſten unausſprechlichen Gutes. Da ſie ihren Kräften vertrauten und das wahre Licht nicht ſuchten, ſo ſind ſie oft nach Art der Blinden gefallen. Wir wollen ihre Geiſtesgaben bewundern, doch ſo, daß wir den Schöpfer dieſer Gaben verehren. Wir wollen Mitleiden mit den Irrthümern jener Männer fühlen, uns aber Glück wünſchen und erkennen, daß wir aus Gnaden ohne all' unſer Verdienſt unſern Vorfahren vorgezogen wurden von ihm, der ſein Geheimnis den Weiſen verbarg, den Unmündigen aber gnädig offenbarte. Laßt uns ſo philoſophieren, daß wir die Weisheit lieben. Die wahre Weisheit Gottes iſt aber Chriſtus. Um wahrhaft zu philoſophieren, müſſen wir ihn vor Allem lieben und ehren. Laßt uns vor Allem Chriſten ſein. Laßt uns Philoſophiſches, Poetiſches, Hiſtorien ſo leſen, daß Chriſti Evangelium immer von unſres Herzens Ohren vernommen werde, durch welches allein wir hinlänglich gelehrt und glücklich, ohne welches wir aber um ſo ungelehrter und elender werden würden, als wir viel gelernt. Nur auf das Evangelium kann der menſchliche Fleiß, als auf das einzig unerſchütterliche Fundament aller wahren Wiſſenſchaft, ſicher bauen."

So klar nun Petrarca das Verhältnis der Klaſſiker zum Evangelium einſah, und ſo richtig er es beurtheilte, ſo weit entfernt war er jedoch von jenem Rigorismus, welcher wähnt, Gott dadurch angenehm zu werden, daß er ſich ſelbſt die Schwungfedern des Geiſtes ausrupft. „Du ſagſt, ſchreibt Petrarca an Jacob Colonna, ich ſtelle mich nur, als liebe ich den Auguſtinus und ſeine Bücher, in Wahrheit ſei ich von den Dichtern und Philoſophen nicht abzubringen. Warum ſollte ich mich aber von dem losreißen, woran Auguſtin ſelbſt hieng? Wäre dem nicht ſo, nie hätte er ſeine Bücher von der Stadt Gottes, anderer zu geſchweigen, mit ſo vielem Kalk der Poeten und Philoſophen erbaut, nie ſie mit ſo vielen Farben der Redner und Hiſtoriker geſchmückt. Geſteht er doch frei, in den Werken der Platoniker viel Chriſtliches gefunden zu haben, und durch den Hortenſius Ciceros wunderbar verwandelt,[1] von täuſchenden Hoffnungen und unnützem Sektenzwiſt abgekehrt und zum alleinigen Studium der Wahrheit bekehrt worden zu ſein. Ein ſo großer Kirchenlehrer erröthete nicht, ſich von Cicero führen zu laſſen, wiewohl dieſer ein anderes Ziel verfolgte. Warum ſollte er auch erröthen? Kein Führer iſt zu verachten, der den Weg des Heils

1) Augustini Confessiones. 3, 1.

zeigt. — Ich will damit nicht leugnen, daß ſich vieles bei den Klaſſikern finde, was man vermeiden muß, findet ſich doch bei chriſtlichen Schriftſtellern manches, was den unvorſichtigen Leſer verführen kann. Hat ja Auguſtinus ſelbſt in einem mühſamen Werke mit eigener Hand das Unkraut des reichen Weizenfeldes ſeiner Schriften ausgereutet.[1] Kurz die Bücher ſind ſelten, welche man ohne Gefahr leſen könnte, wenn auch das Licht der göttlichen Wahrheit uns nicht erleuchtete und uns lehrte, was zu erwählen, was zu meiden ſei. Folgen wir aber jenem Lichte, ſo gehn wir überall ſicher."[2]

Doch ſchon in jener Zeit dachten nicht alle wie Petrarca. Er klagt, wie einſt[3] Auguſtin klagte, daß ſo viele von Studien beſeſſen die Heiligung hintanſetzten, mehr auf Beredſamkeit als auf ein unbeſcholtenes Leben, mehr auf Ruhm als auf Tugend ſännen. Poeten möchten lieber im Leben als in ihren Verſen lahm ſein; Hiſtoriker lieber Weltgeſchichte lehren, als Rechenſchaft von ihrem kurzen Leben geben; Redner ſcheuten ſich mehr vor Häßlichkeit der Rede als des Wandels. Aus Theologen ſeien Dialektiker geworden, ja leider Sophiſten; nicht Liebe ſondern Kenntnis Gottes wollten ſie und auch dieſe nur zum Scheine und um Aufſehen zu machen, während ſie doch in aller Stille lieben könnten.[4]

Aus dem zuletzt Mitgetheilten ergibt ſich Petrarcas Widerwillen gegen die Dialektiker, d. i. Scholaſtiker. In zwei Briefen an Thomas von Meſſina[5] verſpottet er einen alten, zankſüchtigen Dialektiker, ſchildert ſein bleiches, eingefallenes, hohläugiges Geſicht, ſeinen zerlumpten Anzug und ſeine rohe Strenge. Lärmen und Schmähen ſei des Mannes Ruhm. Mit heiſerm Gebell habe er geäußert: Petrarcas Kunſt ſei die unnöthigſte von allen, nämlich die Dichtkunſt. Freilich ſei dieſe zur Freude und Zierde, nicht der Noth dienſtbar. Aber der Dialektiker ſchließe: wenn die Dichtkunſt minder nöthig, ſo ſei ſie minder edel. Nach dieſem wahnſinnigen Schluß ſei alſo das niedrigſte Handwerk am höchſten zu achten. „O der neuen fremden Lehre, fährt Petrarca fort, die ſelbſt dem unbekannt war, deſſen Namen ſie ſchänden, dem Ariſtoteles."[6]

Der Haß der Scholaſtiker gegen Petrarca trat ſpäterhin heftig hervor. In Venedig hielten ſie Gericht über ihn und erklärten: er ſei ohne Gelehrſamkeit, wogegen er das Buch: „Von ſeiner und anderer Unwiſſenheit", ſchrieb. — Von einer andern Seite her ward er gar als Schwarzkünſtler verdächtigt, weil er den Virgil, der im Mittelalter als ein großer Zauberer galt, ſo fleißig las und

1) In den Retractationen.

2) Man vergleiche auch den oben mitgetheilten Brief Petrarcas an Boccaccio.

3) Confess. I, 16—19.

4) Epistol. 562.

5) Ib. 30. 33.

6) Dahin gehört auch, daß er einen Freund auffordert, gegen „den tollen Hund den Averroes" zu ſchreiben. Ib. 656.

ſelbſt Gedichte machte. Beſonders war Solipodio, Dominikaner und Großinquiſitor, ein geſchworener Feind der Dichter.[1]

In ſeiner Jugend galt Petrarca für ſchön; er ſpottete in einem Briefe[2] an ſeinen Bruder über ihre beiderſeitige frühere Eitelkeit:[3] „Möchte ich doch ſagen können, ſchreibt er, daß ich von Wolluſt immer ganz frei geblieben! . . . Ich danke Gott, daß er mich noch in der Blüthe meiner Jahre von dieſem ſchimpflichen und mir ſo ſehr verhaßten Joch befreit hat!“ —

Seine dichteriſche, keuſche Liebe zu Laura, die ihrem Ehegelübde treu blieb, war ihm eine Bewahrung.

Im Jahre 1348 zog der entſetzliche ſchwarze Tod über die Erde, von China bis Island. Da ſchrieb Petrarca:[4] „Mein Bruder, ach, mein geliebteſter Bruder, was ſoll ich ſagen, womit beginnen? wohin mich wenden? Ueberall iſt Schmerz! überall Schrecken! O mein Bruder! wäre ich lieber nie geboren oder früher geſtorben!“ — „Iſts je erhört, findet ſichs irgend in der Geſchichte, daß die Häuſer leer, die Städte verlaſſen ſtehen, die Felder voller Leichen liegen, der ganze Erdkreis eine ſchauderhafte, wüſte Einſamkeit bietet? Frage die Hiſtoriker, ſie ſchweigen; frage die Aerzte, ſie ſtaunen; wende dich an die Philoſophen, ſie zucken die Achſeln, runzeln die Stirn, und die Finger auf den Mund gelegt gebieten ſie Stillſchweigen. Wird die Nachkommenſchaft dieß glauben, da wir ſelbſt das, was wir mit Augen geſehen, kaum glauben?“ Verzweiflungsvoll klagt er über den Verluſt vieler Freunde. In dieſer entſetzlichen Zeit waren ſeine Gedanken bei der fernen Laura. Am 6ten April, erzählt er, ſei ſie ihm engelſchön im Morgentraum erſchienen. „Erkenne mich, ſprach ſie zu ihm, die ich dich von dem gemeinen Pfade zog, als dein junges Herz ſich an mich hieng.“ Auf ſeine Frage: biſt du todt oder lebendig? antwortete ſie: „ich bin lebendig, aber du biſt todt und wirſt es ſo lange ſein, bis du der Erde entflieheſt. Du wirſt nicht glücklich werden, ſo lange du dem Pöbel und ſeinen Vorurtheilen folgſt. Du würdeſt dich, anſtatt zu trauern, freuen über meinen Tod, wenn du den kleinſten Theil meiner Freuden empfändeſt.“

Erſt am 19ten Mai erhielt Petrarca die Nachricht, daß Laura gerade in jener Traumnacht, den 6ten April, geſtorben ſei; 21 Jahre früher hatte er ſie am 6ten April zuerſt geſehen.[5] In ſolcher Zeit, bei ſolchen Lebenserfahrungen iſts nicht zu verwundern, daß Petrarca mit zunehmendem Alter zu einem melancholiſchen Ernſt ſich hinneigte, und mehr und mehr von den Eitelkeiten der Welt abwandte. Aber auch früher ſchon ehrte und liebte er den ſtrengen Auguſtinus vor allen Kirchenvätern; beſonders hatten die Confeſſionen tief auf ſein

1) Müller 259. Squarzafichus nennt ihn Marcus Picenus de Solipodio oriundus.
2) Ib. 211.
3) Müller 4.
4) Epiſt. 290.
5) Müller 218.

Gemüth gewirkt. Er trug sie bei sich, als er einst den hohen Ventoux bestieg und dort die herrlichste Aussicht auf die Alpen der Dauphiné, das mittelländische Meer und die Sevennen genoß; die Rhone floß zu seinen Füßen. Da öffnete er das Buch und traf sogleich auf folgende Stelle: die Menschen gehen und bewundern hohe Gebirge, mächtige Meeresfluthen, breite Ströme und verlassen sich selbst. Dieß machte den tiefsten Eindruck auf ihn und dürfte Veranlassung gegeben haben, daß er später „Gespräche mit Augustinus" schrieb.[1]

In den letzten Lebensjahren wohnte er zu Arqua, in der Nähe von Padua gelegen. Am 18ten[2] Juli 1374 fand man ihn todt, sein Kopf ruhte auf einem Buche. Sechszehn Doctoren trugen seinen Sarg zum Grabe; Adel, Geistlichkeit und eine Menge Volks folgte der Leiche. Folgende Grabschrift hatte er sich selber gemacht:

Frigida Francisci tegit hic lapis ossa Petrarcae,
Suscipe Virgo parens animam: Sate Virgine parce
Fessaque jam terris, coeli requiescat in arce.

In seinem Testament vermachte er u. A. dem Boccaccio Geld, um sich ein Winterkleid zu seinem nächtlichen Studieren zu kaufen. Seine treffliche Bibliothek schenkte er schon früher an die Venetianer, sie bildete den Anfang der nachmals so berühmten Marcusbibliothek. Mit außerordentlicher Mühe hatte er Manuscripte gesammelt, mehrere selbst abgeschrieben, andere durch seinen Schüler, den nachmals berühmten Lehrer, Johannes von Ravenna, abschreiben lassen.

4. Rückblick auf Dante, Boccaccio und Petrarca.

Betrachten wir noch einmal diese drei Männer, was haben sie Gemeinsames, wodurch unterscheiden sie sich unter einander?

Alle drei Söhne Florentiner Bürger, bildeten sie zuerst eine, dem ganzen Italien gemeinsame National- und Schriftsprache aus. Sie führten dieß durch, weniger durch überzeugendes philologisches Demonstrieren nach gewissen Principien, als vielmehr beglaubigt und anerkannt durch ihre Dichterwerke. „Das unsichtbare Walten des unermüdlich schaffenden Sprachgeistes vernehmen Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl."[3]

Alle drei brachen dem Studium der Klassiker Bahn, in ihnen erwachte zuerst Sinn für klassische Schönheit und begeisterte Liebe für die Alten. Dante und Petrarca lasen jedoch nur die Römer, Boccaccio auch die Griechen. Jene begeisterte Liebe mußte früher oder später mit dem christlichen Glauben in Conflict kommen. Bei Dante herrscht dieser Glaube noch in unangefochtener gran-

1) Müller 201. Epist. 119. 124. 145.
2) Müller 24
3) Jacob Grimm, Vorrede zur deutschen Grammatik. Erste Auflage.

dioſer Ruhe. Petrarcas Leidenſchaft für die Klaſſiker ſubordiniert ſich dennoch unbedingt der Lehre der Kirche. Später werden wir, beſonders bei Italienern, das Heidniſche oft über den kirchlichen Glauben ſiegen ſehen.

Dieſem Conflict gegenüber ſteht eine höchſt ſeltſame Vermengung heidniſcher und chriſtlicher Worte, Bilder und Gedanken. So findet ſich bei Dante:

Verzeih, o höchſter Zeus, im ewgen Licht,
Der du für uns gekreuzigt wardſt auf Erden.[1]

Wir ſahen, daß Boccaccio Chriſtum Sohn Jupiters nennt, der Plutos Reich beraubt. Eben dahin gehört es, wenn bei Petrarcas Krönung Satyrn, Faunen und Nymphen dem Dichter vorantanzen zur Peterskirche, wo er am Altar beten und dem Apoſtel Petrus ſeine Kronen zum Opfer bringen will.

Dieſer chriſtlich heidniſche Miſchmaſch ſteigerte ſich bei den ſpätern Italienern zur ärgſten Caricatur.

Die mittelalterliche Weiſe, Latein zu ſchreiben und es getroſt fortzubilden, ohne die römiſchen Klaſſiker der goldenen Zeit zu kennen, dieſe Weiſe hört fortan auf; man ſammelt und lieſt Klaſſiker und bemüht ſich möglichſt, es ihnen gleich zu thun.

Wiewohl durch jene drei dem Italiener die Bahn geebnet war, um in ſeiner lebenden Mutterſprache zu dichten und Proſa zu ſchreiben, ſo geht doch noch mehr als ein Jahrhundert hin, bis neue bedeutende poetiſche wie proſaiſche Werke in italieniſcher Sprache erſcheinen. Die Leidenſchaft für die Klaſſiker ſteigert ſich dagegen im 15ten Jahrhundert ſo, daß die italieniſchen Gelehrten jener Zeit ihre Mutterſprache verachten. Leonardo Aretino ſchrieb lateiniſche Dialoge. In einem derſelben läßt er den als Staatsmann und Gelehrten bekannten Nicolo Nicoli vom Dante ſagen: er begreife nicht, wie man einen ſolchen, der ſo ſchlecht lateiniſch geſchrieben, zu den Dichtern und Gelehrten zählen oder ihn gar dem Virgil vorziehen könne, einen ſolchen müſſe man den Gürtlern und Bäckern und ähnlichem Volke überlaſſen.[2]

Noch zur Zeit Lorenzos von Medici verboten Florentiner, Väter und Lehrer, den Knaben, Bücher in der italieniſchen Mutterſprache zu leſen, die ſie, wie aus Verachtung, Vulgarſprache nannten.[3]

1) Purgator. 6, 118. Im Original: Jupiter.
oh sommo Giove
Che fosti 'n terra per noi crocifisso.

2) Blanc 69.

3) Foscolo pag. XII: passavano alloramai cent' anni dacchè la gara crescente di scrivere in latino e gli studj indefessi su gli autori greci e romani avevano lasciato irruginire la lingua viva chiamata quasi per disprezzo volgare. Né perchè Lorenzo de, Medici e gli amici suoi si studiassero di ricoltivarla potevano fare, che il primo e più severo comandamento de' padri a' fingliuoli in Firenze e de' maestri a' discepoli non fosse: Che eglino, nè per bene, nè per male non leggessero cose volgari.

Nachdem aber gegen Ende des 15ten Jahrhunderts und im 16ten die Mutterſprache durch Meiſter in Poeſie und Proſa wieder zu Ehren gekommen, da übernahm die Akademie der Cruſca das Richteramt über gut und ſchlecht Italieniſch.[1] Von ihr wurden Petrarcas Gedichte, und Boccaccios Proſa im Decamerone als vollgültige Autoritäten hingeſtellt, auf dieſelbe Weiſe, wie Cicero für die Latinität. Man war einmal an die Nachahmung ſo gewöhnt, daß man ſelbſt jeden Gedanken an die Möglichkeit von Originalität hatte fahren laſſen. Daß Dante, der unnachahmliche, hierbei zurückgeſetzt werden mußte, iſt natürlich. — Merkwürdig treffen Dante, Petrarca und Boccaccio in ihrer Polemik gegen die entſetzliche Verſunkenheit der Geiſtlichen zuſammen. Wir ſahen, wie ſie ſelbſt den Pabſt nicht ſchonten; Dantes ſcharfer Angriff des Ablaſſes iſt beſonders ein Vorſpiel reformatoriſcher Kämpfe. In den folgenden Jahrhunderten verbanden ſich Ausbreitung und Begründung klaſſiſcher Bildung — beſonders in Deutſchland — aufs innigſte mit der Reformation der Kirche, ſo innig, daß z. B. Erasmus oft nicht wußte, ob er es mit jener Bildung oder mit den Kämpfen der Kirche zu thun habe.

Wenn ſich im Dante die tiefſte ſcholaſtiſche Energie der Speculation mit der gewaltigſten Phantaſie und dem zarteſten Schönheitsſinn verband, ſo gehört Petrarca auch darin weit mehr der neuen Zeit an, daß er die größte Antipathie gegen die Häßlichkeit mancher ſcholaſtiſcher Dialektik fühlte und andrerſeits ſeine Poeſie von den Scholaſtikern als eine unnütze Kunſt betrachtet, er ſelbſt aber als ein unwiſſenſchaftlicher Poet feierlich von ihnen verdammt wurde. Es war ein Großinquiſitor, ein Dominikaner, der in jener Zeit vorzüglich ſeinen Widerwillen gegen die Dichter ausließ. Wie iſt das alles Vorſpiel der Kämpfe, welche im 15ten und 16ten Jahrhundert von den ſchönſinnigen, oft aber oberflächlichen Verfechtern des Alterthums gegen die letzten Repräſentanten unphilologiſcher, häßlicher Scholaſtik, beſonders gegen die Dominikaner ausgefochten wurden![2] — Es genüge vorläufig an dieſen Andeutungen; im Verfolg wird es ſich mehr und mehr ergeben, wie einflußreich Dante, Petrarca und Boccaccio, wenn auch nur mittelbar, auf deutſche Bildnng wirkten.

1) Die Akademie der Cruſca entſtand 1582 zu Florenz. Ihr Wörterbuch erſchien 1612. Früher noch galt Bembos Autorität in Sachen des Geſchmacks. Siehe unten.

2) Man denke z. B. an den Kampf der Kölner mit den Reuchliniſten.

III. Entwicklung der klaſſiſchen Bildung in Italien

vom Tode des Petrarca und Boccaccio bis auf Leo X.

1. Johannes von Ravenna und Emanuel Chryſoloras.

Drei Söhne Florentiner Bürger, Dante, Petrarca und Boccaccio, legten ſo den Grund einer neuen Bildung.

In den anderthalb Jahrhunderten nach dem Tode der letzteren wuchs in Italien die Leidenſchaft für das Studium der Klaſſiker. Florenz beförderte dieß Studium vor allen Städten, beſonders durch Cosmus und Lorenz von Medici. Nächſtdem zeichneten ſich Rom, Venedig, Mailand und Ferrara aus, ja keine bedeutende Stadt Italiens blieb ganz ohne Theilnahme; jede ſuchte einen oder den andern Philologen, wenn auch nur auf einige Zeit, als Lehrer in ihren Mauern zu ſehen, daher die bedeutendſten Männer von einer Stadt zur andern zogen. Zwei Lehrer traten zuerſt auf und bildeten viele bedeutende Schüler. Der eine iſt Johannes Malpaghino, von ſeinem Geburtsorte gewöhnlich Johannes von Ravenna genannt, geboren 1352. Er brachte einige Jahre bei Petrarca zu und ward von dieſem väterlich geliebt und unterrichtet. Bei ausgezeichneten Gaben, beſonders bei einem großen Gedächtniſſe, machte er höchſt bedeutende Fortſchritte. Doch verließ er plötzlich den Petrarca aus Ueberdruß am Schreiben und Trieb, die Welt zu ſehen. Späterhin lehrte er in Padua, gleich geachtet durch unbeſcholtene Sitten, wie durch Gelehrſamkeit. Im Jahre 1397 erhielt er von der Stadt Florenz eine Profeſſur der römiſchen Sprache und Beredſamkeit. Anno 1412 bekam er überdieß den Auftrag, die göttliche Komödie Dantes an Feſttagen in der Kirche vorzuleſen und auszulegen. Er ſtarb zwiſchen 1412 und 1420.[1]

Wie Johannes das Studium der römiſchen Klaſſiker in Aufnahme brachte, ſo that Emanuel Chryſoloras ein Gleiches für die griechiſchen. Früher Lehrer in Konſtantinopel, ward er ſeit 1391 vom Kaiſer Johannes Paläologus wiederholt ins Abendland geſchickt, um Hilfe gegen die andringenden Türken auszuwirken. Im Jahr 1396 berief man ihn mit einem Gehalt von 100 Goldgulden als Lehrer der griechiſchen Literatur nach Florenz. Er war der erſte geborne Grieche, welcher in Italien lehrte.[2] „Seit 700 Jahren, ſchreibt ſein Schüler Leonardo Aretino, hat niemand in Italien die griechiſche Literatur ge-

1) Meiners, Lebensbeſchreibung 1, 5—43. Petrarca lobt den Johannes außerordentlich in einem von Meiners mitgetheilten Briefe, in einem ſpäter geſchriebenen klagt er unwillig über des Johannes hartnäckigen Entſchluß, fortzugehen.

2) Barlaam und Leontius Pilatus waren geborene Italiener.

kannt, und doch wissen wir, daß alle Gelehrsamkeit von den Griechen kommt."— Später lehrte Chrysoloras in Pavia, Venedig ꝛc. Von Papst Johann XXIII. auf das Concil nach Kostnitz gesandt, starb er dort im Jahre 1415.

Auf Johannes von Ravenna und Chrysoloras folgen nun eine Reihe von Lehrern des Lateinischen und Griechischen; es gehörte zur feinen Bildung, beider Sprachen mächtig zu sein. Latein ward die Schriftsprache der höhern italienischen Stände; war sie doch die Sprache der großen römischen Vorfahren, weshalb man sie stolz nicht als eine todte Sprache betrachtete. — Auch das Griechische lehrte Chrysoloras als seine lebendige Muttersprache, nicht als eine todte, aus Büchern erlernte, und wie er, thaten die Griechen, welche später nach Italien kamen.[1]

2. Die Erzieher Guarino und Vittorino von Feltre.

Unter den vielen Philologen, welche jetzt auftraten, will ich, meine Aufgabe im Auge behaltend, zuerst zwei herausheben, die zugleich als Lehrer und Erzieher sich auszeichneten, nämlich Guarino und Vittorino von Feltre. —

Guarino, in Verona 1370 geboren, reiste schon im Jahre 1388 zu Chrysoloras nach Konstantinopel. Zurückgekehrt in die Heimat, lehrte er in Verona, Padua, Bologna, erzog in Ferrara den Prinzen Lionello, übersetzte den Strabo u. a., commentierte Cicero, Persius, Juvenal, Martial, Aristoteles ꝛc.[2] und schrieb eine lateinische Grammatik.

Er zeichnete sich durch ungeheuchelte Religiosität aus und war sehr besorgt, daß seine Schüler nicht durch das stete Lesen der Alten, besonders schlüpfriger Stellen, profan gesinnt, ja sittlich vergiftet würden. Darum ließ er sie fleißig in der Bibel lesen und dem Gottesdienst beiwohnen. Seine Lehrweise wird sehr gerühmt, vornehmlich die Art, wie er die Schüler zur Beredsamkeit bildete. Er verwies sie nämlich an klassische Muster, und erklärte sich heftig gegen die Scholastiker, welche durch steife Theorie hierin etwas zu leisten meinten. „Sie verwenden, sagt er, unsägliche Mühe darauf, ihre Schüler doppelt so albern und unwissend zu machen, als sie vor dem Besuchen ihrer Lehrsäle waren." Im Jahre 1438 war Guarino Dolmetscher zwischen den lateinischen[3] und griechischen Vätern des Concils von Ferrara, wo man bekanntlich auf Einigung der griechischen und römischen Kirche hinarbeitete.

Im Jahre 1460 starb er, 90 Jahre alt. — Wenn er sich durch seinen trefflichen Zögling, den Prinzen Lionello von Ferrara, als Pädagog bewährte,

1) Leos Geschichte von Italien 4, 305.

2) Vergl. Vittorino von Feltre von Orelli S. 70. 78.

3) Eb. 70. Auch Ambrosius Traversari war auf jenem Concil Dolmetscher. Meiners Lebensbeschr. 2, 271.

ſo ward doch Vittorino von Feltre[1] zu ſeiner Zeit in Italien als der vorzüglichſte Erzieher gerühmt.[2] Dieſer, 1378 von armen Eltern geboren, beſchränkte ſich nicht darauf, unter Johannes von Ravenna Philologie zu ſtudiren, ſondern beſchäftigte ſich auch mit Theologie und Philoſophie. Binnen ſechs Monaten brachte er es zum Verſtändnis der zehn erſten Bücher des Euklides, „eine zu unſern Zeiten unerhörte Sache," bemerkte Franceſco da Caſtiglione. Von Guarino lernte er das Griechiſche.

Nachdem Vittorino in Padua und Venedig gelehrt, ward er vom Marcheſe Gonzaga im Jahre 1424 zur Erziehung ſeiner zwei Prinzen nach Mantua berufen. Als Erzieher hütete er ſich vor pedantiſcher Einſeitigkeit. Seine Zöglinge mußten ſich im Reiten, Ringen, Fechten, Bogenſchießen, Schwimmen ꝛc. üben, auf jede Weiſe abhärten und von allem Epikuräismus entwöhnen. — Da ſich allmählich nicht nur aus Italien, ſondern auch aus Deutſchland, Frankreich und Griechenland Zöglinge bei ihm einfanden, welche er nur zum Theil mit ſeinen Prinzen erziehen konnte, ſo ſtiftete er eine beſondere Anſtalt für die übrigen. Außer der Gymnaſtik wurden ſie in den Sprachen, der Logik, der Metaphyſik, Mathematik, Muſik, im Malen und Tanzen unterrichtet.

„Beim Unterrichte in der Logik hütete er ſich vor den Spitzfindigkeiten der Scholaſtiker, und ihre Schriften waren aus ſeiner Schule verbannt, denn denken will ich lehren, ſprach er, nicht faſeln."

„Gleich den damaligen Alterthumskundigen, würdigte Vittorino wahrſcheinlich die Landesſprache keines tieferen Studiums, und betrachtete niemals die Werke Dantes, Petrarcas und Boccaccios als ſichere Mittel zur Geſchmacksbildung." Er wies die Schüler vielmehr ausſchließlich auf die Alten hin, und auf das Nachahmen derſelben, und hoffte, ſein Schüler Corraro, welcher den Virgil ſehr fleißig ſtudierte, werde ein zweiter Maro werden.[3]

Traverſari, welcher den Vittorino im Jahre 1435 beſuchte, kann nicht genug rühmen, wie ſchön der 14jährige Prinz Gonzaga 200 von ihm ſelbſt verfaßte Verſe deklamiert, auch zwei Propoſitionen zu denen des Euklides hinzugefunden

1) Vittorinos Charakteriſtik entnahm ich meiſt aus folgendem lehrreichen Buche: „Vittorino von Feltre, bearbeitet nach de' Rosmini von J. K. von Orelli. Zürich 1812."

2) Der Name vom Geburtsort Feltre, ſein Familienname war Rambaldoni.

3) Mantua war vorzüglich für den Virgil, den Mantuaner, enthuſiasmiert. Vittorino theilte dieſen Enthuſiasmus. Wurde doch der Dichter in einem Hymnus erwähnt, den man bei der Meſſe des h. Paulus ſang. Paulus landet zu Poſilippo bei Virgils Grabe:

Ad Maronis mausoleum
Ductus fudit super eum
Piae rorem lacrymae:
Quem te, inquit, reddidissem,
Si te vivum invenissem
Poetarum maxime!

habe. Caecilia, die zehnjährige Tochter des Fürsten Gonzaga, erzählt derselbe, habe so zierlich griechisch geschrieben, wie kaum einer seiner Schüler.[1]

Höchst sorgfältig überwachte Vittorino die sittliche Bildung und Aufführung seiner Zöglinge; unzüchtige Klassiker durften nicht gelesen werden; einzelne schlüpfrige Stellen übergieng oder umschrieb er. — Ein schlechter Mensch, glaubte er, könne nie ein vollkommener Gelehrter, noch weniger ein guter Redner sein. Es liege überhaupt mehr daran, gut zu leben, als gut zu schreiben.

Den Religionsunterricht ertheilte er selbst, ermahnte die Schüler zum Beten und besuchte täglich mit ihnen die Messe. Mit ascetischer Strenge schloß er sich jeden Morgen in sein Zimmer, betete knieend und geißelte sich. Häufig beichtete er. Auf alle Weise half er Armen und Kranken, gleichgültig gegen den Reichthum.

Kein Wunder, wenn Vittorino nicht nur als Erzieher, sondern überhaupt in größter Achtung stand. Als Pabst Eugen IV. von einem Mönche gebeten wurde, sich in Vittorinos Anstalt begeben zu dürfen, entgegnete er: Geh nur, mein Sohn! Gerne überlassen wir dich dem Frömmsten, Heiligsten unter allen jetzt Lebenden.

Bei großer Mäßigkeit und unausgesetzten Leibesübungen, welche er in Gesellschaft der Zöglinge anstellte, blieb Vittorino bis ins Alter stets gesund. Er starb ohne Seufzer und mit heiterer Miene in seinem 68sten Lebensjahre, 1446.[2]

3. Sammeln der Codices. Cosmus von Medici. Nikolaus V. Erste Drucke.

Wenn Lehrer und Erzieher, wie Guarino und Vittorino, durch die geistreichste und gemüthlichste Wirksamkeit klassische Bildung förderten, so bedurfte es damals zu dieser Förderung auch mancher ziemlich mechanischen Arbeit. Wir sahen, daß noch zu Petrarcas Zeit Codices der Klassiker sehr selten waren. Im 15ten Jahrhundert entstand nun ein leidenschaftlicher Wetteifer, Manuscripte zu sammeln; man scheute nicht Mühe und Kosten.[3] „Wie Jagdhunde, sagt Fabroni, schnüffelten und suchten die Gelehrten aller Orten."

1) „Caecilia, heißt es weiterhin, schrieb Griechisch und Latein, dichtete mit vieler Eleganz und war sehr bewandert in den alten Dichtern, besonders im Virgil." Italien rühmt sich im 15ten und 16ten Jahrhundert vieler so gebildeter, ja gelehrter Frauen, z. B. der Hippolyta Vittoria Colonna. — Man wird an Göthes Prinzeß Eleonore, die Schülerin des Plato, erinnert.

2) In einem Briefe Traversaris an Pabst Eugen IV. findet sich eine Nachricht, daß in Florenz in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts viele Schüler aus den höheren, mittleren und niederen Ständen nicht von Geistlichen, sondern von Laien fromm erzogen wurden. Diese Schüler trugen auch nicht geistliche Kleidung und wurden keineswegs alle für den Dienst der Kirche gebildet. Meiners, Lebensbeschreibung 2, 296.

3) Porro ipsos venaticos canes dixisses, ita odorabantur omnia et pervestigabant ut

An der Spitze der Sammler ſtanden die Mediceer, Cosmus und Lorenzo, unter Papſt Nikolaus V. Jene benutzten dazu ihre großen Handelsverbindungen und ſcheuten keine Koſten. Auriſpa brachte dem Cosmus von einer Reiſe 238 Handſchriften[1] mit. Als Niccoli 400 Manuſcripte der Stadt Florenz vermachte, baute Cosmus mit dem Aufwande von 76,000 Ducaten ein Bibliothekgebäude, in welchem jene Manuſcripte im Jahre 1444 aufgeſtellt wurden und den Anfang der mediceiſchen Bibliothek bildeten.[2] Den Johannes Laſcaris ſchickte ſpäterhin Lorenz von Medici zweimal nach Griechenland, um Codices zu kaufen; bei der zweiten Reiſe brachte er deren 200, meiſt vom Berge Athos.

Bei Anordnung der Bibliothek half dem Cosmus Thomas von Sarzano.[3] Dieſer Thomas iſt nun derſelbe Mann, welcher 1447, als Nikolaus V., den päbſtlichen Stuhl beſtieg. Er regierte nur acht Jahre, bis 1455; aber in dieſe Zeit fiel die Eroberung Konſtantinopels durch die Türken. Griechiſche Gelehrte und griechiſche Codices wanderten in Menge nach Italien. Nikolaus ſoll 5000 Manuſcripte zuſammengebracht haben; es waren die erſten der berühmten vaticaniſchen Bibliothek.

Um die gleiche Zeit ſchenkte Kardinal Beſſarion, den wir näher kennen lernen werden, eine Anzahl Codices an die Republik Venedig; ſie bildeten den Anfang der Marcusbibliothek.[4]

Eine Menge Schreiber waren thätig, durch genaue, ſchöne Abſchriften die Codices zu verbreiten, auch die gelehrteſten Männer ſchrieben leidenſchaftlich ab. Der junge Johannes von Ravenna, als er ſich plötzlich entſchloß, den Petrarca zu verlaſſen und von dieſem befragt ward, was ihn denn forttreibe, antwortete unter Thränen: Nichts als daß ich nicht mehr ſchreiben kann, ich laſſe mich nie wieder bereden, Handſchriften abzuſchreiben. Und Ambroſius Traverſari klagte, daß er vom vielen Schreiben Zittern in den Gliedern und Schmerzen im Arm bekommen.

Man kann daher denken, wie willkommen den italieniſchen Gelehrten die Erfindung der Buchdruckerkunſt war. Codices hatten ſie in Menge geſammelt. Als es zum Drucken kam, verglichen ſie dieſe ſorgfältig und legten die beſten zu Grunde. In Florenz ward zuerſt Virgil, im Jahre 1472, gedruckt. Großen Ruf erhielten dort die Juntas als Drucker. In Rom ließen ſich deutſche Buchdrucker nieder, das erſte von ihnen gedruckte Buch war Lactanz. Laſcaris' grie-

ubi quidque rerum esset, aliqua ratione invenirent atque compararent. Fabroni im Leben des Lorenz von Medici.

1) Johann Auriſpa, geboren 1369 in Sicilien, ſtarb 1459, 90 Jahre alt, lernte in Konſtantinopel griechiſch, lehrte meiſt in Ferrara; unter andern war L. Valla ſein Schüler.

2) Als das Gebäude beim Erdbeben von 1451 zerſtört ward, ließ es Cosmus noch prächtiger wieder aufbauen.

3) Heeren, Geſchichte des Studiums der klaſſ. Literatur 2, 71.

4) Abgeſehen von den Manuſcripten, welche Petrarca den Venetianern gegeben.

chiſche, 1476 in Mailand gedruckte, Grammatik war das erſte griechiſche in Italien herausgekommene Buch. Unter allen Buchdruckern ſtand aber der gelehrte Aldus Manutius[1] in Venedig obenan. Wie denn Venedig durch die Menge der im 16ten Jahrhundert edierten Drucke, es waren 2835, vor allen italieniſchen Städten ſich auszeichnete, welche zuſammen wenig über 2000 lieferten.

4. Platoniſche Akademie. Griechiſche Philologen.

Nach dieſer Abſchweifung wollen wir uns wieder zu den bedeutendſten Philologen jener Zeit wenden. Es ſind deren aber ſo viele, daß ich nur einige der ausgezeichnetſten und wirkſamſten charakteriſieren will. — Ich erwähnte, daß nach Manuel Chryſoloras viele Griechen nach Italien übergeſiedelt ſeien. Das Concil von Ferrara von 1438, welches im folgenden Jahre nach Florenz verlegt wurde, bezielte eine Union der griechiſchen Kirche mit der abendländiſchen. Der griechiſche Kaiſer Johannes VII. Paläologus kam ſelbſt nach Ferrara und mit ihm bedeutende griechiſche Gelehrte. Unter dieſen war Gemiſtus Pletho, ein tiefer Kenner des Plato. Cosmus von Medici beſtimmte den Gemiſtus, in Florenz Vorleſungen über die platoniſche Philoſophie zu halten. Bis dahin hatte in Italien, wie im übrigen gelehrten Europa, die ariſtoteliſch ſcholaſtiſche Philoſophie geherrſcht, Plato war nur dem Namen nach gekannt. Nun aber war Cosmus ganz für den Plato gewonnen, und mit ihm viele Florentiner Gelehrte; er ſtiftete eine platoniſche Akademie. Den jungen Marſilius Ficinus,[2] Sohn eines Wundarztes, beſtimmte er ganz für das Studium Platos, welchem dieſer auch mit ſolchem Erfolg oblag, daß ſeine lateiniſche Ueberſetzung der platoniſchen Schriften heute noch in großem Anſehen ſteht. Auch die Neuplatoniker überſetzte er. Beſſarion aus Trapezunt,[3] ein Schüler des Gemiſtus und wie er Platoniker, war auch auf dem Concil von Ferrara. Früher Erzbiſchof von Nicäa, trat er zur abendländiſchen Kirche über, ward Kardinal und lebte meiſt in Venedig.

Noch vor Beſſarion kam Georg von Trapezunt[4] nach Italien. Er war der eifrigſte Anhänger des Ariſtoteles und ſetzte den Plato in einer Schrift[5] ſehr herab. Beſſarion ſchrieb dagegen.[6] Es begann nun ein heftiger Kampf der begeiſterten Platoniker, beſonders der Florentiner, gegen die auf Ariſtoteles gegründete Scholaſtik. Näher betrachtet iſt es der alte Kampf, welchen Petrarca

1) Geboren 1447 zu Baſſano.
2) Geboren in Florenz 1433, geſtorben 1499.
3) Geboren 1395, ſt. 1472.
4) Er ſtarb um 1484.
5) „Comparatio inter Aristotelem et Platonem.“
6) „In calumniatorem Platonis.“

convivales) und Abhandlungen über mannigfaltige Gegenstände. Großes Aufsehen erregten seine Schmähschriften gegen Philelphus und Laurentius Valla; es gibt keine Schändlichkeit, die er nicht beiden vorwürfe; das Meiste ist unübersetzbar.[1] Den Philelphus dürfte freilich vieles treffen; Valla dagegen erscheint in seinen Entgegnungen vielfach gerechtfertigt. Dieser hatte den eiteln Poggius durch einige Bemerkungen höchlich beleidigt, welche er gegen dessen Latinität gemacht. Die Invectiven nehmen 63 Folioseiten ein; man muß den Athem des Schimpfenden bewundern.

Abgesehen davon, was in diesen Streitschriften wahr oder unwahr, so sind sie wahrlich nicht Belege für das bekannte:

Didicisse fideliter artes
Emollit mores; nec sinit esse feros.

Dagegen bezeugen sie nur zu sehr den entsetzlichen religiösen Verfall Italiens, da Männer, welche in jener Zeit als die gebildetsten galten, die nicht nur bei Königen und Fürsten, sondern bei den Päbsten in hohen Ehren standen, da diese so gemein, grob und unfläthig schreiben konnten.

Und derselbe Poggius, welcher seinen Gegnern vorzüglich Keuschheitssünden vorwarf, verfaßte sogenannte „Facetiae", eine Sammlung meist höchst schmutziger grundgemeiner Geschichten. Mit vollem Recht sagt Valla: er möge seinen Mund und sein Buch nicht mit Anführung der Obscönitäten des Poggius verunreinigen; selbst auf die Gefahr hin, für einen Verläumder gehalten zu werden, wolle er lieber schweigen.[2] Was antwortet ihm der alte Poggius? Er verspottet aufs Gröbste des Valla Strenge, und rühmt sich, daß sein sauberes Produkt nicht nur durch ganz Italien verbreitet sei, sondern auch in Frankreich, Deutschland, Spanien und England.[3] Leider dürfte dieß nicht eitle Prahlerei sein, da vom Jahre 1470 bis 1500 nicht weniger als 20 Auflagen der Facetiae erschienen.

1) Nur einige Beispiele. Die erste Invective gegen Philelphus beginnt: „Impurissimam atque obscoenissiman faeculenti oris tui non satyram sed vomicam legi. — Tu nisi esses spurcissimus omnium quos nostra aetas tulit, numquam profecto te in coeno vilissimorum verborum tamquam immunda sus libens volutasses." Er citiert nun säuische Worte und Dinge: quae etiam prostituti et meretricarii verentur verbis proferre." — Puerorum atque adolescentum amores nefandissimos sectaris. Des Chrysoloras Tochter habe er verführt, deshalb vom Vater zur Frau erhalten, eine Jungfrau quae servabatur primariis suae civitatis non tibi insulsae pecudi et aselio bipedali. — So geht es 22 Folio-Seiten.

Den Valla nennt Poggius: infandum monstrum, immanis fera, detestandum portentum, pestis adolescentum, labes saeculi, stultissimus asellus ad pastum et ignominiam natus, belua, latrator furibundus, convitiator demens, rabula foraneus, vulgare scortum, u. s. w.

2) L. Vallae opera. Basil. ap. Henr. Petrum. pag. 365.

3) Poggius p. 219. Invehitur in meas confabulationes ut spurcas homo austerus ut alterum Zenonem stoicum credas, aut Catonem tertium, non bestiarum quendam bubulcum, omni plenum rusticitate. Sed quid mirum facetias meas non placere homini in-

Laurentius Valla ist 1415 in Rom geboren.[1] Sein wichtigstes philologisches Werk sind 6 Bücher Elegantiarum latini sermonis. In der Vorrede zum ersten Buche preist er die Vorfahren (majores nostros), daß sie nicht bloß erobert, sondern der römischen Sprache die Herrschaft über weite Länder verschafft. „Groß ist die heilige Göttlichkeit der lateinischen Sprache, sagt er, so daß sie auch bei Fremden, bei Barbaren, bei Feinden so viele Jahrhunderte hindurch heilig bewahrt wird; daher wir Römer nicht sowohl trauern als uns freuen müssen. Wir haben Rom verloren, wir haben die Herrschaft verloren, obgleich nicht durch unsere, sondern durch der Zeiten Schuld; aber in Kraft dieser glänzenderen Herrschaft regieren wir noch über einen großen Theil des Erdkreises. Unser ist Italien, unser ist Spanien, Deutschland, Pannonien, Dalmatien, Illyricum und viele andere Völker. „Denn wo Römische Sprache herrscht, ist Römisches Reich."

„Aber mich schmerzt es tief, daß seit vielen Jahrhunderten niemand mehr Latein gesprochen, niemand Latein verstanden hat." Doch, fährt er fort, die Zeit sei da, daß das Latein wieder auflebe. Er wolle aus Liebe zu seinem Vaterlande auch dahin arbeiten und als Sprachreiniger allen vorankämpfen.

Sein Werk enthält die feinsten grammatikalischen Bemerkungen, besonders über Synonymen. Es fand so großen Beifall, daß es von 1471 bis 1536 59 Auflagen erlebte.[2] Den Herodot und Thucydides übersetzte Valla.

Er war der erste, welcher die wieder aufblühende klassische Philologie zur Auslegung des neuen Testaments anwandte, indem er kritische Bemerkungen zur Vulgata schrieb und viele Stellen derselben[3] verbesserte.

Von seinem Streit mit Poggius war die Rede, gegen Georg von Trapezunt vertheidigte er den Quintilian, welchen dieser ganz herabsetzte, den Cicero dagegen erhob.

humano, vasto, stupido, agresti, dementi, barbaro, rusticano? At ab reliquis aliquanto quam tu doctioribus probantur, leguntur et in ore et manibus habentur.

1) Laurentii Vallae opera. Basileae apud Henricum Petrum. Auf dem Titelblatt steht folgendes Epitaphium Vallas, das sich in aede Lateranensi findet: Laurentio Vallae harum aedium sacrarum canonico, Alphonsi regis et Pontificis maximi Secretario, apostolicoque scriptori, qui sua aetate omneis eloquentia superavit, Caterina mater filio pientissimo posuit. Vixit annos L. Obiit anno Domini MCCCCLXV. Calendis Augusti. Diese, wie es scheint, ganz zuverlässige Zeitbestimmung ist mit denen, welche Heeren (S. 216) gibt, nicht zu vereinigen.

2) In welchem Ansehn Valla stand, bezeugt unter A. folgendes auf ihn gemachte Epigramm:

Nunc postquam manes defunctus Valla petivit,
Non audet Pluto verba latina loqui.
Jupiter hunc coeli dignatus parte fuisset,
Censorem linguae sed timet esse suae,

3) Vallae in novum Testamentum ex diversorum utriusque linguae codicum collatione annotationes cum primis utiles.

Großes Aufſehen machte Vallas Schrift gegen die Schenkung Konſtantins,[1] da ſie die heftigſten Angriffe auf die Päbſte enthält, beſonders auf ihr Jagen nach weltlicher Herrſchaft. „Der vom Herrn verliehenen Gewalt der Schlüſſel, ſagt er, könne nichts hinzugethan werden. Wer ſich an ihr nicht genügen laſſe, verlange etwas vom Teufel, der ſich erkühnte zum Herrn zu ſagen: ich will dir alle Reiche der Welt geben, wenn du niederfällſt und mich anbeteſt. — Um irdiſchen Beſitz führe der Pabſt Krieg. Alle Gottesfurcht verſchwinde und die Gottloſeſten beriefen ſich bei ihrem Treiben auf den Pabſt. Simonie herrſche. Schriftgelehrte und Phariſäer ſäßen auf Moſis Stuhl; ob das Prachtleben dem Statthalter Chriſti zieme? —“

Er vertheidigte den Epikur,[2] weshalb er von den Theologen in Rom ſehr angegriffen ward, ſo daß er zu König Alphons von Neapel flüchtete. Hier kam er wiederum in Gefahr, durch die Inquiſition verbrannt zu werden. Als Nikolaus V. Pabſt geworden, kehrte er nach Rom zurück, wo er 1465 im 50ſten Jahre ſtarb. Seine Grabſchrift nennt ihn Canonicus und Sekretär des Pabſtes.[3]

6. Lorenzo von Medici. Ficinus. Argyropulus. Landinus. Politianus. Picus von Mirandola.

Cosmus von Medici ſtarb 1464 im 75ſten Lebensjahre. Macchiavell ſagt: über den Tod des Cosmus trauerten ſeine Feinde wie ſeine Freunde; und Macchiavell war ſelbſt ein Gegner der Mediceer. Es iſt hier nicht der Ort von des Cosmus Verdienſten um die Republik zu ſprechen; wie er aber geld- und geiſtreich Bibliotheken gründete, Kunſtwerke ſammelte, Gelehrte und Künſtler unterſtützte, Kirchen und Paläſte aufführen ließ, haben wir geſehen.

Ihm folgte ſein Sohn Peter von Medici in republikaniſcher Würde. Die-

1) De falso credita et ementita Constantini donatione.

2) In ſeinem Werke de vero bono. Auch gegen Vallas Abhandlung de libero arbritrio ſtritt man; dieſer ſchrieb dagegen: Vallae pro se et contra calumniatores ad Eugenium IV. apologia.

3) Auriſpa, den Lehrer des Valla, habe ich erwähnt. Sein anderer Lehrer war Carlo Aretino (eigentlich Marſuppini), geb. 1399. Ein Schüler von Chryſoloras und Ravenna, ſtarb er 1453 als Staatsſekretär von Florenz. Außer dieſen zweien ſind von italieniſchen Gelehrten zu merken: Leonardo Aretino (eigentlich Bruni), geb. 1370, ebenfalls Schüler von Chryſoloras und Ravenna, päbſtlicher Sekretär, auch von Johannes XXIII.; nach deſſen Abſetzung in Koſtnitz, florentiniſcher Staatsſecretär. Stirbt 1444. Ueberſetzte mehreres von Ariſtoteles, Plutarch, Xenophon ꝛc. und ſchrieb Historiae Florentinae und historiae sui temporis.

Ambroſius Traverſari, geboren 1386, General der Camaldulenſer, 1435 päbſtlicher Legat auf dem Concil zu Baſel, Dolmetſcher auf dem Concil von Ferrara, ſtarb 1439. Schrieb eine Reiſetagebuch (Ambrosii Hodoeporicon), überſetzte den Diogenes Laertius. Seine Lebensbeſchreibung bei Meiners.

ſer ſtarb 1469; ſein Sohn und Nachfolger, der Enkel des Cosmus, war Lorenzo von Medici, geboren 1448.

Lorenzo hatte ausgezeichnete Lehrer. Einen derſelben, den Marſilius Ficinus, lernten wir ſchon kennen; er war es, den Cosmus für das Studium des Plato erziehen ließ. Von ihm gieng die Liebe zu Plato auf Lorenzo über, unter welchem die von Cosmus geſtiftete platoniſche Akademie fortblühte. Unter den italieniſchen Gedichten Lorenzos befinden ſich auch platoniſche. —

Außer Marſilius, dem Platoniker, war Johannes Argyropulus[1] der Ariſtoteliker ſein Lehrer und

Chriſtophorus Landinus, geboren in Florenz 1424, Schüler von Carlo Aretino. Im Jahre 1457 ward Landinus Profeſſor der Rhetorik und Poetik und hatte viele Schüler. Bekannter als ſeine lateiniſchen Gedichte ſind ſeine Commentare zu Horaz, Virgil und Dante. Die Naturgeſchichte des Plinius überſetzte er ins Italieniſche. Seine Camaldulenſiſchen Unterſuchungen ſind Nachahmungen der Tuſculanen. — Er ſtarb 1504 im 80ſten Lebensjahre.

Zu den drei Lehrern Lorenzos geſellen ſich nun zwei jüngere Freunde, höchſt ausgezeichnete Männer, nämlich Angelus Politianus und Picus von Mirandola.

Angelus Politianus (eigentlich Ambrogini) war geboren zu Monte Pulciano 1454, der Sohn eines armen Doctor juris. Nur 6 Jahre jünger als Lorenzo klagte er dieſem, als 13jähriger Knabe, in einem lateiniſchen Epigramm ſeine Armuth, ward von ihm ins Haus genommen, und wie er durch Ficinus und Landinus unterrichtet. Die größte Anerkennung verdankte er einem italieniſchen Gedicht[2] auf den Turnierſieg des Julianus von Medici.

Lorenzo vertraute ſpäterhin dem Politian die Erziehung ſeiner Söhne Peter und Johannes an; Johannes iſt der nachmalige Pabſt Leo X. Im Jahre 1480 ward Politian öffentlicher Lehrer der griechiſchen und römiſchen Literatur in Florenz. Er las über viele Klaſſiker, auch über den Ariſtoteles. Man nahm ihm dieß übel; er habe ſich, ſagte man, früher nicht mit der Philoſophie befaßt und wolle lehren, was er nicht gelernt. Darauf antwortet[3] er: Ich gebe mich für den Ausleger des Ariſtoteles aus, nicht für einen Philoſophen. Wäre ich Dolmetſcher eines Königs, ſo würde ich mir drum nicht einbilden, König zu ſein. Servius und Ariſtarchus gaben ſich auch nicht für Poeten aus. Des Grammaticus Aufgabe iſt es, Schriften jeglichen Inhalts auszulegen. — Daß er aber als Grammaticus den Scholaſtikern, welche, wie er ſagt, mit Recht einen Ekel vor wohlredenden, ihnen drum höchſt unähnlichen Schriftſtellern hätten, daß er

1) Geb. zu Konſtantinopel 1416, lehrte von 1456 bis 1471 in Florenz, ſpäter in Rom, wo Reuchlin in ſeiner Vorleſung über Thucydides hoſpitierte. Er ſt. 1486.

2) Stanze per la Giostra di Giuliano di Medici. Vgl. über dieß Turnier: Bouterwek I, 240. Julian, Lorenzos Bruder, ward bei der Verſchwörung der Pazzi ermordet.

3) Opp. Polit. Lamia. 459 sqq.

diesen zu schaffen machen könne, zeigt er factisch. „Ich gieng einmal, schreibt er,[1] einige Commentare zum Aristoteles genauer durch, die jene Philosophen vorzüglich lieben; guter Gott, welche Monstrositäten fand ich! . . . Ich verglich auch den griechischen Aristoteles mit dem teutonischen (cum Teutonico), d. h. den beredtesten mit dem unmündigsten und sprachlosen, ach wie verwandelt war er! Ich sah ihn, und es gereut mich, ihn gesehen zu haben, nicht aus dem Griechischen gedolmetscht, sondern ganz toll gemetscht,[2] so daß ich auch keine Spur vom wirklichen Aristoteles in der Uebersetzung fand. Und dennoch erröthen diese stumpfen Menschen nicht, wenn sie sich den ehrwürdigen Namen Philosophen beilegen."

So tritt hier wieder der Kampf zwischen scholastischer und klassischer Bildung hervor. Wies der Grammaticus dem Philosophen nach, daß er den Aristoteles nicht im geringsten verstehe, so nahm er dem philosophischen Bau den Grundstein, er mußte einstürzen.

Damals regte sich große Eifersucht zwischen den griechischen und italienischen Gelehrten. Es ist unglaublich, klagt Politian, wie die Griechen uns Lateiner (latinos homines) so ungern an ihrer Sprache und Wissenschaft Theil nehmen lassen. Sie meinen den Kern zu haben, wir hätten die Schalen. — Dagegen sagt er in einer Rede, welche er in Florenz hielt: Ihr Florentiner, in eurer Stadt ist griechische Gelehrsamkeit, die schon längst in Griechenland selbst erlosch, so wieder aufgelebt und aufgeblüht, daß eure Landsleute öffentlich griechische Literatur lehren, und Knaben aus den edelsten Geschlechtern, was seit tausend Jahren in Italien nicht geschahe, so rein und leicht attisch sprechen, daß Athen nach Florenz übergesiedelt zu sein scheint.

Besondes war Politian darüber empört, daß Argyropulus behauptete: Cicero habe weder Philosophie noch griechisch verstanden. Er halte es, sagte er, für seine und jedes „lateinischen Professors" Pflicht, Ciceros Ruhm zu vertheidigen. Dennoch war er nichts weniger als ein Ciceronianer im beschränkten Sinne. Das bezeugt sein Schreiben an Paulus Cortesius. Dieser hatte ihm eine Sammlung von Briefen geschickt, welche er herausgeben wollte. „Ich[3] schicke Dir, schreibt Politian, die gesammelten Briefe zurück, auf deren Lesung ich, aufrichtig gesagt, gute Stunden schlecht verwendet habe . . . . . Ueber den Styl theile ich nicht ganz Deine Meinung. Denn, wie ich höre, pflegst Du nur den Styl zu billigen, welcher Ciceros Züge trägt. Ich ziehe aber das Ge-

1) Ib. Praet. in Sueton. 502.

2) Gedolmetscht ꝛc. non conversum e Graeco sed plane perversum, sagt Politian. Toll gemetscht sagte einst Fr. A. Wolf. Teutonico, wohl nicht: deutschem; es dürfte vielmehr eine Uebersetzung in scholastisches Latein gemeint sein. Teutones et Germani nennt Hermolaus (s. u.) die Scholastiker. Schwerlich verstand auch Politian die Sprache der Deutschen, der verachteten Barbaren.

3) Politiani opp. p. 113.

ſicht eines Stiers oder Löwen dem eines Affen vor, wiewohl dieſes dem Menſchen ähnlicher iſt. Nach Seneca waren auch die erſten Redner keineswegs einander ähnlich, und Quintilian ſpottete über die, welche vermeinten, Ciceros Vettern zu ſein, weil ſie ihre Perioden mit esse videatur ſchlöſſen. Horaz zieht gegen diejenigen los, welche Nachahmer, nichts als Nachahmer ſind. Solche, die nur nachahmend componieren, gleichen Papageien und Elſtern, welche Worte ſprechen, die ſie nicht verſtehen. Was ſie ſchreiben, hat nicht Kraft, noch Leben, es iſt unwahr, ohne Halt und Wirkung." Weiterhin räth er dem Corteſius, erſt nachdem er den Cicero und viele andere gute Bücher viel und lange geleſen, ſie verdaut und einen Reichthum des Wiſſens in ſich aufgenommen habe, erſt dann ſolle er, ohne ängſtliche Berückſichtigung Ciceros, ſelbſtändig producieren. „Wer beim Laufen immer in die Fußtapfen des Vordermanns treten will, ſchließt er, der kann nicht gut laufen, und der kann nicht gut ſchreiben, welcher nicht wagt, von einer Vorſchrift abzuweichen. Kurz, es verräth einen unfruchtbaren Kopf, wenn man nichts aus ſich erzeugt, nur nachahmt." Corteſius war durch dieſe Antwort natürlich etwas gereizt.[1] — Im Jahre 1484 begleitete Politian eine florentiniſche Geſandtſchaft, um Innocenz VIII. zur Thronbeſteigung Glück zu wünſchen;[2] im Jahre 1492 ſchrieb er für Siena die Glückwunſchrede an Alexander VI.[3]

Politian ward von ſeinen Zeitgenoſſen außerordentlich geehrt und geprieſen, ſeine italieniſchen Arbeiten fanden eben ſo großen Beifall als die lateiniſchen. Beſonders machte eine Sammlung viel Aufſehen, die er Miscellanea nannte. Sie enthält vorzüglich Interpretationen ſchwieriger Stellen der Klaſſiker. Wenn ich dich höre und leſe, ſchreibt ihm Acciarius, ſo beneide ich die alten Römer nicht. Sie freuen ſich über ihren Cicero, wir uns über den unſern. — Tragikomiſch iſt folgende Aeußerung eines gewiſſen Puccius über die Miscellanea. „Damit Du wiſſeſt, ſchreibt er an Politian, für wie ausgemacht (exploratissi-

1) Es würde mich zu weit führen, des Corteſius Antwort aufzunehmen. Unter Anderm ſagt er: die Nachahmung eines beſtimmten Autors ſei zur Zeit nothwendig, weil Latein nicht mehr lebende Sprache u. ſ. w.

2) Politian verfertigte auch eine Ode auf Innocenz; in dieſer heißt es:

Roma cui paret, dominusque Tybris,
Qui vicem summi geris hic tonantis
Qui potes magnum reserare et idem
Claudere coelum.

3) In dieſer Rede folgende Stelle: Gratulamur tibi, Alexander sexte, quod ad rerum humanarum fastigium subvectus imo ad divinitatem ipsam plane sublatus, omnia praeter Deum minora, inferioraque videas; sic ut reges etiam ipsi et principes adorare submissi vestigia tua et pulverem pedum tuorum lingere non modo non dedignentur, sed loco etiam praeclari muneris concupiscant. Gratulamur et christiano gregi, cui tu videlicet is pastor divina providentia datus es, ut illum facile tutum securumque praestiturus, e: a furum insidiis et a luporum incursibus videare. Da war der Wolf zum Hirten geſetzt Polit. Opp. 506.

den lateiniſchen Schriftſtellern zähle ich nicht jene Germanen und Teutonen, welche bei ihren Lebzeiten nicht einmal lebten, geſchweige daß ſie nach ihrem Tode fortlebten; leben ſie aber wirklich fort, ſo iſts zur Strafe und Schmach.[1] Gewöhnlich nennt man ſie unflätig, roh, ungebildet, barbariſch, wer möchte nicht lieber gar nicht als das ſein? Ich will nicht leugnen, wiewohl ich es könnte, daß ſie einiges Nützliche vorgebracht, auch Verſtand, Gelehrſamkeit und Realkenntniſſe hatten, aber ein ſchöner, eleganter oder mindeſtens ein reiner, keuſcher Styl macht erſt den Schriftſteller unſterblich .... Doch vielleicht habe ich von den Bärenhäutern ſchon zu viel geſagt." [2]

Picus antwortet: „Des Hermolaus Brief habe ihn ſehr ergriffen. Seit ſechs Jahren mit den Scholaſtikern, mit Thomas, Scotus u. a. beſchäftigt, ſei es ihm aufs Herz gefallen, daß er Zeit und Arbeit verloren habe. Vielleicht aber, fährt er fort, dürfte ſich einer jener Scholaſtiker etwa ſo vertheidigen: wir haben vor Hermolaus einſt berühmt gelebt und werden ſo fortleben, nicht in den Schulen der Grammatiker und der Knaben, ſondern in den Kreiſen der Philoſophen, bei den Zuſammenkünften der Weiſen, da man nicht über die Mutter der Andromache und die Söhne der Niobe und dergleichen Unbedeutendes, ſondern über die Gründe menſchlicher und göttlicher Dinge verhandelt und disputiert. Beim Betrachten, Unterſuchen und Entwickeln dieſer Dinge waren wir ſo ſubtil, ſpitz und ſcharf, daß wir zuweilen allzu ängſtlich und peinlich erſcheinen können, wofern man überhaupt zu ängſtlich und ſorgfältig beim Erforſchen der Wahrheit ſein kann. Möge es einer unſerer Verkläger mit uns verſuchen, er wird erfahren, daß es uns Barbaren nicht an Weisheit, wenn auch an Beredſamkeit gebrach; dieſe beide zu trennen, iſt vielleicht nicht nur verzeihlich, ſondern es dürfte unverzeihlich für uns ſein, beide zu verbinden. Denn wer würde nicht Locken und Schminke an einer ehrbaren Jungfrau verdammlich, an einer Veſtalin abſcheulich finden? Es können ſich zwei Dinge nicht ſtärker einander widerſprechen, als die Aufgabe des Redners und die des Philoſophen." Nun wird des Rhetors Aufgabe geſchildert als Kunſt, das Weiße ſchwarz, das Schwarze weiß zu machen, und durch die magiſche Kraft der Beredſamkeit den Zuhörern alles und jedes nicht ſo darzuſtellen, wie es wirklich iſt, ſondern ſo wie der Redner will, daß es ihnen erſcheine. Ob ein ſolcher Redner wohl mit dem Philoſophen etwas gemein habe, da der letztere auf nichts ausgehe, als die Wahrheit zu erkennen und dieſelbe andern klar zu machen? Schmuck der Rede würde hierbei nur verdächtig, ja unſchicklich und unwürdig ſein. Ueber mißtönende, bar-

1) Daß unter den Teutonen und Germanen vorzugsweiſe nur die Scholaſtiker verſtanden werden, dürfte ſchon aus dem lobenden Epitaph zu ſchließen ſein, welches Hermolaus auf Rudolf Agricola machte, der in demſelben Jahre (1485) ſtarb, da dieſer Brief geſchrieben ward. Die Italiener ſcheinen „Teutonen" faſt in dem Sinne gebraucht zu haben, wie ſpäterhin der Name Gothen gemißbraucht wurde.

2) Sed nimis fortasse multa de nebulonibus.

bariſche Worte der Philoſophen ſolle man nicht klagen; das Ohr möge über den Vortrag der Muſiker urtheilen, nicht über Philoſophen. — Nichts bewege und überzeuge uns ſtärker, als das Leſen der heiligen Schrift, und dennoch ſeien es nur einfältige Wort ohne Kunſt, die uns überwältigten. Allein eben dieſe Worte ſeien lebendig, beſeelt, flammend, tief in den Geiſt eindringend und ſchafften den ganzen Menſchen um. — Geſtände man zu, die Philoſophen hätten Weisheit ohne Beredſamkeit, ſo hätten dagegen Hiſtoriker, Redner und Dichter Beredſamkeit ohne Weisheit, ſie ſeien herzlos, ganz Zunge. Des Scotus wahres, wenn auch geſchmackloſes Philoſophieren ſei mehr werth als des Lucretius elegante Unwahrheit.

„So etwa, ſagt Picus, können die barbariſchen Philoſophen ſich vertheidigen. Er habe die Beredſamkeit rückſichtslos angegriffen, damit Hermolaus ſie in Schutz nehme, wiewohl ſich ſein Gefühl und ſeine Natur ſelbſt ein wenig gegen dieſes Angreifen geſträubt. Doch, ſchließt er, aufrichtig geſagt, gewiſſe Grammatiſten bringen mich in Zorn, die, wenn ſie zwei Wortableitungen gefunden, dermaßen prahlen und überall groß thun, daß ſie meinen: gegen ſie gehalten ſeien die Philoſophen nichts. Wir wollen dieſe eure Philoſophen nicht, ſagen ſie. Was Wunder? Hunde mögen auch keinen Falerner.“[1]

Hermolaus nahm den Brief des Picus mehr als einen ſcherzhaften, höchſt beredten Angriff gegen die Beredſamkeit auf und als eine eben ſo beredte Vertheidigung roher, unberedter Philoſophen. Dieſe, ſagt er, würden es aber dem Picus gar nicht Dank wiſſen, wenn er ihre Sache mit rhetoriſcher Kunſt geführt, da ſie dieſe Kunſt eben auf alle Weiſe zu vernichten ſtrebten. — Daß es aber dem Picus mit dem Angriff auf die Beredſamkeit und der Vertheidigung der Scholaſtiker kein bloßer Scherz war, fällt in die Augen, ſchrieb er ſie auch, wie er ſagt, mit einigem Widerſtreben ſeiner Natur. Dieß erſieht man am beſten aus den 900 Theſen, welche er im folgenden Jahre, 1486, zu Rom anſchlug, um über dieſelben öffentlich zu disputieren.[2] Es ſollte eine Disputation de quolibet ſein, wie man es nannte, über alle Art Wiſſenſchaft. Viele Sätze ſind von den Scholaſtikern entlehnt, namentlich von Albertus magnus, Thomas von Aquin und Johannes Scotus; und eigens bemerkt Picus: er habe jene Sätze nicht in klaſſiſchem, ſondern in ſcholaſtiſchem, ſogenanntem pariſer Latein abgefaßt.[3]

1) Der Brief des Picus iſt von Bretſchneider in das Corp. Ref. (9, 678) aufgenommen, nebſt einer „responsio Philippi Melanthonis pro Hermolao.“

2) Der Anſchlag beginnt: De adscriptis numero noningentis dialecticis, moralibus, physicis, mathematicis, theologicis, magicis, cabalisticis, cum suis tum sapientum Chaldaeorum, Arabum, Hebraeorum, Graecorum, Aegyptiorum, Latinorumque placitis disputabit publice Joannes Picus Mirandulanus, Concordiae comes, in quibus recitandis non Romanae linguae nitorem, sed celebratissimorum Parisiensium disputatorum dicendi genus est imitatus, propterea quod eo nostri temporis philosophi plerique omnes utuntur.

3) So heißt es z. B: Ille habitus est practicus qui est formaliter regulativus alicujus operationis habituati etc.

Fünfhundert dieſer Theſen gehören dem Picus eigen (secundum propriam opinionem); er unterwirft es ganz dem Urtheile des Pabſtes Innocenz VIII., ob ſie gültig oder als dem kirchlichen Dogma widerſtreitend zu betrachten ſeien. Mehrere wurden von Widerſachern als ketzeriſch angegriffen; er vertheidigte ſie in einer Apologie.

Lieſt man alle dieſe Sätze, ſo erſtaunt man über die Univerſalität des Picus. Beſonders fällt ſein Studium orientaliſcher Quellen auf; er hatte hebräiſch, chaldäiſch und arabiſch gelernt. In der Kabbala hoffte er viele Aufſchlüſſe zu finden. Bibel, Zoroaſter, Orpheus, Pythagoras, Plato, Ariſtoteles, alle in eine große Harmonie zu bringen, das war ein Hauptziel ſeines Strebens; das bezeugt auch ſein Heptaplus, eine Auslegung des erſten Kapitels der Geneſis.

Merkwürdig iſt es, daß er bei dieſer ſeiner Richtung ein Werk gegen die Aſtrologie ſchrieb, welches jene falſche Kunſt bei vielen in Mißcredit brachte. Hinſichtlich der Magie unterſchied er ſcharf die böſe von der guten, in letzterer ſah er die Vollendung der Naturphiloſophie.[1]

Eigenthümlich ſind ſeine Anſichten über Mathematik. „Die Neuern, ſagt er, welche über natürliche Dinge mathematiſch disputieren, zerſtören die Fundamente der Naturphiloſophie.“ — „Nichts iſt einem Theologen ſchädlicher als häufige und anhaltende Beſchäftigung mit Euklids Mathematik.“[2]

So lernen wir den Picus als univerſellen Philoſophen, Geſchichtsforſcher und Theologen kennen; man denkt ihn ſich als einen abſtruſen, mittelalterlichen Kopf; wiewohl er beim Abfaſſen der Theſen erſt 23 Jahre alt war, ſo glaubt man doch einen Greis zu hören. Er war aber, nach dem einſtimmigen Zeugnis ſeiner Zeitgenoſſen, nichts weniger als greiſenhaft, ſondern ein außerordentlich ſchöner junger Mann, von Frauen bewundert und Dichter der Liebe. Er ſelbſt ſpottet über ſeine doppelte Natur. Indem ich, ſchreibt er an Politian, auf zwei Stühlen ſitzen will, gerathe ich zwiſchen beide; ſo kommt es, daß ich weder Dichter, noch Redner, noch auch Philoſoph bin.[3] Es war, als hätten ſich in Picus mittelalterlicher Scholaſticismus und Elemente der ſpäteren klaſſiſchen Bildung zuſammengefunden, ohne ſich organiſch zu vereinigen, wie ſie einſt in Dante ſich vereinigten.

In ſpätern Jahren verbrannte er ſeine Liebesgedichte[4] und wandte ſich ganz ernſten Studien und einem heiligen Leben zu, in Reue über die Eitelkeiten ſeiner früheren Jugend, auch über die gelehrten. „Die Philoſophie, ſchreibt er an

1) Magia. . . . naturalis philosophiae absoluta consummatio. Analog. 120.

2) Conclusion. pag. 100. Merkwürdig iſt des Picus Uebereinſtimmung über Magie und Mathematik mit Baco von Verulam.

3) Polit. Opp. l. c.

4) Polit. Opp. pag. 6. Politian an Picus: Audio te versiculos amatorios quos olim scripseras, combussisse; veritum fortasse, ne vel tuo jam nomini *vel aliorum moribus* officerent . . . Quantum repeto memoria nihil illis tersius, dulcius, ornatius.

Aldus Manutius, vier Jahre vor seinem Tode, die Philosophie sucht die Wahrheit, die Theologie findet, die Religion besitzt sie.[1]

Später schreibt er an Franz Mirandola:[2] „ich bitte dich inständigst, laß die Fabeln und Possen der Dichter und lies Tag und Nacht in der heiligen Schrift. . . . Vergiß nicht, daß der Sohn Gottes für dich gestorben ist, und daß du, auch wenn du lange lebst, bald sterben mußt." — Der Brief ist vom 15ten Mai 1492. Einen Monat früher, am 2ten April, stand Picus und Politian am Sterbebette ihres gemeinschaftlichen Freundes Lorenzo von Medici.

Politians Brief an Jacobus Antiquarius,[3] in welchem er Lorenzos Ende beschreibt, muß jeden Leser ergreifen. Es ist, als wenn sich in den letzten Stunden des großen Mannes die Schönheit und Kraft klassischer Bildung auf wunderbare Weise mit der tiefsten Demuth und Reue eines innigen christlichen Gemüths verschmolzen hätten. Mit ruhiger Klarheit gab er seinem Sohne edlen und weisen Rath, wie er sich im Regiment zu benehmen habe. Als aber der Priester kam, ihm das Abendmahl zu reichen, raffte sich der todtkranke Mann aus dem Bette auf, kniete nieder und betete mit zerknirschtem Sinne: Jesus möge ihm armen Sünder gnädig sein. — Später erblickte er den Politian und drückte ihm liebevoll die Hände. Dieser konnte vor Weinen nicht bleiben. Nachdem er in einem Nebenzimmer den Thränen freien Lauf gelassen, kehrte er zu Lorenzos Bett zurück, der ihn frug: was sein Picus mache? Als er hörte: dieser scheue sich, ihm lästig zu fallen, äußerte er den Wunsch, daß man ihn rufen möchte. Mit der größten Freundlichkeit empfieng er ihn und bat: er möge es seiner Liebe verzeihen, daß er ihm Mühe mache, er werde freudiger seinen Geist aufgeben, wenn seine sterbenden Augen sich vorher am Anblick seines liebsten Freundes gelabt. — Er scherzte selbst noch mit Picus und Politian und äußerte, daß er gern die Vollendung der für sie bestimmten Bibliothek erlebt hätte. — Kaum war Picus fort, so trat Hieronymus Savonarola ins Zimmer, ein Mann, schreibt Politian, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit, ein trefflicher Prediger der himmlischen Lehre. Dieser ermahnte den Lorenzo, Glauben zu halten und den Tod mit Gleichmuth zu ertragen; worauf Lorenzo erwiderte: sein Glaube sei unerschüttert und der Tod ihm höchst willkommen, wenn Gott es so beschlossen habe. Darauf bat er den Savonarola um seinen Segen, antwortete gehörig auf dessen Fragen, ganz unbewegt durch die Schmerzensausbrüche der Seinen, und empfieng die Benediction in demüthiger Andacht. Bis auf den letzten Augenblick bewahrte er seinen gewohnten Gleichmuth und seine Seelengröße und verrieth nicht ein Zeichen des Schmerzes. Zuletzt umarmte er die Umstehenden, bat jeden um Verzeihung, wenn er ihm in der Krankheit Beschwerde gemacht, erhielt dann die letzte Oelung, befahl seinen scheidenden Geist

1) Opp. 359. Philosophia veritatem quaerit, Theologia invenit, Religio possidet.
2) Ib. 343.
3) Polit. Opp. pag. 46.

Gott und verſchied, ein Crucifix küſſend, unter Vorleſung der Leidensgeſchichte Jeſu. — Dieſer Erzählung fügt Politian eine Charakteriſtik Lorenzos hinzu. „Er war ein Mann, ſagt er, für das Höchſte geboren, eben ſo beſtändig im Glück als gleichmüthig im Unglück; von großem, behendem, durchſchauendem, univerſellem Geiſte; redlich, gerecht, zuverläſſig, ſo freundlich und leutſelig, daß Alle ihn liebten. Dazu war er von fürſtlicher Liberalität, nicht um des Ruhmes willen und um ſich einen Namen zu machen, ſondern aus reiner Liebe zur Tugend.“ — Zuletzt preiſt er das, was Lorenzo für Gelehrte gethan, und welche große Summen Geldes er zum Ankauf von Büchern verwendet.

Politian und Picus überlebten nur zwei Jahre den Lorenzo; beide ſtarben kurz nach einander, 1494; in demſelben Jahre ſtarb auch ihr gemeinſchaftlicher Freund, der gelehrte, fromme Venetianer Hermolaus Barbarus. Picus ward nur 32 Jahre alt. Seine Zeitgenoſſen ſtaunten ihn als ein Wunder der Natur an. Picus von Mirandola, ſagt Politian, dieſer einzige Mann oder vielmehr Heros, iſt reichlich mit allen Gaben des Glücks, des Leibes und der Seele ausgerüſtet, von faſt göttlicher Geſtalt, majeſtätiſch, von höchſt durchdringendem Verſtande, ſeltenem Gedächtnis, unermüdlichem Fleiße, klarer, reicher Beredſamkeit; ob er durch Urtheilskraft oder durch ſeine Sitten bewundernswürdiger, iſt zweifelhaft. Im ganzen Gebiet der Philoſophie iſt er durchaus bewandert, in allen guten Künſten geſchickt.[1] Frühreif für das Leben entwickelt, reifte er auch früh für den Tod. Bis in ſein 24ſtes Jahr der Ruhmbegierde und der Frauenliebe dienend, wandte er ſich mit aſcetiſcher Strenge in den letzten acht Lebensjahren vom Irdiſchen ab, dem Himmliſchen zu. Seinem Neffen ſagte er im Vertrauen: ſobald er einige Werke beendet, wolle er ſein Vermögen den Armen geben, dann mit dem Kreuze die Länder durchreiſen und Chriſtum predigen.[2]

IV. Leo X. und ſeine Zeit. Licht und Schatten.

Das Sterbejahr des Picus, das Jahr 1494, war ein Unglücksjahr Italiens durch den Feldzug Carls VIII. von Frankreich gegen Neapel.

1) In Politians Praefatio Miscellaneorum an Lorenz von Medici heißt es: De isto enim prae cunctis admirando, non Pico jam sed (ut ipse appellare soleo) phoenice potius, qui nunc in tua lauru nidificat, tanta mea quidem expectatio est, ut ausim Propertio succinere: Cedite Romani scriptores, cedite Graji. Und Misc. cap. 90. Johannes Picus hic meus absolutissimum naturae opus a quo philosophia latine jam meditans loqui, summum puto fastigium accipiet. Dieſe u. a. Stellen bei Meiners 73. 133.

2) Savonarola, Dominikaner (geboren 1452, verbrannt 1498), dürfte großen Einfluß auf ihn gehabt haben; im Dominikanerkleide ward er begraben. Näheres darüber in der Vita Pici, aus welcher Meiners es entnommen.

Die ſchönſte Zeit von Florenz endete ſchon 1492 mit dem Tode Lorenzos von Medici.

Eine Reihe völlig ungeiſtlicher Päbſte folgte einander in Rom. Auf Sixtus IV. (1471—1484), welcher Verſchwörungen und Mord nicht ſcheute, wenn es galt, ſeine weltliche Macht zu vergrößern, folgte Innocenz VIII. (1484—1492), Erzeuger von 16 natürlichen Kindern[1] und Haupturheber des Hexenproceſſes in Deutſchland. Nach ihm Alexander VI. (1492—1503), der ruchloſeſte Sünder,[2] Vater des Herzogs von Kandia, des Caeſar Borgia, dieſes „Virtuoſen des Verbrechens“, und der Lucretia.[3] Julius II. (1503—1513), ein choleriſcher, weltlicher Kriegsfürſt,[4] gieng Leo X. (1513—1521) voraus, dem Sohne Lorenzos von Medici. „Leo X., ſagt Fra Paolo, war ein Mann von vielen Kenntniſſen in der ſchönen Literatur und beſaß eine ungemeine Leutſeligkeit und Milde; er war äußerſt freigebig und geneigt, gelehrte und ausgezeichnete Männer zu begünſtigen. Er würde in der That ein vollkommener Pabſt geweſen ſein, wenn er von Religionsmaterien gründlichere Kenntniſſe und mehr Neigung zur Frömmigkeit gehabt hätte, aber von beiden hielt er nicht viel.“[5]

Er war der Mann nicht, um die Sünden ſeiner Vorgänger gut zu machen und die Chriſtenheit mit den Statthaltern Chriſti zu verſöhnen. Je höher und heiliger das Amt war, um ſo größer war das gegebene Aergernis, und der Widerſpruch zwiſchen dieſem Amte und dem Sündenleben manches Pabſtes ward ſo ſtark, daß gerade in ſehr ernſten, nach Heiligung ſtrebenden Menſchen unter herbem Schmerz der Gedanke aufſtieg: ein ſolcher Pabſt ſei nicht Statthalter, ſondern Widerſacher Chriſti, ja der Antichriſt ſelbſt.

Von proteſtantiſchen, wie von katholiſchen Kirchenhiſtorikern iſt Leos ungeiſt-

1) Octo nocens pueros genuit totidemque puellas
Hunc merito poterit dicere Roma patrem.
Epigramm des Marullus.

2) In der kurzen Zeit zwiſchen Innocenz Tode und Alexanders Krönung wurden in Rom 220 Mordthaten verübt. Von 20 Kardinälen, ſie heißen in einer Bulle infallibiles aeternae sapientiae consultores, hatten 15 ihre Stimmen an Alexander verkauft.

Vendit Alexander claves, altaria, Christum
Emerat ille prius, vendere jure potest.
De vitio in vitium, de flamma transit in ignem.
Roma sub Hispano deperit imperio.

3) Grabſchrift der Lucretia von Pontanus:
Hic jacet in tumulo Lucretia nomine, sed re
Thais. Alexandri filia, sponsa, nurus.

Dieß deutet auf die unausſprechlichen Schandthaten Alexanders und ſeiner Kinder. Alles überſteigt eine Erzählung des Burchardus, citiert in Roſcoes Leben Leos X. (deutſche Ueberſ. 1, S. 355; vergl. auch S. 372 ꝛc.) und bei Raumer Geſchichte Europas 1, 31 sqq.

4) Qui totus erat ex morbo gallico ulcerosus. Cit. bei Roſcoe 2, 56.

5) Sarpi Conc. di Trento 1, 5; bei Roſcoe, 3 477.

liches, leichtſinniges Leben und ſein vom chriſtlichen Ernſt abgewandter, der ſinnlich heidniſchen Heiterkeit zugewandter Sinn getadelt worden. Er war der Sohn ſeiner Zeit und ſeines Standes.

Wie weit war es in dieſer Zeit mit der italieniſchen Geiſtlichkeit gekommen, wenn Johannes della Caſa,[1] ſpäter Erzbiſchof von Benevent, ein ſcandalöſes Schmutzgedicht ſchreiben konnte, in welchem er der unnatürlichen Wolluſt das Wort redete?[2] — wenn Folengo, auch Geiſtlicher, Gedichte „voller Zoten" ſchrieb![3] „eine Eigenſchaft, ſagt Roſcoe, wodurch ſich damals die Schriften der Geiſtlichen von denen der Laien vorzüglich zu unterſcheiden ſchienen," — wenn der Biſchof Bandello drei Bände Novellen herausgab, welche „eine Menge der ſchmutzigſten Geſchichten enthalten, die dem Leſer ganz offen und unverſchleiert dargelegt werden," — wenn Leo. X. aus Siena die komiſche Geſellſchaft der „Ungeſchlachten" an ſeinen Hof lud, und von ihr unter andern die Calandra des Kardinal Bibiena aufführen ließ, ein Stück voll „derber Unſauberkeiten," — wenn Macchiavells Mandragora vor Leo gegeben wurde, in welcher ein Mönch mit jeſuitiſcher Sophiſtik eine Frau aufs Schändlichſte verkuppelt.

Den heilloſeſten, mephiſtopheliſchen Menſchen, „deſſen Leben man den Triumph der Unverſchämtheit nennen könnte," den Pietro Aretino, zog Leo an ſeinen Hof, nachdem er ſchon Frevels halber von Arezzo verbannt, Diebſtahls halber von Chigi, ſpäter auch von Julius II. fortgejagt worden. Die Feder dieſes Pietro war gefürchtet und feil. Er war es, der zu 16 unausſprechlich unzüchtigen Bildern des Giulio Romano 16 unausſprechlich unzüchtige Sonette machte, von denen Vaſari ſagt: man wußte nicht, was unreiner ſei, das Anſchauen der Bilder oder das Anhören der Gedichte. „Aretins Tod, erzählt Roſcoe, ſoll ſeinem Leben geglichen haben. Als er von einem Beiſpiel empörender Unzucht Nachricht erhielt, welches ſeine Schweſtern, die in Venedig das Gewerbe von Freudenmädchen trieben, gegeben hatten, brach er in ein ſo gewaltiges Gelächter aus, daß er mit dem Stuhle rücklings überſchlug und eine Wunde am Kopf erhielt, die ſeinen Tod herbeiführte."[4] Und dieſem Mann gab Papſt Julius III. tauſend Kronen, ernannte ihn zum Ritter des heiligen Petrus; doch verdroß es den Aretiner ſehr, daß er nicht Kardinal wurde.[5]

Zu Leos Zeit lebte Pomponatius, welcher das Chriſtenthum im höchſten

1) Della Caſa 1503—1556.

2) „Zu Rom habe ich geſehen etliche Kardinäle, die man als die heiligen ehrete darum, daß ſie ſich an dem Umgang mit Weibern genügen ließen." Luther zu Gen. 19, 4. 5.

3) Leo X. 3, 53. 289.

4) Ib. 3, 299.

4) Ein Italiener machte dem Peter folgende Grabſchrift:

Qui giace l'Aretin poeta tosco
Che disse mal d'ognun fuor che di dio
Scusandosi col dir: Non lo conosco. •

Grade lächerlich zu machen ſuchte und die Unſterblichkeit der Seele in einer beſondern Schrift[1] beſtritt. Leo und ſein Sekretär, der nachmalige Kardinal Bembo, nahmen die Schrift in Schutz. Dieß ſtimmt ſehr mit zwei uns hinterlaſſenen Erzählungen. Zwei Philoſophen ſtritten, wie Luther[2] berichtet, in Gegenwart Leos über die Unſterblichkeit der Seele. „Man ſaget, fährt Luther fort, der Pabſt habe zu dem, der disputieret hatte, daß die Seele unſterblich wäre, geſaget: Es ſcheinet wohl, daß du recht und wahrhaftig redeſt; aber deines Widerparts Meinung und Rede machet ein fröhlich Angeſicht.“ „Denn, ſetzt Luther hinzu, ſo pflegen die Epikurer zu thun: was dem Fleiſch wohl thut und der Vernunft gemäß iſt, nehmen ſie an.“ Die zweite Erzählung lautet: „Georg Sabinus, der Schwiegerſohn Melanchthons, ward vom Kardinal Bembo gefragt, was Melanchthon von der Auferſtehung der Todten und dem ewigen Leben denke. Auf des Sabinus Antwort: aus Melanchthons Schriften ſei deſſen voller Glaube an dieſe zwei Dogmen bekannt, entgegnete der Kardinal: ich würde den Mann für geſcheuter halten, wenn er das nicht glaubte.“[3]

Mußte doch zu Leos Zeit das zehnte lateraniſche Concil im Namen der Kirche feſtſetzen: man ſolle an die Unſterblichkeit der Seele glauben. So war die Glaubenslehre der Kirche gleichſam ein ſelbſtändiges, vom Glauben des Pabſtes und der Geiſtlichen unabhängiges, ihnen fremdes Weſen, und die Erzählung, Leo habe zu Bembo geſagt: die ganze Welt weiß es ja, wie einträglich uns dieſe Fabel von Chriſto geweſen iſt, braucht wenigſtens nicht aus Gründen der innern Kritik geleugnet zu werden. Savonarola predigte in Florenz gewaltig gegen den entſetzlichen Abfall vom Chriſtenthume und das ruchloſe Leben, er unterlag jedoch ſeinen Feinden, an deren Spitze der heilloſe Papſt Alexander VI. ſtand; 1498 ward er hingerichtet. Aber im Jahre 1510 ſah ein Anderer den Gräuel der Verwüſtung an heiliger Stätte, in der Hauptſtadt der Chriſtenheit. Was er erfuhr, blieb ihm in gutem Gedächtnis; er war der auserſehene Strafengel über das gottvergeſſene Geſchlecht.

Das iſt die entſetzliche Schattenſeite jener Zeit. Wer ſeine Augen von dieſer Schattenſeite wegwendet, der wird den heiligen, gerechten Zorn Luthers nicht begreifen; wer aber einſeitig ſie allein ins Auge faßt, der begreift nicht, wie doch von ſo vielen das Zeitalter Leos als einer der glanzvollſten Punkte in der Geſchichte habe angeſehen werden können.

Die eminenteſten klaſſiſchen Philologen Italiens gehören dem 15ten Jahrhundert an, wir haben ſie kennen lernen.

Durch Lorenzo von Medici und Politian war das Italieniſche wieder in den Vordergrund getreten; zwei bedeutende Geiſter, welche der Zeit Leos ange-

1) De immortalitate animae. Pomponatius vertheidigte ſich, indem er behauptete, nur des Ariſtoteles Meinung vorgetragen zu haben.

2) Luthers Werke. Walch 1, 1870.

3) Melch. Adami vitae Theolog. pag. 173.

hören, waren es vor allen, die ihm den Vorzug vor dem Latein verschafften, nämlich Machiavelli (1469—1527) und Ariosto (1474—1523). Bembos Rath, den rasenden Roland in lateinischer Sprache auszuarbeiten, wies Ariosto zurück. — Bembo (1471—1547) selbst erwarb sich in lateinischen wie in italienischen Productionen das Lob der größten Correctheit. „Er strebte," sagt von ihm ein Italiener, „mit gleichem Erfolg, das Muster eines Virgil und Cicero nachzuahmen, und seine rein fließende Schreibart erinnert an Petrarch und Boccaz."[1] „Eine ruhige Prüfung," bemerkt jedoch Roscoe, „muß zwar Bembos (italienische) Dichtungen billigen, allein man sagt sich dabei, daß jeder Mann von Geschmack und Belesenheit mit einigem Fleiße eben das hätte leisten können. Dieß beweiset das Heer von Schriftstellern, die ihn zum Muster wählten. . . . Man gewöhnte sich, den innern Werth der äußern Verzierung aufzuopfern, sah nicht auf das was, sondern auf die Art wie man es sagen wollte."[2]

Wie für italienische Poesie und Prosa, so ward Bembo auch für die lateinische Prosa Muster, das heißt, er ward für den angesehen, welcher den Styl Ciceros am glücklichsten nachgeahmt.[3] Diese Nachahmung nimmt sich zuweilen wunderlich aus, besonders in den Briefen, welche er als Sekretär Leos in dessen Namen schreibt, wobei er jeden kirchlichen unklassischen Ausdruck vermeidet. So heißt es in einem Briefe an Kaiser Maximilian: angehaucht vom Wehen des himmlischen Zephyr zur wahren Reue zurückkehrend.[4] Den Einwohnern von Recanati schreibt er: sie sollten besseres Holz zum Bau der Kirche von Loreto liefern, sonst sähe es aus, als wollten sie durch Schenken schlechten Holzes mit dem Pabst, ja mit der Göttin selbst ihren Spott treiben.[5] „Die Göttin," d. i. Maria. In seiner venetianischen Geschichte sagt er von einem Pabste: er sei durch die Gnade der unsterblichen Götter erwählt worden; und die Venetianer läßt er an den Pabst schreiben: er solle den unsterblichen Göttern vertrauen, deren Statthalter auf Erden er sei.[6]

Es ist dieß die weiter gediehene Confusion des Christlichen und Heidnischen, welche schon bei Dante hervortrat, aber in dem Maß bedenklicher ward, als die christliche Kirche durch Unglauben und Sündenleben verfiel.[7]

1) Betinelli bei Roscoe: Leo 3, 12.

2) Roscoe ib. 17.

3) An Longolius schreibt Bembo: hortor ut Ciceronem ipsum quem tibi unum scribendi magistrum me autore proposuisti, eundem universum non solum vores, sed etiam concoquas, atque in succum et sanguinem convertas tuum. Bembi epist. p. 587. Charakteristisch ist der Titel der vor mir liegenden Ausgabe: Petri Bembi epistolae, Latinae puritatis studiosis ad imitandum utilissimae. Basileae 1567.

4) Petri Bembi epistolae Leonis nomine scriptae. Lib. 3, ep. 21: „aura Zephyri coelestis afflati ad veram poenitentiam revertentes."

5) Ib. 8, ep. 17. „Deam ipsam."

6) Uti fidat diis immortalibus, quorum vicem gerit in terris.

7) Ein merkwürdiges Beispiel dieser Confusion war es, wenn ein Dichter begann: O

Die Künſtler, vor allen die Maler ſind es, welche Leos Zeit verherrlichen.[1] Früher war die keuſche Kunſt ganz im Dienſt der Kirche; zur Beobachtung und treuen Nachahmung der Natur fehlte damals wenn nicht der Sinn, doch Studium und Geſchick. Ja es fehlte auch das Bedürfnis, ſo lange vom Künſtler nur überlieferte, ſtereotype Figuren, oft nur ſymboliſche, begehrt wurden. Aber ſchon im 14ten Jahrhundert begann eine neue freiere Kunſtentwicklung. Im 15ten trat dieſe energiſcher hervor, beſonders als unzählige alte Bildſäulen,[2] die ſo viele Jahrhunderte hindurch in Gräbern ruhten, auferſtanden und verbündet mit den wieder aufgefundenen Klaſſikern, wie Geiſter der alten Zeit, über die Lebenden eine magiſche Herrſchaft ausübten. Die großen Italiener des 15ten und 16ten Jahrhunderts wurden von dieſen Geiſtern des Alterthums begeiſtert und befruchtet. So die bedeutenden Philologen; ſie treten aber zurück, verglichen mit den bewundernswürdigen Künſtlern, welche jenes 15te Jahrhundert in Italien erzeugte, mit Angelico da Fieſole, Johannes Bellin, Leonardo da Vinci, Francesco Francia, Michel Angelo, Pietro Perugino, Raphael u. a. In dieſen Künſtlern vereinigten ſich zwei entgegengeſetzte Elemente: kirchliche Begeiſterung mit dem zarteſten Sinne für Natur und Antike, beide verbunden mit einer zauberhaften Gabe der Darſtellung. — Wie war doch in einem und demſelben Lande und ein und derſelben Zeit das Herrlichſte und das Entſetzlichſte vereinet! Welch ein engelgleiches Kind mochte Raphael ſein, und ſeine Kinderjahre fallen in die verbrechensvollſte Zeit Alexanders VI. — Ja, wie war doch ſo oft das Schönſte und Häßlichſte, das Edelſte und Gemeinſte, fromme Andacht und verwerfliche Sinnlichkeit, in ein und demſelben dieſer Heroen der Kunſt vereinigt! In welche Sünden verfielen und verſanken ſie, wenn ihre Liebe der Natur und des Alterthums in zügelloſe, von heiligem chriſtlichen Ernſt ungebändigte Luſt ausartete und ihre Kunſt wie ihr Leben wahrhaft heidniſch wurden!

Gibt es bei Völkern, wie bei den Einzelnen keine Sublimation ohne Präcipitation? frage ich noch einmal. War der heilloſe ſeelenverkäuferiſche Ablaß für die Lebenden, waren Seelenmeſſen für die Todten die Mittler zwiſchen Frömmigkeit und Ruchloſigkeit, Chriſtus und Belial, Himmel und Hölle?[3]

gerechter, o heiliger, o ewiger Monarch, o höchſter Jupiter für uns gekreuzigt ꝛc. So Luigi Pulci (1432—1487) im zweiten Geſange des Morgante:

O giusto, o santo, o eterno Monarca,
O sommo Giove per noi crocifisso!
Che chiudesti la porta ove si varca
Per ire al fondo dell' oscuro abisso.

1) Die größten Muſiker erſcheinen ſpäter. So Palaeſtrina.

2) Man hat von 60,000, ja Lanzi von 170,000 Statuen oder Antiken in Rom geſprochen. Müllers Handbuch der Archäologie, zweite Ausg. S. 331. Ich verweiſe hinſichtlich der italieniſchen bildenden Kunſt auf Rumohr und Kugler.

3) Ein Künſtler legirte in ſeinem Teſtament eine Summe ſeiner „Lieblingsmaitreſſe," eine zweite zu Seelenmeſſen für ſich.

V. Rückblick auf Italien. Uebergang zu Deutschland.

Blicken wir noch einmal auf die Entwickelungsgeschichte italienischer Wissenschaft und Kunst vom 14ten bis zum Beginn des 16ten Jahrhunderts zurück.

Die mittelalterliche Bildung, besonders die Scholastik, wird allmählich von der klassischen verdrängt. Eine leidenschaftliche Liebe ergreift die Italiener zu den alten römischen Autoren, in denen sie ihre Vorfahren sehen; das Verständnis der griechischen Klassiker geht ihnen durch griechische Lehrer auf. Da sie Plato kennen lernen, so steigert sich ihr Enthusiasmus für das Schöne und in gleichem Maße ihr Widerwille gegen die häßliche Form der auf Aristoteles sich stützenden Scholastik; als sie aber den Aristoteles im Original studiren, so überzeugen sie sich, daß er durchaus vom angeblichen Aristoteles der Scholastiker verschieden sei, wodurch diese ganz geschlagen erscheinen.

Doch verkennen die klassischen Philologen, mit Ausnahme des Dante und Picus, die Tiefe und ernste Wahrheitsliebe der bedeutendsten Scholastiker. Viele unter ihnen verlieben sich dermaßen in die Schönheit der klassischen Form, der prosaischen wie der poetischen, daß sie wähnen, ihre formgetreuen Nachahmungen der Alten seien den Werken dieser gleich an Werth, während solche Nachahmungen, näher betrachtet, oft nur inhaltslose, todte Schemen sind.

Durch die Ausbildung des Italienischen zur schriftstellerischen Muttersprache geschieht es, daß man das Latein nicht mehr, wie im Mittelalter, als eine Muttersprache keck behandelt und fortbildet. Dagegen werden alte Klassiker, besonders Cicero, Normen jener Nachahmung, einer meist todten, servilen Nachahmung.

Nur sehr wenige, namentlich Laurentius Valla, verwenden ihre philologische Gelehrsamkeit zur neutestamentlichen Exegese. Gegen das Hebräische und gegen alttestamentliche Exegese äußert sich bei vielen ein entschiedener Widerwille.[1] Der herbe heilige Ernst des alten Testaments widerstrebt streng aller ephemeren heidnischen Lebenslust, welche sich in ihrer Unlauterkeit nicht selbst erkennen will.

Heidnische Gesinnung, heidnisches Leben, heidnische Schriften charakterisieren viele italienische Gelehrte, öfters seltsam mit kirchlichem Glauben und frommem Enthusiasmus verbunden, vielleicht ohne Arg verbunden, da die Geistlichkeit die Gewissen einschläfert und beruhigt. Gegen den entsetzlichen Verfall der Kirche im Haupt und in ihren Gliedern eifern die meisten; wenige mit heiligem Zorn, wie Dante; die meisten nur als spöttische Satyriker.

So war im Durchschnitt der Charakter der italienischen Philologen, welche wir kennen lernen. Sie übten nun den größten Einfluß auf die Bildung der Deutschen. Rudolf Agricola, Reuchlin, Regiomontan, Erasmus und viele andere ausgezeichnete Deutsche giengen nach Italien, um sich auszubilden; Italiener

1) Picus von Mirandola scheint nur eine Ausnahme zu machen. Niemand wird ihn als den Begründer hebräischer Studien betrachten, in dem Sinne wie Reuchlin es ist.

waren ihre Muster, denen sie nacheiferten;[1] ihnen es gleich zu thun, ja sie zu übertreffen, war ihr Streben. „Ich hege die größte Hoffnung," schreibt Rudolf Agricola an Lange, „daß wir dem stolzen Italien seinen alten Ruhm der Wohlredenheit entwinden und uns von der Schmach befreien werden, daß sie uns übermüthig Barbaren, Ungelehrte, Stumme und wo möglich noch ärger schelten. Ich hoffe, unser Deutschland werde zu solcher Bildung und Gelehrsamkeit gelangen, daß Latium selbst es nicht in der Latinität übertreffen soll."

Kann ein Mann als der Anfänger und Vorkämpfer deutscher Bildung im 15ten Jahrhundert betrachtet werden, so ist es gewiß Rudolf Agricola. Wie klar geht aber aus dem Mitgetheilten hervor, daß er das italienische Ideal klassischer Bildung ganz als das ächte und rechte anerkennt. Das ergibt sich aus allen seinen Schriften. Die Alten — Griechen wie Römer — gründlicher zu verstehen und in lateinischer Rede und Schrift selbst Klassisches hervorzubringen, das ist Agricolas höchstes Ziel, das ist höchstes Ziel bei weitem der meisten deutschen Gelehrten vom 15ten bis in das 18te Jahrhundert hinab. Obgleich nicht Nachkommen der Römer wie die Italiener, strebten die deutschen Gelehrten dennoch, für latini homines zu gelten.

Ein Mensch kann auf einen andern Menschen, ein Volk auf ein anderes Volk wohl keinen größern Einfluß üben, als wenn es diesem seine Ideale, insbesondere sein Bildungsideal, einflößt. Denn die Ideale bestimmen die Richtung und Arbeit der Einzelnen wie der Völker, Unterricht und Erziehung werden durch das Bildungsideal bestimmt, sie sind Wege und Beweger zum Bildungsziele. —

Haben nun die Italiener den Deutschen das Ziel der Bildung gesteckt, so haben sie, wie hieraus klar, den größten Einfluß auf deutsche Pädagogik geübt. Darum mußte, ich wiederhole es, eine Geschichte dieser Pädagogik die Italiener berücksichtigen. —

Sind wir denn, dürfte aber ein Deutscher fragen, sind wir denn nur die Affen der Italiener? Durchaus nicht. Wenn zwei dasselbe thun, so ists darum nicht dasselbe. Wie wahr dieß Wort sei, werden wir im Verfolg sehen, wir werden sehen, daß das klassische Studium bei den Deutschen von einem ganz andern Geiste beseelt war, als bei den Italienern. „Niemand hat gewußt," sagt Luther, „warum Gott die Sprachen hervor ließ kommen, bis daß man nun allererst siehet, daß es um des Evangeliums willen geschehen ist. So lieb nun als uns das Evangelium ist, lasset uns über den Sprachen halten. Und lasset uns das gesaget sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden behalten ohne Sprachen." — Der Ernst christlicher Gesinnung und christlichen Lebens im deutschen Volke, seine fromme Verehrung der Bibel war Grund, daß bei ihm die klassischen Studien einen Charakter erhielten, welcher von dem italienischer klassischer Studien grundwesentlich verschieden war.

1) So war, wie wir sehen werden, Laurentius Valla des Erasmus Vorbild in klassischen Studien, neutestamentlicher Exegese und Verbessern der Vulgata. Wie jener, schrieb er de libero Arbitrio. In den Colloquiis des Erasmus dürfte man den Schüler des unsaubern Poggius, im Ciceronianus den des Politianus erkennen.

Deutſche und Niederländer

von Gerhardus Magnus bis Luther.

1340 bis 1485.

---

1. Die Hieronymianer.

Ehe noch Italien auf deutſche Wiſſenſchaft Einfluß übte,[1] ward in den Niederlanden die Brüderſchaft der Hieronymianer geſtiftet; ihr Stifter war Geert Groote, gewöhnlich Gerhardus Magnus genannt, geboren zu Deventer 1340. Vom Jahre 1355 bis 1358 ſtudierte dieſer zu Paris, wo er ſich auch unerlaubten Künſten widmete, d. i. der Magie, Aſtrologie, Nekromantie. In eine Krankheit verfallen, ließ er einen Prieſter holen und übergab ihm alle dahin einſchlagenden Bücher zum Verbrennen.[2] Zurückgekehrt von Paris, ward er Kanonikus in Aachen und Köln, lehrte in Köln ſcholaſtiſche Weltweisheit und Theologie und lebte dabei anſtändig, aber nicht üppig. Als er einſt Spielen zuſah, ſoll ihm in letzterer Stadt jemand geſagt haben: was ſtehſt du hier mit Eitelm beſchäftigt? Du mußt ein anderer Menſch werden. Bald darauf gieng er in das Karthäuſerkloſter Monikhuſen bei Arnheim zum Prior Heinrich Calcarienſis,[3] blieb dort drei Jahre, ſtudierte vor Allem die h. Schrift und führte ein ſtrenges Büßerleben. Nach Verlauf der drei Jahre trat er als Prediger auf und predigte, wie Thomas von Kempen erzählt, gewaltig in Kraft Johannes des Täufers. Die Kirchen konnten den Andrang ſeiner Zuhörer nicht faſſen; oft ſprach er drei Stunden lang.[4] Der Eindruck ſeiner Predigten war um ſo größer, als ſie nicht in unverſtändlicher lateiniſcher, ſondern in der belgiſch-deutſchen

1) Quellen: Thomae a Kempis opera omnia . . . Opera H. Sommalii. 1759. — Jac. Revii Daventria illustrata. 1653. — „Die Brüderſchaft des gemeinſamen Lebens, von Delprat. Deutſch bearbeitet von Mohnike. Leipzig 1840.“ — „Johann Weſſel von Ullmann. Zweite Auflage. Hamburg 1842.“ Ein treffliches Buch.

2) Vita Gerardi magni, von Thomas von Kempen. Cap. 13.

3) Ib. cap. 4 Heinrich Calcarienſis (1328—1408) war in Paris Gerhards Beichtvater. Delprat 8.

4) Thom. l. c. cap. 15.

Mutterſprache gehalten wurden.[1] Aber dieſe Predigten zogen ihm den Zorn der Bettelmönche zu, deren unſauberes Leben er angriff. Sie bewirkten es, daß ihm der Biſchof von Utrecht das Predigen unterſagte.

Im Jahr 1387 beſuchte er mit Johann Cele, Rektor in Zwoll, den ehrwürdigen 84jährigen Myſtiker Ruysbroek, Prior des Kloſters Grünthal bei Brüſſel. Dieſer machte auf ihn, wie früher auf Tauler, den tiefſten Eindruck, beſonders erbaute er ſich an dem frommen, liebreichen Zuſammenleben Ruysbroeks mit ſeinen Klerikern.

Nach Deventer zurückgekehrt, verſammelte er einen Kreis, vornämlich Schüler der dortigen Lehranſtalt um ſich, mit denen er gute Bücher las, und welche ſich in ſeinem Hauſe beſonders durch Abſchreiben ihren Unterhalt verdienten. Er geſtattete keinem zu betteln[2].

Um dieſe Zeit lebte Florentius Radewin[3] als Kanonikus in Utrecht. Er war 1350 in Leerdam (Südholland) geboren und hatte in Prag ſtudiert. Als er von Gerhards Wirkſamkeit in Deventer hörte, gab er ſein Kanonikat auf, ward Vikar an der Kirche S. Lebuin in Deventer und der genaueſte Freund Gerhards. Eines Tages ſagte er zu dieſem:[4] geliebter Meiſter, was würde es ſchaden, wenn ich und jene ſchreibenden Kleriker von gutem Willen (bonae voluntatis) das Geld, was wir wöchentlich auszugeben haben, zuſammen legten und in Gemeinſchaft (in communi) lebten? Gerhard erwiderte: die Bettelmönche werden dem Plane aus allen Kräften Widerſtand leiſten. Als aber Florentius ſagte: was könnte es ſchaden, wenn wir doch anfiengen, vielleicht ſchenkte Gott dem Unternehmen Gedeihen; da gab Gerhard nach und verſprach, ſich der Sache anzunehmen.

Das war der Urſprung der Brüder, welche man, an Florentius Worte ſich anſchließend, Brüder vom guten Willen (fratres bonae voluntatis) und Brüder vom gemeinſamen Leben nannte. Außerdem führten ſie nach Hieronymus und Gregor dem Großen, die ſie als Patrone betrachteten, den Namen Hieronymianer und Gregorianer.[5]

In Deventer entſtand nun um das Jahr 1384 das erſte ſogenannte Fraterhaus, in welchem die Brüder zuſammenlebten, und am Ende des 15ten Jahrhunderts zog ſich eine Kette ſolcher Häuſer von Cambrai in den Niederlanden durch ganz Norddeutſchland bis Culm in Weſtpreußen, von der Schelde bis zur Weichſel. Das war die Frucht von Radewins geſegnetem Gedanken.

Gerhard erlebte nur die erſten Anfänge, er ſtarb 1384 an der Peſt. Ster-

1) Ib. Praedicavit in Amsterdamo primum sermonem teuthonicum. — Revius Daventr. illustrata p. 30 ſagt: belgico sermone.

2) Ib. cap. 15.

3) Delprat nennt ihn Radewynzoon.

4) Revius S. 30.

5) Fratres collationarii nannte man ſie, weil ſie Collatien, d. i. geiſtliche Speiſungen des Volks veranſtalteten.

bend ernannte er den Florentius zu seinem Nachfolger, er konnte keinen bessern wählen. Zuletzt sprach er: siehe, ich werde vom Herrn gerufen, die Zeit meiner Auflösung ist da; Augustin und Bernhard klopfen an die Thür.[1]

Thomas von Kempen charakterisiert den Gerhard als einen Mann, der mit der ascetischen Strenge Augustins und Bernhards das Heil seiner Seele suchte. Allem, auch dem unschuldigen sinnlichen Genuß entsagte er, trug schlechte Kleider, aß auch angebrannte und ungesalzene Speisen, und vermied jede nähere Bekanntschaft mit Frauen.

Was die Wissenschaft betrifft, so sagte er: die Wurzel deines Studierens und der Spiegel deines Lebens seien zuerst die Evangelien, denn sie enthalten das Leben Christi; ferner die Lebensbeschreibungen und Aussprüche der Kirchenväter, sodann die Briefe Pauli und die Apostelgeschichte, hierauf erbauliche Schriften von Bernhard, Anselm, Augustin u. a.[2]

Den Kreis des Studierens zog er sehr eng. „Wende keine Zeit," äußerte er, „auf Geometrie, Arithmetik, Rhetorik, Dialektik, Grammatik, Poesie, Nativitätstellen (judicialibus) und Astrologie. Alles dieß Treiben verwirft Seneca (?), geschweige denn ein geistlich gesinnter Christ; es bringt dem geistlichen Leben keinen Nutzen. Von heidnischen Wissenschaften sind die moralischen am wenigsten zu fliehen; die weiseren Heiden, wie Sokrates und Plato, wendeten sich ihnen zu. — Was uns nicht bessert oder nicht vom Bösen zurück bringt, ist schädlich. — Um die Geheimnisse der Natur zu erforschen, sollen wir weder heidnische Bücher noch die heilige Schrift lesen." — Alle gelehrte Ruhmsucht und gelehrtes Scheinenwollen vor den Leuten verabscheute Gerhard durchaus.

Offenbar hebt er nur das hervor, was die Heiligung des Lebens fördert; was nicht dahin wirkt, selbst die speculative Dogmatik — geschweige die übrigen Wissenschaften und Künste — stellt er in den Hintergrund. Diese Richtung Gerhards mußte bei ihm den höhern Studien Abbruch thun; dagegen wandte er sich vorzüglich dem Volksunterricht zu.

Wir kehren nun zu Florentius und den Fraterhäusern zurück. Hinsichtlich der ascetischen Strenge war Florentius dem Gerhard ähnlich, doch scheint er bei aller Innerlichkeit seines Lebens ein heiterer und höchst praktischer Mann gewesen zu sein. Durch die reinste, uneigennützigste Liebe übte er eine fast magische Herrschaft über seine Umgebungen, besonders ehrten und liebten ihn die Jüngern. Er war ein Mann voll göttlicher Weisheit und Erkenntnis Gottes in Christo,[3] sagt Thomas von Kempen. Wiewohl er Gerhard den Großen nur 16 Jahre überlebte, so hat er doch in dieser kurzen Zeit sehr viele Fraterhäuser eingerichtet. Das Fraterhaus in Deventer, dem er selbst vorstand, war nach Thomas von Kempen eine demüthige Nachahmung des

1) Er starb am Geburtstage des h. Bernhard.
2) Thom. cap. 18.
3) Thom. a Kempis de prima congregatione clericorum, p. 70.

apostolischen Lebens, ein Spiegel der Heiligkeit; alle Brüder waren dort Ein Herz und Eine Seele, entsagend, andächtig, barmherzig. Was die Einrichtung eines solchen Hauses betrifft,[1] so lebten etwa zwanzig Brüder zusammen und hatten gemeinsame Kasse und Speisung. Vier unter ihnen waren gewöhnlich Priester, die andern Kleriker und Laien. Die Kleriker entsprachen Mönchen, doch ohne es zu sein, da sie keine Regel annahmen und kein Gelübde auf Lebenszeit ablegten.[2] Durch mannigfaltige Handwerke erwarben die fleißigen Brüder ihren Unterhalt, besonders durch Abschreiben. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst waren es die Hieronymianer in Gouda, welche in Holland zuerst druckten.

Dem Wunsche Gerhards entsprechend, stiftete Florentius im Jahre 1386 zu Windesheim, unweit Zwoll, ein Kloster regulierter Kanoniker, „welches in Rath und That den Mittelpunkt für die Vereine des gemeinsamen Lebens bilden sollte." Bald entstand ein zweites auf dem S. Agnesberge bei Zwoll; im Jahre 1430 war die Zahl dieser Klöster schon auf 45 angewachsen. Die Klosterbrüder beschäftigten sich mit Abschreiben: die Ascese scheinen sie einige Zeit übertrieben zu haben. Weil mehrere von ihnen durch allzugroße Enthaltsamkeit verrückt geworden, fragte man im Kloster Windesheim den neu Aufzunehmenden: ob er gut essen und gut schlafen könne und gern gehorche, denn auf diesen drei Punkten gründe sich die religiöse Ausdauer.[3]

Nach einem so segensreichen Leben, wie es wenigen zu Theil wird, starb Florentius 50 Jahre alt im Jahre 1400.

Nächst ihm und Gerhard dem Großen wirkte ein dritter Mann einflußreich auf die Hieronymianer, nämlich Gerhard Zerbolt, gewöhnlich nach seinem Geburtsort Gerhard von Zütphen genannt. Er war im Jahre 1367 geboren. „Für die Verbreitung und den Gebrauch der Bibel in der Landessprache, wie für die Anwendung der Muttersprache im ganzen religiösen und kirchlichen Leben" zu wirken, war sein unabläßiges Streben. Er schrieb ein Buch, de libris teutonicalibus, worin er vorzüglich darauf drang, daß die Laien die Bibel in der

1) Ullmann 99.

2) Daventr. 37: „non assumi regulam, professionem non fieri, obedientiam nemini promitti, tantummodo in suis domibus pariter vivi; fecisse idem Apostolos."

3) Daventria ill. p. 65. Delprat und Ullmann theilten die Frage ohne die angegebene anzuerkennende Motivierung mit, und schließen von derselben auf eingerissenen Epikuräismus. Aus den Biographieen des Thomas erfährt man die übertriebene Abstinenz der Brüder. Von Gerlach Petersen (1377—1411), einem derselben, wird erzählt: er sei beim Singen von solcher Entzückung ergriffen worden, „daß man ihn von der Erde himmelwärts aufsteigen sah." Florentius schickte ihn deshalb von Deventer nach Kloster Windesheim. Egregie manducabat, berichtet von ihm die Windesheimer Chronik, tamquam suam devotionem inhianter quaereret in scutella, in multis expertus, quod, corpore per abstinentiam singularem debilitato, spiritus omnino ab interiore contemplatione impeditur. Diese von Delprat selbst (S. 18) angeführte Stelle zeugt für die ächte, von Epikuräismus weit entfernte, Nüchternheit jener Frage.

Mutterſprache leſen ſollten. Die Bücher der h. Schrift, ſagte er, ſeien ja urſprünglich in der Mutterſprache derjenigen abgefaßt, für welche ſie zunächſt beſtimmt geweſen, für andere aber überſetzt worden. Latein ſei die Vulgata nur aus dem Grunde, weil zur Zeit, da ſie entſtand, die lateiniſche Sprache über das große römiſche Reich verbreitet geweſen. Damit die Apoſtel den verſchiedenen Völkern in den verſchiedenen Landesſprachen hätten predigen können, habe ihnen der heilige Geiſt die Sprachengabe verliehen. Ueberdieß berief er ſich auf die, ſeine Anſicht beſtätigenden, Ausſprüche der größten Kirchenväter. — Auch das Gebet müſſe in der Mutterſprache des Betenden geſchehen, lehrte er.

Mit raſtloſer Thätigkeit wirkte Gerhard von Zütphen, ſo raſtloſer, daß ſein früher Tod im Jahre 1398, da er, nur 31 Jahr alt, ſtarb, wahrſcheinlich Folge ſeines übertriebenen Studierens war.

Endlich muß hier noch ein Mann aufgeführt werden, deſſen Name über die Erde gieng, nämlich Thomas von Kempen.[1] Im Jahr 1380 geboren, kam er, 13 Jahre alt, in die Schule von Deventer, ward mit Florentius bekannt und von dieſem auf alle Weiſe liebevoll unterſtützt. Sieben Jahre ſpäter (1400) ging er in das erwähnte Kloſter auf dem Agnetenberge bei Zwoll, wo er 71 Jahre lang ein ſtilles, beſchauliches Leben führte und 1472, 92 Jahre alt, ſtarb. Von Thomas haben wir die Lebensbeſchreibung der beiden Gerharde, des Florentius und mehrerer anderer bedeutenden Hieronymianer, überdieß viele Erbauungsſchriften. Unter dieſen iſt eine, vor allen Erbauungsſchriften der Welt geleſene, das Werk von der Nachfolge Chriſti. In ſehr viele Sprachen überſetzt, erlebte das lateiniſche Original 2000, die franzöſiſche Ueberſetzung 1000 Auflagen.[2]

Die Angriffe von Seiten der Bettelmönche, welche Gerhard der Große erfuhr, vererbte er auf die Hieronymianer. Am giftigſten verklagte ſie der ſächſiſche Dominikaner Grabow bei Pabſt Martin V. und trug darauf an, daß ſie in den Bann gethan würden. Der Kanzler Johann Gerſon gab aber auf der Kirchenverſammlung von Koſtnitz im Jahre 1418 über dieſe Anklage dahin ſein Gutachten ab: die Klagſchrift ſei als ketzeriſch zu verbrennen. Grabow mußte widerrufen.

So wurden die Hieronymianer vom Pabſt wie vom Concilium förmlich anerkannt; eine Bulle Eugens IV. von 1437, eine zweite Sixtus IV. von 1474 erheilte ihnen Rechte; auch Pius II. war ihnen günſtig. Im Jahre 1505 wurde das letzte Bruderhaus, das zu Cambrai, geſtiftet. Die größte Wirkſamkeit der

1) Kempen zwiſchen Rhein und Maas öſtlich von 24° L. c. 51⅓° Br.

2) Man ſtritt darüber: ob Thomas von Kempen der Verfaſſer ſei; Delprat zählt 127 Streitſchriften. Ullmann entſcheidet ſich aus ſchlagenden Gründen für Thomas. — Sogar ins Lateiniſche ward das Werk de imitatione Christi von Caſtellio überſetzt, von demſelben, welcher die Vulgata ins Lateiniſche überſetzte. Hunc ego libellum (de imitatione) putavi de Latino in Latinum, hoc est de agrestiore sermone in paullo mundiorem esse convertendum, ſagt Caſtellio.

Brüder fällt in das 16te Jahrhundert. Als die Reformation eintrat, schlossen sich viele von ihnen an dieselbe an; in mehrere ihrer Stiftungen zogen dagegen Jesuiten ein.

Nachdem wir nun die Brüderschaft und ihre Stifter kennen gelernt, wollen wir die pädagogische Wirksamkeit derselben ins Auge fassen. Nannte man die Brüder doch, wegen dieser Wirksamkeit, Fratres scholares.[1]

Es ist jedoch nicht leicht, dieß pädagogische Wirken zu charakterisieren, da es nach Zeit und Umständen sehr verschiedener Art war.

Die Ansicht, welche Gerhard der Große von der Wissenschaft hatte, lernten wir kennen. Es war die Ansicht eines Mannes, der, ermüdet von scholastischen Studien, nach Verbrennen seiner magischen Bibliothek, solcher trostlosen Wissenschaft den Abschied gab, und das Eine, was noth ist, suchte. Hatte er sich bis dahin nur mit rein Theoretischem abgemüht, so wandte er sich nun mit ganzer Seele dem Praktischen zu und wollte einzig das Wissen anerkennen, was unmittelbar auf Lebensheiligung Einfluß übt.

Mit ihm stimmt der fromme, in sich gekehrte Thomas von Kempen ganz überein. „Laß ab von übergroßem Wissenstrieb," schreibt er, „denn er führt große Zerstreuung und Täuschung mit sich. Die Wissenden wollen sich gern sehen lassen und für Weise gelten. Es gibt vieles Wissen, was wenig oder gar nicht zum Seelenheil dient. Und der ist ein großer Thor, welcher nach irgend etwas Anderm strebt, als nach dem, was zu seinem Heile dient." Solcher Aeußerungen finden sich bei Thomas viele.

Bei dieser Gesinnung mußte er sich, und ebenso die zwei Gerharde, ganz vorzüglich dem Studium der Bibel zuwenden. Liebe aber trieb diese Männer, Alles zu thun, um dem ungelehrten Volke das Buch des Heils zugänglich zu machen.

Gerhard von Zütphen verbreitete eifrigst die Bibel in der Muttersprache unter das Volk. Das ist aber Anfang und Fundament des christlichen Volksunterrichts. Gibt man dem Volke die Bibel, so muß es lesen lernen, woran sich das schreiben lernen anschließt. Was hier sich zuerst regte, das trat zur Zeit der Reformation mächtig auf.

Die Hieronymianer widmeten sich aber nicht einzig dem Volksunterrichte, sondern auch dem höhern gelehrten. Das kann man schon mit Gewißheit daraus entnehmen, weil ausgezeichnet gelehrte Männer aus ihren Schulen hervorgegangen sind.

Oft ist es jedoch schwer zu bestimmen, welche Schulen man als die ihrigen ansehen soll. An einigen Orten nämlich waren die Brüder selbst Lehrer[2] und besorgten die ganze wissenschaftliche Bildung; an andern Orten schlossen sie sich

1) Delprat. 95.
2) Delprat 96.

aber an die beſtehenden Schulen an, unterrichteten in denſelben, unterſtützten die Schüler u. ſ. w. In den Fraterhäuſern wurde auch wohl Leſen, Schreiben, Singen und das Latein ſprechen gelehrt; Schüler als Koſtgänger dürfte es in allen gegeben haben.[1] Mit dem Lateinſprechen nahm man es im Fraterhauſe zu Deventer ſo genau, daß eine Strafe darauf ſtand, wenn ein Schüler ein niederdeutſches Wort fallen ließ. Doch bezweckte man gewiß nur Fertigkeit im Sprechen eines höchſt unklaſſiſchen, mittelalterlichen Lateins, wie es die Geiſtlichkeit nöthig hatte.

Die Latinität der erſten Hieronymianer ſelbſt, beſonders die des Thomas von Kempen, war himmelweit von der klaſſiſchen entfernt.[2] — Eine ganz neue Periode begann aber für dieſe Schulen, als die Italiener auf ſie mittelbar durch ſolche Niederländer und Deutſche einwirkten, welche Italien beſucht hatten, und zum Theil in Schulen der Brüder gebildet waren.[3]

Wie unendlich verſchieden die Hieronymianer in ihrer erſten Periode von den Italienern des 14ten und 15ten Jahrhunderts ſind, ergibt ſich aus der oberflächlichſten Vergleichung. Jene wenden ſich freilich wie dieſe von der Scholaſtik weg, aber aus durchaus verſchiedenen Gründen! Die Italiener, bezaubert vom Schönen, Poetiſchen, Oratoriſchen der heidniſchen Klaſſiker, faßten einen Ekel gegen die häßliche Schulſprache der Dialektiker, waren dieſe auch chriſtlich; die Hieronymianer dagegen wandten ſich von der Scholaſtik weg, weil ſie ihnen unfruchtbar, ja ſchädlich für die ernſte Heiligung und der Seelen Seligkeit erſchien; ſie trieben um ſo eifriger das Studium der Bibel, von welchem bei den Italienern kaum die Rede iſt. Noch weniger dachten dieſe an Verbreitung der Bibel und an Volksunterricht, was den Brüdern ſo ſehr am Herzen lag; wenden ſie ſich, wie Guarino und Vittorino von Feltre zur Pädagogik, ſo erziehen ſie meiſt Prinzen und Herren.

Als aber die Liebe zu den Klaſſikern bei den Niederländern und Deutſchen erwachte, da blieb ihnen dennoch das Chriſtliche Subſtanz aller Erziehung und alles Unterrichts; trotz ihrer Bewunderung der heidniſchen Autoren war ihnen

1) Ib. 98.

2) Hier ein Beiſpiel aus deſſen Vita Berneri pag. 76: Quadam namque vice sedebat in camera sua scribendo, misitque Dominus Florentius pro eo, ut ad se veniret. Statim ut hoc audivit, pennam de manu sua posuit et de sede surrexit. Erat autem in ultima riga lateris, et forte tria vel quatuor verba adhuc scribenda restabant. Dixit ergo ad eum frater qui missus fuit pro eo: Perscribe illam rigam seu lineam, et tunc latus erit finitum, adhuc tempestive venies. Ad haec sicut verus obediens respondit: non plus sed oportet obedire.

3) Zu dieſen — von ihnen wird alsbald die Rede ſein — dürfte auch der gelehrte Kardinal Nicolaus Cuſanus (ſtarb 1464) gezählt werden. In Kuſs an der Moſel geboren, war er in Deventer erzogen. Im Jahre 1451 inſpicierte er die meiſten „Windesheimiſchen Klöſter“ der regulierten Chorherren. Delprat 82. Vergl. über ihn Erhard 1, 294 ꝛc.

jene heidniſche Geſinnung (paganitas) ein Greuel, welche Erasmus den Italienern vorwarf.

„Die Blüthe ascetiſcher Frömmigkeit, die aus dem Inſtitute des gemeinſamen Lebens hervorgetrieben wurde, iſt Thomas von Kempen, die Blüthe philoſophiſcher Gelehrſamkeit Agricola, Alexander Hegius, und wenn man will auch Erasmus, die Blüthe theologiſcher Wiſſenſchaft Weſſel.“[1]

Von dieſen Männern — mit Ausnahme des ſchon erwähnten Thomas — und von ihren Schülern ſoll zunächſt die Rede ſein.

2. Johann Weſſel.[2]

Johann Weſſel, eines Bäckers Sohn, war 1420 zu Gröningen geboren. Hier erhielt er den erſten Unterricht, dann aber kam er nach Zwoll in die Schule der Hieronymianer, wo Thomas von Kempen großen Einfluß auf ihn hatte.[3] Er ſtudierte in Köln, um das Jahr 1452 gieng er nach Paris, wo er mit Beſſarion und Franz von Rovere, dem nachmaligen Pabſt Sixtus IV. Bekanntſchaft machte. 1470 reiſte er nach Italien. In Florenz ward er, ſchon durch Beſſarion für den Platonismus gewonnen, noch mehr in der Liebe zu demſelben beſtärkt. Von Sixtus IV. in Rom aufgefordert, ſich eine Gnade auszubitten, erbat er ſich eine griechiſche und hebräiſche Bibel aus der vaticaniſchen Bibliothek. Um 1473 nach Paris zurückgekehrt, lernte ihn dort der 18jährige Reuchlin kennen, auf deſſen philoſophiſche und humaniſtiſche Studien er Einfluß gehabt haben ſoll. Längere Zeit war ſein Landsmann Agricola mit ihm in Paris zuſammen; dieſen ermunterte er zum Studium des Hebräiſchen.[4]

Im höheren Alter zog er ſich in ſein Vaterland zurück und lebte zeitweiſe im Kloſter des Agnesberges bei Zwoll, wo Thomas von Kempen ſein langes Stillleben geführt. Außerdem hielt er ſich viel im Kloſter Adwert (oder Aduard) zwei Stunden von Gröningen und in einem gröninger Nonnenkloſter auf. Er ſtarb ruhig am 4. Oktober 1489 im 69ſten Jahre, und ward in jenem Nonnenkloſter zu Gröningen begraben.

Seine Zeitgenoſſen nannten ihn Lux mundi, auch Magister controversiarum; letzteres Epitheton erhielt er als philoſophiſcher und theologiſcher Kämpfer. Als Philoſoph zuerſt Realiſt, trat er ſpäter dem Nominalismus bei, zu welchem ſich auch die Reformatoren bekannten.[5]

1) Ullmann 376. (Erſte Ausgabe.)

2) Vorzüglich folge ich dem trefflichen Werke Ullmanns.

3) Ullmann 294 sqq.

4) Um das Jahr 1475 war Weſſel mit Reuchlin in Baſel zuſammen, um 1477 hielt er in Heidelberg Vorleſungen. Ullmann 359. 361.

5) Huß war jedoch Realiſt. Vgl. Ullmann 327 sqq.

Welch ein Theolog er war, erkannte Luther. „Wenn ich, ſagte dieſer, den Weſſelum oder ſeine Bücher zuvor geleſen hätte, ſo ließen meine Widerſacher ſich dünken, Lutherus hätte es vom Weſſelo geſogen und genommen; alſo ſehr ſtimmt unſer beider Geiſt zuſammen. Es wächſet mir daher eine ſonderliche Freude und Stärke, auch zweifle ich nicht mehr daran, ich habe bis daher recht gelehret, dieweil er ſo mit beſtändigem Sinne und Meinung, auch ſchier mit einerlei Worten (wiewohl zu ungleicher Zeit, da gar eine andere Luft und Wind gewehet, und er in einer andern Landsart gewohnt, auch in andern Fällen) mit mir in allen Dingen übereinſtimmt.“[1] Weiterhin ſagt Luther: Weſſel handle die Sache ſehr glimpflich und getreulich. Um deswillen ſchreibt der, den Frieden um jeden Preis liebende Erasmus: „Weſſel hat vieles mit Luther gemein; aber wie viel chriſtlicher und beſcheidener trägt er ſeine Lehren vor, als die meiſten von jenen.“ Die Kriſis trat erſt 28 Jahre nach Weſſels Tode ein, da hatte der Glimpf ein Ende und Luther übermeiſterte alle magistri controversiarum der früheren Jahrhunderte.

Zu den reformatoriſchen Ueberzeugungen Weſſels gehört: daß er mit der Kirche, nicht an die Kirche glauben und nur ſo weit mit dem Pabſte gehen wollte, als dieſer mit der h. Schrift gieng, in welcher er die einzige zuverläſſige Glaubensquelle ſah, daß er den Ablaß und alle Werkheiligkeit verwarf und das Dogma von der Rechtfertigung ſo lehrte, wie nach ihm Luther.[2]

Weſſel verſtand außer dem Latein auch griechiſch und hebräiſch.[3] Die engen Grenzen der Gelehrſamkeit, wie wir ſie bei den erſten Hieronymianern finden, überſchritt er weit. Sein langer Aufenthalt in Paris und die Reiſe nach Italien mußten ſeinen geiſtigen Horizont erweitern; erſt nach einem rüſtigen, thätigen Leben in der Fremde regte ſich in ihm die Sehnſucht nach dem Vaterlande und der Stille beſchaulicher Zurückgezogenheit.

Griechiſch dürfte er von Beſſarion und andern Griechen in Italien gelernt haben, von wem das Hebräiſche iſt nicht bekannt.

„Seine Geiſtesklarheit befähigte ihn ganz beſonders zum Lehrer.“ Lehren zu können, ſagte er, charakteriſiert den Wiſſenden.[4]

Sein lehrreicher Umgang ſcheint auf viele den bedeutendſten Einfluß gehabt zu haben, ſo, wie wir ſahen, auf Reuchlin und Agricola. Beſonders muß das

1) Walch XIV, 221, und Ullmann 676, wo Luthers merkwürdige lateiniſche Vorrede zu Weſſels „Farrago“ abgedruckt iſt.

2) Das Nähere über Weſſels Philoſophie und Theologie iſt bei Ullmann nachzuſehen.

3) Illum lingua triplex, hebraea, pelasga, latina. Melanchthon ſchreibt an Alardus: quem (Basilium i. e. Weſſeln) Basileae Capnio etiam se audivisse dicebat, qui quidem Basilium narrabat Graecam et Hebraicam linguam mediocriter calluisse, in Theologia vero et Medicina ac reliqua philosophia facile omnibus illius aetatis doctoribus antecelluisse Vgl. Melanchthons Urtheil über Weſſel bei Ullmann 646.

4) Signum scientis est posse docere.

Zuſammenleben mehrerer ausgezeichneter Männer mit dem alten Weſſel, wie es im Kloſter Adwert ſtatt hatte, in gelehrter wie in religiöſer Hinſicht, ſehr erbaulich geweſen ſein.

Goswin von Halen, früher Weſſels Famulus, am Schluſſe des 15ten und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts Vorſteher des Fraterhauſes zu Gröningen, ſchreibt über dieß Zuſammenleben an einen Freund: ich kannte Adwert vor mehr als 40 Jahren, damals war es weniger ein Kloſter als eine Akademie. Das könnten mir, wenn ſie noch lebten, Rudolph Agricola und Weſſel bezeugen, auch Rudolph Lange aus Münſter und Alexander Hegius und andere, die ganze Wochen, ja ganze Monate in Adwert lebten, um zu hören und zu lernen und täglich gelehrter und beſſer zu werden[1].“ „Und beſſer zu werden,“ ſagt Goswin, denn der chriſtlich-ethiſche Ernſt lebte in allen Studien Weſſels, ein Tiefſinn, welcher der äſthetiſchen Genußſucht ſo vieler Italiener völlig entgegengeſetzt war. Darum ſtudierte er auch, ſo gut ers vermochte, das alte Teſtament im Grundtext.

Man kann die Liebe und die ſtrebſame Arbeit Weſſels nicht beſſer charakteriſieren, als mit dieſen ſeinen eigenen Worten:[2] „das Wiſſen, ſagt er, iſt nicht der höchſte Zweck, denn wer bloß weiß, um zu wiſſen, iſt ein Thor, weil er keinen Geſchmack hat an der Frucht der Wiſſenſchaft, und auch ſein Wiſſen nicht mit Weisheit zu ordnen weiß. Die Erkenntnis der Wahrheit hat eine herrliche Frucht in ſich, wenn ſie einen weiſen Pfleger findet; denn durch dieſelbe kann er mit klarem Bewußtſein (als Wiſſender) zu Gott kommen, um ein Freund Gottes zu werden, wenn er durch das Erkennen ſich mit Gott verbindet und darin allmählich fortſchreitet, ſo daß er ſchmeckt, wie freundlich der Herr iſt, und durch dieſes Schmecken noch begieriger wird, und in der Begierde entbrennt, und in dieſer Glut Gott liebt und ihm lebt, bis er mit Gott im Geiſte eines wird. Dieß iſt die wahre, reine, ernſte Frucht der ernſten Wiſſenſchaft, welche in Wahrheit alle Menſchen von Natur mehr zu beſitzen verlangen, als die bloße Erinnerung oder das Wiſſen an und für ſich. Denn wie das ſchwankende Meinen eitel iſt ohne Wiſſenſchaft, ſo iſt die Wiſſenſchaft unfruchtbar ohne Liebe.“

Dieſer kurzen Charakteriſtik Weſſels füge ich eine Stelle aus einem Briefe des obengenannten Goswin[3] bei. Sie giebt einen Ueberblick, welchen Studienkreis die Jünglinge und Männer in Weſſels Umgebung, in Zwoll, Adwert und den andern berühmten Schulen jener Zeit zu durchlaufen pflegten, welche Schriften von den Leuten dieſer Geiſtesrichtung beſonders geleſen und geſchätzt wurden. „Den Ovid,“ ſchreibt Goswin, „und Schriftſteller ähnlichen Schlages mag man einmal leſen; mit größerem Fleiße ſchon den Virgil, Horaz und Terenz, wenn man überhaupt in unſerm Stande ein beſonderes Studium auf die Dichter

1) Vgl. Ullmann 387.

2) Ib. 401.

3) Auch Josquinus: von Halen an der Moſel war er gebürtig, wechſelte noch Briefe mit Melanchthon und ſtarb erſt 1530. Die mitgetheilte Stelle bei Ullmann 391.

verwenden will. Vor Allem wünſchte ich, daß du häufig die Bibel leſeſt. Da man aber auch in der Geſchichte nicht unwiſſend ſein darf, ſo rathe ich dir den Joſephus, die Kirchengeſchichte nebſt der Historia[1] tripartita zu leſen; von Profangeſchichtſchreibern werden beſonders nützlich ſein: Plutarch, Salluſt, Thucydides, Herodot und Juſtin. Alsdann wird es nicht ſchaden, die Schriften des Ariſtoteles und Plato durchzugehen. Bei Cicero muß man etwas länger verweilen, damit der Ausdruck römiſch werde. Nächſt unſerer Bibel aber iſt ein beſonders tüchtiges und ernſtes Studium auf den Auguſtin zu verwenden. Auf dieſen mag dann Hieronymus, Ambroſius, Chryſoſtomus, Gregorius, Bernhard und Hugo von S. Viktor, ein Mann voll reicher Gelehrſamkeit folgen."

Die Stelle zeigt, wie ſich im Laufe des 15ten Jahrhunderts der Studienkreis der Hieronymianer erweitert hatte. Gewiß verdankten ſie dieß dem Einfluſſe, welchen die Italiener auf Weſſel, Agricola, Rudolph von Lange u. a. hatten, die wiederum auf niederländiſche und deutſche Bildung ſo mächtig einwirkten. — Aber die Bibel bleibt dem ernſten Volke das Buch der Bücher und die Kirchenväter werden nicht zurückgeſtellt.[2]

3. Rudolf Agricola.

Geboren zu Baflo bei Gröningen in Weſtfriesland 1443, geſtorben zu Heidelberg den 28. October 1485.

Sein eigentlicher Name war Husmann. Es iſt ungewiß, wo er den erſten Unterricht genoſſen. Auf der Univerſität Löwen ſtudierte er. Den Cicero und Quintilian las er dort vorzüglich, lebte unbeſcholten und ward Magister artium. Im Umgang mit Franzoſen lernte er franzöſiſch.

Von Löwen reiſte er nach Paris, wo er, wie wir ſahen, unter Andern Johann Weſſel zum Lehrer hatte. Im Jahre 1476 zieng er nach Ferrara. Unter Theodor Gaza[3] und Guarini ſtudierte er dort die Alten, ſchrieb mit gro-

1) Abriß der Kirchengeſchichte aus den drei Hiſtorikern Sokrates, Theodoret und Sozomenus zuſammengetragen, lateiniſch bearbeitet von Caſſiodor.

2) Erasmus bittet in einem Briefe an den apoſtoliſchen Schreiber Grunnius (Opp. 3, 1821) um deſſen Verwendung beim Pabſt: daß dieſer ihn von ſeinem Kloſtergelübde entbinde, erzählt ſeine eigene Geſchichte, nennt ſich aber Florentius. In dieſem Briefe finden ſich Angriffe auf die Hieronymianer, als welche ſich überall einniſteten und die Jugend nicht liberal unterrichteten. Delprat hat die Hieronymianer richtig vertheidigt, indem er ſich auf Stellen bezieht, wo Erasmus dieſelben lobt, ja auf eine ſolche Stelle in dieſem Briefe ſelbſt. Ob die Jugend von den Hieronymianern nicht allzuſtill und eingezogen gehalten wurde, und Erasmus dieſen pädagogiſchen Fehler zur Caricatur ausgemalt? mag ich nicht entſcheiden. Daß Erasmus in ſeiner Jugend aber Zucht haßte, ſeinen Gelüſten, nicht der Heiligung nachgieng, daß ihm daher der heilige Ernſt der Brüder ſehr zuwider ſein mußte, werden wir ſpäter ſehen.

3) Audierat enim Ferrariae Theodorum Gazam, qui in Aristotelis doctrina excelluit.) Melanchthon an Alardus.

ßem Fleiße Codices, z. B. den Quintilian, ab und erwarb ſich durch lateiniſche Reden und Verſe, wie auch durch Geſang zur Zither, den Beifall der Italiener. In Gegenwart des Hercules von Eſte hielt er eine Lobrede auf die Philoſophie. Dort ſchloß er auch zuerſt Freundſchaft mit Dalberg, nachmaligem Biſchof von Worms, und Dietrich von Plenningen, den er ſeinen Plinius zu nennen pflegte.

Nach Deutſchland zurückgekehrt, hielt ſich Agricola im Jahre 1481 ſechs Monate in Brüſſel am Hofe des damaligen Erzherzogs, nachherigen Kaiſers Maximilians I., in Aufträgen der Stadt Gröningen auf. Vergebens wollte man ihn an Maximilians Hofe feſthalten, ſein Widerwille gegen alles Beſchränkende ſträubte ſich dagegen.[1] Im folgenden Jahre, 1482, lud ihn ſein Freund Barbirianus ein, nach Antwerpen zu kommen, um dort einer Schule vorzuſtehen und zugleich Collegia für Dilettanten zu leſen. Agricola antwortete ihm:[2] „Sein Freund Plenningen habe ihn, in Dalbergs Namen, aufs Zuvorkommendſte ſchriftlich gebeten, nach Heidelberg zu kommen, worauf er die weite Reiſe aus Holland dahin gemacht. Dalberg, kürzlich zum Biſchof von Worms erwählt, und andere Freunde ſeien in ihn gedrungen, doch in Heidelberg zu bleiben, er werde da einen vortheilhaften Einfluß auf die Studien üben und viele Zuhörer bekommen. Auch der Pfalzgraf Philipp ſelbſt habe ihn mit Güte überhäuft. Dalberg habe ihm ſein Haus angeboten, er ſolle es wie ſein eigenes betrachten, auch nach Belieben kommen und gehen. — Darauf hin habe er ſo gut als zugeſagt und nur noch einmal in die Heimath reiſen wollen, um ſeine Sachen zu ordnen. Auf dieſer Rückreiſe habe er nun in Bacharach des Barbirianus Einladung erhalten, die ihn ſehr in Unruhe geſetzt, weshalb er ſie in Köln mit Freunden berathen. Das Reſultat ſei: er könne nicht nach Antwerpen gehen, da er in Heidelberg ſchon ſo gut als zugeſagt. Dann äußert er in Bezug auf die Antwerpener Anerbietungen: eine Schule ſolle ihm übergeben werden? das ſei ein ſchweres verdrießliches Ding. Eine Schule gleiche einem Gefängnis, wo Schläge, Thränen und Geheul ohne Ende. Habe etwas einen ſeinem Weſen widerſprechenden Namen, ſo ſei es die Schule. Die Griechen hätten ſie Schola: Muße genannt, die Lateiner ludus literarius, da doch nichts entfernter ſei von der Muße als ſie, nichts ſtrenger und allem Spiel widerſtrebender. Richtiger erhalte ſie von Ariſtophanes den Namen φροντιστήριον, d. i. Sorgenort. Ich ſoll eine Schule leiten? fährt er fort. Wo bliebe mir Zeit zum Studieren, wo Ruhe zum Erfinden und Ausarbeiten? Wo eine oder zwei Stunden zum Interpretieren eines Autors? Die Knaben nähmen ja meine Zeit größtentheils in Beſchlag und brächten zudem meine Langmuth ſo in Aufruhr, daß ich die Muße nicht zum Studieren, ſondern nur zum Verſchnaufen und um wieder ſtille zu werden, bedürfte. Du ſagſt: bei einer minder ſtrengen Amtsführung könnte ich gemüth-

1) Agricolae Opp. 2, 183.

2) Ib. 205. Man vgl. Agricolas Brief an ſeinen Bruder Johannes. 214.

licher leben. Freilich könnte ich das, wäre ich aber nachläſſig, welcher meiner Collegen würde dann fleißig, welcher nicht auf meine Rechnung faul ſein? — Ich meine: ein Kluger beſieht erſt genau, was er übernimmt; hat er es aber übernommen, dann bemüht er ſich, es gewiſſenhaft zu verwalten. — Wenn du ſagſt: ich ſolle des Tages ein oder zwei Stunden den Honoratioren einen Autor erklären, ſo bliebe mir ja dazu keine Muße, da ich mich den beſten Theil des Tages mit den Knaben abplagen müßte. Auch iſt ſolch Erklären eine unſichere, mißliche Sache, wie ich aus Erfahrung weiß. Im erſten Feuereifer greifen viele zu; ſpäter, wenn ſich der Eifer abgekühlt, entſchuldigen ſich die Einen mit Geſchäften, Andere fühlen den Ueberdruß, welcher gewöhnlich ſolchem Enthuſiasmus auf dem Fuße folgt, wieder andere laſſen ſich durch die Uebrigen beſtimmen, wegzubleiben. Dem Einen machts zu viele Mühe, den Andern koſtets zu viel. So kommts, daß von einer großen Zahl Zuhörer kaum vier oder fünf übrig bleiben."

Es könnte ſcheinen, daß ein Mann, der nicht die geringſte Neigung hat, weder Alte noch Junge zu unterrichten, am wenigſten in einer Geſchichte der Pädagogik Erwähnung verdiene. Aber es ſcheint nur ſo. Hatte Agricola auch gar keine Luſt, ſelbſt zu lehren, ſo lag ihm dennoch das Gedeihen der Schulen ſehr am Herzen. Das ergibt ſich ſelbſt aus dem Verfolg unſeres Briefes. Er bittet den Barbirianus, die Antwerpner zur gewiſſenhaften Prüfung des Mannes zu ermahnen, dem ſie die Schulſtelle übertragen wollten. Sie ſollten ja keinen Theologen, auch keinen ſogenannten Artiſten wählen, der ſich einbilde, über Alles und Jedes reden zu können, während er ſich doch auf das Reden ſelbſt, auf die Redekunſt gar nicht verſtehe. Solche Leute paßten in die Schulen wie, nach dem griechiſchen Sprichwort, der Hund ins Bad. Vielmehr möchten ſie einen Mann nach Art des achilleiſchen Phönix annehmen, der lehren, ſprechen und handeln könne; fänden ſie einen ſolchen, ſo ſollten ſie ihn um jeden Preis an ſich ziehen. Es handle ſich ja nicht um etwas Geringes, ſondern um ihre Kinder, für deren Zukunft ſie doch ſonſt mühſam arbeiteten. Vornehmlich ſollten ſie für die zarte Jugend ſorgen, welche bei der beſten Auffaſſungsgabe ſich gleicherweiſe Gutes wie Böſes, das ihr beigebracht würde, einprägte.

In einem ſpäteren Briefe an Barbirianus lobt Agricola die freundliche Aufnahme, welche er bei Dalberg gefunden. Dagegen ſchreibt er an ſeinen Bruder[1] ganz unglücklich über alles Glück, das er in Heidelberg genießt. Es wird mir ſchwer', ſagt er', bei ſchon vorgerücktem Alter, das Dienen zu erlernen. Und obgleich kein Dienſt von mir gefordert wird, ſo weiß ich nicht, ob mich nicht eine größere Laſt drücke, weil ich gezwungen bin, mir ſelbſt eine Dienſtbarkeit aufzulegen', da Andere ſie mir erlaſſen. So verhängt die Freiheit ſelbſt eine ſchwere Dienſtbarkeit über mich. — Wie lehrreich! Aus Freiheitsliebe mochte er

1) Opp. 2, 215.

auch nicht heiraten, wie er selbst dem Reuchlin[1] schreibt, aus Sorgenscheu und Widerwillen gegen Ansässigkeit.

Sehr wichtig sind für uns Agricolas Briefe an seinen Freund, den ausgezeichneten Rector in Deventer, Alexander Hegius, von welchem wir bald mehr hören werden.

Einer dieser Briefe[2] ist aus Worms, wohin sich Agricola im Gefolge des Bischof Dalberg begeben. Zu Anfang lobt er den Hegius, daß er aus dessen Schreiben ersehe, wie er in der Latinität zunehme (politiorem te limatioremque fieri). Er habe den Brief an Dalberg gezeigt, welcher, wie er, Deutschland zu einem solchen Lehrer Glück gewünscht und gesagt: Macte virtute, sic itur ad astra. Weiterhin klagt er, daß gemeinschaftliches Studieren mit dem Bischof und öffentliche Vorlesungen ihm Zeit raubten. Seine Zuhörer hätten freilich mehr Lust als Kraft zum Studieren; es seien meist Magister oder sogenannte scholastici artium, die alle Zeit auf sophistische Schulfuchsereien (cavillationes) verwendeten, daher nur wenige Zeit für klassische Studien übrig behielten. „Dazu kommt," fährt er fort, „daß ich mich aufs Hebräische gelegt, was mir eine neue und sehr beschwerliche Arbeit ist, die, ich hätte es nicht geglaubt, mir viel mehr Mühe macht, als früher das Erlernen des Griechischen. Doch bin ich entschlossen, auszudauern .... Ich habe mein Alter, wofern ich alt werde, dem Studium der heiligen Schrift bestimmt."

In einem früheren Briefe an Hegius[3] vom Jahre 1480 klagt er über sein Zurückkommen in den Studien, und schiebt die Schuld vorzüglich darauf, daß er in Gröningen Niemanden habe, mit dem er gemeinsam arbeiten könne. Unter Anderm beantwortet er auch mehrere philologische Fragen, welche ihm Hegius vorgelegt. Er definiert ihm die Worte: mimus, histrio, persona — scurra, parasitus — nebulo — nepos — Vesper. Aurora — tignum, trabs, asser, contignatio. Er zweifelt, daß bonum sero gutes Latein sei, wie bonum mane. „Was die Ableitung und Bildung von Worten nach der Analogie betrifft," sagt er, „so möchte ich mir kaum herausnehmen, etwas zu bilden, was ich nicht bei den Klassikern gefunden; doch hätte ich vielleicht Socratitas Platonitas und entitas gesagt, obgleich unser Vallensis (Laur. Valla) dagegen ist." Weiterhin erklärt Agricola διοίκησις, setzt den Unterschied von ἡ διαλεκτικὴ und τὰ διαλεκτικά aus einander, corrigiert es, daß Hegius geschrieben: quanto tempore eum ad te redire jubebis, da er nicht gemeint: quam celeriter aut quam tarde, sed intra quantum aut post quantum temporis ad me rediturus sit. — Dergleichen charakterisiert den damaligen Stand der Philologie und ihre allmähliche Entwicklung. In demselben Briefe schreibt er an Hegius: er wolle bei ihm seinen Bruder in

1) Ib. 181.
2) Ib. 185.
3) Ib. 187.

die Schule thun; ob derselbe wohl außer den Schulstunden Privatunterricht in den Elementen erhalten könne. „Ich wünsche sehr," schreibt er, „daß mein Bruder aufs Schnellste die Elemente erlerne. Denn nach meiner Meinung ists für die Knaben nicht nur verlorne Zeit, wenn sie sich bei diesen zu lange aufhalten, sondern bei der Art, wie unsere Leute die Anfänge lehren, werden jene zugleich mit Abscheu vor dem Lernen und dem Barbarischen erfüllt, so daß sie das Bessere späterhin nicht nur langsamer, sondern auch mit mehr Mühe erlernen."

An Barbirianus schrieb Agricola im Jahre 1484[1] einen langen Brief über die Methode des Studierens (de formando studio).

Es frage sich, sagte er, einmal, was man studiere, dann: nach welcher Methode. Durch persönliche Gaben oder durch äußere Umstände bestimmt, wählten die Einen das Civilrecht, Andere das canonische Recht, noch Andere Medicin. Die Meisten aber legten sich auf die leeren, wortreichen, sogenannten artes, und brächten ihre Zeit mit vertractem Disputieren hin, mit Räthseln, welche in so vielen Jahrhunderten keinen lösenden Oedipus gefunden hätten, noch je finden würden. Dennoch räth er dem Barbirianus, sich auf die Philosophie, aber auf eine von der Scholastik sehr verschiedene Philosophie zu legen; er solle nämlich darnach trachten, richtig zu denken und das richtig Gedachte treffend auszudrücken.

Die Philosophie zerfalle in Moral- und Natur-Philosophie. Erstere sei nicht bloß aus Aristoteles, Cicero und Seneka, sondern auch aus Thatsachen und Beispielen der Geschichte zu entnehmen. So steige man zur heiligen Schrift auf, deren göttlichen, gewissen Vorschriften gemäß wir unser Leben heiligen müßten. Alle die Uebrigen hätten das wahre Ziel des Lebens nicht klar erkannt, ihre Lehren seien daher nicht irrthumsfrei.

Das Forschen über die Natur der Dinge sei nicht so nothwendig, als die Moral, es sei vielmehr nur ein Bildungsmittel. — Er empfiehlt das Studium der Geographie, das der Botanik nach Theophrast, der Zoologie nach Aristoteles, auch zum Studium der Medicin, Architektur und Malerei räth er.

Beide, Moral wie Naturkunde, solle er aus klassischen Schriften entnehmen, um aus ihnen zugleich Kunst der Rede zu erlernen. Die Klassiker möchte er so treffend wie möglich in die Muttersprache übersetzen, so würden ihm durch jene Uebung im Uebersetzen alsbald die lateinischen Worte für das in der Muttersprache Gedachte einfallen. Was er latein schreiben wolle, müsse er immer vorher sorgfältig in der Muttersprache denken; etwaige Fehler im Ausdruck fielen uns in der Muttersprache am Besten in die Augen. Ehe er auf zierlichen Ausdruck dächte, solle er rein und richtig schreiben lernen. —

Wer mit Frucht studieren wolle, äußert er weiterhin, müsse auf dreierlei sehen: zuerst richtig aufzufassen, dann das Aufgefaßte fest im Gedächtnis zu behalten, zuletzt, fähig zu werden, selbst etwas hervorzubringen.

Was das richtige Auffassen beim Lesen betrifft, so räth er zwar, es genau

1) Ebend. S. 193. Der Brief ist von Heidelberg datiert.

zu nehmen mit dem Verstehen des Gelesenen, wie im Ganzen, so im Einzelnen, doch nicht allzu peinlich genau, nicht so, daß man über eine dunkle Stelle verzweifle und nicht drüber hinweg wolle, bis man sie ergründet. Man möge getrost weiter lesen, später könne sie uns ja durch die Erklärung eines Andern oder sonst wie klar werden. Ein Tag lehre den andern.

Dann gibt er Anweisung zur Stärkung des Gedächtnisses. Man müsse, sagt er, mit sorgenfreiem, ganz aufmerksamem Sinn den Gegenstand erfassen, und ihn von Zeit zu Zeit wieder im Geiste hervorrufen. Zuletzt folgen Regeln für das Componieren. Erzeugen wir nichts, sagt Agricola, so ruht alles Gelernte wie todt in uns, nicht wie ein lebendiger Same in der Erde ruht, der aufgeht und reiche Frucht bringt. Zweierlei sei hierbei nöthig: einmal, daß man das Gelernte nicht bloß versteckt im Gedächtnis sondern jederzeit zur Hand habe, und anbringen könne; dann, daß man über das Gelernte hinaus selbst etwas erfinde. Bei solchem Erfinden sei es vorzüglich wichtig, einmal gewisse Begriffe (capita) zu haben, unter welche wir das, was wir wissen, einordnen, Begriffe, wie: Tugend, Laster, Leben, Tod. Dann sei es eine große Hilfe, wenn wir jeden Gedanken genau analysirten und nach allen Seiten hin betrachteten. Dieß habe er in seinen sechs Büchern de inventione dialectica[1] näher ausgeführt. Wer dieß beides recht einübe, bringe es zur Fertigkeit der griechischen Sophisten, welche über jedes ihnen gegebene Thema aus dem Stegreif, nach Belieben lange sprachen.

Nach dieser epistolischen Methodologie kommt Agricola auch hier auf seine hebräischen Studien. „Denk meine Anmaßung oder vielmehr meine Thorheit," schreibt er „ich habe mich entschlossen, hebräisch zu lernen, als wenn ich nicht schon genug Zeit und Mühe auf mein bißchen Griechisch verthan hätte. Ich trieb einen Lehrer auf, einen seit wenigen Jahren bekehrten Juden, welchen die Hebräer wegen seiner Gelehrsamkeit und Kenntnis ihrer Lehren allen vorzogen und als Opponenten stellten, wenn sie mit Christen über den Glauben disputierten. Der Bischof hat diesen um meinetwillen ins Haus genommen und sorgt für seinen Unterhalt. Ich will versuchen, was ich vermöge; ich hoffe, es zu etwas zu bringen; vielleicht bringe ichs zu etwas, weil ich hoffe." — Er übersetzte den Psalter.[2]

Melanchthon theilt in seiner Vorrede zu Agricolas Dialektik mit, was ihm Pallas, Professor der Theologie in Heidelberg,[3] und Reuchlin von Agricola erzählten, den beide persönlich gekannt. Er habe, sagte Pallas, in Heidelberg, wie früher in Löwen, ein sehr unbescholtenes Leben geführt. Bei höchst umfassender

1) Einen kurzen Auszug aus diesen Büchern gab Erhard. (Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung 1, 400.) Melanchthon in seiner Vorrede zu Agricolas Dialektik sagt: Nec vero ulla extant recentia scripta de locis et usu Dialectices meliora et locupletiora Rodolphi libris. C. Ref. 3. 676. Agricola selbst erklärte sich aufs Schärfste gegen die scholastische Dialektik.

2) Transtulit ex Hebraico psalterium, bemerkt Melanchthon.

3) Mehr über Pallas Spangel weiter unten im Leben Melanchthons.

Gelehrsamkeit sei Agricola es oft gewesen, der nicht nur bei philosophischen, sondern auch bei juristischen und theologischen Disputationen, entscheidende Erklärungen gegeben, und sich hierbei nicht zänkisch und rechthaberisch, sondern freundlich und friedliebend erwiesen. Für Kurfürst Philipp, der ihn sehr gern gehört, habe Agricola ein historisches Compendium geschrieben.[1]

Im Jahre 1485 ward Dalberg von jenem Kurfürsten nach Rom gesandt, um Pabst Innocenz VIII. bei seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Agricola begleitet ihn.[2] — Zurückgekehrt nach Heidelberg überfiel ihn ein Fieber. Ehe der Arzt kam, war er schon ruhig verschieden. Der 28. October 1485 ist sein Todestag, nur 42 Jahre ward er alt.

Erasmus erklärt: Agricola habe diesseits der Alpen Alle an Bildung übertroffen. „Es gab," sagte er, „keine wissenschaftliche Disciplin, in welcher er es nicht mit den größten Meistern aufgenommen hätte. Unter den Griechen war er ein Normalgrieche (graecissimus), unter den Lateinern ein Normallateiner; als Dichter ein zweiter Maro, als Redner erinnerte er an Politians Zierlichkeit, übertraf ihn aber an Majestät. Auch wenn er aus dem Stegreif sprach, war seine Rede so rein und ächt, daß man nicht einen Friesen, sondern einen Römer zu hören glaubte. Seiner vollendeten Beredsamkeit hatte er eine gleiche Gelehrsamkeit zugesellt, alle Mysterien der Philosophie hatte er durchforscht. Es war kein Theil der Musik, den er nicht aufs Genaueste verstanden hätte. In seinen letzten Lebensjahren legte er sich mit ganzer Seele auf das Studium des Hebräischen und der h. Schrift. — Nach Ruhm fragte er wenig."[3]

Agricola brach in Deutschland der klassischen Philologie die Bahn. „In einer Zeit," sagt Saxo in seiner Rede auf Agricola, „da in Deutschland das verdorbenste Latein herrschte und eine solche Unwissenheit, daß man keine Ahnung mehr hatte, was gutes Latein sei, da man das Abgeschmackte sogar bewunderte, war es Agricola allein, welcher anfieng, mit Ohr und Sinn jene Fehler zu fühlen, und nach einer besseren Form der Rede ein Verlangen zu haben."[4] Doch setzte

1) C. Ref. 3, 675 und 9, 532.

2) Ueber seine Reise mit Dalberg nach Rom schreibt Agricola seinem Bruder (Opp. 2, 219.) — Dalbergs Rede findet sich in der Sammlung von Agricolas Werken als von ihm herrührend. Sie wurde am 6. Juli. 1485 gehalten. Arbitror, heißt es in der Rede, orationes gratiam et quemvis eloquendi cultum atque splendorem ex homine Germano expectari magnopere neque posse neque debere. Hiermit vergl. Agricolas oben erwähnten Brief an R. Lange. Folgende Stelle ist auch merkwürdig: Dirigis tu, pater beatissime, vitam hominum .... ante omnia exemplo virtutum tuarum ducendo eos. (!)

3) Im adagium: quid cani cum balneo. Damit dieß Lob nicht als ein parteiisches, cisalpinisches, dem Landsmann gegebenes erscheine, theilt Erasmus die bekannte Grabschrift mit, welche Hermolaus Barbarus gemacht:

Invida clauserunt hoc marmore fata Rudolphum
Agricolam, Frisii spemque decusque soli.
Scilicet hoc vivo meruit Germania laudis,
Quiquid habet Latium, Graecia quidquid habet.

4) Melanchth. Declam. ed. Richardli. Argentorati 1, 597.

er seine Muttersprache nicht hintenan, da er sie vielmehr als die jedem Menschen natürliche, als den natürlichen Leib aller Gedanken betrachtete. Darum rieth er, wie wir sahen, auch das, was man latein schreiben wolle, zuerst in der Muttersprache abzufassen und aus dieser erst ins Latein zu übersetzen. Er dichtete selbst Lieder in der Muttersprache und sang sie zur Zither. Französisch und italienisch verstand er.[1] Sehr viel Einfluß dürfte Wessel auf Agricola gehabt haben. Wir haben gesehen, daß ihn dieser in Paris zum Studium des Hebräischen aufmunterte, und daß beide späterhin viel im Kloster Adwert zusammen lebten. Dort, erzählt Goswin von Halen, habe er als Jüngling den Unterredungen Agricolas und Wessels beigewohnt, da sie über die Verfinsterung der Kirche, die Profanation der Messe und den Cölibat geklagt, auch von des Apostel Paulus Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben und gegen die Werkheiligkeit der Mönche gesprochen.[2]

Solche Gespräche, der Ernst, mit welchem sich Agricola noch im 41sten Lebensjahre zum Studium des Hebräischen wandte, seine Aeußerung, daß er sein Alter dem Studium der h. Schrift bestimmt habe;[3] alles dieß beweist, daß er nicht bloß durch klassische Gelehrsamkeit die in Deutschland anbrechende klassische Bildung, sondern auch durch heiligen Ernst im Studium der h. Schrift die nahende Reformation verkündete. Bei seinem Tode war Luther zwei Jahre alt.[4]

4. Alexander Hegius.

Dieser treffliche, von seinen Zeitgenossen geliebte und geehrte Mann, ward im Jahre 1420, nach Andern 1433, zu Heek in Westphalen geboren.[5] Wir sahen,

1) Man vergl. auch Erasmus Urtheil über Agricola im Ciceronianus 1014.
Nec Solymi ignarus, linguas sed promptus ad omnes
Germanam, Gallam, atque Italicam tenuit — sagt ein Epitaph.

2) Declam. Melanchthonis 1, 602.

3) Statui enim senectutis requiem (si modo ea me manet) in sacrarum literarum perquisitione collocare. Agricola an Reuchlin.

4) Die vollständigste Ausgabe der Werke Agricolas ist: Rudolphi Agricolae Lucubrationes aliquot lectu dignissimae in hunc usque diem nusquam prius editae, caeteraque ejusdem viri plane divini omnia quae extare creduntur opuscula .... per Alardum Amstelredamum. Coloniae apud Gymnicum 1539. 2 Vol. 4. — Näheres über Ausgaben theilt Erhard mit I, 411. Außer den schon angeführten Abhandlungen, Briefen, ꝛc. enthalten die Opera eine Uebersetzung des Platonischen Axiochus und der Paraenesis Isocratis ad Demonicum; Gedichte an Heilig u. A.

5) Heek gehört zu Salm-Horstmar, liegt am Flüßchen Dinkel unter 25¾° Länge 52¼° Breite. Daher der Name Hegius. Delprat gibt 1420, Jöcher 1433 an. Hamelmann (263) berichtet: Rudolf Lange, geb. 1438 oder 1439. sei des Hegius Mitschüler in Deventer gewesen, Dann konnte Hegius 5, aber nicht wohl 19 Jahre älter als Lange sein. Dieß spricht für 1433.

daß er im Kloſter Adwert mit Weſſel, Agricola u. A. oft zuſammen kam; aus Letzteres Briefen ergab es ſich, wie ſich der beſcheidene Hegius von dem jüngern Agricola kindlich belehren ließ.

Boitzbach, einer ſeiner letzten Schüler, meldet von ihm, daß er in hohem Alter 1498 zu Deventer geſtorben, und am Tage Johannes des Evangeliſten (27. December) in der Kirche S. Lebuins begraben worden ſei. Dort ruht auch Florentius Radewin. — Zuerſt war Hegius Gymnaſiarch in Weſel, dann in Emmerich, bei weitem die längſte Zeit in Deventer. Agricola wünſcht ihm bei Eröffnung der Schule von Deventer um ſo mehr Glück, als der Ort eben von einer entſetzlichen Peſt heimgeſucht worden war.[1] Da er nach drei Nachrichten[2] jener Schule 30 Jahre bis an ſeinen Tod vorſtand, ſo würde er im Jahre 1468 ſein Rectorat an derſelben angetreten haben. Erasmus kam im 9ten Jahre, d. i. 1476 in dieſe Schule.[3]

Den Charakter, die wiſſenſchaftliche Bildung und pädagogiſche Wirkſamkeit des Hegius müſſen wir theils aus den wenigen von ihm hinterlaſſenen Schriften, theils aus einzelnen Aeußerungen anderer, beſonders ſeiner Zeitgenoſſen und Schüler abnehmen. Jene Schriften, es ſind vornehmlich Dialoge, erſchienen erſt 1503 nach ſeinem Tode.[4] Dieſe Dialoge ſind in kurzen und klaren Fragen und Antworten abgefaßt.[5] Sehr oft kommt er auf Geometrie und Aſtronomie; er erwähnt den Euklid, gibt geometriſche Definitionen und Anweiſung, den Inhalt von Figuren zu finden. Häufig bringt er Definitionen griechiſcher Wörter vor. In der Farrago finden ſich philologiſche Bemerkungen.[6] Das Griechiſche empfahl er aufs Dringendſte. Wer Grammatik, Rhetorik, Mathematik, Geſchichte,

1) Agricolae Opp. 2, 181. Leider iſt der Brief ohne Datum.

2) Daventr. illustr. 130. Ebenſo Hamelmann 178: Daventriae autem per annos 30 rexit scholam. Vgl. Adami vitae philos. s. v. Hegius.

3) Dieß meldet Erasmus in der kurzen von ihm abgefaßten, an Goclenius geſandten Selbſtbiographie (Opp. Tom. I.) Im 13ten Jahre verließ er Deventer, ſchreibt er eben da.

4). „Alexandri Hegii artium magistri, Gymnasiarchae quondam Daventriensis, philosophi, presbyteri, utriusque linguae docti Dialogi.“ Zum Schluß: Impressum Daventriae per me Richardum Pafraet 1503. Die Dialoge handeln: 1) De scientia et eo quod scitur. 2) De tribus animae generibus. 3) De incarnationis mysterio. 4) Dialogus physicus. 5) De sensu et sensili. 6) De arte et inertia. 7) De Rhetorica. 8) De moribus. 9) Farrago cui addita Invectiva in modos significandi. Außerdem zwei Briefe, der eine bei Ullmann: 388.

5) Hier ein Beiſpiel: A. Quid interest inter scientiam et opinionem? B. Scientia est assensus liber ab omni formidine. Qui enim habet scientiam non timet ne decipiatur. Opinio autem est assensus conjunctus cum formidine. Qui enim opinatur formidat ne fallatur. A. Quid est error? B. Declinatio intellectus a vero aut voluntatis a recto etc.

6) Z. B. Petrus loquitur latine perfectior oratio est, quam Petrus loquitur latinum. Aber: Petrus loquitur latinum sermonem, perfectus sermo est. — Oder: Non est credendum eneida esse accusativum pluralem sed singularem. Non enim dicimus eneida, eneidorum, sicut georgica georgicorum.

die heilige Schrift ꝛc. verſtehen will, der lerne griechiſch, ſagte er zu ſeinen Schülern. Den Griechen haben wir Alles zu danken. [1]— In einem Briefe an J. Weſſel meldet er dieſem, daß er die vom Kardinal Nicolaus Cuſanus in deſſen Geburtsort Kuſs an der Moſel vermachte Bibliothek unterſucht, auch welche Bücher er gefunden und welche er mitgenommen habe. Die Homilien des Chryſoſtomus ſchickt er Weſſeln. „Ich fand," ſchreibt er, „viele hebräiſche Bücher, die mir ganz unbekannt waren. — Mit mir genommen habe ich den Baſilius über das Schöpfungswerk und Homilien desſelben über die Pſalmen; die Briefe Pauli und die Apoſtelgeſchichte; die Lebensbeſchreibungen einiger Römer und Griechen von Plutarch nebſt deſſen Sympoſion; einiges in die Grammatik und Mathematik Einſchlagende; einige Gedichte von tiefem Sinn über die chriſtliche Religion, wenn ich nicht irre von Gregorius von Nazianz; einige Reden und Gebete. — Wenn du ohne Beſchwerde die griechiſchen Evangelien jetzt entbehren kannſt, ſo bitte ich, daß du mir dieſelben auf einige Zeit leiheſt." — Zum Schluß ſchreibt er: „Du wünſcheſt über meinen Unterricht genauere Kunde zu haben. Ich habe deinen Rath befolgt. Alle Gelehrſamkeit iſt verderblich, die mit Verluſt an Frömmigkeit erworben wird. Aus Deventer."

Nehmen wir alles Mitgetheilte, die Briefe Agricolas an Hegius inbegriffen, zuſammen, ſo erſcheint Hegius als ein Mann, der von enthuſiaſtiſcher Liebe für die klaſſiſchen Studien beſeelt war und ſich mit Schülerdemuth noch im Alter von Agricola belehren ließ. In ſeinen Dialogen ſpürt man den geübten, klaren Dialektiker; mit Mathematik und Phyſik hatte er ſich beſchäftigt. Bei einer ſolchen, für ſeine Zeit ungewöhnlichen Gelehrſamkeit, ſetzte er doch unbedingt alles Wiſſen der Frömmigkeit nach.

Dieſer ehrenwerthe Charakter, durch welchen er beſonders für das Amt eines Rectors geeignet war, wird nun von vielen geprieſen. So von Erasmus. „Weſtphalen," ſagt dieſer, „hat uns den Alexander Hegius gegeben, einen gelehrten, heiligen und beredten Mann, der aber aus Verachtung des Ruhms nichts Großes ausführte."[2] „Hegius," ſagt er an einer andern Stelle, „war dem Agricola ſehr ähnlich, von eben ſo unbeſcholtenem Leben als nicht gewöhnlicher Gelehrſamkeit, an dem Momus ſelbſt vielleicht nur das Eine hätte tadeln können, daß er den Ruhm mehr als billig, vernachläſſigte und ſich wenig um die Nachwelt kümmerte. Schrieb er etwas, ſo that ers, als wärs ein Spiel, kein Ernſt; obgleich ſeine Schriften der Art ſind, daß ſie, nach dem Urtheil der Gelehrten, die Unſterblichkeit verdienen."[3] Nach Murmellius war Hegius im Griechiſchen eben

1) Noltenii Lex. antibarb. Ed. secunda. Anhang zum zweiten Theile S .73. Es exiſtiert eine beſondere Schrift: De utilitate linguae graecae, de aurea mediocritate elegia, hymni, alisque. Daventriae 1501. Erhard 414. nach Panzer

2) Ciceronianus 1014.

3) Adagia: Quid Cani et Balneo.

so gelehrt als im Latein.[1] Nicht durch seine, sehr selten gewordenen Schriften ist Hegius Name auf die Nachwelt gekommen, sondern durch seine berühmten Schüler. Die ausgezeichnetsten sind:

Erasmus. Im neunten Jahre, 1476, kam er in Hegius Schule.

Hermann von dem Busch, geboren 1468, ward sehr jung zu Hegius geschickt, da er in dessen Schule die ersten Elemente lernte.[2] Von ihm und Erasmus weiterhin ein Mehreres.

Johannes Murmellius aus Roermonde, zuerst Soldat,[3] dann Schüler des Hegius. Von den Kölnern 1498 verjagt, weil er ihr barbarisches Latein angriff,[4] gieng er zu seinem Lehrer, der ihn an Rudolf Lange nach Münster schickte, wo er 14 Jahre lang lehrte; 1514 war er an der Schule in Alcmaar Durch einen Brand verarmt, gieng er nach Deventer, wo er 1517 starb.[5] Er schrieb vieles zur Verbreitung klassischer Bildung und Vertreibung der „Barbarei."[6]

Johannes Cäsarius aus Jülich. Im Jahre 1504 von den Kölnern verjagt, weil er ihre alten Lehrbücher angegriffen, dann von Hegius zu Lange nach Münster geschickt, wo er Lehrer des Griechischen ward, durfte er, auf Ververwendung des Grafen Nuenaar, später nach Köln zurückkehren.[7] Dort starb er 1551, 80 Jahre alt. Er edierte unter Anderm die Naturgeschichte des Plinius.

Conrad Goclenius,[8] geboren 1485 zu Paderborn, Professor in Löwen, Lehrer von Johannes Sturm. Erasmus rühmt ihn als ausgezeichneten Philologen.[9]

Joseph Horlenius, Rector in Herford, Lehrer des Petrus Mosellanus.

Timanus Camener, Rector in Münster von 1500 bis 1530.

Der gemeinsame Charakter aller genannten Schüler des Hegius und der namhaftesten Schüler dieser Schüler, war ein Enthusiasmus für klassische Bildung, welcher selbst das Märtyrerthum nicht scheute. Nur zwei sind aus der Schule

1) Bei Hamelmann 95.

2) Cum ludum tuum ingrederer, tuoque auspicio prima artis grammaticae rudimenta imbiberem; schreibt Busch an Hegius. Hamelmann 96.

3) Daventria ill. 138.

4) Quia barbariem sermonis taxabat. Hamelmann 297.

5) Schüler des Murmellius waren: Jacob Michillus aus Straßburg. Georg Helt aus Meissen und der Bruder von J. Bugenhagen. Ib. 327. 333. Michillus gab Melanchthons Grammatik heraus.

6) So den „Scoparius ad profligendam barbariem e Scholis." Außerdem: Tabulae Grammatices. Tabulae in artis componendorum versuum rudimenta. Libellus de hymnis ecclesiasticis. Commentiert den Persius, Prudentius. Nach Hamelmanns und Adamis Angaben war Murmellius nur etwa zwei Jahre in Alcmaar, nicht fünfzehn, wie Delprat (37) angiebt.

7) Hamelmann 268.

8) Ib. 107. 264. Adami vitae Philos. 37.

9) Ciceronianus l. c.

von Deventer hervorgegangen, welche dieſem Charakter fern ſtehen. Der eine iſt Pabſt Adrian VI.,[1] er war als Knabe dort; der zweite iſt der, durch die Epistolae obscurorum virorum zu einer nicht beneidenswerthen Berühmtheit gelangte Ortuinus Gratius.[2]

5. Rudolf von Lange
und
6. Hermann von dem Buſch.

Agricola und Hegius hatten mehrere Freunde, welche eifrig für die Verbreitung der klaſſiſchen Studien wirkten. Unter dieſen ward

Rudolf von Lange ſchon genannt. Er war um das Jahr 1439 in Münſter geboren. Von ſeinem Oheim auf die Schule von Deventer geſchickt, gieng er ſpäter auf die Univerſität zu Erfurt, wo er Magiſter der Philoſophie wurde, dann nach Italien[3] und hörte dort den Philelphus, Theodor Gaza u. A. Nach Münſter zurückgekehrt, wirkte er zeitlebens für die Schulen. Im Jahre 1480 vom dortigen Collegium an Pabſt Sixtus IV. geſandt, hielt er vor dieſem eine bewunderte lateiniſche Rede und wurde von ihm und Lorenz von Medici dem Biſchof von Münſter ſehr empfohlen. Dadurch wuchs ſein Anſehen ſehr, ſo daß er der Kölner Akademie widerſprechen durfte, als dieſe verlangte: man ſolle die alten Schulbücher, das Doctrinale Alexanders u. a. beibehalten. Lange berief ſich auf das Urtheil der italieniſchen Gelehrten. Als dieſe ihm beiſtimmten, ward die Schule in Münſter ganz nach ſeinen Vorſchlägen eingerichtet; er veranlaßte es, daß Camener und Murmellius, des Hegius Schüler, an derſelben angeſtellt wurden. Mit Lange beſprachen ſich die Lehrer über die in der Schule zu leſenden Autoren, ſeine an griechiſchen und lateiniſchen Klaſſikern ſehr reiche Bibliothek benutzten ſie aufs Fleißigſte. Lange war auch Dichter. Man hat von ihm ein Epos auf die Eroberung Jeruſalems[4] durch Titus; ein zweites auf die Belagerung von Neuß am Rhein; ein drittes zu Ehren des Apoſtel Paulus. Hegius beſang Lange's Dichterlatent, Agricola ſetzte das größte Vertrauen auf ſeine philologiſchen Leiſtungen.[5]

1) Daventr. ill. 131.

2) Näheres über Ortuin bei Delprat 166. Er war auch Lehrer in Deventer, gieng 1508 von da nach Köln, wo er 1542 ſtarb.

3) Mit ihm war Graf Moritz von Spiegelberg, welcher ſpäter den Grafen Nuenaar erzog, den muthigen Vertheidiger Reuchlins gegen die Mönche.

4) Historia de urbis Hierosolymae excidio. Daventriae expressa 1476.

5) Des Hegius Gedicht lautet:

Nil est quod fieri nequeat, jam ferre poetas
Barbarie in media Westphalis ora potest.

Im hohen Alter las Lange noch Luthers Thesen und sagte: die Zeit naht heran, daß die Finsternis aus Kirchen und Schulen vertrieben wird, Reinheit in die Kirchen zurückkehrt und reine Latinität in die Schulen.[1] Ein Wort, welches das Ideal der ernsteren deutschen Gelehrten jener Zeit charakterisiert.

Nach einem höchst thätigen und frommen Leben starb Lange als Domprobst von Münster zwei Jahre nach dem Anfange der Reformation, 1519, in seinem 80sten Jahre. — Sein Neffe, dessen bewegtes Leben tief in die Reformationszeit hineinreicht, war der schon erwähnte

Hermann von Busch, aus einer westphälischen adeligen Familie, geboren 1468. Von Lange nach Deventer in Hegius Schule geschickt, sah ihn dort Agricola und sagte zu ihm: du hast einen poetischen Kopf, du wirst ein Poet.[2] Von Deventer gieng Busch nach Heidelberg, hörte dort den Agricola und studierte auf dessen Rath sehr fleißig den Cicero. Dann besuchte er Tübingen, wo er mit Simler, Melanchthons nachmaligem Lehrer, Freundschaft schloß. Im Jahre 1480 begleitete er Rudolf Langen nach Italien, 1486 gieng er zum zweiten Male dorthin und verkehrte mit Picus, Politian und anderen italienischen Gelehrten. Nach Deutschland zurückgekehrt, gerieth er in Köln mit dem berüchtigten Hochstraten in Streit und mußte die Stadt räumen. Von der Zeit an reiste er lange Zeit in Deutschland, England und Frankreich herum, besonders besuchte er die Universitäten und hielt an vielen Orten längere oder kürzere Vorträge über Klassiker, so in Hamm, Münster, Osnabrück, Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar.

Seinen Vorlesungen in Greifswald (um 1505) wohnte der Reformator Bugenhagen als Student bei. In Rostock trat er gegen einen gewissen Heverling auf, welcher über den Juvenal deutsch las. Dieser rächte sich, indem er es dahin brachte, daß Busch die Stadt verlassen mußte; Busch rächte sich gegenseitig durch eine Sammlung Epigramme, in welcher er unter Anderm auch dem Heverling vorwarf, daß er in gemeiner deutscher Sprache lese,[3] was nur zu charakteristisch ist.

Langius hanc decorat, majorum sanguine clarus
Monasteriaci lausque decusque soli,
Primus Melpomenen qui rura in Westphalia duxit,
Cum caneret laudes maxime Paule tuas.

Agricola schreibt an Lange: Unum tibi hoc affirmo, ingentem de te concipio fiduciam etc. Agricolae Opp. 2, 178.

1) Jam tempus instat ut tenebrae ex ecclesiis et scholis exstirpentur et redeat puritas in ecclesias et mundicies latini sermonis in scholas.

2) Tu habes poeticum caput, tu fies poeta. Auf ähnliche Weise urtheilte Agricola, wie wir sehen werden, nach der Physiognomie über Erasmus.

3) Das Epigramm lautet:

Quicquid Heverlingus legit auditoribus illud

In Erfurt bewirkte Busch die öffentliche Abschaffung der mittelalterlichen Lehrbücher; in Leipzig hörten (1506) Helt und Spalatin bei ihm. Magdeburg erlaubte ihm das Lesen nicht; bei einem zweiten Aufenthalt in Leipzig (1510) ward er vom Herzog Georg verwiesen.

Nach vielem Umherreisen kam er zum zweiten Male nach Köln und wurde von da zum zweiten Male, besonders auf Betrieb des Ortwin Gratius, fortgeschickt, weil er gegen das alte grammatische Lehrbuch, das Doctrinale schrieb. Hierauf ward er Rektor in Wesel, wo er eine Vertheidigung der aufblühenden klassischen Studien gegen die rohen Angriffe der Mönche herausgab.[1]

Als die Reformation begann, las Busch begierig die Schriften Luthers und Melanchthons, gab 1522 sein Amt in Wesel auf, reiste nach Wittenberg und legte sich mit Eifer auf das Studium der Bibel und der Kirchenväter. Durch die Reformatoren empfohlen, rief ihn Philipp von Hessen nach Marburg als Professor der Geschichte. Hier las er über Livius und Augustin; 1519 schrieb er über die Autorität der Bibel.[2] Beim marburger Abendmahlsstreit, dem er beiwohnte, erklärte er sich für Luther gegen Zwingli.

Um die Zeit, da die Unruhen der Wiedertäufer in Münster begannen, zog Busch von Marburg nach Dülmen, wo er ein, von seiner Mutter stammendes, kleines Besitzthum hatte. Vom Magistrat in Münster ersucht, kam er am 7ten August 1533 dorthin zu einem deutschen Colloquium mit den Wiedertäufern, besonders mit dem berüchtigten Rothmann. Busch suchte aus der Bibel die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe zu beweisen, Rothmann antwortete ihm mit übermüthigem Hohn. Bei der langen Disputation ward dem alten Busch unwohl, er mußte das Rathaus verlassen und der fanatische Pöbel verspottete ihn, als einen, der von Gott für seine Rede gestraft sei. Betrübt zog er sich nach Dülmen zurück und starb bald darauf vor Kummer 1534 im 66sten Jahre seines Alters.

Busch war ein sehr begabter Mann. Erasmus urtheilt über ihn:[3] er sei ein glücklicher Dichter gewesen, in seiner Prosa habe er große Geisteskraft, mannigfaltige Belesenheit, scharfes Urtheil, nicht geringe Energie bewiesen, doch sei seine Composition mehr nach Quintilians als nach Ciceros Art. —

Ein umherreisender lehrender Apostel der klassischen Bildung mußte er für

Vulgari lingua Theutonicaque docet.
Ergo ad Heverlingum perget meliore relicto
Discere qui sordes barbariemque velit.

Das vulgari scheint den Italienern nachgemacht.

1) Die Schrift heißt: Vallum humanitatis. Kölner Dominikaner nannten in ihren Predigten die Dichter Schelme, die Redner Schweine, und ihre Werke eine Spreu der Teufel. Meiners 2, 382.

2) De auctoritate verbi Dei.

3) Ciceronianus 1014.

dieſelbe Verfolgung leiden. Wie bei Agricola trat bei ihm im ſpätern Alter ein heiliger Ernſt hervor, Studium der Bibel und der Kirchenväter nach ſo vielen Jahren klaſſiſchen Studiums. Und zugleich ſchließt er ſich entſchieden der Reformation an, wird aber ein Opfer jener ſcheußlichen Caricatur derſelben, der wahnſinnigen Wiedertäufer.[1]

7. Erasmus.

Geboren zu Rotterdam den 28ſten October 1467,
geſtorben zu Baſel den 12ten Juli 1536.[2]

Erasmus iſt unehelich geboren; beide Eltern waren auf wahrhaft tragiſche Weiſe von der Verehelichung abgehalten worden.

Neun Jahre alt kam er zu Alexander Hegius nach Deventer;[3] dieſen hörte er jedoch nur an Feſttagen. Johann Sintheim, ſein Lehrer, ein Hieronymianer, war mit ihm ſo zufrieden, daß er ihn einſt umarmte und zu ihm ſagte: Erasmus, du wirſt einſt den höchſten Gipfel der Gelehrſamkeit erreichen.[4] Als Rudolf Agricola ihn ſah, ſprach er, die Handſchrift, Kopfform und die hellen Augen des 12jährigen Knaben betrachtend, divinatoriſch zu ihm: Tu eris magnus. Auch lernte er außerordentlich ſchnell, binnen zwei Jahren wußte er den Terenz und Horaz auswendig.

Eine entſetzliche Peſt, welche ſeine Mutter wegraffte, bei welcher er bis dahin gelebt, veranlaßte, daß Erasmus im dreizehnten Jahre von Deventer entfernt und in das Fraterhaus von Herzogenbuſch gebracht wurde, wo er faſt drei Jahre blieb. Sein dortiger Lehrer Rombold liebte ihn ſehr, ſuchte aber vergebens ihn ſeiner „Heerde" einzuverleiben. Später jedoch ließ Erasmus ſich verleiten, in das Kloſter der regulären Kanoniker, Namens Stein (bei Gouda) zu gehen. Hier lernte er Klöſter und Mönche haſſen; Pabſt Julius II. entband ihn mehrere Jahre nachher vom Kloſterleben.

1) Außer dem vallum humanitatis ſchrieb Buſch Commentare zum Donatus, Claudian, Perſius, u. a. Bücher, Epigramme ꝛc.

2) Quellen. Hauptſächlich: 1) Desiderii Erasmi Roterodami Opera omnia. Tomm. X. Lugduni Batavor. 1703. 2) Vitae Germanorum philosophorum a Melchiore Adamo. Ed. III, 1705. pag. 40. 3) Leben des Erasmus von A. Müller. 1828.

3) Erasm. Adag: Manum admoventi ſagt: Alexander Hegius primus pueritiae meae doctor haudquaquam poenitendus; und in einem Briefe an Gaudanus: Alexandri mei praeceptoris quondam praeceptor (Agricola). Ferner im Adag.: Quid cani cum balneo? .... mihi admodum adhuc puero contigit uti praeceptore Alexandro Hegio, qui ludum aliquando celebrem oppidi Daventriensis moderabatur, in quo nos olim admodum pueri utriusque linguae prima didicimus elementa. Endlich in dem kurzen Compendium vitae (vor Tom. I. der Opp.) ſagt Erasmus von ſich: audivit Hegium, sed non nisi diebus festis, quibus legebat omnibus.

4) Beatus Rhenan. vor Tom. I. der Opp. Erasmi.

Später hielt er sich abwechselnd in Frankreich, England und Italien auf.

Seine Werke sind Zeugen seiner rastlosen gelehrten Thätigkeit, welche sich nach zwei Seiten, zur profanen und zur heiligen Literatur wandte. Er edierte und übersetzte eine Menge Klassiker und besorgte zugleich die Herausgabe griechischer wie lateinischer Patres.[1] Seine einflußreichste Arbeit war, daß er im Jahre 1516 zu allererst den Grundtext des neuen Testaments, nebst einer von der Vulgata abweichenden Paraphrase edierte.

Laurentius Valla war sein Vorbild. Er lieferte einen Auszug aus dessen Elegantiis latini sermonis, wandte sich wie er zur neutestamentlichen Exegese und zur Correctur der Vulgata, gab auch Vallas adnotationes in novum Testamentum heraus und schrieb wie Valla: de libero arbitrio.

Hebräisch lernte Erasmus nicht. Ich hatte angefangen, schreibt er, mich mit dem Hebräischen zu befassen, aber abgeschreckt durch die Fremdartigkeit der Sprache und da weder das Leben noch das Talent ausreicht, um mehreres zu treiben, so gab ich es auf. — Ein Mann, dessen Lieblingsschriftsteller Lucian war, der von Gegnern selbst „Spötter Lucian" genannt wurde, dem konnte auch schwerlich der herbe Ernst des alten Testaments so zusagen, daß er, trotz seiner großen philologischen Gabe, sich der Mühe, hebräisch zu lernen, unterzogen hätte.[2]

Er rühmte sich, kein Wort italienisch zu verstehen, eben so wenig verstand er englisch, französisch und deutsch. Dagegen schrieb er mit bewundernswürdig beweglicher Leichtigkeit latein, als wäre es seine Muttersprache.

Durch umfassende Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Witz und jene ausgezeichnete Schreibfertigkeit fühlte er sich seinen meisten Zeitgenossen weit überlegen. In diesem Selbstgefühle wagte er die keckſten Angriffe gegen die Mönche, gegen ihre grobe Unwissenheit, heruntergekommene Scholastik, rohe Sprache, und gegen ihr schmutziges Leben. Er haßte sie auch im Angedenken seines Klosterlebens.

Diese Angriffe gegen Leben, Ignoranz und falsche Theologie der Mönche würden wohl spurlos vorübergegangen und dem Erasmus nicht mehr, als sonstige gelehrte persönliche Streitigkeiten, unbequem gefallen sein, wenn Luther nicht aufgetreten wäre. Als dieser seine Thesen anschlug, war Erasmus 50 Jahre alt. Nimmermehr hatte ers wie Luther gemeint. Er war Gelehrter, nichts als Gelehrter, sein Krieg war der Federkrieg unter Gelehrten, mehr im Namen der humanistischen Studien, als im Interesse der Kirche. Ganz unerwartet war es ihm, als Luther Ernst machte, der Kampf ins tiefste Leben eingriff

1) Er edierte z. B. den Lucian, — Cyprian, Augustin und Hieronymus.

2) Wie verschieden von Erasmus waren in dieser Hinsicht Picus, Agricola, Reuchlin und Wessel! Charakteristisch für des Erasmus Ansicht von christlicher Heiligkeit ist es, wenn er schreibt: Multi sunt in consortio sanctorum, qui non sunt apud nos in catalogo. Proinde quum hujusmodi quaedam lego, vix mihi tempero, quin dicam: Sancte Socrates, ora pro nobis. At ipse mihi saepenumero non tempero, quin bene ominer sanctae animae Maronis et Flacci. Und derselbe Mann hoffte, durch die h. Genovefa vom Fieber geheilt zu werden.

und auf Leben und Tod geführt wurde. Und wider Willen ward er, so sehr er sich sträubte, aus seiner Studierstube mit in den Kampf hineingerissen. Das, was er im kecken gelehrten Uebermuth geschrieben, ward ihm, in der bewegten Zeit, als ein boshaftes Unterminieren der Kirche ausgelegt und er so den Häretikern beigesellt. Diese hingegen, d. h. die Reformatoren, sahen in dem Herausgeber des neuen Testaments, dem Bekämpfer der Mönche und ihrer Mißbräuche, einen Glaubens- und Streitgenossen. Luther und Melanchthon schrieben ihm aufs Freundlichste. Zuerst war es dem Erasmus recht, so lange er noch wähnte, der Kampf sei ein gelehrter, für die neu aufgetauchte humanistische Bildung, gegen die alte ihm verhaßte Scholastik. Als er aber mit Schrecken bemerkte: es gelte die Kirche und sei höchst gefährlich, da suchte er sich auf alle Weise der Reformatoren zu entledigen und gegen den Pabst und die Kirche als ein unbedingt gehorsamer Sohn zu erscheinen. Er war einer solchen Zeit nicht gewachsen und zeigte sich daher während seiner letzten 19 Lebensjahre (1517—36) in religiöser Hinsicht als ein höchst schwankender und zweideutiger Mann. An Zwingli schrieb er: Ich glaube, daß ich beinahe alles das gelehrt habe, was Luther lehrt, nur nicht so heftig und ohne jene räthselhafte, nach Extremen haschende Sprache. In einem Brief an Spalatin vertheidigt er Luther; zu seinem Leidwesen ward der Brief gedruckt. — Dagegen schrieb er zugleich beißend und hämisch gegen Luther und die ganze Reformation und erklärte dem Pabste: daß er nichts mit dem Reformator zu schaffen habe. Ja einmal sagt er: ich weiß nicht, wie viel die Autorität der Kirche bei andern gilt, mir aber gilt sie gewißlich so viel, daß ich den Arianern und Pelagianern beipflichten würde, falls die Kirche deren Lehre billigte.[1]

Aber der zweideutige Mann ward beiden Parteien, den Katholiken wie den Protestanten, verhaßt, indem er es schlau mit beiden halten wollte.[2] Jene sagten, er habe den ersten Anstoß zu den Neuerungen gegeben, die Eier gelegt, welche die Reformatoren ausgebrütet, satyrisch scherzend vorgebracht, was diese mit Ernst angegriffen. Herzog Georg von Sachsen äußerte: daß Erasmum die Sucht stoße, weiß man doch nicht was er vorhat; ich lobe noch die Wittenberger, die sprechen doch ja oder nein. Luther andererseits hoffte zuerst das Beste von Erasmus und suchte auf alle Weise auch dann noch mit ihm Frieden zu halten, nachdem dieser ihn schon aufs Bitterste angegriffen. „Er wolle, schreibt er an Erasmus 1524, nichts von ihm fordern, was das Maß seiner Kräfte übersteige.“ Allmählich überzeugte er sich aber ganz von dessen charakterloser feiger Zweideutigkeit; nun riß seine Geduld. Er hat wohl Niemanden mit solchem Grimm

1) Quantum apud alios valeat auctoritas ecclesiae, nescio, certe apud me tantum valet, ut cum Arianis et Pelagianis sentire possem, si probasset ecclesia, quod ille docuerunt.

2) Capito an Erasmus: cave ne utramque factionem retenturus in amore tui, utriusque odium incidas. Detestantur te Pontificii sagaciores tanquam fontem et caput mali; Lutherani contra ceu desertorem partium meliorum execrantur.

bekämpft als den Erasmus, besonders da er sich überzeugte, daß dieser im Glauben schwankend, auch die Glaubenslehren durch zweideutigen Ausdruck verdächtige.[1] Von einem Katechismus, den Erasmus herausgab, sagte er: mit teuflischer Kunst sei derselbe geschrieben und gehe nur darauf aus, Zweifel in die Gemüther der Kinder zu werfen.

Melanchthon, wiewohl der größte Verehrer erasmischer Gelehrsamkeit, stimmte dennoch Luther in der Hauptsache bei. Er fand in Erasmus Schriften Keime abweichender Lehren; die ganze Tragödie wegen der Abendmahlslehre, schreibt er, sei von jenem veranlaßt.[2]

Hiermit sei es genug über des Erasmus Verhältnis zur Reformation, betrachten wir jetzt seine pädagogische Wirksamkeit.

Wenn er in religiöser Hinsicht als ein schwankender charakterloser Mann erscheint, so tritt er dagegen in Bezug auf Studien höchst entschieden auf. Auf diesem Felde war für ihn nichts zu fürchten; überdieß fühlte er sich den meisten seiner Zeitgenossen so überlegen, daß er den Ton angeben konnte, ohne sich nach den andern zu richten. Dieß zeigt sich z. B. in seinen, an verschiedenen Stellen ausgesprochenen Urtheilen über die Nothwendigkeit der Realkenntnisse und über die Nachahmung des Cicero.

Letztere hat er im Dialoge: Ciceronianus sive de optimo dicendi genere, behandelt. Diese Schrift verdient in einer Geschichte der Pädagogik die größte Berücksichtigung, da sie klar und witzig das in Erasmus Zeit auftauchende Ideal der Bildung bespricht. Dieß Ideal bestimmt ja als ein zu erstrebendes Ziel, den Bildungsweg, den Unterrichtsgang. Taugt das Ziel nichts, so ist, im besten Falle, der Unterrichtsweg ein methodischer Irrweg. In der Dedication des Ciceronianus an Blattenus[3] gibt er in wenigen Worten den Inhalt und die Absicht seiner Schrift an. Eine Sekte sei aufgekommen, sagt er, welche sich Ciceronianer nenne, die mit unerträglicher Anmaßung alle Schriften verwerfe, welche nicht Ciceros Züge trügen, die Jugend vom Lesen anderer Autoren zurückschrecke, und sie zur abergläubischen Nachahmung des einzigen Tullius zwänge, während

1) Vor Allem vergleiche man Luthers Brief an Amsdorf vom Jahre 1534 (de Wette 4, 506) mit dem Briefe an Erasmus vom Jahre 1524 (de Wette 2, 498 bei Walch 18, 1958.)

2) Melanchthon an Camerarius: Illum (Erasmum) amant (inimici nostri) qui multorum dogmatum semina in suis libris sparsit, quae forte longe graviores tumultus aliquando excitatura fuerant, nisi Lutherus exortus esset ac studia hominum alio traxisset. Tota illa tragoedia *περὶ δείπνου κυριακοῦ* ab ipso nata videri potest. Hiermit vergleiche man folgendes aus einem Briefe des Erasmus: Finge in Eucharistia non esse substantiam corporis dominici, tamen Deus illum errorem nulli poterit imputare. Quum eum adoramus in Eucharistia, semper subest tacita exceptio, si illic vere est. Nobis enim non costat, an sacerdos rite consecraverit. Vollkommen nach Art der Jesuiten, auch dieß, daß er sich durch das non constat eine Hinterthür läßt.

3) Sie ist im Jahre 1528, 10 Jahre vor Sturms Abhandlung: de ludis recte aperiendis geschrieben.

ſie ſelbſt dem Cicero wie ferne! ſtehe. Man ſpüre auch, daß etwas ganz anderes hinter dieſem Treiben der Ciceronianer ſtecke, ſie wollten nämlich die Chriſten zu Heiden machen. Er bemerke, daß einige (deutſche) Jünglinge, welche Italien, beſonders Rom zurückgeſendet, auch zum Heidenthum ſich geneigt, und wolle zeigen, wie man auf rechte Weiſe den Cicero zum Muſter wählen und deſſen große Beredſamkeit mit chriſtlicher Frömmigkeit verbinden könne.

Die redenden Perſonen im Dialog ſind: Bulephorus, welcher des Erasmus Anſicht vertritt, unterſtützt hierin von Hypologus. Beide gehen darauf aus, eine Caricatur von Ciceronianer, den Noſoponus, von ſeinen Mißſtudien zurückzubringen, was zuletzt gelingt.

Noſoponus erklärt von vorne herein: alles nicht Ciceroniſche ſei ihm ein Gräuel, er kenne nichts Höheres als von den Italienern für einen Ciceronianer gehalten zu werden; aber dieſe ließen als ſolchen nur den Longolius unter allen Cisalpinern gelten. Nun erzählt Noſoponus, wie er ſein Ziel verfolge. Seit ſieben Jahren leſe er einzig den Cicero, keinen andern Autor, damit ſich ihm ja keine nicht ciceroniſche Phraſe anhänge. Er wiſſe den Cicero faſt auswendig, nun wolle er neue ſieben Jahre auf die Imitation desſelben wenden. Alle Worte ſeines Autors habe er alphabetiſch in ein dickes Lexikon eingetragen, in einem zweiten habe er, ebenfalls in alphabetiſcher Ordnung, alle Phraſen Ciceros aufgeführt, in einem dritten alle Pedes, mit denen derſelbe ſeine Perioden ꝛc. anfange und ſchließe. Dann habe er die Worte nach dem verſchiedenen Sinne, in welchem ſie bei Cicero vorkommen, zuſammengeſtellt. Mit den Paradigmen der Grammatik begnüge er ſich nicht, ſondern habe Acht, ob bei Cicero etwa amo, amas, amat vorkomme, nicht aber amamus, amatis; amabam ſich finde, amabamus nicht, welche Composita vorkämen, z. B. perspicio wohl, nicht ſo dispicio, Er gebe nichts auf Grammatiken, nichts auf andere, wenn gleich anerkannte Klaſſiker, am wenigſten auf Analogie; ein ächter Ciceronianer dürfe kein Wörtlein brauchen, das nicht bei ſeinem Meiſter ſich vorfinde. Hierauf beſchreibt Noſoponus, höchſt komiſch, wie er es beim latein Schreiben halte. Wenn er z. B. dem Titius ſchreiben wolle: er möge ihm ein geliehenes Buch zurückſenden ꝛc., da ſchlage er alle Briefe Ciceros und alle angefertigten Indices nach, und ſuche ſich Worte, Phraſen ꝛc. zuſammen. Sechs Nächte bedürfe er um einen Brief von ſechs Perioden zu ſchreiben, dann müſſe er denſelben aber noch zehnmal umarbeiten, ihn eine Zeit weglegen, dann wieder leſen; bei ſolchem wiederholten Durchcorrigieren bleibe oft kein Wort vom urſprünglichen Entwurf ſtehen. Bulephorus wirft ein: der Brief möchte zu ſpät kommen; das verſchlage nichts, antwortet Noſoponus, wofern er nur ciceronianiſch werde. Aber, fragt Bulephorus, wie iſts beim latein Sprechen, wobei kein Aufſchub ſtattfindet? Er vermeide das Sprechen, antwortet Noſoponus; zum gewöhnlichen Schwätzen reiche ihm holländiſch und franzöſiſch aus; müſſe es lateiniſch ſein, ſo halte er ſich dazu einen Vorrath ciceroniſcher Redeformeln in Bereitſchaft, die er auswendig gelernt.

Nachdem Nosoponus so seine ganze Thorheit ausgekramt, beginnt nun Bulephorus den Angriff, zuerst leise, aber in steter Steigerung bis zum Stärksten. Quintilian, sagt er, empfehle nicht einen, sondern viele Autoren zu lesen, den Cicero nenne er nur als den Vorzüglichsten. Eben deshalb, erwiedert Nosoponus, ist Quintilian auch kein Ciceronianer geworden.

Aber, wenn nun Gegenstände zu behandeln sind, welche bei Cicero nicht vorkommen, soll man sich dann bei diesem im Elysium Raths erholen? frägt Bulephorus. Ich werde, antwortet Nosoponus, nur solche Dinge tractieren, welche mit ciceronianischen Worten dargelegt werden können.

Bulephorus betrachtet nun die Aufgabe eines Ciceronianers, dem Cicero möglichst ähnlich zu werden. Abgesehen davon, daß viele Schriften dieses Vorbildes nicht auf uns gekommen, so seien die überlieferten, durch Schuld der Abschreiber, zum Theil voller Fehler, zum Theil unächt; welche Gefahr für die Ciceronianer! Habe man sie doch öfters mit Pseudociceronianischem angeführt, das von ihnen höchlich als ächt bewundert worden sei. In dem Cicero selbst seien Sprachfehler nachgewiesen; die von ihm aus dem Griechischen übersetzten Verse taugten nichts; seine Anbeter würden aber selbst diese Fehler preisen und nachahmen. Die Imitatio dieser Leute sei überhaupt von der oberflächlichsten Art. Wörtlein, Redformeln, Schlußweisen u. dgl. merkten sie dem Cicero ab und brächten sie, wo sie nur könnten, an. Weil ihr Meister seine Perioden öfters mit etsi, quamquam, quum ꝛc. anfange, so meineten sie, Ciceones zu sein, wenn sie mit denselben Wörtern ihre Perioden begönnen. Die Bücher ad Herennium möchten solche Menschen wohl dem Cicero zusprechen, weil sie mit etsi anfangen. Da Cicero keine Jahreszahl unter seine Briefe schreibt, so meinen sie auch das Jahr Christi unter ihren Briefen weglassen[1] zu müssen, eben so jede Titulatur, weil sich keine bei Cicero finde. Ueber sinnige christliche Anfänge von Briefen, wie z. B. Gratia, pax et misericordia a Deo patre et Domino Jesu Christo spottet der Ciceronianer, wie über ähnliche christliche Schlußformeln, und doch ziemten sich solche weit mehr für einen Christen als das salutem dicit und bene vale. Cicero habe freilich nicht so geschrieben, was Wunder, da ihm die Sache unbekannt war! Ueber wie viel tausend von Gegenständen müßten wir aber nicht häufig sprechen, welche dem Cicero nicht im Traume eingefallen.

Bornierte Nachahmer würde Cicero, lebte er noch, sich verbitten, sie müßten ja seinem guten Rufe schaden. Wenn die Nachahmung ohne Leben, Nerven, Leidenschaft, so sei sie kalt und todt; mit bloßer Affektation erreiche man nimmermehr die tiefern Tugenden des Redners, welchen man zum Muster genommen. Bei diesen Ciceronianern spüre man nichts von Ciceros glücklicher Erfindung, seinem verständigen Disponieren, seiner Weisheit, mit welcher er die Gegenstände behandelt, seiner Kraft, Leidenschaften zu erregen, seiner großen Sach-

1) So z. B. Bembo und leider auch Sturm, so daß mirs öfter Mühe kostete herauszubringen, von welchem Jahre mancher Brief. Vrgl. Bayle s. v. Johannes Sturm.

kenntnis; ſie gäben nur kalte Nachäffereien, von welchen die rechte Nachahmung weit verſchieden ſei.

Jede Zeit, fährt Bulephorus fort, habe einen eigenthümlichen Charakter und verlange deshalb eigenthümliche Beredſamkeit. Ciceros Reden würden, wie ſie ſind, dem ſtrengeren Zeitalter des Ennius und Cato Cenſorius nicht zugeſagt haben, geſchweige dem unſrigen. Es habe ſich ja ſeit Cicero Alles geändert: Religion, Staat, Obrigkeit, Sitten, Geſetze, Alles. Verlange Jemand, daß man gegenwärtig ganz auf Ciceros Weiſe reden und ſchreiben ſolle, ſo müſſe er vorher Conſuln, Tribunen, Prätoren, Aedilen, kurz die ganze alte römiſche Zeit zurückrufen. Wer alſo gegenwärtig gehörig ſprechen wolle, den Umſtänden angemeſſen, und dieß ſei doch das Erſte, was wir vom Redner verlangen, der müſſe weit verſchieden von Cicero ſein. Was helfe Ciceros Beredſamkeit einem chriſtlichen Redner, der zu chriſtlichen Männern und Frauen etwas von Buße, Frucht des Gebets, Nutzen der Almoſen u. ſ. w. reden ſolle, da alles dieß dem Cicero unbekannt geweſen. Darauf erzählt Bulephorus (in Erasmus Namen) wie er einen Ciceronianer vor Pabſt Julius II. am Oſterheiligenabend predigen gehört. Der größte Theil der Rede habe Lob des Pabſtes enthalten, welchen der Redner Jupiter optimus maximus genannt, der mit allmächtiger Hand den dreifachen Blitz halte und ſchleudere, und durch bloßen Wink thue was er wolle. — Dann habe derſelbe von den Deciern und Q. Curtius geſprochen, welche ſich zum Beſten der Republik den Dis Manibus geweiht, weiter von Cecrops, Iphigenie u. a., denen das Vaterland lieber geweſen, als ihr Leben. Solchen Menſchen ſeien im Alterthume Bildſäulen geſetzt, Chriſtus dagegen ſei für alles Gute, was er den Juden erwieſen, gekreuzigt worden. — Kurz, der Römer, ſagt Bulephorus, ſprach ſo römiſch, daß vom Tode Chriſti nicht die Rede war. Und doch urtheilten die Ciceronianer in Rom: er habe bewundernswürdig gepredigt, römiſch, ciceronianiſch. Hätte ein Knabe vor Knaben in der Schule eine ſolche Rede gehalten, ſo möchte ſie als ein specimen hingehen; aber was ſollte ſie an einem ſolchen Tage, vor ſolchen Zuhörern, bei ſolcher Gelegenheit? — Dieſe Menſchen, welche den Cicero immer im Munde führten, ſchändeten nur deſſen Namen. „Es iſt zum verwundern, ſagt Bulephorus, mit welcher Anmaßung der Art Leute die Barbarei des Thomas, Scotus, Durandus und ähnlicher ſchmähen: und doch ſind dieſe, welche ſich weder rühmen beredt noch Ciceronianer zu ſein, bei Lichte beſehen, mehr Ciceronianer als jene, welche nicht nur für Ciceroniani, ſondern für Cicerones gehalten ſein wollen.“

Da Noſoponus über dieſe Aeußerung ſtaunt, unterſucht Bulephorus näher, worauf die ächte Aehnlichkeit eines Redners mit Cicero beruhe. Darauf nämlich, daß er über jeden Gegenſtand möglichſt vollkommen ſpreche, wozu einmal gründliche Kenntnis des Gegenſtandes gehört, dann, daß es dem Redner von Herzen gehe. So müßten chriſtliche Redner die Geheimniſſe der chriſtlichen Religion ver-

ſtehen, und mit nicht geringerem Fleiße die h. Schrift ſtudieren, als Cicero die Werke der Philoſophen, Poeten, Juriſten, Hiſtoriker ſtudiert habe. Mit dieſen ausgerüſtet, fährt Bulephorus fort, ward Cicero ſo groß. Wir Chriſtliche, die wir uns weder mit Geſetz noch mit Propheten, Geſchichten und Auslegungen befaſſen, ja die wir alles dieſes verachten, vor ihm zurückſchaudern, wie ſollten wir je ächte Ciceronianer werden? Muß nicht jede unſerer Reden chriſtliches Gepräge tragen, wofern wir nicht nur gute Redner, ſondern auch gute Menſchen ſein wollen? Und wie iſt das möglich, wenn wir nur Ciceros Worte und Phraſen gebrauchen? Sollen wir etwa ſtatt der kirchlichen Ausdrücke ciceroniſche einführen? Gott den Vater Jupiter optimus maximus, Chriſtum Apollo, die Maria Diana nennen, ſtatt Ecclesia ſagen: sacra respublica, ſtatt fides christiana, christiana persuasio, für Pabſt Flamen dialis, für prophetiae: oracula divûm? . . . Folgenden Satz: Jesus Christus, Verbum et filius aeterni patris juxta prophetias venit in mundum, ac factus homo sponte se in mortem tradidit ac redemit ecclesiam suam offensique patris iram avertit a nobis, eique nos reconciliavit, ut per gratiam fidei justificati et a tyrannide liberati, inseramur ecclesiae, et in ecclesiae communione perseverantes, post hanc vitam consequamur regnum coelorum — dieſen Satz würde ein Ciceronianer ſo ausdrücken: Optimi maximique Jovis interpres ac filius, Rex, juxta vatum responsa ex Olympo devolavit in terras, et hominis assumpta figura sese pro salute reipublicae sponte devovit Diis Manibus, atque ita rempublicam suam asseruit in libertatem, ac Jovis optimi maximi vibratum in nostra capita fulmen restinxit, nosque cum illo redegit in gratiam, ut persuasionis munificentia ad innocentiam reparati et a sycophantae dominatu manumissi cooptemu in civitatem, et in reipublicae societate perseverantes, quum fata nos evocarint ex hac vita, in Deorum immortalium consortio rerum summa potiamur

Da Noſoponus fragt: ob Bulephorus etwa die Sprache des Thomas von Aquino und Scotus empfehlen wolle, antwortet Bulephorus: wenn der am beſten ſpreche, welcher dem Gegenſtande am angemeſſenſten, ſo ziehe er des Thomas und Scotus Art, heilige Dinge vorzutragen, der Weiſe jener Ciceronianer vor. Doch gebe es eine Mitte zwiſchen Scotus und den Affen Ciceros. Es ſei nicht alles deshalb verwerfliches Latein, weil es ſich nicht bei Cicero finde; landwirtſchaftliche Worte dürfe man aus Cato, Varro, kirchliche aus Tertullian und Auguſtinus entlehnen. Jede Kunſt habe ihre Kunſtſprache; der Grammatiker brauche Supinum, Gerundium, der Mathematiker sesquialtera und superbipartiens, die Kirche amen, ecclesia, apostolus etc. Lebte Cicero als Chriſt in unſerer Zeit, er würde gewiß die kirchliche Sprache nicht verſchmähen, er würde fides in Christum, paracletus etc. ſagen. Warum ſollten wir auch nicht, ſo wie Cicero Stellen aus Ennius u. A. anführt, die h. Schrift citieren? Ob etwa Salomo dem Plato, die Pſalmen dem Pindar nachſtehen, die ganze inſpirierte

h. Schrift den Profanſcribenten? Gewiß nicht. Wie komme es dennoch, daß unſeren Ohren Annibal Poenorum imperator angenehmer klinge, als Paulus gentium doctor? Hypologus mißt die Schuld einer tiefen Angewöhnung bei, die Worte der Klaſſiker dünkten uns fein und glänzend, die bibliſchen nicht anmuthig, ſondern barbariſch. Darauf ſagt Bulephorus: Unſere heidniſche Geſinnung (paganitas nostra), die verführt den Verſtand und die Ohren zu ſolchem Mißurtheil. Wir ſind nur dem Namen nach Chriſten; Jeſum bekennen wir mit dem Munde, aber den Jupiter optimus maximus und den Romulus tragen wir im Herzen. Wäre dem nicht ſo, welcher Name könnte uns ſüßer klingen, als der Name Jeſus? — Reuten wir dieſe heidniſche Geſinnung aus, ſo werden wir einen ganz neuen oratoriſchen Geſchmack bekommen. Doch wolle keiner ſich als Heide bekennen, als Decknamen nenne man ſich Ciceronianus.

Hierauf wendet ſich das Geſpräch zurück auf die Frage: in wiefern Cicero nachzuahmen ſei. Es iſt ein thörichtes Streben, ſagt Bulephorus, in fremdem Sinne ſchreiben zu wollen, ſich abzumühen, daß Ciceros Geiſt den Leſer aus unſern Werken anwehe. Du mußt alles Mannigfaltige verdauen, was du leſend zu dir genommen und es durch Nachdenken vielmehr in die Adern der Seele überführen, als in das Gedächtnis oder in einen Index, ſo daß der Geiſt, mit aller Art geiſtiger Speiſe genährt, eine Rede aus ſich ſelbſt erzeuge, welche nicht nach dieſen und jenen Blumen, Laube und Gräſern ſchmeckt, ſondern nach dem Weſen und der Neigung deines Gemüthes, daher der Leſer in deiner Schrift nicht etwa zuſammengeflickte Fragmente Ciceros, ſondern das Abbild eines Geiſtes erkenne, welcher mit Wiſſen aller Art erfüllt iſt. Die Bienen, fährt er fort, ſammeln den Honigſtoff nicht von einem einzigen Strauch, ſondern mit bewundernswürdiger Emſigkeit fliegen ſie auf Blumen und Kräutern aller Art herum, auch gewinnen ſie nicht fertigen Honig, ſondern in Mund und Eingeweiden bilden ſie ihn, erzeugen ihn dann aus ſich, und man erkennt in demſelben nicht Geſchmack oder Geruch einzelner Blumen, welche ſie gekoſtet.

Weiterhin fragt Bulephorus: wo man denn zur Zeit nur Gebrauch von ciceronianiſcher Beredſamkeit machen könne? Etwa bei den Gerichten? Da würden die Sachen durch Procuratoren und Advokaten verhandelt, die nichts weniger als Ciceronianer ſeien. Eben ſo wenig in den Rathsverſammlungen, wo man franzöſiſch oder deutſch verhandle. Etwa in Predigten? Das Volk verſtehe ja nicht latein, dieß eigne ſich auch durchaus nicht fürs Predigen. Wozu brauche man alſo jene Beredſamkeit? Höchſtens um bei Geſandtſchaften nach Rom, dem Herkommen gemäß, eine prächtige, unnütze Rede zu halten, welche für den, der ſie vortrüge, oft durch einen Andern gemacht ſei. Ernſte Angelegenheiten würden dort privatim ſchriftlich und mündlich in franzöſiſcher Sprache verhandelt.

Warum plage ſich alſo ein Ciceronianer? Um lateiniſche Briefe an Gelehrte zu ſchreiben? Dieſe fragen aber nicht danach, ob das Latein ganz ciceroniſch ſei,

mit Ausnahme von vier Italienern, welche sich neulich gerühmt, selbst Ciceronianer zu sein.

Nun geht Bulephorus eine Menge lateinischer Schriftsteller, alter und neuer Zeit, durch und fragt den Nosoponus bei jedem: ob er ihn für einen Ciceronianer halte; aber keiner von allen wird von ihm anerkannt. Plinius der Jüngere, sagt er, z. B. sei so wenig Ciceronianer, daß man den Jünglingen verboten habe, dessen Briefe zu lesen, damit sie nicht statt Ciceronianer, Plinianer würden. Auch unter den Neuern wird keiner als Ciceronianer belobt, nicht Valla, nicht Politian, nicht Budeus; Petrus Mosellanus hätte es zu etwas bringen können, wäre er nicht zu früh gestorben. — Wie ists mit Erasmus? frägt Bulephorus. Den rechne ich, antwortet Nosoponus, nicht unter die Schriftsteller, geschweige unter die Ciceronianer. Ein πολυγράφος ist er freilich, weil er viel Papier mit Dinte beschmiert. Alles übereilt er, einen ganzen Band schreibt er stans pede in uno; nie kann er sich überwinden, was er geschrieben, noch einmal durchzulesen, er will nicht einmal ciceronianisch schreiben, gebraucht auch theologische, ja schmutzige Ausdrücke. So recensiert er den Agricola, Hegius, Busch, Wimpheling, Reuchlin, Melanchthon, Hutten, Pirkheimer u. A. Endlich sagt Bulephorus: so viele Länder hätten sie durchmustert und nirgends einen ächten Ciceronianer gefunden. Nur der einzige, Longolius, bilde eine Ausnahme, erwidert Nosoponus, wiewohl ein Brabanter, in Paris erzogen, sei dieser dennoch von den Italienern für einen Ciceronianer anerkannt worden. Longolius, sagt Bulephorus, habe den Ruhm mit dem Leben bezahlt, und Reden, die er in Rom gehalten, zeigten wohl von Virtuosität, gründeten sich aber auf ein erdichtetes Vergegenwärtigen einer längst untergegangenen Zeit, nicht auf gegenwärtige wirkliche Verhältnisse. Solche Reden seien ohne alles Leben, theatralisch und langweilten daher; sie eigneten sich allenfalls zu Deklamationen der Schuljugend.

Darauf charakterisiert Bulephorus noch einmal das ächte Nachahmen im Gegensatz des Nachäffens, jenes aus einer lebendigen geistigen Assimilation klassischer Schriften hervorgehend, während das Nachäffen sich nur äußerlich mit Worten und Phrasen mißschmücke. Der Schriftsteller und Redner müsse, wollte er nicht lügen und schauspielern, nicht einen Andern vorstellen wollen. Am wenigsten aber dürfe der christliche Charakter und Gehalt der Rede eines Christen durch solch verkehrtes Nachahmen des Cicero entstellt und verleugnet werden. —

So selbständig, von den Mißidealen seiner Zeitgenossen unberührt und unverführt, urtheilt Erasmus über das Nachäffen des Cicero, ein Urtheil, welches wir auf das Nachäffen alles Klassischen ausdehnen können. Wie richtig spricht er auch über die ächte, durch Lesen der Autoren gewonnene Bildung, welche auf das Producieren mittelbar den stärksten Einfluß übt. Indem der Leser geistig wächst, so erstarkt und reift seine geistige Zeugungskraft.

Wie hierin, so ist auch, wie erwähnt, Erasmus Urtheil über die Nothwendigkeit von Realkenntnissen zur Auslegung der Autoren frei und klar. Unter

Andern äußert er sich hierüber in seinem Dialog de pronunciatione.[1] Löwe und Bär sind die sprechenden Personen.

Bär fragt: Hältst du den für einen Grammatikus, welcher, wenn er lateinisch begrüßt wird, es versteht, schnitzerfrei wieder zu grüßen?

Löwe: Gemeinhin hält man in unserer Zeit einen solchen für einen Grammatiker.

Bär: Aber Quintilian verlangt vom Grammatiker auch Fertigkeit im Erklären der Dichter, Kenntnis der Geschichten, Alterthumskunde ꝛc. Hat er keine genaue Kenntnis dieser Dinge, so darf er in denselben doch nicht ganz unbewandert sein, wenn du ihn für fähig halten willst, einen Jugendlehrer abzugeben. Weil der Grammatikus das Arma virumque auslegen soll, so wollen wir deshalb nicht von ihm verlangen, daß er ein Pyrrhus oder Hannibal, oder weil er Virgils Georgica interpretiert, daß er ein erfahrener Landmann sei. Wenn er des Aeneas Schifffahrt erklärt, so verlangen wir eben so wenig, daß er ein vollkommener Seekapitän, oder daß er ein Apicius sei, weil er eine Stelle über Kochkunst tractiert. Aber was wird der Grammatikus vorbringen, welcher die Gestalt und den Gebrauch der Geschosse und Maschinen gar nicht kennt, und eben so wenig die Aufstellung eines Heeres? Es würde ihm nicht wenig nutzen, hätte er diese Sachen mit erlebt; ist das nicht der Fall, so mag er sie aus Büchern und aus Erzählungen von Menschen, welche bei dergleichen zugegen waren, dann aus Abbildungen, so weit ers bedarf, kennen lernen. Dasselbe, meine ich, gilt von den übrigen Disciplinen.

Löwe: Solche Grammatiker wie du sie schilderst, mag es sonst gegeben haben, jetzt sind sie aus der Mode.

Bär: Gänzlich sind sie das, und daher kommen unsere Kinder, nachdem sie bei Lehrern der jetzigen Art fast alt geworden, nach Hause, ohne auch nur den rechten Namen eines Baumes, Fisches oder einer Pflanze angeben zu können.

Aehnliche Forderungen macht Erasmus in seiner Abhandlung:[2] de ratione studii. Er verlangt von den Lehrern eine Menge Realkenntnisse, geographische, naturhistorische ꝛc.: es sei unglaublich, sagt er, wie unwissend der große Haufe der Gelehrten hierin sei.[3] Doch behandelt Erasmus selbst die Naturwissenschaften mehr als brauchbare, ja nothwendige Instrumente zur Interpretation der Klassiker, ohne eine Ahndung ihrer selbständigen, großen Bedeutsamkeit zu haben. Wie überflügelt ihn hierin Luther, der ungeknickt durch Schule und Kloster, wunderbar tiefsinnig, frisch und lebensempfänglich blieb. „Wir sind," sagte er einst, „jetzt in der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir fahen an wiederum zu erlangen das Erkänntnis der Creaturen, das wir verloren haben durch Adams Fall. Erasmus aber, fuhr er fort, fraget nichts darnach, bekümmert sich wenig, wie die Frucht im Mutterleibe formiret wird, so ach-

1) Es ist der Dialog, in welchem er die Principien der nach ihm genannten Aussprache des Griechischen entwickelt. Erasm. Opp. 1, 914,

2) Opp. 1 522

3) Incredibile dictu, quam nihil intelligat literatorum vulgus.

tet er auch nicht den Eheſtand, wie herrlich der ſei. Wir aber beginnen von Gottes Gnaden ſeine herrlichen Werke und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott ſei. — In ſeinen Creaturen erkennen wir die Macht ſeines Worts, wie gewaltig das ſei. Da er ſprach, da ſtund es da. Auch in einem Pfirſichkern, derſelbige, obwohl ſeine Schale ſehr hart iſt, doch muß ſie ſich zu ſeiner Zeit aufthun, durch den ſehr weichen Kern, ſo drinnen iſt. Dieß übergehet Erasmus fein, und achtets nicht, ſiehet die Creaturen an, wie die Kühe ein neu Thor."[1]

Die Abhandlung de ratione studii enthält bei ihrer Kürze keine erſchöpfende Methodologie des Studiums, ſondern einzelne, zum Theil recht beherzigenswerthe Regeln für die Lehrer. Beſonders hinſichtlich der ſchriftlichen Ausarbeitungen der Schüler. Erasmus empfiehlt vor Allem das Ueberſetzen aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche;[2] dieß übe im Auffaſſen des Sinnes der griechiſchen Autoren und verſchaffe zugleich Einſicht in die Eigenthümlichkeit beider Sprachen. Dieſer Rath erleidet in unſerer Zeit volle Anwendung auf das Ueberſetzen aus fremden Sprachen in die Mutterſprache. Beim Leſen der Autoren ſolle der Lehrer nur gerade ſo viel bemerken und erklären, als zum Verſtändnis des Autors ſelbſt nöthig ſei, nicht eitel bei jeder Stelle ſeine Gelehrſamkeit ungehörig auskramen.

Das Studium der griechiſchen Sprache förderte Erasmus beſonders durch ſeine Ueberſetzung der griechiſchen Grammatik des Theodor Gaza.

Von allen ſeinen Werken hat aber keines eine ſo große Rolle in der Schulwelt geſpielt, als die Colloquia. Die erſte Ausgabe derſelben tadelt Erasmus ſelbſt,[3] die zweite vom Jahre 1522 widmete er dem 6jährigen Sohne des Frobenius, ebenſo die dritte von 1524. In der letzten Dedication ſagt er: das Buch ſei ſo beliebt, habe ſo reißenden Abgang gefunden, werde von der Jugend ſo viel geleſen, daß er ſogleich eine neue Edition mit Zuſätzen habe veranſtalten müſſen. Viele ſeien durch das Buch lateiniſcher und beſſer (latiniores et meliores) geworden, er (der Knabe) möge ſich nicht durch ſie beſchämen laſſen.

Dieß Buch nun, beſtimmt Knaben lateiniſcher und beſſer zu machen, ward von der Sorbonne verdammt, in Frankreich verboten, in Spanien verbrannt, in Rom der ganzen Chriſtenheit unterſagt.

Lieſt man die Colloquia, ſo wundert man ſich darüber nicht. Es enthält die giftigſten Ausfälle und Satyren auf die Mönche, auf das klöſterliche Leben überhaupt, auf Faſten, Wallfahrten ꝛc. Dieſe dürften des Buches Verdammen mehr herbeigeführt haben, als viele höchſt frivole, unzüchtige Stellen.

1) Walch. XXII, 1629.

2) Opp. 1. 525. Plurimum autem fructus est in Graecis vertendis. — Nam simul et exercetur ingenium in deprehendendis sententiis, et utriusque sermonis vis et proprietas penitus inspicitur, et quid nobis cum Graecis commune sit, quid non, deprehenditur. „Nobis„ d. i. Lateinern.

3) Opp. 1, 895.

Wie man nur ein ſolches Buch in unzählige Schulen einführen konnte! Was ſollten die Knaben mit jenen Satyren? Reformieren iſt nur Sache reifer Männer. Was ſollten ſie mit Geſprächen über ſo viele Gegenſtände, von denen ſie nichts verſtehen, mit ſolchen, in denen Lehrer verſpottet werden, mit Unterhaltungen zweier Weiber über ihre Männer, eines Freiers mit einem Mädchen, um welches er wirbt, und gar mit dem colloquium „Adolescentis et scorti.“ Dieß letztere Geſpräch erinnert an Schillers „Kunſtgriff“ überſchriebenes Diſtichon:

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
Malet die Wolluſt, nur malet den Teufel dazu.

Erasmus malt hier die Wolluſt aufs Gemeinſte und fügt dann etwas hinzu, das erbaulich ſein ſoll. Ein ſolches Buch empfiehlt der Doctor Theologiae dem achtjährigen Knaben, um durch deſſen Lektüre beſſer zu werden.

Aber zugleich, um lateiniſcher zu werden, und dazu konnte es dienen. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit ſprechen des Erasmus Perſonen über Dinge, von denen man kaum glauben ſollte, daß wir uns über dieſelben in römiſcher Zunge ausdrücken könnten, über Pferdehandel, Jagd, Wirtshäuſer ꝛc.

Lehrer, welche den Terenz von den Schülern auswendig lernen und aufführen ließen, nahmen auch keinen Anſtoß am Inhalt der Colloquia, wurde nur das höchſte Ziel aller Bildung durch dieſelben erreicht: die Fertigkeit, latein zu ſprechen und zu ſchreiben.

Terenz hat es nicht zu verantworten, wenn er nach anderthalbtauſend Jahren gemißbraucht wurde; aber Erasmus, der Doktor der Theologie, iſt verantwortlich für ſein frivoles Buch, doppelt verantwortlich, da er es für die Jugend beſtimmt, wäre dieſe auch durch dasſelbe latinissima geworden.

Ueber die Colloquia finden ſich Ausſprüche Luthers in den Tiſchreden, welche von Schulmännern wohl hätten beherziget werden ſollen. Erasmus, ſagt er, ſticht durch den Zaun, thut nichts öffentlich, gehet keinem frei unter Augen, darum ſind ſeine Bücher ſehr giftig. Wenn ich ſterbe, will ich verbieten meinen Kindern, daß ſie ſeine Colloquia nicht ſollen leſen, denn er redet und lehret in denſelben viel gottlos Ding unter frembem erdichteten Namen und Perſonen, vorſetziglich die Kirche und den chriſtlichen Glauben anzufechten. — Erasmus iſt ein Bube in der Haut, das ſiehet man in allen ſeinen Büchern, ſonderlich in Colloquiis, da er pfleget zu ſagen: Ich rede nicht, ſondern die Perſonen, ſo darinnen ſtehen, reden. — Lucianum lobe ich doch, der gehet frei heraus und verſpottet alles öffentlich; Erasmus aber verfälſcht alles, was Gottes iſt und die ganze Gottſeligkeit unter dem Schein der Gottſeligkeit; darum iſt er viel ärger und ſchädlicher denn Lucianus.[1]

Gewiß, die Colloquia müſſen auf Geſinnung und Sittlichkeit der Jugend

1) Walch. 22, 1612—1630. Wenn Laurentius Valla ſonſt des Erasmus Vorbild war, ſo dürften ihm, bei vielen Colloquiis, die unfläthigen Facetiae des Poggius zu Muſtern gedient haben.

verderblich wirken. Eine kalte liebloſe Satyre, Frivolität, Zweideutigkeit iſt Gift für die jugendliche Einfalt. Erasmus iſt bewundernswürdig klar und beredt, wenn es ſich nur von etwas rein Wiſſenſchaftlichem handelt. Aber er war nicht der Mann, Bücher für die Jugend zu ſchreiben, mit väterlichem Herzen zu Kindern zu reden und für ihr Seelenheil zu ſorgen.

Der unglückliche Mann hatte kein Vaterhaus, kein Vaterland, keine Kirche; er hatte nichts, wofür er ſich hätte aufopfern mögen. So ward er ſelbſtſüchtig, furchtſam, zweideutig; es fehlte ihm die Liebe. Kein Wunder, daß er mit dem aufrichtigen tapfern Luther, dieſem treuen, liebevollen Seelſorger ſeiner Deutſchen, daß er mit dieſem völlig zerfiel.

---

8. Die Schule zu Schlettſtadt.[1]

Ludwig Dringenberg. Wimpheling. Crato. Sapidus. Platter.

Wir haben bisher vorzüglich das Wirken Norddeutſcher und Niederländer für Erneuerung klaſſiſcher Bildung und für einen beſſern Volksunterricht kennen lernen.

Einige der erwähnten Männer führten ein umſchweifendes Leben; Weſſel, Agricola und Erasmus lebten längere und kürzere Zeit in Süddeutſchland und der Schweiz und hatten Einfluß auf die dortigen Studien. Es waren vorzüglich drei ſüdliche Orte als geiſtige Centralpunkte wichtig: Schlettſtadt, Heidelberg und Tübingen. Betrachten wir zunächſt, was in Schlettſtadt geſchahe, von Heidelberg und Tübingen wird in der Lebensbeſchreibung Melanchthons die Rede ſein.

Schlettſtadt, eine kleine mittelbare Reichsſtadt im Unterelſaß, wohlhabend durch Weinhandel, beſchloß um die Mitte des 15ten Jahrhunderts eine Schule zu gründen und berief den Weſtphalen Ludwig Dringenberg zum Rector derſelben. Seinen Namen hatte er von ſeinem, öſtlich von Paderborn gelegenen Geburtsort Dringenberg; in der Schule der Hieronymianer zu Deventer war er erzogen. Von ſeiner Lehrweiſe wiſſen wir nur dieß: daß er die Schüler zur Frömmigkeit erzog und die mittelalterlichen Lehrbücher, beſonders das Doctrinale, zwar nicht abzuſchaffen wagte, doch ſo unſchädlich als möglich zu machen ſuchte. Wenn aber der Baum an den Früchten erkannt wird, ſo ſind viele treffliche Männer, welche aus Dringenbergs Schule hervorgingen, die beſten Zeugen für

1) Quellen: 1) „Die Schule zu Schlettſtadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbeſſerung, von Röhrich, Pfarrer zu Fürdenheim im Elſaß.“ In Illgens Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie. Bd. 4. Stück 2. 1834. 2) Geſchichte der Reformation im Elſaß von demſelben. 1830. 2 Thle. Beſonders Thl. 1, 73. 82. — Aus dieſen gründlichen Arbeiten des Herrn Röhrich habe ich vieles für den vorliegenden Abſchnitt entnommen.

die Güte seiner Lehrweise. — Er starb 1490, nachdem er 40 Jahre der Schule vorgestanden.[1]

Unter seinen Schülern ist Jakob Wimpheling der bekannteste. Er ist 1450 in Schlettstadt geboren und eben da 1528 gestorben.[2] — Nach den Schuljahren studierte er in Freiburg, Basel, Erfurt. In Heidelberg ward er Magister, war 1479 Dekan der dortigen philosophischen Fakulatät, 1481 und 1482 Rector der Universität. Später lebte er längere Zeit als Prediger in Speier, dann wieder in Heidelberg, wo er über Hieronymus las und die Studien mehrerer junger Männer leitete, unter andern des Grafen Wolfgang von Löwenstein. Diesem widmete er seine pädagogische Schrift: Adolescentia, in welcher er vorzugsweise ethische Erziehungsregeln gibt und dieselben durch Aussprüche der Bibel und der Klassiker belegt.[3] In einem zweiten Werke Isidoneus (εἴσοδος) stellt er dagegen eine Methode des wissenschaftlichen Studiums auf, besonders des klassischen; seine Elegantiarum medulla und Elegantiae majores[4] sind Lehrbücher. Auch sein Compendium der deutschen Geschichte war für den Unterricht bestimmt.

Einen trefflichen Zögling Wimphelings, den Jacob Sturm aus Straßburg, werden wir später kennen lernen. Für diesen verfaßte er die Schrift de integritate, in welcher er ihm Rath gibt: wie er studieren und leben solle und ihm fleißiges Lesen der Bibel ans Herz legt.[5] — Einige Aeußerungen gegen die Mönche, welche in jener Schrift vorkommen, zogen dem Verfasser heftige Angriffe von Seiten der Augustiner zu, denen Pabst Julius II. ein Ende machte.

Von Wimphelings Wirksamkeit in Straßburg wird später die Rede sein. So stark er sich gegen die Verderbtheit der Kirche erklärte, trat er dennoch der Reformation nicht bei. Diese religiöse Bewegung und Spaltung machte ihm

1) Nach Wimpheling im Isidoneus Germanicus. Röhrich: „Die Schule." S. 202. Wimpheling selbst, 1450 geboren, sagt: In domo paterna sub magistro Heidelbergensi, Ludovico Dringenbergio apud scholas triviales ab infantia in duodecimum annum aetatis permansi Also bis 1462. — Hamelmanns abweichende Angaben sind von gar keinem Gewicht. Er nennt z. B. als einen Schüler Dringenbergs den Sapidus, welcher 1490 im Todesjahre Dringenbergs geboren ist und dergl. Hamelmanns Absicht geht einzig darauf hin, Westphalen als die Wiege klassischer Studien zu charakterisieren.

2) Ich folge hierbei vorzüglich der so fleißig gearbeiteten Biographie Erhards 1, 428, und dem Briefe des Erasmus an Blattenus vom 24. Januar 1529, in welchem er einen kurzen Ueberblick von Wimphelings Leben und Wirken gibt. Erasmi. Opp. 3, 1141.

3) Einen Auszug gibt Erhard. l. c. 436.

4) Titel der Werke Wimphelings: 1) Ad illustris Domini Ludovici Comitis in Loewenstein filium primogenitum Wolfgangum, Adolescentia. Argentorati 1500. 4, und öfter. — 2) Isidoneus Germanicus. Argent. 1497. 4. — 3) Elegantiarum medulla. oratoriaque praecepta in ordinem inventu facilem reducta. — 4) Elegantiae majores Rhetorica pueris utilissima. Tub. 1499. — 5) Diatriba de proba institutione puerorum in trivialibus et adolescentum in universalibus Gymnasiis. Hagenau 1514. — 6) Epitome rerum germanicarum ad nostra usque tempora. Argentor. 1505. Abgedruckt in: Schardii Rerum germanicarum scriptores. Giessae 1673.

5) Röhrich 1, 74. — „ De integritate libellus." Argent. 1505. 4. und öfter.

daher in seinem hohen Alter viele Unruhe und Kummer.[1] Er zog sich nach Schlettstadt zu seiner Schwester Magdalena zurück und starb dort im 78sten Lebensjahre.

Ein zweiter Schüler Dringenbergs war Georg Simler, späterhin in Pforzheim und Tübingen Melanchthons Lehrer;[2] ein dritter, Eitelwolf von Stein, ist als thätiger Freund Huttens bekannt.[3] — Dringenbergs Nachfolger im Rectorate war Crato (oder Craft Hofmann), zu dessen Schülern Beatus Rhenanus gehört. Dessen eigentlicher Name war Bild; zu Schlettstadt 1485 geboren, starb er 1547 in Straßburg. Er arbeitete u. A. viel über deutsche Geschichte, schrieb Anmerkungen zu Tacitus, edierte den Vellejus Paterculus, Procopius u. A.[4]

Rhenanus war auch noch unterm Rectorat des nachfolgenden Rectors Gebwiler auf dem Schlettstadter Gymnasium, und mit ihm Johann Sapidus (Witz), ein Neffe Wimphelings. Dieser, 1480 in Schlettstadt geboren, wurde um das Jahr 1514, nachdem er Reisen gemacht und in Paris studiert hatte, Rector am gedachten Gymnasium. Dieß hob sich unter seinem Rectorat so sehr, daß es im Jahre 1517 nicht weniger als 900 Schüler zählte. Zu ihm kam der Schweizer Thomas Platter, dessen Selbstbiographie das damalige Leben und Treiben auf Schulen höchst lebendig vergegenwärtigt.[5]

Allein nicht lange blieb die Schule auf diesem Höhenpunkt. Schon im Jahre 1520 zerfiel Sapidus, weil er sich der Reformation zuwandte, mit Wimpheling. Da sich Schlettstadt entschieden gegen die Reformation erklärte, so verließ Sapidus den Ort, gieng nach Straßburg, wo er als Lehrer am neuen Gymnasium angestellt ward und 1561 starb.[6]

Späterhin verlor die Schlettstatter Schule ihren Ruf, Jesuiten bemeisterten sich ihrer. Das alte Schulhaus steht noch.

9. Johann Reuchlin.

Geboren zu Pforzheim den 28sten December 1455,
gestorben zu Stuttgart den 30sten Juni 1522.

Reuchlins Eltern waren ehrbare Leute.[7] Der junge Johannes machte frühe bedeutende Fortschritte in Sprachen und Musik. Seiner guten Singstimme

1) Erasmus voll Mitleid schreibt l. c.: Praeter alias adversitates quibus hominis (Wimpheling) virtus exercitata fuit, hoc fatale totius ecclesiae dissidium vehemeter illum afflixit .... Subductus es huic saeculo, quo nihil fingi potest inquinatius.

2) Camerarii vita Melanchthonis. 8. 25.

3) Außer Wimpheling, Simler und Eitelwolf sind als Dringenbergs Schüler von Röhrich. (Die Schule ꝛc. 207) aufgeführt: Peter Schott von Straßburg, ein höchst hoffnungsvoller Mann, der aber schon im 32sten Jahre 1492 starb. — Sebast. Murer von Colmar, tüchtig im Hebräischen, starb auch 1492. — Jodocus Gallus, Professor in Heidelberg, starb 1517 als Canonicus von Speier.

4) M. Adami vitae u. Jöcher. Johannes Sturm schrieb eine Biographie des Beatus.

5) „Thomas Platter und Felix Platter zwei Autobiographieen, herausgegeben von Dr. Fechter, Lehrer am Gymnasium zu Basel. Basel 1840." Beilage 1. ist aus jenem getreuen Abdruck Fechters ein Auszug.

6) Röhrich: „Die Schule ꝛc." 216.

7) *Honestis parentibus.* Melanchthon. Nach Gehres war der Vater Gerichtsbote.

wegen nahm man ihn an den Badenſchen Hof; 1473, 18 Jahre alt, begleitete er den Markgrafen Friedrich von Baden nach Paris. Hier lernte er Weſſel kennen; Hermonymus von Sparta unterrichtete ihn im Griechiſchen, beſonders ſtudierte er den Ariſtoteles, übte ſich auch fleißig im Latein.

Im 20ſten Jahr gieng er nach Baſel, trieb dort griechiſch unter Anleitung des geborenen Griechen Andronikus Kontoblakas, zugleich aber las er über lateiniſche und griechiſche Autoren. Damals ſchrieb er ein lateiniſches Wörterbuch, den Vocabularius breviloquus.[2]

Noch einmal kehrte er nach Frankreich zurück, ſtudierte die Rechte in Orleans (1479) und Poitiers (1480) und lehrte zugleich,[3] gieng dann zurück nach Tübingen, wo er Doctor wurde, heirathete und ſich nun der praktiſchen Rechtsgelehrſamkeit widmete.

Im Jahre 1482 reiſte Reuchlin mit Eberhard dem Aeltern von Württemberg nach Rom; er ward vorzüglich wegen ſeiner Fertigkeit im Lateinſprechen und ſeiner richtigen Ausſprache mitgenommen.[4] Vor Sixtus IV. hielt er eine ausgezeichnete Rede; damals beſuchte er mit Eberhard den Lorenzo von Medici.

Im Jahre 1486 ward Reuchlin von Eberhard mit zwei andern Geſandten auf die Krönung Maximilians I. nach Frankfurt, 1489 nach Rom geſchickt. Auf der letztern Reiſe lernte er in Florenz den Picus von Mirandola kennen.[5]

1492 begleitete er Eberhard nach Linz an den Hof Kaiſer Friedrichs III,,

Reuchlin ſelbſt ſchreibt: mihi conscius sum — parentes meos Fratrum ordinis (S. Dominici) ministeriales fuisse, apud quos et in Christo requiescunt. Vgl. Förſtemann in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik Nro. 116 sqq. — Eb. S. 939 iſt der 30ſte Juni 1522 als Todestag Reuchlins angegeben.

2) „Vocabularius latinus Breviloquus dictus. 1478.“

3) Damals ſchrieb Reuchlin auch eine griechiſche Grammatik, unter dem Titel: μικροπαιδεία.

4) Päbſtliche Geſandte kamen zu Eberhard. Sein Kanzler antwortete auf ihre Anrede im Namen Eberhards, ſo ausſprechend: Ceilsissimus et Eillustrissimus naoster Praineeips eintellexit etc. Dieß verſtanden die Italiener nicht und man mußte Reuchlin antworten laſſen. Als ein franzöſiſcher Geſandter in Koſtnitz eine lateiniſche Rede vor Kaiſer Maximilian gehalten, dieſer aber nicht antworten wollte, ſo that es ſtatt ſeiner der Graf von Zollern in höchſt rauher ſchwäbiſcher Ausſprache. Auf die Frage Philipps, des Sohnes Maximilians: was es für Latein ſei? antwortete der württembergiſche Kanzler Lamparter: wiſſet, ihr Fürſten, das iſt Hechinger Latein. Wo lernt man es, fragte Philipp. In Hechingen, erwiederte der Kanzler, einem ſchwäbiſchen Städtlein des Grafen, wo man grobe Sackleinwand webt. Da iſt auch des Grafen Latein gewoben. — Daher nannte man ſolch Latein ſpäter Hechinger Latein. C. Ref. 9, 1034. Pfaffs Geſchichte ꝛc. S. 28. Naucler und Gabriel Biel, welche Eberhard nach Rom begleiteten, verlangten: ut adjungeretur ipsis Capnio, qui usum haberet Latine dicendi et scribendi et sonum pronun tiationis minus horridum M. Adam s. v. Capnio.

5) Damals überſetzte Hermolaus Barbarus den Namen Reuchlin in Capnio.

welcher Reuchlin in den Adelstand erhob und zum Comes palatinus machte.[1] Höchst wichtig ward ihm die Bekanntschaft mit dem kaiserlichen Leibarzte Jacob Jehiel Loans, einem gelehrten Juden, der ihn aufs Sorgfältigste im Hebräischen unterrichtete.

Friedrich III. schenkte damals an Reuchlin ein hebräisches altes Testament, welches auf 300 Goldgulden geschätzt wurde.[2]

Der treffliche Herzog Eberhard der Aeltere starb im Jahre 1496; ihm folgte ein wüster Regent: Eberhard der Jüngere. Einen nichtswürdigen Augustinermönch Holzinger, welchen Reuchlin früher hatte verhaften lassen, machte er zum Kanzler. — Unter solchem Regiment konnte Reuchlin nur Böses erwarten, drum zog er sich nach Heidelberg, im Anfang des Jahres 1497, zurück, wo er von Dalberg aufs Freundlichste aufgenommen wurde. Dort schrieb er ein Lustspiel Sergius, eine Satyre auf jenen Holzinger; ein zweites von ihm nach dem Französischen verfaßtes Lustspiel, ließ Dalberg durch Studierende aufführen.[3]

Im Jahre 1498 ward Reuchlin vom Kurfürsten Philipp von der Pfalz zu Pabst Alexander VI. gesandt, vor welchem er eine lateinische Rede hielt. Er blieb ein Jahr lang in Rom, nahm täglich beim Juden Abdias Unterricht im Hebräischen, dem er jede Unterrichtsstunde mit einem Goldgulden bezahlte; von Argyropulus hörte er den Thucydides erklären. Als er zum ersten Male dessen Vorlesung besuchte, fragte ihn Argyropulus nach seinem Vaterlande, auch, ob er schon griechisch getrieben? Da Reuchlin erwiederte: er sei ein Deutscher und im Griechischen nicht ganz unbewandert, so gab ihm jener ein Exemplar des Thucydides und forderte ihn auf, denselben zu interpretieren. Reuchlin übersetzte hierauf den griechischen Text sehr richtig in gutes Latein und Argyropulus rief voll Verwunderung: unser verwaistes und ins Elend gejagtes Griechenland ist schon über die Alpen geflogen.

Eberhard der Jüngere ward im Jahre 1498 förmlich abgesetzt und Reuchlin kehrte nun 1499 nach Württemberg zurück.

Vom Jahr 1505 bis 1513 war er einer der 3 Bundesrichter des 1488 gestifteten schwäbischen Bundes.

Im Jahre 1506 edierte er die Rudimenta linguae hebraicae, die Frucht seiner angestrengten und kostbaren hebräischen Studien, das Werk, durch welches die hebräische Sprache wohl zuerst in den Kreis des zu Erlernenden aufgenommen wurde. Er habe, sagt er,[4] seine hebräische Grammatik ohne fremde Hülfe gemacht „zu nutz und uffgang der heiligen geschrift und unsern studenten zu lust und übung . . . . vor mir ist nie keiner kummen, der sich unterstanden hat, die

1) Er erhielt zugleich das Recht, 10 Männer zu Doctoren zu ernennen. Meiners 57.

2) In jener Zeit beendete Reuchlin sein Werk: de verbo mirifico.

3) „ Joh. Reuchlini Phorcencis Progymnasmata. Tubingae 1512.“ Meiners 63.

4) „Augenspiegel.“

Wenn sich der zweideutige Erasmus mit unwahrer Sophistik gegen den Pabst zu reinigen sucht, so tritt dagegen Reuchlin in der erwähnten Dedication getrost vor Leo X. hin und beruft sich auf den Kaiser, viele Fürsten, Bischöfe und Städte als Zeugen seiner Unbescholtenheit.

10. Rückblick.

Die Periode, welche wir bisher betrachteten, vornehmlich das 15te Jahrhundert, sie ist eine Uebergangsperiode, schaut zurück auf das Mittelalter, vorwärts in unsere Zeit. In ihr treten die Elemente alter und neuer Zeit in einen Kampf, welcher in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in volle Flammen ausbricht.

Voran steht der Angriff gegen die in Haupt und Gliedern entheiligte Kirche. Schon im 14ten Jahrhundert beginnt er in Italien durch Dante, Petrarca und Boccaccio, zieht sich auch bis ins 16te. Aber in Italien kommt es leider zu keiner Reformation; Savonarola nimmt zwar einen Anlauf dazu, unterliegt jedoch.

Deutsche und Niederländer bereiten dagegen seit dem Ende des 14ten Jahrhunderts auf mehr als eine Weise die Reformation vor. Die Hieronymianer greifen das wüste Leben und Treiben der Mönche, besonders der Bettelmönche an, bringen auf Besserung und machen das Volk möglichst mit der Bibel bekannt. Wessel erkennt viele Mängel der Kirchenlehre, hierin ein Vorgänger Luthers, Erasmus, wie gesagt, untergräbt durch Spott das Ansehen der Mönche, in dem Kampfe Reuchlins und der Reuchlinisten gegen die Dominikaner bildet sich ein schlachtgeübtes, reformatorisches Heer.

Mit diesem kirchlichen Kampfe verbindet sich ein Bildungskampf, als die alten Klassiker wieder ins Leben treten. Petrarca und Boccaccio gehn auch in diesem Kampfe der mittelalterlichen scholastischen mit der neuen klassischen Bildung voran. In Dante sind beide Bildungen noch harmonisch vereinigt. — In dem Maße, als der Sinn für die Schönheit klassischer Form auflebt, regt sich zugleich die Antipathie gegen die Häßlichkeit der scholastischen Sprache. Viele Italiener werden von den Alten so bezaubert, daß sie sich ganz dem Heidenthum ergeben, nur sehr wenige wenden ihr philologisches Talent auf Auslegung der Bibel. So ist es bei den Deutschen nicht. Was diese durch Auslegung der Profanscribenten erwerben, verwenden sie zum Dienst der Kirche. Die neutestamentliche Exegese wird besonders durch des Erasmus Ausgabe des neuen Testaments gefördert; für alttestamentliche Exegese bricht Reuchlin die Bahn.

Durch solches Quellenstudium wird die, ohnehin sehr heruntergekommene, scholastische Theologie fundamental erschüttert. Für diese kämpfen die, bei wüstem

berg gieng; es ist durchaus unberechenbar, wie viel er hierdurch mittelbar für die Reformation gewirkt hat. Was ihm Melanchthon sonst zu verdanken hatte, werden wir hören.

Latein aufgewachsenen, Mönche; sie können der neuen Zeit nicht folgen, hätten sie auch bessern Willen gehabt. Sie kämpfen auch für die mittelalterlichen Schulbücher, für das Doctrinale des Alexander,[1] den Mammotrectus ꝛc.; Busch, Cäsarius und andere, welche auf bessere Weise das Bessere lehren wollen, werden durch sie von einer Stadt zur andern verjagt. Dominikaner sind die Hauptkämpfer gegen die Neuerer; ihr Hauptquartier ist Köln.

Die, welche in diesem Kampfe fürs Alte stritten, hießen Theologi, auch Artisten, die Streiter für die neue Bildung wurden von den Gegnern Poeten, auch Juristen genannt. Erst mit dem Siege der Kirchenreformation wurde auch der Sieg klassischer Bildung entschieden. Da tritt die, im Lauf der Jahrhunderte zur Karikatur gewordene Scholastik zurück, die Zeit der Emancipation der bisher in häßlicher, unverständig abstruser Denk- und Redweise verstrickten Gelehrten war gekommen. Wie mußte ihnen, nach so dunkelm, freudlosem Brüten die Klarheit und Freiheit des Denkens und Dichtens, die Schönheit der Sprache der alten Griechen und Römer wohl thun! Ists zu verwundern, daß sie entzückt nichts Höheres und Herrlicheres wußten und erstrebten, als es den Klassikern gleich zu thun? daß ihnen war, als sei ihnen erst jetzt das geistige Auge geöffnet, die geistige Bewegung wieder gegeben, die Zunge gelöst?

Ists aber auch zu verwundern, daß sie im Enthusiasmus über das Neue hin und wieder ungerecht gegen die älteren Generationen und von jenem Neuen selbst zu Extremen fortgerissen wurden?

Wir sahen, wie schon Picus von Mirandola und Erasmus fühlten, daß die Neuerer vielfach das Kind mit dem Bade verschütteten uud das Tiefsinnigste verkannten, wofern es nicht in ciceronianischem Gewande sich zeigte.

Diese Uebertreibungen der „Poeten" dürfen wir um so weniger übersehen, als sie ihre Ideale auf die nächstfolgenden Jahrhunderte vererben. — Es war schon charakteristisch, daß sie ihre ehrlichen deutschen Namen meist in lateinische und griechische umtauften; dieß ist gewiß von größerer Bedeutung, als man auf den ersten Blick meinen möchte. Capnio, Melanchthon, Sapidus, Brassicanus, Oekolampadius u. a. sind solche Namen. Ein Correspondent Reuchlins, der freilich keinen süßtönenden Namen hatte — er hieß Johannes Krachenberger — dieser schreibt an Reuchlin: ich habe dich gebeten, für mich einen griechischen Namen zu ersinnen, dessen ich mich in lateinischen Briefen anständiger bedienen könnte als meines barbarischen; ich weiß nicht ob du es gethan, ich bitte nochmals darum.[2]

Der Name: Poeten, sollte wahrscheinlich Menschen bezeichnen, welche dermaßen

1) Dieß Doctrinale erschien 1213. Es beginnt:

Scribere clericolis paro Doctrinale novellis
Quod legant pueri pro nugis Maximiani.

Nachdem es etwa 250 bis 270 Jahre in Schulen geherrscht, ward es selbst den nugis zugezählt.

2) Clarorum virorum epistolae ad Reuchlinum. Tiguri 1558. pag. 10. „Ich habe viel barbara nomina, sagte Sapidus zu seinen Schülern, ich muß sie einmal ein wenig lateinisch machen."

von ſchöner Form gefeſſelt ſeien, daß ſie über dieſelbe den Inhalt, das Weſen hintanſetzten. Und wirklich ſind eine Menge Reden und Gedichte aus dieſer Zeit nur zuſammengeflickte Floskeln, Nachahmungen, nichts als Nachahmungen. Man ſetzte auch jeden, welcher die Form eines Klaſſikers mit einigem Geſchick nachäffte, dieſem Klaſſiker gleich. Daher war man ſo freigebig mit den Epithetis: ein zweiter Cicero, ein zweiter Flaccus; es gieng mehr und mehr der Glaube aus, daß man etwas Beſſeres, nämlich ein erſter ſein könnte, ein Original.[1]

Als ein Alles überbietendes Beiſpiel ſtehe hier das, was Trithemius von Dalberg ſagt: Unter den Philoſophen war er Plato, unter den Muſikern Timotheus, unter den Rednern Demoſthenes, unter den Aſtronomen Firmicus, unter den Mathematikern Archimedes, unter den Dichtern Virgilius, unter den Kosmographen Strabo, unter den Prieſtern Auguſtinus, unter den Frommen (cultores pietatis) Numa Pompilius. —

Wirft ſich alle Kraft einer Generation auf eine Art der Bildung, ſo zeigen ſich auch meiſt ſolche Ausartungen. —

Zur Förderung der neuen Bildung werden die Schulen metamorphoſiert. Lange, Hegius, Dringenberg, Buſch, Wimpheling u. a. thun alles, um die ſcholaſtiſche Lehrweiſe zu verdrängen, die klaſſiſche einzuführen. Aber es ſind nur Anfänge und die, bei der alten Weiſe aufgewachſenen, Lehrer ſind ſelbſt Anfänger. Der ſo tüchtige Rector Hegius muß ſich von Agricola über Bedeutungen griechiſcher und lateiniſcher Wörter und über Syntaktiſches belehren laſſen. — Erſt ſpäter, beſonders durch Melanchthon, tritt eine feſte Organiſation der gelehrten Schulen ein; man erhält tüchtige Lehrer und verſtändige Lehrbücher. Anfänge des Volksunterichts fanden wir bei den Hieronymianern; es waren aber mehr Bemühungen einzelner wohlwollender Männer, wie Gerhards von Zütphen; bleibende, wohleingerichtete Volksſchulen gab es nicht.[2] Dieſe ſind vorzugsweiſe Luthers Werk; die deutſche Bibel, der kleine lutherſche Katechismus, dieſe wichtigſten Lehrbücher der Volksſchulen, dazu deutſche geiſtliche Lieder für Kirche und Schulen, ſie ſind ſein Werk.

So wie die Reformation der Kirche erſt in Luther und Melanchthon zur Reife kam, ſo auch die Reformation der Schulen.

1) Erasmus nannte den Agricola einen zweiten Maro; Murmellius ſagte von Lange: Aequiparas Flaccum Lyrici modulamine cantus.
Lange von Buſch: Hinc tua dulciſluo manans elegia lepore
A Sulmonensi nec procul ipsa Chely est.
Uſſanius von Buſch: Buschius antiquis non cedit jure poetis.
Buſch von Murmellius: Carmina Murmelli priscis aequanda poetis.

2) Volksſchulen, wenigſtens nach gegenwärtiger Weiſe, waren auch vor Erfindung der Buchdruckerkunſt unmöglich; aus Manuſcripten konnten Bauernkinder nicht leſen lernen.

Reformation. Jeſuiten. Realismus.

Von Luther bis zum Tode Bacos, 1483 bis 1626

1. Luther.

Geboren zu Eisleben den 10. November 1483,
geſtorben zu Eisleben den 18. Februar 1546.

Luther gibt uns ſeinen Stammbaum. Ich bin eines Bauren Sohn, ſagt er. Mein Vater, Großvater, Ahnherr ſind rechte Bauren geweſt. Hernach iſt mein Vater gen Mansfeld gezogen und daſelbſt ein Berghauer worden.

Der Vater hieß Hans Luther und zog von Möhra unweit Salzungen nach Eisleben, dann nach Mansfeld. Die Mutter war Margaretha, geborne Lindemannin, aus Neuſtadt an der fränkiſchen Saale gebürtig. Melanchthon gibt ihr das Lob einer gottesfürchtigen Frau, die fleißig gebetet.[1]

Luther beſuchte als Knabe die Schule in Mansfeld; im 14ten Jahre ward er nach Magdeburg geſchickt, wo er ſich kümmerlich durchhalf, im 15ten Jahre (1498) kam er nach Eiſenach. Dort nahm ihn Frau Cotta ins Haus „dieweil ſie um eines Singens und herzlichen Gebets willen in der Kirchen eine ſehnliche Zuneigung zu dem Knaben trug.“[2] Vier Jahre blieb er auf der eiſenacher Schule. Er lobte den Verſtand und Vortrag ſeines dortigen Lehrers der Grammatik.[3]

Im Jahre 1501 bezog er die Univerſität Erfurt, ſtudierte Dialektik, Phyſik und Ethik, zugleich den Cicero, Virgil und Livius. Damals bekam er zuerſt eine vollſtändige, lateiniſche Bibel in die Hand.

Im Jahre 1503 ward er Baccalaureus, 1505 Magiſter, las dann über Ariſtoteles Phyſik und Ethik; zugleich ſtudierte er Jura. In demſelben Jahre gieng er ins Kloſter, zu den Auguſtinern, „mit erſchrecklicher Erſcheinung vom Himmel gerufen“ wie er ſpäter an ſeinen Vater ſchreibt. „Und gleich daſelbſt, fährt er fort, ſagtet ihr: Gott gebe, daß es nicht ein Betrug, noch teufliſch Geſpenſt ſei. Das Wort, gleichſam als hätte es Gott durch euren Mund geredt, durchdrang und ſenkete ſich bald in Grund meiner Seele.“ Dann ſagte ihm

1) Der Vater ſtarb 1530, die Mutter 1531. Zu Ehren der Taufnamen ſeiner Eltern hat Luther in ſeinem Traubüchlein die Frage: Hans wilt du Grethen haben?

2) So erzählt Matheſius. Walch XXIII, 65. Der Knabe ſang Alt.

3) Nach Seckendorf hieß dieſer Treborius. Walch ib. 66.

der Vater: „ei, haſt du nicht auch gehöret, daß man Eltern ſoll gehorſam ſein?“ „Aber ich verſtockte, ſchreibt Luther, in meiner eigenen Frömmigkeit, hörte und verachtete euch ganz als einen Menſchen. Aber dennoch von Herzen konnte ich das Wort nicht verachten.“

Im Jahre 1507 wurde er zum Prieſter ordiniert.

Er las im Kloſter aufs Fleißigſte die Bibel; zunächſt die Kirchenväter, beſonders den Auguſtinus, vornehmlich deſſen Schrift de spiritu et litera und die Auslegung der Pſalmen. Von Scholaſtikern ſtudierte er die Werke des Tübinger Gabriel Biel, des Peter von Ailly und beſonders des Occam, welchen er dem Scotus und Thomas von Aquin vorzog.[1] Auch den Gerſon las er fleißig. —

Er hatte damals entſetzliche Gewiſſensanfechtungen; Faſten, Beten, die härteſten Bußübungen verſchafften ihm keinen Frieden. Aber der fromme Staupitz[2] tröſtete ihn, noch mehr ein alter Kloſterbruder, ſein Beichtvater. Der verwies ihn auf des h. Bernhard Wort: „du ſollt aber auch das glauben, daß dir durch ihn deine Sünden geſchenket werden. Denn alſo hält es der Apoſtel, daß der Menſch ohne Verdienſt gerecht werde durch den Glauben.“ —

„Es hat Gott gewollt, wie ich nun ſehe, ſchrieb er ſpäter ſeinem Vater, daß ich der Hohenſchule Weisheit und der Klöſter Heiligkeit aus eigener und gewiſſer Erfahrung, das iſt, aus vielen Sünden und gottloſen Werken erführe, daß das gottloſe Volk nicht wider mich, ihren zukünftigen Widerpart, zu prangen hätte, als der unbekannte Dinge verdammet.“[3]

Im Jahre 1502 ſtiftete Kurfürſt Friedrich der Weiſe die Univerſität Wittenberg. Dem genannten Johann von Staupitz, welcher damals über 40 Auguſtinerklöſter in Meiſſen und Thüringen Vicarius war, trug er auf: geſchickte und gelehrte Männer für die neue Univerſität vorzuſchlagen. Auf ſeine Empfehlung ward Luther im Jahre 1508 Profeſſor der Ethik und Dialektik.

Gern hätte dieſer ſogleich ſeine philoſophiſche Profeſſur mit einer theologiſchen vertauſcht;[4] nachdem er im März 1509 Baccalaureus ad biblia geworden, las er auch fortan Theologie. — Im folgenden Jahre ſandte ihn ſein Convent in Kloſtergeſchäften nach Rom. „Er wolle nicht tauſend Gülden dafür nehmen, ſagte er ſpäter, daß er Rom geſehen hätte.“ „Ich[5] bin zu Rom geweſen, ſchreibt er, nicht lange, habe daſelbſt viele Meſſen gehalten, und auch ſehen viele Meſſen halten, daß mir grauet, wenn ich daran denke. Da hörte ich unter andern groben Grumpen über Tiſche Curtiſanen lachen und rühmen, wie etliche Meſſen

1) Melanchthon vita Lutheri: ..... omnia Augustini monimenta et saepe legerat et optime meminerat.

2) Ueber Staupitz vergl. Ullmanns „J. Weſſel“ S. 256.

3) Walch XIX. Von den Kloſtergelübden.

4) de Wette 1, 5. Luthers Brief vom 17ten März 1509 an Johann Braun. Studium philosophiae quam ego initio libentissime mutarim theologia.

5) Walch XIX. 1509.

hielten und über dem Brod und Wein sprächen diese Worte: panis es et panis manebis, vinum es et vinum manebis. Nun ich war ein junger und recht ernster frommer Mönch, dem solche Wort wehe thäten, was solt ich doch denken?" — „Es ekelt mir sehr, daß sie so sicher und fein rips raps konnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel." —

Staupitz drang in Luther, daß er Doctor der Theologie werden möchte; da Luther auswich, befahl er es ihm in seinem und des Augustinerconvents Namen.[1] Am 19ten October 1512 ward er vom Decan, dem nachmals zu bekannt gewordenen Andreas Carlstadt, zum Doctor der Theologie renuntiiert. Dieses Berufs und seines Doctoreides „den er Gott, der heiligen Schrift und der Universität zu Wittenberg gethan, hat er sich oft in großen Nöthen und Kämpfen getröstet."

Er studierte nun die h. Schrift im Grundtexte, las über den Galaterbrief, bekämpfte die Scholastiker[2] und den Aristoteles.

Am 31sten October 1517 schlug er die Thesen gegen den Ablaß an; so beginnt die Reformation; das Jahr darauf, im October 1518 ward er nach Augsburg vor den Kardinal Cajetan geladen, die Besprechung hatte kein Resultat.

Weit wichtiger war die Leipziger Disputation mit Eck, welche vom 27sten Juni bis zum 16ten Juli 1519 dauerte; in dieser griff Luther zum ersten Male öffentlich die römische Hierarchie an.

Im Juni 1520 erschien Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation, in welcher er auch seine Gedanken über die Universitäten mittheilt; in dasselbe Jahr fällt die Verbrennung einer päbstlichen Bulle und der Decretalen in Wittenberg.

Am 17ten und 18ten April 1521 vertheidigte sich Luther vor der Reichsversammlung in Worms. Auf der Rückkehr von Worms nach Wittenberg ward er am 4ten Mai nach der Wartburg entführt, um ihn gegen Acht und Bann zu sichern. Dort blieb er bis 1522; ohne des Kurfürsten Erlaubnis abzuwarten, kam er am 7ten März wieder nach Wittenberg. Auf der Wartburg übersetzte er das neue Testament,[3] in Wittenberg gieng er seine Arbeit mit Zuziehung Melanchthons kritisch durch; sie erschien noch im September desselben Jahres, in welchem er auch die Uebersetzung des alten Testaments begann. Im Jahr 1523 publizierte er schon die fünf Bücher Mosis, aber erst nach 9 Jahren, 1534, erschien die ganze deutsche Bibel. —

1) Ecce instat dies S. Lucae, qua ex obedientia Patrum et reverendi patris Vicarii mihi celebrabitur aula cathedralis in Theologia, schreibt Luther in seinem Einladungsschreiben an den Augustinerconvent in Erfurt. de Wette 1, 9. Der Kurfürst gab das Promotionsgeld.

2) Am stärksten äußert er sich gegen Aristoteles in einem Briefe an Johann Lange vom Jahre 1516. Nisi caro fuisset Aristoteles, vere diabolum eum fuisse non puderet asserere. de Wette 1, 15. Der Brief fällt fast in dieselbe Zeit, als Melanchthon vom Gedanken enthusiastisch ergriffen war, mit Stadian sämmtliche Werke des Aristoteles herauszugeben und *τὴν γνησίην φιλοσοφίαν* zu instaurieren.

3) Ego hic (auf der Wartburg) latebo usque ad Pascha, interim . . . . Novum Testamentum vernacula donaturus. Luther an Lange. de Wette 2, 115.

1524 verfaßte Luther das Schreiben an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. — Dieses Jahr und das folgende 1525 war voller Kämpfe. 1524 erschien des Erasmus erster Angriff gegen Luther, die Schrift de libero arbitrio, welchem Luther 1525 durch seine Abhandlung: de servo arbitrio entgegentrat. Carlstadts kirchlicher Radicalismus, der Bauernaufstand in Schwaben, Franken und Thüringen machten ihm viel Noth. Am 15ten Mai 1525 ward Thomas Münzer geschlagen. Um dieselbe Zeit starb der treue Staupitz (28. December 1524) und der treffliche Kurfürst Friedrich der Weise (5. Mai 1525). —

In einem Brief vom 2ten Junius 1525 forderte Luther den Kurfürsten von Mainz auf, sich zu verheiraten, 11 Tage später, am 13ten Juni heiratete er selbst Katharina von Bora.[1]

In den Jahren 1528 und 1529 hielt Luther, von Bugenhagen und Justus Jonas unterstützt, auf Befehl des Kurfürsten Johannes Kirchenvisitation im Kurkreis und in Meissen. Die große Unwissenheit der Geistlichen wie der Laien, welche er fand, veranlaßte ihn, den kleinen und großen Katechismus zu schreiben.

Im October 1529 fand das Religionsgespräch zu Marburg statt.

Während des wichtigen augsburger Reichstags hielt sich Luther vom April bis October 1530 in Koburg auf. Als ihm die augsburgsche Confession vom Kurfürsten Johannes dorthin gesandt ward, schrieb er diesem: „Ich hab M. Philippsen Apologia (d. i. die Confession) überlesen; die gefället mir fast wohl und weiß nichts dran zu bessern noch ändern, wurde sich auch nicht schicken; denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe daß sie viel und große Frucht schaffe."[2]

In dieser wichtigen Zeit übersetzte Luther den Jeremias, schrieb die Predigt: daß man die Kinder zur Schule halten soll, ferner den trefflichen Sendbrief vom Dollmetschen; und in eben dieser Zeit schrieb er an Spalatin im besten Humor über den Reichstag der Dohlen,[3] und das liebenswürdige Briefchen an sein Söhnchen Johannes. Damals, den 29sten Mai, starb sein Vater. —

In die folgenden Jahre fallen die entsetzlichen fanatischen Bewegungen der Wiedertäufer in Münster, welche durch die Eroberung dieser Stadt, am 25sten Juni 1534, beendigt wurden.

Im Februar 1537 war der Konvent von Schmalkalden, Luther verfaßte die Schmalkaldischen Artikel.

Im Ganzen beschäftigten ihn, vom Augsburger Reichstage bis an seinen Tod (1530 bis 1546) vorzüglich die mannigfaltigen Versuche, mit den Reformierten einerseits, den Katholiken andrerseits, eine Ausgleichung zu finden und alle

1) Von dieser Heirat, den Kindern und der Kinderzucht Luthers später mehr. — 1529 Reichstag in Speier, dem Luther nicht beiwohnte.

2) de Wette 4, 17.

3) An Spalatin. de Wette 4, 12; an Johannes ib. 41.

Kirchenspaltung zu heilen. Mit den Katholiken versuchte man es vergeblich; das am 13ten December 1545 etwa 2 Monate vor Luthers Tode eröffnete tridentiner Concilium trennte die Katholiken scharf und für immer von den Protestanten. —

Den Reformierten näherte man sich, seit dem marburger Religionsgespräch, öfters, dann entfernte man sich wieder von ihnen. Capito und Martin Bucer, die Straßburger, vermittelten nach besten Kräften. Im Mai 1536 communicierten sie in Wittenberg, die wittenberger Concordie kam zu Stande; auf dem Convent zu Schmalkalden unterschrieb Bucer die augsburgsche Confession, die Apologie und die Schmalkaldischen Artikel. Dennoch hatte die Eintracht keinen Bestand.

Um Streitigkeiten der Grafen von Mansfeld zu schlichten, reiste Luther Anfangs Februar 1546 nach Eisleben. Nach kurzer Krankheit verschied er hier sanft am 18ten Februar. Seine Leiche ward nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche begraben.

Es ist hier nicht der Ort, Luthern als Reformator der Kirche zu charakterisieren, wohl aber als Reformator der deutschen Schulen. Erhielt Melanchthon den Namen Praeceptor Germaniae, als gelehrter Lehrer Deutschlands, besonders der studierenden Stände, so war Luther Seelsorger seines Volks, der mit einer, in Kraft des Glaubens thätigen Liebe wachte, betete, arbeitete, daß alle seine lieben Deutschen, vornehme und geringe, bei frommer Zucht und gründlichem Unterricht, ein Gott gefälliges Leben führen möchten. Er sah klar, daß die Reformation der Kirche nur durch eine christliche Kinderzucht, in Familien und Schulen, wahrhaft begründet werden könne, gottloser Hausstand und nichtsnutziger Lehrstand aber der Kirche Verderben bringe.

In Luthers Schriften findet sich sehr Vieles über Erziehung in Predigten, Bibelerklärungen, Briefen, Tischreden; einzelne Stücke handeln nur von diesem Thema.[1] Bald wendet er sich an die Eltern, bald an die Obrigkeit, bald an den Lehrstand und redet allen aufs Eindringlichste zu, sich doch der Kinder anzunehmen, indem er ihnen Segen und Fluch vorlegt, Segen der guten, Fluch der bösen Kinderzucht. Zugleich gibt er die trefflichsten Lehren, wie es mit der Zucht zu halten sei, was und wie die Kinder lernen sollen ꝛc.

Folgende Auszüge aus Luthers Schriften werden seine Ansichten über Zucht und Unterricht der Kinder charakterisieren.

1. Hausregiment. Kinderzucht.

Im guten Hausregiment sah Luther das Fundament des guten Völkerregiments und des wahrhaften Völkerglücks. In seiner Auslegung von 2 Mos.

1) Gedike in Berlin schrieb im Jahre 1792 ein Schulprogramm: „Luthers Pädagogik oder Gedanken über Erziehung und Schulwesen aus Luthers Schriften gesammelt.“ Eine zweite hierher gehörige Schrift ist: Dr. Martin Luthers ernste, kräftige Worte an Eltern und Erzieher von Froböse, Rector in Hameln. Göttingen 1822. Beide Schriften habe ich im Folgenden vorzüglich benützt. Luthers Werke citiere ich nach Walchs Ausgabe.

20, 21 sagt er: „So[1] haben wir nun genugsam im vierten Gebote gehöret, wie man Vater und Mutter ehren soll, und was dieß Gebot in sich halte und lehre; also, daß man es wohl greifen kann, daß Gott viel daran gelegen ist, daß dieser Gehorsam gegen Vater und Mutter in Schwange gehe. Und wo solches nicht geschieht, da sind keine guten Sitten, noch kein gut Regiment. Denn, wo in Häusern Gehorsam nicht gehalten wird, wird man es nimmermehr dahin bringen, daß eine Stadt, Land, Fürstenthum oder Königreich wohl regieret werde. Denn da ist das erste Regiment, davon einen Ursprung alle andern Regimente und Herrschaften haben. Wo nun die Wurzel nicht gut ist, da kann weder Stamm noch gute Frucht folgen."

„Denn was ist eine Stadt anders, denn ein Haufen Häuser? Wie sollte denn eine ganze Stadt wohl regiert werden, wo in den Häusern kein Regiment ist; ja weder Kind, Knecht noch Magd gehorsam ist? Item, ein ganz Land; was ist es anders, denn ein Haufen Städte, Märkte und Dörfer? Wo nundi e Häuser übel regieret werden, wie kann ein ganzes Land wohl regiert werden? Ja, da muß nichts anders draus werden, denn eitel Tyrannei, Zauberei, Morden, Dieberei, Ungehorsam. Denn ein Fürstenthum ist ein Haufen Länder und Grafschaften, ein Königreich ein Haufen Fürstenthümer, ein Kaiserthum ein Haufen Königreiche. Diese alle spinnen sich aus einzlichen Häusern. Wo nun Vater und Mutter übel regieren, lassen den Kindern ihren Muthwillen, da kann weder Stadt, Markt, Dorf, Land, Fürstenthum, Königreich noch Kaiserthum wohl und friedlich regieret werden. Denn aus dem Sohne wird ein Hausvater, ein Richter, Bürgermeister, Fürst, König, Kaiser, Prediger, Schulmeister ꝛc., wo er nun übel erzogen ist, werden die Unterthanen wie der Herr, die Gliedmaßen wie das Haupt."

„Darum hat Gott als am nöthigsten angefangen, daß man im Hause wohl regiere. Denn wo das Regiment im Hause wohl und rechtschaffen gehet, ist dem andern allen wohl gerathen. Ursache, denn wir sehen, daß das ganze menschliche Geschlecht daher kömmt. Denn es hat Gott also gefallen, daß aus Vater und Mutter die ganze Welt herkomme."

Die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder predigt Luther besonders in der Auslegung des 4ten Gebots. „Nun[2] lasset uns sehen, was die Eltern den Kindern schuldig sind, wollen sie anders Eltern sein. St. Paulus Eph. 6, 1 als er den Kindern hatte geboten, daß sie ihre Eltern in Ehren halten sollten, und diß Gebot herausgestrichen und erkläret, sprach er: Ihr Kinder, seid gehorsam euern Eltern in dem Herrn. Da zeiget er an, daß sie nicht alleine Eltern sein sollen nach dem Fleisch, wie die Heiden, sondern in dem Herrn. Und wiederum, daß auch die Kinder den Eltern gehorsam seien in dem Herrn, und saget flugs darauf V. 4: Ihr Väter, ihr sollet eure Kinder nicht zum Zorn reizen, daß sie nicht kleinmüthig werden; sondern ziehet sie auf in der Zucht und

1) Walch III. 1654.
2) Walch III. 1817—1825.

Strafe des Herrn. Das erſte, was er den Kindern will gethan haben, ſo das Gemüth anlanget (denn von leiblicher Pflege ſagt er hier nichts) iſt, daß ſie die Kinder nicht zu Zorn und Kleinmüthigkeit reizen. Das iſt wider die, die ihre Kinder mit Ungeſtüm erziehen. Daraus kömmt, daß der Kinder Gemüth, weil es noch zart iſt, ganz in Furcht und Blödigkeit geräth, und erwächſet in ihnen ein Haß gegen die Eltern, daß ſie entlaufen, und thun, was ſie ſonſt nimmer gethan hätten. Denn was vor Hoffnung mag ſein an einem Menſchen, der einen Haß und Mißtrauen hat zu ſeinen Eltern, und ganz an ihnen verzaget? Doch will St. Paulus damit nicht, daß man die Kinder nicht dürfe erzürnen oder ſchlagen; ſondern daß man ſie aus Liebe ſtrafen ſoll, nicht daß man ſeinen böſen Muth kühle und nichts darnach frage, wie man der Kinder Untugend beſſere."

„Ein Kind, das einmal blöde und kleinmüthig worden iſt, dasſelbige iſt zu allen Dingen untüchtig und verzaget, und fürchtet ſich allezeit, ſo oft es etwas thun oder angreifen ſoll. Und, das noch ärger iſt, wo eine ſolche Furcht in der Kindheit bei einem Menſchen einreißet, die mag ſchwerlich wieder ausgerottet werden ſein Lebenlang. Denn weil ſie zu einem jeglichen Worte des Vaters oder der Mutter erzittern, ſo fürchten ſie ſich auch hernach ihr Lebenlang vor einem rauſchenden Blatte. Desgleichen ſoll man auch nicht geſtatten den Weibern, die der Kinder warten, daß ſie die Kinder zu fürchten machen mit Putzen, und andern Gaukeleien, ſonderlich des Nachts. Vielmehr ſoll man dazu thun, daß die Kinder alſo erzogen werden, daß ſie eine gute Furcht haben mögen, daß ſie die Dinge fürchten, die man fürchten ſoll, und nicht, daß man ſie allein furchtſam mache; welches ihnen ihr Lebenlang ſchadet. Und alſo gehen die Eltern zu weit zur Linken. Nun wollen wir auch hören, wie ſie zu weit zur Rechten ausſchreiten."

„Weiter lehret St. Paulus, daß man die Kinder ſoll auferziehen in der Zucht und Strafe des Herrn; das iſt, man ſoll ſie lehren, was zu lehren iſt und ſoll ſie ſtrafen, wenn ſie der Lehre nicht nachkommen. Denn es iſt ihnen beides noth, daß man ſie lehre, was ſie nicht wiſſen von Gott, und daß man ſie ſtrafe, wenn ſie das nicht halten wollen. Darum ſiehe zu, daß du deine Kinder vor allen Dingen läſſeſt unterrichten in geiſtlichen Dingen, daß du ſie erſt Gott ergebeſt, denn weltlichen Geſchäften. Aber das iſt jetzt, leider, alles umkehret. Und das iſt kein Wunder; denn die Eltern haben ſelber nichts gelernet, und wiſſen nicht viel, was Strafe ſei. Doch hätte man noch Hoffnung, daß die Schulmeiſter möchten darbei das beſte thun, daß zum wenigſten in der Schule die Kinder etwas gutes lerneten, und zur Gottesfurcht angewieſen würden. Aber die Hoffnung iſt auch aus. Alle Völker, ſonderlich die Juden, halten ihre Kinder beſſer zur Schulen, als die Chriſten. Darum ſtehet es auch ſo übel mit der Chriſtenheit. Denn alle ihre Kraft und Macht ſtehet in den Nachkommen, und ſo die in der Jugend verſäumet werden, ſo gehet es chriſtlichen Kirchen gleich als einem Garten, der verſäumet wird im Frühling."

„Darum soll man die Kinder unterweisen in der Lehre Gottes. Das ist aber die Lehre Gottes, so du die Kinder lehrest erkennen den Herrn Christum, daß du sie lehrest, stets im frischen Gedächtnis haben, wie er für uns gelitten hat, was er gethan und was er verheißen hat. Also war den Kindern Israel von Gott geboten, daß sie ihren Kindern und Nachkommen erzählen sollten die Wunder, die Gott ihren Vätern in Egypten gethan hatte. Ps. 78, 4. Und wenn sie nun solches wissen, und noch nicht lernen Gott lieben, ihm danken und beten, und Christo nachfolgen, soll man weiter vornehmen die Strafe des Herrn; das ist, halte ihnen vor das schreckliche Gericht Gottes und seinen Zorn über die Bösen. Wenn einer solches lernt von Jugend auf erkennen, nemlich Gottes Wohlthaten und Verheißungen, daraus sie Gott lieben lernen, und Gottes Strafe und Dreuungen, daraus sie Gott lernen fürchten, so weiß er es hernach, wenn er alt wird."

„Denn Gott will in den zweien Dingen geehrt werden, daß man ihn liebe als einen Vater, der Gutthaten halber, die er uns erwiesen hat, erweiset und noch erweisen wird; und daß man ihn fürchte als einen Richter, wegen der Strafe, die er erzeiget hat und erzeigen wird. Darum spricht er bei dem Propheten Mal. 1, 6: Bin ich euer Vater, wo ist meine Liebe? Bin ich euer Herr, wo ist meine Furcht? Also sollen nun die Kinder Gottes lernen singen von Gnade und Rechte. Ps. 101, 1. Denn dieß beides will St. Paulus haben, wenn er spricht, man soll die Kinder auferziehen in Unterweisung und Strafe des Herrn. Zur Unterweisung gehöret, daß du ihnen sagest, wie Gott alle Dinge erschaffen hat, und daß ihnen Gott die Sinne, Leben und Seele gegeben hat, darzu noch täglich sie mit allen Gütern versorge, die er erschaffen hat. Item, daß er hat für uns alle gelitten, Wunder gethan, gepredigt, und noch viel größer Ding verheißen. Mit diesen Dingen sollst du sie ermahnen, daß sie Gott dankbar seien, und ihn erkennen, und lieben als einen Vater. Zu der Strafe gehöret, daß du ihnen sagest, wie Gott vorzeiten mit großen Plagen geschlagen hat die Aegypter, die Heiden, die Sodomiter, die Kinder Israel, ja, alle Menschen in Adam; item, wie er noch täglich viele schlägt mit Pestilenz, mit Galgen, Schwert, Wasser, Feuer, wilden Thieren und Krankheiten, und wie er dreuet künftig in der Hölle mit den Teufeln."

„Dieses will Gott den Kindern vielmehr vorgehalten haben, als der Menschen, das ist, unsre eigene Strafe. Und das nicht ohne Ursache; denn daraus lernen sie allewege über sich zu Gott aufsehen, und nicht Menschen, sondern Gott fürchten. Denn, sollte man sie alleine gewöhnen zu der Eltern Furcht, so käme es darzu, daß sie endlich auch in den Dingen, die Gott angenehm, sich vor den Menschen fürchten, und würden also kleinmüthig werden. Darum soll man die Kinder also ziehen, nicht, daß sie ihre Eltern fürchten, sondern daß sie wissen, daß sie Gott erzürnen, wenn sie ihre Eltern nicht fürchten. Also werden sie nicht kleinmüthig werden, sondern wenn sie schon ihrer Eltern beraubet wer-

den, weichen ſie doch nicht von Gott, weder im Glück noch Unglück: denn ſie haben mit der Furcht Gottes ihre Eltern fürchten gelernet, und nicht Gott mit der Eltern Furcht."

„Wie aber das Gott ein ſo angenehm Opfer iſt, ſo man die Kinder unterweiſet, wird uns angezeigt im 1 Buch Moſis 18, 19. da Gott Abraham nicht verbergen konnte, was er thun wollte, alleine um der Urſachen willen: Ich weiß wohl, ſprach Gott, daß Abraham ſeine Kinder lehren wird, daß ſie Gott fürchten. Sieheſt du, wie Gott da anzeiget, daß die Strafe, die er über Sodom verhängen wollte, dem frommen Abraham nütze ſein würde, ſeine Kinder dadurch in der Furcht Gottes aufzuziehen. Alſo ward Jonadab, ein Vater der Rechabiten, herrlich gelobet und gebenedeiet in ſeinen Kindern; darum, daß er ſie fromm und gottſelig hatte auferzogen in der Furcht Gottes. So ſind Tobias, Joachim und das Weib Suſanna erzogen worden. Wiederum, was Eli verdienet hat, daß er ſeine Kinder übel zog, ſtehet geſchrieben im 1 Buch Sam. 3, 13."

2. Schlechte Kinderzucht.

„Sind wir nicht Narren? Siehe, wir können an unſren eigenen Kindern Himmel und Hölle verdienen und kehren uns nicht daran. Denn, was hilft es dich, wenn du für dich ſelbſt noch ſo fromm biſt, biſt aber fahrläſſig in Auferziehung deiner Kinder? Man findet Leute, die dienen Gott mit viel ſeltſamer Uebung, ſie faſten, tragen rauhe Kleider, und halten viele Dinge aus eigener Andacht; aber den wahren Gottesdienſt ihres Hauſes, die Kinder recht zu ziehen, gehen ſie blindlings vorbei, und machen es, wie vorzeiten die Juden, die den Tempel Gottes verließen und opferten auf den Höhen. Darum ſollſt du am erſten Acht haben, was Gott von dir erfordere, und was er dir vor ein Amt auferlegt hat; wie St. Paulus 1 Cor. 7, 20 ſpricht: Ein jeder bleibe in dem Berufe, darinnen er berufen iſt. Glaube mir, es iſt viel nöthiger, daß du achteſt und Sorge habeſt, die Kinder wohl zu ziehen, denn Ablaß löſen, Gebete thun, fremde Kirchen beſuchen, oder viel Gelübde thun."

„Alſo habt ihr Väter und Mütter, wie ihr euch halten ſollet gegen eure Kinder, auf daß ihr mit Recht Eltern heißen möget, und zuſehet, daß ihr euch nicht mit euren Kindern verderbet. Die verderben aber ihre Kinder, die ſie wiſſentlich verſäumen, laſſen ſie aufwachſen, ohne Unterweiſung und Strafe des Herrn: und ob ſie ihnen ſchon nicht böſe Exempel geben, ſo verderben ſie ſie doch damit, daß ſie ihnen zu viel nachlaſſen aus überflüſſiger fleiſchlicher Liebe. Ja, ſprechen ſie, es ſind noch Kinder, ſie verſtehen noch nicht, was ſie thun. Es iſt wahr. Aber ein Hund, oder ein Pferd, oder ein Eſel verſtehen auch nicht, was ſie thun, dennoch lehret man ſie gehen, herzukommen, nachfolgen, etwas thun oder laſſen, ob ſie es wohl nicht verſtehen. Ein Holz oder Stein verſtehet auch nicht, daß er ungeſchickt iſt zu einem Hauſe, der Werkmeiſter aber bringet ihn in eine Form; wie vielmehr ein Menſch? oder, verſtehen es nur

anderer Leute Kinder, und wollen es denn deine Kinder nicht auch verstehen? Solche Leute, die mit ihren Kindern also zärteln, die werden auch ihrer Kinder Sünde tragen so wohl als wenn sie sie selbst begangen hätten."

„Die andern, die ihre Kinder verderben, sind die, die ihnen mit schandbaren Worten und Fluchen, item, mit bösen Exempeln und Gebärden vorgehen. Es sind etliche gewesen, ich habe auch etliche gekannt, und wollte Gott, daß keine mehr wären, die sich von dem Gewinn ernähreten, den ihre Töchter oder Weiber mit Unkeuschheit eroberten. Ohne Zweifel wären die Mörder den Töchtern nützer gewesen, als solche Eltern. Es giebet Leute, denen gefällt es überaus wohl, wenn ihre Söhne kriegerisch und beherzt sind, andere zu schlagen, gleich als wäre es ihnen eine große Ehre, daß sie sich vor Niemand fürchten. Solche werden endlich für ihre Thorheit wohl bezahlt, daß sie oft Trauren und Herzeleid an ihren Söhnen erleben, indem sie oft plötzlich um das Leben kommen; und geschiehet ihnen Recht. Item, die Kinder sind geneigt zu böser Lust und zum Zorn, darum ist Noth, daß ihnen die Eltern nicht weiter Ursache darzu geben durch ihre Exempel in Worten oder Gebärden. Denn was sollte eines Menschen Kind, der da gewohnt ist, zu fluchen und schandbare Worte zu reden, anders lernen, denn Fluchen und schandbare Worte?"

„Die dritten, die ihre Kinder verderben, sind die, die ihren Kindern Anlaß geben, die Welt lieb zu haben, die nicht weiter für die Kinder sorgen, denn daß sie tapfer einhertreten, springen, tanzen und sich zieren können, denen Leuten gefallen, ihre Begierden reizen, sich der Welt gleich stellen. Man findet zu unsren Zeiten wenige, die solche Acht haben auf ihre Kinder, daß sie also versorget werden mit den Dingen, die Gott und der Seelen Heil antreffen, als sie sie versorgen mit Kleidern, Lust, Reichthum und Ehre."

So straft Luther gleichmäßig die rohe, zornmüthige Strenge der Eltern, wie das Verziehen; weislich empfiehlt er, den Kindern mehr Gottes Gericht vor Augen zu stellen als menschliche Strafen, ermahnt, schon bei den jüngsten Kindern Zucht zu üben, ꝛc.

Auf gleiche Weise äußert sich Luther in einer Auslegung von 1 Joh. 2, 14: „Von[1] Natur sind die Kinder so geartet, daß sie es gerne sehen, wenn man ihnen den Zügel schießen läßt. Die Jugend ist nicht anders, und wenn sie auch so veste gehalten wird, daß sie nicht durchbrechen kann, so murret sie doch dagegen. Das Recht der Väter über die Kinder rühret von Gott her: der ist der rechte Vater über alles, was Kinder heißet im Himmel und auf Erden. Eph. 3, 15. Daher soll auch die Herrschaft der Väter über ihre Kinder auf Erden nicht störrisch und unfreundlich sein. Wer zornig herrschet, der macht übel ärger. Wenn die Väter und Herren auf Erden Gott nicht erkennen, so macht Gott auch, daß kein Kind und Gesinde geräth. Die Erfahrung lehrt, daß

1) XI. 1106.

durch Liebe weit mehr ausgerichtet werden könne, als durch knechtiſche Furcht und Zwang. Der Kinder ihre Pflicht aber iſt, daß ſie vor allen Dingen Gott fürchten lernen; ſodann aber auch, daß ſie diejenigen lieben, die an ihrer Auferziehung arbeiten. Die Furcht vor Gott muß nie aus ihrem Herzen kommen, ſonſt ſind ſie zu allen Geſchäften untüchtig, und weder Gott noch Menſchen bräuchlich. Die Zucht, die an Kindern ſowol mit Worten als mit Werken geſchiehet, errettet die Seele eines Kindes von den ewigen Höllenſtrafen. Ein Vater ſchonet der Ruthe nicht, ſondern bedenket, daß ihm dieſe Ehre, Kinder zu ziehen, von Gott gegeben ſei; ja, daß es Gottes eignes Werk ſei, wann Kinder wohl gerathen ſollen. Wer das nicht weiß, der haſſet ſeine Kinder und Familie und wandelt in Finſternis. Eltern, die ihre Kinder allzuſehr lieben, laſſen ihnen den Muthwillen, die thun im Grunde nichts anders, als daß ſie dieſelben haſſen. Die Eltern ſind gemeiniglich Schuld an der Kinder ihrem Verderben. Sie verſehen es insgemein auf dieſen zwo Seiten: entweder durch allzugroße Hätſchelei und Verzärtelung, oder durch eine allzugroße Strengigkeit und Erbitterung. Es muß auf beiden Seiten Maß gehalten werden."

Gegen das Verziehen der Kinder eifert Luther auch im Sermone vom ehlichen Stande: „Es[1] iſt auch kein größrer Schade der Chriſtenheit, ſagt er, denn der Kinder verſäumen. Denn, ſoll man der Chriſtenheit wieder helfen, ſo muß man fürwahr an den Kindern anheben, wie vorzeiten geſchahe. Aber die falſche Naturliebe verblendet die Eltern, daß ſie das Fleiſch ihrer Kinder mehr achten, denn die Seelen. Darum ſpricht der weiſe Mann, Sprüchw. 13, 24: Wer der Ruthen ſchonet, der haſſet ſein eigen Kind; wer aber ſein Kind lieb hat, der ſtäupet es vielmal. Item 22, 15: Es iſt in eines jeglichen Kindes Herzen thörlich Vornehmen; aber die Ruthe mag das alles austreiben. Item Salomon Cap. 23, 14. Schlägſt du dein Kind mit Ruthen, ſo wirſt du ſeine Seele von der Höllen erlöſen."

„Derohalben iſt hoch vonnöthen einem jeglichen ehlichen Menſchen, daß er ſeines Kindes Seele mehr, tiefer, fleißiger anſehe, denn das Fleiſch, das von ihm kommen iſt, und ſein Kind nicht anders achte, denn als einen köſtlichen, ewigen Schatz, der ihm von Gott befohlen ſei zu bewahren, daß ihn der Teufel, die Welt und das Fleiſch nicht ſtehlen und umbringen. Denn er wird von ihm gefordert werden am Tode und jüngſten Tage, mit gar ſcharfer Rechnung. Denn, wo meineſt du, daß herkommen wird das ſchreckliche Heulen und Klagen derer, die da rufen werden Luc. 23, 29: O ſelig ſind die Leiber, die nicht Kinder geboren haben, und Brüſte, die nicht geſäuget haben? Ohne Zweifel darum, daß ſie ihre Kinder nicht wieder zu Gott gebracht haben, von dem ſie ſie zu behalten empfangen haben."

1) X. 761.

3. Mönchische Kinderzucht.

Luther will die Jünglinge nicht auf mönchische Weise von der Welt abgesondert wissen. „Salomon, sagt er, ist ein rechter königlicher Schulmeister. Er verbeut der Jugend nicht, bei denen Leuten zu sein oder fröhlich zu sein, wie die Mönche ihren Schülern; denn da werden eitel Hölzer und Klötze draus, wie denn auch Anselmus gesagt hat: Ein junger Mensch, so eingespannet und von den Leuten abgezogen, sei gleich wie einen feinen jungen Baum, der Frucht tragen könnte, in einen engen Topf pflanzen. Denn also haben die Mönche ihre Jugend gefangen, wie man Vögel in die Bauer setzet, daß sie die Leute nicht sehen, noch hören mußten, mit niemand reden durften. Es ist aber der Jugend gefährlich, also allein zu sein, also gar von Leuten abgesondert zu sein. Darum soll man junge Leute lassen hören und sehen, und allerlei erfahren; doch daß sie zur Zucht und Ehren gehalten werden. Es ist nicht ausgerichtet mit solchem mönchischen Zwange. Es ist gut, daß ein junger Mensch viel bei den Leuten sei; doch daß er ehrlich zur Redlichkeit und Tugend gezogen, und von Lastern abgehalten werde. Jungen Leuten ist solcher tyrannischer mönchischer Zwang ganz schädlich, und ist ihnen Freude und Ergötzen so hoch vonnöthen, wie ihnen Essen und Trinken ist; denn sie bleiben auch desto eher bei Gesundheit.“

4. Aergernis den Kindern gegeben.

Besonders eifert Luther in der Auslegung des 6ten Gebots gegen das Aergernis, welches der Jugend durch böse Reden gegeben wird. „Man[1] sündigt schwerlich, sagt er, wenn man solche schandbare Worte redet vor jungen unschuldigen Knaben und Mägdlein. Denn solche Leute werden schuldig aller Sünden, die da entspringen aus ihren unbedachtsamen Worten. Denn das zarte und unerfahrene Alter wird gar leichtlich mit solchen Reden beflecket: und was noch ärger ist, es behält gar lange solche unflätige Worte, gleich als wenn ein Fleck kömmt in ein reines Tuch, der setzet sich viel vester drein, denn so er in ein grob und rauh Tuch gekommen wäre. Welches auch die Heiden aus der Erfahrung gelernet haben; zum Exempel, Horatius, der da spricht: daß ein neuer Topf gar lange riechet nach dem Dinge, das man zum ersten drein gegossen hat. Quo semel est imbuta recens servabit odorem — Testa diu. Und Juvenalis spricht·

Maxima debetur puero reverentia, si quid
Turpe paras, hujus tu ne contemseris annos.

Was thun aber diejenigen, die dieses begehen? Zum ersten, weil es sehr gut ist, daß man das zarte Alter wohl in Acht nimmt, und zur Zucht und Ehrbarkeit hält; wie man sagt: Es ist Gott ein angenehm Opfer, daß man die Seelen wohl versorget; so sollte man allen Fleiß ankehren, daß man die jungen

1) III, 1925.

Knaben und Mägdlein wohl bewahrete, daß sie nicht schändlich Ding sehen noch hören; denn sie haben ohne dem viel Brunst in ihrem Geblüte. Wenn man nun das Feuer nicht mit Wasser auslöschet, sondern mit andrem Feuer schüren will, was gutes meinest du sollte daraus werden? Aber leider! wie viel böse Leute findet man, die des Teufels eignen Handwerks sich gebrauchen, und verderben die unschuldigen Seelen mit ihren giftigen schandbaren Worten. Der Teufel wird genennet ein Verderber der Gemüther; das er doch nicht thut, ohne durch Hülfe solcher schädlichen Zungen, deren, die seines Theils sind und ihm nachfolgen.

Wie mag ein Kind oder Mägdlein wieder ausrotten ein schandbar Wort, das es einmal gehört hat? Der Same ist ausgestreuet und wurzelt in seinem Herzen, auch wider des Kindes Willen. Darnach wächset er in seltsamen und wunderbarlichen Gedanken, die ein solcher junger Mensch nicht beichten darf, und kann ihrer doch nicht los werden. Aber wehe dir, der du dem einfältigen Herzen, das von den Sachen nichts gewußt hat, solche Mühe, Gefahr und Gift eingegossen hast. Du hast den Leib wohl nicht geschändet; aber so viel an dir gewesen ist, so hast du geschändet die Seele, die viel edler ist denn der Leib. Du hast einen solchen Menschen durch die Ohren geschwängert mit einer schädlichen Frucht, ja, seine Seele todt geschlagen. Darum spricht Bapt. Mantuanus:

Per sensus, quasi per rivos, Venus acre venenum
Influit in mentem, quod si male cauta recepit
Vulnus agit sola divi medicabile dextra.

Solche Leute sind vom Geschlechte Herodis, der viel unschuldige Kinder in Bethlehem tödtete. Kannst du nun nicht leiden, daß man dir deine Kinder leiblich tödtet, warum darfst du denn die Seele eines andren, ja, Gottes Kinder tödten? Der heilige Ludwig, ein König in Frankreich, lernete von seiner Mutter, daß sie ihre Kinder lieber wollte sehen leiblich getödtet werden, als eine Todsünde begehen. Matth. 18, 6 dreuet der Herr gar erschrecklich solchen Kinderverderbern, wenn er spricht: Wer ärgert einen von den Kleinen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an Hals gehänget würde, und versenket würde in die Tiefe des Meeres. Nun siehe, was Sorge Christus hat für die kleinen unschuldigen Kinder, daß er auch eine neue unerhörte Strafe denen setzet, die sie ärgern und beleidigen: denn er hat auf kein ander Laster solche Strafe gesetzt. Damit er ohne Zweifel anzeiget, daß auch solche Menschen mit einer neuen und besondern Strafe vor andern Verdammten gepeiniget werden sollen. Er spricht weiter v. 7: Wehe der Welt der Aergernis halben! Es müssen Aergernis kommen; aber wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt. Weiter spricht er v. 19: Sehet zu, daß ihr Niemand von diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist.

Wollte Jemand solche Leute keusch nennen um deswillen, weil sie nur mit

Worten ſcherzeten, in der That aber keuſch wären; wie auch der Poët Ovidius dergleichen fälſchlich vorgibet, da er ſpricht:

Crede mihi, mores distant a carmine nostro,
Vita probata mihi, Musa jocosa mihi.

ſo antwortet ſolchen Chriſtus und ſtopfet ihnen das Maul mit den Worten Matth. 12, 34: der Mund redet aus Ueberfluß des Herzens. Und wie der Baum iſt, alſo ſind auch ſeine Blätter.

Daher kommt dann der große Fall der Chriſtenheit, daß die Kinder verführet werden; und ſoll die chriſtliche Kirche wieder aufkommen, ſo muß der Anfang gemacht werden mit rechter Unterweiſung der Kinder."

5. Ungerathene Kinder.

Gerathen die Kinder nicht trotz gewiſſenhafter Erziehung der Eltern und Lehrer, ſo tröſtet Luther dieſe. „Was[1] iſt größer und herrlicher, denn rechte Zuchtmeiſter, was ſollt du thun? Du ſollt die Jugend, die dir befohlen iſt, treulich unterweiſen, lehren, züchtigen und vermahnen, in der Hoffnung, es werden ſich etliche recht halten, etliche nicht. Denn wer was Gutes thun will, muß ſich des erwegen, daß er es vergeblich thue, und ſeine Wohlthat übel anlege: denn derer ſein allezeit mehr, die guten Rath ausſchlagen und verachten, als derer, die ihn annehmen. Und ſollen wir uns genügen laſſen, daß die Wohlthat nicht ſo gar verloren iſt; und wenn unter zehn Ausſätzigen einer wieder kömmt, und die Wohlthat erkennet, iſt es genug. Luc. 17, 17. Alſo wenn unter 10 Schülern einer iſt, der ſich ziehen läſſet und fleißig lernet, iſt es genug; denn ſo iſt die Wohlthat auch nicht gar verloren; und heißet uns Chriſtus, dem Exempel ſeines himmliſchen Vaters nach, zugleich denen Dankbaren und Undankbaren Gutes thun.

So ſollſt du nun in deinem Stande arbeiten, allen Fleiß thun, und ob es Gott nicht gerathen ließ, wie du es gemeinet, dennoch ihm die oberſte Herrſchaft gönnen, darum nicht zürnen, noch dir laſſen bange ſein. Denke hier an dieſe höchſten trefflichſten Exempel, welche Salomo ſetzet, da Salomo ſelbſt, oder ein andrer König, aufs allerbeſte, fleißigſte und göttlichſte ſeinen eignen Sohn von Jugend erziehen läßt, denkt und hoffet, er ſoll gerathen, und fehlet dennoch. Haſt du einen frommen Sohn, ſo ſage: Ich danke Gott, der hat ihn gegeben und gemacht; geräth dir aber dein Sohn übel, ſo ſage: dieß arme menſchliche Leben iſt alſo: ich habe gearbeitet, meinen Sohn wohl gezogen, Gott der Herr aber hat es nicht gewollt, daß er geriethe, der Name Gottes ſei gebenedeiet.

Die Eltern ſollen nicht ablaſſen, der Kinder Beſtes zu ſuchen, obſchon die Kinder ungerathen und undankbar ſein."

1) Froböſe p. 79.

6. Erlaubter Ungehorſam.

Handeln aber die Eltern bei Erziehung der Kinder gegen Gottes Gebot, ſo ſind ihnen dieſe, nach Luther, keinen Gehorſam ſchuldig. „Wo die Eltern ſo närriſch ſind, ſagt er, und die Kinder weltlich ziehen, ſollen die Kinder ihnen in keinem Gebote gehorſam ſein. Denn Gott iſt in den erſten drei Geboten höher zu achten, denn die Eltern. Weltlich aber ziehen, heiße ich das, ſo ſie lehren nicht mehr ſuchen, denn Luſt, Ehre und Gut, oder Gewalt dieſer Welt."

7. Schulen. Deren Stiftung der Obrigkeit empfohlen, um tüchtige Leute für Kirche, Schule und weltliches Regiment zu erziehen. Studien, beſonders Sprachſtudien geprieſen. Bibliotheken ſind anzulegen.

Dieß iſt der Hauptinhalt von

Dr Martin Luthers Schrift[1] an die Rathsherren aller Städte Deutſchlands, daß ſie Chriſtliche Schulen anfrichten und halten ſollen.

Anno 1524.

An die Bürgermeiſter und Rathsherren allerlei Städte in Deutſchen Landen.

Gnade und Friede von Gott unſerm Vater und Herrn Jeſu Chriſto. Fürſichtige, weiſe, liebe Herrn! Wiewohl ich nun wohl drei Jahre verbannet und in Acht gethan, hätte ſollen ſchweigen, wo ich Menſchengebot mehr, denn Gott geſcheuet hätte; wie denn auch viel in deutſchen Landen, beide Groß und Klein, mein Reden und Schreiben aus derſelben Sache noch immer verfolgen und viel Bluts darüber vergießen. Aber weil mir Gott den Mund aufgethan hat, und mich heißen reden, dazu ſo kräftiglich bei mir ſtehet, und meine Sache, ohne meinen Rath und That, ſo viel ſtärker macht und weiter ausbreitet, ſo viel ſie mehr toben und ſich gleich ſtellet, als lache und ſpotte er ihres Tobens, wie der 2te Pſalm v. 4 ſagt. An welchem allein merken mag, wer nicht verſtockt iſt, daß dieſe Sache muß Gottes eigen ſein. Sintemal ſich die Art göttliches Worts und Werks hier ereignet, welches allezeit denn am meiſten zunimmt, wenn mans aufs höheſte verfolget und dämpfen will. Darum will ich reden (wie Eſaias ſagt,) und nicht ſchweigen, weil ich lebe, bis daß Chriſti Gerechtigkeit ausbreche, wie ein Glanz, und ſeine heilwertige Gnade wie eine Lampe angezündet werde. Und bitte nun euch alle, meine lieben Herrn und Freunde, wollet dieſe meine Schrift und Ermahnung freudig annehmen und zu Herzen faſſen. Denn ich ſei gleich an mir ſelber wie ich ſei, ſo kann ich vor Gott mit rechtem Gewiſſen rühmen, daß ich darinnen nicht das meine ſuche, welches ich

1) Ich gebe dieſe Vermahnungsſchrift ganz, nur manche polemiſche Stellen übergehe ich. Walch X. 532—567.

viel beſſer möchte mit Stillſchweigen überkommen, ſondern meine es von Herzen treulich mit euch und ganzem deutſchen Lande, dahin mich Gott geordnet hat, es gläube oder gläube nicht wer da will. Und will eure Liebe das frei und getroſt zugeſagt und angeſagt haben, daß, wo ihr mir hierin gehorchet, ohne Zweifel nicht mir, ſondern Chriſto gehorchet: und wer mir nicht gehorchet, nicht mich, ſondern Chriſtum verachtet. — Derohalben bitte ich euch alle, meine lieben Herren und Freunde, um Gotteswillen und der armen Jugend willen, wollet dieſe Sache nicht ſo geringe achten, wie viele thun, die nicht ſehen, was der Welt Fürſt gedenket. Denn es iſt eine ernſte und große Sache, da Chriſto und aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volke helfen und rathen. Damit iſt dann auch uns und allen geholfen und gerathen. Und denket, daß ſolchen ſtillen heimlichen, tückiſchen Anfechtungen des Teufels will mit großem Chriſtlichen Ernſt gewehret ſein. Liebe Herren, muß man jährlich ſo viel wenden an Büchſen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe; warum ſollte man nicht vielmehr doch auch ſo viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geſchickten Mann oder zwene hielte zu Schulmeiſtern, denn Gott der Allmächtige hat fürwahr uns Deutſchen jetzt gnädiglich daheim geſuchet und ein recht gülden Jahr aufgerichtet. Da haben wir jetzt die feinſten, gelehrteſten jungen Geſellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunſt gezieret, welche ſowohl Nutz ſchaffen könnten, wo man ihr brauchen wollte, das junge Volk zu lehren. Iſts nicht vor Augen, daß man jetzt einen Knaben kann in dreien Jahren zurichten, daß er in ſeinem fünfzehnten oder achtzehnten Jahre mehr kann, denn bisher alle Hohe Schulen und Klöſter gekonnt haben? Ja, was hat man gelernt in Hohen Schulen und Klöſtern bisher, denn nur Eſel, Klötze und Blöche werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat einer gelernet und hat noch weder Lateiniſch noch Deutſch gewußt. Ich ſchweige das ſchändliche läſterliche Leben, darinnen die edle Jugend ſo jämmerlich verderbet iſt. — Aber nun uns Gott ſo reichlich begnadet, und ſolcher Leute die Menge gegeben hat, die das junge Volk fein lehren und ziehen mögen, wahrlich ſo iſts noth, daß wir die Gnade Gottes nicht in Wind ſchlagen, und laſſen ihn nicht umſonſt anklopfen. Er ſtehet vor der Thüre; wohl uns, ſo wir ihm aufthun. Er grüßet uns, ſelig der ihm antwortet. Verſehen wirs, daß er vorübergehet, wer will ihn wiederholen. Laſſet uns unſern vorigen Jammer anſehen, und die Finſternis, darinnen wir geweſen ſind. Ich achte, daß Deutſchland noch nie von Gottes Wort ſo viel gehört habe, als jetzt; man ſpüret je nichts in der Hiſtorie davon. Laſſen wirs denn ſo hingehen ohne Dank und Ehre, ſo iſts zu beſorgen, wir werden noch greulichere Finſternis und Plage leiden. Lieben Deutſchen, kaufet, weil der Markt vor der Thür iſt, ſammelt ein, weil es ſcheinet und gut Wetter iſt, brauchet Gottes Gnade und Wort, weil es da iſt. Denn das ſollt ihr wiſſen, Gottes Wort und Gnade iſt ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er

einmal gewesen ist. — Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greifet zu und haltet zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müssen ein böses Jahr haben. — Gottes Gebot treibet durch Mosen so oft und fordert, die Eltern sollen die Kinder lehren, daß auch der 78. Psalm spricht: „Wie hat Er so hoch unsern Vätern geboten, den Kindern kund zu thun, und zu lehren Kindes Kind." Und das weiset auch das vierte Gebot Gottes, da er der Eltern Gehorsam den Kindern so hoch gebeut, daß man auch durchs Gerichte tödten soll ungehorsame Kinder, 5. Mos. 21, v. 21. Und warum leben wir Alten anders, denn daß wir des jungen Volkes warten, lehren und aufziehen? Es ist nicht möglich, daß sich das tolle Volk sollte selbst lehren und warten; darum hat sie uns Gott befohlen, die wir alt und erfahren sind, was ihnen gut ist, und wird gar schwere Rechnung von uns für dieselben fordern. Darum auch Moses befiehlt 5. Mos. 32, 7 und spricht: „Frage deinen Vater, der wird dirs sagen, die Alten werden dirs zeigen." Wiewohl es Sünde und Schande ist, daß dahin mit uns kommen ist, daß wir allererst reizen und uns reizen sollen lassen, unsre Kinder und junges Volks zu ziehen, und ihr Bestes zu bedenken; so doch dasselbe uns die Natur selbst sollte treiben, und auch der Heiden Exempel uns mannigfältig weisen. Es ist kein unvernünftig Thier, das seiner Jungen nicht wartet, und lehret, was ihnen gebühret; ohne der Strauß, da Gott von sagt Hiob 39, 17, daß er gegen seine Jungen so hart ist, als wären sie nicht sein, und läßt seine Eier auf der Erden liegen. Und was hilfts, daß wir sonst Alles hätten und thäten, und wären gleich eitel Heiligen, so wir das unterwegen lassen, darum wir allermeist leben, nämlich des jungen Volkes pflegen? Ich achte auch, daß unter den äußerlichen Sünden die Welt vor Gott von keiner so hoch beschweret ist, und so greuliche Strafe verdient, als eben von dieser, die wir an den Kindern thun, daß wir sie nicht ziehen. — O wehe der Welt immer und ewiglich! Da werden täglich Kinder geboren und wachsen bei uns daher! und ist leider! niemand, der sich des armen jungen Volkes annehme und regiere, da läßt mans gehen, wie es gehet. — Ja, sprichst du, solches Alles ist den Eltern gesaget, was gehet das die Rathsherrn und Obrigkeit an. Ist recht geredet; ja, wie wenn die Eltern aber solches nicht thun? wer soll es denn thun? Soll es darum nachbleiben, und die Kinder versäumet werden? Wo will sich da die Obrigkeit und Rath entschuldigen, daß ihnen solches nicht sollte gebühren? Daß es von den Eltern nicht geschieht, hat mancherlei Ursach:

Aufs erste, sind etliche auch nicht so fromm und redlich, daß sie es thäten ob sie es gleich könnten; sondern wie die Straußen härten sie sich auch gegen ihre Jungen, und lassen dabei bleiben, daß sie die Eier von sich geworfen und Kinder gezeugt haben; nicht mehr thun sie darzu. Nun diese Kinder sollen dennoch unter uns und bei uns leben in gemeiner Stadt. Wie will denn nun Vernunft und sonderlich Christliche Liebe das leiden, daß sie ungezogen aufwachsen

und den andern Kindern Gift und Geschmeiße sein, damit zuletzt eine ganze Stadt verderbet wird; wie es denn zu Sodom und Gomorra und Gaba und etlichen mehr Städten ergangen ist. Aufs andere, so ist der größte Haufe der Eltern ungeschickt dazu, und nicht weiß, wie man Kinder ziehen und lehren soll. Denn sie selbst nichts gelernt haben, ohne den Bauch versorgen; und gehören sonderliche Leute dazu, die Kinder wohl und recht lehren und ziehen sollen. Aufs dritte, obgleich die Eltern geschickt wären, und wolltens gerne selbst thun, so haben sie vor andern Geschäften und Haushalten weder Zeit noch Raum dazu: also daß die Noth zwinget, gemeine Zuchtmeister für die Kinder zu halten. Es wollte denn ein jeder für sich selbst einen eigenen halten. Aber das würde dem gemeinen Mann zu schwer, und würde abermal mancher feiner Knabe um Armuts willen versäumet. Darzu so sterben viele Eltern und lassen Waisen hinter sich: und wie dieselben versorgt werden, ob uns die Erfahrung zu wenig wäre, sollte uns das wohl zeigen, daß sich Gott selbst der Waisen Vater nennet, Ps. 68, 6, als derer, die von jedermann sonst verlassen sind. Auch sind etliche, die nicht Kinder haben, die nehmen sich auch darum nichts an. Darum wills hie dem Rath und der Obrigkeit gebühren, die allergrößeste Sorge und Fleiß aufs junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihnen zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht reichlich vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Besserung nicht suchten mit allem Vermögen Tag und Nacht. Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnisch zeuge; ja, wo des viel ist und tolle Narren drüber kommen, ist so viel ärger und desto größer Schade derselben Stadt; sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat, die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen. — Weil denn eine Stadt soll und muß Leute haben, und allenthalben der größte Gebrechc, Mangel und Klage ist, daß an Leuten fehle, so muß man nicht harren bis sie selbst wachsen; man wird sie auch weder aus Steinen hauen noch aus Holz schnitzen; so wird Gott nicht Wunder thun, so lange man der Sachen durch andere seine dargethane Güter gerathen kann. Darum müssen wir dazu thun, und Mühe und Kost daran wenden, sie selbst erziehen und machen. Denn wes ist die Schuld, daß es jetzt in allen Städten so dünne siehet von geschickten Leuten, ohne der Obrigkeit, die das junge Volk hat lassen aufwachsen, wie das Holz im Walde wächset, und nicht zugesehen, wie man es lehre und ziehe? Darum ists auch so unordig gewachsen, das zu keinem Bau, sondern nur ein unnütz Gehecke und nur zum Feuerwerk tüchtig ist. Es muß doch weltlich Regiment bleiben. Soll man denn zulassen, daß eitel Rülzen und Knebel regieren, so mans wohl bessern kann; ist je ein wild unvernünftiges Vornehmen. So laß man eben so mehr Säue und Wölfe zu Herren machen, und setzen über die, so nicht denken

wollen, wie sie von Menschen regieret werden. So ists auch eine unmenschliche Bosheit, so man nicht weiter denkt, denn also: Wir wollen jetzt regieren, was gehet uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen. Nicht über Menschen, sondern über Säue und Hunde sollten solche Leute regieren, die nicht mehr denn ihren Nutz und Ehre im Regiment suchen. Wenn man gleich den höchsten Fleiß fürwendet, daß man eitel feine, gelehrte, geschickte Leute erzöge zu regieren, es würde dennoch Mühe und Sorge genug haben, daß es wohl zugienge. Wie soll es denn zugehen, wenn man da gar nichts zu thut? Ja, sprichst du abermals, ob man gleich sollte und müßte Schulen haben, was ist uns aber nütze, Lateinische, Griechische und Ebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren? Könnten wir doch wohl deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genugsam ist zur Seligkeit? Antwort: Ja, ich weiß, leider, wohl, daß wir Deutschen immer Bestien und tolle Thiere müssen sein und bleiben; wie uns denn die umliegenden Länder nennen, und wir auch wohl verdienen. Mich wundert aber, warum wir nicht auch einmal sagen: Was sollen uns Seide, Wein, Würze und der Fremden ausländische Waaren, so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Steine in deutschen Landen, nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kühr und Wahl zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutz, Ehre und Frommen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen, und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten: und der ausländischen Waaren, die uns weder noth noch nütze sind, darzu uns schinden bis auf den Grat, der wollen wir nicht gerathen. Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien? Zwar, wenn kein anderer Nutz an den Sprachen wäre, sollte doch uns das billig erfreuen und anzünden, daß es so eine edle, feine Gabe Gottes ist, damit uns Deutschen Gott jetzt so reichlich, fast über alle Länder, heimsuchet und begnadet. Man siehet nicht viel, daß der Teufel dieselben hätte lassen durch die hohen Schulen und Klöster aufkommen; ja sie haben allezeit aufs höchste darwider getobet, und auch noch toben; denn der Teufel roch den Braten wohl, wo die Sprachen hervorkämen, würde sein Reich ein Loch gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen. Weil er nun nicht hat mögen wehren, daß sie hervorkämen, denket er doch, sie nun also schmal zu halten, daß sie von ihnen selbst wieder sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit ins Haus kommen, darum will er ihn auch also speisen, daß er nicht lange solle bleiben. Diesen bösen Tück des Teufels sehen unser gar wenig, liebe Herren. Darum, liebe Deutschen, lasset uns hie die Augen aufthun, Gott danken für das edle Kleinod, und feste drob halten, daß es uns hie nicht wieder entrücket werde, und der Teufel nicht seinen Muthwillen büße; denn des können wir nicht leugnen, wiewohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist ist kommen und täglich kömmt; so ists doch durch Mittel der Sprachen kommen, und hat auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. Denn gleich als da Gott

durch die Apostel in alle Welt das Evangelium lassen kommen, gab er die Zungen darzu. Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die Griechische und Lateinische Sprache so weit in alle Lande ausgebreitet, auf daß sein Evangelium ja bald fern und weit Früchte brächte. Also hat er jetzt auch gethan. Niemand hat gewußt, warum Gott die Sprachen hervor ließ kommen, bis daß man nun allererst siehet, daß es um des Evangelii willen geschehen ist, welches er hernach hat wollen offenbaren, und dadurch des Endechrists Regiment aufdecken und zerstören. Darum hat er auch Griechenland dem Türken gegeben, auf daß die Griechen verjaget und zerstreuet, die Griechische Sprache ausbrächten, und ein Anfang würden, auch andere Sprachen mit zu lernen. So lieb nun, als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten; denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwo Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in die Ebräische, das Neue in die Griechische. Welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Wort erwählet hat vor allen andern, sollen auch wir dieselben vor allen andern ehren. Denn St. Paulus rühmet das für eine sonderliche Ehre und Vortheil der Ebräischen Sprache, daß Gottes Wort darinnen gegeben ist, da er sprach Röm. 3, 1, 2: „Was hat die Beschneidung Vortheils oder Nutzen? Fast viel. Aufs erste, so sind ihnen Gottes Reden befohlen.“ Das rühmet auch der König David Ps. 147, 19: „Er verkündiget sein Wort Jakob und seine Gebote und Rechte Israel. Er hat keinem Volk also gethan, noch seine Rechte ihnen geoffenbaret, daher auch die Ebräische Sprache heilig heißet. Und St. Paulus Röm. 1, 2 nennet sie die „heilige Schrift,“ ohne Zweifel um des heiligen Worts Gottes willen, das darinnen verfasset ist. Also mag auch die Griechische Sprache wohl heilig heißen, daß dieselbe vor allen andern darzu erwählet ist, daß das Neue Testament darinnen geschrieben wurde, und aus derselben als aus einem Brunnen, in andere Sprache durchs Dollmetschen geflossen, und sie auch geheiligt hat. Und lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide, darinnen dieß Messer des Geistes stecket; sie sind der Schrein, darinnen man dieß Kleinod traget. Sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank fasset; sie sind die Kemnot, darinnen diese Speise lieget. Und wie das Evangelium selbst zeiget, sie sind die Körbe, darinnen man diese Brote und Fische und Brocken behält. Ja, wo wirs versehen, daß wir, (da Gott vor sei), die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin gerathen, daß wir weder Lateinisch noch Deutsch recht reden oder schreiben können. Des laßt uns das elende greuliche Exempel zur Beweisung und Warnung nehmen in den Hohen Schulen und Klöstern, darinnen man nicht allein das Evangelium verlernet, sondern auch Lateinische und Deutsche Sprache verderbet hat, daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien geworden sind, weder Deutsch noch Lateinisch recht reden oder schreiben können; und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren

haben. Darum habens die Apoſtel auch ſelbſt für nöthig angeſehen, daß ſie das Neue Teſtament in die Griechiſche Sprache faſſeten und anbunden; ohne Zweifel, daß ſie es uns daſelbſt ſicher und gewiß verwahreten, wie in einer heiligen Lade. Denn ſie haben geſehen alles dasjenige, das zukünftig war, und nun alſo ergangen iſt; wo es allein in die Köpfe gefaſſet wurde, wie manche wilde, wüſte Unordnung und Gemenge, ſo mancherlei Sinnen, Dunkel und Lehren ſich erheben würden in der Chriſtenheit; welchen in keinem Wege zu wehren, noch die Einfältigen zu ſchützen wären, wo nicht das Neue Teſtament gewiß in Schrift und Sprache gefaßt wäre. Darum iſts gewiß, wo nicht die Sprachen bleiben, da muß zuletzt das Evangelium untergehen. Das hat auch bewieſen und zeiget noch an die Erfahrung, denn ſobald nach der Apoſtel Zeit, da die Sprachen aufhöreten, nahm auch das Evangelium und der Glaube und ganze Chriſtenheit je mehr und mehr ab, und iſt, ſeit der Zeit die Sprachen gefallen ſind, nicht viel beſonders in der Chriſtenheit erſehen, aber gar viel greulicher Greuel aus Unwiſſenheit der Sprachen geſchehen. Alſo wiederum: weil jetzt die Sprachen hervorkommen ſind, bringen ſie ein ſolches Licht mit ſich und thun ſolche große Dinge, daß ſich alle Welt verwundert, und muß bekennen, daß wir das Evangelium ſo lauter und rein haben, faſt als die Apoſtel gehabt haben, und ganz in ſeine erſte Reinigkeit kommen iſt, und gar viel reiner, denn es zur Zeit St. Hieronymi oder Augustini geweſen iſt. Und Summa, der H. Geiſt iſt kein Narr, gehet auch nicht mit leichtfertigen unnöthigen Sachen um; der hat die Sprachen ſo nütze und noth geachtet in der Chriſtenheit, daß er ſie oftmals vom Himmel mit ſich gebracht hat. Welches uns alleine ſollte genugſam bewegen, dieſelben mit Fleiß und Ehren zu ſuchen, und nicht zu verachten, weil er ſie nun ſelbſt wieder auf Erden erwecket. Ja, ſprichſt du, es ſind viel Väter ſelig worden, haben auch gelehret ohne Sprachen. Das iſt wahr. Wo rechneſt du aber auch das hin, daß ſie ſo oft in der Schrift gefehlet haben; wie oft fehlet St. Augustinus im Pſalter und andern Auslegungen, ſowohl als Hilarius, ja alle, die ohne die Sprachen ſich die Schrift haben unterwunden auszulegen? Und ob ſie gleich etwa recht geredet haben, ſind ſie doch der Sachen nicht gewiß geweſen, ob dasſelbe recht an dem Orte ſtehe, da ſie es hindeuten? Wenn man aber alſo mit ungewiſſen Gründen und Fehlſprüchen den Glauben ſchützet, iſts nicht eine Schmach und Spott der Chriſten bei den Widerfechtern, die der Sprache kundig ſind? und werden nur halsſtarriger im Irrthum und halten unſern Glauben mit gutem Schein für einen Menſchentraum. Was iſt nun die Schuld, daß unſer Glaube alſo zu Schanden wird? Nemlich, daß wir die Sprachen nicht wiſſen; und iſt hie keine Hilfe, denn die Sprachen wiſſen. Ward nicht St. Hieronymus gezwungen, den Pſalter von neuem zu verdolmetſchen aus dem Ebräiſchen, um deswillen, daß, wo man mit den Juden aus unſerm Pſalter handelte, ſpotteten ſie unſer, daß es nicht alſo ſtünde im Ebräiſchen, wie es die unſern führeten? Nun ſind aller alten Väter Auslegung, die ohne Sprachen die Schrift

haben gehandelt, (ob sie wohl nichts unrechts lehren), doch dergestalt, daß sie fast oft ungewisse, unebene und unzeitige Sprachen führen, und tappen wie ein Blinder an der Wand, daß sie gar oft des rechten Textes fehlen, und machen ihm eine Nase nach ihrer Andacht, daß auch St. Augustinus selbst muß bekennen, wie er schreibet de doctrina christiana, daß einem Christlichen Lehrer, der die Schrift soll auslegen, noth sind über die Lateinische auch die Griechische und Ebräische Sprachen; es ist sonst unmöglich, daß er nicht allenthalben anstoße; ja, noch Noth und Arbeit da ist, ob einer die Sprachen wohl kann. Darum ists gar viel ein ander Ding um einen schlechten Prediger des Glaubens und um einen Ausleger der Schrift, oder, wie es St. Paulus nennt, um einen Propheten. Ein schlechter Prediger (ist wahr), hat so viel heller Sprüche und Texte durchs Dolmetschen, daß er Christum verstehen, lehren und heiliglich leben und andern predigen kann. Aber die Schrift auszulegen, und zu handeln vor sich hin, und zu streiten wider die irrigen Einführer der Schrift, ist er zu geringe; das lässet sich ohne Sprachen nicht thun. Nun muß man je in der Christenheit solche Propheten haben, die die Schrift treiben und auslegen, und auch zum Streit taugen, und ist nicht genug am heiligen Leben und recht lehren. Darum sind die Sprachen stracks und allerdinge vonnöthen in der Christenheit, gleichwie die Propheten oder Ausleger: obs gleich nicht noth ist, noch sein muß, daß ein jeder Christ oder Prediger sei ein solcher Prophet, wie St. Paulus saget 1 Cor. 10, 8. u. 9. Eph. 4, 11.

Daher kömmts, daß seit der Apostel Zeit die Schrift so finster ist blieben, und nirgend gewisse, beständige Auslegung drüber geschrieben sind. Denn auch die heiligen Väter (wie gesagt) oft gefehlet, und weil sie der Sprachen unwissend gewesen, sind sie gar selten eins: der fähret sonst, der fähret so. St. Bernhard ist ein Mann von großem Geist gewesen, daß ich ihn schier dürfte über alle Lehrer setzen, die berühmt sind, beide alte und neue; aber siehe, wie er mit der Schrift so oft, (wiewohl geistlich,) spielet, und sie führet außer dem rechten Sinn. Derhalben haben auch die Sophisten gesagt: die Schrift sei finster; haben gemeinet, Gottes Wort sei von Art so finster und rede so seltsam. Aber sie sehen nicht, daß aller Mangel liegt an den Sprachen; sonst wäre nichts leichteres je geredet, denn Gottes Wort, wo wir die Sprachen verstünden. [Ein Türke muß mir wohl finster reden, welchen doch ein türkisch Kind von sieben Jahren wohl vernimmt, dieweil ich die Sprache nicht kenne. Darum ist das auch wohl ein toll Vornehmen gewesen, daß man die Schrift hat wollen lernen durch der Väter Auslegen und viel Bücher und Glossen lesen. Man sollte sich dafür auf die Sprachen begeben haben. Denn die lieben Väter, weil sie ohne Sprachen gewesen sind, haben sie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch gearbeitet, und dennoch nur kaum hinnach geahmet, und halb gerathen halb gefehlet. So läufest du demselben nach mit viel Mühe, und könntest dieweil durch die Sprachen demselben viel baß selbst rathen, dem du folgest. Denn wie die

Sonne gegen dem Schatten ist; so ist die Sprache gegen aller Väter Glossen. Weil denn nun den Christen gebühret, die heilige Schrift zu üben als ihr eigen einiges Buch, und eine Sünde und Schande ist, daß wir unser eigen Buch nicht wissen, noch unsers Gottes Sprache und Wort nicht kennen; so ists noch vielmehr Sünde und Schande, daß wir nicht Sprachen lernen, sonderlich so uns jetzt Gott darbeut und gibt Leute und Bücher, und allerlei was dazu dienet, und uns gleichsam darzu reizet, und sein Buch gerne wollte offen haben. O wie froh sollten die lieben Väter gewesen sein, wenn sie hätten so können zur heiligen Schrift kommen, und die Sprachen lernen, als wir könnten. Wie haben sie mit großer Mühe und Fleiß kaum die Brocken erlanget, da wir mit halber, ja schier ohne alle Arbeit das ganze Brot gewinnen könnten. O wie schändet ihr Fleiß unsere Faulheit; ja wie hart wird Gott auch rächen solchen unsern Unfleiß und Undankbarkeit. Daher gehöret auch, daß St. Paulus 1 Cor. 14, 29 will, daß in der Christenheit soll das Urtheil sein über allerlei Lehre, darzu allerdinge vonnöthen ist, die Sprachen zu wissen. Denn der Prediger oder Lehrer mag wohl die Bibel durch und durch lesen, wie er will, er treffe oder fehle, wenn niemand da ist, der urtheile, ob ers recht mache oder nicht. Soll man denn urtheilen, so muß Kunst der Sprachen da sein, sonst ists verloren. Darum, obwohl der Glaube und das Evangelium durch schlechte Prediger mag wohl gepredigt werden; so gehets doch faul und schwach, und man wirds zuletzt müde und überdrüssig und fället doch zu Boden. Aber wo die Sprachen sind, da gehet es frisch und stark, und wird die Schrift durchtrieben, und findet sich der Glaube immer neu. Es soll uns auch nicht irren, daß etliche sich des Geistes rühmen und die Schrift geringe achten. Etliche auch, wie die Brüder Valdenses, die Sprachen nicht nützlich achten. Aber lieber Freund, Geist hin, Geist her, ich bin auch im Geist gewesen, und habe auch Geister gesehen, (wenn je gelten soll von eigenem Fleisch rühmen). Auch hat mein Geist sich etwas beweiset, so doch ihr Geist im Winkel gar stille ist, und nicht viel mehr thut, denn seinen Ruhm aufwirft. Das weiß ich aber wohl, wie fast der Geist alles alleine thut. Wäre ich doch allen Büschen zu ferne gewesen, wo mir nicht die Sprachen geholfen, und mich der Schrift sicher und gewiß gemachet hätten. Ich hätte auch wohl können fromm sein und in der Stille recht predigen; aber den Pabst und die Sophisten mit dem ganzen endechristlichen Regiment würde ich wohl haben lassen sein, was sie sind. Der Teufel achtet meinen Geist nicht so fast, als meine Sprache und Feder in der Schrift. Denn mein Geist nimmt ihm nichts, denn mich allein; aber die heilige Schrift und Sprachen machen ihm die Welt zu enge, und thut ihm Schaden in seinem Reiche. So kann ich auch die Brüder Valdenses darinnen gar nicht loben, daß sie die Sprachen verachten. Denn ob sie gleich recht lehreten, so müssen sie doch gar oft des rechten Textes fehlen, und auch ungerüstet und ungeschickt bleiben, zu fechten für den Glauben wider den Irrthum. Darzu ist ihr Ding so finster und auf eine eigene Weise gezogen,

außer der Schrift Weise zu reden, daß ich besorge, es sei oder werde nicht lauter bleiben. Denn es gar gefährlich ist, von Gottes Sachen anders reden, oder mit andern Worten, denn Gott selbst brauchet. Kürzlich, sie mögen bei ihnen selbst heilig leben und lehren; aber weil sie ohne Sprachen bleiben, wird ihnen mangeln müssen, das allen andern mangelt, nemlich daß sie die Schrift gewiß und gründlich nicht handeln, noch an andern Völkern nützlich sein mögen. Weil sie aber das wohl könnten thun und nicht thun wollen, mögen sie zusehen, wie es vor Gott zu verantworten sei.

Nun, das sei gesagt vom Nutz und Noth der Sprachen und Christlichen Schulen, für das geistliche Wesen und zur Seelen Heil. Nun lasset uns auch den Leib vornehmen und setzen: Ob schon keine Seele noch Himmel oder Hölle wäre, und sollten alleine das zeitliche Regiment ansehen nach der Welt, ob dasselbe nicht dürfte vielmehr guter Schulen und gelehrter Leute, denn das geistliche? denn bisher sich desselben die Sophisten gar nichts haben angenommen, und die Schulen sogar auf den geistlichen Stand gerichtet, daß gleich eine Schande gewesen ist, so ein Gelehrter ist ehelich worden und hat müssen hören sagen: Siehe, der wird weltlich und will nicht geistlich werden; gerade als wäre allein ihr geistlicher Stand Gott angenehm, und der weltliche (wie sie ihn nennen) gar des Teufels und unchristlich. Nun ist hie nicht noth zu sagen, wie das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung und Stand ist, davon ich sonst viel gesagt habe, daß ich hoffe, es zweifele niemand daran; sondern ist zu handeln, wie man feine und geschickte Leute darin kriege. Und hie bieten uns die Heiden einen großen Trotz und Schmach an, die vor Zeiten, sonderlich die Griechen und Römer, gar nichts gewußt haben, ob solcher Stand Gott gefiele oder nicht, und haben doch mit solchem Ernst und Fleiß die jungen Knaben und Mägdlein lassen lehren und aufziehen, daß sie darzu geschickt wurden; daß ich mich unserer Christen schämen muß, wenn ich daran gedenke, und sonderlich unserer Deutschen, die wir sogar Stöcke und Thiere sind, und sagen dürfen: Ja, was sollen die Schulen, so man nicht soll geistlich werden? Die wir doch wissen, oder je wissen sollen, wie ein nöthiges und nützliches Ding es ist, und Gott so angenehm, wo ein Fürst, Herr, Rathsmann, oder was regieren soll, gelehrt und geschickt ist, denselben Stand christlich zu führen. Wenn nun gleich, wie ich gesagt habe, keine Seele wäre, und man der Schulen und Sprachen gar nichts dürfte um der Schrift und Gottes willen; so wäre doch allein diese Ursache genugsam, die allerbesten Schulen, beide für Knaben und Mädchen, an allen Orten aufzurichten, daß die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf feiner geschickter Männer und Frauen. Daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde. Nun solche Männer müssen aus Knaben werden, und solche Frauen müssen aus Mägdlein werden; darum ists zu thun, daß man Knäblein und Mägdlein recht lehre und aufziehe. — Ja, sprichst du, ein jeglicher mag seine Söhne und Töchter

wohl selber lehren und ziehen mit Zucht. Antwort: Ja, man siehet wohl, wie sichs lehret und zeucht. Und wenn die Zucht aufs höchste getrieben wird und wohlgeräth, so kömmts nicht ferner, denn daß ein wenig eine eingezwungene und ehrbare Geberde da ist; sonst bleibens gleichwohl eitel Holzböcke, die weder hievon, noch davon wissen zu sagen, niemand weder rathen noch helfen können. Wo man sie aber lehrete und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären, die da Sprachen und andere Künste und Historien lehreten; da würden sie hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reich, diesem Fürsten, diesem Manne, diesem Weibe gangen wäre, und könnten also in kurzer Zeit gleichsam der ganzen Welt von Anbegin Wesen, Leben, Rath und Anschläge, Gelingen und Ungelingen vor sich fassen, wie in einem Spiegel: daraus sie denn ihren Sinn schicken und sich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, darzu witzig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben, und andern auch darnach rathen und regieren. Die Zucht aber, die man daheime ohne solche Schulen vornimmt, die will uns weise machen durch eigene Erfahrung. Ehe das geschieht, so sind wir hundertmal todt, und haben unser Lebenlang alles unbedächtig gehandelt; denn zu eigener Erfahrung gehöret viel Zeit. Weil denn das junge Volk muß löcken und springen, oder je was zu schaffen haben, da es Lust innen hat, und ihm darinnen nicht zu wehren ist, auch nicht gut wäre, daß man alles wehrete; warum sollte man denn ihm nicht solche Schulen zurichten und solche Kunst vorlegen? sintemal es jetzt von Gottes Gnaden alles so zugerichtet ist, daß die Kinder mit Lust und Spiel lernen können, es seien Sprachen oder andere Künste oder Historien. Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer unsere Schulen, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernet haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer. Nimmt man so viel Zeit und Mühe, daß man die Kinder spielen auf Karten, singen und tanzen lehret, warum nimmt man nicht auch so viel Zeit, daß man sie lesen und andere Künste lehret, weil sie jung und müßig, geschickt und lustig dazu sind? Ich rede für mich: wenn ich Kinder hätte, und vermöchts, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musica mit der ganzen Mathematica lernen. Denn was ist dieß alles, denn eitel Kinderspiel, darinnen die Griechen ihre Kinder vor Zeiten zogen? dadurch doch wundergeschickte Leute aus worden, zu allerlei hernach tüchtig. Ja, wie leid ist mirs jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben niemand gelehret hat. Hab dafür müssen lesen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten, mit großer Kost, Arbeit und Schaden, daß ich gnug habe dran auszufegen. So sprichst du: Ja, wer kann seine Kinder so entbehren, und alle zu Junkern ziehen; sie müssen im Hause der Arbeit warten ꝛc.? Antwort: Ists doch auch nicht meine Meinung, daß man solche Schulen anrichte,

wie ſie bisher geweſen ſind, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahre hat über dem Donat und Alexander gelernet, und dennoch nichts gelernet. Es iſt jetzt eine andere Welt und gehet anders zu. Meine Meinung iſt, daß man die Knaben des Tages laſſe eine Stunde oder zwo zu ſolcher Schule gehen, und nichts deſtoweniger die andere Zeit im Hauſe ſchaffen, Handwerk lernen und wozu man ſie haben will, daß beides mit einander gehe, weil das Volk jung iſt, und gewarten kann. Bringen ſie doch ſonſt wohl zehnmal ſo viel Zeit zu, mit Käulchen ſchießen, Ballſpielen, Laufen und Rammeln. Alſo kann ein Mägdlein ja ſo viel Zeit haben, daß ſie des Tages eine Stunde zur Schule gehe, und dennoch ihres Geſchäfts im Hauſe warte; verſchläfts und vertanzt es, und verſpielet es doch wohl mehr Zeit. Es fehlet allein daran, daß man nicht Luſt noch Ernſt dazu hat, das junge Volk zu ziehen, noch der Welt helfen und rathen mit feinen Leuten. Der Teufel hat viel lieber grobe Blöcke und unnütze Leute, daß den Menſchen ja nicht ſo wohl gehe auf Erden. Welche aber der Ausbund darunter wären, der man ſich verhofft, daß geſchickte Leute ſollen werden zu Lehrern und Lehrerin, zu Predigern und andern geiſtlichen Aemtern, die ſoll man deſto mehr und länger dabei laſſen, oder ganz daſelbſt zu verordnen; wie wir leſen von den heiligen Märtyrern, die St. Agnes, und Agatha und Lucia und dergleichen aufgezogen; daher auch die Klöſter und Stifte kommen ſind, aber nun gar in einen andern verdammten Brauch verkehret. Und das will auch wohl noth ſein; denn der beſchorne Haufe nimmt faſt ab: ſo ſind ſie auch das mehrer Theil untüchtig zu lehren und zu regieren; denn ſie können nichts, ohne des Bauchs pflegen, welches man auch ſie allein gelehret hat. So müſſen wir ja Leute haben, die uns Gottes Wort und Sacramente reichen, und Seelwarter ſein im Volk. Wo wollen wir ſie aber nehmen, ſo man die Schulen zergehen läßt, und nicht andere chriſtlichere aufrichtet? ſintemal die Schulen, bisher gehalten, ob ſie gleich nicht vergiengen, doch nichts geben mögen, denn eitel verlorne ſchädliche Verführer.

Darum es hohe Noth iſt, nicht allein der jungen Leute halben, ſondern auch beider unſerer Stände, geiſtlich und weltlich, zu erhalten; daß man in dieſer Sachen mit Ernſt und in der Zeit dazu thue, auf daß wirs nicht hinten nach, wenn wirs verſäumt haben, vielleicht müſſen laſſen, ob wirs denn gerne thun wollten, und umſonſt den Reuling uns mit Schaden beißen laſſen ewiglich. Sehet an zum Exempel, welch einen großen Fleiß der König Salomo hierinnen gethan hat, wie hat er ſich des jungen Volks angenommen, daß er unter ſeinen königlichen Geſchäften auch ein Buch für das junge Volk gemachet hat, das da heißet Proverbiorum. Und Chriſtus ſelbſt, wie zeucht er die jungen Kindlein zu ſich? Wie fleißig befiehlt er ſie uns, und rühmet auch die Engel, die ihr warten Mtth. 18, 2. ff., daß er uns anzeige, wie ein großer Dienſt es iſt, wo man das junge Volk wohl zeucht; wiederum, wie greulich er zürnet, ſo man ſie ärgert und verderben läſſet.

Darum, liebe Herren, laſſet euch das Werk anliegen, das Gott ſo hoch von euch fordert, das euer Amt ſchuldig iſt, das der Jugend ſo noth iſt, und des weder Welt noch Geiſt entbehren kann. Wir ſind, leider, lange genug in Finſternis verfaulet und verdorben: wir ſind allzu lange genug deutſche Beſtien geweſen. Laſſet uns auch einmal der Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit ſeiner Güte, und andere Lande ſehen, daß wir auch Menſchen und Leute ſind, die etwas nützliches entweder von ihnen lernen, oder ſie lehren könnten, damit auch durch uns die Welt gebeſſert werde. Ich habe das meine gethan; ich wollte dem deutſchen Lande gerne gerathen und geholfen haben. Ob mich gleich etliche darüber werden verachten und ſolchen treuen Rath in Wind ſchlagen, beſſers wiſſen wollen, das muß ich geſchehen laſſen. Ich weiß wohl, daß andere könnten beſſer haben ausgerichtet; aber weil ſie ſchweigen, richte ichs aus, ſo gut als ichs kann. Es iſt je beſſer dazu geredt, wie ungeſchickt es auch ſei, denn allerdinge davon geſchwiegen. Und bin der Hoffnung, Gott werde je euer etliche erwecken, daß mein treuer Rath nicht gar in die Aſchen falle, und werden anſehen, nicht den, der es redt, ſondern die Sache ſelbſt bewegen, und ſich bewegen laſſen. — Am letzten iſt auch das wohl zu bedenken allen denjenigen, ſo Liebe und Luſt haben, daß ſolche Schulen und Sprachen in deutſchen Landen aufgerichtet und erhalten werden, daß man Fleiß und Koſt nicht ſpare, gute Libereien und Bücherhäuſer, ſonderlich in den großen Städten, die ſolches wohl vermögen, zu ſchaffen. Denn ſo das Evangelium und allerlei Kunſt ſoll bleiben, muß es je in Bücher und Schrift verfaſſet und angebunden ſein; wie die Propheten und Apoſtel ſelbſt gethan haben, als ich droben geſagt habe. Und das nicht allein darum, daß diejenigen, ſo uns geiſtlich und weltlich vorſtehen, zu leſen und ſtudieren haben; ſondern daß auch die guten Bücher behalten und nicht verloren werden, ſammt der Kunſt und Sprachen, ſo wir jetzt von Gottes Gnaden haben. Hierinnen iſt auch St. Paulus fleißig geweſen, da er Timotheo befiehlt 1. Epiſt. 4, 13. „er ſolle anhalten am leſen;“ und auch befiehlet 2. Epiſt. 4, 13. „er ſolle das Pergamen, zu Troada gelaſſen, mit ſich bringen.“ Ja ſolches haben ſich gefliſſen alle Königreiche, die etwas ſonderlichs geweſen ſind, und zuvor das Israelitiſche Volk, unter welchem ſolches Werk Moſes anfieng der erſte, und hieß das Buch des Geſetzes in die Lade Gottes verwahren, und thäts unter die Hand der Leviten, daß man bei denſelben ſollte holen Abſchrift, wer es bedürfte; alſo daß er auch dem Könige gebeut, er ſolle von den Leviten ſolches Buchs Abſchrift nehmen. Daß man wohl ſiehet wie Gott das Levitiſche Prieſterthum unter andern Geſchäften auch dazu verordnet hat, daß ſie der Bücher hüten und warten ſollten. Nachdem hat dieſe Liberei gemehret und gebeſſert Joſua, darnach Samuel, David, Salomo, Jeſaias und ſo fortan mehr Könige und Propheten. Daher iſt kommen die heilige Schrift des Alten Teſtaments, welche ſonſt nimmermehr wäre zuſammenbracht oder blieben, wo Gott nicht hätte ſolchen Fleiß drauf heißen haben. Dem Exempel nach haben auch die Stifter und Klöſter vor

Zeiten Libereien angerichtet, wiewohl mit wenig guten Büchern. Und was es für Schaden gethan hat, daß man zu der Zeit nicht drob gehalten hat, Bücher und gute Libereien zu verſchaffen, da man Bücher und Leute genug dazu hatte; iſt man darnach wohl gewahr worden, daß leider mit der Zeit dahin gefallen iſt alle Künſte und Sprachen, und anſtatt rechtſchaffener Bücher die tollen unnützen und ſchädlichen Mönchsbücher Catholikon, Florista, Graecista, Labyrinthus, Dormi secure und dergleichen vom Teufel eingeführet iſt, daß damit die lateiniſche Sprache zu Boden iſt gangen, und nirgend eine geſchickte Schule, noch Lehre, noch Weiſe zu ſtudieren iſt überblieben. Und wie wir erfahren und geſehen haben, daß mit ſo vieler Mühe und Arbeit man die Sprachen und Kunſt dennoch gar unvollkommen aus etlichen Brocken und Stücken alter Bücher aus dem Staube und Würmern wieder hervorbracht hat, und noch täglich daran ſucht und arbeitet; gleichwie man in einer zerſtörten Stadt in der Aſchen nach den Schätzen und Kleinoden gräbet. — Darin iſt uns auch recht geſchehen und hat Gott unſre Undankbarkeit recht wohl bezahlet, daß wir nicht bedachten ſeine Wohlthat, und Vorrath ſchafften, da es Zeit war und wohl konnten, damit wir gute Bücher und gelahrte Leute hätten behalten; ließen es ſo fahren, als gienge es uns nicht an: thät er auch wiederum, und ließ anſtatt der heiligen Schrift und guter Bücher den Aristotelem kommen, mit unzähligen ſchädlichen Büchern, die uns nur immer weiter von der Biblien führeten; Teufelslarven, die Mönche und der hohen Schulen Geſpenſt. — Iſts nicht ein elender Jammer bisher geweſen, daß ein Knabe hat müſſen zwanzig Jahre oder länger ſtudieren, allein daß er ſoviel böſes lateiniſch hat gelernet, daß er möchte Pfaffe werden und Meß leſen? Und welchem es dahin gekommen iſt, der iſt ſelig geweſt: ſelig iſt die Mutter geweſt, die ein ſolch Kind getragen hat. Und iſt doch ein armer, ungelehrter Menſch ſein Leben lang blieben, der weder zu glucken, noch zu Eier legen getaugt hat. Solch Lehrer und Meiſter haben wir müſſen allenthalben haben, die ſelbſt nichts gekonnt, und nichts guts noch rechts haben mögen lehren; ja auch die Weiſe nicht gewußt, wie man doch lernen und lehren ſollte. Wes iſt die Schuld? Es ſind keine andere Bücher vorhanden geweſen, denn ſolche tolle Mönch- und Sophiſtenbücher. Was ſollten denn anders daraus werden, denn eitel tolle Schüler und Lehrer, wie die Bücher waren, die ſie lehreten? Eine Dohle hecket keine Taube, und ein Narr macht keinen Klugen. Das iſt der Lohn der Undankbarkeit, daß man nicht hat Fleiß an Libereien gewendet, ſondern hat laſſen die guten Bücher vergehen, und die unnützen behalten. Aber mein Rath iſt nicht, daß man ohne Unterſchied allerlei Bücher zu Hauſe raffe, und nicht mehr gedenke, denn nur auf die Menge und Haufen Bücher. Ich wollte die Wahl darunter haben, daß nicht noth ſei aller Juriſten Comment, aller Theologen Sententiarum, und aller Philoſophen Quäſtiones, und aller Mönche Sermones zu ſammeln. Ja, ich wollte ſolchen Miſt ganz ausſtoßen, und mit rechtſchaffenen Büchern meine Liberei verſorgen, und gelehret Leute

darüber zu Rathe nehmen. Erſtlich ſollte die heilige Schrift beide auf Lateiniſch, Griechiſch, Ebräiſch und Deutſch, und ob ſie noch in mehr Sprachen wäre, darinnen ſein. Darnach die beſten Ausleger und die älteſten, beide Griechiſch, Ebräiſch und Lateiniſch, wie ich ſie finden könnte. Darnach ſolche Bücher, die zu den Sprachen zu lernen dienen, als die Poeten und Oratores, nicht angeſehen, ob ſie Heiden oder Chriſten wären, Griechiſch oder Lateiniſch. Denn aus ſolchen muß man die Grammatica lernen. Darnach ſollten ſein die Bücher von den freien Künſten und ſonſt von allen andern Künſten. Zuletzt auch der Rechte und Arznei Bücher; wiewohl auch hie unter den Commenten einer guten Wahl noth iſt. Mit den fürnehmſten aber ſollten ſein die Chroniken und Hiſtorien, waſerlei Sprachen man haben könnte; denn dieſelben wundernütze ſind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werk zu ſehen. O wie manche feine Geſchichte und Sprüche ſollte man jetzt haben, die in deutſchen Landen geſchehen und gangen ſind, der wir jetzt gar keines wiſſen. Das macht, niemand iſt da geweſen, der ſie beſchrieben; oder ob ſie ſchon beſchrieben geweſt wären, niemand die Bücher behalten hat: darum man auch von uns Deutſchen nicht weiß in andern Landen, und müſſen aller Welt die deutſchen Beſtien heißen, die nichts mehr können, denn kriegen, freſſen und ſaufen. Aber die Griechiſchen und Lateiniſchen, ja auch die Ebräiſchen haben ihr Ding ſo genau und fleißig beſchrieben, daß, wo auch ein Weib oder Kind etwa ſonderliches gethan oder geredt hat, das muß alle Welt leſen und wiſſen: dieweil ſind wir Deutſchen noch immer Deutſchen, und wollen Deutſchen bleiben. Weil uns denn Gott ſo gnädiglich berathen hat mit aller Fülle, beide der Kunſt, gelehrter Leute und Bücher, ſo iſts Zeit, daß wir ernten und einſchneiden das beſte, das wir können, und Schätze ſammeln, damit wir etwas behalten auf das Zukünftige von dieſen güldenen Jahren und nicht dieſe reiche Ernte verſäumen. Denn es zu beſorgen iſt, und jetzt ſchon wieder anfähet, daß zuletzt dahin komme, daß durch des Teufels Werk die guten Bücher, ſo jetzt durch den Druck hervorbracht ſind, wiederum untergedruckt werden, und die loſen, heilloſen Bücher von unnützen und tollen Dingen wieder einreißen und alle Winkel füllen. Denn damit gehet der Teufel gewißlich um, daß man ſich wiederum mit eitel Katholiken, Floriſten, Moderniſten, und des verdammten Mönchen- und Sophiſtenmiſts, tragen und martern müſſe, wie vorhin; und immer lernen und doch immer nichts lernen.

Derohalben bitte ich euch, meine lieben Herren, wollet dieſe meine Treue und Fleiß bei euch laſſen Frucht ſchaffen. Und ob etliche wären, die mich zu geringe dafür hielten, daß ſie meines Raths ſollten leben, oder mich, als den Verdammten von den Tyrannen verachten; die wollten doch anſehen, daß ich nicht das meine, ſondern allein des ganzen deutſchen Landes Glück und Heil ſuche. Und ob ich ſchon ein Narr wäre und träfe doch was guts, ſollte je keinem Weiſen eine Schande dünken, mir zu folgen. Und ob ich gleich ein Türke

und Heide wäre, so man doch siehet, daß nicht mir daraus kann der Nutz kommen, sondern den Christen, sollen sie doch billig meinen Dienst nicht verachten. Es hat wohl jemals ein Narr baß zu gerathen, denn ein ganzer Rath der Klugen. Moses mußte sich von Jethro lehren lassen 2. Mos. 18, 17. ff. Hiermit befehle ich euch Gottes Gnaden, der wolle eure Herzen erweichen und anzünden, daß sie sich der armen, elenden, verlassenen Jugend mit Ernst annehmen, und durch göttliche Hilfe ihnen rathen und helfen zu seligem und christlichem Regiment deutschen Landes, an Leib und Seel, mit aller Fülle und Ueberfluß, zu Lob und Ehren Gott dem Vater durch Jesum Christum unsern Heiland, Amen."

Welche herzliche Seelsorgerliebe Luthers spricht aus dieser Schrift! Wie vertritt er, als ein kräftiger Vormund, die Sache der Jugend bei den Eltern und Obrigkeiten! wie die Sache der Gelehrsamkeit, besonders das Erlernen der Sprachen gegen rohe, eigennützige Philister einerseits, und gegen frères ignorantins andrerseits! —

8. Ermahnung die Kinder studieren zu lassen.

Im Sermon, daß man Kinder solle zur Schule halten,[1] sagt er den Eltern:[2] „Er hat die Kinder geben, und Nahrung darzu, nicht darum, daß du alleine deine Lust an ihnen sollt haben, oder zur Welt Pracht ziehen. Es ist dir ernstlich geboten, daß du sie sollt ziehen zu Gottes Dienst." Nun preist er die gelehrten Stände, besonders den Predigerstand, und legt es den Eltern aufs Gewissen, wenn sie einen Knaben, der zum Studieren Anlage hätte, aus Geiz davon zurückhielten.[3] „Laß deinen Sohn getrost studieren, und sollte er auch dieweil nach Brot gehen, so gibst du unserm Herrn Gott ein feines Hölzlein, da er dir einen Herren aus schnitzen kann. Und kehre dich nichts dran, daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch veracht, und sprechen: Ha, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun; sie sollen in Kürze so körre werden, daß sie einen Gelehrten gern aus der Erden zehen Ellen tief mit den Fingern grüben; denn der Kaufmann soll mir nicht lange Kaufmann sein, wo die Predigt und Recht fallen. Das weiß ich fürwahr, wir Theologen und Juristen müssen bleiben, oder sollen allesamt mit uns untergehen, das wird mir nicht fehlen. Wo die Theologen wenden, da wendet Gottes Wort, und bleiben eitel Heiden, ja eitel Teufel; wo die Juristen wenden, da wendet das Recht samt dem Friede, und bleibt eitel Raub, Mord, Frevel und Gewalt, ja eitel wilde Thiere. Was aber der Kaufmann werben und gewinnen wird, wo Friede wendet, das will ich ihm alsdenn sein Register sagen lassen: und wie nütze ihm alsdenn alle sein Gut sein wird,

1) X. 487—533. Der Sermon ist vom Jahre 1530.
2) Ib. 490.
3) Ib. 524.

wo die Predigt fället, das ſoll ihm ſein Gewiſſen wohl zeigen." — Doch war es nicht ſeine Meinung, als ſollten alle und jede Knaben ſtudieren, wie wir aus ſeiner Schrift an den deutſchen Adel erſehen werden. — Der Obrigkeit ſpricht er entſchieden das Recht zu, den Schulbeſuch zu befehlen.[1] „Ich halte aber," ſagt er, „daß auch die Obrigkeit hie ſchuldig ſei, die Unterthanen zu zwingen, die Kinder zur Schule zu halten, denn ſie iſt wahrlich ſchuldig, die obgeſagten Aemter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juriſten, Pfarrherren, Schreiber, Aerzte, Schulmeiſter und dergleichen bleiben; denn man kann derer nicht entbehren. Kann ſie die Unterthanen zwingen, ſo da tüchtig dazu ſind, daß ſie müſſen Spieß und Büchſen tragen, auf die Mauern laufen, und andres thun, wenn man kriegen ſoll; wie vielmehr kann und ſoll ſie die Unterthanen zwingen, daß ſie ihre Kinder zur Schule halten, weil hie wohl ein ärgerer Krieg vorhanden iſt mit dem leidigen Teufel, der damit umgehet, daß er Städte und Fürſtenthum will ſo heimlich ausſaugen und von tüchtigen Perſonen leer machen, bis er den Kern ausgebohret, eine ledige Hülſen da laſſe ſtehen von eitel unnützen Leuten, da er mit ſpielen und gaukeln könne, wie er will; das heißet freilich eine Stadt oder Land ausgehungert, und ohne Streit in ſich ſelbſt verderbt, ehe man ſich umſiehet. Thut doch der Türke wohl ein anders, und nimmt das dritte Kind in ſeinem ganzen Reich, und zeuchts wozu er will. Wie vielmehr ſollten unſre Herren doch etliche Knaben nehmen zur Schule, ſo doch damit den Eltern das Kind nicht genommen, ſondern zu ihrem Beſten und zu gemeinem Nutz erzogen würde, zu dem Amt, da ihm gnug gegeben wird. Darum wache hie, wer wachen kann; die Obrigkeit wo ſie einen tüchtigen Knaben ſiehet, daß ſie den zur Schule halten laſſe."

Fürchten die Väter, das Studieren möchte ihren Kindern zum Verderben gereichen, ſo beruhigt ſie Luther auf eigne Weiſe.[2] „Ja, ſprichſt du: Wie, wenn es übel geräth, daß mein Sohn ein Ketzer, oder ſonſt ein Bube wird? denn die Gelehrten heißt man die Verkehrten. Wohlan, das mußt du wagen: dein Fleiß und Arbeit iſt darum nicht verloren. Gott wird dennoch anſehen deinen treuen Dienſt, und dafür rechnen, als wäre es gleich wohl angelegt. Mußt du wagen, wie er gerathe in allen andren Sachen, wozu du ihn ziehen willt; wie giengs dem lieben Abraham, dem ſein Sohn Ismael auch nicht gerieth; Iſaak ſein Sohn Eſau auch nicht; Adam ſein Sohn Kain auch nicht? Sollte Abraham darum haben abgelaſſen, ſeinen Sohn Iſaak, und Iſaak ſeinen Sohn Jakob, und Adam ſeinen Sohn Habel zu Gottes Dienſt zu ziehen?"

9. Preis des Lehramts. Schwierigkeit desſelben.

In dieſem Sermon ſtreicht er auch das Schullehreramt beſonders heraus.[3] „Wo wollten," ſagt er, „Prediger und Juriſten und Aerzte herkommen, wo

1) X. 531. 532.
2) Ib. 502.
3) X. 526.

nicht die Grammatica und andere Redekünſte vorhanden wären? Aus dieſem Brunnen müſſen ſie alle herfließen. Das ſage ich kürzlich: einem fleißigen, frommen Schulmeiſter oder Magiſter, oder wer es iſt, der Knaben treulich zeucht und lehret, dem kann man nimmermehr gnug lohnen, und mit keinem Gelde bezahlen; wie auch der Heide Ariſtoteles ſagt. Noch iſts bei uns ſo ſchändlich veracht, als ſei es gar nichts, und wollen dennoch Chriſten ſein. Und ich, wenn ich vom Predigtamt ablaſſen könnte oder müßte und von andren Sachen, ſo wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeiſter oder Knabenlehrer ſein. Denn ich weiß, daß dieß Werk nächſt dem Predigtamt das allernützlichſte, größeſte und beſte iſt, und weiß darzu noch nicht, welches unter beiden das beſte iſt. Denn es iſt ſchwer, alte Hunde bändig und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet, und viel umſonſt arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man beſſer biegen und ziehen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen. Lieber, laß es der höchſten Tugend eine ſein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und ſchier Niemand thut an ſeinen eignen."

Aehnlich äußert Luther ſich in den Tiſchreden über die Schulmeiſter.[1] „Ich wollte, daß keiner zu einem Prediger erwählet würde, er wäre denn zuvor ein Schulmeiſter geweſt. Jetzt wollen die jungen Geſellen von Stund an alle Prediger werden und fliehen der Schulen Arbeit. Aber wenn einer hat Schule gehalten, ungefehrlich zehen Jahre, ſo mag er mit gutem Gewiſſen davon laſſen; denn die Arbeit iſt zu groß, und man hält ſie geringe. Es iſt aber ſoviel in einer Stadt an einem Schulmeiſter gelegen, als am Pfarrherrn. Und wenn ich kein Prediger wäre, ſo weiß ich keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte. Man muß aber nicht ſehen, wie es die Welt verlohnet und hält, ſondern wie es Gott achtet, und an jenem Tage rühmen wird."

So hoch Luther das Lehramt ſtellt, ſo bemerkt er doch, in ſeiner Auslegung des Galaterbriefes, wie übel dieß Amt meiſt bei der Jugend angeſchrieben ſei, und daß ſtrenge Lehrer, beſonders wenn ſie die Strenge übertreiben, von der Jugend nichts weniger als geliebt würden.[2] „Es iſt nicht möglich, ſagt er, daß ein Jünger oder Schüler ſeinen Zuchtmeiſter lieben ſoll, der ihm ſtrenge iſt: denn, wie kann er den lieb haben, der ihn gleich als in einem Kerker hält, das iſt, der ihn zwinget das zu thun, darzu er unwillig iſt, und ihm wehret, daß er nicht thun darf, was er wol gerne wollte; und wo er etwas thut, das ihm verboten iſt, bald darum ſtäupet, und zwinget ihn noch darzu, daß er die Ruthe herzen und küſſen muß. O! ein feiner und williger Gehorſam und Frömmigkeit des Schülers iſt das, daß er ſeinem Zuchtmeiſter, der ſo ſtreng und unfreundlich mit ihm fähret, gehorchen und die Ruthe küſſen muß! Lieber, thut ers aber auch mit Luſt und Freuden? Was thut er aber, wenn der Zuchtmeiſter nicht vorhanden

1) XXIII. 1028.
2) VII. 2230.

iſt? Nimmt er nicht die Ruthe, zubricht ſie auf kleine Trümmern, oder wirft ſie ins Feuer? Und, wenn er Macht über ſeinen Zuchtmeiſter hätte, ſähe er ihn nicht an, daß er ſich von ihm ſtäupen ließe; ja, er ließe ihn nicht allein mit Ruthen ſtäupen, ſondern mit Knitteln wohl durchſchlagen. Doch gleichwohl kann ein Kind eines Zuchtmeiſters nicht entbehren, ſondern muß ihn haben, daß er ihn ſtrafe, unterweiſe und zum beſten ziehe: ſonſt, wo ein Kind ohne ſolche Zucht wäre, würde nichts Gutes aus ihm, ſondern müßte verderben. Was wäre das aber für ein Zuchtmeiſter, der nicht mehr könnte und thäte, denn immerdar ſeine Schüler plaget und ſtäupet, lehret ſie aber nichts. Wie vor dieſer Zeit die Schulmeiſter geweſen ſind, da die Schulen rechte Kerker und Höllen, die Schulmeiſter aber Tyrannen und Stockmeiſter waren; denn da wurden die armen Kinder ohne Maß und ohne alles Aufhören zuſtäupet, lerneten mit großer Arbeit und unmäßigem Fleiß, doch mit wenigem Nutzen. Dagegen ein gelehrter, treuer Schulmeiſter die Kinder züchtiget, unterweiſet und darzu hält, daß ſie fleißig ſtudieren, und mit ſchreiben ſich üben; alles darum, daß ſie dadurch erfahren und verſtändig werden in allerlei guten Künſten, Ehrbarkeit und Tugenden und das hernach mit Luſt und Liebe thun mögen, das ſie zuvor unter des Schulmeiſters Gezwang ungern und unwillig gethan haben."

10. Luthers Schuleinrichtung.

„Ich ſchicke dir," ſchreibt Luther im Jahre 1524 an Spalatin, „einen Schulplan, um ihn dem Kurfürſten vorzulegen; wiewohl ich keinen großen Erfolg erwarte, muß es doch in des Herrn Namen verſucht werden."[1]

Vier Jahre ſpäter (1528) erſchien Melanchthons „Viſitationsbüchlein," in welchem dieſer einen ausführlichen, vom Kurfürſten ſanctionierten Schulplan gab, dem wahrſcheinlich jener, von Luther an Spalatin geſendete Plan, zu Grunde lag.[2]

11. Luther über Univerſitäten.

In der Schrift[3] an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation, von des chriſtlichen Standes Beſſerung ſpricht Luther auch ſeine Meinung über die deutſchen Univerſitäten ſo aus:[4] „Die Univerſitäten durften auch wol einer guten ſtarken Reformation; ich muß es ſagen, es verdrüße, wem es will. Was ſind die Univerſitäten, wo ſie nicht anders, denn bisher verordnet, denn, wie das 2 Buch

1) de Wette 2, 554.

2) Den Plan Luthers beſitzen wir, meines Wiſſens, nicht. Daß Melanchthons Plan mit dem Lutheriſchen ſehr übereinſtimmte, läßt ſich, unter Anderm, aus einem Briefe Melanchthons an Camerarius vermuthen. Er ſchreibt dieſem über ſein Viſitationsbüchlein: Tu vides, nihil aliud me scripsisse, quam quod passim tradidit Lutherus. Melanchthons Schuleinrichtung folgt weiter unten.

3) Vom Jahre 1520. Walch X, 297.

4) Ib. 378—80.

Maccab. 4, 12 ſagt: Gymnasia Epheborum et Graecae gloriae, darinnen ein frei Leben geführet, wenig die heilige Schrift und chriſtlicher Glaube gelehret wird, und allein der blinde heidniſche Meiſter Aristoteles regieret, auch weiter denn Chriſtus? Hier wäre nun mein Rath, daß die Bücher Aristotelis: Physicorum, Metaphysicae, de anima, Ethicorum, welches bisher die beſten gehalten, ganz würden abgethan mit allen andern, die von natürlichen Dingen ſich rühmen, ſo doch nichts darinnen mag gelehret werden, weder von natürlichen noch geiſtlichen Dingen; dazu ſeine Meinung niemand bisher verſtanden, und mit unnützer Arbeit, Studieren und Koſt, ſo viel edler Zeit und Seelen umſonſt beladen geweſen ſind.

Das möchte ich gerne leiden, daß Aristotelis Bücher von der Logica, Rhetorica, Poetica behalten, oder ſie in eine andre kurze Form bracht, nützlich geleſen würden, junge Leute zu üben, wohl zu reden und zu predigen, aber die Comment und Secten müßten abgethan, und gleichwie Ciceronis Rhetorica, ohne Comment und Secten, ſo auch Aristotelis Logica einförmig, ohn ſolche große Comment, geleſen werden. Aber jetzt lehret man weder reden noch predigen daraus, und iſt ganz eine Disputation und Muderei daraus worden. Daneben hätte man nun die Sprachen, Lateiniſch, Griechiſch und Ebräiſch, die mathematicas disciplinas, Hiſtorien, welches ich befehle Verſtändigern, und ſich ſelbſt wol geben würde, ſo man mit Ernſt nach einer Reformation trachtete; und fürwahr viel daran gelegen iſt. Denn hie ſoll die chriſtliche Jugend, und unſer edles Volk, darinnen die Chriſtenheit bleibet, gelehret und bereitet werden. Darum ichs achte, daß kein päbſtlicher noch kaiſerlicher Werk möchte geſchehen, denn gute Reformation der Univerſitäten, wiederum kein teufeliſcher ärger Weſen, denn unreformierte Univerſitäten."

12. Bibelſtudium.

Was die Lehrgegenſtände auf Univerſitäten betrifft, ſo iſt Luthers Urtheil über mehrere derſelben ſchon in dem bisher Mitgetheilten ausgeſprochen. Nicht zu viel Bücher, ſagt er, ſolle man auf Schulen leſen, vor allen aber die heilige Schrift.[1] „Die Bücher müßte man auch wenigern," fährt er fort, „und erleſen die beſten. Denn viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Leſen auch nicht, ſondern gut Ding, und oft leſen, wie wenig ſein iſt, das macht gelehrt in der Schrift, und fromm dazu. Ja, es ſollten aller hlg. Väter Schrift nur eine Zeitlang werden geleſen, dadurch in die Schrift zu kommen; ſo leſen wir ſie nur, daß wir darinnen bleiben, und nimmer in die Schrift kommen: damit wir gleich denen ſind, die die Wegezeigen anſehen, und wandeln den Weg dennoch nimmer. Die lieben Väter haben uns wollen in die Schrift führen mit ihrem Schreiben, ſo führen wir uns damit heraus; ſo doch allein Schrift unſer Weingarten iſt, darinnen wir alle uns ſollten üben und arbeiten.

1) Ib. 384—86.

Vor allen Dingen sollte in den hohen und niedrigen Schulen die fürnehmeste und gemeineste Lection sein die heilige Schrift, und den jungen Knaben das Evangelium. Sollte nicht billig ein jeglicher Christenmensch bei seinen neunt und zehnten Jahren wissen das ganze heilige Evangelium, da sein Namen und Leben innen stehet? Lehret doch eine Spinnerin und Nähterin ihre Tochter dasselbe Handwerk in jungen Jahren. — Wir sollten auch, wo die hohen Schulen fleißig wären in der heiligen Schrift, nicht dahin schicken jedermann, wie jetzt geschieht, da man nur fraget nach der Menge, und ein jeder will einen Doctor haben; sondern allein die Allergeschicktesten, in den kleinen Schulen vor wohl erzogen, darüber ein Fürst oder Rath der Stadt soll acht haben, und nicht zulassen, zu senden, denn Wohlgeschickte. Wo aber die hlg. Schrift nicht regieret, da rathe ich fürwahr niemand, daß er sein Kind hinthue. Es muß verderben alles, was nicht Gottes Wort ohne Unterlaß treibet; darum sehen wir auch, was für Volk wird und ist in den hohen Schulen. Denn die hohen Schulen sollten erziehen eitel hochverständige Leute in der Schrift, die da möchten Bischöffe und Pfarrherren werden, an der Spitze stehen, wider die Ketzer und Teufel, und alle Welt. Aber wo findet man das? Ich habe große Sorge, die hohen Schulen sind große Pforten der Höllen, so sie nicht emsiglich die hlg. Schrift üben und treiben ins junge Volk."

13. Sprachstudium. Hebräisch. Grammatik. Wort und Sache.

Wie hoch Luther die Sprachen hielt, sahen wir schon. Besonders lobt er an vielen Stellen das Ebräische:[1] „die Ebräische Sprache," sagt er, „ist die allerbeste und reichste im Worte, und rein, bettelt nicht, hat ihre eigene Farbe. Die Griechische, Lateinische und Deutsche betteln, die haben viel composita, zusammengesetzte Worte, da die Ebräische der keine hat. Als, wenn die Deutschen ein einzeln Wort haben, so haben sie bei zwanzig composita, Worte, die daraus kommen und zusammengesetzt sind; als, laufen, entlaufen, verlaufen, umlaufen, belaufen, zulaufen, ablaufen, weglaufen, einlaufen ꝛc. Da hat die Ebräische Sprache kein compositum, zusammengesetzt Wort, sondern ein eigentlich Wort. Also auch, das Wort, Herz, hat gar einen sehr gemeinen Brauch. Denn es heißt ein Stücklein vom Leibe, als, wenn man sagt: Er hat kein Herz, das ist, er ist kleinmüthig und verzagt; item: das Herz sagt mirs, sein Herz brennt ihm, das ist, er ist zornig ꝛc.; da hat der Ebräer in einem jeglichen sein sonderlich und eigentlich Wort."

Hinsichtlich der Art, wie die Sprachen zu erlernen seien, so gibt Luther, bei aller Anerkennung der Grammatik, doch sehr viel auf das Erlernen durch Uebung.[2] „Es lernet ein jedermann," sagt er, „gar viel besser Deutsch oder

1) XXII, 2254.
2) III, 2867.

andre Sprachen aus der mündlichen Rede im Hause, auf dem Markt und in der Predigt, denn aus den Büchern. Die Buchstaben sind todte Wörter; die mündliche Rede sind lebendige Wörter, die geben sich nicht so eigentlich und gut in die Schrift, als sie da Geist und Seele des Menschen durch den Mund gibt."

[1]„Sage mir, wo ist jemals eine Sprache gewesen, die man aus der Grammatik recht und wohl habe reden lernen? ist es nicht wahr, daß auch die Sprachen, so die allergewissesten Regeln haben, als die Lateinische und Griechische Sprache, vielmehr aus Uebung und Gewohnheit, denn aus den Regeln gelernet werden? Ist es denn nicht ein sehr ungeschickt Ding, daß man in der heiligen Sprache, darinnen von den theologischen und geistlichen Sachen gehandelt wird, den rechtschaffenen und eigentlichen Verstand der Händel fahren lässet, und denselben aus der Grammatik klauben will?"

Auch berücksichtigte er wohl das Verhältnis der Sachen zu den Worten und hielt Wortverständnis nur für möglich bei Sachverständnis.[2] „Die Kunst Grammatica lehret und zeiget an, was die Wörter heißen und bedeuten; aber man muß erstlich lernen und wissen, was ein Ding oder Sache sei. Darum muß einer, der da predigen und lehren will, zuvor wissen beide, was ein Ding sei, und was es heiße, ehe er davon redet; die Grammatica aber lehret nur allein, was die Worte heißen, die zeigen an, was ein Ding sei."[3] „Das Erkenntnis ist zweierlei, eines der Worte, das andre der Sachen. Wer nun das Erkenntnis der Sache oder Handels nicht hat, dem wird die Erkenntnis der Worte nicht helfen. Nach einem alten Sprüchwort pfleget man zu sagen: Was einer nicht wohl verstehet und weiß, davon wird er auch nicht wohl reden können. Solcher Exempel hat unsere Zeit viel an den Tag gebracht. Denn viel sehr gelehrte und beredte Leute geben überaus närrische und lächerliche Dinge vor, nachdem sie sich unterstehen von solchen Händeln zu reden, die sie nie verstanden haben.

Wer aber den Handel innen hat und verstehet, der lehret recht, und trifft die Herzen, ob er wol unberedt und nicht fertig in Worten ist. Also that es Cato dem Ciceroni zuvor, wenn er im Rathe redete, ob er gleich solche Dinge grob und ohne allen Schmuck und Zierde vorbrachte, die sich in keines Menschen Verstand schicketen, und darauf niemand dachte.

Also wird der Wort-Verstand oder die Grammatik leichte, wenn man den Handel recht verstehet; wie Horatius auch lehret, daß die Worte leichtlich folgen, wo der Handel recht eingenommen, erkannt und betrachtet ist: wo man aber den Verstand des Handels nicht hat, da ist auch die Erkenntnis der Worte vergeblich. Aber darum thue ich euch diesen Bericht mit so vielen Worten, auf daß ihr wissen möget, wenn ihr einmal die Rabbinen lesen werdet, was ihr für Meister

1) I, 683.
2) XXII, 2245
3) I, 1505—8.

vor euch habt: die Worte verſtehen ſie wol, vom Handel aber wiſſen ſie nichts, darum können ſie auch nichts rechtſchaffenes lehren.

Von Gottes Güte aber und Gnade haben wir das Erkenntnis und Verſtand der Händel, damit die heilige Schrift umgehet; ſie aber ſein verblendet. Darum, ob ſie wol die Grammatik wiſſen, ſo haben ſie doch den rechten Verſtand der Schrift nicht; ſondern wie Eſaias 29, 12 ſagt: die Schrift iſt ihnen wie ein Buch, das ſie nicht können leſen. Wer wollte ihnen denn folgen?

Nun ſollte man mir aber dieß nicht alſo deuten, oder alſo verſtehen, als verwürfe ich die Grammatik, die ganz nöthig iſt; ſondern ſoviel ſage ich: wird einer neben der Grammatik nicht auch die Händel in der Schrift ſtudieren, ſo wird er niemalen ein guter Lehrer werden. Denn, wie jener ſagt, ſoll einem Lehrer oder Prediger die Rede folgen, und wachſen aus dem Herzen und nicht im Munde."

14. Reale Realien.

Folgende ſchöne Stelle kann noch ſtärker darthun, wie Luther nicht etwa nur im Revier der Sprache einheimiſch war, ſondern auch in dem der realen Realien. Ich führte ſie ſchon in der Charakteriſtik des Erasmus an, ſie findet ſich in den Tiſchreden:[1] „Wir, ſprach D. Martinus, ſind jetzt in der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir fahen an wiederum zu erlangen das Erkenntnis der Creaturen, die wir verloren haben durch Adams Fall. Jetzt ſehen wir die Creaturen gar recht an, mehr denn im Pabſtthum etwan. Erasmus aber fraget nichts darnach, bekümmert ſich wenig, wie die Frucht im Mutterleibe formieret, zugericht und gemacht wird, ſo achtet er auch nicht den Eheſtand, wie herrlich der ſei. Wir aber beginnen, von Gottes Gnaden, ſeine herrlichen Werke und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott ſei; darum loben und preiſen wir ihn, und danken ihm. In ſeinen Creaturen erkennen wir die Macht ſeines Wortes, wie gewaltig das ſei. Da er ſagte, er ſprach, da ſtund es da. Auch in einem Pfirſchkern: derſelbige, obwohl ſeine Schale ſehr hart iſt, doch muß ſie ſich zu ſeiner Zeit aufthun, durch den ſehr weichen Kern, ſo drinnen iſt. Dieß übergehet Erasmus fein, und achtets nicht, ſiehet die Creaturen an, wie die Kühe ein neu Thor."

15. Geſchichte.

Wie hoch Luther die Geſchichte hielt, ſahen wir auch ſchon; mehr ſagt er hierüber in ſeiner Vorrede zu Galeatii Capellä Hiſtorie vom Herzog zu Mailand. „Es[2] ſpricht der hochberühmte Römer Varro, heißt es dort, daß die

1) XXII, 1629. Was unter „realen Realien" zu verſtehen ſei, wird weiterhin genauer beſtimmt werden.

2) XIV, 354—358.

allerbeſte Weiſe zu lehren ſei, wenn man zu dem Wort Exempel oder Beiſpiel gibt. Denn dieſelben machen, daß man die Rede klärlicher verſtehet, auch viel leichter behält: ſonſt, wo die Rede ohne Exempel gehört wird, wie gerecht und gut ſie immer iſt, beweget ſie doch das Herz nicht ſo ſehr; iſt auch nicht ſo klar, und wird nicht ſo feſt behalten, darum iſt es ein ſehr köſtlich Ding um die Hiſtorien. Denn was die Philoſophi, weiſe Leute, und die ganze Vernunft lehren oder erdenken kann, das zum ehrlichen Leben nützlich ſei, das gibt die Hiſtorie mit Exempel und Geſchichten gewaltiglich, und ſtellet es gleichſam vor die Augen, als wäre man dabei, und ſehe es alſo geſchehen, alles, was vorhin die Worte durch die Lehre in die Ohren getragen haben. Da findet man beide, wie die gethan, gelaſſen, gelebt haben, ſo fromm und weiſe geweſt ſind, und wie es ihnen gangen, oder wie ſie belohnet ſind; auch wiederum, wie die gelebt haben, ſo böſe und unverſtändig geweſt ſind, und wie ſie dafür bezahlet ſind.

Und wenn mans gründlich beſinnet, ſo ſind aus den Hiſtorien und Geſchichten faſt alle Rechte, Künſte, guter Rath, Warnung, Dräuen, Schrecken, Tröſten, Stärken, Unterricht, Fürſichtigkeit, Weisheit, Klugheit, ſamt allen Tugenden als aus einem lebendigen Bronnen gequollen: das macht, die Hiſtorien ſind nicht anders, denn Anzeigung, Gedächtnis und Merkmal göttlicher Werke und Urtheile, wie er die Welt, ſonderlich die Menſchen, erhält, regieret, hindert, fördert, ſtrafet und ehret, nachdem ein jeglicher verdienet Böſes oder Gutes. Und ob gleich viel ſind, die Gott nicht erkennen noch achten, noch müſſen ſie ſich an die Hiſtorien und Exempel ſtoßen, und fürchten, daß ihnen nicht auch gehe, wie dem und dem, ſo durch die Hiſtorien werden fürgebildet, dadurch ſie härter bewegt werden, denn ſo man ſie ſchlecht mit bloßen Worten des Rechts oder Lehre abhält, und ihnen wehret; wie wir denn leſen nicht allein in der heiligen Schrift, ſondern auch in den heidniſchen Büchern, wie ſie einführen und vorhalten der Vorfahren Exempel, Wort und Werk, wo ſie etwas erheben wollen bei dem Volk, oder wenn ſie vorhaben zu lehren, ermahnen, warnen, abſchrecken. — Darum ſind auch die Hiſtorienſchreiber die allernützlichſten Leute und beſten Lehrer, daß man ſie nimmermehr genug kann ehren, loben, oder dankſagen, und ſollte das ſein ein Werk der großen Herren, als Kaiſer, Könige, die da ihrer Zeit Hiſtorien mit Fleiß ließen ſchreiben, und auf die Librarei verwahret beilegen, auch ſich keiner Koſten laſſen dauren, ſo auf ſolche Leute, ſo tüchtig dazu wären, zu halten und zu erziehen gienge.

Aber es gehöret dazu ein trefflicher Mann, der ein Löwenherz habe, unerſchrocken die Wahrheit zu ſchreiben. Denn das mehrer Theil ſchreiben alſo, daß ſie ihrer Zeit Laſter oder Unfall, den Herren und Freunden zu Willen gern ſchweigen, oder aufs beſte deuten: wiederum, geringe oder nichtige Tugend allzu hoch aufmutzen: wiederum, aus Gunſt ihres Vaterlandes, und Ungunſt der Fremden die Hiſtorien ſchmücken oder ſudeln, darnach ſie jemand lieben oder

feinden. Damit werden die Hiſtorien über die Maße verdächtig, und Gottes Werk ſchändlich verdunkelt; wie man den Griechen Schuld gibt, auch des Pabſts Heuchler bisher gethan und noch thun, und zuletzt dahin kömmt, daß man nicht weiß, was man gläuben ſoll. Alſo verdirbt der edle, ſchöne, höchſte Nutz der Hiſtorien, und werden eitel Wäſcher daraus; das machet, daß ſolch hoch Werk, Hiſtorien zu ſchreiben, einem jeglichen frei ſtehet; der ſchreibet denn und ſchweiget, lobet und ſchilt, was ihm gut dünket.

Darum ſolle dieß Amt von hohen Leuten, oder je von wohlbeſtelleten Leuten gebraucht werden. Denn weil die Hiſtorien nichts anders, denn Gottes Werk, das iſt, Gnad und Zorn beſchreiben, welchen man ſo billig gläuben muß, als wenn ſie in der Biblien ſtünden: ſollten ſie, wahrlich, mit allem höheſten Fleiß, Treuen und Wahrheit geſchrieben werden. Aber das wird nunmehr, acht ich wol, nicht geſchehen, es käme denn die Ordnung wieder, die bei den Juden geweſt iſt. Indes müſſen wir uns laſſen begnügen an unſern Hiſtorien, wie ſie ſind, und zuweilen ſelbſt denken und urtheilen, ob der Schreiber etwa aus Gunſt oder Ungunſt ſchlipfere, zu viel oder zu wenig lobet und ſchilt, darnach er den Leuten oder Sachen geneigt iſt, gleichwie wir leiden müſſen, daß die Fuhrleute in ſolchem loſen Regiment, den Wein über Land mit Waſſer fälſchen, daß man den reinen gewachſenen Trank nicht krigen kann, und uns begnügen laſſen, daß wir doch das meiſte oder etwas davon krigen."

16. Dialektik. Rhetorik.

Ueber Dialektik und Rhetorik ſpricht er mehrmals in den Tiſchreden.[1] „Dialectica," ſagt er, „iſt eine hohe Kunſt, redet einfältig, ſchlecht und gerecht; als wenn ich ſage: Gib mir zu trinken. Rhetorica aber ſchmückts und ſpricht: Gib mir des lieblichen Safts im Keller; das fein krauſe ſtehet, und die Leute fröhlich macht."

— „Dialectica lehret, noch gibt das Vermögen nicht, der ſie ſchon gelehrt hat und wohl kann, von allen Sachen zu lehren; ſondern iſt nur ein Inſtrument und Werkzeug, dadurch wir fein richtig und ordentlich lehren, was wir wiſſen und verſtehen. Denn, daß ich ſollte reden von Bergwerk, vom Schöſſeramt, das kann ich nicht, denn ich weiß nicht, wie man ſenken oder ſchürfen ſoll, oder wie die Gänge ſtreichen, als die Häuer wiſſen; wenn ich aber dasſelbige verſucht und gelernet hätte, ſo wollte ich baß wiſſen davon zu reden, denn irgend ein Steiger. Dialectica gibt nicht die Materie, davon man reden oder lehren will; ſondern lehret nur, wie man fein ordentlich, eigentlich und richtig, kurz und einfältig davon lehren und reden ſoll."

„Dialectica iſt eine nützliche und nöthige Kunſt, die man billig ſtudieren und lernen ſoll, wie die Arithmetik und Rechenkunſt. Und wiewol etliche ſcharfſinnige Köpfe von Natur etwas in Sachen ſchließen und rechnen können, aus

1) XXII, 2240—45.

dem Sinn; doch ists ungewiß und gefährlich, wo die Kunst nicht auch dazu kömmt und hilft. Denn die Dialectica weiset fein den Weg, wie man ordentlich und richtig von Sachen reden soll, woher mans nehmen, und was recht oder unrecht eigentlich und gewiß erkennen, und richten oder urtheilen soll."

„Dialectica lehret, Rhetorica movieret und bewegt: diese gehört zum Willen, jene zum Verstande. St. Paulus aber hat sie beide zusammen gefaßt, Römer 12, 7. 8. da er spricht: Lehret jemand, so warte er der Lehre, ermahnet jemand, so warte er des Ermahnens."

„Die fürnehmste Frucht und Nutz der Dialectica ist, ein Ding fein rund, kurz und eigentlich definieren und beschreiben, was es gewiß ist. Darum soll man sich gewöhnen zu guten, rechtschaffenen, vernehmlichen Worten, die im gemeinen Brauch sind, und ein Ding eigentlich und verständlich anzeigen und geben; welches eine sonderliche Gnade und Gabe Gottes ist, wer solches kann; denn viel Ladünkeler und Klüglinge verfinstern oft ein Ding vorsetziglich, mit wunderlichen, seltsamen, ungebräuchlichen Worten, erdenken neue Art und Weise zu reden, so zweifelhaftig, zweizüngig und geschraubet sind, die man kann deuten, wie man will, nach Gelegenheit der Umstände, wie die Ketzer thun."

„Wohlredenheit ist nicht eine gesuchte und angestrichene Schminke der Worte, sondern ist eine feine geschmückte Rede, die ein Ding und Sache fein geschicklich, klärlich und vernehmlich anzeiget, wie ein schön Gemälde; die aber neue Worte erdichten und vorbringen, die müssen auch neue Dinge und Sache bringen; wie Scotus mit seiner Realität, Hiccität, die Wiedertäufer und Rottengeister mit ihrer Besprengung, Entgröbung, Gelassenheit ꝛc. Darum hüte man sich vor allen denen, die sich befleißigen neuer, ungewöhnlicher, ungebräuchlicher Worte, denn solche Art zu reden ist straks wider die Wohlredenheit." [1]

17. Mathematik.

Daß Luther verlangte, Mathematik solle auf Universitäten gelehrt werden, sahen wir; in der Astronomie war er gegen Copernikus; die Wahrheit der Astrologie bestritt er, während Melanchthon dieselbe behauptete. Unter andern berief er sich, wie schon früher Augustin, darauf: daß Esau und Jacob zugleich, mithin unter derselben Constellation geboren, einander doch in jeder Hinsicht unähnlich geworden.

18. Leibesübungen.

Leibesübungen und Musik empfiehlt Luther sehr; er verwarf, wie wir schon sahen, die mönchische Erziehungsweise.[2] „Es ist," sprach er, „von den Alten sehr wohl bedacht und geordnet, daß sich die Leute üben, und etwas ehrlichs und nützlichs vorhaben, damit sie nicht in Schwelgen, Unzucht, Fressen,

1) Ib. 2247.
2) Ib. 2289.

Saufen und Spielen gerathen. Darum gefallen mir dieſe zwo Uebungen und Kurzweile am allerbeſten, nemlich, die Muſica und Ritterſpiel, mit Fechten, Ringen ꝛc. unter welchen das erſte die Sorge des Herzens und melancholiſche Gedanken vertreibt; das andere macht feine geſchickte Gliedmaß am Leibe, und erhält ihn bei Geſundheit, mit Springen ꝛc. Die endliche Urſach iſt auch, daß man nicht auf Zechen, Unzucht, Spielen, Doppeln gerathe; wie man jetzt, leider, ſiehet, an Höfen und in Städten, da iſt nicht mehr, denn: Es gilt dir! ſauf aus! Darnach ſpielt man um etliche hundert oder mehr Gülden. Alſo gehts, wenn man ſolche ehrbare Uebungen und Ritterſpiele verachtet und nachläßt."

19. Muſik.

Die Muſik aber hielt er beſonders hoch.[1] „Der ſchönſten und herrlichſten Gaben Gottes eine," ſagt er, „iſt die Muſica, der iſt der Satan ſehr feind, damit man viel Anfechtungen und böſe Gedanken vertreibet, der Teufel erharret ihr nicht. Muſica iſt der beſten Künſte eine. Die Noten machen den Text lebendig. Sie verjagt den Geiſt der Traurigkeit; wie man am Könige Saul ſiehet. Etliche vom Adel und Scharrhanſen meinen, ſie haben meinem gnädigen Herrn jährlich 3000 Gülden erſparet an der Muſica, indes verthut man unnütz dafür 30000 Gülden. Könige, Fürſten und Herren müſſen die Muſicam erhalten, denn großen Potentaten und Regenten gebühret, über guten freien Künſten und Geſetzen zu halten. Und da gleich einzelne, gemeine und Privatleute Luſt dazu haben und ſie lieben, doch können ſie die nicht erhalten. Muſica iſt das beſte Labſal einem betrübten Menſchen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfriſcht wird; wie der ſagt beim Virgilio: Tu calamos inflare leves, ego dicere versus: Singe du die Noten, ſo will ich den Text ſingen.

Muſica iſt eine halbe Disciplin und Zuchtmeiſterin, ſo die Leute gelinder und ſanftmüthiger, ſittſamer und vernünftiger macht. Die böſen Fiedler und Geiger dienen dazu, daß wir ſehen und hören, wie eine feine gute Kunſt die Muſica ſei: denn Weißes kann man beſſer erkennen, wenn man Schwarzes dagegen hält.

Anno 1538 am 17. December, da D. M. Luther die Sänger zu Gaſte hatte, und ſchöne liebliche Muteten und Stücke ſungen, ſprach er mit Verwunderung: Weil unſer Herr Gott in diß Leben ſolche edle Gaben geſchüttet und uns gegeben hat, was wird in jenem ewigen Leben geſchehen, da alles wird aufs allervollkommenſte und luſtigſte werden; hier aber iſt nur materia prima, der Anfang. Muſicam habe ich allezeit lieb gehabt. Wer dieſe Kunſt kann, der iſt guter Art, zu allem geſchickt. Man muß Muſicam von Noth wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeiſter muß ſingen können, ſonſt ſehe ich ihn nicht an. Man ſoll auch junge Geſellen zum Predigtamt nicht verordnen, ſie haben ſich denn in der Schule wohl verſucht und geübet. Da man einige feine Mu-

1) Ib. 2249—53.

teten des Senffels ſang, verwunderte ſich Luther und lobte ſie ſehr, und ſprach: Eine ſolche Mutete vermöchte ich nicht zu machen, wenn ich mich auch zureißen ſollte, wie er denn auch wiederum nicht einen Pſalm predigen könnte als ich. Drum ſein die Gaben des heiligen Geiſtes mancherlei; gleichwie auch in einem Leib mancherlei Glieder ſind. Aber niemand iſt zufrieden mit ſeiner Gabe, läßt ſich nicht genügen an dem, das ihm Gott gegeben hat, alle wollen ſie der ganze Leib ſein, nicht Gliedmaßen.

Die Muſica iſt eine ſchöne, herrliche Gabe Gottes, und nahe der Theologie. Ich wollte mich meiner geringen Muſica nicht um was großes verzeihen. Die Jugend ſoll man ſtets zu dieſer Kunſt gewöhnen, denn ſie machet fein geſchickte Leute.

Singen iſt die beſte Kunſt und Uebung. Es hat nichts zu thun mit der Welt: iſt nicht vor dem Gericht noch in Haderſachen. Sänger ſein auch nicht ſorgfältig, ſondern ſein fröhlich, und ſchlagen die Sorge mit Singen aus, und hinweg.

Und ſprach ferner drauf: Wie gehet es doch zu, daß wir in Carnalibus ſo manch fein Poema, und ſo manch ſchön Carmen haben, und in Spiritualibus da haben wir ſo kalt faul Ding; et recitabat aliquas Germanicas cantilenas, den Thurnier von den Bollen. Ich halte, es ſei diß die Urſache, wie St. Paulus ſagt Röm. 7, 23: Video aliam legem repugnantem in membris meis, es will da nicht alſo fließen, es gehet da nicht ſo von ſtatten als dort. Wer die Muſicam verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit denen bin ich nicht zufrieden. Denn die Muſica iſt eine Gabe und Geſchenk Gottes, nicht ein Menſchengeſchenk. So vertreibt ſie auch den Teufel, und macht die Leute fröhlich: man vergiſſet dabei alles Zorns, Unkeuſchheit, Hoffart, und anderer Laſter Ich gebe nach der Theologie der Muſica den nächſten Locum und höchſte Ehre. Und man ſiehet, wie David und alle Heiligen ihre gottſeligen Gedanken in Vers, Reime und Geſänge gebracht haben. Quia pacis tempore regnat Musica."[1] —

Ich würde glauben den Leſer zu beleidigen, wollte ich mich entſchuldigen, daß ich ſo viel von Luther mitgetheilt habe. Lieber möchte ich mich entſchuldigen, daß ich ſo vieles nicht mitgetheilt, mitunter, weil ich einiges für zu bekannt hielt. Dahin rechne ich die treffliche Vorrede Luthers zu dem kleinen Büchlein, welches er unter ſeinen Schriften oben an ſtellte, zum kleinen Katechismus.

Wen ſollte es nicht freuen, den großen Mann auch als Reformator des deutſchen Erziehungsweſens kennen zu lernen? Seine Ermahnungen giengen unzähligen Deutſchen zu Herzen, weckten ſchlafende Gewiſſen und ſtärkten müde Hände; ſeine Urtheile galten bei Fürſten und Völkern wie Gottes Stimmen.

Verdiente er doch ſolchen Glauben im vollſten Maße, weil ihm ſelbſt im vollſten Maße der Glaube verliehen war, welcher in Liebe thätig iſt. Was

1) Man vergleiche auch den Brief Luthers an Ludwig Senfel, herzoglich bayerſchen Hofmuſikus. de Wette 4, 180.

vermochte nicht eine ſolche gottesgewaltige, unermüdliche Liebe bei ſo großen Gaben: bei einem ſo klaren Blick, ſo geſundem Menſchenverſtande, ſo feinem Sinn für Sprache, ſolcher ſchöpferiſchen Sprachkraft, ſolcher Macht der Dichtkunſt, ſo tiefſinniger Speculation? Wer unter ſeinen Zeitgenoſſen konnte ſich mit Luther an ächter, umfaſſender Bildung meſſen? Nur meſſe man Bildung nicht mit dem Maßſtabe eines lateiniſchen Schulpedanten, auch nicht mit dem eines mephiſtopheliſchen Pſeudogenies; es iſt von großen Geiſtesgaben die Rede, welche einem, durch den Sohn frei gemachten, geheiligten, entſchloſſenen Herrſcherwillen dienen, einem Willen, der ſich beherrſcht, weil er nur Gott und um Gottes willen dienen will. —

2. Melanchthon.

1. Melanchthons Kinderjahre.

Geſchichtſchreiber [1] nannten Melanchthon den Kampfgenoſſen (παραστάτης) Luthers. „Gott hat dieſe ſeine zwei Werkzeuge verbunden," ſagt Winshemius in ſeiner Leichenrede auf Melanchthon, „dieſe zwei großen Männer, deren Weſen ſo wunderbar gemiſcht war, daß, wenn Luther dem Erasmus und einigen andern, ein zu harter Arzt der Kirchenübel zu ſein ſchien, Philippus dagegen, denſelben Weg, ohne abzuweichen, verfolgend, doch für ſanfter und milder galt." Das zeigt auf den verborgenen Rath Deſſen hin, der die Menſchen bei Namen nennt, ehe ſie geboren werden.

Beide Männer fühlten es tief, daß ſie einander ergänzten und bei der Arbeit ihres Lebens nicht miſſen konnten. Daher die grenzenloſe Freude Luthers beim erſten Auftreten Melanchthons in Wittenberg, daher ſein himmelſtürmendes, erhörtes Gebet um Erhaltung ſeines Mitarbeiters, als dieſer 1540 in Weimar todtkrank war.[2] — Wie verlaſſen fühlte ſich dagegen Melanchthon zur Zeit, da Luther auf der Wartburg lebte,[3] wie mußte ihn dieſer, während des

1) Quellen.

1. Joachimi Camerarii de vita Philippi Melanchthonis narratio. Recensuit Strobelius. Halae 1777.

2. Corpus Reformatorum. Edidit Bretschneider 1834 sqq. 12 Theile, der letzte erſchien 1844. Sie enthalten Melanchthons Briefe, Vorreden zu verſchiedenen Büchern, Gedichte, Reden ꝛc. Man kann nicht dankbar genug das ausgezeichnete Verdienſt anerkennen, welches ſich Bretſchneider durch Redaction von Melanchthons, de Wette durch Herausgabe von Luthers Briefwechſel erworben.

Andere Quellen werden im Verfolg angeführt werden, insbeſondere verſchiedene Schriften Melanchthons.

2) Melanchthon ſelbſt ſchreibt von ſeiner Geneſung: Ego fuissem extinctus, nisi adventu Lutheri ex media morte revocatus essem.

3) Res Academiae bene habent, nisi quod patre nostro, Dr. Martino carendum est. O illum mihi diem vere felicem, quo rursus in illius complexum licebit occurrere. So ſchreibt Melanchthon an Spalatin den 11. Juni 1521. C. R. 1, 396.

Augsburger Reichstags, von Koburg aus, durch Briefe trösten und aufrecht erhalten, wie unglücklich war er in seinen letzten Lebensjahren nach Luthers Tode.

Melanchthon war 14 Jahre nach Luther, am 16. Februar des Jahres 1497, geboren, er starb auch 14 Jahre nach diesem, beide wurden 63 Jahre alt. In Bretten, einer kleinen badischen Stadt, zeigt man noch das einfache Haus, wo er das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war ein ausgezeichneter, frommer Waffenschmid. Der mütterliche Großvater, Johannes Reuther, nahm den Knaben zu sich und ließ ihn durch Johannes Hungarus unterrichten. Von diesem schreibt Melanchthon: „ich hatte einen Lehrer, der ein vortrefflicher Grammaticus war und mich streng zur Grammatik anhielt.[1] So oft ich Fehler machte, bekam ich Schläge, aber mit gehörigem Maße. Auf solche Weise machte er einen Grammaticus aus mir. Er war ein herzensguter Mann; er liebte mich wie seinen Sohn; ich ihn wie meinen Vater."

Der Großvater starb im Jahre 1507, 11 Tage darauf der Vater. Auf dem Sterbebette ermahnte dieser den Sohn zur Gottesfurcht. Ich sehe, sprach er, viele Umwälzungen, größere stehen bevor, ich bitte, daß Gott dich leiten möge, wenn sie eintreffen. Fürchte Gott und thue recht.

Melanchthon ward nun mit seinem Bruder in das Haus seiner Großmutter, der Schwester Reuchlins, welche in Pforzheim wohnte, gethan.[2] Georg Simler aus Wimpfen, den wir als einen Schüler Dringenbergs kennen lernten, unterrichtete ihn im Griechischen.[3] Oefters kam Reuchlin nach Pforzheim, seine Schwester zu besuchen. Er freute sich sehr über des Knaben Fortschritte, schenkte ihm Bücher, unter andern eine griechische Grammatik, ein griechisches Wörterbuch und zum Scherz einen kleinen rothen Doctorhut. Auch übersetzte er, nach damaliger Gewohnheit, des Knaben ursprünglichen Namen „Schwarzerd" in Melanchthon. —

2. Melanchthon in Heidelberg.

Nach etwa zweijährigem Aufenthalt in Pforzheim ward er 1509, erst 12 Jahre alt,[4] auf die Universität Heidelberg geschickt. Diese war zu Ende des

1) Ille adegit me ad Grammaticam, et ita adegit ut constructiones facerem: cogebar reddere regulas constructionis per versus Mantuani.

2) Chyträus in der Oratio in Scholae provincialium Duc. Stiriae introductione sagt: Melanchthon Johannis Reuchlini auditor et ex sorore nepos. „Nach dieser Angabe muß Elisabeth Reuchlin verheiratet und Melanchthons Großmutter gewesen sein," sagt Förstemann (in der Rec. von Mayerhoffs Reuchlin. Berliner Jahrbücher 1832. S. 934). Er will nicht entscheiden, ob Großmutter von väterlicher oder mütterlicher Seite.

3) Camerar. 488.

4) Die große Jugend Melanchthons fällt etwas weniger auf, wenn man weiß, daß man in jener Zeit vieles auf Universitäten lernte, was gegenwärtig in den obern Klassen der Gymnasien gelehrt wird, ja daß Knaben dort ihren Schulcursus machten. In den Wittenberger Statuten heißt es: Optandum erat in Academiam non ante mitti adolescentes, quam Grammaticam mediocriter didicissent, aliquem sermonis latini usum haberent. Sed cum aetas

15ten und am Anfange des 16ten Jahrhunderts ein Vereinigungspunkt der bedeutendsten Männer, insbesondere solcher, welche die Reformation in der Kirche, wie in den Schulen herbeiführten. Der Kurfürst Philipp von der Pfalz, welcher 1476 zur Regierung kam, sorgte sehr für das Gedeihen dieser Universität. Der Mann, welcher ihm hierbei vorzüglich behülflich war, Gelehrte nach Heidelberg zog und begünstigte, war Johann Kämmerer von Worms, Freiherr von Dalberg. Geboren 1445 zu Oppenheim, studierte er in Erfurt, gieng dann nach Italien und lebte 1476 mit seinem Freunde Plenninger und mit Agricola in Ferrara. Im Jahre 1482 vom Kurfürsten Philipp zum Kanzler ernannt, ward er kurz darauf Fürstbischof von Worms. Dalberg veranlaßte, wie wir schon sahen, den Rudolf Agricola nach Heidelberg zu kommen, nahm den in seinem Vaterlande verfolgten Johannes Reuchlin freundlich auf und bewirkte es, daß dessen Bruder Dionysius als Professor der griechischen Sprache bei der Universität angestellt wurde. Um diese Zeit lehrte Dringenbergs Schüler, der anregende Wimpheling in Heidelberg. Conrad Celtes,[1] der erste gekrönte deutsche Poet, für lateinische Gedichte von Kaiser Friedrich III. gekrönt,[2] kam auf seinen Wanderungen durch Deutschland und Italien dorthin und veranlaßte Dalberg zur Stiftung der rheinisch literarischen Gesellschaft.[3] — Als der Knabe Melanchthon nach Heidelberg kam, da waren freilich die meisten der genannten trefflichen Männer fortgezogen oder gestorben. Agricola starb 1485, Dalberg 1503, Celtes 1508 als Professor der Poesie in Wien; Johannes Reuchlin war 1498 nach Württemberg zurückgekehrt; um die gleiche Zeit hatte Wimpheling Heidelberg verlassen.

Melanchthon kam in das Haus des alten Theologen Pallas Spangel, welcher damals schon 33 Jahre lehrte und dem Knaben vieles von der frühern Zeit, von Agricola und andern erzählte.[4]

Auf der Universität, sagt Melanchthon, sei ihnen damals nichts als eine geschwätzige Dialektik und ein wenig Physik vorgetragen worden. Er aber, da er das Versifizieren gelernt, habe sich dem Lesen der Dichter zugewendet, dazu der Geschichten und Fabeln. Ohne Auswahl habe er auch Neuere, wie den Politian gelesen, was auf seinen Styl Einfluß gehabt.[5] —

adhuc rudior et nondum instructa cognitione Grammatices huc veniat, et commendetur magistris qui privatim docent, mandamus talibus praeceptoribus severissime, ut fideliter officium suum faciant. C. Ref. 10, 1016.

Im Album academicum findet sich Folgendes: In Rectoratu II. Mag. Johannis Wysers intitulatus est XIII Octob. 1509 Philippus Schwartzerd de Brethen. C. R. 1, CXLVI.

1) Zu deutsch: Conrad Meißel, geboren zu Wipfeld bei Schweinfurt 1459.

2) Die Krönung geschah 1491 zu Nürnberg.

3) Societas literaria rhenana. Dalberg ward zum Vorsteher erwählt, Pirkheimer, Sebastian Brandt und viele andere bedeutende Männer waren Mitglieder.

4) Vgl. Melanchthons Vorrede zu Agricolas Dialektik. C. Ref. 3, 673.

5) Camerar. Appendix 488.

In seinem 14ten Jahre (1511) machte die Universität Melanchthon zum Baccalaureus. Er unterrichtete damals zwei Söhne des Grafen Löwenstein, und entwarf wahrscheinlich für sie die ersten Grundzüge einer griechischen Grammatik.[1] —

Wegen seiner Jugend wollte man ihn nicht zum Magister machen; dieß und Fieberanfälle bewogen ihn, 1512 Heidelberg zu verlassen und nach Tübingen zu gehn.

3. Melanchthon in Tübingen.

Die tübinger Universität war damals erst 35 Jahre alt, da sie im Jahre 1477 von dem trefflichen Eberhard dem Aeltern, dem ersten Herzog von Württemberg, gestiftet wurde. Die Anfänge dieser Universität erinnern an das Mittelalter; auf ihr bekämpften sich Nominalismus und Realismus, von zwei Contubernien Studierender war das eine nominalistisch, das andere realistisch. Gabriel Biel lehrte hier als der letzte bedeutende Scholastiker,[2] er war Nominalist.

Bald aber regten sich dort die Elemente der neuen Zeit. Paul Scriptoris, Franziskaner, wiewohl er über den Scotus las, wich hier und da von der Kirchenlehre ab,[3] Summenhart wollte die Theologie auf die Bibel gründen. Beide Männer lernten hebräisch, Hildebrand, voll frommen Eifers, lehrte hebräisch und griechisch als Grundsprachen des alten und neuen Testaments.

Wenn diese Männer durch ernste religiöse Gesinnung eine solche Richtung erhielten, so kam 1496 ein Mann nach Tübingen, welcher durch die Klassiker enthusiasmiert war, nämlich Heinrich Bebel. Er ward Professor der Poesie und Beredsamkeit; die politiores literae, wie man sie nannte, wurden auf der Universität zuerst durch ihn repräsentiert, da sie früher weder Sitz noch Stimme hatten. Mit keckem Uebermuth brach er den klassischen Studien Bahn und bekämpfte die Mönche, welche diese Studien als widerchristlich anfeindeten. Ihm zur Seite stand Brassicanus (Kohl) aus Konstanz. Unter den Professoren des Rechts waren Georg Simler, der schon erwähnte Jugendlehrer Melanchthons, und Naucler, der Verfasser einer Weltchronik. Johannes Stöffler ward 1516 Professor der Mathematik und Astronomie, ein ausgezeichneter Mann.[4]

1) Wimphemius: conscripsit tunc et rudimenta Graecae linguae, quae postea in publicum edita sunt. C. R. 10, 191.

2) Luther nennt ihn öfters schlechtweg Gabriel. Er starb 1495 als Probst zu S. Peter im Einsiedel.

3) Scriptoris aus Weil las auch über des Ptolemäus Kosmographie und Euclids Elemente. Summenhart, nach seinem, bei Calw gelegenen, Geburtsorte genannt, ward 1478 Magister in Tübingen, 1489 Lehrer der Theologie daselbst. Er schrieb unter A.: Commentaria in Summam Physicae Alberti magni. Staupitz war sein Schüler. Cleß Culturgeschichte von Württemberg 1, 853 sqq. Vergl. Pfaff 44.

4) Stöffler (1452—1531) war, wie Naucler und Bebel (1475—1516), aus Justingen an der Alp gebürtig, wo er auch eine Predigerstelle bekleidete. Vgl. „Heinrich Bebel nach seinem Leben und Schriften, von Zapf. Augsburg 1802."

Als der junge Melanchthon nach Tübingen kam,[1] ward er bald in den Kampf der alten und neuen Zeit verwickelt. Bebel, Braſſican ꝛc., welche er hörte, waren entſchiedene Reuchliniſten; dieſen ſchloß er ſich als leiblicher und geiſtiger Verwandte Reuchlins an.[2]

Sein Streben nach univerſeller Bildung trat nun mit der größten jugendlichen Energie hervor, lernend und lehrend. Nachdem er 1514, in ſeinem 17ten Jahre, Magiſter geworden, las er über Virgil und Terenz. Letztern gab er 1516 heraus, und theilte ihn metriſch ab.[3] In der Dedication an Geraeander empfiehlt er den Dichter beſonders der Jugend als einen Lehrer des Lebens und der Rede.

Zugleich warf er ſich auf das Griechiſche, las mit Oekolampadius den Heſiodus, überſetzte mehreres von Plutarch, Lucian, auch den Aratus. Im Jahre 1518 gab er ſeine griechiſche Grammatik heraus; ſo früh, in ſeinem 21ſten Jahre, zeigte es ſich ſchon, daß er zum Praeceptor Germaniae, wie man ihn ſpäter nannte, beſtimmt war. — Nach Bebels Tode, 1516, ward dem 19jährigen Jüngling aufgetragen, Rhetorik zu lehren, worauf er über einige Werke Ciceros und ſechs Bücher des Livius las. — In jener Zeit erſchien die Dialektik des Rudolf Agricola, welche den Melanchthon veranlaßte, die Beweisführung in den Reden des Demoſthenes und Cicero genauer zu ſtudieren.[4] Er ſchloß ſich auch an Franz Stadian, den Lehrer der Dialektik an. Am Schluſſe ſeiner griechiſchen Grammatik äußerte er: daß er mit mehrern, insbeſondere mit Stadian, eine Ausgabe der Werke des Ariſtoteles beabſichtige. Iſt dieſer im griechiſchen Original ſchon dunkel, ſagt Melanchthon in einer Rede,[5] ſo iſt er in den lateiniſchen Verſionen ganz verſtümmelt und völlig unverſtändlich. Wir ſahen, daß

1) Von den genannten Profeſſoren waren Biel, Summenhart, Scriptoris und Naucler todt.

2) Daher ward er in den epp. obscur. viror. als tübinger Reuchliniſt hervorgehoben. Im „Carmen Rithmicale“ Schlauraffs (C. Ref. 10, 475) heißt es:

Tunc ad Tubingam abii, hic sedent multi socii
Qui novos libros faciunt, et Theologos vilipendunt,
Quorum est vilissimus, Philippus Melanchthonius,
Sicut ego cognovi: et igitur deo vovi,
Si viderem illum mortuum, quod irem ad sanctum Jacobum.
Fuit et Bebelius et Johannes Brassicanus.

Vergl. S. 124 Anm. 2.

3) Comoediae P. Terentii metro numerisque restitutae. Tub. 1516. (Die Dedication an Geraeander im C. R. 1, 9.) Es erſchienen wiederholte Auflagen. Weiterhin mehr von dieſer Dedication.

4) Excitabar ut in orationibus Ciceronis et Demosthenis argumentorum formas diligentius considerarem.

5) In der Rede de adolesc. studiis corrigendis. C. Ref. 11, 15. Von Stadian ſagt Melanchthon: eruditione ac vitae genere tali, ut a bonis ac doctis omnibus certatim diligi mereatur. C. Ref. 11, 20. Vgl. Strobel: Melanchthons Verdienſte um den Ariſtoteles. Neue Beiträge 4, 1, 151.

auch die Italiener, z. B. Politian, auf den Grundtext des Aristoteles zurückgiengen und dadurch erst in den Stand gesetzt wurden, dem Pseudoaristotelismus der Scholastiker die Axt an die Wurzel zu legen. Ein klar sehender Schriftsteller[1] bemerkt richtig: Melanchthon und Stadian hätten durch Herausgabe und Uebersetzung des Aristoteles eine ähnliche Reformation auf dem Gebiet der Philosophie zu Stande bringen wollen, als Luther durch Herausgabe und Uebersetzung der h. Schrift auf dem Gebiet der Theologie. Man war des trüben Abgeleiteten überdrüssig, und sehnte sich nach dem Genuß der reinen Urquellen. Eine solche war die Bibel, aber von Aristoteles dem Physiker verwies ein Jahrhundert später Franz Baco auf die Natur (φύσις), als auf das wahre Original.

Bei Stöffler, den Melanchthon sehr verehrte, hörte er drei Jahre mathematische Vorlesungen. Er dedicierte ihm auch eine, 1517 in Tübingen gehaltene Rede,[2] von ihm ward er veranlaßt, den Aratus zu übersetzen.

Die Rechtswissenschaft beschäftigte ihn ebenfalls, er soll selbst privatim juristischen Unterricht ertheilt haben. Auch medicinische Collegien hörte er und studierte den Galen eben so sehr um des Inhalts als um der Sprache willen.[3] Zu genauern historischen Studien trieb ihn die Umarbeitung der naucleriſchen Weltchronik behufs einer neuen Ausgabe derselben. — Für die Theologie war in Tübingen wenig von Professoren zu erlernen; dagegen wendete sich Melanchthons eigenes Sprachstudium bald der biblischen Exegese zu; die Ausgabe des neuen Testaments von Erasmus ergriff er mit Freuden.

So waren seine Studien schon in früher Jugend durchaus universell, kein Zweig der Wissenschaft blieb ihm ganz fremd; und gerade durch diese Universalität, der er durch große Gaben gewachsen war, eignete er sich zum Praeceptor Germaniae.

4. Melanchthon nach Wittenberg berufen.

Sechs Jahre hatte er in Tübingen gelebt, als sich Friedrich der Weise im Jahre 1518 an Reuchlin wandte, um ihm einen Lehrer des Griechischen, einen des Hebräischen für die Universität Wittenberg vorzuschlagen. Reuchlin in seiner Antwort[4] an den Kurfürsten äußert, daß Deutschland, das „von andern Landen für ein barbarisch, viehisch geschätzt worden nicht unbillig“ solcher Sprachstudien bedürfe. Für das Hebräische nennt er vor Allen den Oekolampadius; getaufte Juden, wenn sie nicht latein wüßten, seien nicht zu gebrauchen, da sie die Sprache nur durch „gewöhnlichen Brauch“ lernten. Für das Griechische empfiehlt Reuchlin

1) Heyd: Melanchthon und Tübingen. 41.

2) De artibus liberalibus. C. Ref. 11, 6.

3) Medicam artem non neglexit, sed et hic Professores ejus docentes audivit studiose, et Galeni libros cum propter linguam et methodum tum propter rerum cognitionem legit. Camerar. 15.

4) C. R. 1, 27. Der Brief ist vom 7ten Mai.

entschieden „Meister Philipps Schwarzerd," den er „von seiner Jugend auf solche Sprache unterwiesen und gelehrt habe."

Am 12ten Juli schreibt Melanchthon sehr ungeduldig an Reuchlin, voll Sehnsucht nach Erlösung aus seinem Arbeitshause, wo er unter Knaben wieder zum Knaben werde, mit nichtiger Arbeit beschäftigt. Wohin Reuchlin ihn sende, wolle er hinziehn.

Bald darauf antwortet dieser: der Kurfürst habe ihm geschrieben, Melanchthon solle nach Wittenberg. „Nicht poetisch," fährt Reuchlin fort, „sondern mit den Worten der wahren Verheißung Gottes, die dem glaubigen Abraham geschahe, sage ich dir: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen, und will dich segnen und dir einen großen Namen machen und sollst ein Segen sein. Mein Geist weissagt mir dieß und ich hoffe so werde es dir geschehen, mein Philippus, mein Zögling und mein Trost." An den Kurfürsten schrieb Reuchlin: Melanchthon werde sich einstellen, und der hohen Schul zu Ehren dienen. „Denn ich weiß, sagt er, unter den Deutschen keinen, der über ihn sei, ausgenommen Herr Erasmus Roterodamus, der ist ein Holländer. Derselbige übertrifft uns alle im Latein." [1]

Melanchthon verließ nun Tübingen. Simler, sein alter Lehrer, äußerte: so viele Gelehrte die Universität auch habe, so seien sie doch nicht gelehrt genug, um im Stande zu sein, die Gelehrsamkeit des Abgehenden gebührend zu würdigen. [2] — Ueber Augsburg und Nürnberg, wo Melanchthon mit Pirkheimer und Scheurl Freundschaft schloß, gieng er nach Leipzig. Hier war er mit dem trefflichen Petrus Mosellanus zusammen. [3] Am 25sten August 1518 traf er in Wittenberg ein, um es bis ans Ende seines Lebens nicht wieder zu verlassen. Acht und zwanzig Jahre lang wirkte er hier gemeinschaftlich mit Luther in überschwenglichem Segen; von der kleinen deutschen Universität aus verbreitete sich durch diese zwei eine kirchliche Bewegung über die ganze Erde. Reuchlins Ahnung gieng in Erfüllung.

Luther kann nicht Worte finden, um seine Freude über Melanchthons Ankunft zu schildern. Voll Bewundrung schreibt er an Spalatin über die Antrittsrede, welche Melanchthon am vierten Tage nach seiner Ankunft hielt. Er ist nur besorgt, daß Melanchthons zarte Constitution die norddeutsche Lebensweise nicht vertragen möchte. In einem andern Briefe aus dieser Zeit nennt er ihn

1) C. Ref. 1, 34.

2) Camerar. 25.

3) Ib. 26. Mosellanus (eigentlich Schade) geboren 1493 zu Proteg (Bruttig?) an der Mosel. Er wurde in Leipzig Professor der griechischen Sprache: nach einem höchst arbeitsamen christlichen Leben starb er 1524, im 31sten Jahre. Camerar gehörte zu seinen Schülern. Er war ein ausgezeichneter Philolog. Seine Paedologia (Dialogen) ward viel als Schulbuch gebraucht. Außer den Klassikern studierte er fleißig die Kirchenväter.

höchst gelehrt, höchst gründlich im Griechischen (graecanicissimus), mit dem Hebräischen nicht unbekannt; an Reuchlin schreibt er: unser Melanchthon ist ein bewundernswerther Mensch, ja in allen seinen Gaben fast über das menschliche Maß, gegen mich aber sehr vertraut und freundlich.[1]

So sah Luther gleich bei der ersten Bekanntschaft, daß er in Melanchthon den gefunden, welcher sein Dasein erst vervollständigen und die Verwirklichung seiner großen Lebensaufgabe möglich machen würde.

5. Melanchthons Wirksamkeit in Wittenberg.

Die Wirksamkeit Melanchthons war fortan außerordentlich.

Was er direct für die Kirche gethan, will ich übergehen, indem ich meine Aufgabe im Auge behalte.

Die Universalität seiner Jünglingsstudien begleitete ihn durch sein ganzes Leben, wie wir aus dem Mannigfaltigen, was er gelehrt und geschrieben, ersehen.

a. Seine Vorlesungen.

So umfaßten seine Vorlesungen die verschiedensten Gegenstände. Er las Exegese des neuen, eine Zeit lang auch des alten Testaments, ferner Dogmatik. Zugleich interpretierte er eine Menge griechischer und lateinischer Klassiker.[2] Dazu kamen Vorlesungen über Ethik, Dialektik und Physik.[3] Aus seinen Schriften läßt sich schließen, wie er alles zugleich gründlich und klar behandelte, daher der große Beifall und die Bewundrung seiner Zuhörer. Stieg ihre Zahl doch zu Zeiten bis auf 2000. Sie waren aus allen Ständen, und nicht bloß Deutsche, sondern auch Franzosen, Engländer, Polen, Ungarn, Dänen, ja selbst Italiener und Griechen hörten.[4] Wie bedeutende Männer giengen auch aus seiner Lehre hervor! Unter ihnen die als Pädagogen berühmt gewordenen: Joachim Camerarius, Valentin Trotzendorf, Michael Neander, Hieronymus Wolf. Alle drei liebten ihn bis an das Ende ihres Lebens mit unbeschreiblicher Anhänglichkeit, seine Lehren waren ihnen unvergeßlich und heilig.

b. Persönliches Verhältnis zu Studierenden.

Es war diese Anhänglichkeit aber nicht bloß Frucht der Vorlesungen Melanchthons, sie gieng vielmehr aus der liebevollen Weise hervor, mit welcher er sich persönlich der Studierenden annahm.[5] „Es gehörte, erzählt Camerar, bei

1) de Wette 1, 134. 141. 197. Vgl. Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 1, 391.

2) Von Griechen las er über Aristophanes, Demosthenes, Hesiod, Homer, Euripides, Sophokles, Theokrit, Thucydides, Apollonius. Camerar 27. Anm.

3) Auch Mathematik ist von Strobel erwähnt. Camerar 54.

4) Sabinus in Adami vitae Theolog. 173. Luther schreibt von Melanchthon: Auditorium habet refertum auditoribus; Heerbrand in der Leichenrede sagt: Discipulos habuit et auditores singulis temporibus plerumque bis mille. C. Ref. 10, 301.

5) Camerar. 40.

Melanchthon zur Hausordnung, niemandem etwas auszuschlagen. Viele kamen zu ihm und baten um Empfehlungsbriefe, andere: er möge eine schriftliche Arbeit corrigieren ꝛc. Diese fragten ihn in ihren Angelegenheiten um Rath, jene erzählten ihm, was sich öffentlich oder privatim zugetragen, weil es seine Berücksichtigung verdiene, noch andere klagten ihm dieß und jenes." „Ich kann mit Wahrheit versichern, sagt Melanchthon selbst in einer akademischen Rede, daß ich mit väterlicher Liebe und Zuneigung alle Studierenden umfasse, und von allem, was ihnen Gefahr bringt, sehr ergriffen werde." [1]

c. Wirksamkeit im Schulwesen.

Eine andere Art pädagogischer Wirksamkeit Melanchthons bezog sich auf die Schulen. Er wurde nämlich in Schulangelegenheiten vielfach zu Rathe gezogen. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht seine Correspondenz mit dem Nürnberger Hieronymus Baumgärtner. Die Nürnberger hatten nämlich den Entschluß gefaßt, ein Gymnasium zu stiften, vorzüglich auf Antrieb des trefflichen Lazarus Spengler. [2] Durch Baumgärtner ward Melanchthon offiziell eingeladen, die Rectorstelle zu übernehmen. Er lehnt sie in einem Antwortschreiben an Baumgärtner ab, [3] einmal, weil er Wittenberg nicht verlassen könne, ohne undankbar gegen den Kurfürsten Friedrich zu sein, dann — weil er einer solchen Stelle nicht gewachsen sei. Diese verlange einen rhetorisch ausgebildeten Mann, welcher eben dadurch im Stande sei, die Jugend rhetorisch auszubilden. Dazu tauge er aber gar nicht, sein Styl sei trocken und nüchtern, nicht blühend — knapp, saftlos; die Redweise eines Gymnasiallehrers müsse aber blühend und reich sein. Reuchlin habe ihn als einen blutjungen Menschen nach Sachsen geschickt, da habe er sich erst auf eigene Hand in vielen Disciplinen ausbilden müssen, früher aber sei er schlecht geschult worden.

Die Nürnberger hielten, was sehr natürlich, diese Antwort nicht recht für Ernst, sondern für Aeußerungen übermäßiger Bescheidenheit, und fragten durch Baumgärtner noch einmal an, worauf aber Melanchthon in einem zweiten Briefe versichert: er könne nicht kommen. [4] Auf seinen Vorschlag wurden nun Eobanus Hessus und Joachim Camerarius berufen. [5] Den Sigismund Gelenius, einen gelehrten Böhmen, der sich in Basel aufhielt, forderte Melanchthon auf, ebenfalls eine Lehrstelle anzunehmen. [6] Er charakterisiert ihm die neue Anstalt: sie solle von den ersten Elementen bis zur Rhetorik führen. Auch Mathematik werde

1) In der Rede, de amore veritatis. C. Ref. 11, 268. Auch die vielen Testimonia, welche Melanchthon Studierenden geschrieben, bezeugen dieß. C. Ref. 10, 422.

2) Camerar. 100 sqq.

3) C. Ref. 1, 678. Der Brief ist im November 1524 geschrieben.

4) C. Ref. 1, 686.

5) C. Ref. 1, 713.

6) Ib. 1, 720. Camerarius erzählt (103): Gelenius habe den Ruf nicht angenommen. Schoner erhielt die Lehrstelle der Mathematik.

gelehrt werden. Späterhin ward Melanchthon vom Nürnberger Magiſtrat aufgefordert, nach Nürnberg zu kommen und der Inauguration des Gymnaſii beizuwohnen. Unterm 10. März 1526 ſagt er zu,[1] am 6ten Mai langte er an und kehrte im S. Aegidienkloſter ein.[2] Bei Einweihung des Gymnaſii hielt Melanchthon eine Rede, in welcher er Nürnberg und ſeine Bürger wegen ihrer Sorge für die Jugendbildung höchlich lobte und mit Florenz verglich.[3] — Im Jahre 1826, bei der dreihundertjährigen Feier jener Einweihung, ward Melanchthons Bildſäule vor dem Nürnberger Gymnaſialgebäude aufgeſtellt. —

So wie von den Nürnbergern ward nun Melanchthon von vielen Seiten in Schul- und Univerſitäts-Angelegenheiten zu Rathe gezogen.[4]

Den wichtigſten Einfluß auf das Schulweſen erhielt aber Melanchthon, als er im Jahre 1527 zu der, vom Kurfürſten Johann dem Beſtändigen, auf Luthers Anregung, befohlenen Viſitation der Kirchen und Schulen abgeordnet ward. Mit Myconius und Juſtus Menius bereiſte er Thüringen, und gab im Jahre 1528, ebenfalls im Auftrage des Kurfürſten, das „Viſitationsbüchlein“[5] heraus, eine für Kirche und Schule gleich wichtige Schrift. Ihr gemäß ward zu allererſt eine vom Pabſte unabhängige, in Lehre und äußerer Ordnung ſelbſtändige evangeliſche Kirche eingerichtet.[6] Bald folgten andere Staaten dem Beiſpiele Sachſens.

Das Viſitationsbüchlein enthält nun folgenden Schulplan.[7]

1) Ib. 1, 789. Schon 1525 war Melanchthon mit Camerarius im October „nach dem Leipziger Markt“ in Nürnberg. C. Ref. 1, 759.

2) Ib. 1, 796. Heſſus mußte in Forchheim zurückbleiben, weil ſein Pferd lahmte.

3) C. Ref. 11, 110. Damals verfertigte Albrecht Dürer das ausgezeichnet ſchöne, in Kupfer geſtochene Bild Melanchthons. Als Melanchthon Dürers Tod († den 6ten April 1528) erfuhr, ſchrieb er an Camerarius: De Dureri morte fama citius huc e Francofordia quam e Noriberga perlata est, sed ego, ut fit, nolebam tantam rem temere credere. Doleo tali et viro et artifice Germaniam orbatam esse. (C. Ref. 1, 974.) Luther ſchrieb bei der Todesnachricht: (Durerus) quem Christus tam instructum et beato fine tulit ex his temporibus turbulentissimis, et forte adhuc turbulentioribus futuris, ne, qui dignus fuit non nisi optima videre, cogeretur pessima videre. Quiescat igitur in pace cum suis patribus. de Wette 3, 306. Merkwürdig iſt Dürers Urtheil über ſeine Bilder, welches Melanchthon an Georg von Anhalt ſchreibt. C. Ref. 6, 322. Vgl. Strobels Beiträge 1, 2, 117, C. Ref. 9, 522, und den Aufſatz: „Melanchthon von A. Dürer“ in Strobels „Miſcellaneen literariſchen Inhalts.“ Sechſtes Stück, S. 209.

4) Wie viel Melanchthon um Rath gefragt wurde, beweiſt unter A. ſeine Correſpondenz mit Herzog Albrecht von Preußen in Bezug auf die Univerſität Königsberg. Vgl. Gervais in Raumers hiſtor. Taſchenbuch 1844. S. 515 ꝛc.

5) „M. Philipp Melanchthons evangeliſche Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1528, bevorwortet von D. M. Luther. Mit einer hiſtoriſchen Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Karl Weber, ordentl. Lehrer an dem Kurf. evangel. Schullehrerſeminar in Schlüchtern, Rector. Schlüchtern in Kurheſſen 1844.“ Einleitung und Anmerkungen bezeugen den Fleiß und die ernſte Geſinnung des Herrn Verf.

6) Vgl. Marheineke's Reformationsgeſchichte 332 sqq.

7) In Bezug auf Luthers Mitwirken bei dieſen Schuleinrichtungen vgl. S. 168. Der Plan findet ſich auch unter Luthers Schriften. Walch X, 1969—1977.

„Von den Schulen.

Es ſollen auch die Prediger die Leute vermahnen, ihre Kinder zur Schule zu thun, damit man Leute aufziehe, geſchickt zu lehren in der Kirche, und ſonſt zu regieren. Denn es vermeinen etliche, es ſei genug zu einem Prediger, daß er Deutſch leſen könne. Solches aber iſt ein ſchädlicher Wahn. Denn wer andre lehren ſoll, muß eine große Uebung und ſonderliche Geſchicklichkeit haben; die zu erlangen, muß man lange und von Jugend auf lernen. Denn St. Paulus ſpricht: 1 Tim. 3, 2: es ſollen die Biſchöffe geſchickt ſein, die andern zu unterrichten und zu lehren. Damit zeiget er an, daß ſie mehr Geſchicklichkeit haben ſollen, denn die Laien. So lobet er auch Timotheum 1 Tim. 4, 6, daß er von Jugend auf gelernet habe, auferzogen in den Worten des Glaubens und der guten Lehre. Denn es iſt nicht eine geringe Kunſt, die auch nicht möglich iſt, daß ſie ungelehrte Leute haben, andere klar und richtig lehren und unterrichten. Und ſolcher geſchickter Leute darf man nicht allein zu der Kirchen, ſondern auch zu dem weltlichen Regiment, das Gott auch will haben. Darum ſollen die Eltern, um Gottes willen, die Kinder zur Schule thun, und ſie Gott dem Herrn zurüſten, daß ſie Gott Andren zu Nutz brauchen könnte. —

Nun ſind viele Mißbräuche in der Kinder Schulen. Damit nun die Jugend recht gelehret werde, haben wir dieſe Form geſtellet. Erſtlich ſollen die Schulmeiſter Fleiß ankehren, daß ſie die Kinder allein Lateiniſch lehren, nicht Deutſch oder Griechiſch, oder Ebräiſch, wie etliche bisher gethan, die armen Kinder mit ſolcher Mannigfaltigkeit beſchweren, die nicht allein unfruchtbar, ſondern auch ſchädlich iſt. Man ſiehet auch, daß ſolche Schulmeiſter nicht der Kinder Nutz bedenken, ſondern um ihres Ruhmes willen ſo viel Sprachen vornehmen. Zum andern, ſollen ſie auch ſonſt die Kinder nicht mit vielen Büchern beſchweren, ſondern in allewege Mannigfaltigkeit fliehen. Zum dritten, iſts noth, daß man die Kinder zertheile in Haufen.

Vom erſten Haufen.

Der erſte Haufe ſind die Kinder, die leſen lernen. Mit denſelben ſoll dieſe Ordnung gehalten werden. Sie ſollen erſtlich leſen lernen der Kinder Handbüchlein, darinnen das Alphabet, Vater Unſer, Glaube und andere Gebete innen ſtehen. So ſie dieß können, ſoll man ihnen den Donat und Cato zuſammen fürgeben: den Donat zu leſen, den Cato zu exponieren, alſo, daß der Schulmeiſter einen Vers oder zween exponiere, welche die Kinder darnach zu einer andren Stunde auffagen, daß ſie dadurch einen Haufen lateiniſcher Worte lernen, und einen Vorrath ſchaffen, zu reden. Darinnen ſollen ſie geübt werden, ſo lange, bis ſie wohl leſen können. Und halten es dafür, es ſoll nicht unfruchtbar ſein, daß die ſchwachen Kinder, die nicht einen ſonderlichen, ſchnellen Verſtand haben, den Cato, und Donat, nicht einmal allein, ſondern das andermal auch lernten. Daneben ſoll man ſie lehren ſchreiben, und treiben, daß ſie täglich ihre Schrift dem Schulmeiſter zeigen. Damit ſie auch viel lateiniſcher Worte

lernen, ſoll man ihnen täglich am Abend etliche Wörter zu lernen fürgeben, wie vor Alters die Weiſe in den Schulen geweſt iſt. Dieſe Kinder ſollen auch zu der Muſica gehalten werden und mit den andren ſingen; wie wir drunten, wills Gott, anzeigen wollen.

Vom andren Haufen.

Der andre Haufen ſind die Kinder, ſo leſen können und ſollen nun die Grammatica lernen. Mit denſelben ſoll es alſo gehalten werden. Die erſte Stunde nach Mittage täglich ſollen die Kinder in der Muſica geübt werden, alle, klein und groß. Darnach ſoll der Schulmeiſter dem andern Haufen auslegen die fabulas Aesopi erſtlich. Nach der Vesper ſoll man ihnen exponieren Paedologiam Mosellani, und wenn dieſe Bücher gelernet, ſoll man aus den Colloquiis Erasmi wählen, die den Kindern nützlich und züchtig ſind. Dieſes mag man auf den andren Abend repetieren. Abends, wenn die Kinder nach Hauſe gehen, ſoll man ihnen einen Sentenz aus einem Poeten oder andrem fürſchreiben, den ſie Morgens wieder aufſagen, als: Amicus certus in re incerta cernitur: Ein gewiſſer Freund wird in Unglück erkannt. Oder: Fortuna, quem nimium fovet, stultum facit: Wen das Glück zu wohl hält, den macht es zu einem Narren. Item Ovidius: Vulgus amicitias utilitate probat: Der Pöbel lobt die Freundſchaft nur nach dem Nutz.

Morgens ſollen die Kinder den Aesopum wieder exponieren. Dabei ſoll der Praeceptor etliche Nomina und Verba declinieren, nach Gelegenheit der Kinder, viel oder wenig, leichte oder ſchwere, und fragen auch die Kinder Regel und Urſach ſolcher Declination. Wenn auch die Kinder haben regulas constructionum gelernet, ſoll man auf dieſe Stunde fordern, daß ſie, wie mans nennt, conſtruieren: welches ſehr fruchtbar iſt, und doch von wenigen geübt wird. Wenn nun die Kinder den Aesopum auf dieſe Weiſe gelernet, ſoll man ihnen Terentium fürgeben, welchen ſie auch auswendig lernen ſollen; denn ſie nun gewachſen, und mehr Arbeit zu tragen vermögen. Doch ſoll der Schulmeiſter Fleiß haben, daß die Kinder nicht überladen werden. Nach dem Terentio ſoll der Schulmeiſter den Kindern etliche fabulas Plauti, die rein ſind, fürgeben, als nemlich, aululariam, trinummum, pseudolum u. dgl.

Die Stunde vor Mittage ſoll allewege für und für alſo angelegt werden, daß man daran nichts andres, denn Grammaticam lehre. Erſtlich Etymologiam; darnach Syntaxin, folgend Prosodiam. Und ſtetigs, wenn dieß vollendet, ſoll mans wieder vorn anfahen, und die Grammatica den Kindern wohl einbilden. Denn wo ſolches nicht geſchiehet, iſt alles Lernen verloren und vergeblich. Es ſollen auch die Kinder ſolche regulas grammaticae auswendig aufſagen, daß ſie gedrungen und getrieben werden, die Grammatica wohl zu lernen.

Wo auch den Schulmeiſter ſolche Arbeit verdreußet, wie man viel findet, ſoll man denſelbigen laſſen laufen und den Kindern einen andern ſuchen, der ſich dieſer Arbeit annehme, die Kinder zu der Grammatica zu halten. Denn kein

größrer Schaden allen Künsten mag zugefüget werden, denn wo die Jugend nicht wohl geübet wird in der Grammatica.

Dieß soll also die ganze Woche gehalten werden, und man soll den Kindern nicht jeden Tag ein neues Buch fürgeben. Einen Tag aber, als Sonnabend oder Mittwoch, soll man anlegen, daran die Kinder christliche Unterweisung lernen. Denn etliche lernen gar nichts aus der heiligen Schrift; etliche lehren die Kinder gar nichts, denn die heil. Schrift; welche beide nicht zu leiden sind. Denn es ist vonnöthen, die Kinder zu lehren den Anfang eines christlichen und gottseligen Lebens. So sind doch viele Ursachen, darum daneben ihnen auch andere Bücher sollen vorgelegt werden, daraus sie reden lernen. Und soll in dem also gehalten werden: Es soll der Schulmeister den ganzen Haufen hören, also, daß einer nach dem andren auffage das Vater Unser, den Glauben und die zehn Gebote. Und so der Haufe zu groß ist, mag man eine Woche einen Theil und die andren auch einen Theil hören.

Darnach soll der Schulmeister auf eine Zeit das Vater Unser einfältig und richtig auslegen. Auf eine andere Zeit den Glauben, auf eine andere Zeit die zehen Gebot. Und soll den Kindern die Stücke einbilden, die noth sind, recht zu leben, als Gottesfurcht, Glauben, gute Werke. Soll nicht von Haderfachen sagen. Soll auch die Kinder nicht gewöhnen, Mönche oder andere zu schmähen, wie viel ungeschickter Schulmeister pflegen.

Daneben soll der Schulmeister den Knaben etliche leichte Psalmen fürgeben auswendig zu lernen, in welchen begriffen ist ein Summa eines christlichen Lebens, als, die von Gottesfurcht, vom Glauben, und von guten Werken lehren. Als der 112. Psalm: Wohl dem, der Gott fürchtet. Der 34: Ich will den Herrn loben allezeit. Der 128: Wohl dem, der den Herren fürchtet, und auf seinen Wegen gehet. Der 125: Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewig bleiben, wie der Berg Zion. Der 127: Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Der 133: Siehe, wie fein und lieblich ists, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen. Und etliche dergleichen leichte und klare Psalmen, welche auch sollen aufs kürzeste und richtigste ausgelegt werden, damit die Kinder wissen, was sie daraus lernen und da suchen sollen.

Auf diesen Tag auch soll man Matthaeum grammatice exponieren, und wenn dieser vollendet, soll man ihn wieder anfahen. Doch mag man, wo die Knaben gewachsen, die zwo Episteln St. Pauli an Timotheum, oder die 1. Epistel St. Johannis, oder die Sprüche Salomonis auslegen. Sonst sollen die Schulmeister kein Buch vornehmen zu lesen. Denn es ist nicht fruchtbar, die Jugend mit schweren und hohen Büchern zu beladen, als etliche Jesaiam, Paulus zu den Römern, St. Johannis Evangelium, und andere dergleichen, um ihres Ruhmes willen lesen.

Vom dritten Haufen.

Wo nun die Kinder in der Grammatica wohlgeübet ſind, mag man die Geſchickteſten auswählen, und den dritten Haufen machen. Die Stunde nach Mittage ſollen ſie mit den andern in der Muſica geübet werden. Darnach ſoll man ihnen exponieren Virgilium. Wenn der Virgilius aus iſt, mag man ihnen Ovidii Metamorphosin leſen. Abends officia Ciceronis oder epistolas Ciceronis familiares. Morgens ſoll Virgilius repetieret werden, und man ſoll, zu Uebung der Grammatica, constructiones fordern, declinieren, und anzeigen die ſonderlichen figuras sermonis.

Die Stunde vor Mittage ſoll man bei der Grammatica bleiben, damit ſie darin ſehr geübet werden. Und wenn ſie Etymologiam und Syntaxin wohl können, ſoll man ihnen Metricam vorlegen, dadurch ſie gewöhnet werden, Verſe zu machen. Denn dieſelbe Uebung iſt ſehr fruchtbar anderer Schrift zu verſtehen, machet auch die Knaben reich an Worten, und zu vielen Sachen geſchickt. Darnach, ſo ſie in der Grammatica genugſam geübet, ſoll man dieſelbe Stunde zu der Dialectica und Rhetorica gebrauchen. Von dem andern und dritten Haufen ſollen alle Wochen einmal Schrift, als Epistolas oder Verſe gefordert werden. Es ſollen auch die Knaben dazu gehalten werden, daß ſie Lateiniſch reden, und die Schulmeiſter ſollen ſelbſt, ſoviel möglich, nichts denn Lateiniſch mit den Knaben reden, dadurch ſie auch zu ſolcher Uebung gewöhnet und gereizet werden."

So die Schulen. Es ſind hier noch einfache Anfänge eines gelehrten Schulweſens, ohne künſtliche Organiſation und methodiſche Ausführung. Erſt Trotzendorf und Sturm gaben dieſe.

d. Melanchthons Lehrbücher.

Weit umfaſſend war ſein Einfluß auf die Schulen durch ſeine Lehrbücher, welche überall eingeführt wurden und viele Auflagen erlebten. Er ſchrieb nämlich eine griechiſche und eine lateiniſche Grammatik, zwei Lehrbücher der Dialektik, eins der Rhetorik, eins der Ethik und eins der Phyſik.

In dieſen Lehrbüchern herrſcht eine große Klarheit; es iſt dem Melanchthon Ernſt, ſich möglichſt verſtändlich zu machen, durch reinliches Definieren und Disponieren. Verwirrtes Lehren, dunkle Worte, nach deren Sinn man vergebens tantaliſch haſcht, ſie ſind ihm ein Gräuel.

Die griechiſche Grammatik. Eine Ausgabe vom Jahre 1542[1] liegt vor mir. In der Vorrede ſagt Melanchthon: Er habe oft gewünſcht, daß ſein Büchlein über die griechiſche Grammatik untergegangen wäre, da er dasſelbe faſt

1) Grammatica graeca Ph. Melanchthonis jam novissime recognita atque multis in locis locupletata. Francofurti XLII. Vgl. vorzüglich: Strobels neue Beiträge 3, 2, 8. Von 1518 bis 1589 führt Strobel 25 Ausgaben der griechiſchen Grammatik an.

im Knabenalter für Knaben geschrieben, welche er unterrichtete.[1] Es würde auch untergegangen sein, wenn ihn nicht der Buchdrucker genöthigt, den dummen Streich zu wiederholen (denuo ineptire) und die alte Ruine auszubessern. So habe er denn alles kritisch durchgenommen, geändert und vermehrt. — Die Grammatik ist einfach und klar, Syntax fehlt, sie schließt mit den Paradigmen der Verba in *μι*.[2] —

Die lateinische Grammatik. Melanchthon schrieb diese zuerst für seinen Schüler, Erasmus Ebner aus Nürnberg;[3] Goldstein, später Stadtsyndikus zu Halle, gab sie, wie er selbst in der Vorrede sagt,[4] gegen Melanchthons Willen im Jahre 1525 heraus. In der Auflage vom Jahre 1542 steht ein Brief Melanchthons an den Frankfurter Buchhändler Egenolph. „In meiner ersten Ausgabe, schreibt er, vermißte man dieß und jenes. Man mag es hinzufügen, doch dürfen nicht zu viel Regeln gegeben werden, um die Knaben nicht durch Weitläufigkeit zurückzuschrecken." Er vertraue, daß Micyllus, den er um Verbesserung der Grammatik gebeten, bei seiner Gelehrsamkeit und Urtheilsfähigkeit, den rechten Weg nicht verfehlen werde. Dann bricht er in ein Lob der Grammatik, besonders in Bezug auf Theologen aus. „Wie viel liegt der Kirche daran, sagt er, daß man die Knaben gut in den Sprachen unterrichte! Da die Reinheit der göttlichen Lehre nicht ohne Gelehrsamkeit erhalten werden kann, da viele wichtige Streitpunkte nach dem Wortsinn entschieden werden müssen, und zur Auslegung eine Fülle treffender Ausdrücke zu Gebote stehn muß; was wird hiernach ein Kirchenlehrer, der von Grammatik nichts versteht, anders sein als eine stumme Larve oder ein recht unverschämter Schreier? Wer die Redeweise des Wortes Gottes nicht versteht, kann es auch nicht lieben. Ignoti nulla cupido, heißt es sehr wahr. Was wird aber der für ein Kirchenlehrer sein, welcher die himmlische Lehre nicht liebt, nicht versteht, nicht darlegen kann? — Die Verachtung der Grammatik hat sich damals schwer gerächt, als die Mönche in Kirchen und Schulen

1) Wie oben erwähnt, schrieb er es wahrscheinlich für die Grafen Löwenstein in Heidelberg. Quippe quos conscripsimus et pueri fere et pueris, quos illo tempore privatim docebamus. Die erste Ausgabe ist von 1518, unter dem Titel: Institutiones graecae grammaticae. Accentuum exquisita ratio. Etymologia. Ex Homero Thersyta et Chelys cum scholiis. Proderunt haec non solum graeca discentibus sed iis etiam qui non turpissime latina tractare conantur. Am Ende: Hagenoae 1518. Die Dedication der Grammatik an Bernhard Maurer im Corp. Ref. 1, 16.

2) *Συντάξεων* commentarios schickte er schriftlich an den Grafen Nuenar, gedruckt wurden sie nicht. Corp. R. 1, 25. Strobels Beiträge 3, 2, 12.

3) C. Ref. 3, 1118. Vgl. C. Ref. 1, 604. 737. 797. An Hieron. Baumgärtner schreibt Melanchthon 1525: Puer noster Erasmus bonam adhuc mihi spem facit, dignum fore nobis et majoribus suis. Versiculos ad patrem mittit primitias suorum poematum. Der Knabe ward 1522 in seinem 11ten Jahre zu Melanchthon geschickt; für ihn schrieb dieser ein Encomium formicarum. C. Ref. 11, 150.

4) Diese Vorrede ist wiederholt abgedruckt, so in der Nürnberger Ausgabe der Grammatik von 1529.

unächtes für ächtes feil hatten. — Darum sollen die Fürsten für Erhaltung der Gelehrsamkeit sorgen; wie wenige das thun, liegt am Tage. Es mögen deshalb die Städte streben, die Studien, diese Zierden der Kirche und des ganzen Lebens, zu schützen und zu erhalten." Am Schlusse ermahnt er die Jugend zum fleißigen Studieren der Grammatik.

Dieser Brief Melanchthons ist vom Jahre 1540. Er ist auch der, von Camerarius besorgten Ausgabe der Grammatik vom Jahre 1550 vorgedruckt.[1] Dem zweiten Theile dieser Grammatik, der Syntax, geht eine an den Sohn des Justus Jonas gerichtete Vorrede Melanchthons voraus. Sie ist gegen die, welche vermeinen, ohne grammatische Studien, durch bloßes Lesen der Autoren, Philologen zu werden. Solche würden nie sicher und gründlich. Ihre falsche Ansicht rühre vom Widerwillen gegen die Zucht der Regeln her, was später in Widerwillen gegen alle gesetzliche Ordnung gefährlich ausarte. —

Mit dieser Ausgabe von Melanchthons Grammatik hatte es folgende Bewandnis. Camerarius verwandte sich bei Melanchthon für den Buchhändler Bapst in Leipzig, daß er diesem gestatten möge, eine neue Auflage der Grammatik herauszugeben. Melanchthon gestattete es aufs freundlichste und billigte zum Voraus alle Veränderungen und Zusätze, welche Camerarius machen würde. In der Vorrede sagt Camerarius von den Zusätzen: sie dürften nicht bloß den Schülern, sondern auch den Meistern nützlich sein. Was der Magister Schenk dazu gegeben, der in Leipzig über lateinische Grammatik gelesen, das könnte freilich manchem zu subtil erscheinen. „Dieß Büchlein, fährt er fort, ist nun zu einer Vollkommenheit gediehen, daß ihm, so scheint es, nichts bemerkenswerthes fehlt, noch hinfort hinzugethan werden kann, so daß es jetzt bei diesem Ziele der Vollendung stehen bleiben sollte, um nicht immer verändert und erneut zu werden."

Dieser Ansicht pflichtete der treffliche Ilefelder Rector, Michael Neander, in soweit nicht bei, als Camerars Buch für eine Schulgrammatik gelten sollte. Er gab heraus: „Die lateinische Grammatik Ph. Melanchthons in Kürze, Verständlichkeit und Klarheit auf wenigen Seiten dargelegt, doch so, daß sowohl Melanchthons Worte überall sorgfältig beibehalten, als auch die Methode der kleinen Grammatik und kleinen Syntax, als der ersten, ältesten, den Lernenden angemessensten und in allen deutschen Schulen gangbarsten Grammatik."[2] Weiter

1) Der Titel ist: Grammatica Ph. Melanchthonis latina, jam denuo recognita et plerisque in locis locupletata et autoris voluntate edita. Accesserunt et annotationes recentes de consilio Joachimi Camerarii, utiles futurae tam Magistris quam Discipulis. Lipsiae in officina Valentini Papae Anno 1550. Cum privilegio quinquennii.

2) Grammatica Ph. Melanchthonis ea brevitate, facilitate et perspicuitate paucis pagellis tradita, verbis tamen Philippi ubique accurate retentis, methodo etiam Grammaticae minoris et Syntaxis minoris ut primae, vetustissimae, accommodatissimae discentibus, et receptissimae in scholis, Germaniae omnibus, diligentissime retenta etc. 1585. Lipsiae. Dieß ist schon eine neue Auflage der Neanderschen Edition. Sehr übereinstimmend

heißt es auf dem Titel, daß die Knaben binnen wenigen Monaten aus dieser Grammatik alles, was zum Verstehen des Latein nöthig sei, erlernen könnten. In der Vorrede erklärt sich Neander näher, wie er bemerkt, daß die Knaben durch die Maasse von Regeln und Beispielen erdrückt worden, und den Lehrern selbst diese Weitläufigkeit unbequem gewesen sei, da habe er aus Melanchthons Grammatik einen Auszug gemacht. Diesen müßten die Schüler, bei seiner Kürze, genau inne haben, dann könnten sie die ausgezeichneten Grammatiken Melanchthons, die kleine und die große, lesen, vergleichen, exerzieren, ja auch die Erläuterungen, welche zur großen Grammatik Melanchthons von einem sehr gelehrten Manne geschrieben worden und die doppelt ja dreimal so stark als die Grammatik selbst ausgefallen, auch diese könnten sie dann lesen und vergleichen. — Die Ausgabe des Camerarius von Melanchthons Grammatik ist 507 Seiten stark, Neanders nur 130. Offenbar hatten Camerarius und vor ihm Michyllus die Warnung Melanchthons: nicht durch Weitläufigkeit die Knaben zurückzuschrecken, bei ihrer Arbeit nicht gehörig beachtet. Indem sie die Grammatik nicht bloß für Schüler, sondern auch, wie schon der Titel von Camerars Buch bezeugt, für Meister berechneten, dieselbe ganz vollständig sehen wollten, geschahe es, daß dieselbe für den Schulunterricht unangemessen wurde.[1] Neanders Simplification wird von Schulmännern gewiß gebilligt werden, wie man denn überhaupt immer mehr zu der Ueberzeugung kommen muß, daß ein himmelweiter Unterschied zwischen einer Grammatik für Anfänger und einer für gelehrte Philologen stattfinde, ein so großer Unterschied, wie zwischen dem Katechismus und einer gelehrten, abstrusen Dogmatik. Jede Vermengung jener beiden scharf getrennten Begriffe bringt Bastardgrammatiken hervor, welche dem Schüler zu gelehrt, dem Meister zu trivial sind. — Daß Melanchthons Grammatik in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts auf deutschen Gymnasien herrschte, ließe sich schon aus dem Titel der Neanderschen Ausgabe ersehen. Zählt doch der genaue Strobel vom Jahre 1525 bis 1737 nicht weniger als 51 zum Theil mehr oder minder veränderte Editionen derselben. Ihr Einfluß ist aber bis auf unsere Zeit nachzuweisen. So trifft z. B. die so tüchtige größere Grammatica marchica in der Totalanlage wie in der Ausführung auffallend mit der Melanchthons zusammen, sie stimmt oft wörtlich in Definitionen, syntaktischen Regeln u. s. w. Und Otto Schulz sagt wiederum in der Vorrede zu seiner ausführlichen lateinischen Grammatik, welche im Jahre 1825 erschien: „In Rücksicht der Methode wollte ich mich so nahe als möglich an die größere Märkische Grammatik halten, über deren Vorzüge unter allen Schulmännern wohl

ist das „Compendium Gramatices latinae Ph. Melanchthonis pro incipientibus et Donatistis, conscriptum olim in schola Ilfeldensi. Lipsia 1583.“ Es ist in Frag und Antworten abgefaßt.

1) Vgl. Beilage 2. „Melanchthons lateinische Grammatik.

nur eine Stimme ist.“[1] — Eine Geschichte der Grammatiken von Donat bis auf Zumpt und Schulz wäre vom größten Interesse. Wie bezeichnend sind nicht schon die Definitionen, welche zu verschiedenen Zeiten vom Worte „Grammatik“ gegeben wurden! Melanchthon definiert: Grammatica est certa loquendi et scribendi ratio. Die Grammatica marchica von 1728 sagt hiermit übereinstimmend: die Grammatica ist eine Kunst recht zu reden und recht zu schreiben; Otto Schulz dagegen: die lateinische Grammatik ist eine Anweisung zur Kenntnis der lateinischen Sprache, sie zeigt, wie die allgemeinen Sprachgesetze in der lateinischen angewendet werden. Endlich, so definiert Kühner: Grammatik heißt die Anweisung zum richtigen Verständnis einer Sprache in Rücksicht auf Worte und Redeformen. Diese Definitionen zeigen schon, wie man seit 1728 vom praktischen Treiben der alten Sprache als Kunst des Sprechens und Schreibens, zu einem theoretischen zunächst Kenntnis, weiter selbst Verständnis bezweckenden fortgeschritten ist.

Doch kehren wir zu Melanchthon und seinen Lehrbüchern zurück.

Die Lehrbücher der Dialektik.[2] Das erste Lehrbuch erschien 1520, eine vermehrte und verbesserte Auflage 1527, eine dritte 1529; diese letztere ist Wilhelm Reiffenstein zugeeignet. Das Buch, sagt Melanchthon, sei für die Jugend bestimmt und solle zum Verstehen des Aristoteles den Weg bahnen. Das zweite Lehrbuch, die Erotemata Dialectices, arbeitete er vorzüglich in dem unglücklichen Jahre 1547 aus. Die Dedication, an Johann Camerarius, Sohn des Joachim Camerarius, gerichtet, ist vom 1sten September 1547; am 18ten October waren schon 3000 Exemplare abgesetzt.[3]

Diese Dedication selbst erinnert an die schon erwähnte, welche er der Syntax vorangeschickt hat. Er behandelt nämlich die Frage: ob die Dialektik etwa entbehrlich sei, weil sie bei manchen durch angebornen, ausgezeichneten Mutterwitz ersetzt werde? Die Antwort ist: sie sei eine nothwendige Kunst, da sie mittelmäßige Köpfe belehre und ihnen eine Hülfe sei, vorzüglichere Köpfe aber regiere, in Schranken halte und gewöhne, die gewisse Wahrheit zu suchen und zu lieben. Dann richtet er sich gegen die Widersacher der Dialektik: So wie viele Zügellose die Bande sittlicher Gesetze haßten, so flöhen sie auch die Kunstregeln. Die frühere (scholastische) Dialektik sei freilich in Verachtung gerathen, weil sie keine Kunst, sondern nur der Schatten einer Kunst gewesen, in endlose Labyrinthe

1) Matthes erwähnt (400): Melanchthons lateinische Grammatik sei selbst in katholischen Schulen und in Sachsen bis ums Jahr 1734 in Gebrauch gewesen.

2) Folgende Ausgaben liegen vor mir: Philippi Melanchthonis de Dialectica libri quatuor. Argentorati 1542. Vgl. C. Ref. 1, 1079.

Erotemata Dialectices continentia integram artem, ita scripta, ut juventuti utiliter proponi possint, edita a Ph. Melanchthone. Witebergae 1831. Außerdem ein:

Compendium dialecticae et rhetoricae Ph. Melanchthonis facili et perspicua brevitate .... collectum e praelectionibus Mich. Neandri. Islebii 1581.

3) C. Ref. 7, 653. 705.

geführt. „Ich aber, fährt Melanchthon fort, trage die wahre, unverfälschte Dialektik vor, wie wir sie vom Aristoteles und einigen seiner geschcidten Ausleger überkommen haben.“ Er zeigt dann die Nothwendigkeit der Dialektik bei Feststellung der kirchlichen Lehre; Mißbrauch der Dialektik von Seiten der Irrlehrer dürfe nicht vom rechten Gebrauch abschrecken. Begabte ermahnt er, den Aristoteles selbst zu lesen und zwar griechisch; es sei aber nützlich, Elementarkenntnisse zum Lesen mitzubringen, um ihn leichter zu verstehen.

Lehrbuch der Rhetorik.[1] Die erste Ausgabe erschien 1519, unterm Titel: De rhetorica libri tres. Wittenb. Jo. Grunenberg. Die Dedication an Bernardus Maurus ist im Januar 1519 geschrieben,[2] sie handelt unter A. vom Verhältnis der Rhetorik zur Dialektik. Die spätere Ausgabe ist im September 1531 den Gebrüdern Reiffenstein gewidmet.[3] Wenn er, sagt Melanchthon in dieser Zueignung, gegen die schlechten Dialektiker habe sprechen müssen, so sei es hier anders. Ueber Rhetorik hätten nur ausgezeichnete Männer geschrieben, nämlich Cicero und Quintilian. Seine Rhetorik sollte eine elementare Anleitung zum Verstehen der Schriften jener beiden sein. Aus ihnen möchten sie die Größe der Redekunst erkennen lernen, um nicht, wie manche naseweise Flachköpfe, zu wähnen, man stehe auf der Höhe der Beredsamkeit, wenn man gelernt, ein Briefchen zu schreiben. Vielmehr gehöre die Beredsamkeit zu den schwierigsten Aufgaben und verlange tiefe Gelehrsamkeit, großes Talent, lange Uebung, scharfes Urtheil. Mit der Dialektik sei die Rhetorik eng verbunden, eine könne ohne die andere nicht begriffen werden.

Lehrbuch der Physik.[4] Ueber dieses Lehrbuch werde ich weiterhin, wenn vom vor-baconischen Realismus die Rede sein wird, mehr sagen. Die fromme und verständige Weise Melanchthons, die Natur zu betrachten, wird

1) Zwei Ausgaben liegen vor mir:
„Ph. Melanchthonis elementorum rhetorices libri duo recens recogniti ab ipso autore. Argentorati 1542.“
„Elementorum rhetorices libri duo recens recogniti ab autore Ph. Melanchthone. His adjectae sunt Epistolae contrariae Pici et Hermolai Barbari. Witebergae 1592.“ Diese Epistolae sind besonders abgedruckt im C. Ref. 9, 678.

2) Camerar. 544. C. Ref. 1, 62.

3) C. Ref. 2, 507. Unterm 14ten Juni 1531 schreibt Melanchthon an Myconius: die Rhetorik werde gedruckt. Die Dedication ebend. 542—544. Wie viel er selbst auf seine Lehrbücher der Dialektik und Rhetorik gab, beweist folgende Aeußerung in einem Briefe an Reiffenstein: Rhetorici libelli jam exibunt, dedicati tuo nomini, ac spero, si qua est futura posteritas, hos dialecticos libellos et rhetoricos in manibus hominum futuros esse. Nam ego non desinam eos expolire, qui qualescunque sunt, certe melius ostendunt artis usum, quam omnium in hoc genere scripta aliorum, quod simplici animo dico, et apud amicum. C. Ref. 1, 1085.

4) Initia doctrinae physicae, dictata in academia Witebergensi. Philip. Melanchth. Franc. apud Chr. Egen. Die Vorrede vom 19ten September 1549 im C. Ref. 7, 472.

aus Stellen jenes Lehrbuchs, wie aus seiner Vorrede zu des Sacrobosco Werk von der Sphäre, klar hervorgehen.[1]

Lehrbuch der Ethik. Schon im Jahre 1529 gab er einen Commentar über die Ethik des Aristoteles heraus, im Jahre 1538 seine: Philosophiae moralis epitome.[2]

An diese Lehrbücher schließt sich noch ein historisches, das Chronikon seines Schülers Carion an, welches Melanchthon verbessert und vermehrt im Jahre 1532 deutsch, im Jahre 1558 aber, ganz umgearbeitet, lateinisch herausgab.[3]

e. Declamationes.

Bei der universellen Bildung Melanchthons, bei seiner Lehrgabe und der Uebung im Lehren, während seines fast 50jährigen Lehramts, ließ sich zum voraus in seinen Lehrbüchern eine große Ausbeute für den Pädagogen hoffen. Diese Hoffnung wird nicht getäuscht. Wir finden in jenen Lehrbüchern eine pädagogische Weisheit von bleibendem Werthe für alle Zeiten. Vieles charakterisiert das 16te Jahrhundert. In Melanchthon, dem Lehrer Deutschlands, tritt uns das Bildungsideal und der Bildungsweg seiner Zeitgenossen wie persönlich vor Augen. Aber nicht bloß in den Lehrbüchern, auch in andern Werken, besonders in seinen Declamationen ist ein Schatz pädagogischer Weisheit enthalten. Unter dem Namen: Declamationes, besitzen wir nämlich eine Sammlung akademischer Reden Melanchthons, welche theils von ihm selbst, theils von andern gehalten wurden.[4]

Aus diesen Reden lernen wir seine wissenschaftliche Gesinnung, seine An-

1) An die Physik schließt sich sein Commentarius de Anima, eine Psychologie und Physiologie an.

2) Strobel (Neue Beiträge 4, 1, 158 sqq.) zählt die verschiedenen Ausgaben beider, einander sehr nahe verwandter Bücher auf. Von seiner Physik und Ethik sagt Melanchthon selbst: res ipsa ostendit, quaedam Physica nitidius et Ethica rectius a nobis explicata esse, quam olim tradebantur. Camerar. 493.

3) Abgedruckt C. Ref. 12, 705. Hier sind auch die verschiedenen Ausgaben des Buches aufgeführt.

4) Strobel in den „Miscellaneen literarischen Inhalts. Nürnberg 1781" gab (S. 131) eine „Literarische Nachricht von Melanchthons Declamationen." Mit großer Genauigkeit handelt er von den Ausgaben einzelner Reden, wie von den verschiedenen Sammlungen derselben. Besonders weist er überzeugend nach, daß sichs damals die Collegen Melanchthons, die berühmtesten Männer, Major, Reinholt, Winshemius u. a., nicht zur Schande gerechnet, von ihm (Melanchthon) verfertigte Reden zu halten." (S. 142.) Unter andern citirt Strobel Camerar. vita Mel. p. 63.: Quae in doctrina publica dicebantur, quae recitanda forte erant solennibus in conventibus, quae proponendae aliquarum rerum significationes, ab hoc uno scribebantur. Atque visae sunt chartae cum humidis adhuc literis reliquae afferri iis, qui jam pronunciare composita ab eo priora coepissent. Und Laur. Ludovici in einer Orat. de Mel. sagt: Publice recitanda, proponenda, disputanda solus ille scripsit. Collegis multa praescripsit, neque id docti et ipsi viri turpe sibi putarunt. Bretschneider C. Ref. 10, 678, tritt der Meinung Strobels bei, und führt dort die verschiedenen Ausgaben der Declamationes auf.

fichten, ſo über Bildung und Studien im Allgemeinen, wie über einzelne Fächer kennen. Wiederholt äußert er ſich beſonders über das Verhältnis der Wiſſenſchaften zur Kirche.

1. Wiſſenſchaftliche Geſinnung.

Im Jahre 1535 hielt Melanchthon eine Rede über die Wahrheitsliebe.[1] Es komme unausſprechlich viel darauf an, ſagt er hier, daß der Menſch von Jugend auf einen glühenden Haß gegen Sophiſtik hege, beſonders gegen jene, welche den Schein der Weisheit annehme. Stoiker und Epikuräer zählt er zu dieſen Sophiſten, ebenſo die Wiedertäufer, welche von ſolcher falſchen Weisheit ganz benebelt und bethört ſeien. Andere, bemerkt er, übergeiſtreiche, giengen nicht darauf aus, die Wahrheit an das Licht zu bringen, ſondern nur darauf, über alles Mögliche, bald ſo, bald ſo zu diſputieren. In dergleichen Gaukelſpiel ſuchten ſie die geprieſene Genialität. Der Art Menſchen ſeien die alles bezweifelnden Akademiker geweſen und die Sophiſten bei Plato. Dieſe zügelloſen Geiſter ſeien ſehr gefährlich; was ihnen zuſage, vergrößerten ſie ins Unendliche, was nicht, das würfen ſie weg, Scheinwahres gäben ſie für Wahrheit, vermengten was nicht zuſammen gehöre, zerriſſen was zu verbinden ſei, ſagten nichts mit eigentlichen klaren Worten und ſpielten mit Ironieen. Gegen eine ſolche Sophiſtik müßten alle Wohlgeſinnten einen unverſöhnlichen Krieg führen. Plato ermahne ſehr ernſt: beim Reden müſſe man nicht nach Menſchenbeifall ſtreben, ſondern darnach, Gott gefälliges zu ſagen. So ſollte man von ganzem Herzen einzig darnach trachten: die Wahrheit zu finden und ſie aufs Einfältigſte und Klarſte darzulegen. Menſchen, welche in der Wiſſenſchaft Scherz mit der Wahreit trieben, verführen eben ſo mit der Offenbarung. — Sophiſtik habe durch falſche Lehren Religionsſpaltungen und Religionskriege herbeigeführt. Gar leicht würden die Gemüther verwundet, großer Klugheit bedürfe es, um ſie auf rechtem Wege zu erhalten; Chriſtus drohe die härteſten Strafen denen, welche Aergernis gäben.[2]

2. Die Studien. Alte Zeit und neue Zeit. Wiſſenſchaft und Kirche.

In der Rede,[3] welche Melanchthon 1518 beim Antritt ſeines wittenberger Lehramts hielt, charakteriſiert er den Gegenſatz der alten, barbariſchen

1) De amore veritatis. C. Ref. 11, 266.

2) Ganz mit dieſer Rede übereinſtimmend, ſchildert Camerarius den Haß Melanchthons gegen alle Zweideutigkeiten. Camerar. 61. Si res seria ageretur, studio habebat hoc imprimis, ne esset dubia oratio et sententia incerta. — Et sermo igitur planus atque purus, et id quod volebat intelligi (intelligi autem volebat concepta animo vera et definita et certa) significans, in studio ipsi erat, et cogitationes contortas argutiis implicantibus irascebatur, ita saepe graviter, ut stomacharetur. — Ea autem erat acrimonia illius, ut celeriter deprehenderet talia.

3) Sermo habitus apud juventutem Academiae Witebergensis, de corrigendis adolescentiae studiis, autore Phil. Melanth. 1518. C. Ref. 11, 15.

Zu welchen Mißverständniſſen es führe, wenn der Wortſinn aus Mangel an Sprachkenntnis verfehlt würde, davon gibt er ein Beiſpiel. Es habe nämlich einer ihrer Magiſter die Worte: Melchisedec rex Salem panem et vinum obtulit, ſo erklärt: König Melchiſedec bot (dem Abraham) Salz, Brod und Wein, und dann ſich weitläufig über die Natur des Salzes ausgelaſſen.

Aus der Rede über das Studium des Hebräiſchen[1] ergibt es ſich, daß die Wittenberger Schule den größten Werth auf Kenntnis der altteſtamentlichen Sprachen legte. Die Meinung des Politian, als ſei dieſe Sprache roh, ihr Erlernen dem Studium der klaſſiſchen Sprachen wie der Ausbildung lateiniſcher Beredſamkeit hinderlich, dieſe Meinung wird mit großem Ernſt bekämpft.[2] Merkwürdig iſt noch eine Vorrede Melanchthons zum Terenz vom Jahre 1535.[3] Faſt kein Buch, ſagt er, ſei würdiger in aller Händen zu ſein, als dieſer Dichter. Er möchte hinſichtlich der Angemeſſenheit des Ausdrucks wohl alle übertreffen. Chryſoſtomus habe ſolche Freude am Ariſtophanes gehabt, daß er ihn Nachts unters Kopfkiſſen gelegt; gewiß habe er denſelben ſo fleißig geleſen, um ſich in der Beredſamkeit zu vervollkommnen. „Wie viel höher," fährt er fort, „iſt Terenz zu ſchätzen, deſſen Stücke einmal von Obſcönitäten frei, dann, wenn ich nicht ſehr irre, rhetoriſcher ſind. Darum ermahne ich alle Pädagogen, dieſen Autor angelegentlichſt dem Studium der Jugend zu empfehlen. Denn er ſcheint mir das Urtheil über die Welt beſſer auszubilden, als die meiſten philoſophiſchen Bücher. Und kein anderer Autor lehrt reiner ſprechen, keiner gewöhnt die Knaben an eine Redeweiſe, die ihnen mehr zu ſtatten käme."

6. Kurzer Ueberblick des Lebens Melanchthons von 1518 bis 1560.

Ich habe die pädagogiſche Wirkſamkeit Melanchthons, meiner Aufgabe gemäß, ins Auge gefaßt, die reformatoriſch kirchliche aber um ſo weniger berückſichtigt, als ſie aus mehrern Reformationsgeſchichten und neuern Biographien hinlänglich bekannt iſt. Wiederholte Aeußerungen in Briefen beweiſen, daß Melanchthon faſt wider ſeinen Willen die große Rolle bei der Kirchenreformation übernahm, und oft ſich darnach ſehnte, ganz philologiſchen und philoſophiſchen Studien zu leben. Hielt er doch nur ungern theologiſche Vorleſungen, ſich hierin

1) Oratio de studio linguae ebreae. C. Ref. 11, 687.

2) Haec saepe Politianus Pico objicere solitus est, et incredibile est, multos, captos suavitate graecae et latinae eloquentiae et rerum dulcedine quae sunt in historiis et poëmatis, Graecis praesertim, hac oratione moveri, ut Ebraeam linguam magis fastidiant. Vgl. das Empfehlungsſchreiben, welches Melanchthon der hebräiſchen Grammatik von Boſchenſtein zugab, hier ſagt er: Consensu eruditorum omnium probatur, neminem quidquam insigne conari in rectis studiis posse, nisi qui simul latinis graeca et hebraea conjunxerit. C. Ref. 1, 54.

3) C. Ref. 1, 772. An einer andern Stelle ſagt Melanchthon: Autores enarrentur, quam primum Terentius, quem ediscant; sed cavendum est, ne onerentur nimium. Satis *est, quotidie decem* Terentii versus ediscere. C. Ref. 10, 101.

dem Willen Luthers fügend. „Du weißt, schreibt er an Spalatin, welcher Zufall mich veranlaßte, theologische Vorlesungen zu halten. Ich begann sie zuerst, um als Baccalaureus biblicus der herkömmlichen Sitte zu genügen, nicht entfernt ahnend, was später geschahe. Mein Exegeticum war noch nicht beendet, als D. Martin nach Worms reiste; da er von dort nicht zurückkam, durfte ich diese Vorlesungen nicht aufgeben. So geschahe es, daß ich länger als zwei Jahre auf dieser Klippe hängen blieb. Gestern beendete ich das Evangelium Johannis, das scheint mir der gelegenste Zeitpunkt zu sein, um hinsichtlich der Vorlesungen eine Aenderung zu treffen. Ich weigere mich nicht zu folgen, wohin ihr mich ruft, wollet ihr mich selbst zum Kuhhirten machen. Doch wünschte ich, von den theologischen Vorlesungen befreit zu werden.“[1] Merkwürdig ist es auch, daß er nicht Doctor der Theologie wurde, während sich Luther gerade kraft seiner theologischen Doctorwürde im Gewissen gedrungen fühlte, gegen Pabst und Kaiser aufzutreten. Auch hat Melanchthon nie gepredigt, wiewohl Luther ihn wiederholt dringend dazu aufforderte.[2] Nolentem trahunt fata; er mußte, wollte oder wollte er nicht, zeitlebens als ein Streiter Christi zu Felde liegen, immer in den vordersten Reihen kämpfen, während er fort und fort nach einem gelehrten Stillleben verlangte. So lange Luther lebte, riß dieser ihn mit sich fort; nach dessen Tode konnte er nicht zurück, der Strom der ungeheuern Kirchenbewegung hatte ihn einmal ergriffen. — Man denke über die dogmatischen Streitpunkte, wie man wolle, so muß man doch tiefes Mitleiden fühlen, wenn man liest, in welche unselige Fehden der treffliche Mann in den letzten Jahren seines Lebens verwickelt und wie roh und unwürdig er von seinen Gegnern behandelt wurde.

Kehren wir jetzt noch einmal in seine Jugend zurück. Im Jahre 1520 verheiratete er sich mit Katharina Krapp, Tochter des wittenberger Bürgermeisters Krapp.[3] Camerarius sagt:[4] sie sei eine religiöse, ihren Mann sehr liebende Frau, eine sorgfältige, fleißige Hausmutter, freigebig und wohlthätig gegen alle gewesen. Sie gebar ihrem Manne 2 Söhne und 2 Töchter. Das älteste Kind, Anna, welches der Vater sehr liebte, heiratete 1536 den Georg Sabinus, einen zwar gelehrten, aber unruhig ehrgeizigen Mann;[5] sie starb schon 1547. Auf Anna folgte ein Sohn Philipp, von geringen Geistesgaben. Geboren 1525, starb er 1603 als Consistorialsekretär. Der zweite Sohn, Georg, lebte nicht volle zwei Jahre: die zweite Tochter, Magdalena, ward 1550 an den

1) C. Ref. 1, 606. Vgl. ebend. 575. 677. 757. Luther bei de Wette 2, 217.

2) Besonders in der Zeit seines Aufenthalts auf der Wartburg. Vgl. Luthers Brief an Spalatin vom 9. September 1521. de Wette 2, 51. und Strobels Beiträge 2, 1, 136.

3) Am Katharinentage, den 25. November war die Hochzeit. Melanchthon las natürlich am Hochzeittage nicht, was er den Studierenden durch folgendes Distichon anzeigte:

A studiis hodie facit otia grata Philippus
Nec Vobis Pauli dogmata sacra leget.

4) Camer. 38.

5) Ib. 205 sqq.

Arzt Caspar Peucer verheiratet, welcher späterhin als Kryptocalviniſt lange Jahre im Gefängnis war. Magdalena ſtarb aus Bekümmernis hierüber im Jahre 1576.

Von Melanchthons häuslichem Leben erzählt uns ſein genaueſter Freund Camerarius viel liebenswürdiges: wie herzlich er ſeine Kinder geliebt, wie er gegen Bedürftige ohne Maß wohlthätig geweſen, wie freundlich und heiter, aber rein und wahr im Umgange mit Freunden. — Faſt zu unbeſorgt für ſeine zeitliche Exiſtenz, hinterließ er nichts. Man ſollte hiernach denken, Melanchthon ſei ſtets in ungetrübter Stimmung geweſen; ſein Biograph und viele ſeiner Briefe enttäuſchen uns aber hierüber. Er hatte leibliche Leiden; in frühern Jahren Schlafloſigkeit, ſpäter heftige Steinſchmerzen. Auch drückte ihn mancher häusliche Kummer: der Tod zweier Kinder, dann der Frau, auch das widerwärtige Betragen ſeines Schwiegerſohns Sabinus. Doch alles dieß tritt, wie aus ſeinen Briefen hervorgeht, in den Hintergrund, verglichen mit der großen Unruhe, welche ihm ſein kirchliches Wirken verurſachte. Ein gewiſſenhafter Mann wird ſchlafloſe Nächte hinbringen, wenn auch nur die Sorge für die Seelen weniger Kinder oder Schüler ſeine Seele drückt. Iſt es nun ein Wunder, wenn Melanchthon, bei ſeinem zarten Gewiſſen, etwa auf dem Reichstage zu Augsburg, da ſein Wort über das zeitliche und ewige Heil unzähliger Seele der gegenwärtig Lebenden, wie derer, die noch geboren werden ſollten, entſchied, wenn er da, wie einſt Moſes und Jeremias, unter der entſetzlich ſchweren Verantwortlichkeit erliegen wollte? — Hierzu geſellte ſich ſpäter das tiefſte Leiden, von den eigenen Freunden verlaſſen und aufs hitterſte angefeindet zu werden.

Sichtbar tritt uns entgegen, was er durchlebt hat, wenn wir das treffliche von Dürer in Kupfer geſtochene Bild des 29jährigen Melanchthon mit dem Bilde vergleichen, das Lucas Kranach uns von dem Greiſe hinterlaſſen hat. Jenes, ein ausgezeichnet ſchöner Kopf mit hoher Stirn und Augen, aus denen der lebendige Geiſt freundlich und muthig ſchaut. Wie ſind dagegen dem Geſichte des Greiſes die Spuren der in ſchweren Anfechtungen und Leiden mühſelig durchlebten Jahre tief eingeprägt!

Melanchthon war 1557 in Heidelberg, als ihm Camerarius die Nachricht vom Tode der Frau mittheilte.[1] Ohne ein Schmerzenszeichen zu geben, wiewohl alle wußten, daß er von tiefem Schmerz ergriffen ſei, ſagte er: Ich werde ihr bald nachfolgen.

Wie tief ſein Schmerz war, bezeugt ein Brief, den er zwei Jahre nach ſeiner Frauen Tode, ein Jahr vor ſeinem Abſcheiden ſchrieb.[2] „In dem Greiſe, ſagt er, erliſcht die Sehnſucht nach der verſtorbenen Frau nicht, wie wohl in Jüngern. Wenn ich täglich meine Enkel anſehe, ſo gedenke ich nicht ohne

1) Camer. 351. Die Wittenberger Univerſität erließ bei dieſer Gelegenheit ein Troſtſchreiben an Melanchthon. C. Ref. 9, 340. Melanchthons Antwort ib. 357.

2) C. Ref. 9, 914.

Seufzen ihrer Großmutter, mein Schmerz erneut sich beim Anblick der Verwaisten. Sorgte sie doch für die ganze Familie, sie erzog die Kleinen, pflegte die Kranken, linderte durch ihre Zusprache meine Schmerzen, lehrte die Kinder beten. Darum vermisse ich sie allenthalben. Ich gedenke, wie sie fast täglich die Worte des Psalms wiederholte: verlaß mich nicht Gott im Alter; das will ich fortan ohne Unterlaß für mich beten."

Seit dem Hinscheiden der Frau äußert Melanchthon wiederholt Ahndungen seines baldigen Todes.[1] Die gesteigert heftigen theologischen Streitigkeiten verbitterten ihm mehr und mehr das Leben; er war selbst darauf gefaßt, Landes verwiesen zu werden.[2] „Vertreibt man mich," schreibt er an Hardenberg, „so habe ich beschlossen, nach Palästina zu gehn und in der Verborgenheit von Hieronymus Zelle, unter Anrufung des Sohnes Gottes klare Zeugnisse von der Lehre niederzuschreiben und sterbend meine Seele Gott zu empfehlen."

In einem späteren Briefe schreibt er:[3] „meine Mühseligkeiten und Schmerzen wachsen, von denen mich aber in Kurzem die Wanderung zur himmlischen Kirche befreien wird."

Der 19. April 1560 war sein Todestag. Sprüche der heiligen Schrift beschäftigten den Sterbenden, vornehmlich der: „wie viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden." Dann wiederholte er leise die Worte des hohenpriesterlichen Gebets Jesu: „auf daß sie alle eins seien, gleichwie wir eins sind." Angefochten und angefeindet in seinen letzten Lebensjahren, sehnte sich der Greis, der unseligen Kämpfe müde, nach stillem Frieden und eins zu werden mit seinem Herrn und Meister, dem er mit treuer Liebe sein Lebenlang gedient. Paul Eber und andere fromme Männer knieten um sein Sterbebett. Auf Peucers Frage: ob er noch etwas verlange, antwortete er: Nichts als den Himmel! laßt mich ruhen und beten. Mein Lebensende ist nicht mehr weit. Abends kurz vor 7 Uhr entschlief er; am 21. April ward er in der Wittenberger Schloßkirche neben Luther begraben. —

3. Valentin Friedland Trotzendorf.

[4]Wir haben Melanchthons Wirksamkeit in Bezug auf Stiftung und Einrichtung von Schulen kennen lernen, insbesondere bei Gelegenheit der Organisation

1) Ib. 789. 792. 845. 1034. 1079. 1094. 1096.
2) Ib. 910.
3) Ib. 973.
4) Quellen.

1, Oratio de vita et gubernatione scholastica Valentini Friedlandi Trocedorfii, instauratore et rectore scholae Goldbergensis. Recitata a discipulo olim ejusdem, Magistro Balthasaro Rhaw Naumburgensi Silesio Collegii philosophici in academia Witebergensi Decano, atque illustrissimorum ducum Pomeraniae praeceptore.

des nürnberger Gymnasii. Sein genauester Freund Camerarius war dort Rector, ein zweiter Freund, Eobanus Hessus, Lehrer. Beide waren jedoch, wie es sich später zeigte, nicht von ganzem Herzen und aus innerstem Berufe Schulmänner, wie dieß zwei andere Männer, beide vorzüglich durch Melanchthon angeregt und gebildet, aufs Entschiedenste waren. Diese zwei sind Valentin Trotzendorf und Michael Neander.

Valentin Trotzendorf war der Sohn des Bauern Bernhard Friedland, welcher im Dorfe Trotzendorf[1] bei Görlitz lebte. Nach dem Dorfe nannte sich Valentin. 1490 geboren, war er 7 Jahre jünger als Luther, 7 Jahre älter als Melanchthon. Mönche veranlaßten seinen Vater, ihn im Jahre 1506 auf die Schule nach Görlitz zu schicken, bald aber rief er ihn zurück, um bei der Landarbeit zu helfen. Die Mutter, welche sehnlichst wünschte, ihr Sohn möchte Priester oder Mönch werden, bewog den Dorfgeistlichen und den Küster, ihn im Schreiben und Lesen zu unterrichten. Nach zwei Jahren kehrte er in die görlitzer Schule zurück. Beim Abschiede ermahnte ihn die Mutter, dem Schulleben ja treu zu bleiben;[2] in spätern Jahren hielt er sich durch diese Ermahnung wie durch ein mütterliches Gelübde an das Schulamt gebunden.

Als Trotzendorfs Vater im Jahre 1513 an der Pest starb, verkaufte er sein väterliches Erbe, und gieng nach Leipzig, wo er sich zwei Jahre lang unter Petrus Mosellanus im Latein vervollkommnete und von Richard Crocus griechisch lernte. 1516 ward er Lehrer an der görlitzer Schule; Schüler und Mitlehrer lernten von ihm, selbst den Rector unterrichtete er im Griechischen.

Diese Rede steht im Tomus quintus „Orationum quas reverendus vir Ph. Melanchthon proximis annis ante obitum scripsit, et quae post obitum ipsius in Academia Witebergens scriptae et publice recitatae sunt. Witebergae 1590.“ Rhaus Rede ward 1564 gehalten; sie ist die wichtigste Quelle über Trotzendorfs Leben und Wirken, und liegt der folgenden Schrift zu Grunde.

2. Valentin Friedland Trotzendorf. Dargestellt von Dr. Gustav Pinzger. Mit Trotzendorfs Bildnis. Hirschberg 1825. Pinzger hat sorgfältig Rhau benutzt, und manches sehr Charakteristische hinzugefügt.

3. Leben und Wirken des Valentin Friedland genannt Trotzendorf. Von K. J. Löschke, Lehrer am Königl. evangel. Schullehrer-Seminar in Breslau. Im 12ten Bändchen von Scholz's schlesischem Schulboten. 1842. Eine mit großem Fleiße gearbeitete Biographie, welche auch ein sehr reichhaltiges Quellenverzeichnis gibt, auf welches ich verweise. Von demselben Bf. erschien

4. Valentin Trotzendorf nach seinem Leben und Wirken. Zur Erinnerung an seinen Todestag, den 26. April 1556. Von K. J. Löschke, evangel. Pfarrer in Zindel Kr. Brieg. Breslau 1856. (Ich citiere Löschke B.)

5. Orbis terrae partium succincta explicatio a Michaele Neandro. 1586. Neander gedenkt Trotzendorfs sehr ehrenvoll in der Beschreibung von Goldberg.

1) Trotzendorf, jetzt Troitschendorf ungefähr eine Meile östlich von Görlitz.

2) Ne vitam scholasticam desereret. — Nach Neander sagte sie: Balten, bleibe ja bei der Schulen.

Luthers Auftreten bewog ihn, 1518 seine Lehrerstelle niederzulegen und nach Wittenberg zu gehen, wo er 5 Jahre blieb.[1] Dort nahm er bei einem getauften Juden Adrian hebräischen Unterricht. Aufs Engste schloß er sich an Melanchthon an, gegen den er auch zeitlebens die größte Anhänglichkeit bewahrte.

Im Jahre 1523 ward ein wittenberger Universitätsfreund Trotzendorfs, Namens Helmrich, Rector der goldberger Schule und bewirkte es, daß jener als sein Mitlehrer berufen wurde. Da Helmrich im folgenden Jahre ein anderes Amt erhielt, ward Trotzendorf an seiner Stelle Rector. Religiöse Angelegenheiten: — des Dr. J. Heß reformatorische Disputation in Breslau, an welcher Trotzendorf thätig Antheil nahm, Schwenkfelds übler Einfluß in Liegnitz, dem er kräftig und erfolgreich[2] entgegentrat — scheinen damals seiner Rectoratsthätigkeit hinderlich gewesen sein. Im Jahre 1527 ward er nach Liegnitz an eine, mehr projectierte als ins Leben getretene, Universität berufen, verließ aber schon 1529 den Ort und kehrte nach Wittenberg zurück. In kurzer Zeit kam nun die goldberger Schule ganz in Verfall; auf dringendes Bitten Helmrichs, der indessen Bürgermeister geworden war, übernahm Trotzendorf 1531 zum zweiten Male das Rectorat, dem er von da an 25 Jahre mit Ruhm vorstand. Seine Schule erhielt in kurzer Zeit einen außerordentlich großen Ruf. Nicht bloß aus Schlesien, auch aus Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Ungarn und Polen strömten ihm Schüler zu;[3] ihn zum Lehrer gehabt zu haben war die beste Empfehlung.

Trotzendorf machte ganz eigenthümliche Einrichtungen. Die Schule ward von ihm in 6 Klassen, jede Klasse in Tribus getheilt. Die Schüler selbst zog er ins Regiment, indem er die Einen zu Oekonomen, andere zu Ephoren, noch andere zu Quästoren ernannte. Die Oekonomen mußten für die Ordnung im Hause sorgen, z. B. daß alle zu rechter Zeit aufstanden und zu Bett giengen, daß Stuben, Kleider ꝛc. in reinlicher Ordnung waren u. s. w. Den Ephoren lag ob, für gute Ordnung beim Tische einzustehen. Endlich hatte jede Tribus ihren Quästor, über alle Quästoren war ein Oberquästor gesetzt; jene wurden wöchentlich, dieser monatlich gewählt; sie hielten lateinische Reden beim Abtreten vom Amte. Die Quästoren hatten über den fleißigen Besuch der Lectionen zu wachen, die Faulen anzuzeigen, Themata zu geben, welche während der halben Stunde nach dem Essen lateinisch besprochen wurden u. s. w.

1) Im Jahre 1519 begleitete Trotzendorf Luther nach Leipzig, zur Disputation mit Eck. Vgl. Ludovicus in der Dedication der „Precationes" Trotzendorfs.

2) Schwenkfeld mußte noch im Jahre 1527 Schlesien verlassen.

3) Trozendorfii tanta fuit me puero existimatio, ut in Silesia existimaretur etiamsi si alibi literas non eliciter aliquis didicisset, tamen inter doctos non facile admittendus, ejus viri opera sedula tainfque institutione felici aliquandiu non fuisset usus. Dieß erzählt der ausgezeichnete Schulmann Nechander. l. c.

Außerdem setzte Trotzendorf einen Schülermagistrat ein. Dieser bestand aus einem, monatlich von ihm gewählten Consul, 12 Senatoren und 2 Censoren. Hatte ein Schüler etwas begangen, so mußte er sich vor diesem Senate vertheidigen, wozu er sich 8 Tage lang vorbereiten konnte. Bei der Verhandlung war Trotzendorf als Dictator perpetuus zugegen. Reinigte sich der Angeklagte, so wurde er freigesprochen, besonders wenn er eine wohlgesetzte Vertheidigungsrede hielt, taugte die Rede nichts, so ward er, auch bei leichtem Vergehen, verurtheilt.[1] Mit großem Ernste wiederholte Trotzendorf den Ausspruch des Senats und hielt streng auf dessen Vollziehung.

Diese seltsamen Einrichtungen sollten die Knaben früh zur Achtung des obrigkeitlichen Regiments gewöhnen. Dieß geht auch aus den Goldberger Schulgesetzen[2] hervor. „Diejenigen werden," heißt es in der Einleitung zu denselben (als Männer), „den Gesetzen gemäß regieren, welche als Knaben gelernt, den Gesetzen zu gehorchen."[3] —

Jene Schulgesetze charakterisieren den Mann. Fünf Grundsätze sind vorangeschickt.

1) Tros Tyriusque mihi nullo discrimine agetur. Hier, wo Schüler aus allen Ländern zusammenkommen, müssen alle gleichmäßig regiert werden.

2) Factus tribulis serva legem war ein lacedämonisches Sprüchwort. Und auch hier müssen Vornehme wie Geringe, so wie sie Schüler geworden, sich den Gesetzen fügen. Wer Schüler wird, spielt nicht mehr den Adeligen.[4]

3) Nach Maßgabe der Vergehen sollen die Schüler mit Ruthe, Leier[5] oder

1) Si ignaviae index esset negligens oratio, quam quisque suo Marte componere oportebat, condemnabatur vel in levi culpa. Rhau 835.

2) Diese Schulgesetze wurden erst 1563, also 7 Jahre nach Trotzendorfs Tode von Fürst Heinrich XI. von Liegnitz bekannt gemacht. Jedenfalls, sagt Löschke, seien dieselben in Goldberg zusammengestellt, wahrscheinlich von Taburnus, welcher als mehrjähriger College Trotzendorfs dessen praktische Schuldisciplin und Aussprüche über Schuldisciplin zum Anhalten genommen. Es seien daher diese Schulgesetze als „eine reife Frucht von Trotzendorfs Leben und Streben" zu betrachten. Dies Resultat der Untersuchung Löschkes stimmt mit Folgendem überein, was ich (in der zweiten Auflage S. 216 Anm. 2) sagte: „Der imperatorische Ton jener Gesetze ist so sehr im Charakter des Dictator perpetuus Trotzendorf, nicht aber des Taburnus, der „freiwillig sein Amt niederlegte, weil er sich demselben nicht gewachsen fühlte," daß man glauben möchte, Taburnus habe ein Trotzendorfisches Manuscript vor Augen gehabt." Vgl. Löschke B. S. 28 ff. und S. 89.

3) Pinzger 38. Poterunt . . . legitime imperare qui legibus, cum pueri essent, norant obtemperare.

4) Ponit enim personam Nobilis qui induit Scholastici.

5) Das von Pinzger mitgetheilte Gedicht auf die Goldberger Schule gibt die Strafen genauer an.

Poena fuit carcer, ferulae vel denique mulcta
Aut lyra quam dura fecerat arte faber.
Illaque cum fidibus sit cassa, fidicula falso
Dicta, vel antiphrasi vox ea facta fuit.

Carcer bestraft werden. Die, welche sich solcher Strafen schämen, sei es wegen ihrer adeligen Herkunft, oder weil sie schon älter, sie mögen entweder darauf bedacht sein, recht zu thun, um nicht in Strafe zu verfallen, oder unsere Schule verlassen und eine solche Freiheit anderwärts suchen. Geldstrafe soll aber ganz abgeschafft sein, da sie vielmehr die Eltern als die Kinder trifft.

4) Jeder Ankommende wird erst unter die Schüler aufgenommen, nachdem er versprochen, die Schulgesetze zu halten.

5) Die Glieder unserer Schule sollen auch Glieder unsres Glaubens und unserer Kirche sein. —

Das erste Kapitel der Schulgesetze handelt von der Frömmigkeit. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, beginnt es. Genaue Kenntnis der christlichen Lehre wird verlangt, Gebet, Kirchenbesuch, Beichten, Genuß des Abendmahls, Fleiß, Gehorsam, Vermeiden des Schwörens, Fluchens, unfläthiger Reden,[1] auch magischer Künste und jedes Aberglaubens. —

Hinsichtlich des Unterrichts stimmte Trotzendorfs Schule in der Hauptsache mit andern Schulen jener Zeit ganz überein. Das Trivium: Grammatik, Dialektik, Rhetorik lag zum Grunde.[2] —

In der deutschen Schulordnung Trotzendorfs von 1546 wird als Ziel seiner Schule aufgestellt: „daß die Knaben gerüstet werden, darnach in hohen Facultäten zu studieren, als in Theologia, Medicina, Philosophia und Jurisprudentia." Zu diesem Ziele zu gelangen muß[3] „Erstlich die Grammatica als die Mutter und Ernährerin der andern Künste mit fürnehmlichem Fleiß getrieben werden. — Daneben nützliche Lectiones aus guten Autoribus, als ex Terentio, Plauto, Cicerone, fürnehmlich epistolae Ciceronis et officia, auf daß die Knaben beiderlei, durch Regel und Exempel zur lateinischen Sprache angeleitet, schicklich reden und schreiben lernen. Beineben auch Lectiones aus den Poeten, als Virgilio, etliche Bücher Ovidii, daß die Knaben auch die metrica begreifen, Verse machen lernen" . . . „Alle Wochen soll ein gemeines Exercitium gehalten

Nonnullis asinum circum sua colla ferendum
Imposuit magnum, quae nota grandis erat.
Nonnullos etiam, reliquis prandentibus una
In terra sedem jussit habere suam.
Tempore brumali quosdam sub nocte cubare
Jussit humi stratos ante cubile suum.

Lyra oder Fidicula „war ein Werkzeug von Holz, welches die Gestalt einer Fidel (Violine) hatte und das leichtsinnigen Personen, welche am Pranger stehen mußten, um den Hals und um die Hände gelegt wurde." „In der Fidel stehen" sagt man noch in Schlesien. Löschke 75.

1) A juramentis . . . a magicis artibus, ab omni denique superstitione abstinento. Pinzger 41.

2) Trotzendorf hielt sehr darauf, daß die jüngsten Knaben (Fibellisten nennt er sie) reinlich schreiben und deutlich lesen lernen sollten. Diese Fibellisten lernten zugleich Latein, sobald sie in die Schule kamen. Löschke B. 40 ff.

3) Pinzger 53.

werden, Epiſteln lateiniſch zu ſchreiben, desgleichen ſoll auch alle Wochen ein Exercitium in Verſen gemacht werden.“ [1] Die lateiniſchen Schulgeſetze befehlen: es ſollen die Schüler in dieſen Exercitien „keine Phraſen gebrauchen, ehe ſie nicht genau erforſcht, bei welchem Autor jene Phraſe vorkomme und ob ſie hinlänglich elegant und paſſend ſei;“ [2] „ſie ſollen nie ihre Mutterſprache gebrauchen, ſondern mit den Lehrern, Mitſchülern oder andern Gelehrten latein reden.“ [3] In dem ſchon angeführten Lobgedicht auf die goldberger Schule heißt es: „damals verſtummte die Mutterſprache unter den Knaben, keinem war geſtattet deutſch zu ſprechen.“ [4] Noch ſtärker drückt ſich ein Lobgedicht auf Trotzendorf aus: „So hat er die römiſche Sprache allen eingegoſſen, daß es für Schande galt, in deutſcher Zunge zu reden, Knechte und Mägde konnte man latein ſprechen hören, man hätte glauben ſollen, Goldberg liege in Latium.“ [5] —

Latein ſprechen und ſchreiben zu können war ja das gemeinſame Ideal jener Zeit, darum ſtanden auch unter den zu leſenden Autoren die Dramatiker: Terenz und Plautus, oben an.

Außer dem Latein wird „griechiſche Grammatik und eine lectio aus griechiſchen Autoribus“ vorgeſchrieben.

Dialektik und Rhetorik führt der deutſche Schulplan als Lehrgegenſtände auf. „Trotzendorf übte die Schüler in der Kunſt der Rede und des Denkens. Dialektik lehrte er unausgeſetzt, durch Ciceros und Livius Reden bereitete er die Schüler auf rhetoriſche Arbeiten vor.“ [6]

Muſik [7] und Arithmetik werden als Lehrgegenſtände genannt, doch ohne nähere Charakteriſtik; außerdem las ein „Sphaerista“ über die Sphaera des Sacro Bosco, [8] ein Magister philosophiae trug principia philosophiae naturalis

1) Pinzger 54. In den lateiniſchen Schulgeſetzen (S. 43) heißt es: Stylum diligenter exercento, cum orationibus conficiendis, tum versibus scribendis, tum etiam vel graecis in latina vel latinis in graeca convertendis.

2) . . . . neque ulla dicendi formula prius, quam cujus illa sit, et satisne elegans aut conveniens, an non, cognitum exploratumque habuerint, utuntor.

3) Ib. 43. Vernacula lingua uti ne audiuntor, sed sermonem latinum cum praeceptoribus, vel aequalibus vel aliis doctis loquentes, habento.

4) Ib. 69.

5) Ib. 58.

Atque ita Romanam linguam transfudit in omnes,
Turpe ut haberetur, Teutonico ore loqui.
Audisses famulos famulasque latina sonare,
Goldbergam in Latio crederes esse sitam.

6) Rhau 829.

7) Seit 1540 war ein Cantor bei der Goldberger Schule. Trotzendorf ſoll geſagt haben: „Lernet ſingen lieben Kinder! Wenn ihr einmal werdet in Himmel kommen, ſo werden euch die Engel laſſen in ihrem Chore ſtehen. Das wird euch eine Ehre ſein.“ Löſchke B. 49.

8) Im Gedicht auf die Goldberger Schule heißt es (S. 73):

Sphaerica Martinus Thabor elementa legebat,
Inde vocabat eum turba Mathematicum.

et moralis vor.[1] Den Religionsunterricht gab Trotzendorf selbst mit heiligem Ernst. Er nannte die Religion die Seele seiner Schule, die Seele alles Unterrichts.[2] „Catechesis, sagte er, ist eine Unterweisung in der Kirchenlehre von den Hauptartikeln, in gewisse Ordnung gefasset aus den Schriften der Propheten und Apostel.“ Fragen und Antworten der Katechese waren des Lehrers Werk. Die Antworten wurden nicht vom Lehrer herausgelockt, sondern vom Lehrer gegeben, der Schüler hatte sie aufzunehmen und zu behalten.[3] Die Perikopen wurden den Schülern erklärt und von ihnen gelernt, zu jeder Perikope hatte Trotzendorf bezügliche Sprüche gesammelt, hieraus gieng sein Spruchbuch „Rosarium“ hervor, welches noch im 17. Jahrhundert in Schulen gebraucht wurde.[4] Trotzendorfs kraftvolle Schulgebete gab Ludovicus, sein Schüler heraus.[5] Alttestamentliches und paulinische Briefe las er mit seinen Schülern im Grundtext.

In den obern Klassen gab er anfangs allein den Unterricht, erst später bekam er Mitlehrer; in den untern Klassen ließ er den Unterricht von ältern Schülern ertheilen.[6]

1) Man vergleiche hiermit die Lectionen der wittenberger philosophischen Facultät, welche in Vielem mit den Goldbergern übereinstimmen, auch darin, daß der Professor graecae linguae zugleich Ethik las.

2) Si Catechesis mihi adimitur, habeo missionem aulicam. Nam Catechesis est quiddam substantiale scholarum, sagt Tr. l. c.

3) Löschke (B. 51) bemerkt mit Recht, daß man gegenwärtig eine ganz unrichtige Auffassung des Wortes Katechese habe. Richtig sagt Trotzendorf (Catech. schola Goltb.): dasselbe sei abgeleitet „a κατηχέω, viva voce erudio“, und „principales articuli doctrinae coelestis . . . proponuntur voce non scriptis, et dictata illa (das wiederholt Gesagte) deinde reposcuntur ab auditoribus.“ Uebereinstimmend Passow: „κατηχητής: Lehrer nach der ältesten Lehrweise, nach der der Lehrer das zu Erlernende so lange mündlich wiederholte, bis der Lehrling es nachsagen konnte.“ Das volle Gegentheil der Katechese ist jenes aus den Kindern Heraussokratisieren, als schliefen in ihnen alle Religionswahrheiten und müßten nur aufgeweckt und ins Bewußtsein gebracht werden. Vgl. Pädag. 3, 1.

4) Löschke l. c. 53.

5) Folgende Bücher giengen aus dem Religionsunterricht Trotzendorfs hervor, erschienen aber erst nach seinem Tode:

1. Catechesis scholae Goltbergensis scripta a Val. Trocedorfio, cujus eximia fuit eruditio et pietas. Cum Praefatione Phil. Melanchtonis. Viteb. 1558. 8. Die mir vorliegende Ausgabe ist 1561 bei J. Lufft gedruckt. In der Vorrede schreibt Melanchthon: Utinam vera doctrina ubique etiam syllabis iisdem propagaretur, quam ob causam et Symbola olim composita sunt, et tradita Ecclesiis ut ad verbum recitarentur. (So 1558 „Variata“! Vgl. Löschke [B. 68] Trotzendorfs Klagen über Melanchthon.)

2. Methodi doctrinae catecheticae scholae Goltbergensi propositae a V. Trocedorfio. Edita opera Laur. Ludovici. Viteb. 1582 und öfter.

3. Rosarium scholae Trocedorfii. Viteb. 1568.

4. Precationes Trocedorfii recitatae in schola Goltpergensi. Lips. 1561. 1581 und öfter.

6) Inferiores (classes) erudiebat per discipulos natu grandiores, quos exercere ingenia ac profectus suos hac occasione volebat, in iis quae aetati puerili conveniunt. Ryan 829.

Hier tritt uns noch einmal der ganz eigenthümliche Charakter von Trotzendorfs pädagogischer Wirksamkeit vor Augen. — Gewöhnlich besteht jede Schule aus zwei scharf geschiedenen Personenmassen, aus Lehrern und Schülern, aus Erziehern und Zöglingen. Die erziehenden wissenden Lehrer geben, die zu erziehenden unwissenden Schüler empfangen, jene herrschen, diese gehorchen.

Diese scharfe Scheidung hob Trotzendorf in Zucht wie im Lehren auf. Im Lehren, da er ältere Schüler in einer höheren Klasse unterrichtete, in einer niedern Klasse dagegen zu Lehrern bestellte, damit sie so durch Lehren lernen sollten. Es erinnert dieß an die Monitoren unserer Zeit, auch möchte Trotzendorf wie Lancaster, durch die Unmöglichkeit, eine übergroße Menge selbst zu lehren, zuerst auf diese Einrichtung verfallen sein. Er bedurfte Schüler zu Mitaufsehern und Miterziehern, weil er, bei den geringen Mitteln der Schule, nicht eine hinreichende Anzahl Lehrer und Aufseher zur Seite hatte.[1]

Näher betrachtet scheinen jedoch jene Schuleinrichtungen nicht bloß aus Noth, sondern zugleich aus Grundsatz hervorgegangen zu sein. Trotzendorfs Schule sollte eine Republik sein, alle Schüler, vornehme und geringe, gleich gestellt, den Gesetzen unbedingt unterworfen: er selbst Dictator perpetuus mit unbeschränkter Herrschaft über diese Republik. Seine Herrschaft war eben dadurch gesichert und überall gegenwärtig wirksam, daß er die regierten Schüler, unter seiner obersten Leitung, am Regiment Theil nehmen ließ und sie zugleich für gesetzliche Ordnung mit verantwortlich machte. Auf diese Weise vernichtete er die absolute Opposition, welche so gewöhnlich von Seiten der fest zusammenhaltenden Schülerphalanx gegen das, oft nicht zusammenhaltende, Lehrerpersonale statt hat. So viele Schüler, welche als Lehrer, Ephoren, Oekonomen, Quästoren, Senatoren, Censoren und Consuln regieren halfen, mußten eben dadurch vermittelnd zwischen Lehrern und Schülern stehen, so ward die bedenkliche Phalanx aufgelöst und ihre Macht paralysiert.

Wie man auch über Trotzendorfs Einrichtungen urtheile, so ergibt sich doch aus den Nachrichten, daß er selbst der Mann war, um jene Einrichtungen nicht zu einem Affenspiel herabsinken zu lassen. Er war ein wirklicher Dictator, er war, wie Melanchthon von ihm sagte, zum Regieren einer Schule geschaffen, wie der ältere Scipio Africanus zum General eines Heeres.[2] Ja, er war mehr als Dictator, da er durch christlichen Glauben und herzliche, thätige Liebe die Herzen seiner Schüler gewann.

1) Um das Jahr 1547, da Herzog Friedrich II. von Liegnitz starb, waren 6 Lehrer, eine kleine Zahl für die große Schülermenge. Trotzendorf sagte: wenn er alle seine Schüler zusammen hätte, könne er dem Kaiser ein ansehnliches Heer gegen die Türken stellen. Pinzger 16. 72 Vers 101. Genauere Angaben über die Frequenz der Schule fehlen.

2) Esse eum virum ad regendas scholas non minus natum, quam ad regenda castra Scipionem Africanum (Declam. 5, 817). Und in der Vorrede zu Trotzendorfs Catechesis *sagt* Melanchthon: non discedendum esse a vestigiis Trocedorfii. C. Ref. 9, 638.

Ueber seine Ansicht von den Studien dürfen wir nicht mit ihm rechten, nicht darüber, daß man sich in Goldberg nach Latium versetzt glaubte, seine Ansicht war die zu seiner Zeit allgemein herrschende. Auch rechten wir nicht, wenn wir ihm hinsichtlich der leiblichen Erziehung nicht ganz beipflichten können. Er drang nicht, wird erzählt, auf Leibesübungen, sondern gestattete sie nur. Doch sah er dem Ringen und Laufen der Knaben zu, lobte die muntern, fertigen und tadelte faule und ungeschickte.[1] Aber ein Schulgesetz verbot den Schülern, sich zur Sommerzeit in kaltem Wasser zu baden, im Winter aufs Eis zu gehen oder sich mit Schneeballen zu werfen;[2] dieß Schulgesetz wäre im alten Rom — wie im alten Deutschland — verworfen worden.

In seinen letzten Lebensjahren traf den würdigen Greis viel Unglück. 1552 war eine große Hungersnoth in Goldberg, 1553 wüthete die Pest. Er lehrte deshalb auf dem obersten Chor der Kirche die bei ihm gebliebenen Schüler, in dieser Höhe hielt er die Luft für reiner. Sehr tief kränkte ihn schon früher, 1549, ein unerhörter Vorfall. Drei seiner Schüler: Karl von Promnitz, Jonas Talkwitz und Wolfgang Küppel waren im goldberger Stadtkeller beim Weine fröhlich. Da kommt der Nachtwächter betrunken in den Keller, nimmt ihnen ohne Weiteres einen vollen Becher vom Tisch und trinkt ihn aus. Darüber aufgebracht, wirft ihm Promnitz den leeren Becher an den Kopf und verwundet ihn unbedeutend. Der Nachtwächter klagt bei den Gerichten, die drei jungen Leute werden gefänglich eingezogen und die Sache an den Herzog Friedrich II!. von Liegnitz berichtet. Dieser läßt sie sogleich nach Liegnitz bringen und verurtheilt sie, ohne ihre Vertheidigung zu hören und die Sache gehörig zu untersuchen, zum Tode. Nur Promnitz ward durch die Fürbitte seines Vetters, des Bischofs von Breslau, gerettet, die beiden andern aber, welche eigentlich gar nichts verbrochen hatten, wurden Montags nach dem Feste der heiligen drei Könige enthauptet.[3]

1554, ein Jahr nach der Pest, brannte ganz Goldberg, auch das Schulgebäude ab. Trotzendorf zog mit seinen Schülern nach Liegnitz und betrieb von dort den Wiederaufbau der Schule in Goldberg. Allein er sollte nicht dorthin zurückkehren. Am 20. April 1556 erklärte er den 23. Psalm. Beim vierten Verse: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich," bei diesem Verse

1) Rhau 835.

2) Nec aestate frigidis aquis lavantor, nec hyeme aut glaciei se credunto aut nivis globos jaculantor — nec autumni fructibus immoderate vescuntor. Pinzger 48., Pfaff, in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichtswesens in Württemberg" S. 31, erwähnt: „Statuta vel praecepta scolarium" 8 Quartblätter ohne Jahreszahl. Diese Statuten befehlen auch: In aquis sine jussibus noli balneare, und: Non jactes aliquem nive ne turbaris (sic). Nec curras in glacie ne damnum hinc sequaris.

3) Diese Erzählung bei Pinzger 29, bei Löschke B. 64. Als Gegensatz dieser entsetzlichen Geschichte nahm ich (Beilage III.) eine Erzählung auf, welche Löschke (B. 65) mittheilt.

Fast jedes Buch Neanders bezeugt, wie viel er Melanchthon zu danken, wie ihn dieser in die mannigfaltigsten Disciplinen eingeführt habe, welche später von Neander für den Schulunterricht bearbeitet wurden.

Im Jahre 1547, nach der Schlacht bei Mühlberg, verließ er, wie alle Professoren und Studierende, Wittenberg, und erhielt auf Melanchthons Empfehlung die Stelle eines Collega der Schule in Nordhausen, deren Rector Basilius Faber war. Bald darauf ward er Conrector und Erzieher der Kinder des Bürgermeister Schmied. Wie es ihm in Nordhausen beim Antritt seines Amtes ergangen, erzählt er selbst.[1] „Und wie ich vor etlicher Zeit, ein Adolescens von zwanzig Jahren, hurtig und freudig, und deshalben viel gelehrter denn ich jetzunder bin, nachdem ich zu Wittenberg eine Zeit lang Linguas, auch Physicen, Mathemata und libellum de anima ziemlich studieret und von dannen in eine Schule gefordert, da der Rector ein gelehrter, ernsthafter, fleißiger und in Schulen lange Zeit wohlgeübter Mann, egregrius et celebratus artifex formandae juventutis, Grammaticam und Syntaxin fleißig trieb und treiben ließ, und ich dasselbe als ein junger Narre, für ein gering Ding achtet, und lieber mit ihm und meinen Collegis von denen Studiis schwatzete, so höher und auch nöthiger, wie mich dazumal dauchte, denn Grammatica und Syntaxis, thut mir der Rector eine besondere Schalkheit, weil ich so gelehrt seyn wollte, und Grammaticam so für ein geringe und gemein Ding achtet und gab mir Majorem Syntaxin den Majoribus zu lesen, den ich zuvor mein lebelang nie gesehen, viel weniger gehöret und gelernet hatte, da erfuhr ich erst, daß ich noch nichts studieret, und daß ich allen Büschen zu fern war, da war mir alle meine Kunst zu wenig, da zumartert ich mich, ehe ich eine Lection darin konnte zu Wege bringen, daß ich wohl Blut oft hette schwitzen mögen .... und war mir darüber so bange, daß, wenn dann zur Stund laute und ich in das Auditorium gehen mußte, darinnen eine große lange Tafel voll erwachsene, auch viel bärtige Gesellen saßen, mir alle Haar zu Berge stiegen, und so ich zu Zeiten mich weder in die Regeln noch die Exempla schicken, und von Noth wegen den Rectorem um Bericht bitten, mußte ich hören: Ihr jungen Studenten, wenn ihr von Wittenberg kommet, meinet ihr doch, ihr könnet alles, und mußte mich wohl oft scheuern lassen. Gieng auch einmal zu dem Herrn D. Justus Jonas ... einem großen Freunde .... Lutheri, der mich sehr lieb hatte und gar wohl um sich leiden konnte und klagte ihm des Syntaxis halber meine Noth, und wie ich so wohl von ihm geplaget, der lachte und sagte: es ist recht, junge Studenten muß man so mores lehren, sie wollen viel wissen und gelehrt sein, und wissen doch nichts, und sagte weiter: ob ihr gleich zu Wittenberg gewesen, so seid ihr doch als ein ungeübter und unversuchter junger Geselle noch zu achten, wie ein Schützigen[2] so den Buchsack am Halse hangen hat und nach der Schul-

1) Bedenken 7.

2) Ueber die Schützen vgl. das Leben Platters im Anhange. Wir haben noch „Abc Schütz"

läuft . . . Es soll niemand nichts von sich halten, der nicht Catonem[1] und Proverbia Salomonis etlich mal in vita practizirt hat, denn Schularbeit ist viel ein ander Ding, denn ihr jungen Gesellen meinet.

Im Jahre 1550 erhielt Neander einen Ruf als Rector an die Klosterschule zu Ilfeld am Harz. Hier war Thomas Stange seit 1544 Abt des dortigen Klosters, der aber bald darauf zu den Protestanten übertrat. Wie ernst der fromme Mann es bei diesem Uebertritt gemeint habe, beweist seine wiederholte Aeußerung: es sei ihm kaum so schwer worden, seinen alten Adam unter die Klosterregel zu bringen und mit leiblichen Uebungen zu zwingen, als hernach den alten vermeinten heiligen Münchs Adam auszuziehen, an eigener Heiligkeit gänzlich zu verzagen und Christo allein die Ehre zu geben.[2]

Stange stiftete, von den edeln Grafen von Stolberg unterstützt, die Ilfelder Schule, er war es, welcher den, ihm von Melanchthon und dem Nordhauser Schmied empfohlenen Neander berief. Als der fromme gewissenhafte Abt im Jahre 1559 sein Ende nahe fühlte, empfahl er noch auf dem Sterbebett die Schule aufs dringendste den Grafen Stolberg, insonderheit aber dem Rector Neander.[3]

Dieser letzten Empfehlung blieb Neander eingedenk bis an sein Lebensende. Es grenzt ans Unglaubliche, was er in seinem Amte leistete. Als er dasselbe antrat, fand er 12 Knaben vor, 9 Jahre später (1559) war ihre Zahl schon auf 40 gestiegen. Und bis kurz vor seinem Tode, 45 Jahre lang, versah er allein, ohne einen Collegen zu haben, die ganze Schule.[4] Daneben mußte er lange die Existenz der Schule gegen viele verfechten, welche das Klostergut gern an sich gerissen hätten. Zugleich hat er außerordentlich viel geschrieben; 39 Werke wurden von ihm gedruckt, 14 hinterließ er handschriftlich.[5]

Daß er aber sein Amt im Segen verwaltete, dafür sprechen viele wichtige Zeugnisse seiner Zeitgenossen, vor allen Melanchthons. Dieser hielt die Schule zu Ilfeld „um der treuen Arbeit Neanders willen für das beste Seminar im Lande.“[6] Rhodomannus erzählt: Neander sei der geschickteste und glücklichste

1) Catonis Disticha moralia war damals ein viel gebrauchtes Schulbuch für Anfänger. Der Verfasser ist unbekannt. Catonis ob id tamen arbitror dici, quod sententias habeat Catone dignas, sagt Erasmus. Die Proverbia Salomonis wurden ebenfalls mit Anfängern gelesen.

2) Leuckfeld 109 ff.

3) Neander ward nach Stanges Tode vom Hause Braunschweig und den Grafen Stolberg auch zum Stifts- und Kloster-Administrator erwählt, welcher Verwaltung er sich neben seinem höchst mühsamen Rectorat mit größter Gewissenhaftigkeit unterzog, wiewohl sie viel unangenehmes hatte.

4) Tantum praestitit unus vir, qui *nullum* in administratione scholae usque ad ultimum fere senii limen *collegam* haberet. So berichtet sein ausgezeichneter Schüler Laurentius Rhodomannus (geb. 1546, zuletzt Professor in Wittenberg). Havemann 25.

5) Havemann 45.

6) Ib. 23.

Erzieher und Lehrer gewesen. In Zeit von 3 bis 4 Jahren habe er die Schüler in Sprachen und Künsten, auch in den Fundamenten der katechetischen Lehre so weit gebracht, daß sie, von ihm entlassen, sogleich in Schul- und Kirchenämter hätten übertreten können. Besonders seien sie in den drei Sprachen so gegründet gewesen, daß sie selbst nicht unglücklich die griechischen Klassiker nachgeahmt. Und der gelehrte Caselius, welcher in Nordhausen Neanders Schüler war, sagte: die Neandrici seien, wenn sie die Universität bezogen, sogleich den meisten übrigen voraus gewesen.[1]

Seine Weise, die Jugend vom 6ten bis zum 18ten Jahre zu unterrichten, hat Neander in der Kürze dargelegt, in seinem „Bedenken wie ein Knabe zu leiten und zu unterweisen."

Er beginnt mit einer Polemik gegen die gewöhnliche höchst weitschweifige Lehrweise. „[2]Wie leges kurz sein müssen, sagt er, nach dem praecepto Senecae,[3] legem brevem esse oportet, quo facilius ab imperitis teneatur, velut emissa divinitus vox. Jubeat non disputet . . . also sollen fürwahr auch alle praecepta artium, so man der Jugend proponiret, fein deutlich, richtig und kurz sein, nach der Lehre des weisen Poeten Horatius: quicquid praecipias esto brevis. Weiß auch daß der Herr Philippus (Melanchthon) selbst etlichen gelehrten Leuten gerathen, so in Schulen gelehret, sie sollten seine große Grammaticam nicht lesen, sondern nur die kleine ohn Unterlaß fleißig treiben."[4] Aber selbst diese kleine Grammatik war dem Neander für die Anfänger noch zu groß, weshalb er ein[5] Compendium grammaticae latinae Ph. Melanchthonis pro incipientibus conscriptum herausgab. An dies Compendium schloß er einen „Nomenclator rhythmico-latino-germanicus" an, in welchem die fürnembsten vocabula latinae linguae, probata bonis autoribus . . . . proponieret, reimen weiß, als domus, ein Haus, mus eine Maus." So würden die Worte „von den Knaben viel eher behalten, denn wenn man earundem classium vocabula in locos getheilet ohne rhythmis auswendig zu lernen aufgiebt."[6]

Dann „müsse man auch, sagt er, bei einer solchen Grammatica haben „Lo-

1) Ib. 25.

2) Bedenken 6b.

3) Lib. 14 epist. ad Lucilium.

4) Ib. 24b sqq. sagt Neander: denn es ist „fürwahr tausendmal nützlicher, man lerne wenig gute, nöthige praecepta und so da weit gehen . . . denn daß man sie mit vielen praeceptis dictatis und lectionibus vor der Zeit überschütte und sie derselben keines recht, ja oft weder halb noch ganz lerne." Demetrius der Cyniker habe gesagt (nach Seneca de beneficiis): Solet plus prodesse, si pauca praecepta teneas, sed illa tibi in promptu et in usu sint, quam si multa quidem didiceris, sed illa non habeas ad manum. In einer epistola Neanders, welche sich an sein Chronicon anschließt, schreibt er: Plerique fere abhorremus a simplici simplicitate, quae tamen discentibus est utilissima.

5) Ib. 11b.

6) Ib. 9b.

cutionum latinarum formulas latino germanicas conteχiret e Cicerone, Terentio et Plauto“ in drei Abtheilungen“.

Für das Erlernen des Griechiſchen ſchrieb Neander Tabulas graecas,[1] von welchen, wie er ſagt, in wenig Jahren über 10,000 Exemplare verkauft wurden. Eine Sammlung griechiſcher Phraſen entſprach der Sammlung lateiniſcher Locutiones. —

So viel von Neanders Schulbüchern zum Erlernen des Lateiniſchen und Griechiſchen. Ueberall dringt er auf ſcharfe Scheidung des Elementariſchen vom Gelehrten, des unumgänglich Nothwendigen, des weitgreifend Geſetzlichen von dem minder Nothwendigen, Anomaliſchen. Dadurch werden ſeine Lehrbücher kurz; was er aber in dieſelben aufnahm, das ſollten die Schüler völlig ſicher wiſſen und anwenden.

„[2]Und weil pietas, ſchreibt er, für allen Dingen in Schulen fleißig muß getrieben werden, welcher denn die Schulen, alle artes, Bücher, Stände und Regiment ſo auf Erden ſein, famuliren, ancilliren und dienen, oder des Teufels alle zugleich ſein müſſen, als wäre von nöthen, daß man neben dem güldenen Kleinod Lutheri, dem kleinen Catechismo, ſo die Kinder fertig auswendig lernen, ein Biblidia, das iſt eine kleine Bibel hätte, darinnen alle fürnemen Sprüche der heiligen Schrift, von allen capitibus doctrinae christianae, de vita pia, decente und sanctis moribus, alles nach Ordnung der Bibel, von Anfang der Bibel bis zum Ende, lateiniſch und deutſch geſetzt und mit kurzen marginalibus erkläret würden.“ — Ein ſolches Büchlein Neanders erſchien unter dem Titel Panareton sive Biblidia latino germanica.[3] Vom zehnten Jahre an ſoll ein Knabe die Bibelſprüche auswendig lernen, „die behelt er darnach ſein Lebenlang und kann ſie danach haben und brauchen in omni vita . . . Und weil ſie ihm von Jugend auf gemein, finden ſie ſich alsdann von ſich ſelbſt, ſind auch oft dar, wenn man nie darauf gedacht hat, usque adeo a teneris assuescere multum est.“[4]

Der Schulunterricht. Im ſechsten Lebensjahre beginnt dieſer vorzüglich mit Leſenlernen, im neunten folgt: Auswendiglernen des Katechismus, des „Compendium Grammaticae“, von etwa 800 Vocabeln im Jahre aus dem Nomenclator und einer Sentenz täglich;[5] dazu kommt ſingen und ſchreiben. Neander empfiehlt dringend ſorgfältiges Schönſchreiben und erklärt ſich gegen die unleſerliche Schrift vieler Gelehrten.[6]

1) Ib. 14b.

2) Ib. 12b.

3) Ib. 12b. 13. An dieſe Biblidia ſchloß ſich an: „Theologia Theandri Lutheri,“ eine Sammlung von religiöſen Aphorismen Luthers.

4) Ib. 23. Vgl. Pädag. 3, 1. S. 34.

5) Dieſe Sentenzen lernten die Knaben aus Neanders „Ethice vetus et sapiens veterum latinorum sapientum.“

6) Neander ſchrieb eine ſehr leſerliche ſchöne Hand, wie ein handſchriftlicher Brief von ihm, den die Erlanger Univerſitätsbibliothek beſitzt, zeigt.

den sei. Ueberall gab man ihm Feste, bei denen auch Vokal- und Instrumentalmusik sich hören ließ und oft bis nach Mitternacht getrunken wurde. So geschah es ihm auch in seiner Vaterstadt, wo er seine 70jährige ehrwürdige Mutter am Leben traf, der Vater war kurz zuvor gestorben. — Als er Nordhausen beschreibt, kommt er auf einen Lieblingsschüler Thalius, welcher dort als Arzt starb, zu sprechen, erzählt von dessen botanischen Studien und seinem, durch einen Sturz vom Wagen herbeigeführten Ende. Nicht genug, er theilt auch einen Brief des Thalius und lateinische und griechische Gedichte auf dessen Tod mit. Und noch nicht genug, so fügt er ein, mehrere Seiten langes, Verzeichnis seiner in Ilfeld gebildeten guten Schüler bei, bemerkt jedoch, er habe auch sehr böse gehabt und erzählt die Geschichte des einen, der geköpft worden sei. Das theile er mit, damit Lehrer aus seinem Beispiel lernten, nicht um einiger böser Erfahrungen willen den Muth sinken zu lassen, sed contra audentius eant. So viel zur Charakteristik der größern Geographie.[1]

Physice. Neander schrieb ein Handbuch der Physik in zwei Theilen.[2] Er gibt ein langes Verzeichnis seiner Quellen, nicht bloß der griechischen und römischen, sondern auch der späteren, herab bis auf seine bedeutendsten Zeitgenossen, Conrad Gesner, Leonhard Fuchs, Valerius Cordus u. a. Auffallend ist es, daß er nicht Melanchthon erwähnt, dessen Bücher de anima und initia doctrinae physicae gewiß auf sein Lehrbuch der Physik den größten Einfluß geübt haben.[3]

Er ist selbst mit dem Buche nicht zufrieden, es sei eine übel redigierte Sammlung einer Menge der mannigfaltigsten Thatsachen. Wiewohl dieser Tadel gegründet, so ist dennoch anzuerkennen, daß dem Werke eine ziemlich klare Disposition zu Grunde liegt. [4]Nach der Einleitung, welche das Allgemeinste behan-

1) Gern führte ich noch manches aus Neanders Buch an, muß es aber einem Geschichtschreiber der Geographie überlassen. So ist die Charakteristik der Russen und ihrer Verschiedenheit von den Deutschen merkwürdig. S. 110b — 115b. Oefters führt der Verfasser gute Reimsprüche an, z. B.

Welcher im Krieg will Unglück han,
Der fang es mit den Deutschen an.

und

Die Donau — ist aller Wasser gnaden Frau,
Aber der Rhein — mag mit Ehre ihr Mann sein.

2) Der erste Theil hat 476 Seiten, der zweite 417. Die zwei Dedicationen sind von 1583 und 1584.

3) Es versteht sich, daß hiermit dem redlichen Neander, welcher so oft äußert, wie viel er Luther und Melanchthon zu danken habe, der überdieß seine schriftstellerischen Arbeiten, auch seine Physik sehr gering anschlägt, — daß ihm durch obige Aeußerung kein Vorwurf gemacht werden soll.

[redacted] die folgende Disposition mit der mancher gegenwärtiger

delt: die Philosophie,[1] die Natur, Gott, Götter ꝛc., geht er zur Eintheilung der Welt über. Sie zerfällt in die ätherische Region, wo Sonne, Mond und Sterne, diese Gegenstände der Astronomie, und in eine elementare Region, welche die 4 Elemente befaßt und alles was aus den Elementen besteht und erzeugt wird, nämlich: 1. Meteora, 2. Metalla, 3. Stirpes, 4. Animalia. Zuletzt handelt er im zweiten Theile des Buchs vom Menschen.

In der Astronomie steht Neander ungefähr auf Melanchthons Standpunkt,[2] wie dieser verwirft er auch das Kopernikanische System. „Die Erde sagt er, ist unbeweglich, fanatischer Wahnwitz behauptet, sie bewege sich." Nicetas habe gelehrt: nichts in der Welt bewege sich, ausgenommen die Erde. „Besser gar keine, als so verschrobene Gedanken haben,"[3] sagt Neander. Die Definitionen der astronomischen Begriffe sind meist richtig.[4] Die Sterne haben nach ihm Einfluß, aber keinen nöthigenden, denn Gott regiert.

Die elementare Region befaßt 1) Die Meteora: die Atmosphäre und das Gewässer.[5] Neander erwähnt unter Anderm, daß zu seiner Zeit im Elsaß ein großer Stein aus den Wolken herabgefallen und in einer Kirche aufgehenkt worden sei. Es ist offenbar der in der Kirche zu Ensisheim aufgehenkte Meteorstein gemeint, dessen atmosphärische Abkunft von den Naturforschern erst zwei Jahrhunderte nach Neanders Zeit wissenschaftlich erwiesen und anerkannt, früher aber einer andern Nachricht, welche der Verfasser nach Avicenna mittheilt, gleichgestellt wurde, daß nämlich bei einem Regen ein Kalb vom Himmel gefallen sei.[6]

2) Metalla, das Steinreich. Neander erklärt sich gegen die Meinung, alle Metalle seien unvollkommenes Gold, jedes Metall habe vielmehr seine eigenthümliche Natur. Er spottet der betrügerischen Goldmacher, welche trotz ihrer Kunst bettelten. Dagegen berichtet er zweifellos, was man von den wunderbaren Kräften der Edelsteine fabelte,[7] ebenso daß man im Eisleber Schiefer das Bild des Papstes in seiner Amtskleidung abgedruckt gefunden. Er hat aber auch vieles

1) Philosophie ist: „cognitio earum rerum, quae possunt investigari ab hominibus etiam non renatis per Verbum et Sacramenta, sine auxilio spiritus sancti."

2) Es muß auffallen, daß Neander unter seinen Quellen nicht Johannis de Sacrobusto libellus de Sphaera aufführt, das verbreitetste Lehrbuch jener Zeit, welches auch Melanchthon 1531 herausgegeben hatte.

3) Nihil autem sentire est melius, quam tam prava. Phys. 1, 66.

4) In Bezug auf das platonische Jahr (Phys. 1, 26) zeigt Neander jedoch eine gänzliche Begriffsverwirrung. Er sagt: Sphaera Stellarum fixarum unum tantum gradum, id est quindecim milliaria germanica in 200 annis in suo orbe proprio contra primum mobile absolvit, adeo ut in suo circulo Zodiacum percurrat, quadraginta demum novem annorum millibus, idque Spatium philosophi magnum Platonis annum nuncupant.

5) Die Kometen rechnet Neander zu den meteoris der Atmosphäre. Er erwähnt auch (S. 102), daß bei Grimma eine Eisenmasse herabgefallen sei.

6) Phys. 79. Neander theilt dieß ohne alle kritische Bemerkung mit.

7) Ib. 126 ff.

Richtige, die mineralogiſchen Werke der zwei bedeutendſten Mineralogen ſeiner Zeit — des Conrad Gesner und Georg Agricola — führt er öfters an. — In einem Anhang ſpricht er von Kunſtwerken, deren Material aus dem Steinreich, von den berühmten Bildſäulen des Phidias, Praxiteles und Skopas, von den Pyramiden, Obelisken u. ſ. w.

3) Stirpes, das Pflanzenreich. Neander will die Pflanzen, welche für die Küche, Oekonomie, Medicin ꝛc. wichtig ſind, die Jünglinge kennen lehren, und zwar nach ihren Kräften. Er führt eine Menge Pflanzen an, und ſpricht beſonders von ihren arzneilichen Eigenſchaften: eine Anzahl Species kennt er durch eigene Anſchauung. Daß er ſich viel mit der Medicin beſchäftigt hat, zeigt ſich hier und im Verfolg häufig. Unter das wiſſenſchaftlich Behandelte miſcht ſich hier und da blind Abergläubiſches. Wenn er z. B.[1] angibt, wie man die Bäume eintheilen könne, in Wald- und Gartenbäume, Frucht bringende und unfruchtbare, ſo fährt er fort: Land- und Waſſerbäume, welcher Art jener Schottiſche Baum iſt, auf welchem Gänſe wachſen; in Schottland und an einigen andern Orten wachſen die Gänſe auf den Bäumen.[2]

Zuweilen führt Neander auch ſcurrile Reime an, welche man jetzt ſchwerlich in ein Schulbuch aufnehmen würde, z. B.[3]

Post sumtum vinum loquitur mea lingua latinum.
Et bibo cum bis ter sum in qualibet arte magister
Et potu septeno velut equus sine freno. —

Mit einer Belehrung über die Landwirthſchaft ſchließt dieſe Abtheilung.

4) Animalia, das Thierreich.[4] Ohne weitere Einleitung führt Neander viele Species auf, manche hat er ſelbſt beobachtet. Dann theilt er wieder vorzugsweiſe die thieriſchen Heilkräfte mit,[5] wie vorher die der Steine und Pflanzen.

Homo. Anthropologie. Hier betrachtet und beſchreibt Neander aufs Genaueſte den Menſchen nach Leib und Seele. Zur Selbſtkenntnis gehöre auch Kenntnis des menſchlichen Leibes,[6] ſeiner äußern und innern Organe, dieß um ſo mehr, als eigentlich jeder Menſch mediciniſche Kenntniſſe haben ſollte.[7] Von Neander ſelbſt wird geſagt, daß er „in der Medicin und Chemie ſo trefflich

1) Ib. 148.

2) „Qualis est Scotica illa arbor, in qua crescunt anseres in Scotia et aliquot allis locis, wachſen die Genſe auf den Bäumen.“ Ib. 148.

3) Ib. 252.

4) Ib. 313.

5) Ib. 465. An Wunderbarem mangelt es hier auch nicht. So z. B. theilt Neander aus C. Gesners historia avium lib. 3 einen Brief mit, in welchem erzählt wird, daß ſich zwei Nachtigallen in einem Regensburger Gaſthofszimmer bei nächtlicher Stille in deutſcher Sprache unterredet und dabei vorgebracht, was ſie alles bei Tage von den Gäſten gehört. Ib. 491.

6) Ib. 91. — 7) Ib. 84.

erfahren war, daß er kranken Schülern mit dienlichen Arzneimitteln hülfreiche Hand bieten konnte.“ [1] Der Betrachtung des Leibes schließt sich eine umfassende Psychologie an, welche bis zu den letzten Dingen führt. —

Ich habe Neanders Unterricht in der Geschichte, Geographie und Naturwissenschaft so ausführlich dargestellt, weil diese Lehrfächer auf seiner Schule weit mehr getrieben wurden als auf andern gleichzeitigen Schulen, und seine Lehrbücher eine solche Darstellung möglich machten. Er ward durch seinen Wissenstrieb bewegt, diese Disciplinen zu lernen und zu lehren, das tritt uns in jenen Büchern klar entgegen. Die Güte seines naturwissenschaftlichen Unterrichts war natürlich von dem damaligen Stande der Naturwissenschaften selbst abhängig. Nach jahrhundertlangem Schlummer erwachten diese endlich im 15ten und 16ten Jahrhundert.

Aber die neuen Wahrheiten, welche entdeckt wurden, waren zu Neanders Zeit noch nicht zu allgemeiner Anerkennung gelangt — so das Kopernikanische System; — viel alter Aberglaube galt dagegen noch als Wahrheit. Wunderliche nächtliche Phantasieen aus der Traumzeit früherer Jahrhunderte verflogen nicht sogleich bei der ersten Morgenröthe.

Nachdem wir nun aus Neanders Lehrbüchern näheres über den Unterricht in der Geschichte, Geographie und Naturkunde gehörigen Orts in den Lehrplan eingeschaltet, welchen er in seinem „Bedenken“ gibt, so möge hier noch folgendes aus dem Schlusse jener Schrift stehen.

Ein nach seiner Methode (bis zum 18. Jahre) unterrichteter Knabe „könnte[2] darnach, schreibt Neander, sich auf andere höhere Studia begeben, und derselben alsdenn ohne Hinderniß, fruchtbarlich warten, und in denselben in wenig Zeit auch viel ausrichten.“ „Auf vieles anhalten, habe ich endlich sagen müssen, wie ichs meinete, auch erfahren und noch teglich erfahre, der Jugend schleunig zu dienen (daß sie in zehen Jahren mehr lernen und studieren möge, denn sie wol sonst offte in zwantzig Jahren, und dennoch wohl nicht so fertig und richtig und so wol zu proficiren pfleget) und dies mit guten deutlichen deutschen Worten, obgleich zu Zeiten ein wenig Latein mit unter gelauffen, da mans nicht wol hat umbgehen mögen. . . . Habe ichs nicht bei einem jeden getroffen, so habe ichs doch gut gemeinet, und bleibe für mich dennoch sicher und gewiß, daß es ein gewisser, richtiger und guter Weg sei.“ —

Kehren wir nun zu Neanders Leben zurück. Im Jahre 1562 verheiratete er sich mit Anna Winkler aus Nordhausen, und erzeugte mit ihr 2 Söhne und 2 Töchter. Die eine Tochter Maria heiratete den Pfarrer Valentin Mylius in Ilfeld, denselben, welcher später die Leichenrede auf Neander hielt.

In dieser Rede finden sich Nachrichten über die letzten sehr erbaulichen

1) Havemann 23. 37. Vgl. Beilage IV. B.

2) Bedenken 42[b] sqq.

Lebenstage des Greises.[1] Kurz vor Ostern des Jahres 1595 begann seine Krankheit. Ehe er sich legte, empfing er in der Kirche noch einmal, nach herzlicher Beichte, das Abendmahl. Auf dem Sterbebette legte er ein streng lutherisches Glaubensbekenntnis ab. Als ihm der Prediger später aus dem 73. Psalm vorlas, wiederholte er mit Freuden die Worte: „Meines Herzens Trost und mein Theil!“ und sprach: „Gott sei gelobt in Ewigkeit! ist er meines Herzens Trost, so kann sich auch mein Herz nicht fürchten, ist er mein Theil, so bin ich wiederum sein Theil und kann uns der Feind in Ewigkeit nicht scheiden!“ Seine letzten Worte waren: „Ach wie wird mir doch die Zeit so lang werden, ehe ich dahin komme! und wie werde ich beneben meinen lieben Großeltern und Eltern so manchen frommen, lieben Christen und so viel guter, herrlicher Freunde da finden und antreffen; Gott helfe mir ja dazu balde. Amen.“ — „Dann neigte er allen mit dem Haupte zu und schlief seliglich im Herren ein, ohn einige Klage und Bewegung. Es war die vierte Stunde Nachmittags des 26sten Aprils 1595.“

Am 28. April ward sein Sarg von 8 Schülern zu Grabe getragen. Graf Heinrich von Stolberg an der Spitze seiner Räthe, sämmtliche Geistliche der Grafschaften Stolberg und Hohenstein folgten. Neben Thomas Stange ward er in der Klosterkirche beigesetzt.

5. Hieronymus Wolf.

Hieronymus Wolf, geboren zu Oettingen im Jahre 1516, starb 1580 in Augsburg als Rector des dortigen St. Annen-Gymnasiums. Er hat eine Selbstbiographie geschrieben,[2] welche von seiner Geburt bis zum Jahre 1570 — seinem 54sten Lebensjahre reicht. Wiewohl man an dieser Biographie ein Anhalten hat, so fällt es doch schwer, allen Kreuz- und Quer-Wegen oder vielmehr Sprüngen des höchst seltsamen Mannes zu folgen und einen klaren Ueberblick seines Lebens zu geben.

Des Hieronymus Vater war Georg Wolf, ein ehrenwerther öttinger Beamter; seine Mutter verfiel um die Zeit des Bauernkrieges in unheilbaren Wahnsinn, in welchem sie dreißig Jahre verlebte, und dann zu Kirchheim unter Teck starb.

In die strenge Zucht eines nördlinger Pfarrers gegeben, brachte Hieronymus es bis zu seinem 11ten Lebensjahre doch nur so weit, daß er deutsch lesen und schreiben lernte. In diesem Jahre (1527) ward er nach Nürnberg zu dem Juristen D. Julius geschickt, welcher ihn dem tüchtigen Schulmann Sebald Heyden[3] übergab, unter welchem er die Anfänge der alten Sprachen erlernte.

1) Bei Havemann 42.

2) Vgl. Beilage V. A. „Quellen“.

3) Heyden starb nach 44jähriger Amtsverwaltung. S. Wolfs Ed. von Cic. Cato (1569) *pag.* 106.

Aber dieser sein Lehrer selbst gab ihn im Jahre 1530 auf das Aegidiengymnasium, an welchem damals ausgezeichnete Männer — Camerarius, Eobanus Hessus, Schoner u. a. — lehrten. Der 14jährige Knabe war jedoch ihrer Lehre noch nicht gewachsen, seine Hoffnung, es zu werden, ward plötzlich zu nichte, da ihn der Vater nach Oettingen zurückrief und von da nach Harburg schickte, um hier als Schreiber zu dienen. Der dortige Kanzler Julius[1] wollte ihm sehr wohl und bemühte sich, ihn für das juristische Studium zu gewinnen. Jedoch vergebens, da Hieronymus nur Freude an Dichtern, an Virgil und Terenz, gegen die Institutionen aber einen entschiedenen Widerwillen hatte. Er übernahm damals, mit den Söhnen des Harburger Pfarrers Caesar den Terenz zu lesen. Von seinen Kameraden, rohen, lüderlichen, allem Studieren feindlichen Menschen, hatte er während seines Aufenthalts in Harburg viel zu leiden, so daß er nur einsam im Freien oder sehr früh, während die andern noch schliefen, ungestört von ihnen arbeiten konnte. Zuletzt entschloß er sich verzweifelnd, die von seinen Genossen so verhöhnten Studien aufzugeben und mit ihnen nach ihrer Weise zu leben. Er gieng deshalb nach Nördlingen, um sich hier einen Dolch, ein Baret mit einer Feder, Kniegürtel und andern Tand zu kaufen, mit welchem die Jugend an den Höfen sich herausputzt. Als er aber in die Stadt kam, war die Messe zu Ende, in die Kaufläden zu gehn scheute er sich; statt der Putzsachen kaufte er Bücher, die ein Frankfurter Buchhändler ausgestellt hatte, einen Valerius Maximus und ein griechisch-lateinisches Lexikon von Longolius; mit diesen Büchern kehrte er nach Harburg zu seinen Studien und Leiden zurück.

Eine Krankheit befiel ihn hier 1534, welche sieben Jahre anhielt.[2] Auf sein dringendes Bitten erlaubte ihm der Vater im folgenden Jahre, wieder nach Nürnberg zu gehen, um seine Studien am Aegidien-Gymnasium fortzusetzen. Aber in den 5 Jahren, seit er Nürnberg verlassen, hatte sich hier Alles verändert. Eobanus Hessus war fort, Camerarius in Begriff, nach Tübingen zu gehen. Hieronymus entschloß sich, dem letztern zu folgen. Er hörte bei ihm in Tübingen Vorlesungen über Sophokles, bei Scheggius über Lucian, bei noch andern über des Aristoteles *ὄργανον*, Euklid, Quintilian u. a. Aber nicht hinlänglich gegründet in lateinischer und griechischer Grammatik, nützten ihm jene Vorlesungen wenig. — Er klagt, daß man ihn bei seiner Ankunft auf schmähliche Weise deponiert habe, und erzählt, wie sehr er von der Meinung zurückgekommen: die

1) Die Erlanger akademische Bibliothek besitzt unter andern handschriftlichen Briefen Wolfs einen vom Jahre 1580 an den Rechtsgelehrten Dr. Christophorus Fabius Julius in Nürnberg, worin vorkommt: „Inclytae Julianae familiae avitam et paternam erga me benevolentiam," was sich höchst wahrscheinlich auf die zwei erwähnten, den Harburger und den Nürnberger Julius bezieht. — In einem zweiten Briefe an Joachim Camerarius den Jüngern nennt Wolf die obengenannten Lehrer des Aegidien-Gymnasiums, und fügt hinzu: Horum praestantium virorum ego immaturus auditor fui annos abhinc 50 (d. i. 1530), nur einer von allen lebe noch, Michael Rotingus dialecticus et rhetor.

2) *Γονόῤῥοιαν καλοῦσιν οἱ ἰατρῶν παῖδες.* Commentar. 797.

Studenten seien absonderlich gelehrt, viele könnten nicht drei oder vier Worte vorbringen ohne Schnitzer zu machen.

Der Vater hatte dem Hieronymus, als dieser Harburg verließ, versprochen, ihn noch zwei Jahre studieren zu lassen. Als diese Jahre um waren, entschloß er sich, um ohne des Vaters Unterstützung in Tübingen fortleben zu können, das höchst widerwärtige niedrige Amt eines Famulus zu übernehmen. Als solcher mußte er die Stuben heizen, Holz tragen, Teller waschen, Betten machen u. a. In dieser Zeit hörte er bei Scheggius über den Euagoras des Isokrates; so lernte er zuerst den Autor kennen, welchen er späterhin übersetzte und mehrmals edierte.

Als Famulus war Hieronymus auch Thürschließer. Leichtfertige Studenten, Nachtschwärmer verlangten von ihm: er solle ihnen in der Nacht aufschließen und sie nicht verrathen; sie zankten mit ihm, da er sich dessen weigerte. Verdrießlich hierüber verlangte er vom Rector den Abschied, ohne jene Studenten zu verrathen, indem er der Wahrheit gemäß angab, er wolle zum Vater, der in Nördlingen krank danieder lag. Hieronymus übernahm die Pflege des kranken Vaters, machte sich aber selbst später Vorwürfe, daß er sich hierbei so ungeschickt angestellt. Wollte Gott, sagte der Vater einmal lächelnd zu ihm, du wärest etwas kleiner und dafür etwas klüger. Da er sah, daß des Sohnes Gedanken immer bei den Büchern waren, so befahl er ihm, nach Tübingen zurück zu kehren, und um der Krankheit willen, bei welcher er ihm doch nicht helfen könne, seine Studien nicht länger zu unterbrechen. Beim Abschiede sagte er ihm: Habe Gott im Herzen, lebe tugendhaft, fliehe böse Gesellschaft, so wird dirs wohl gehen.

Drei Tage nach Hieronymus Abreise starb der Vater plötzlich am 20. April 1536 im 59sten Lebensjahre.

In Tübingen blieb Hieronymus nur kurze Zeit. Er fühlte sich krank, glaubte deshalb, seine angreifenden Studien nicht fortsetzen zu können, und nahm noch einmal eine Schreiberstelle in Würzburg (1537) an. Bald aber trieb ihn der angeborene Wissenstrieb fort nach Wittenberg, wo er Luther, Melanchthon, Winshemius, Amerbach, Reinhold u. a. hörte, im Griechischen und Latein Fortschritte machte, nicht aber in der Mathematik und Astrologie, weil ihm hier die elementare Grundlage fehlte.

Geldmangel nöthigte ihn 1539, Wittenberg zu verlassen, nach Nürnberg zu gehen und in Sebald Heidens Schule für jährliche 16 Gulden, frugale Kost und mäßiges Bier täglich 8 Stunden zu unterrichten. Bei dieser Strafarbeit („pistrino“) blieb er bis zum Jahre 1541, da ihn Veit Dietrich mit einer Empfehlung an Melanchthon nach Wittenberg zurückschickte,[1] durch welchen er

1) Mit Melanchthon war Wolf auch in Leipzig im Hause des Camerarius zusammen, wo man sich berieth, wie man den Namen Wolf latinisieren solle. Weder Ulpius noch Vulpius fand Beifall, Melanchthon entschied für Lycius. Aber Wolf ließ sich diesen Namen nur gefallen, bis er etwas in Druck gab, da er sich wieder Wolf nannte.

dann 1543 eine Rectorstelle in Mülhausen erhielt. Melanchthon hatte ihm an Justus Menius in Eisenach einen Brief mitgegeben, in welchem er die Gelehrsamkeit und Lehrgabe des Hieronymus lobte und nur wünschte: er hätte mehr Imponierendes.[1]

Aber bald sehnte sich Hieronymus zurück nach Nürnberg; auf Veit Dietrichs Betrieb ward er dahin berufen. Es wurde ihm der Unterricht von 12 ausgezeichneten Jünglingen übertragen. Zum ersten male fühlte sich der bis dahin überall unbefriedigte und unglückliche Mann ganz zufrieden. Die Schüler hatten ihn sehr lieb und lernten mit großem Fleiß und Erfolg. An heitern Tagen gieng er mit ihnen spazieren, er hatte Freude an ihren Spielen, ihrer Vocal- und Instrumentalmusik. Sein Unterricht fand Anerkennung und es ward ihm Aussicht zu einem guten Schulamte gemacht. Er berichtet selbst: in jeder Hinsicht sei es ihm wohl ergangen, daß ihm nichts zu wünschen geblieben und er beschlossen habe, bis an sein Ende in Nürnberg zu bleiben. — Aber es lief ganz anders ab; sein Glück war von kurzem Bestand. „Denn, so erzählt er, durch Vergiftungsversuche und Zaubereien ward mir so nachgestellt, daß ich am liebsten todt gewesen wäre. Und der Teufel und seine Gehülfen ließen nicht ab, bis sie mich nicht allein aus jenem meinem Amte, sondern auch aus der Stadt getrieben." Vergebens suchte man, den trübsinnigen Mann zu halten, er bestand darauf, daß man ihm den Abschied gab.[2]

Im Jahre 1547 nahm ihn der Straßburger Arzt Sebaldus Hawenreuter[3] in sein Haus und an seinen Tisch. Da arbeitete er mit unerhörtem Fleiße seine 1548 erschienene Edition und Uebersetzung des Isokrates aus; zuweilen, erzählt er, habe er 12 griechische Seiten an einem Tage fertig gebracht. — In Straßburg lernte er Johannes Sturm kennen, er schlug es ab, an dessen Gymnasium eine Lehrerstelle zu übernehmen, in der stolzen Meinung, wie er selbst

1) Der Brief ist mitgetheilt Beilage V. B.

2) Commentar. p. 829 sqq. Mense enim Dec. 1546 sex continuis diebus intempesta nocte subito terrore somno excutiebar. — Interjectis aliquot noctibus . . . terror ille revertitur, et sinistra capitis pars ita luxatur, ut mane attolli a me non posset. Pransitabam autem et coenitabam solus, atque alias vermes, alias araneolas in cibo reperiebam, vinum vero spuma, instar cerevisiae, saepe obductum afferebatur. Cum itaque jam constaret ex iis, quae fiebant, illo in loco me incolumem esse non posse, missionem a magistratu efflagitavi, nec impetravi tamen, quod me cogitationibus melancholicis, e studiorum assiduitate contractis, laborare, et non insidias vitae meae strui putabant. Doch erhielt er Urlaub und brauchte das Wildbad. Eine Zeit lang lebte er dann ohne Beunruhigungen, als aber die terrores und pericula wiederkehrten, drang er auf den Abschied und erhielt ihn. Ac diu patroni, in tantis malis me tanquam delirantem et vana somnia mihi fingentem, et objurgabant et deridebant.

3) Hawenreuter las bei der Straßburger Akademie über Physik. Vergleiche Pädagog. 1, 289. Die Erlanger Bibliothek besitzt das Exemplar des Isokrates, welches Wolf laut seiner eigenhändigen Inschrift, dem Archiater Hawenreuter seinem Freunde und Patron schickte „in cujus aedibus Isocratica conversio anno 1547 absoluta est."

beſchämt geſteht, er könne auf eine höhere Stellung Anſpruch machen. Von Straßburg zog er nach Baſel, wo Augsburger Jünglinge ſeiner Leitung anvertraut wurden, zugleich beſchäftigte ihn die Ausgabe und Ueberſetzung des Demoſthenes. Sebaſtian Caſtalio berieth ihn hierbei in Bezug auf reine Diction, beſonders warnte er ihn vor jeder „Formula," welche er nicht bei einem Claſſiker nachweiſen könne.[1]

Zwei Jahre arbeitete er in Baſel an jener Ausgabe des Demoſthenes, als ſie gedruckt war, trug er dieſelbe auf dem Rücken nach Augsburg und übergab ſie an Johann Jacob Fugger, dem er ſie gewidmet hatte. Drauf kehrte er nach Baſel zurück, und ritt von da, begleitet von ſeinen Augsburger Schülern, nach Paris. Hier verkehrte er mit Petrus Ramus, Adrian Turnebus, Ambroſius Lobwaſſer, Sigfried Pfinzing aus Nürnberg. Einige franzöſiſche Gelehrte bekrittelten oberflächlich und neidiſch ſeinen Demoſthenes. Dieß und manches Andere machte ihm Paris ſo unleidlich, daß er ſich eilig entſchloß, die Stadt zu verlaſſen und die ihm übergebenen Jünglinge gegen den Willen ihrer Aeltern einem etwa zwanzigjährigen jungen Manne anzuvertrauen, der ihn von Baſel nach Paris begleitet hatte. Eine 13tägige jämmerliche Februarreiſe brachte ihn nach Baſel zurück, von da gieng er nach Augsburg, wo er ankam, als eben Karl V., von ſeinem Sohne Philipp begleitet, dort Reichstag hielt.

Bald nach ſeiner Ankunft nahm ihn der ſchon erwähnte Joh. Jacob Fugger als Secretär und Bibliothekar ins Haus. Hier vollendete er mehrere gelehrte Arbeiten, beſonders neue verbeſſerte Ausgaben des Demoſthenes und Iſokrates.

Am S. Annen[2] Gymnaſium in Augsburg hatte man im Jahre 1536 den tüchtigen Rector Xyſtus Betulejus angeſtellt. Die Anſtalt gedieh unter ſeiner trefflichen Leitung; ſie verfiel aber, da Krankheit ihn nöthigte, das Rectorat aufzugeben. Dem Verfall zu ſteuern, berief man 1553 den Matthaeus Schenk aus Konſtanz, einen Schüler Sturms. Ihm gelang jedoch die Wiederherſtellung nicht; vergebens ſuchte man deshalb den Camerarius zu gewinnen. Da ſchlug Jac. Fugger ſeinen Bibliothekar Wolf zum Rectorat vor, Schenk ſelbſt ſtimmte von Herzen bei.[3] Joh. Baptiſta Hainzelius[4] unterhandelte darüber mit Wolf, dieſer ſagte zu und trat 1557 das Amt an. Bei ſeinem Amtsantritt übergab er dem Magiſtrat eine „deliberatio de instauratione Augustanae scholae ad S. Annam." „Ich geſtehe, ſagt Wolf,[5] daß mir beim Schreiben die von

1) Wolf erkennt dieß ſehr dankbar an in der Dedication des Demoſthenes an Fugger. Apparatus critici ad Demosthenem Vol. II pag. 1135. 1139. Vgl. aber Commentar. p. 837 sqq.

2) Mezger 2, 6.

3) Ib. 2, 9. 10.

4) Comment. 850. Nach dem Epitaph Wolfs (Beil. V. C.) war dieſer Joh. Baptiſta Vater von 6 Söhnen.

5) Commentar 861. Vgl. die Darſtellung, welche ich aus Sturms Schulſchriften entnahm *(S. 255 sqq.)*, mit der Deliberatio Wolfs.

Michael Toxites, vorzüglich aber die von Joh. Sturm über das Schulwesen herausgegebenen Bücher eine Hülfe waren, wiewohl ich sie nur zum kleinsten Theile meinem Zwecke anpassen konnte." Eine Vergleichung von Sturms Gymnasialschriften mit Wolfs „deliberatio" bestätigt dieß. So verschieden Wolf durch Charakter, Talente und seinen ganzen Lebensgang von Sturm war, so verschieden ist sein Schulplan von Sturms pädagogischen Schriften nach Form und Inhalt. Dieß wird sich schon aus folgendem kurzen Auszug dieses Plans ergeben:

[1]Ziel und Zweck des Gymnasiums ist, nach Wolf, daß die Schüler durch Unterricht in Religion, alten Sprachen und Philosophie soweit gefördert werden, daß sie später auf der Universität ohne Hülfe eines Lehrers selbständig zu leben und zu studieren im Stande sind.[2]

Das Gymnasium verlangt Lehrer, welche guten Rath annehmen. Die Lehrer der untern Klassen mögen immerhin weniger gelehrt sein, wofern sie nur ihr Amt mit Liebe und Gewissenhaftigkeit verwalten.

Es bedarf einer festen, genauen Lehrweise, bei welcher man beharrt, bis Umstände eine Veränderung rathen oder gebieten.

Weniger als 5 Klassen darf die Schule einer Stadt von Augsburgs Größe nicht haben: wird später eine Vermehrung nöthig, so muß vor Allem die unterste Klasse in zwei getrennt, die Schüler, welche lesen, schreiben und auswendig lernen, müssen von den Abc Schülern geschieden werden.

Fünfte, unterste Klasse.

Der Lehrer braucht, wie erwähnt, nicht ausgezeichnet gelehrt zu sein, desto mehr ist nöthig, daß er geduldig ausdauernd zur Arbeit, ernst und zugleich freundlich sei, gut schreibe und eine gute Aussprache habe.

Nicht leicht darf ein Knabe vor dem fünften Jahre aufgenommen werden, er müßte denn ganz vorzüglich begabt sein.

Die einfachste Tabella elementaria werde gebraucht, worin das Vater unser, der Glaube, der Dekalog und Tischgebete; strittige Punkte sind Sache der Theologen.[3] Außer dem Katechismus sind die Schulbücher: Rivius Grammatik und Cato.

1) Mezger 2, 11 sqq. und 3, 3 sqq.

2) Wolf ist deshalb gegen das immatura aetate et doctrina in academias properare. Riv. 700.

3) Die Sacramente erwähnt Wolf nicht, im Comment. p. 861 erzählt er aber, daß bald nach seinem Amtsantritt: studiis quorundam effectum est, ut minor catechismus Lutheri Germanicus classicis pueris ediscendus proponeretur. Die Tabella elementaria scheint eine Fibel gewesen zu sein, jedoch lateinisch. Denn es heißt: Praeceptor . . . tabellae elementariae preces omnes pueris interpretabitur, et memoriae mandare una cum Catechesi Germanica jubebit Deliber. von 1576 (bei Rivius pag. 621), nach welcher die Schüler der untersten Klassen auch am Sonnabend die Perikopen des folgenden Sonntags aufsagen mußten. (ib. 622.)

Die Klasse zerfällt 1) in Abc Schüler, 2) (Latein) Lesende, 3) (Latein) Schreibende und Auswendiglernende.[1] Jede dieser drei Abtheilungen theilt sich wieder in Decurien mit beaufsichtigenden Schülern (Decurionen) an der Spitze. Ist die Zahl der Abc Schüler sehr groß, so können fähigere Schüler lehren helfen.[2]

In der Regel soll jeder Schüler 18 Monate in dieser (und jeder) Klasse bleiben, dann vorrücken. Jede untere Klasse muß zur folgenden höhern vorbereiten, alle Klassen sollen Einen Organismus bilden.

Täglich sind drei Lehrstunden Vormittags, 3 Nachmittags; um 9 und um 3 Uhr fallen kurze Erholungspausen. Beim Auf- und Abgeben ꝛc. während dieser Pausen sollen die Schüler der drei obersten Klassen einzig latein sprechen; wer das nicht kann, der schweige; so lange der Knabe nicht richtig zu sprechen im Stande, ist sein Schweigen recht löblich.[3]

So viel als möglich vermeide man es, die Knaben zu schlagen, man ziehe sie mit Worten tadelnd und lobend, lasse zur Strafe auswendig lernen; vor Allem suche man ihnen Liebe zum Lernen einzuflößen.[4]

Eine Prüfung ist nöthig, um zu erfahren: ob ein Schüler reif sei in eine höhere Klasse vorzurücken; das sicherste Examen aber sind tägliche Repetitionen des Lehrers; durch diese lernt er am besten die Fähigkeiten und Kenntnisse der Schüler kennen. Keiner werde promovirt, der nicht Alles was in seiner Klasse gelehrt wird, völlig inne hat. — Wie es jedoch jetzt mit der Augsburger Schule steht, sagt Wolf, so wären ihr Remotionen der Schüler nöthiger als Promotionen; fürchtete ich nicht die untern Klassen zu überfüllen, die obern auszuleeren, so würde ich solche Remotionen vornehmen.

Vierte Klasse.

Eine kurze reine Erklärung des Katechismus wäre nicht unnütz, läge man nur nicht immer noch im Streit darüber, was wahre reine Lehre sei. Den geförderten Schülern empfehle man vorzüglich das neue Testament, den Psalter, die Sprüche Salomos und den Sirach früh und Abends unter Gebet zu lesen

1) Finis infimae classis literas agnoscere, colligere syllabas, tabellam legere, literas pingere, bina vocabula quotidie ediscere, heißt es in einem andern Lehrplan übereinstimmend. Riv. 631.

2) Nach Art der Monitoren. Decurien und Decurionen hatte auch Sturm, hatten die Würtemberger Schulen, die sächsischen Fürstenschulen und die Jesuiten.

3) Nec minima pueri virtus est tacere, cum recte loqui nesciat. Vgl. dagegen Sturm (S. 299 Anm. 3).

4) Wie streng damals die Ruthe, auch bei geringen Vergehen, gehandhabt wurde, zeigen die Schulgesetze von Sebald Heyden, vom Jahre 1530. Siehe Beilage V. D. Wolf sagt: (Riv. 664) elaboretur ut praeceptor a discipulis ametur magis quam formidetur, autoriate semper incolumi atque integra. Ad eam rem opus est ingenils neque tetricis, neque iracundis, neque somniculosis, sed alacribus, humanis et facetis.

und ihren Sinn mehr auf ein reines Leben und Liebe gegen Gott und Menschen zu richten, als auf religiösen Hauud der Streit.

In der Klasse sind zu lesen: des Erasmus Büchlein de civilitate morum, Sentenzen und kürzere Briefe Ciceros; aus dem zweiten und dritten Buch von Rivius Grammatik werde das Nöthige auswendig gelernt, das erste Buch — die Anfänge der Grammatik und einen Theil der Formenlehre — lernen die Schüler schon in der fünften Klasse. Das Gedächtnis werde geübt, doch nicht überladen. Die einzelnen Worte sind möglichst nach ihrem eigentlichen Sinn zu erklären.[1] Bei der Erklärung sind die Schüler immer auf die Regeln der Grammatik zu verweisen, natürlich nur so weit ihnen diese bekannt sind. Man mache sie aufmerksam, daß nicht alles Lateinische auf deutsch mit gleich vielen Worten und in derselben Ordnung wiedergegeben werden könne, bald seien Worte hinzuzufügen, bald wegzulassen, bald zu verändern, auch müsse man Fleiß anwenden, die Muttersprache nicht ungeschickt, stockend, nicht so zu sprechen, daß man von Bauern nicht verstanden und verspottet wird. Der Lehrer kann hierzu die Schüler beim Uebersetzen aus dem Latein ins Deutsche anleiten.

Phrasen Ciceros sind zu excerpieren,[2] deutsche Redweisen, die nur wenig von denen Ciceros abweichen, ins Lateinische zu übertragen, um die Schüler allmählich zu gewöhnen, latein zu sprechen und zu schreiben.

Der häusliche Fleiß der Schüler darf nicht durch verkehrte Nachsicht und Aengstlichkeit der Mütter leiden.

Behufs derCorrectur muß jeder Schüler seine schriftliche Arbeit zuerst laut vorlesen, damit die Mitschüler an der Correctur Theil nehmen können. Dann lese der Lehrer selbst das Scriptum und verbessere, was etwa beim Vorlesen übergangen worden, das Corrigierte werde sauber ins Reine geschrieben.

Die Schüler müssen den Erklärungen des Lehrers nicht nur aufmerksam folgen, sondern, was ihnen höchst förderlich, durch Privatfleiß dem Erklären möglichst vorzugreifen[3] trachten.

Auf die vorzüglichern Schüler muß der Lehrer besonders sein Augenmerk

1) Das Nähere hierüber soll weiterhin aus einer Zugabe Wolfs zu Rivius Grammatik mitgetheilt werden.

2) Ueber die Art, wie die Phrasensammlungen anzulegen seien, ob alphabetisch oder nach bestimmten Rubriken u. s. w., darüber äußert sich Wolf an einer andern Stelle (Riv. 690 sqq.). Unter Anderm sagt er: Alii longe eruditius, ordinem aliquem rerum sequuntur, easque eodem cum verbis loco, conduplicata utilitate conjungunt; Cujusmodi est Julii Pollucis . . . praeclarum opus, et lectione et imitatione dignissimum, sed idem difficillimum. Quotus enim quisque reperiatur, qui vel in vernaculo sermone, proprie et eleganter loquatur de re equestri, de venatione, de architectura. de tanta rerum et artium varietate (Ib. 692). Ein Urtheil, als hätte Wolf den Comenius schon im Auge gehabt.

3) Wir werden sehn, daß Ratich hierüber ganz entgegengesetzter Meinung war. Vgl. Riv. 663. 664.

richten, doch so, daß er keinen, der nur einige Hoffnung gibt, vernachlässigt. Man weise keinen Schüler an die Eltern zurück, bevor er nicht die drei untersten Klassen absolviert hat. Hat er dieß binnen 5 Jahren und doch nichts gelernt, so rathe man seinen Eltern, an ihren Knaben nicht vergebens Zeit und Geld zu verschwenden. Sie müßten es denn übrig haben, denn für reicher Leute Kinder ist es besser, sie lernen, sei es auch noch so weniges, als daß sie prassend und faul schlechtere Dinge treiben.[1]

Sind die Schüler ungefähr ein Jahr lang in dieser vierten Klasse und haben die Hauptregeln[2] der Syntax kennen lernen, dann erst mögen sie anfangen, latein zu sprechen und zu schreiben. Vieles bleibt in dieser Hinsicht der Treue und Klugheit der Lehrer anheimgestellt, Erfahrung wird so manches lehren, was sich nicht zum Voraus im Programm bestimmen läßt. Sie dürfen jedoch keine Abänderungen treffen, ohne sich mit dem Rector zu berathen, der ja für seine und seiner Kollegen Amtsführung Rechenschaft geben muß und nicht für das einstehn kann, was andere verschulden. Seinerseits wird aber der Rector freundlich und bescheiden auf richtige Erinnerungen hören, kämen sie selbst von einem Knaben. — Wer wollte überhaupt nicht lieber einem Manne gehorchen, der klug und menschlich befiehlt, als selbst unter Beschwerlichkeiten, Sorgen und Gefahren über andere gesetzt sein.

Beim Interpretiren der Autoren soll sich der Lehrer dieser Klasse nicht auf Dialektisches und Rhetorisches einlassen, es müßte denn gelegentlich im Vorbeigehn und kurz geschehen. Es gibt solche Knaben, welche vieles beiläufig Berührte besser lernen, als wenn dasselbe ihnen förmlich gelehrt wird.

Dritte Klasse.

Hier tritt das Griechische ein; welches, wenn es schon dem Latein nachsteht, doch in wohl eingerichteten Schulen nicht zu vernachlässigen ist, da Philosophie und alle guten Künste uns vollkommener von den Griechen als von den Lateinern überkommen sind.

In dieser Klasse sind des Murmellius ausgewählte Stellen aus römischen Dichtern, aus Ovid, Tibull, Catull und Properz zu lesen, und beiläufig manches aus der Metrik zu lehren. Von Prosaischem lese man das dritte und vierte Buch der Briefe Ciceros, dazu die Bücher de amicitia und de senectute. Die schriftlichen Arbeiten dürfen nicht zu weitläufig sein, sind sie gleich umfassender als in der vorigen Klasse.

Zweite Klasse.

In der Grammatik schreitet man zu den zwei letzten Büchern von Rivius Grammatik, zur Syntax und Prosodie fort. Hat ein Knabe dazu Anlage, so

1) Dieselben Klagen wiederholt Wolf 1576. Riv. 651. sqq.

2) Communiores regulae syntaxis a libro sexto Rivii . . . eis tradentur, „Communiores", denn erst in der zweiten Klasse wird die Syntax vollständig gelehrt.

mag er einmal in der Woche es verſuchen, ein Verslein (versiculum) zu machen; invita Minerva dieß zu thun, ſoll keiner genöthigt werden. Man leſe Ciceros Briefe ad Familiares, Ovids libelli de tristibus oder ex Ponto, Virgils Bucolica und Georgica; von Griechen: die libelli Aristotelis et Plethonis de virtutibus, deren erſtes ganz auswendig zu lernen iſt.

Die Schüler dieſer Klaſſe müſſen ein lateiniſches und ein griechiſches Lexikon haben, um ſich zu Hauſe gründlich auf das, was in der Klaſſe geleſen wird, vorbereiten und ſelbſt des Lehrers Erklärung vorgreifen zu können. Ebenſo iſt häusliche Repetition nöthig.[1] Erweckt man Liebe zur Weisheit und Tugend in den Herzen der Schüler, ſo wird bei ſolchem freiwilligen Arbeiten dieſe Liebe den Lehrer erſetzen.

Erſte Klaſſe.

Hier wird Dialektik und Rhetorik gelehrt; geleſen werden: Caesaris commentarii de bello Gallico et civili, officia Ciceronis, Isocrates, und wenn es die Zeit erlaubt: die Aeneide. Themata zu Ausarbeitungen werden nicht nur gegeben, ſondern zugleich einige Anleitung zum Erfinden und Disponieren. Zuweilen mögen ſich die Schüler ſelbſt ein Thema wählen. Alle Ausarbeitungen zu corrigieren erlaubt die Zeit gewöhnlich nicht, der Lehrer muß ſich daher auf eine Zahl derſelben beſchränken, kein Schüler darf aber vorher wiſſen, welche Arbeiten corrigiert werden, und jeder kann daher erwarten, daß die ſeinige darunter ſei.

So weit Wolfs Deliberatio. Bei Ausführung ſeiner Vorſchläge mußte er viel Widerſpruch erleiden.[2] So war man gegen den Gebrauch von Rivius Grammatik;[3] man tadelte es, daß die Schüler ſtatt einiger weniger Klaſſiker den ganzen Caeſar, Cicero, Virgil u. a. läſen, ja ſogar auch Griechen, den Homer, Demoſthenes und Iſokrates. Gymnaſiallehrer verdroß es, daß Wolf von ihnen wie von ſich ſelbſt ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit in der Amtsführung verlangte.

1) Wolf ſagt (Riv. 619): eine domestica praemeditatio et repetitio, a me puero, nondum septem annos nato, et verbis et verberibus exigebatur. Cogebamur item et minimi et maximi tam hyberno quam aestivo tempore aut hora quinta in schola esse aut vapulare. Vgl. Beilage V. D. die leges scholasticae von Sebald Heyden.

2) Mezger 3, 9 sqq.

3) Rivius Grammatik ward ſchon von Schenk im Jahre 1558 in Schutz genommen. Die betreffende epistola Schenks iſt unſerer Ausgabe von Rivius vorgedruckt. Beſonders griff man es an, daß die Grammatik nicht in den unterſten Klaſſen binnen 2 Jahren abſolviert, dieſelbe vielmehr von der fünften bis zur zweiten Klaſſe (alſo 6 Jahre lang, in jeder Klaſſe 1½ Jahr) betrieben wurde. Wolf ſagt: Opus Rivii de tribus docendi artibus in quinque nostras classes ita distribuimus, ut primus Grammaticae liber quintae et infimae; secundus et tertius quartae; quartus et quintus tertiae; sextus et septimus una cum praeceptis copiae, secundae tribuantur. Dialecticam et Rhetoricam prima et suprema classis sibi vendicabit. In hac distributione id spectamus, ut quaelibet classis inferior superiori subserviat, et quasi manum porrigat, donec ab ima quasi per certos gradus ad summum usque adscendatur. (Riv. 658.)

Wollten[1] die Männer, welche ein Lehramt übernehmen, gut sein, nicht bloß gut scheinen, schreibt er zwei Jahre nach seinem Amtsantritt, wollten sie nicht Augendiener sein, sondern als vor den Augen Gottes ihr Amt verwalten, dem sie einst Rechenschaft zu geben haben, so würde es keiner weitern Aufsicht bedürfen. Aufs Verkehrteste geht aber Uebelnehmerei mit Unwissenheit Hand in Hand und Arbeitsscheu mit der Hoffnung, befördert zu werden.

Doch war es dem Gedeihen des Gymnasiums sehr förderlich, daß der Magistrat nach wenigen Jahren Geld zur Vermehrung des Klassen hergab, und Wolf an Schenk und Simon Fabricius[2] Collegen hatte, welche sehr gewissenhaft und fleißig ihm bei allen Verbesserungen Beistand leisteten.

Wären unter den Schülern nur nicht so viele Arme gewesen, die bettelnd und vor den Thüren singend Unterhalt suchen mußten, dagegen unter den Bürgern so viele Reiche, welche, einzig auf Gewinn bedacht, die Wissenschaften verachteten, oder ihre Kinder nur auf kurze Zeit dem Gymnasium anvertrauten, weil sie neue Sprachen erlernen und auf Handelsreisen ausgeschickt werden sollten.

Wolf hatte das Rectorat auf 5 Jahre übernommen, nach Ablauf dieser Zeit wollte er, verdrießlich über so manches Widerwärtige, das Amt aufgeben. Nach Königsberg, Straßburg, Altorf und Lausanne hatte er Rufe erhalten und würde einem derselben gefolgt sein, hätte ihn nicht Hainzelius, den er sehr hochachtete, zurückgehalten, indem er ihm vorstellte, daß der Senat seine Verdienste ganz anerkenne und jenes Widerwärtige durch Beständigkeit überwunden werden könne. Er blieb unter der Bedingung, daß ihm die Aufsicht über seine Collegen abgenommen werde und er fortan nur den ausgezeichnetern Schülern Unterricht zu ertheilen habe.[3]

Im Jahre 1576 erschien eine zweite deliberatio de Augustani Gymnasii instauratione,[4] aus welcher besonders die Veränderungen im Gymnasium zu ersehen sind, welche seit Wolfs Amtsantritt seit 18 Jahren geschahen. „Es sind jetzt 9 Klassen," beginnt der Verf., ursprünglich waren nur 5. Daher ward natürlich eine ganz neue Bestimmung der Aufgabe jeder einzelnen Klasse nöthig, wenn gleich im Ganzen die Aufgabe sämmtlicher nun dieselbe blieb. Der Ein-

1) Mezger 3, 12.

2) Wolf schreibt an Eusebius Episcopius: . . . Egi cum egregie docto et honesto viro Simone Fabricio, scholae nostrae magistro diligentissimo, cujus et ingenii acumen . . . et in graecis literis judicium atque exercitatio nota mihi esset & cet. Appar. crit. ad Demosth. 2, 1176. Vgl. Mezger 3, 13. Anm. 5. Simon Fabricius ward zu Markt Bibert in Franken 1533 geboren und starb 1593.

3) Wolf erzählt vorliegendes in der Dedication seiner Ausgabe des Isokrates von 1570, und sagt zu dreien seiner Collegen gerichtet: Vos hactenus vere scholarchas egistis: ea suscepta et pubis scholasticae et ludi magistorum cura, ac si alteri filii, alteri clientes vestri essent.

4) Riv. pag. 616.

tritt ins Gymnasium sollte in der Regel ins 7te Jahr,[1] der Austritt ins 16te Jahr fallen, so daß der Schüler in jeder Klasse ein Jahr — nicht wie früher 1½ Jahr — saß.

Mehreres findet man in dem Schulplan von 1576, was in dem frühern nur beiläufig oder gar nicht erwähnt ward. So: Regeln der Kalligraphie, besonders werden monströse Schnörkel verworfen.[2]

Dann heißt es: man habe Sorge getragen, daß Schüler, welche Schönschreiben und Arithmetik zu lernen wünschten, nach den Schulstunden für ein mäßiges Honorar Unterricht erhalten könnten; eine Gelegenheit, die sich nur bei wenigen Gymnasien finde.[3]

In der zweiten Klasse sollen die loci des Murmellius und die Bucolica gelesen werden. Vielleicht, heißt es, könnte man diesen eine Komödie des Terenz hinzufügen, welche etwa in zwei Monaten zu Ende gebracht würde;[4] wofern man es nicht vorzöge, das dreizehnte Buch von Ciceros Briefen, oder auch abwechselnd Terenz und Cicero zu lesen. — Alle Jahr 2 Stücke des Terenz auswendig lernen und aufführen zu lassen, was den meisten Bürgern gefällt, das würde ich, sagt Wolf, für nützlich halten, lehrte die Erfahrung nicht, daß die Gedanken der Knaben von solchen Aufführungen so in Anspruch genommen werden, daß sie die übrigen Studien unterweilen vernachlässigen.[5]

Das publicum auditorium Wolfs, war eine Art Selecta, Lycealklasse, in welcher die Schüler bei einer geringen Zahl von Lehrstunden um so selbständiger für sich arbeiten sollten. Er klagt aber sehr über Zuchtlosigkeit und Nachlässigkeit dieser Schüler; und verlangt von ihnen Achtung gegen alle Lehrer und überhaupt gegen ältere würdige Männer.[6]

Wiewohl der klassischen Studien im Verlauf der Erzählung öfter gedacht worden, so möge doch zur Vervollständigung das Folgende hinzugefügt werden.

1) Sexto et quinto non nisi li, in quibus alacrior indoles apparet. Die Aufgenommenen sind prorsus *ἀναλφάβητοι*, Riv. 660.

2) An einer andern Stelle sagt Wolf: Quorsum enim caudatae istae literae, perplexique ductus, et insolentes figurae . . . Scripturae finis est prima laus est perspicuitas et (ut significantius Graeci dicunt) *εὐανάγνωστον*. Riv. 598. Wie handschriftliche Briefe, welche die Erlanger Bibliothek besitzt, beweisen, schrieb Wolf selbst meist sehr unleserlich.

3) Rivius 624. Im Ueberblick der Klassen (Riv. 643) heißt es: Hora decima et quarta extra ordinem docetur scriptura elegantior et arithmetica: *si qui* illius opera uti *volunt*.

4) Dagegen vgl. die Praxis der Ratichianer (Pädag. 2, 35 f.): Singulis Septimanis Comoedia una absolvitur . . . . donec sex septimanis Terentius omnino perlectus et expositus fuerit. (!)

5) Riv. 630. Dagegen vgl. Sturm S. 300 f.

6) Riv. 635. Daß dieses „publicum auditorium" nicht mit der Straßburger Akademie zusammengestellt werden könne, zeigt ein Blick in den Lectionskatalog der Akademie, S. 288 f. Unter der Aufschrift: Hoc tempore (1576) quid in auditorio agendum führt Wolf an:

Die Lateiner,[1] ſagt Wolf, waren in der Hinſicht beſſer daran, daß ſie einzig griechiſch zu lernen brauchten und zwar nicht ſowohl durch Unterricht, als durch Zuſammenleben mit Griechen. Noch glücklicher waren aber dieſe, da ſie, ſich an ihrer Mutterſprache genügend, ſobald ſie nur leſen und ſchreiben gelernt, zum Studium der freien Künſte und der Philoſophie übergehen konnten. Uns aber, die wir viele Jahre auf das Erlernen fremder Sprachen verwenden müſſen, iſt der Eintritt in die Pforten der Philoſophie ſehr erſchwert. Denn lateiniſch und griechiſch verſtehn, iſt ja an ſich noch nicht Gelehrſamkeit, ſondern nur Eingang und Vorhof derſelben; jedoch lernt man zugleich mit den Worten manches Wiſſenswürdige, wofern man nur aufmerkſam gute Autoren lieſt.

Güte des Inhalts und des Styls ſind z. B. bei Plato, Iſokrates, Cicero, innig verbunden. Man gebe den Schülern nur Gutes und ſehe nicht darauf, ob ſie es ſchon verſtehen, ſondern darauf, daß ſie dem Gedächtnis einprägen, was ihnen, wenn ſie es ſpäterhin begreifen lernen, förderlich iſt.[2]

Beim Erklären eines Klaſſikers für Schüler einer untern Klaſſe empfiehlt Wolf ſo zu verfahren: Man erkläre zuerſt die einzelnen Worte, möglichſt nach ihrer eigentlichen Bedeutung und zwar in der gegebenen Ordnung. Dann ordne man ſie aber, wie es die Grammatika verlangt (conſtruire). Da dieſe grammatiſche Ordnung oft der der Mutterſprache nicht entſpricht, ſo werde zuletzt die ganze Periode zuſammengefaßt, daß man das gute Griechiſche in gutes Latein, dieſes in gutes Deutſch überſetze. Wenn Iſokrates ſagt: *πολλοῖς ἡ γλῶττα προτρέχει τῆς διανοίας*, ſo bedeuten die einzelnen Worte: *πολλοῖς* multis; *ἡ γλῶττα* lingua; *προτρέχει* praecurrit; *τῆς διανοίας* cogitationis. Das iſt eine ungereimte Ueberſetzung, ſie zeigt aber die Verſchiedenheit der Conſtruction und auf dieſem Wege lernen die Knaben nicht bloß Worte, ſondern auch die casus kennen und die tempora und modi der Zeitwörter. Die grammatiſche Ordnung jener Worte iſt aber: *ἡ γλῶττα προτρέχει πολλοῖς πρὸ τῆς διανοίας*, ob es gleich beſſer wäre, das verbum compositum zu zertheilen: *ἡ γλῶττα τρέχει πολλοῖς πρὸ τῆς διανοίας*. Latein könnte man es ſo überſetzen: Multi sunt quorum cogitationem lingua praecurrit. Auf deutſch hieße es wörtlich: Vil ſein der gedanken die zung vorlaufft, oder vbereylet. Der Sinn iſt: Vil leut reden, ee ſy ſich bedenken.[3]

Wolf ſchrieb ein Somnium de expedita in bonis autoribus interpretandis

(Riv. 654) Leſen der Klaſſiker, Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen und in das Griechiſche und Lateiniſche, Rhetorik, Dialektik, Pomponius Mela, elementa mathematum et Hebraicae linguae. Allein er fügt hinzu: sed haec omnia ejusmodi sunt, ut in praesentia definiri certo nequaquam possint.

1) Riv. 709 sqq. Beil. V. E.

2) Ib. 729. Vgl. das Päd. 3, 1, 34 über das Auswendiglernen von Bibelſprüchen und geiſtlichen Liedern Geſagte.

3) Riv. 682. Hiemit vgl. Kromeyer 2, 24; Hamilton 3, 1, 75 ꝛc.; vorzüglich aber Meierotto (Päd. 3, 1, 103 sqq.), welcher ganz im Sinne H. Wolfs verfuhr.

progressione,[1] von welchem er aber selbst sagt, es sei geringe Hoffnung, sein Ideal zu realisieren,[2] auch eigne sich die von ihm dargelegte Lehrweise mehr für Privatunterricht als für Schulen. Wie Wolf aber beim Auslegen der Klassiker in höheren Gymnasialklassen wirklich verfuhr, das ersieht man am besten aus seiner Ausgabe von Cicero de officiis, welche nämlich aus dem Lesen der Officia mit seinen Schülern hervorgieng.

Er meinte zwar, was er den Schülern gesagt, sei gar nicht geeignet, Männern im Druck vorgelegt zu werden, sein freundlicher College Schenck drang aber so lange in ihn, bis er das Buch publizierte.[3] Aus der Einleitung zu diesem Commentar lernen wir nun die Art näher kennen, wie Wolf seinen Schülern die Klassiker interpretierte. Die Kritik des Textes fertigt er kurz ab, hierauf giebt er die Disposition, einen Ueberblick des ganzen Werks, dann eine kurze Erklärung schwieriger Worte, welche der Schüler nicht selbst aus einem Lexikon entnehmen kann, oder aus andern allgemein bekannten Büchern. Er will nicht, daß man sich darauf setze, den Schülern etwas gleich beim ersten male, wenn es vorkommt, durchaus begreiflich machen zu wollen und ihrem Gedächtnis fest einzuprägen, das langweile sie, komme doch dasselbe im Verfolg wieder und wieder vor, und der Schüler lerne es durch solch allmähliches Wiederholen. — Wolf verwirft auch die Art, daß man bei einer Stelle des Klassikers alles vorbringt, was nur im Entferntesten auf das darin Vorkommende Bezug hat, wie z. B. die thun, welche, wenn etwa die Astrologie oder Philosophie erwähnt werden, weitläufig sich über diese Wissenschaften auslassen.[4]

Die Hauptsache, maxime necessarium beim Lesen der officica sei aber: die Schüler zur Erkenntnis des Wahren und Guten und zu einem sittlichen Lebenswandel anzuleiten. Im Vergleich zu dieser Hauptsache seien Wort- und Sacherklärungen, Angabe der Disposition ꝛc. nur Nebensachen (accessionem). Die Moral überwiege alle andren Disciplinen, nur der christlichen Religion stehe sie weit nach, und was die Moral lehre, müsse nach der Vorschrift der Bibel geprüft, angenommen oder verworfen werden.[5]

1) Riv. 645,

2) Ib. 652, praesertim in hac urbe, fügt er hinzu.

3) Vgl. den launigen Brief Wolfs an Schenk und dessen liebenswürdige Antwort vor der Ausgabe der Officia (Basileae ex officina Hervagiana 1569). Vgl. Mezger 3, 17. 18.

4) Illa docendi ratio quae τὰ πάρεργα πλείω τῶν ἔργων habet, sagt Wolf.

5) An vielen Stellen seines Commentars über die Officia und seiner später erschienenen Ausgaben des Laelius, Cato (de Senectute), der Paradoxa und des Somnium Scipionis zeigt sich Wolf als entschieden gläubiger Christ, der aber alle religiöse Streitigkeiten verabscheut. Sehr charakteristisch ist folgende einer Dedication seiner Ausgabe der Tuscul. von 1580 entnommene, von Mezger (3, 19) mitgetheilte Stelle. Philosophica dogmata ad amussim sacrarum litterarum revocavi, idque ubique egi, ut mulier in ecclesia taceret, hoc est, ne philosophia de rebus divinis judicium sibi sumeret, sed a Patriarchis, Prophetis ipsoque Christo et Apostolis veritatem edoceri se pateretur, vagarique inanibus conjecturis et

Nachdem wir Wolf als einen geiſtreichen, gründlichen und in vieler Hinſicht die Schulpedanten des 16ten Jahrhunderts durch freie pädagogiſche Anſichten überragenden Mann kennen gelernt, mögen ſich auch zwei Urtheile über ſeinen Werth als Philolog anſchließen. Reiske ſagt:[1] Hieronymus Wolf war der Erſte, welcher den ganzen Demoſthenes ins Lateiniſche überſetzte, ein Mann, welcher ſich unſterblich verdient um Demoſthenes machte, denſelben einmal griechiſch, zweimal griechiſch mit lateiniſcher Ueberſetzung, dreimal latein herausgegeben hat. — Das zweite Urtheil lautet:[2]

„Wolf gehört zu den geſunden Philologen des 16. Jahrhunderts, welche geradezu auf den Schriftſteller ſelbſt losgehen und ohne denſelben zum Aushängeſchild ihrer Gelehrſamkeit zu mißbrauchen, ſeinen Text herſtellen, damit er lesbar, ſeine Schwierigkeiten erklären, damit er verſtändlich werde. Kritik und Erklärung ſind freilich noch principlos, eine richtige Beurtheilung des Werths der diplomatiſchen Baſis fehlt, aber es finden ſich viele ſehr gute Einfälle, ſo daß Friedrich Auguſt Wolf in der Vorrede zur Leptinea den Text des Hieronymus Wolf über den Reiskes ſtellen zu können glaubt. Er ſelbſt erklärt ſeine Kritik bei weitem mehr für divinatoriſch, als diplomatiſch.[3] Die Erklärung hat einen

mutuo se elidentibus ratiunculis niti tandem desineret. Quod etsi non ignoro nasutis quibusdam non confundendas esse disciplinas jactantibus valde improbari, ut qui Hermetem et Pythagoram Moysi, Platonem et Epicurum Prophetis, Averroem, Apollonium Christo (quod dictu nefas est) Porphyrium, Jamblichum, Hieroclem et alios id genus philosophastros Apostolis anteponant: non tamen idcirco ab instituto meo recessi. Nego enim confundi et permisceri disciplinas, cum alia ad aliam declarandam adhibetur: imo id munus est earum proprium, ut mutuas inter se tradant operas et aliarum copia penuriam expleant aliarum. Deinde philosopia, quae nihil aliud est, nisi mentis et rationis divinitus insita et adhuc reliqua vis, diligenti meditatione, collatione variarum sententiarum et observatione eorum, quae in mundo et vita humana fiunt, expolita et instructa, quid est si quis vere existimet, quod ad controversias quidem maximi momenti rerum attinet: nisi mirabilium et dissidentium opinionum inextricabilis error et irremeabilis, ut poetice loquar, quidam labyrinthus. Ex eo igitur nos . . . Jesu Christi evangelium educit et veris firmisque sententiis eruditos et ad vitam pie modesteque transigendam instructos in coelestem patriam post aerumnosum hujus vitae exitum reducit. Quem sibi scopum qui non proponunt, nae infeliciter illi philosophantur, nec tandem quidquam aliud consequuntur, nisi ut falsae doctrinae titulis ornata diaboli mancipia evadant. Sed istos ego ancipitem istam aleam, in qua salus animorum agitur, jacere non prohibeo et magnificis suis cogitationibus beatos esse facile patior; nec iis invideo sapientiam eam, quae si eos deceperit, omnium mortalium miserrimi futuri sunt. Sinant et illi me delirare (si ita videbitur) et somniare, si id delirare et somniare est, sanctissimorum hominum, qui ab exordio mundi ad hanc usque aetam exstiterunt, et ipsius filii Dei autoritate traditas sententias et indubitata oracula retinere, iisque ducibus totius vitae cursum, quantum fert humana fragilitas, gubernare.

1) Orator. graec. Vol. I, pag. XXI.

2) Mein verehrter Freund und Kollege Prof. Nägelsbach, welcher bei ſeiner vieljährigen Beſchäftigung mit Demoſthenes zugleich Wolf als erſten Dolmetſcher und Ausleger desſelben genau kennen lernte, theilte mir gütigſt dieß Urtheil mit.

3) Vgl. ſeine Vorreden und Dedicationen in SchäfersApparat I. p. 37. 72.

mehr zufälligen Charakter, er bemerkt etwas, wenn ihm gerade eine Schwierigkeit aufstößt, von einem sogenannten Commentarius perpetuus ist er weit entfernt. Zuweilen finden sich Herzensergießungen über ganz abliegende Dinge, z. B. über die Unaufmerksamkeit der Schüler.[1] Großen Werth legt er auf seine Uebersetzung des Demosthenes, nicht als wollte er sie für ein Kunstwerk ausgeben, sondern weil sie ihm die einfachste Vermittlung des richtigen Verständnisses und das beste Hülfsmittel zur Erlernung des Griechischen scheint.[2] Er hat das Verdienst, in Deutschland das Studium der griechischen Redner mächtig verbreitet zu haben, ja auch weit über Deutschland hinaus, bis Cadix und Constantinopel.[3] Er war ohne Zweifel einer der besten Griechen seiner Zeit; auch sein Latein ist sehr frisch und lebendig und für seine Zeit sehr correct. Was die Auffassung des Schriftstellers im Ganzen betrifft, so sagt er selbst, worauf er bei der Lectüre sein Absehen richte,[4] aus seinen Aeußerungen sieht man, daß es ihm durchaus um die Sache, um die Gedanken und die Kunst und das Politisch-Lehrreiche zu thun ist." —

Wir sahen, daß Wolf im Jahre 1557 das Rectorat des Augsburger St. Annengymnasiums zuerst auf 5 Jahre übernahm, nach Ablauf der fünf Jahre aber in seinem Amte blieb. Er stand demselben im Ganzen 23 Jahre lang vor, bis an seinen 1580 im 64. Lebensjahre erfolgten Tod. Sechs Gebrüder Henzel, Freunde und Schüler Wolfs setzten ihm ein Denkmal.[5]

Ein so aufrichtiger Mann, wie Wolf, der in seiner Selbstbiographie naiv sogar vieles erzählt, wovon er weiß, daß die meisten Leser darüber spotten werden, er charakterisirt sich selbst unzweideutig durch seine treuherzigen Bekenntnisse. Kränklichkeit und Krankheit, welche ihn zeitlebens nicht verließen, mochten den Trübsinn und die menschenscheuen Stimmungen erregen, welche ihn so oft ängsteten. Zu Zeiten ist er aber fröhlich und guten Muths, so, wie wir sahen, als er in Nürnberg Lehrer von 12 tüchtigen Schülern war.

Er spricht sich sogar einmal entschieden gegen die aus, welche sich an seiner Fröhlichkeit beim Mahle stießen, und ihm, einem in der Regel einsam arbeitenden Manne, diese Erholung nicht gönnten. Er schildert es auch, wie er in der geräuschvollen Stadt sonst als Anachoret lebe, und nichts von allem erführe, was sich ereignete. Man macht mir Vorwürfe, sagt er, daß ich Kranke nicht besuche, Leichenbegängnissen nicht beiwohne, aber mir kommt das Alles erst zu Ohren, wenn die Menschen längst begraben sind.

Wen ergriffe nicht Mitleiden bei folgender von Wolf in schwermüthiger Stimmung geschriebenen Schilderung. „[6]Ich habe nichts, keinen Menschen (nicht

1) Eb. p. 611.
2) L. c. p. 40.
3) Ib. p. 60.
4) Ib. p. 50.
5) Vgl. Beilage V. C.
6) Comment. p. 857.

Weib, nicht Kind[1]), keine Sache, keine Hoffnung, welche mich an die Erde feſſelte, dagegen ſo vieles, was mich mahnt, dem Tode getroſt entgegenzugehn: Ich habe einen gebrochenen, durch viele Krankheiten geſchwächten Leib, das Glück war mir allerwegs feindlich, viel Mühen und Arbeiten hatte ich . . . Schlafloſigkeit plagt mich oft, oder mein Schlaf iſt ſo wüſt, daß er mich mehr ſchwächt als erquickt. — So erhält mich nicht des Lebens Annehmlichkeit beim Leben, ſondern der Wille Gottes. Doch leugne ich nicht, daß ich zu Zeiten tieferes Graun vor dem Tode fühle, nicht weil er des Lebens Ende, ſondern weil er uns alle vor den heiligen Richterſtuhl der göttlichen Gerechtigkeit ſtellt, vor welchem keiner unſchuldig iſt. Wer kann ſich wohl, wenn er dieß aufmerkſam betrachtet, ſicher fühlen?

Darum iſts hochnöthig, daß wir vor Allem frühe ſchon in den Hafen der Barmherzigkeit flüchten, welche uns durch Jeſum Chriſtum verheißen iſt, daß wir uns einzig auf ihn verlaſſen, der uns bei Gott vertritt."

6. Johannes Sturm.[2]

"Straßburg hat einen ganz eigenthümlichen Charakter, auf welchen ſeine Lage großen Einfluß geübt zu haben ſcheint. Deutſch und an Süddeutſchland

1) *Ἄνθρωπος ἄγαμος τ' ἄγονος τ' ὤν* ſagt Wolf, ib. 854.

2) [Ueber Johannes Sturm ſind in neuerer Zeit mehrere Schriften erſchienen, welche ſich die Bekämpfung der obigen Darſtellung zur beſonderen Aufgabe machen. Die eine iſt ein Vortrag, den Hr. Rector Eckſtein im J. 1865 auf der Philologenverſammlung zu Heidelberg gehalten hat, und der ſich gedruckt findet in den Verhandlungen jener Verſammlung, Leipzig 1866, S. 63—70. Die zweite iſt das Buch von Dr. L. Kückelhahn: Johannes Sturm, Straßburgs erſter Schulrector, beſonders in ſeiner Bedeutung für die Geſchichte der Pädagogik, Leipzig, 1872. Wir werden im Folgenden öfters Gelegenheit haben, einzelne Ausſtellungen, welche dieſe Gelehrten an K. von Raumer's Annahmen gemacht haben, zu beleuchten. Eine Beſprechung der ganzen Auffaſſung, die ſie der unſeres Autors entgegenſetzen, verſparen wir auf den Schluß dieſes Bandes. Der Herausgeber.]

3) Quellen.

I. Institutionis literatae sive de discendi atque docendi ratione Tomus primus, Sturmianus. Torunii Borussorum 1586. Als Herausgeber unterſchreiben ſich unter die an Sturm gerichtete Dedication: Rector, Prorector et Collegae scholae Torunensis. Eine ſeltene Sammlung, welche mir Herr Bömel in Frankfurt gütigſt mittheilte.

Die einzelnen hierin enthaltenen Schriften Sturms ſind:

1. De literarum ludis recte aperiendis.
2. Classicarum epistolarum libb. 3.
3. Academicae epistolae.
4. Scholae Lauinganae.
5. De educatione principum.
6. Nobilitas literata.
7. De exercitationibus rhetoricis.
8. De amissa dicendi ratione.
9. Linguae latinae resolvendae ratio.

sich anschließend, wirkte der Verkehr mit der Schweiz und Frankreich sehr auf die Stadt, Schweizer und Franzosen siedelten sich auch in derselben an.

Vieles bezeugt Straßburgs frühere Herrlichkeit. So der Münster, ein kolossales Denkmal der Größe und Kraft der Stadt im Mittelalter. Im Münster predigte im 14ten Jahrhundert der erleuchtete Doctor, wie seine Zeitgenossen ihn nannten, der von Luther verehrte Tauler. Eben so demüthig als freimüthig predigte er gewaltig; vom Magistrat ward er gegen seine von ihm durch Strafpredigten beleidigten Ordensbrüder, gegen die Dominicaner geschützt.

Die Geistlichkeit besonders die der Klöster, war im 14ten und 15ten Jahrhundert zu Straßburg im tiefsten Verfall. Dadurch geschah es, daß hier viele Sektierer auftauchten, welche in sofern als Vorläufer der Reformation betrachtet werden können, als sie sich von der entweihten Kirche lossagten. Nicht aber hinsichtlich ihrer Lehre, in welcher sich die sogenannten Winkler und andere nicht durchaus auf Gottes Wort gründeten, oft auch im Kampfe gegen das kirchliche Dogma, wie es zu gehen pflegt, das Kind mit dem Bade verschütteten. Selbst hussitischer Einfluß reichte bis Straßburg.[1] Dazu kam, daß man dort schon in der zweiten Hälfte des 15ten Säculi eine deutsche Bibelübersetzung las. —

Die entsetzliche, sittlich religiöse Verwilderung stieg in dieser zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts aufs höchste. In der Katharinenkapelle des Münsters stellte man damals Fässer voll Weins auf, den Hochaltar brauchte man als Schenktisch und trank übermäßig.[2] — Der Ablaßkram beschwichtigte die verwüsteten Gewissen, sowohl der, welchen die vom Pabste privilegierten Krämer trieben, als auch die sogenannten Stationierer, welche auf eigene Hand mit Reliquien herumzogen. Doch verfuhr man dabei so unverschämt, daß der Werth

II. Histoire du Gymnase protestant de Strasbourg publiée à l'occasion de la troisième fête séculaire de cet établissement par A. G. Strobel, professeur au Gymnase. Strasbourg chez Heitz 1838.

III. Jacobi Burckhard de amplissimis Argentinensis scholae prudenti consilio Joannis Sturmii saeculo XVI. constitutae laudibus Oratio Nonis April. 1715 habita.

IV. Geschichte der Reformation im Elsaß und besonders in Straßburg von T. W. Röhrich, Pfarrer. Straßburg bei Heitz 1830. 4 Bde.

V. Melchior. Adami vitae.

VI. La vie et les travaux de Jean Sturm . . . par Charles Schmidt. Strasbourg 1865. [Der Verfasser bezeichnet hier die ihm zugänglich gewesenen Quellen und Hülfsmittel. Auf eine vollständige Bibliographie hat er es hier so wenig, wie sonstwo, abgesehen. Der Herausg.]

1) Röhrich 1, 35. 36. Der Reformator Capito erzählt dieß. Was er vom Tode seines Vaters berichtet, wie er im Sterben den falschen Trost eines Mönchs, der ihn an seine guten Werke erinnerte, zurückwies, bezeugt die in erweckten Gewissen sich damals schon regende Rechtfertigungslehre der Protestanten.

2) Ib. 1, 53.

des Ablasses bald eben so fiel, als der Werth der Assignaten während der französischen Revolution.[1]

In so böser Zeit, um das Jahr 1478, ward Doctor Johann Geiler, geboren in Schaffhausen 1445, aber aus dem elsässischen Geschlecht von Kaisersberg, zum Prediger am Münster berufen, ein würdiger Nachfolger Taulers. Er predigte stark gegen das Sündenleben des Klerus, aber vergebens. In Gegenwart Kaiser Maximilians I., welcher ihm wohlwollte, strafte er im Jahre 1492 die Verstockten.[2] „Unser Bischof Jesus Christus," sprach er, „wird andere Reformierer schicken, die es besser verstehen werden; sie sind schon mit ihren Bullen auf dem Weg. Ich werd es nicht erleben, aber eurer viele werdens sehen und erleben. Es muß brechen." Luther war 9 Jahre alt, da diese Predigt gehalten wurde. — Im Jahre 1504 predigte Geiler wieder vor Maximilian und sprach: „weil Pabst, Kaiser, König und Bischof nicht reformieren wollen, so wird Gott einen senden, der es thun muß, und die gefallene Religion aufrichten. Ich wünsche den Tag zu erleben und sein Jünger zu sein, aber ich bin zu alt; eurer viele werdens erleben, bitt euch, denket daran, was ich sag."[3]

Mit Geiler verband sich Jacob Wimpheling aus Schlettstadt, den wir schon als einen Schüler Dringenbergs und Lehrer Jacob Sturms kennen lernten.[4] Geiler verlangte vom Straßburger Magistrat die Stiftung einer geistlichen Schule, Wimpheling drang 1501 darauf, daß ein Gymnasium errichtet würde, in welchem nicht blos Geistliche, sondern auch Laien Unterricht empfangen sollten. Der Magistrat schenkte an Wimpheling für seinen Plan 12 Goldgulden, aber zur Ausführung des Plans kam es noch nicht.

Im Jahre 1524 baten die Prediger den Rath um Errichtung neuer Elementarschulen. 1538 wurden 3 Scholarchen genannt, unter ihnen der erwähnte treffliche Jacob Sturm. — Um das Jahr 1534 stiftete man eine Art theologisches Seminar, in welchem Capito, Bucer, Hedio theologische, andere Lehrer philologische, logische und andere Vorlesungen hielten.[5] Für ein Gymnasium

1) Ib. 1, 55. Brand im Narrenschiff erzählt:
Der abloß ist so ganz unwärt
Das nyeman darnach fragt noch gärt.
Mancher geb nit ein pfennig uß
So ihm der abloß käm zu huß.

2) Ib. 1, 69.

3) Geiler erlebte das Jahr 1517 nicht, er starb 1510 im 64. Jahre.

4) Jacob Sturm (dem Wimpheling sein Buch de integritate widmete) werden wir sogleich näher kennen lernen. Vgl. Röhrich 1, 88.

[5] Kückelhahn spricht (S. 24) von der Einführung der Reformation in Straßburg und von der Gründung lateinischer Schulen daselbst durch Brunfels und Bathodius. Dann fährt er fort: „Den neuen Anstalten brachten die Straßburger ein lebhaftes Interesse entgegen; die Kinder wurden ihnen in großer Anzahl zugeführt, aber zu bald machte sich der Mangel einer hinreichenden Zahl guter Lehrer fühlbar. Man suchte dem Uebelstande Abhülfe zu verschaffen. Eine Gesellschaft gelehrter Leute (doctum capitulum) ließ sich angelegen sein gegen jene Miß-

ward noch nicht geſorgt. Mit Brunfels, der ſeit 1524 am Carmeliterkloſter, Sapidus, welcher bei den Dominicanern lehrte, war man unzufrieden.[1]

So war die Lage des Unterrichtsweſens in Straßburg, als Johannes Sturm dem dortigen Stattmeiſter und Scholarchen Jacob Sturm als ein, zum Organiſieren wie zum Dirigieren eines Gymnaſii, tüchtiger Mann empfohlen wurde.

Dieſer, der berühmteſte Schulmann ſeiner Zeit, ward im Jahre 1507 zu Schleiden in der Eifel geboren. Sein Vater, Wilhelm Sturm, war Rentmeiſter des Grafen von Manderſcheid, mit deſſen Söhnen Johannes als Knabe unterrichtet wurde. Seiner Eltern, wie ſeiner erſten Lehrer, gedachte er noch in ſpäten Jahren mit dankbarem Herzen; die Mutter nennt er eine ausgezeichnete Frau, er hatte 13 Geſchwiſter.[2]

Später kam er nach Lüttich in die Schule der Hieronymianer. Er erzählt, wie er hier 3 Jahre vor dem Bauernkriege (alſo 1521) in ſeinem 14ten Jahre den Geta im Phormio des Terenz geſpielt,[3] und wie er einen ſeiner dortigen Lehrer herzlich lieb gehabt habe.[4]

Von Lüttich gieng er 1524 nach Löwen, wo er die drei erſten Jahre um zu lernen, die zwei folgenden aber als Lehrer zubrachte. Mit ihm ſtudierten dort ſein Landsmann, der Hiſtoriker Sleidanus,[5] und der Anatom Andreas Veſalius. — Mit Rudger Reſcius, Profeſſor des Griechiſchen, richtete er eine Druckerei ein, aus welcher Homer und andere griechiſche Klaſſiker hervorgiengen.[6] Im Jahre

fände energiſche Schritte zu thun. Die Prediger Capito, Bucer und Hedio, der Mathematiker Herlinus, der Dichter Gottfried von Hagenau (!), der Chroniſt Jacob Zwinger von Königshofen (!) u. A. improviſirten gleichſam eine Akademie, indem ſie zur Heranbildung von Lehrern im Dominikanerkloſter öffentlich Vorträge hielten.“ Alſo der berühmteſte Geſchichtsſchreiber Straßburgs, Jakob Twinger von Königshofen († 1420), ein Zeitgenoſſe der Reformatoren! Der Herausg.]

1) Brunfels, geb. in Mainz 1488, zuerſt Carthäuſer, verließ 1521 ſein Kloſter, trat zur Reformation über, lebte bei Sickingen, war ein Freund Huttens. In Straßburg warf man ihm vor, daß er ſich mehr mit der Medicin, als mit dem Lehren beſchäftigte. Er gieng auch nach Bern, wo er als Arzt und tüchtiger Botaniker ſich bekannt machte. Sapidus wird von Erasmus in einem Briefe wegen Verachtung des Lehrſtandes zurecht gewieſen.

2) Matris meae Gertrudis et patris Wilhelmi Sturmii . . . gratissima memoria est, sed certe neque ingrata neque insuavis recordatio Joannis Neoburgii primi praeceptoris mei et Jacobi Blomedalii et Antonii Dalberi, quos omnes in patria audivi. Epist. cl. 1.

3) Epist. class. 1, 111.

4) Arnoldum Einatensem quem Leodii audivi in collegio Hieronymiano ita amavi, ut adhuc mihi in visceribus et medullis haereat. Epist. class. 1, 88.

5) „Sleidanus“ nach ſeiner Vaterſtadt Schleiden genannt, hieß urſprünglich Philipſon. Im Jahre 1542, auf Empfehlung Philipps von Heſſen zum Geſchichtsſchreiber des Schmalkaldiſchen Bundes ernannt, ließ er ſich in Straßburg nieder. Schmidt 78.

6) [Nur Xenophon's Memorabilien (1529) laſſen ſich als Erzeugnis dieſer Druckerei nachweiſen aus der Zeit, in welcher Sturm an derſelben betheiligt war. Eckſtein a. a. O. S. 64, Rückelhahn S. 15. Der Herausgeber.]

1529 brachte er dieſe gedruckten Werke nach Paris, ſtudierte dort Medicin, las unter großem Beifall über Logik, wie über lateiniſche und griechiſche Klaſſiker, verheiratete ſich und hatte viele Penſionärs: Deutſche, Engländer, Italiener und Franzoſen. Sein Ruf wuchs; mit Erasmus, Melanchthon, Bucer ſtand er im Briefwechſel. — Von Paris kam er 1537 nach Straßburg,[1] beſonders auf Betrieb des genannten Jacob Sturm berufen. Man trug ihm auf: das Straßburger Gymnaſium zu organiſieren; den Plan zu dieſer Organiſation publizierte Johannes Sturm unter dem Titel: De literarum ludis recte aperiendis. Im Mai des Jahres 1538 ward das Gymnaſium feierlich eröffnet.[2]

Im erwähnten Organiſationsplan deutete Sturm ſchon auf die Errichtung einer Akademie hin; ſeine Abſicht erreichte er aber erſt im Jahre 1567, da Kaiſer Maximilian II. der ſtraßburger Lehranſtalt die Privilegien einer Akademie verlieh,[3] zu deren Rector perpetuus Sturm ernannt wurde. — Die Rectoratsſtelle beim Gymnaſio bekleidete er 45 Jahre lang, von 1538 bis 1583. Im letzteren Jahre ward der 76jährige Mann, in Folge theologiſcher Streitigkeiten, ſeiner Aemter enthoben.[4] —

Es trafen nämlich ſehr verſchiedenartige, einander feindſelige, religiöſe Elemente in Straßburg gegen einander. Luthers Reformation, welche in Schwaben den größten Anklang fand, gewann auch dort viele Freunde; zugleich hatten aber die Anſichten der Schweizer Reformatoren, von Baſel und Zürich her, ebenfalls großen Einfluß auf die Stadt. Daher kam es, daß ſie ſich mit Conſtanz,

1) Anno trigesimo septimo, 14. Januarii ad Scholas nostras vocatus veni, ſagt Sturm im Antipappus secundus p. 126.

2) Inſchrift des Gymnaſii: Anno post millesimum 538, depositis armis et pacata gravi inter Carolum V Imperatorem Rom. et Franciscum I Gallarum Regem discordia, S. P. Q. Argentin., juventuti christianae religione et liberalibus artibus instituendae, ludum literarium aperuit. Praefecto primario Jacobo Sturmio, Rectore Joan. Sturmio. [Eckſtein a. a. O. S. 65 ſagt: „Am 22. März (nicht im Mai) 1537 wurde die Schule im Dominicanerkloſter eröffnet.“ Einen Beleg für die Annahme, daß die Schule ſchon im Jahre 1537 und zwar im März eröffnet worden ſei, bringt Eckſtein nicht bei. Klickelhahn (S. 28) läßt die Anſtalt auch am 22. März, aber 1538 eröffnet werden. Als Beleg gibt er nur die eben angeführte Inſchrift des Gymnaſiums. Iſt aber der Inhalt dieſer Inſchrift richtig, ſo kann Sturm's Anſtalt nicht vor dem Mai 1538 eröffnet worden ſein. Denn es heißt dort: Anno post millesimum 538, depositis armis et pacata gravi inter Corolum V Imperatorem et Franciscum I Galliarum Regem discordia. Dieß Ereignis aber trat erſt im Mai 1538 durch den Waffenſtillſtand zu Nizza ein (Leop. Ranke, Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation, Bd. IV., 1843, S. 119). Auch Schmidt, Jean Sturm, p. 38 ſetzt die feierliche Eröffnung der Anſtalt in den Mai 1538. Der Herausg.]

3) Um dieß Privilegium auszuwirken, ſchenkten die Straßburger Abgeordneten in Augsburg dem kaiſerlichen Vicekanzler Zaſius „meubles“, dem kaiſerlichen Rathe Weber Bücher, für das kaiſerliche Privilegium Baccalaurei und Magiſter zu creieren, forderte die Kanzlei 1000 Goldgülden und ein Geſchenk von 150 Goldgülden, begnügte ſich aber zuletzt mit 510 Gülden. Schmidt 147.

4) [Sturm wurde 1581 ſeines Amtes entlaſſen. S. unten S. 213. Der Herausg.]

Lindau und Memmingen zusammen that, und 1530 auf dem Augsburger Reichstage eine eigene, von Bucer ausgearbeitete Confessio tetrapolitana übergab, anstatt sich an die Augsburger Confession anzuschließen. Schon beim Abendmahlsstreit in Marburg, 1528, standen die dort gegenwärtigen Straßburger: Jacob Sturm, Bucer und Hedio auf Zwinglis Seite; doch arbeitete Bucer viele Jahre auf eine Versöhnung der streitenden Parteien hin. Carlstadts Aufenthalt in Straßburg vermehrte den Zwiespalt; noch mehr verstärkte sich das reformierte Element, da Calvin im Jahre 1539 nach Straßburg kam, und hier bis 1540 als Prediger wirkte.

Johannes Sturm war schon früh in Paris mit den dortigen Reformierten bekannt geworden; er zeigte auch offen seine Vorliebe für Calvin und seine Lehre, mit ihm ward er 1540, nebst Bucer und Capito, zu dem vergeblichen Religionsgespräch nach Worms gesandt. —

In Deutschland steigerte sich der Widerwille zwischen Lutheranern und Reformierten; die im Jahre 1580 erschienene Formula Concordiae sprach lutherischer Seits die Differenzen beider Kirchen sehr entschieden aus. Jacob Andreä, der vorzüglichste Mitverfasser der Formula, hatte dieselbe schon 1578 nach Straßburg gesandt und die dortigen Prediger zur Unterschrift eingeladen. D. Johann Pappus schlug im März dieses Jahres 68 Thesen über die christliche Liebe an, worin er besonders zwei Fragen beantwortete, erstlich: ob es gegen die christliche Liebe sei, Irrthümer, welche gegen das Wort Gottes streiten, zu verdammen? zweitens: ob es dieser Liebe widerstreite, wenn man sich von Kirchen, die Irrthümer der Art hartnäckig vertheidigten, durch ein öffentliches Bekenntnis lossage? Gegen diese Thesen, welche wohl der Einführung der Concordienformel den Weg bahnen sollten, trat Sturm heftig im Antipappus primus auf, besonders gegen den Ausdruck „Verdammen" (damnare). Er sah hierin den Anfang papistischer Gewaltmaßregeln, erzählte als warnende Beispiele die entsetzlichen, in Frankreich gegen die Hugenotten verübten Grausamkeiten, welche er zum Theil selbst erlebt u. s. w. Pappus antwortete, Sturm entgegnete im Antipappus secundus; so folgten Streitschriften mit steigender Heftigkeit. Sturm unterlag, Pappus und sein gleichgesinnter älterer College Marbach, drangen durch, die Concordienformel ward angenommen. Am 7. December 1581 erfolgte der Rathsbeschluß, daß Johannes Sturm, seines hohen Alters und auch anderer Ursachen wegen, seines Rectorats entlassen sei.[1] —

1) Röhrich 3, 166. Das Nähere über den Streit gehört nicht hierher. Eine Hauptquelle zur Kenntnis desselben ist „D. J. Sturmii Antipappi tres. 1579" und „Quarti Antipappi Tres partes priores. Neapoli Palatinorum 1580." Die Thesen und Gegenschriften des J. Pappus sind ebenfalls aufgenommen. Das damnare erklärt Pappus in der 4ten These so: Est autem damnare errores, nihil aliud, quam veritatis opinionem demere dogmati falso, hoc est, labefactanti fundamentum fidei. Im Verfolg verwahrt er sich gegen Sturms Auslegung des Worts, erklärt es für synonym mit improbare (pag. 64), nos enim, sagt er

1529 brachte er [illegible] Leiden, welche redliche, aufrichtige Männer, unter großem [illegible] gegen einander aufregen, daß im unglücklichen verheiratete sich [illegible]. Trefflich äußert sich der unbekannte Heraus- Franzosen. [illegible] in folgendem Vorwort: „Du erhältst hier, Briefwechsel. [illegible] über die christliche Liebe, welche ich dir nicht trieb des [illegible], Partei zu machen oder Streit anzuzetteln, burger [illegible] Ziel und Maß ist. Es handelt sich hier von Johannes [illegible] Größten und Köstlichsten, was es giebt; auf Mai der [illegible] Alles, was beide Parteien gesagt haben. [illegible] ist Ziel und Ende des ganzen Kampfes, aber einer [illegible] sie verschiedener Meinung. Scheint es dir, Kaiser [illegible] oder auch beide, durch Heftigkeit versündigt haben, verlie[illegible] der menschlichen Schwachheit zu, theils dem Eifer, [illegible] zusteht, theils der Größe und dem Drang der [illegible] wird. Lies mit Wohlwollen und bewahre

[illegible] Kämpfe nur wenige Jahre. Zuletzt erblindete [illegible] erschöpft und altersschwach starb er 1589[2] bei [illegible] Todeskampf, sanft und selig, seine Seele in die [illegible] Christi empfehlend. 82 Jahre ward er alt, auf [illegible] in Straßburg liegt er begraben. —

[illegible] gebaut, von mittlerer Größe, frischer, dunkler Gesichts- [illegible] Bart, klarer gleichmäßiger Stimme, ehrenfestem

[illegible]namus, sed ad emendationem errantium. Pappus hat das [illegible]ach Gott heimgestellt" gedichtet. Marbach starb schon 1581, [illegible] die, 1598 angenommene Kirchenordnung in Straßburg als [illegible] c. 175. 176. Ausführlich handelt Schmidt von diesen con- [illegible]11 ff. mit Unterbrechungen bis S. 205.

[illegible] seinen kirchlichen Sympathien offenbar mehr auf Seiten des [illegible] Man wird also seine Unparteilichkeit anzuerkennen haben, wenn er [illegible] Zeiten und Zustände, welche redliche, aufrichtige Männer, wie [illegible] waren, so gegen einander aufregen, daß im unglücklichen Glaubens- [illegible]". Dagegen sagt Hr. Kückelhahn (S. 37): „Wenn Raumer von [illegible] aufrichtigen Männern Sturm und Pappus spricht, so hat er [illegible] entschieden Unrecht. Der Charakter des Pappus scheint nicht [illegible] zu sein. Sturm wirft ihm ganz besonders die „„calliditas et [illegible] Verläumdungen vor." — Der Charakter des Pappus mag [illegible] will, und wir unsrerseits würden mit einem hyperorthodoxen Eiferer [illegible] haben; aber das steht denn doch wohl fest, daß man zur Begründung [illegible] andere Zeugnisse aufzubringen hat, als das seines erbitterten Gegners, [illegible] Pappus Recht oder Unrecht wir eben entscheiden sollen. Wenn diese Art [illegible] deren sich hier Hr. Kückelhahn bedient, allgemein zur Geltung kommen [illegible] in Zukunft Historiker und Juristen viele Mühe sparen können. Der Herausg.]

[illegible] wie es bei Eckstein S. 66 (durch einen Druckfehler) heißt. Der Herausg.]

Geſicht, etwas langſamem Gange, liebenswürdig und ehrwürdig, im Geſpräch ernſt und freundlich, im Handeln entſchloſſen und raſch, thätig im Amt, wie im Privatleben. Er ſtand bei 3 Kaiſern, — Carl V., Ferdinand I. und Maximilian II. — in Anſehen, ebenſo bei den Königen von Dänemark und Frankreich und bei Eliſabeth von England.[1] Bis Ungarn, Siebenbürgen und Polen war ſein Ruf erſchollen. — Er war dreimal verheiratet, von den zwei erſten Frauen hatte er 4 Kinder, keines ward über ein Jahr alt. —

Nach dieſem Ueberblick von Sturms Leben will ich es verſuchen, ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit zu charakteriſieren.

Wer mit hellem Blick ein Ziel ins Auge faßt und dasſelbe mit Beharrlichkeit und verſtändiger Fertigkeit verfolgt, der wird etwas Tüchtiges leiſten, beſonders wenn er dem Sinn und der Richtung ſeiner Zeitgenoſſen gemäß handelt. Dieß gilt vorzüglich von Schulmännern. Wiſſen dieſe nicht, was ſie wollen, haben ſie kein feſtes Ziel im Auge, ſo kann von einem richtigen Wege zum Ziele nicht die Rede ſein. Ihr Gang wird ſchwankend und ungewiß und Niemand vertraut ihnen. Zu ſolchen ſchwankenden, charakterloſen Pädagogen gehörte Sturm nicht. Mit feſtem Schritt gieng er auf Verwirklichung eines beſtimmten Ideals aus, eines Ideals, welches überdies den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, mehr oder minder klar, als Bildungsideal vorſchwebte: daher genoß er in weiten Kreiſen ein unbegrenztes Vertrauen. Sturm charakteriſiert uns wiederholt dies ſein Ideal, wir müſſen es vor Allem kennen, wenn wir ſeine Methode beurtheilen wollen. —

Man müſſe, ſagt er, als Aufgabe der Schulbildung dreierlei im Auge haben: Frömmigkeit, Kenntniſſe und Kunſt der Rede.[2] Eine weiſe und beredte Frömmigkeit ſei Ziel der Studien, ſagt er an einer andern Stelle.[3] Komme es allen Menſchen zu, fromm zu ſein, ſo unterſcheide ſich der Studierte vom Unſtudierten durch wiſſenſchaftliche Bildung und Redekunſt (ratione et oratione): Kenntniſſe, Reinheit und Schmuck der Rede ſei daher Ziel der gelehrten Bildung,[4] nach dieſem Ziele müßten Lehrer wie Lernende mit aller Anſtrengung ſtreben. Welche Kenntniſſe Sturm meine und welcher Art Redekunſt, werden wir ſehen. —

Im 6ten oder 7ten Jahre ſoll nach ihm der Knabe in die Schule gebracht werden.[5] 9 Jahre daure die eigentliche ſchulmäßige Erziehung, alſo bis zum

1) Vgl. jedoch Beilage VI. B., aus welcher leider hervorgeht, wie zweideutig, ja wie wenig ehrenvoll manche Ehren waren, welche Sturm zu Theil wurden.

2) De lit. ludis. Cap. 2. Quis studiorum finis.

3) Propositum a nobis est, sapientem atque eloquentem pietatem, finem esse studiorum.

4) Rerum cognitio et orationis puritas et ornatus.

5) [Kückelhahn S. 71 ſagt: „Die Vollendung des 5ten Lebensjahres ſollte zur Aufnahme in die Schule berechtigen“, und bemerkt dazu: „Raumer in der Geſch. der Päd. 235 ungenau: im 6. oder 7. Jahre“. Die von Hrn. Kückelhahn citirte Stelle (de literarum ludis recte

freiere Bildungsweise eintreten, statt des Unter-
, und zwar 5 Jahre lang, d. i. bis zum 21sten

9 Klassen (ordines, curiae, tribus) getheilt, nach
dort zubringen sollen. 7 dieser Jahre bestimmt
ade lateinischer Rede,[2] die übrigen zum Erwerben
Fertigkeit und sachgemäß (apte) sprechen zu lernen,
Jahre. — Während der ersten 7 Lebensjahre
erziehen. Alljährlich müsse ein Vorrücken der Schüler
, die zwei vorzüglichsten Schüler jeder Klasse sollten

1537 in seinem erwähnten Schulplane, in welchem er
Klasse charakterisiert. Im Wesentlichen war die in
Einrichtung nach 27 Jahren noch dieselbe, nur
10 Ordines erhalten, statt 9. Dieß ergiebt sich aus
welche Sturm im Jahre 1565 an die Lehrer seiner
Jahre nach Stiftung des Gymnasii, im Jahre 1578,
welches uns mit protocollarischer Genauigkeit aufbehalten
wiederum wesentlich mit Sturms ursprünglichem Lehrplan,
Briefen überein. Wir ersehen hieraus, daß er, so
Antritt seines Lehramts ein bestimmtes Ziel im Auge hatte,
viele Jahre lang, mit eiserner Ausdauer und Consequenz

den Lehrgang Sturms näher charakterisieren und hierbei
Bericht über das gehaltene Examen und die Epistolae classicae
. Wir wollen, dem Gange der Briefe folgend, mit Charakteri-
, Uten Klasse anfangen, und von dieser bis zur ersten, obersten

, Argent. 1537, Bl. 16) sagt freilich: „Medium igitur tempus sextum annum discendum omnibus statuimus, ut simulac puer annum quintum egressus est aetate pervenit disciplinae tradatur.“ Aber unmittelbar vorher spricht Sturm septimo anno excitantur“, und dem gemäß sagt er Bl. 23 vom Ordo Post nonum igitur decimumue annum ingredi puer in eum locum debet, quibus praecepta reducenda potius in memoriam sunt quam tradenda .]

Dividemus igitur omnes ordines in duo genera. Unum est pueritiae, quod perpetuasque auscultationes habet; alterum adultae aetatis, quod publicas liberas requirit.

Orationi latinae atque dilucidae.

Sturm selbst schreibt 1565 an Dasypodius: Haec quae ad classicos magistros scribo, non recedunt ab ea via, quam in libro de literarum ludis (1538) patefeci. Class. epp. 127.

Zehnte Klasse.

An Frisius, den Lehrer dieser Klasse, schreibt Sturm: Er habe das Fundament zu legen, den Kindern die Gestalt und Aussprache der Buchstaben schlicht beizubringen, dann das Lesen, was besser beim Erlernen der (lateinischen) Declinationen und Conjugationen als beim Katechismus geschehe. Der deutsche Katechismus, nicht der lateinische, sei auswendig zu lernen, letzteres werde nur papageienmäßig betrieben. — Die Liebe der Kinder werde ihm für seine Mühe lohnen, wie dankbar erinnere er, Sturm, sich nicht seiner frühesten Lehrer. — Beim Examen (im Jahre 1578) fragte der erste Schüler der 9ten Klasse den ersten in der zehnten.[1]

A. Was hast du in der 10ten Klasse gelernt?

B. Buchstaben, Buchstabieren, Lesen und Schreiben, dann alle Paradigmata der Haupt- und Zeitwörter, auch habe ich den deutschen Katechismus auswendig gelernt.

A. Lies etwas aus den Neaniscis[2] des Herrn Rector!

B. An tu non es Lucius socius studiorum meorum, qui modo a me e foro discesseras.

A. Was heißt socius?

B. Ein Geselle.

A. Decliniere socius.

B. Hic socius, der Gesell. Hujus socii etc. etc.

A. Was heißt discedo?

B. Ich gang hinwegk.

A. Conjugiere discedo.

B. Indic. Discedo, discedis etc. etc.

A. Zu welcher Conjugation gehört discedo?

B. Das habe ich nicht gelernt.

Neunte Klasse.

An Schirner, Lehrer dieser Klasse, schreibt Sturm: Er solle die Schüler im Declinieren und Conjugieren befestigen, auch das Unregelmäßige lernen lassen.[3] Dann müsse er sorgen, daß die Schüler eine Menge lateinischer Worte lernten, insbesondere Benennungen alltäglich vorkommender sinnlicher Gegenstände.[4]

1) Ich will den Fragenden mit A. den Antwortenden mit B. bezeichnen.

2) „Neanisci" waren Dialogen, welche Ausdrücke und Redensarten enthielten, wie sie im täglichen Leben vorkommen. Schmidt 249.

3) Abrahamus (Frisius) inchoat inflectendi nomina et verba facultatem, tu auges atque confirmas: ille certa tu omnia casibus atque temporibus varias.

4) Nihil videatur in corpore hominis; nihil in pecudibus; nihil sit in culina; in cella vinaria, in cella frumentaria, ad coenam quotidianam nihil adferatur; nihil in hortis conspiciatur herbarum, fruticum, arborum; nihil in scholis sit usurpatum, nihil in bibliotheca; nihil in templis frequentatum, nihil in coelo sensus quotidie hominum moveat, quod pueri tui, quoad ejus fieri poterit, non queant latino nominare nomine.

An jedem Tage solle er einem Schüler diese, dem andern jene Worte auswendig zu lernen aufgeben, nur müßten alle Worte unter einen Begriff fallen.[1] Jeder Knabe hörte so die Worte, welche die anderen auffagten, und merkte sie sich dadurch.

Diese Methode zu einem Wortreichthum zu gelangen, fährt Sturm fort, habe er schon vor 27 Jahren einführen wollen, er sei aber mißverstanden worden. Wodurch denn römische und griechische Knaben sobald eine Redefertigkeit erworben hätten, wodurch anders, als daß sie schon an der Mutter Brust latein lallen gelernt, daß die Ammen mit dem kindischen Kauderwälsch Nachsicht gehabt, später aber Unrichtiges corrigiert hätten. Weiterhin seien den Kindern durch die Hausgenossen Worte beigebracht worden, diese hätten mit ihnen gespielt, nicht bloß zum Zeitvertreib, sondern zugleich, sie im Lateinsprechen zu üben. Dazu sei der tägliche Umgang mit Altersgenossen gekommen, in welchem die Knaben neue Dinge und Worte erlernten. Das fehle nun der Jugend unserer Zeit, weder Eltern noch Hausgenossen, noch Kameraden sprächen Latein. „Diesem Uebelstande, fährt Sturm fort, muß durch den Fleiß der Lehrer abgeholfen werden und zwar durch die von mir eingeführte Methode." An einer andern Stelle führt er dieselbe Klage.[2] Cicero, sagt er dort, habe im 26sten Jahre die Reden pro P. Quinio et Sexto Roscio gehalten, wer wohl in diesen letzten Zeiten, wäre er auch als Greis gestorben, solch eine Arbeit hinterlassen habe? Und es fehle doch nicht an Büchern, nicht an Köpfen, nur zweierlei fehle: römische Sprache und die rechte Methode; beide müßten in Gebrauch kommen (utrumque comparandum) bevor an etwas Vollkommenes zu denken sei.[3] Zum Schluß bittet Sturm den Schirner, seine amtliche Thätigkeit in der Elementarklasse nicht gering zu achten, er müsse als Faustfechter gegen die barbarischen Gladiatoren kämpfen, welche aus Trägheit die Reinheit der lateinischen Sprache verdürben und aus Neid ihr widerstrebten.

Beim Examen fragte der Erste in der achten Klasse den Ersten in dieser neunten.[4]

A. Zu welcher Conjugation gehört discedo?
B. Zur dritten, da es im Infinitiv ein kurzes e vor re hat, wie legere.
A. Zu welchem Genus gehört discedo?
B. Es ist Generis neutrius.
A. Was ist ein verbum neutrum?
B. Ein neutrum ist ꝛc. ꝛc.

1) Z. B. wenn das Genus „Aves" wäre, so würde ein Schüler alauda, passer, der andere anas, picus etc. etc. zu erlernen haben.

2) De lit. lud. p. 26.

3) Hierüber unten ein mehreres.

4) Es ist die Fortsetzung des schon angeführten Examens, nur daß hier der vorige Examinator selbst examiniert wird. So fährt das Examinieren in den folgenden Klassen fort.

A. Conjugiere den Imperativ von discedo.

B. Discede tu etc. etc.

A. Was haſt du außerdem in der 9ten Klaſſe gelernt?

B. Außer dem deutſchen Katechismus habe ich das Onomasticon II. auswendig gelernt, und die Neaniſci des Herrn Rector ins Deutſche überſetzt.

A. Ueberſetze die Worte des eben vorgeleſenen Dialogs.

B. An tu non es Lucius, biſt du nicht der Lucius, socius studiorum meorum, mein Schulgeſell, qui, welcher, discesseras, gangen biſt, a me, von mir, modo, allererſt, e foro, vom marck.

A. Zu welcher Wortklaſſe gehört modo?

B. Ich weiß es nicht, denn in meiner Klaſſe lehrt man die Indeclinabilia nicht.

Achte Klaſſe.

An Matthias Hübner, Lehrer dieſer Klaſſe ſchreibt Sturm: vor Allem müſſe er darauf halten, daß die Knaben das nicht vergäßen, was ſie in den vorigen Klaſſen erlernt. Was ſie aber erlernt, könne er am beſten aus ihren geſchriebenen[1] Schulbüchern erſehen, welche in allen Klaſſen aufs Gewiſſenhafteſte aufzuheben ſeien.

Die Knaben, welche aus der 9ten Klaſſe in die 8te überträten, müßten alle Haupt- und Zeitwörter flectieren können. Das hätten ſie aber mehr durch Uebung, als auf wiſſenſchaftliche Weiſe erlernt, wie denn auch römiſche und griechiſche Knaben früher das Sprechen geübt, als ihnen die Grammatiker beigebracht: warum ſie ſo ſprechen müßten, wie ſie ſprachen. — In der vorhergehenden Klaſſe hätten die Knaben ferner kurze Sätze, Sentenzen gelernt, weil aber in dieſen nicht Worte aller Art vorgekommen, ſo ſei ihnen aufgegeben worden, ſich Wörterbücher anzulegen, und in dieſe die üblichſten Worte nach beſtimmten Rubriken einzutragen, wie z. E. nach den Rubriken: Ganze und Theile, Freundſchaft und Feindſchaft, Urſach und Wirkung u. ſ. w. Dieſe Wörterbücher müßten nun in der 8ten Klaſſe vermehrt und erweitert werden; wenn die Knaben früher begriffen hätten, was epistola bedeute, ſo lernten ſie nun, was man unter: epistolam reddere verſtehe ꝛc. ꝛc. Hätten die Knaben in den vorigen Klaſſen durch Uebung Declinieren und Conjugieren gelernt, ſo ſeien ſie jetzt über alle acht partes orationis zu belehren, die einzelnen Declinationen und Conjugationen müßten charakteriſiert und alles mit Beiſpielen belegt werden, welche ſie aus dem, was ſie ſchon gelernt, entnehmen könnten.

Außerdem ſeien auserleſene Briefe Ciceros mit ſtetem Bezug auf die Grammatik zu interpretieren[2] und zwar ſo, daß den verſchiedenen Decurien[3] verſchiedene Briefe zugetheilt würden.

1) In libris exemplorum et in diariis.

2) In quibus ita properandum ut necessaria non praetereantur, ita commorandum, ut nihil nisi necessarium exerceatur.

3) Die Klaſſe, curia, zerfiel nämlich in Decurien, der Erſte jeder Decurie war decurio.

B. Sie ist lang durch Position. Position ist ꝛc.

A. Welche Quantität hat die letzte Sylbe von littora?

B. Sie ist kurz nach der Regel ꝛc.

A. Was für ein Fuß ist littora?

B. Ein Daktylus, dessen erste Sylbe lang, die beiden letzten kurz sind.

A. Wie viele Arten Füße gibt es?

B. Drei, nämlich 2, 3, oder 4sylbige.

A. Was wird aus solchen Füßen zusammengesetzt?

B. Ein Gedicht oder Vers.

A. Was ist ein Vers?

B. Ein aus Füßen zusammengesetztes metrisches Ganze.

A. Was hast du außerdem lateinisches gelesen?

B. Einige ciceronianische epistolae ad familiares; die erste und zweite Ekloge Virgils; das zweite Volumen poeticum und den kleinen lateinischen Katechismus Luthers.

A. Was hast du im Griechischen gelesen?

B. Den zweiten Theil der Educatio linguae graecae und die Sonntagsevangelien.

A. Wie hat φεύγω im Präteritum?

B. πέφευχα.

A. Warum sagst du nicht φέφευχα, wie λέλεχα von λέγω?

B. Wenn das Verbum mit einer muta aspirata anfängt, so tritt bei der Reduplication die entsprechende tenuis ein.

A. Wie hat φεύγω im Aoristo?

B. ἔφυγον, was vom Imperfectum ἔφευγον gebildet wird, indem man den ersten Vocal des Diphthongus wegwirft.

A. Conjugiere ἵστημι.

B. ἵστημι ꝛc.

A. Conjugiere das anomale Verbum ἴσημι.

B. Die verba anomala und attischen Tempora pflegt der Lehrer der 5ten Klasse nicht durzuchgehen.[1]

Vierte Klasse.

An Lorenz Engler, Lehrer dieser Klasse, schreibt Sturm; er erhalte die Knaben aus der 5ten Klasse wohl gegründet in lateinischer und griechischer Grammatik, versehen mit einem Reichthum auserwählter Worte und mit Beispielen aus Dichtern, noch mehr aus Rednern. Nun solle er darauf sehen, daß die Knaben möglichst viel hörten, interpretierten, auswendig hersagten, doch nichts was über ihre Kräfte gehe. — Gelesen werde die 6te Rede gegen den Verres, die fast

1) Musikunterricht in dieser Klasse führt der Lektionskatalog an.

alle Arten von Erzählung enthalte, weiter: ausgewählte Episteln und Sermonen des Horaz; im Griechischen neben der Grammatik das volumen exemplorum. — In den vorigen Klassen Gelerntes werde wiederholt ins Gedächtnis zurückgerufen; der Styl fleißig geübt, Sonnabends und Sonntags sollten von den Knaben die kleineren pauliniſchen Briefe geleſen und einfach paraphraſtiſch erklärt werden.

Beim Examen frug der Erſte der dritten den Erſten der vierten Klaſſe (fortfahrend):

A. Conjugiere ἵσημι!

B. ἵσημι, ἵσης ꝛc.

A. Wie lautet das Medium?

B. ἵσαμαι und durch Epenthesis, ἵσταμαι; davon ἐπίσταμαι ich weiß.

A. Was haſt du im Griechiſchen interpretiert?

B. Aeſops Fabeln und an Sonntagen die erſte Epiſtel an den Timotheus.

A. Sage mir eine griechiſche Sentenz!

B. *Τῶν νέων οἱ μηδὲν ἐπιστάμενοι, οὐ μεμπτοί εἰσιν, ὅταν αὐτοὺς οἱ γονεῖς οὕτως ἀγάγωσιν*, das heißt ꝛc.

A. Was für ein tempus und modus iſt ἀγάγωσιν?

B. Es iſt der Aor. II Subjunctivi von ἄγω, was im Aor. 2 ἤγον oder durch attiſche Epentheſis ἤγαγον hat.

A. Wie viel μεταπλάσμους hat ἀγάγωσιν?

B. Zwei: ἐπένθεσιν und παραγωγήν.

A. Was iſt παραγωγή?

B. Wenn dem Ende eines Wortes ein Buchſtab oder eine Sylbe hinzugefügt wird, wie τουτονὶ ſtatt τοῦτον, laudarier ſtatt laudari.

A. Welche lateiniſche Autoren ſind dir interpretiert worden?

B. Die Eklogen Virgils, einige Oden des Horaz, das 2te Buch der Epistolae ad Familiares und die Rede pro Marco Marcello, auch ein Theil der terentianiſchen Adelphi.

A. Sage etwas von Horaz.

B.
Integer vitae scelerisque purus
Non eget Mauri jaculis neque arcu
Nec venenatis gravida sagittis
Fusce pharetra.

A. Zu welcher Versart gehört dieſe Ode?

B. Sie iſt δίκωλος τετράστροφος; δίκωλος weil zwei Versarten zuſammengekommen, einmal die ſapphiſche fünffüßige, zu welcher die drei erſten Verſe gehören, und die adoniſche zweifüßige, welcher Art der letzte Vers. Τετράστροφος iſt die Ode, weil in ihr jedesmal nach dem vierten Verſe die erſte Versart zurückkehrt.

A. Welche Redefigur liegt in eget?

B. Ein Zeugma locutionis.

A. Wie unterſcheidet ſich dieß vom Zeugma constructionis?

B. Zeugma locutionis iſts, wenn ein Verbum oder Adjectivum zu Allem, worauf es ſich bezieht, ſtimmt, wie bei Horaz:

Linquenda tellus et domus et placens uxor.[1]

Stimmt es aber nicht zu Allem, dann iſts ein Zeugma συντάξεως seu constructionis, wie z. B.

Visendus ater flumine languido
Cocytus errans et Danai *genus*
Infame, damnatusque longi
Sisyphus Aeolides laboris.

A. Haſt du auch die Tropen kennen lernen?

B. Nein, über dieſe hat uns der Lehrer nichts geſagt.[2]

Dritte Klaſſe.

An Boſchius, Lehrer der dritten Klaſſe, ſchreibt Sturm: er ſolle das von den Knaben früher Erlernte feſthalten und erweitern; — die ornamenta der Rhetoren als: Tropen, Schemata ꝛc. erklären und durch Beiſpiele erläutern; die Herennianiſche Redekunſt könnte vorgetragen, dazu die Rede pro Cluentio geleſen werden, im Griechiſchen die beſſern Reden des Demoſthenes, dann Homer, nämlich das erſte Buch der Ilias oder der Odyſſee.

An Sonntagen ſollten in den 5 oberſten Klaſſen pauliniſche Epiſteln geleſen und dieſelben entweder ganz oder ſtellenweiſe auswendig gelernt werden. — Stylübungen verſtünden ſich von ſelbſt, da der Styl fort und fort geübt und ausgebildet werden müſſe. Theile griechiſcher Reden ſollten die Knaben ins Latein überſetzen, oder Lateiniſches ins Griechiſche. Mit Geſchichtſchreibern und Dichtern möchten ſie dasſelbe verſuchen, Oden des Pindar und Horaz in andre Metra transponieren, viele Gedichte machen, viele Briefe ſchreiben und ſonſtige Ausarbeitungen liefern.

Die Komödien des Terenz und Plautus ſollten ſie aufführen und hierbei mit den höhern Klaſſen wetteifern. Alle Stücke jener zwei Dichter ſollten in den 4 obern Klaſſen aufgeführt werden, 20 Decurien könnten dieß binnen 6 Monaten leiſten. Er, Sturm, habe drei Jahre vor dem Bauernkriege zu Lüttich im terentianiſchen Phormio den Geta geſpielt, ohne daß ihn jemand eingeübt hätte — was ihm viel genützt.

Beim Examen wurde der Erſte der dritten Klaſſe, ein Baron von Sonneck, vom Erſten der zweiten ſo gefragt:

A. Tu ergo, Generose Baro, quoniam scio te figuras cognovisse, dic mihi, quid sit figura?

1) Carm. II, 14.

2) Muſikunterricht in dieſer Klaſſe nach dem Lektionskatalog.

B. Figura (graecis σχημα) est ratio, qua a recto et simplici genere loquendi cum ornatu quodam deflectimus.

Ich fahre deutſch fort:

A. Was haſt du außerdem in der 3ten Klaſſe gelernt?

B. Ich habe den lucianiſchen Dialog Menippus geleſen und die 2 Briefe Pauli an die Theſſalonicher.

A. Was haſt du im Lateiniſchen geleſen?

B. Das dritte Buch der epistolae ad Familiares, dann Ciceros Rede post reditum, und den größten Theil des 6ten Buchs der Aeneide.

A. Sage eine ausgezeichnete Sentenz aus dem Dialoge Lucians.

B. Menippus ſagt zum Philonides von der Strafe der Stolzen in der Unterwelt: μυσάττει ὁ Ῥαδάμανθος τὴν ὀλιγοχρόνιον ἀλαζονείαν τῶν ἀνθρώπων, ὅτι μὴ ἐμέμνηντο θνητοί τε ὄντες αὐτοὶ καὶ θνητῶν ἀγαθῶν τετυχηκότες.

A. Nach welcher Regel heißt es: τετυχηκότες τῶν ἀγαθῶν?

B. Die Participien regieren die Casus ihrer Verben, aber die Verba assequendi et frustrandi regieren im Griechiſchen den Genitiv, ſo τυχεῖν.

A. Theile etwas vom Virgil mit!

B. So betet Aeneas zum Apollo:

Phoebe graves Trojae semper miserate labores.

A. Kannſt du nachweiſen, daß dieſe Verſe vom Dichter nach der Kunſt gedichtet ſeien.

B. Die Magistri poeseos ſtellen ſiebenzehn Forderungen (accidentia) auf, welche bei jedem Verſe zu berückſichtigen ſeien; daß dieſe vom Dichter bei jenem Verſe wirklich berückſichtigt wurden, will ich zu zeigen verſuchen. Denn die Versart iſt daktyliſch wie es das Epos verlangt, die Füße — Daktylus und Spondeus — ſind gehörig; in Scanſion, Caeſur ꝛc. ſtimmt der Vers ebenfalls mit den Kunſtregeln überein.

Video generosum Dominum ista intelligere, fährt der fragende Sekundaner fort, sed unum hoc scire velim: An sit pronunciatum dialecticum: Phoebe da Latio considere Teucros?

A. De hoc, ex praeceptis Dialecticis, tui est officii respondere.[1]

Zweite Klaſſe.

An den Lehrer dieſer Klaſſe, Renardus, ſchreibt Sturm: nicht er ſolle griechiſche Dichter und Redner wörtlich interpretieren, ſondern die Schüler ſelbſt; dagegen möge er auf das Verhältnis des oratoriſchen und poetiſchen Sprachgebrauchs aufmerkſam machen, und ausgezeichnete Stellen der Klaſſiker in die Tagebücher eintragen laſſen.

1) Muſikunterricht der Klaſſe nach dem Lectionskatalog.

Eben ſo könne er es bei den lateiniſchen Autoren halten, dieſe auch mit den griechiſchen vergleichen.

Die Dialektik, das Inſtrument der Weisheit,[1] und zwar zuerſt der kritiſche Theil derſelben, ſpäter erſt der topiſche, ſolle den Schülern in die Hand gegeben werden, dazu die Rhetorik, welche der Dialektik immer zur Seite gehen müſſe, wobei die Institutio Herenniana zu Grunde gelegt werden könne. Die olynthiſchen und philippiſchen Reden des Demoſthenes, wie ciceronianiſche, ſolle der Lehrer mit Bezug auf Rhetorik leſen, welche ciceronianiſche? darüber möge er oder auch die Schüler beſtimmen, denn dieſen müſſe man öfters freie Hand laſſen.[2] Tägliche Stylübungen verſtünden ſich von ſelbſt, höheres müſſe erreicht werden, als in den vorigen Klaſſen.[3] Die Schüler könnten auch kleine Declamationen ſchreiben, und dieſe entweder auswendig gelernt oder vom Concept declamieren.

An Sonntagen ſolle der Brief an die Römer geleſen und von allen auswendig gelernt und hergeſagt werden.[4] — Die Komödien des Terenz und Plautus müßten die Schüler dieſer Klaſſe ſchon beſſer aufführen, als die der vorigen; ſpäter könnten ſie auch ein Stück des Ariſtophanes, Euripides und Sophokles geben, welches der Lehrer vorher interpretiert habe; wollten ſie noch andere, ſo möchten ſie dieß auf eigne Gefahr als Autodidakten thun.

Im Examen that der Erſte der erſten Klaſſe an den Erſten der zweiten dieſelbe Frage, welche dieſer ſelbſt dem Tertianer vorgelegt hatte. Ich will die dialektiſchen Examinationen im lateiniſchen Original mittheilen.

A. Responde ergo tu Secundane ad quaestionem istam dialecticam: Phoebe da Latio considere Teucros: estne pronunciatum aut oratio dialectica?

B. Non est. Idque ita probo.

Pronunciatum est perfecta sententia, constans nomine et verbo; eaque vel vera vel falsa.

Sed haec oratio talis non est, quae vel verum vel falsum in se continet.

Itaque concludo quod non sid pronunciatum.

A. Ex quo loco dialectico et qua ratione sic concludis?

B. Ex loco definitionis cujus regula nitor, et sic iterum argumentor. In quacunque re definitio locum non habet, ad eandem nec id, quod definitur,

1) Sapientiae etiam instrumentum discipulis tuis in manus trades, et quibus illud ex rebus confectum sit ostendes, et quomodo uti debeant indicabis: de Dialectica loquor, quam nemo sapiens umquam neglexit, sine qua nihil praeclarum et sempiternum et quod genium habeat, confici potest literarum monumentum.

2) Istud etiam in Ciceronis faciendum est orationibus, quarum delectum tibi concedimus atque discipulis tuis, quorum voluntati saepe obtemperandum est.

3) Incredibile enim est, fügt Sturm hinzu, quantum homo possit si nitatur, si *imitetur*, si aemuletur, si nihil negatum putabit arti atque industriae.

4) (Epistola ad Romanos) quam velim memoriae mandari ab omnibus, et memoriter omnes recitare.

potest applicari. — Atqui in illa oratione pronunciati definitio locum non habet. — Ergo nec ipsum pronunciatum potest applicari.

A. Verum est alia regula Dialecticorum: Ex puris negantibus conclusionem nullam sequi: Propositiones tuae sunt purae negantes. Ergo quod concludis non sequitur.

B. Nego minorem argumenti tui, quia propositionum mearum altera est affirmans ἐκ μεταθέσεως; proinde firmus manet ille syllogismus, estque confectus in Ferio.

A. Quaero hoc ex te, utrum putes illum esse syllogismum Apodicticum an vero Dialecticum an denique Sophisticum?

B. Siquidem ad materiam respicis, puto esse apodicticum. Sed si quaeras amplius vel ex apodictica doctrina, vel elenchis sophisticis, non potero respondere, quod de his praecepta non traduntur in secunda Classe.

Darauf fährt der Fragende fort:

A. Was haſt du Rhetoriſches geleſen?

B. Den erſten und zweiten Dialog D. Sturms über die oratoriſchen Eintheilungen Ciceros, worin von der fünffachen Aufgabe des Redners gehandelt wird, nämlich: von der Inventio, collocatio, elocutio, pronunciatio und memoria.

A. Gehört nicht auch die Judicatio dahin?

B. Die Redner begreifen ſie mit unter der inventio, denn zum Erfinden rechnen ſie die Auswahl der beſten Argumenta, wozu gewiß richtiges Urtheil nöthig.

A. Welche Autoren wurden ſonſt interpretiert?

B. Die zweite philippiſche Rede des Demoſthenes und Ciceros Reden pro Roscio Amerino und pro Cajo Rabirio, zudem das erſte Buch der Ilias.

A. Warum der Name Ilias?

B. Weil es die bei Ilium oder Troja vollbrachten Thaten erzählt.

A. Welches iſt der status der Rede pro Rabirio?

B. Ich habe zwar gehört: es ſei der status conjecturalis, aber die Lehre vom status kenne ich ſo wenig, als die von den einzelnen Theilen der Rede.[1]

Erſte Klaſſe.

An Golius, Lehrer der erſten Klaſſe, ſchreibt Sturm: Er ſolle die Dialektik und Rhetorik weiter führen, zwar nicht bis auf die Spitze, nach Art der Ariſtoteliker und griechiſchen Rhetoren, denn dieß falle dem ſpätern Studieren anheim, ſondern nach der von ihm (Sturm) angegebenen kurzen Weiſe, welche, wenn ſie auch nicht alles Ariſtoteliſche erkläre, doch alle genera und partes befaſſe, die

1) Der Lectionskatalog gibt für die zwei oberſten Klaſſen keinen Muſikunterricht an, dagegen Arithmetik in der zweiten.

beim Ariſtoteles, Hermogenes und Cicero vorkämen. Die Anwendung der dialektiſchen und rhetoriſchen Regeln ſei beim Demoſthenes und Cicero nachzuweiſen. Dazu ſolle das Uebrige im Virgil und Beliebiges aus Homer geleſen werden, welche Dichter, beſonders Homer, auf Ausbildung in der Redekunſt hinwirkten. [1]

Thucydides und Salluſt ſollten von den Schülern ſelbſt ſchriftlich überſetzt werden. Doch müßten die einen Schüler dieſe, andere jene Stellen liefern, nicht alle dieſelben. —

In dieſer Klaſſe könne man es im Aufführen von Schauſpielen ſchon weiter gebracht haben, keine Woche dürfe ohne Aufführung hingehen.

Von den Schülern derſelben verlange er eine ausgebildete Uebung (consuetudinem literatam) im Schreiben und Declamieren, Alles was ſie arbeiteten, müſſe kunſtgemäß ſein, Proſaiſches wie Poetiſches.

Die Epiſteln Pauli ſollten von den Schülern erklärt und ausgezeichnete Stellen derſelben, nach Art der Rhetoren, weiter ausgeführt werden.

Auf dem Examen fragte nun zuletzt ein Primaner den andern.

A. Zähle auf, was du in der erſten Klaſſe geleſen haſt.

B. In der Dialektik des D. Sturm habe ich die Lehre vom apodictiſchen und ſophiſtiſchen Syllogismus gehabt; in der Rhetorik die zwei letzten Dialogen über die oratoriſchen Eintheilungen Ciceros und deſſen drei Bücher de officiis, ferner die Phoeniſſen des Euripides, aus Demoſthenes den Brief des Philippus und des Demoſthenes Antwort auf denſelben, dazu den letzten Theil vom Katechismus des Chytraeus, an Sountagen die Epiſtel Pauli an die Galater. — Das dialektiſche Examen theile ich wieder im lateiniſchen Original mit.

A. Quid est syllogismus apodicticus?

B. Est disciplinabilis propriaque doctrinae conclusio, confecta ex necessariis. Sic enim Aristoteles inquit: *ἀπόδειξιν λέγω συλλογισμὸν ἐπιστημονικὸν ἐξ ἀναγκαίων* ut:

Omnis causa prior est suo effectu,
Solis ortus est causa diei,
Ergo sol prius oritur, quam fit dies.

A. Qualis haec est Demonstratio?

B. Est demonstratio perfecta, quae ab Aristotele dicitur *τῶ διὶ ὅτι*. Constat enim ex propositionibus veris, primis, non intermediis; notioribus, prioribus et ex iis quae sunt causae conclusionis et scientiam nobis adferunt apodicticam.

A. Estne aliud genus Demonstrationis?

B. Est aliud, nimirum demonstratio imperfecta et *τῶ ὅτι*; quando con-

1) Credo ego, omnium oratorum ornamenta et instituta in Homero demonstrari posse, ita ut, si ars dicendi nulla exstaret, ex hoc tamen fonte derivari et constitui possit.

clusio non ex primis aut immediatis sed ex intermediis propositionibus, aut ex effectis aut causis remotioribus conficitur, ut si dico

Ubicunque dies est, ibi sol est ortus,
Sed apud nos dies est,
Ergo apud nos sol est ortus.

Ibi a posteriori facta est demonstratio. Nam ex effectu demonstratur causa. Non enim dies solis causa est, sed hujus ortus illius causa est efficiens.

A. Ergo quia solis ortum dicis causam esse diei, quid si probarem, apud nos diem nondum esse?

B. Libenter audiam si id vere demonstrare poteris.

A. Nonne quod est Francofurti, id non est apud nos Argentinae?

B. Imo.

A. Nonne jam dies est Francofurti?

B. Ita credo.

A. Ergo apud nos, Argentinae dies non est.

B. Nego consecutionem, quia est fallacia ab ignoratione elenchi ex modo septimo. Non enim est πρὸς αὐτὸ sed πρὸς ἄλλο; aliud respicit major argumentationis tuae propositio, aliud minor; non igitur sequitur quod concludis.

A. Ergo, ut audio, didicisti Sophisticam?

B. Imo praecepta ejus didici, quemadmodum praescripta sunt nobis a clar. viro D. Sturmio ex sophisticis elenchis ipsius Aristotelis.

Hierauf löſt der Reſpondent folgende 2 Trugſchlüſſe:

1) Wer die Sophiſtik inne hat, der ſucht andere durch Schlüſſe zu täuſchen. Du ſagſt: du habeſt die Sophiſtik inne; alſo ſuchſt du mich zu täuſchen.

2) Wer 5 Finger hat, der hat auch 3, er hat auch 2 und auch die 5. Wer aber 3, 2 und 5 hat, der hat 10.

Wer alſo 5 Finger an der einen Hand hat, hat auch 10 an derſelben Hand.

Ueber Rhetorik wird nicht examiniert, ſondern ſo fortgefahren:

A. Was haſt du Mathematiſches in deiner Klaſſe gelernt?

B. Zu dem in der 2ten Klaſſe Gelernten[1] habe ich Aſtronomie und einige Sätze aus dem erſten Buche der Elemente Euclids gehabt.

A. Auf welche Weiſe meſſen die Aſtronomen die erſte Bewegung (primum motum) des Himmels?

B. Durch 10 Kreiſe, nämlich: durch den Horizont, Meridian, Aequator, Thierkreis, 2 Coluren, 2 Wendekreiſe und 2 Polarkreiſe.

A. Kann man dieſe Kreiſe ſehen?

B. Nein, ſondern man denkt ſich, daß ſie durch die Bewegung gewiſſer himmliſcher Punkte und Linien beſchrieben werden.

1) Nach dem Lectionskatalog von 1578 wurde, wie erwähnt, in der zweiten Klaſſe Arithmetik gelehrt.

A. Welchen Namen hat der erſte Kreis?

B. Die Griechen nennen ihn ὁρίζων von ὁρίζεσθαι begrenzen, die Lateiner finitor.

A. Wie liegt er gegen die Weltaxe?

B. Ubi ipse polos mundi transit, recte positus est, ubi vero alter polus supra eum exstat, alter infra eum latet, oblique. Unde sphaera alia dicitur recta, alia obliqua.[1]

A. Wozu dient der Horizont?

B. Die Weltkugel theilt er in eine obere und untere Hälfte; die Periode der erſten Bewegung in den Tag- und Nachtbogen. Iſt die Sonne in der obern Hemiſphäre, ſo iſt es Tag, wenn in der untern, ſo iſts Nacht. Beim Aufgang erheben ſich die Sterne über den Horizont, beim Untergang tauchen ſie unter ihn.

A. Welches iſt der zweite Kreis?

B. Der Meridian, welcher durch den Scheitelpunkt und die Weltpole geht.

A. Wozu dient er?

B. Zur Beſtimmung der Breite[2]; die Weltkugel theilt er in eine öſtliche und weſtliche Hälfte, eben ſo hälftet er die Tag- und Nachtbogen, ſo daß es Mittag iſt, wenn die Sonne dieſen Kreis in der obern, Mitternacht, wenn ſie ihn in der untern Hemiſphäre paſſiert; er theilt auch den Tag in Vor- und Nachmittag.

A. Welches iſt der dritte Kreis?

B. Der Aequator von der Gleichmachung des Tages und der Nacht genannt;[3] er läuft von O. gen W. gleich weit von den Weltpolen entfernt.

A. Wozu dient der Aequator?

B. Man beſtimmt die Länge nach ihm;[4] die Weltkugel theilt er in eine

1) Dieſe Definition habe ich vorſätzlich Latein gegeben; ſie iſt an ſich nicht klar. Die parallele Sphäre iſt überdieß nicht erwähnt, in welcher der Horizont mit dem Himmelsäquator identiſch iſt. Man legte gewiß beim Unterricht des Joannes de Sacrobusto Libellus de sphaera zu Grunde. Sacrobusto ſagt deutlich: Est autem duplex horizon, rectus et obliquus. Rectum horizontem et sphaeram rectam habent illi quorum zenith est in aequinoctiali quia illorum horizon est circulus transiens per polos mundi, dividens aequinoctialem ad angulos *rectos* sphaerales, unde dicitur horizon *rectus* et sphaera *recta*. Obliquum horizontem habent illi, quibus polus mundi elevatur supra horizontem, et quoniam illorum horizon intersecat aequinoctialem ad angulos *obliquos*, dicitur horizon *obliquus* et sphaera *obliqua*.

2) Latitudo mundi secundum hunc circulum est.

3) Verſtändlicher heißt es bei Sacrobusto: Et dicitur aequinoctialis, quoniam quando Sol transit per illum (quod est bis in anno, in principio Arietis scilicet, et in principio Librae) est aequinoctium in universa terra. Unde etiam appellatur aequator diei et noctis.

4) Longitudo mundi secundum hunc circulum est. Es iſt von Beſtimmung der Länge und Breite auf dem Himmelsglobus die Rede.

nördliche und südliche Hälfte, die Periode der ersten Bewegung mißt er durch 24 Bogen, welche durch ihre Ascension die Folge der 24 Stunden anzeigen.

A. Welches ist der vierte Kreis?

B. Der Thierkreis, bei Ptolemäus κύκλος λοξὸς, welchen die Umläufe der Sonne und andere Planeten beschreiben.

A. Woher hat er den Namen?

B. Von den Thieren, welche die Alten in seinen Gürtel malten.

A. Welche sind es?

B. Sunt aries etc. etc.

A. Welche unter diesen sind einander entgegengesetzt?

B. Est aries librae: Tauro nepa: Bina sagittae;
Semicaper Cancro: Dea piscibus, Unda leoni.

A. Wozu dient der Thierkreis?

B. Nach ihm bestimmt man Länge und Breite, er ist die Straße der Planeten, deren Umläufe die Zeiten messen. Denn die Sonne legt ihre Bahn in Zeit eines Jahres zurück, welches ungefähr 365 Tage 6 Stunden dauert, der Mond durchläuft den Kreis in Zeit eines Monats oder in 27 Tagen 8 Stunden ꝛc. ꝛc. Zum Schluß sagte der Examinierende: Ergo ne diutius detinere videar Auditorium, credam sane te etiam scire reliqua, quae in eo ordine proposita et examinata fuere, itaque libenter tibi tribuo palmam victoriae.

Das Mitgetheilte wird den Charakter des straßburger Gymnasii klar machen, betrachten wir nun die an dasselbe sich anschließende Akademie. — Schon in der Abhandlung: de litterarum ludis recte aperiendis charakterisierte Sturm im Jahre 1537 publicae et liberae lectiones, welche die vom Gymnasium entlassenen Primaner 5 Jahre lang hören sollten. Er gibt auch die Gegenstände an, welche gelehrt werden sollen, nämlich: Theologie, Jurisprudenz, Medicin. Außer diesen zählt er 5 Lehrobjecte auf, die wir jetzt den philosophischen Facultäten zuweisen würden, nämlich: Mathematik, Geschichte, Dialektik, Rhetorik, Grammatik, Lesen der Dichter. — Ein ausgedehnteres Privatstudium, als auf dem Gymnasium statt gehabt, müsse bei den Studierenden auf der Akademie eintreten.

Publici magistri führt Sturm eben so in seinem Plan für die Schule in Lauingen auf. Nachdem er hier die Schulklassen charakterisiert hat, fährt er fort: In diesen Klassen würden die Knaben in strenger Zucht (sub ferula) gehalten, sie müßten nicht nach eigener Wahl, sondern nach Gutdünken des Lehrers lernen. Träten sie aber aus den Klassen heraus, so giengen sie über zu den Theologen um der Religion willen, zu den Physikern, u. s. w. Es ergibt sich aus dem 2ten Buche der epistolae classicae Sturms, daß schon vor dem Jahre 1565 mehrere Gelehrte in Straßburg publicas lectiones hielten, andere such:e der eifrige Mann durch seine Briefe zu solchen Vorlesungen anzuwerben.

Aber erſt im Jahre 1567[1] ertheilte Kaiſer Maximilian II. den Straßburgern die Erlaubnis, eine Akademie einzurichten, ſpäter (1621) verlieh Ferdinand II. dieſer Akademie die Rechte einer Univerſität.

Der Straßburger Magiſtrat übertrug nun im Jahre 1569 an Sturm die Organiſation der Akademie, worauf dieſer ſeine epistolas academicas an die verſchiedenen Lehrer der neuen Lehranſtalt richtete.[2]

Was nun in derſelben wirklich gelehrt wurde, erſehn wir am beſten aus folgendem Lectionskatalog vom Jahre 1578, welchen ich im Originale mittheilen will.

Designatio Lectionum publicarum pro hoc aestivo semestri, in academia argentoratensi: Anno 1578.

J. Sturmius Rector docebit dialog. Cic. de Senectute.

Melchior Junius Decanus, libros III. Cic. de Orat. et orationem Cic. Philippicam secundam.

Theologi.

D. Marbachius perget in explicatione Psalmorum.

D. Joh. Pappus explicabit Danielem propheta[illegible]am et acta Apostolorum.

M. Nic. Florus epist. Pauli ad Galatas.

Er. Marbachius Lic. perget in lib. Judicum.

Jureconsulti.

D. Laur. Tuppius perget in Pandectis.

D. Obert. Giphanius interpret. libb. IV. Institutionum Just.

D. Georg Obrechtus perget in lib. II. Codicis.

Medici et Physici.

D. Andr. Planerus leget parvam artem Galeni. Deinde parva naturalia Aristotelis.

E. Lud. Hawenreuterus perget in compendio Physices.

1) Die akademiſchen Briefe Sturms und ſein vorangeſchicktes Schreiben an den Senat ſind 32 Jahre nach Stiftung des Gymnaſii, nach 1537, geſchrieben, alſo 1569, welches Datum ſich auch unter dem Briefe an Dasypodius (S. 182) findet. Nun erwähnt Sturm in ſeinem Schreiben an den Senat: ante biennium habe der Kaiſer das Privilegium zur Stiftung einer Akademie ertheilt, alſo 1567.

2) Sturm ſchreibt 1569 an den Straßburger Magiſtrat: Vos annos jam triginta duos, classibus acquiescentes, satis et vestris liberis provisum esse statuistis. — At ante biennium Caesaris comparato beneficio et nova Academia constituta, nobis quasi praescribere videmini, quid classicis exercitationibus nos oporteat adjicere. Itaque mihi commissa est confectio academicarum epistolarum, ut meo arbitratu quid de Academia instituenda sentiam, id ad amicos epistolis explicem. Wie ſich die Sturm'ſche Akademie zu dem oben erwähnten 1534 geſtifteten theologiſchen Seminar und dieſes zu dem 1539 begonnenen Alumneum im Wilhelmerſtift verhielt, iſt mir nicht klar. Vgl. Röhrich 2, 63. Den erſten Gedanken einer Akademie hatte Jakob Sturm. (Röhrich 2, 60.)

Historicus.

D. Mich. Beuterus explic. C. Tacitum.

Ethicus.

M. Theoph. Golius perget in libris Ethicis Aristotelis ad Nicomachum.

Organicus.

M. L. Hawenreuterus perget in Analyt. prioribus Aristotelis.

Mathematicus.

M. Conr. Dasypodius docebit 6 libros priores Euclidis, item Theorias Solis et Lunae et doctrinam addet Eclipsium.

Linguarum Professores.

M. Henning. Oldendorpius docebit Grammaticam hebraeam Clenardi et adjunget aliquot Psalmorum Davidis explicationem.

M. J. Wilveshemius graecanicae linguae Professor interpretabitur *Ἔργα καὶ ἡμέρας* Hesiodi.

Disputationes et declamationes publicae.

Singulis Mensibus singulae attributae sunt disputationes et declamationes, quae publice a Professoribus haberi debent suo ordine, praeter exercitationes illas, quae privatim suscipiuntur cum Studiosis et honorum Candidatis.

Die ſtraßburger Akademie creierte Baccalaurei und Magiſter der Philoſophie, wie die von Melchior Junius ꝛc. ꝛc. publicierten Beſchreibungen der Creationen in den Jahren 1574 und 1578 bezeugen.[1] Doctoren der Theologie, Jurisprudenz und Medicin wurden nicht creiert, dieß gehörte zu den Rechten einer Univerſität.

Dieſe Straßburger Akademie war hiernach weder ein Gymnaſium noch eine Univerſität, was war ſie denn? Offenbar ein unglückliches Mittelding zwiſchen beiden, eine Art von philoſophiſcher Facultät, welche auf eine iſolierte ſelbſtändige Exiſtenz Anſpruch machte, da die 3 andern Facultäten kaum in Anſchlag kamen. Aber jede philoſophiſche Facultät kann nur gedeihen, wenn ſie als Glied einer vollſtändigen Univerſität, innig verbunden mit jenen 3 andern, genügend repräſentierten Facultäten Lebenskräfte von dieſen empfängt und ihnen gegenſeitig mittheilt. Jene 3 Facultäten, getrennt von der philoſophiſchen, verſinken nur zu leicht zu einem Dreſſieren für künftigen Broterwerb herab, während die iſolierte

1) In dieſen Beſchreibungen ſind auch die an die Adſpiranten gerichteten Fragen und ihre Antworten mitgetheilt; an jeden derſelben iſt zuletzt ein Lobgedicht (oder auch mehrere) gerichtet. Es wird z. E. gefragt: Estne verum vulgo quod dici solet: Haereticorum patriarchas esse Philosophos? — Utrum eclipsis tempore passionis Christi naturalis fuerit nec ne?

philoſophiſche, wenn der Hinblick auf die ernſten Forderungen des Lebens und des einſtigen Berufs mangelt, ohne Halt und Ziel iſt. Auf den Charakter der akademiſchen Lehrlinge hat eine ſolche zwitterhafte Stellung den übelſten Einfluß. Schüler mögen ſie nicht ſein, Studenten möchten ſie gern ſein, ſie ſind aber keins von beiden.[1] Die philoſophiſchen Collegien, welche den Studenten bei ſeinem Fachſtudium erquicken, ſtärken und fördern könnten, erſcheinen den akademiſchen Schülern nur als eine langweilige Fortſetzung der Schulſtudien, welche ſie gern ganz hinter ſich hätten. Sind vollends die Lehrer der Logik, Philologie, Geſchichte ꝛc. ꝛc. der Art, daß ſich ihre Vorträge durch nichts von den Vorträgen unterſcheiden, welche ihre Zuhörer ſchon auf dem Gymnaſium gehört, ſo iſt ſolch Hören auch für die Fleißigſten eine abmattende Qual.[2] Sturm war nun ſehr für ſeine ſtraßburger Akademie eingenommen und that alles, um ihr den Charakter einer Univerſität aufzuprägen. Aus mehrern ſeiner klaſſiſchen und akademiſchen Briefe erſieht man, wie er Juriſten, Aerzte ꝛc. ꝛc. in Straßburg aufforderte: juriſtiſche, mediciniſche, phyſikaliſche und andere Vorleſungen zu halten. Auf ſolche Weiſe läßt ſich aber keine Univerſität improviſieren, daß man Männer, welche anderweitige Aemter bekleiden, anwirbt, um beiläufig auch Profeſſoren zu ſein. Das Amt des Profeſſors verlangt einen ganzen Mann.

Daß die Vorleſungen der Theologen, Juriſten und Mediciner auf der Straßburger Akademie nichts weniger als geeignet waren, einen Jüngling in dem Quinquennium vom 16ten bis zum 21ſten Jahre für ſeinen künftigen Lebensberuf vollſtändig vorzubereiten, was Sturm urſprünglich beabſichtigte, davon überzeugt ein Blick auf den mitgetheilten akademiſchen Lectionskatalog. Die Theologen z. B. leſen nur alt- und neuteſtamentliche Exegeſe, ein einziger Mediciner beſchränkt ſich gar auf die Ars parva Galeni und die parva naturalia Aristotelis! — Auch fühlte Sturm ſelbſt recht wohl die Mängel der Akademie, bei aller Vorliebe für ſie. Er klagt z. B. ſehr über ſchlechte Disciplin,[3] über das Verſäumen auch der nothwendigen Collegien und Verachtung der Lehrer. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht ſein Brief an Erythräus, Lehrer der Rhetorik. Er habe bemerkt, (ſchreibt er,) daß es eine ſchwierige Aufgabe ſei, auf ihrer

1) Nach dem Privilegio Kaiſer Maximilians II. ſollten auch die Schüler der 4 oberſten Gymnaſialklaſſen Studenten heißen, „jedoch, fügen die Straßburger akademiſchen Geſetze hinzu, mit dieſem außtrucklichen anhang, das ſo vil die Disciplinam belangt, denen in Tertia und Quarta nichts nachgelaßen. Aber die in Prima et Secunda Classe (welche über 16 Jar alt ſeind) mit der Ruthen nicht mehr gezüchtiget oder geſtrichen werden ſollen.“

2) Daß dieß ſelbſt Sturms Meinung ſei, werden wir gleich ſehen.

3) Acad. epp. pag. 199. Disciplina quae nunc dissoluta est: confusa quadam petulantia atque licentia; non solum intermissis sed saepe omissis auscultationibus necessariis, magno cum contemtu magistrorum et ipsorum discipulorum pernicie. Wie ſehr die Studiosi auf der kadeAmie ein rohes Studentenleben geliebt, beweiſen die Geſetze. Es heißt z. E. „daß die Studiosi mehr fleiß, arbeit, mühe bei den Fechtmeiſtern auf das Fechten dan bei ihren Praeceptoribus an die Studia bewennden und anlegen“ u. ſ. w.

Akademie Vorlesungen über Poeten, Historiker und Redner zu halten, sich auch gewundert, daß diese Vorlesungen oft ganz und gar nicht besucht würden.[1] Als Ursach gibt er an: die Studiosi hätten schon auf dem Gymnasium die wichtigsten klassischen Poeten, Historiker und Redner kennen lernen, hörten sie nun in den akademischen Vorlesungen nichts Neues, so zerstreuten sie sich oder wendeten sich zu andern Lehrern, die ihnen eben Neues[2] lehrten, zu den Juristen, den Physikern, und Mathematikern. Diese legten ihnen Waaren vor, welche die Schüler noch nie gesehen, dagegen die Lehrer der Grammatik und Rhetorik nur solche, welche ihnen schon von der Schule her bekannt seien; würden diese nicht auf neue Weise herausgeputzt, so sei das Spiel verloren.

Doch genug von der Straßburger Akademie; sie erhielt sich ja ohnehin nicht in der ursprünglichen Form, sondern, wie erwähnt, entwickelte sie sich aus der Halbheit ihres Verpuppungszustandes im Jahre 1621 in eine Universität.

Betrachten wir dagegen prüfend Sturms pädagogische Methode und seine Wirksamkeit auf dem Straßburger Gymnasium.

Sein Ideal der Bildung lernten wir schon kennen: Frömmigkeit, Kenntnisse, Redekunst. So klar er wußte, was er wollte, so klar erkannte er die Mittel, welche zur Erreichung dessen, was er wollte, dienten, und eben so entschlossen, umsichtig und bewundernswürdig ausdauernd, arbeitete er auf seinen Zweck hin, das leuchtet aus dem hervor, was ich über ihn und von ihm bisher mitgetheilt. Der Mann war als Pädagog aus Einem Guß, ein ganzer Mann, in welchem Wollen mit Kraft und Geschick zum Vollbringen im besten Gleichgewicht standen. Daher darf es nicht wundern, wenn Sturm, wie er erwähnte, bei seinen Zeitgenossen Anerkennung fand und das größte Vertrauen genoß. Zählte die Straßburger Schule doch im Jahre 1578 mehrere tausend Schüler, worunter gegen 200 Adlige, 24 Grafen und Barone und 3 Fürsten waren. Nicht bloß aus Deutschland, sondern aus den verschiedensten Ländern, aus Portugal und Polen, Dänemark, Frankreich und England schickte man Jünglinge zu Sturm. Aber seine pädagogische Wirksamkeit beschränkte sich nicht auf das Straßburger Gymnasium; in weiten Kreisen übte er durch Rath, Beispiel und durch seine Schüler den größten Einfluß als ein zweiter Praeceptor Germaniae. Er selbst organisierte die Schulanstalten zu Lauingen an der Donau, Trarbach an der Mosel, Hornbach im Zweibrückschen; sein Schüler Schenk ordnete das Augsburger, ein zweiter Schüler, Crusius das Memminger Gymnasium. Ein dritter, Erythräus, in Straßburg Professor der Rhetorik und Freund Sturms, wurde

1) In publicis rhetorum et poetarum scholis professores earum destituantur auditoribus.

2) Itaque ad liberas nostras scholas progressi et res secum adferunt et omne genus verborum; si non aliquid a nobis cognoscant quod novum sit atque inauditum, dilabuntur et vel delabuntur ad alios, qui res novas docent; ut Jureconsulti sunt quos hucusque paucos habuimus, vel propter horum *paucitatem* otio sese dedunt et otio pereunt. Academ. epp. 191.

1575 Rector in Altorf, ſtarb aber ſchon im folgenden Jahre. Der Straßburger Reformator Paul Fagius vom Pfalzgrafen 1546 nach Heidelberg berufen, veranlaßte dieſen, ein Pädagogium nach Sturms Weiſe zu organiſieren, Anton Schor, ein Schüler Sturms ward Profeſſor an der Anſtalt.[1]

Auf die Schulordnung des Herzogs Chriſtoph von Württemberg vom Jahre 1559, ſo wie auf die des Kurfürſten Auguſt I. von Sachſen vom Jahre 1580, hat die Sturmſche wohl gewiß Einfluß gehabt.[2] Grammatik der untern Klaſſen, Dialektik und Rhetorik der obern, Cicero vorherrſchend, Terenz und Plautus von den Schülern aufgeführt, in der oberſten Klaſſe Rudimente der Aſtronomie, Arithmetik ſehr hinantgeſetzt, in untern Klaſſen ganz wegfallend, Muſik, Decurionen als Monitoren, alle dieſe Einrichtungen dürften um ſo mehr als von Sturm entlehnt erſcheinen, als ſie ſich in der ſächſiſchen Schulordnung von 1538 noch nicht finden. Ja, die Schuleinrichtungen der Jeſuiten ſind, wie wir ſehen werden, in vieler Hinſicht denen Sturms ſo ähnlich, daß es dieſem ſelbſt auffiel. Hand in Hand mit Sturms Methode verbreiteten ſich ſeine Schulbücher über Deutſchland.

In den Briefen an die Lehrer des Straßburger Gymnaſii zeigt ſich Sturm als der geübteſte Schulmann und tüchtigſte Rector, welcher mit großer Einſicht jedem der ihm untergebenen Lehrer ſeine Aufgaben in wenigen Worten klar charakteriſiert und als ein alter eingeübter Praktikus ihm Rath ertheilt, wie er es anzugreifen und auszuführen habe. Dann ſtärkt und ermuntert er ſie höchſt liebevoll zur getreuen Pflichterfüllung, und macht ſie wiederholt aufmerkſam darauf, daß ſie ja alle Eine gemeinſame Aufgabe hätten, daß die Lehrer der oberſten Klaſſen nichts leiſten könnten, wofern die in den untern nicht ſorgfältig das Fundament gelegt, und daß hinwiederum dieſe vergeblich gewiſſenhaft arbeiteten, wenn jene nicht eben ſo gewiſſenhaft auf die gelegten Fundamente fortbauten. Er wiederholt eindringlichſt: alle müßten nach Ein und derſelben Methode lehren und dasſelbe Ziel im Auge haben, wofern das Werk ihrer Hände gefördert werden ſolle.[3] So zeigt er ſich als Muſter eines Rectors, als Centralpunkt, als Herz der Schule. Dennoch tritt bei ihm nirgends Anmaßung hervor, er iſt ein Dictator, der kaum zu befehlen und zu ſtrafen ſcheint, nur

1) Schmidt 309. Hautz Lycei Heidelbergensis origines. Heidelberg 1846. S. 26. ꝛc. Selbſt Hieronymus Wolf berückſichtigte beim Organiſieren des Augsburger Gymnaſiums die Sturmſchen Gymnaſialeinrichtungen.

2) Michael Toxites, der einige Zeit in Straßburg gelehrt, erhielt 1557 vom Herzog Chriſtoph von Württemberg den Auftrag: alle Schulen des Landes nach Sturms Weiſe zu organiſieren. Von Tübingen ſchreibt Toxites: occupatissimus propter scholas totius ducatus. Schmidt 310.

3) Unam enim omnium rationem esse volo, unam institutionis viam ut initia et progressiones et exitus inter sese prudenter et artificiose et amabiliter consentiant. Epp. class. 116.

bittet, ermuntert. Zudem ſtellt er ſich durch ſtetes Fortlernen Allen gleich, fängt er doch erſt im 59ſten Lebensjahre das Hebräiſche an. —

Nachdem ich ſo mit voller Anerkennung Sturms preiswürdiges Weſen und Thun geſchildert, muß ich nun auch der Wahrheit getreu die Kehr- und Schattenſeite ſeiner pädagogiſchen Wirkſamkeit beleuchten. Ich lobte es, daß er wußte, was er wollte, daß er mit ſcharfem Auge ſein Ziel fixierte und rüſtig und geſchickt auf dasſelbe losgieng.

Soll ich aber Sturms Ziel ſelbſt unbedingt loben? Unmöglich kann ich das bei näherer Betrachtung. Nur das chriſtliche Element ſeiner Pädagogik verdient unbedingte Anerkennung. Die beiden andern Elemente derſelben: Kenntniſſe und Redekunſt, oder vielmehr Sturms Begriff der auf Schulen zu erzielenden Kenntniſſe und Redekunſt; dieſer Begriff iſt, nicht nur mit dem Maße unſerer gegenwärtigen Pädagogik gemeſſen, ſondern an ſich und für alle Zeiten, in vieler Hinſicht zu tadeln. — Wie ſo? wird man fragen. Den Schülern einen inneren Reichthum an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen beizubringen und zugleich ſprachliche Fertigkeit, um das Innerliche verſtändlich und ſchön, mündlich und ſchriftlich zu äußern, iſt dieß beides nicht bis auf den heutigen Tag höchſtes Ziel der Pädagogen? Ja wohl; betrachten wir aber genauer, welche Kenntniſſe und was für eine Redekunſt Sturm meint, und ſehen wir, ob wir dann noch mit ihm überall einverſtanden bleiben. — Zuerſt die Kenntniſſe. Die Gründlichkeit, mit welcher die ſturmſche Schule griechiſche und lateiniſche Grammatik treibt, werden unſere Schulmänner anerkennen, ſollten ſie auch hin und wieder nicht denſelben Maßſtab der Gründlichkeit anlegen, wie der alte Rector, z. B. den zweiten Aoriſt nicht vom Imperfectum ableiten oder nicht ein Futurum φεύξω bilden u. dergl. Ob ſie aber mit der Art und Folge, wie die Klaſſiker auf dem Straßburger Gymnaſium geleſen wurden, einverſtanden ſein möchten? — Schwerlich, ſonſt würden nicht auf unſern Gymnaſien zum Theil ganz andere Klaſſiker geleſen, zum Theil zwar dieſelben, aber in anderer Folge und auf andere Weiſe. Wir könnten es ignorieren, daß der gegenwärtig in den meiſten Schulen geleſene Corn. Nepos fehlte; aber auch Livius fehlte, auch Tacitus. Und von den wichtigſten Klaſſikern ward nur ein kleiner Theil geleſen, ich nenne vor Allem Homer; ſolch Bruchſtückeln kann nie zum geiſtigen Auffaſſen von Weſen und Charakter der Autoren führen. — Wie hat ſich das im Laufe der Zeit geändert? Wir werden es erfahren.

Auf den erſten Blick könnte man glauben: es ſei Sturm nicht bloß an Sprach-, ſondern auch an Realkenntniſſen gelegen geweſen; ſieht man aber näher hin, ſo kommt man von der Meinung zurück. Freilich ſollen die Schüler der untern Klaſſen lateiniſche Wörter für alle möglichen Dingen erhalten, welche im Leben vorkommen, ſeis in der Küche oder im Keller, im Garten oder im Stall, in der Schulſtube oder in der Kirche. Faſt nach Art des Comenius im Orbis pictus ſollte ihnen dieß beigebracht werden, nur daß ſie die Welt im Originale,

nicht in Abbildern kennen lernten. Was war die Absicht, warum man den Knaben diese lateinischen Namen beibrachte, war es, um ihnen die Dinge selbst kennen zu lehren? Gewiß nicht, man wollte sie vielmehr in den Stand setzen, sich über das Alltäglichste latein ausdrücken zu können, ganz so, wie sich etwa ein Deutscher, der nach Italien reisen will, vorher mit dergleichen alltäglichen Worten und Phrasen bekannt macht.

Aber, wird man sagen, Sturm verlangt doch auch, daß die Knaben eine Art Realwörterbücher anlegen sollen, in welche sie die Worte nach bestimmten Rubriken eintragen, z. E. unter der Rubrik Aves den Struthiocamelus und Jynx; unter die Rubrik Mammalia: Leo, Elephas. Hier ists doch auf eine Realkenntnis abgesehen? Ich meine: zunächst meist nur auf eine Nominalkenntnis, die den Schatten zukünftiger Realien hat; die Knaben, welche Struthiocamelus und Jynx unter die Rubrik Aves setzen, hatten schwerlich je einen Strauß und Wendehals gesehen. Comenius tritt hier durch seine Bilderwelt dem ächten Realismus schon näher.[1]

Vergleichen wir den Lectionskatalog eines Gymnasii unserer Zeit mit dem Sturmschen, so fällt es überhaupt auf: wie viele Lehrgegenstände im letzteren fehlen. Nicht wenige dürften sagen: das ist eben der Vorzug der Sturmschen Methode, daß sie nur einen kleinen Kreis von Lehrobjecten begreift, wogegen wir ein unseliges Vielerlei lehren. Je größer der Umfang, um so kleiner sei der Inhalt ꝛc.

Ich bitte die, welche so sprechen, doch erst mit mir näher Sturms Lehrplan zu untersuchen. — Im sechsten Jahre wurden die Knaben aufs Gymnasium gebracht und ich finde einen besondern Unterricht im deutsch lesen und deutscher Rechtschreibung mit keinem Wort erwähnt.[2] Ich verlange gar nicht das jetzt so beliebte Lehren der deutschen Grammatik, sondern eben nur den allernothwendigsten Elementarunterricht im Deutschen. Wann und wo sie diesen erhalten, wird nirgends gesagt; ebenso wenig, daß ältere Knaben deutsche Aufsätze gemacht, mit Ausnahme deutscher Uebersetzungen aus lateinischen Klassikern.

1) Wenn Sturm beiläufig sagt: daß natürliche Dinge, wo es sein kann, vorgezeigt werden sollten, Pflanzen, Steine ꝛc., so scheint er dieß mehr zum Verständnis der lateinischen Benennungen, als der Dinge selbst, zu fordern (Epp. class. 161. 162), auch ist von solchen Realien beim Examen, im Lectionsverzeichnis, in den Briefen an einzelne Klassenlehrer nicht die Rede. Mir scheint jene Aeußerung daher nur ein so gut als nicht ausgeführter Gedanke zu sein.

2) Sturm schreibt im Briefe an Frisius, welcher, wie wir sahen, die 6jährigen Knaben in der zehnten Klasse lehrte, so: pueri cognoscant literarum formas. — Huic literarum singularum observationi ipsa lectio et pronunciatio orationis scriptae conjuncta est Sed expertus sum satius esse ab inflexionibus nominum et verborum facere principium quam a partibus Catechesis, quia non est necessarium Catechesin proponere *latinam*. — Ad nominum et verborum inflexiones puer ducendus est, simulac notas literarum cognoverit. Aus dieser Stelle ergibt sichs klar, daß nicht vom Lesenlernen des Deutschen, sondern *nur des Lateinischen die Rede* ist.

So wie nun auf Sturms Schule vom Elementarunterricht im Deutſchen nicht die Rede war, ſo erwähnt er auch im erſten Lehrplane mit keiner Silbe eines Unterrichts im Rechnen für die erſten 8 Klaſſen. Erſt in der Charakteriſtik der oberſten Klaſſe heißt es: Tradenda etiam Arithmetica sunt, et excutiendus Mela, et proponendus Proclus et cognoscenda sunt *Astrologiae* elementa.[1] In den Briefen an die Lehrer der 10 Klaſſen finde ich jedoch der Arithmetik mit keinem Worte gedacht; aus 2 Briefen an Conrad Daſypodius iſt hinſichtlich derſelben auch nichts mit Gewißheit zu erſehen. Der zweite Brief,[2] welcher im Jahre 1569, 31 Jahre nach Errichtung des Gymnaſii geſchrieben ward, erwähnt des mathematiſchen Unterrichts, jedoch ſo, als ſollte er erſt eingeführt werden.[3] — Später, im Lehrplan von 1578, wie beim Examen desſelben Jahres, finden wir, daß Arithmetik in Secunda, einige Sätze aus dem 1ſten Buche Euclids und Elemente der Aſtronomie in Prima gelehrt worden ſind. Auch in dem Schulplan, welchen Sturm für das Gymnaſium in Lauingen entwarf, iſt die Mathematik nicht unter den Lehrgegenſtänden der Schulklaſſen aufgeführt, vielmehr zu den Dingen gerechnet, welche durch ſpäteres Hören öffentlicher akademiſcher Vorleſungen erlernt würden.

Alles zuſammengenommen, ſo ergibt ſich mindeſtens eine große Hintanſetzung des mathematiſchen Unterrichts. Wer in Secunda etwa die Anfänge der Arithmetik, in Prima nur einige[4] Sätze des Euclid erlernt hat, wie kann der auch nur die erſten Elemente der Aſtronomie in derſelben Prima begreifen? Dem mitgetheilten aſtronomiſchen Examen nach zu urtheilen, ſcheint ſich auch dieß Aſtronomiſche faſt nur auf Vorzeigen und Erklären einer Armillarſphäre beſchränkt zu haben, wobei der Lehrer im Jahre 1578 noch keine Notiz von dem im Jahre 1543 erſchienenen Syſtem des Copernicus nahm, ſondern die Jahresbewegung der Sonne lehrte. Dagegen führt Sturm, wie wir ſahen, die Aſtrologie noch unter den Lehrgegenſtänden auf.[5]

1) De liter. lud. 50. Uebereinſtimmend ſchreibt Sturm an den Mathematiker Daſypodius: *προγνωστικήν* etiam, quam *προρρητικήν* vocat Laertius, utile videtur extra ordinem privatim te tradere, ut provoces acutiora ingenia ad amorem harum disciplinarum, id quod Phil. Melanchthonem factitasse animadverto.

2) Academ. epp. 180.

3) Primum igitur abs te contendo, ut Principia Mathematicorum in hisce curiis supremis duabus (in Prima und Secunda) doceantur, duobus illis, de quibus inter nos locuti sumus, voluminibus, quorum alterum abs te habemus quod secundae curiae *erit;* alterum etiam a te *expectamus*, et primae curiae conficiendum, ut ii qui ex primo ordine progredientur, quod reliquum est in hisce studiis biennio comparare et absolvere possint. Atque hisce principiis Euclidis primum librum addo. . . .

4) S. oben: ex primo Euclidis libro propositiones *aliquot*, hätten ſie gehabt, ſagt der Primaner beim Examen.

5) [Hiezu bemerkt Eckſtein (S. 70): „Wie es aber manchmal geht, wenn man etwas mit dem Latein brouillirt iſt, ſo iſt daraus ein ärgerliches Mißverſtändnis in Betreff der Aſtronomie entſtanden und Sturm der Vorwurf gemacht, er habe die Aſtrologie unter die Lehrgegenſtände

Nimmermehr werden gegenwärtig Lehrer an Elementarſchulen, geſchweige die an Gymnaſien, ſeien ſie auch für die größte Vereinfachung des Unterrichts eingenommen, einer ſolchen Hintanſetzung der Mathematik Beifall geben. Um ſo weniger, als anzunehmen iſt, daß ſehr viele, nicht ſtudierende Schüler, nur die unterſten Klaſſen des ſtraßburger Gymnaſii beſuchten, mithin gar keinen Unterricht im Rechnen erhielten, da dieſer, wie geſagt, in den erſten Jahren nach Einrichtung des Gymnaſii vermuthlich gar nicht, ſpäterhin aber nur in Secunda und Prima ertheilt wurde.

Von Unterricht in der Geographie war auf Sturms Gymnaſium ebenfalls nicht die Rede. Denn ſeine oben citierte Aeußerung: Excutiendus Mela wäre kaum zu beachten, hätte man auch den Mela wirklich geleſen. Aber ſelbſt der dürftige Mela ward, dem Lectionsverzeichniſſe und dem Examen von 1578 nach zu urtheilen, nicht geleſen. Auch unter den akademiſchen Vorleſungen ſind keine über Geographie aufgeführt.

Geſchichte ward eben ſo wenig auf dem Gymnaſium gelehrt; und auf der Akademie beſchränkt ſich der, als Historicus im Lectionscatalog aufgeführte Beuter, auf Interpretation des Tacitus. —

Von einem Lehren der Naturgeſchichte und Phyſik war auf dem Gymnaſium nicht die Rede.

Wenn nun Unterricht in der deutſchen Sprache, Mathematik, Geographie, Geſchichte, Naturgeſchichte, Phyſik wegfiel, wozu wir noch den Unterricht im Hebräiſchen,[1] in neuern Sprachen, beſonders im Franzöſiſchen, auch wohl den

anfgenommen. Natürlich der gute Ciceronianer braucht „astrologia“ für das erſt ſpäter aufgekommene astronomia. Ebenſo ungerechtfertigt iſt der Vorwurf“ ꝛc. Dazu vergleiche man nun Kückelhahn S. 141: „Viel Anſtoß hat jenes: „Cognoscenda sunt astrologiae elementa“ erregt. Darüber hat man ſich vielfach entſetzt. Eckſtein findet das wunderbare darin durch die Annahme erklärt, Sturm habe als guter Ciceronianer „astrologia“ für „astronomia“ gebraucht. Aber damit iſt die Erſcheinung, daß Sturm, außer an dieſer Stelle nirgends astrologia, ſondern ſtets astronomia gebraucht, nicht in Einklang zu bringen. Astrologi findet ſich an einer andern Stelle und iſt hier ausdrücklich in einen Gegenſatz zu astronomi geſetzt, indem von jenen zugleich geſagt wird: quorum ars προγνωστικη est appellata, qui praedicere possunt non solum illa, quae nominavimus, ut . . . ., sed sterilitatem etiam et inopiam, humorem et siccitatem, tempestates et exundationes, annorum salubritates et pestes. Ebenſo deutlich ſpricht ſich Sturm gegen den Mathematiker Daſypodius aus, es empfehle ſich für ihn die Aſtrologie privatim zu lehren. Alſo hat Sturm bewußt astrologia in einen Gegenſatz zu astronomia geſetzt. Denſelben Gegenſatz macht er in ſeinem erſten Lectionsplan „proponendus Proclus“, d. i. astronomia, „et cognoscenda sunt astrologiae elementa“. Einen Pleonasmus können wir hier unmöglich erwarten, denn gerade für die Elemente der Aſtronomie war die Lectüre des Proclus beſtimmt. Es ſcheint doch daraus ſicher hervorzugehen, daß Sturm wirklich neben der Aſtronomie in Prima die Aſtrologie getrieben haben wollte. Darüber kommen wir kaum hinweg.“ So weit Hr. Kückelhahn. Und wo bleiben nun die Leute, „die mit dem Latein etwas brouillirt ſind“? Der Her.]

1) Lingu e hebraicae institutionem, ſchreibt Sturm 1565, in curiis (d. i. auf dem Gymnaſium) consulto non proposuimus, quia multum illum profecisse arbitror, qui ante

im Zeichnen rechnen dürfen, ſo ergibt ſich hieraus: daß faſt alle Zeit und alle Kraft ſich aufs Erlernen des Latein und Griechiſchen concentrieren mußte.

War nun aus dieſem Grunde die Kenntnis der Griechen und Römer bei Sturms Schülern eminent größer, als bei Schülern unſrer Gymnaſien? Oder ſollen wir vielmehr fragen: ob ihre Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Latein größer geweſen, und ſich die ganze Kraft des Geiſtes vornehmlich auf Erlangung dieſer zwei Fertigkeiten gerichtet habe?

Die Beantwortung der erſten Frage dürfte zum Vortheil der jetzigen Schüler, die Beantwortung der zweiten vielleicht zum Vortheil der Sturmſchen Schüler ausfallen.

Wäre es auch ein Wunder, wenn Sturms Schüler latein ſprechen und ſchreiben gelernt, da er die Kunſt in klaſſiſchem, ciceronianiſchem Latein zu ſchreiben und zu ſprechen als höchſtes Ziel der Bildung betrachtete; welches zu erreichen ihm kein Opfer zu theuer war. Als erſtes Opfer erſcheint die ſchon berührte gänzliche Vernachläſſigung der Mutterſprache, ja ein völliges Abwenden von ihr. Wir erſahen aus Sturms Briefen an Schirner, Lehrer der 9ten Klaſſe, wie er es als einen großen Vorzug der römiſchen Kinder betrachtete, daß ſie von Kindesbeinen an latein ſprachen und einzig mit latein Sprechenden umgiengen, als einen Vorzug, der den deutſchen Kindern entgehe. Dieſem Uebelſtande, ſagte er, müſſe durch den Fleiß der Lehrer abgeholfen werden,[1] und zwar vermöge Anwendung ſeiner, Sturms, Methode. — Nur an der rechten Methode gebreche es, und eben daran, daß Latein nicht unſere Mutterſprache ſei, wenn gegenwärtig nicht Reden geliefert würden, die ſich mit den ciceronianiſchen meſſen könnten. Alles müſſe aufgeboten werden, um die verloren gegangene Kunſt der Römer und Griechen im Lehren, Reden, Disputieren, Schreiben wieder zu gewinnen.[2] — Das Erſte, worauf alſo Sturm und ebenſo die meiſten ſeiner gelehrten und lehrenden Zeitgenoſſen ausgiengen, war die möglichſte Verdrängung der deutſchen Mutterſprache, damit die lateiniſche ganz an ihre Stelle träte. Den Lehrern, wie den Schülern war alles deutſch ſprechen unterſagt;[3] Spielen ward erlaubt, unter der Bedingung, daß auch dabei nur

sextum decimum aetatis annum facultatem duarum linguarum mediocrem assecutus est. Epp. class. 138.

1) Istud publicum et commune *malum*, magistrorum corrigendum industria, atque hac ratione quam nunc institui. Pag. 91. Epp. class.

2) Epp. class. p. 92 und an andern Stellen. Baco de augm. sc. I. p. 15: Tunc Sturmius in Cicerone Oratore et Hermogene rhetore infinitam et anxiam operam consumsit.

3) Qui sermone utuntur alio quam latino, ratione bona puniantur, heißt es in den Straßburger Gymnaſialgeſetzen, p. 151. An einer andern Stelle: Sermones juventutis latinos esse volumus, omnium, etiam eorum, qui in *extremis* latent classibus. Praeceptorem patrio sermone uti nolumus. — Haec consuetudo . . . custodienda severitate et castigatione. Die Schüler ſollten überall latein ſprechen — Cum colludunt, cum ambulant.

latein gesprochen würde. Hätten die alten Römer zu Sturms Zeit den Elsaß noch besessen, sie konnten keine geeignetern Maßregeln ergreifen, um die Einwohner zu entnationalisieren, sie ihres Vaterlandes vergessen und ganz römisch zu machen.[1]

Sturm rühmt sich indirekt dieser Verdrängung der Muttersprache auf seinem Gymnasium; er habe, sagt er, einen Reichthum auserlesener (lateinischer) Worte und tägliches Lateinsprechen eingeführt und den Plautus, Terenz und Cicero aus der Unterwelt heraufbeschworen, um mit den Knaben latein zu sprechen.[2]

Den Plautus und Terenz nennt er hier vorzüglich, mit Bezug auf die Aufführungen ihrer Stücke durch Schüler, welche Aufführungen er, wie wir sahen, dringend den Lehrern der drei Klassen[3] empfahl. Besonders merkwürdig

cum obviam veniunt sermo sit latinus — aut graecus. Nullus veniae locus, si quis hic peccet petulanter. P. 161. Ebenso hielt es Trotzendorf, wie wir sahen.

1) Wie weit man es in dieser Entnationalisierung der Deutschen gebracht, bezeuge Folgendes: Der große Keppler gab 1616 einen „Auszug aus der uralten Messe Kunst Archimedis" heraus. Zum Schlusse dieses Werks findet sich eine „Erklärung der gebrauchten geometrischen Wörter und Terminorum." Unter diesen sind folgende: Seitte, latus plani. Lenge, longitudo. Breite, latitudo. Höhe, altitudo. Tiefe, profunditas. Bogen, arcus. Winkel, angulus. Scharff, acutus. Stumpf, obtusus. Gleich, aequalis. Enlich, similis. Raum, spatium. Gewicht, Schwäre, pondus. Würffel, cubus. Kugel, globus. Kegel, conus." So ganz waren deutsche Gelehrte jener Zeit ins Lateinische übersetzt, daß Keppler für sie deutsche Worte ins Lateinische übersetzen mußte (nicht umgekehrt), damit sie ihn verstünden.

2) (Introduxi) usum sermonis latini *quotidianum*, et cum pueris ut loquantur, quasi ab Orco revocavi Plautum, Terentium et Ciceronem. Epp. class. 119.

3) [Rückelhahn S. 132 sagt: „Zur Aufführung von Komödien und Tragödien wurden die Schüler von der vierten Klasse an veranlaßt," und bemerkt dazu: „Raumer irrt, wenn er (Gesch. d. Pädag. I, 218) sagt, die Aufführung sei auf die 3 obersten Klassen beschränkt gewesen." Diese Worte des Herrn Rückelhahn, der die frühere Auflage des vorliegenden Werks zu citieren pflegt, beziehen sich auf unsre Stelle. Nun sagt aber auch K. von Raumer selbst an einer anderen Stelle (S. 226): „Alle Stücke jener zwei Dichter (Terenz und Plautus) sollten in den 4 obern Klassen aufgeführt werden." Es fragt sich, wie dieser Widerspruch zu lösen und ob er vielleicht in Sturms Schriften selbst begründet ist. In seinem Classicarum epistolarum libr. I, in dem Brief an Johannes Renardus, den Lehrer der zweiten Klasse, sagt Sturm ausdrücklich: „Terentianas comoedias et Plautinas tibi commendo, quas in tertia curia agere incipiunt" (J. Sturmii class. epist. lib. III, Argent. 1573, p. 26). Das ist also genau das, was Raumer sagt, wo er nach Hrn. Rückelhahn „irrt". Aber allerdings scheint Sturm auch das, was Raumer an der andern Stelle, übereinstimmend mit Hrn. Rückelhahn, anführt, zu sagen. In denselben epistolis classicis, in Sturms Brief an Boschius, den Lehrer der dritten Klasse, heißt es (p. 23): „Comoedias etiam Plautinas aut Terentianas: non abs te audire: sed se decet ipsos docere distributis partibus et operis: et easdem agere et cum superioribus classibus contendere de victoria. Velim enim primo quoque tempore: horum duorum poetarum omnes comoedias in quatuor agi superioribus classibus." Der scheinbare Widerspruch zwischen den beiden Stellen wird sich dadurch lösen, daß Sturm in der ersten sagt, was wirklich geschah, während das velim der zweiten eine erst noch auszuführende Absicht bezeichnet. Der Herausg.]

sind folgende, von ihm an Golius, Lehrer in Prima, gerichtete Worte: Ich wünsche, sagte er, daß die Schauspieler für die Komödie, wie für die Tragödie in deiner Klasse Roscii seien, geübter, als sie in den untern Klassen sein können; ich will, daß das Theater keine Woche lang unbenützt bleibe, damit der fleißige Besuch desselben nicht nachlasse.[1]

Wenn ich das Hintansetzen der Muttersprache als ein Opfer ansahe, was dem Ideal — dem Götzen möchte ich lieber sagen — lateinischer Redekunst gebracht wurde, so dürften diese theatralischen Uebungen als ein zweites Opfer zu betrachten sein. Es erscheint uns unglaublich, daß ein solches Auswendiglernen und Aufführen so unzüchtiger Stücke, wie die des Terenz sind, ohne allen bösen Einfluß auf die Sittlichkeit der Jugend hätte bleiben können, und eben so unbegreiflich finden wir es, daß ein so religiöser Mann wie Sturm, am Terenz keinen Anstoß nahm, und ihn nicht für wahrhaft verführerisch hielt.[2] Verblendete den ernsten Rektor die Hoffnung, seine Schüler spielend, nämlich Komödie spielend, zu fertigen Lateinsprechern durch jene theatralischen Aufführungen zu bilden? Ist das Lesen eines Autors, wie Terenz, schon bedenklich, wie viel bedenklicher muß es sein, wenn sich die Schüler behufs der Aufführung ganz in die Personen und Situationen des Drama hineindenken und hineinversetzen.[3] —

Sturms Streben, die Schuljugend zu lateinischer Eloquenz abzurichten, war ferner vom größten und wie ich überzeugt bin, vom schädlichsten Einfluß auf seine Weise, die Klassiker zu lesen und zu behandeln.

Zunächst bezweckte er freilich, wie jeder verständige Schulmann, ein richtiges Auffassen des Wortsinns der Autoren; der Lehrer sollte, nach ihm, bei

1) Histriones comoedos atque tragoedos volo hic esse τεχνικωτέρους Roscios, quam in tribubus esse possunt inferioribus, ut quoniam vacuum actoribus theatrum nulla esse volo hebdomade spectandi non remittatur deligentia. Epp. class. 116.

2) Sogar Stücke des Aristophanes wurden von den Sturmschen Schülern gegeben. Ueber die große Rolle, welche Terenz früher auf Schulen gespielt, werde ich Näheres beibringen, wenn ich die Methode des Ratichius darlege. Daß Sturm gewarnt war, beweist folgende Stelle aus seiner Abhandlung de exercitatione Rhetor. pag. 397: Comoediarum actiones multi improbant propter molles meretricum gesticulationes, parasitorum et lenonum sales spurcos, in quibus corruptelam morum esse putant.

3) Beim Straßburger Examen 1578 hielt Marbach eine, uns aufbehaltene Schulpredigt. In dieser straft er die „thörichten Eltern," welche ihren Kindern „zu lesen und sich zu üben fürlegen den Dannhüser, die Meluſina, Dietrich von Bern, den alten Hiltenbrand, Ritter aus Steuermark — also geben sie der Jugend anleitung zu bösen gedanken". An einer andern Stelle ermahnt Marbach die Schuljugend, sich einzig mit den guten Büchern abzugeben, welche ihr von den Lehrern erklärt würden, nicht mit „Bulbüchern, in denen mehr als Fabelwerk, Narrentheidig und Merlin nichts zu finden." Das sagt er denselben Schülern, welche auf dem Examen den Phormio des Terenz und die Wolken des Aristophanes aufführten!! Gegen solche Aufführungen hatte sich jedoch Marbach entschieden ausgesprochen, wie er denn überhaupt zweifelte an der Möglichkeit d'habituer les élèves à une latinité parfaite. Schmidt 145.

der Interpretation so viel grammatische Erklärung geben, als zu jenem Auffassen nöthig.

Warum, man verzeihe die triviale Frage, warum bemüht man sich aber, die Sprache eines Klassikers wie unsere Muttersprache zu verstehen, ihn so lesen zu können, als hätte er in dieser geschrieben? Doch wohl, um dadurch zum eigentlichen Verstehen desselben, durch den Wortverstand zum Sinn desselben durchzudringen, und so zuletzt die geistige Individualität des Autors aus seinen Werken zu erfassen, und in dem Autor zugleich ein Glied, welches den Organismus des ganzen Volks charakterisiert, dem der Autor angehört.[1] Ein solcher Zweck des klassischen Studii tritt uns nun bei Sturms Lehrweise durchaus nicht entgegen; ihm ist, kantisch zu sprechen, der Autor nicht Zweck, sondern nur Mittel zu einem Zweck; jeder Autor muß nämlich zur Ausbildung der vergötterten römischen Eloquenz in den Knaben dienen. Und wie muß er dienen? wie der Pfau den Dohlen. Man entlehnt ihm Worte und Phrasen, sammelt diese, lernt sie auch wohl auswendig, um sie sprechend und schreibend wieder anzubringen. Entlehnt, dürfte zu schwach gesagt sein, die Dohle wollte nicht bloß entlehnen, sondern stellte sich, als wären die Pfauenfedern ihre eigenen. Die Lehre von der Imitatio, wie wir sie bei Sturm und andern vorgetragen finden, ist aber nichts als eine Art Theorie der Dohlenstreiche. Man unterrichtet die Schüler, wie sie Phrasen Ciceros und anderer durch geringes Verändern unkenntlich machen und dann als eigenes Product auf solche Weise schriftlich und mündlich anbringen und einschmuggeln sollen, daß der Leser oder Hörer nicht merke, woher sie entnommen sind. Der Lehrer, sagt Sturm an einer Stelle, habe Themata zu geben, auf Nachzuahmendes aufmerksam zu machen und zu zeigen, wie Aehnliches durch eine hinzugefügte Unähnlichkeit zu verbergen sei. — Zuerst müsse man darnach trachten, daß die Aehnlichkeit nicht in die Augen falle; verbergen geschehe aber auf dreifache Weise: durch Hinzufügen, Weglassen und Verändern.[2]

Es werde eingeworfen, sagt Sturm an einer andern Stelle, wenn man sich ganze Stellen Ciceros aneigne, so scheine dieß ein Diebstahl zu sein. Dem sei so, wenn man Ciceronisches für Eigenes ausgebe, aber das Gedächtnis sei

1) Vom Studium der Klassiker, wie es der Philolog von Profession angreift, ist hier nicht die Rede.

2) Similia sunt dissimilitudine occultanda. — Primus conatus sit ut similitudo non appareat. — Occultandi vero modus in tribus consistit: additione, ablatione, mutatione. Welcher Art die gepriesene Imitation war, zeigt ein von Sturm selbst gegebenes Beispiel. Non improbo Bembi principium: Bembus. Teupole, pater meus: quod ad exemplum ejus factum est, quo Cicero in Bruto suo utitur. Nam ut ille de Hortensii morte, opinione omnium majorem animo cepit dolorem, sic Bembus pater, postquam Venetias de Urbini ducis morte esset Senatui allatum, magnum sane dolorem cepit; iis enim verbis utitur, causas etiam doloris, ut Cicero ita Bembus complectitur, et ut Ciceroni dolor oratione augebatur, sic etiam Bembo augebatur. „Nobilitas literata" p. 344 sqq.

doch unſer und der Nutzen, welcher uns aus dem Gedächtnis erwüchſe, und der Styl, und ein mäßiges und verſtecktes zu Nutzemachen, und die Nachahmung und das Anlehen ſei unſer, wenn es auch geborgt ſei. Es werde ja auch von Jemand geborgt, der es keinem mehr mißgönne: der ſeine Schriften geſchrieben, damit ſie anderer, ja aller Eigenthum würden.[1] So vertheidigt Sturm das durchaus verwerfliche Treiben, welches Erasmus, wie wir ſahen, ſchon ganz verwarf. Sein Streben nach römiſcher Eloquenz hatte im ſtraßburger Gymnaſium auch den größten Einfluß auf die Auswahl der zu leſenden Autoren, indem man faſt nur ſolche berückſichtigte, in denen eben jene römiſche Eloquenz am ausgebildetſten und nachahmenswertheſten auftritt. Den Cicero vor allem. Schon der achtjährige Knabe las die epistolae selectae, von Octava bis Prima iſt keine Klaſſe, in welcher Cicero nicht geleſen wurde. Den Terenz[2] empfiehlt Sturm am meiſten, nächſt Cicero. Jeden römiſchen Schriftſteller, der ſich, mit ciceronianiſchem Maße gemeſſen, nicht als normal klaſſiſch bewährte, ſcheint Sturm beſeitigt zu haben. Findet ſich doch, wie erwähnt, Livius nicht unter den ſtraßburger Schulklaſſikern aufgeführt, wahrſcheinlich wegen ſeiner Patavinitas; daß Tacitus fehlt, mag uns weniger auffallen, kurz, daß jeder Autor fehlt, welcher dem Ideale, wie Cicero ſprechen und ſchreiben zu lernen, nicht förderlich oder gar hinderlich war.[3]

In der 8ten Klaſſe, im 8ten Jahre des Schülers, beginnen ſchon die lateiniſchen Stylübungen. Sturm empfiehlt ſie aufs dringendſte ſeinen Lehrern; ſie ſind, näher betrachtet, faſt einzig Uebungen jenes impotenten Imitierens; die Vorarbeit dazu war das erwähnte Sammeln und Auswendiglernen von Phraſen, welche man ſich aus den Schulklaſſikern vermerkte, um ſie als Material beim latein Sprechen und bei den Stylübungen zu verwenden. — Soll ich nun noch beſonders ausführen, daß eine Jugend, welche beim Leſen der Klaſſiker einzig auf Phraſenjagd zu künftigem Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch ausgieng, daß dieſe nimmermehr zum wahren Verſtändnis derſelben kommen, ja, daß es ihr um dieß Verſtändnis gar nicht zu thun ſein konnte? Soll ich bemerken: daß eine ſolche Jugend noch viel weniger Schriftſteller, die weſentlich von Cicero verſchieden ſind, wie z. B. den Tacitus, weder lieben noch verſtehen lernte? Und eben ſo wenig kam ſie zum Verſtändnis der Dichter, wenn ihr bei deren Leſen immer in Ausſicht geſtellt wurde, ſelbſt lateiniſche Verſe zu machen, wenn ſie eben deshalb, etwa aus der Aeneis, poetiſche Floskeln ſammeln mußte, wie aus dem Cicero proſaiſche, oder wenn man ſie überall auf das hinwies, was auch der oratoriſche Stil, mutatis mutandis, aus den Dichtern entnehmen könne, und es bei den proſaiſchen Stylübungen von ihr anbringen ließ.

1) „De exercit. rhetor.“ p. 377.

2) Terentio post Ciceronem nihil utilius est: purus est sermo et vere romanus.

3) Hier ſcheint die Urſach klar zu werden, warum auf Sturms Schule mehrere Klaſſiker nicht geleſen wurden, welche man auf unſern Gymnaſien lieſt.

Ich fragte: soll ich Sturms pädagogisches Ziel unbedingt loben, und verneinte dieß. Die Gründe meines Verneinens habe ich nun dargelegt. Ich habe gezeigt, wie, einzig um römische Eloquenz im Sprechen und Schreiben zu erstreben, die Muttersprache nicht nur vernachlässigt, ja unterdrückt wurde, wie man, um römische Sprechfertigkeit zu erlangen, die unzüchtigsten terenzianischen Dramen von den Schülern aufführen ließ; wie man ferner, da die zur Eloquenz nöthigen Vorübungen alle Kräfte und alle Zeit der Jugend in Anspruch nahmen, zu keinem gründlichen mathematischen Unterricht Muße behielt, Geographie, Geschichte, Hebräisch, neuere Sprachen gar nicht gelehrt wurden, der Naturkunde und des Zeichnens in jener Zeit kaum zu erwähnen. Zuletzt wies ich nach, wie eben dieß unglückliche Haschen nach römischer Eloquenz dem rechten Eindringen in die Klassiker und dem tieferen Verständnis derselben entschieden in den Weg trat. — Und nun fragen wir natürlich: wenn Sturm und so viele seiner pädagogischen Zeitgenossen fast Alles hintansetzten, um römische Eloquenz zu erjagen, haben sie denn ihres Herzens Wunsch erlangt, nachdem sie ihm so viele Opfer gebracht?

Doch, ich habe wohl die Frage jedem verständigen Leser schon beantwortet, da ich von der unseligen Art, die Klassiker zu lesen, sprach, von diesem Lesen, nur um Phrasen zu excerpieren, diese bei Stylübungen wieder zusammenzuflicken und so die Alten zu imitieren. Denn auf eine ziemlich erbärmliche Virtuosität im Nachahmen der Alten lief zuletzt Alles hinaus; man brachte es meist nur bis zu einem philologischen Pharisäismus, der, in widerlicher pseudoklassischer Manier, Werke ohne klassischen Geist componierte. Liest man diese Specimina eloquentiae romanae, so ists, als wandelte man unter blutlosen Schatten der Alten, Cicero tritt uns überall wie ein Gespenst entgegen. —

Sturm sah natürlich diese Früchte mit andern Augen an, er glaubte wirklich die Alten wieder ins Leben gerufen zu haben, und wähnte, wenn man es nur recht anfienge, so sei nicht abzusehen, warum man es denn in den geistigen lateinischen Productionen nicht mit ihnen sollte aufnehmen können. Er sagt einmal:[1] zwei Vortheile hätten die Römer vor uns gehabt, daß sie nämlich ohne Schule latein gelernt, dann daß sie so häufig lateinische Komödien und Tragödien aufführen gesehen und lateinische Redner gehört hätten. Könnten wir, fährt er fort, diese Vortheile in unsere Schule zurückrufen, warum sollten wir dann nicht durch ausdauernden Fleiß das erreichen, was jene nur durch Zufall und Gewohnheit besaßen, daß sie nämlich aufs Beste latein sprachen." Stärker tritt er an einer andern Stelle auf,[2] da er sagt: „Im Schreiben, Commentieren, De-

1) De Exerc. Rhetor. p. 395. Eine ähnliche Bemerkung führte ich schon oben an.

2) Epp. class. p. 119. Scribendi et commentandi et declamandi et dicendi videre mihi videor ipsos magistros non insequi, sed *assequi* facultatem illam optimarum aetatum quae Athenis et Romae fuit. — Aehnliche Aeußerungen findet man vom 15. Jahrhundert an, bei Rudolf Agricola, Rudolf Lange u. A.

clamieren und Sprechen glaube ich uns nicht bloß als Nachtreter der Meister zu erblicken, sondern als solche, welche es der besten Zeit Athens und Roms gleich thun." Welche pedantische Beschränktheit, zu wähnen, eine verständig eingerichtete Straßburger Schule könne die Erzeugung von Geisteswerken bewirken, denen gleich zu stellen, welche einst in Kraft des periceleischen Zeitalters und der Macht des Imperii Romani ans Licht traten. —

Diese eben so irrige, als übermüthige, ich möchte sagen, hypersthenische, Aeußerung Sturms steht freilich mit einer zweiten, muthlosen und asthenischen, welche er an einer andern Stelle thut, in auffallendem Widerspruche. Es sei zu verwundern, sagt er hier, daß, während es zu seiner Zeit nicht an guten Köpfen fehle, die es mit den Alten aufnähmen, während uns auch dieselben philosophischen Quellen flössen wie ihnen, während sich für die Beredsamkeit ähnliche Vortheile und eine gleiche vielseitige Anwendung böten, wie bei den Alten, alle begabten Menschen überdies durch Beredsamkeit sich auszuzeichnen strebten, dennoch fast alle vor der Schule derselben zurück schräcken und so wenige nur durch Eloquenz etwas leisteten.[1]

Den Jünglingen, fährt Sturm fort, könne man durchaus die Schuld hievon nicht beimessen. Jahr aus, Jahr ein würden ihrer auf das Straßburger Gymnasium geschickt, welche sich durch eminente Gaben, den besten Willen und großen Fleiß auszeichneten. Dasselbe habe er in Löwen und Paris beobachtet. Wie kommt es nun, fragt er, daß unter so vielen Tausenden nur so wenige waren, welche den erforderlichen Fleiß auf (latein) Schreiben und Declamieren gewandt hätten? Bei genauer Betrachtung finde er, die Schuld liege an den Lehrern, an ihm selber und daran, daß Latein nicht Muttersprache der Schüler sei. —

Betrachten wir diese Aeußerung Sturms näher, so kann man zwischen und in den Zeilen das Wahre von der Sache lesen. Sehr fähige Köpfe wünschen, wie er sagt, sehnlichst beredt zu werden, schrecken aber vor der Schule einer solchen Beredsamkeit zurück. Wäre latein nur ihre Muttersprache, dann würde es ihnen gelingen. Nun wohl, deutsch ist ihre Muttersprache, in dieser würde es demnach so guten Köpfen wirklich gelingen. Und das sagt Sturm merkwürdiger Weise selbst unmittelbar vorher.[2] Die Beredsamkeit, bemerkt er hier, sei keineswegs nur an die lateinische Sprache gebunden, als könnten nicht Italiener, Spanier, Franzosen und Deutsche (in ihrer Sprache) beredt sein! Ob die Prosa des Boccaz nicht den Italienern als Muster von Reinheit und Anmuth gelte, ebenso die wohlklingende Poesie Petrarchs. Den Franzosen gefalle Comines so

1) . . . tamen ab ejus (orationis) prope omnes abhorreant exercitatione, et tam pauci sint qui eam assequuntur. Man vergleiche hiermit so viele Stellen bei Burckhardt (de fatis linguae latinae), aus denen hervorgeht, daß das Lateinschreiben und Sprechen zu keiner Zeit, seit der Reformation, recht gedeihen wollte.

2) Ib. 367.

8. Württemberg.

Die Schulen Württembergs im 16ten Jahrhundert.

Die Schulen von Trotzendorf, Neander und Sturm waren Normalschulen, deren Organisation mehr oder minder bei Schuleinrichtungen jener Zeit zum Muster diente; wiewohl verschiedenartige Verhältnisse, in den verschiedenen deutschen Ländern, Modificationen nöthig machten. Wir werden dieß bestätigt finden beim Lesen der Schulordnungen, welche in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Württemberg und Sachsen publiziert wurden. Betrachten wir zuerst die württembergische.[1]

Sie findet sich in der, von Herzog Christoph im Jahre 1559 ausgegangenen sogenannten großen Kirchenordnung, welche auf dem Landtage von 1565 die Gewährleistung der Stände erhielt, dadurch ein integrierender Theil der gesammten Landesverfassung ward und späterhin 1582, 1660 ꝛc. wiederholt „revidiert" herauskam.[2] Im Eingange der Schulordnung heißt es: die Jugend solle[3] von den „Elementis per gradus" zu der Bildung aufsteigen, welche im geistlichen und weltlichen Regiment erforderlich.

Die „Teutschen Schulen" sind der unterste gradus, wo Knaben und Mädchen, gesondert von einander, unterrichtet wurden. Der Unterricht begriff Lesen, Schreiben, Religion und Kirchengesang. Das Rechnen wird hier nicht erwähnt,[4] im Verfolg aber vom Schulmeister gefordert, daß er „guten Verstand habe Lesen und Rechnen zu lehren." Hinsichtlich der Zucht wird den Schulmeistern empfohlen: „die Ruthen gebührlicher gebrauchen, die Kinder nicht bei dem Haar ziehen" ꝛc. Damit sie sich dem Schuldienste ganz widmen können,[5] „sollen die Büttel und Schützendienst an denen Orten, da sie der Mesnerei bißher angehangen, fürohin davon abgesondert sein."

Solche teutsche Schulen sollten auch „in den kleinen Dörffern und Flecken sein,"[6] wo sich keine höhere Unterrichtsanstalten befanden, dagegen sollten neben ihnen

1) Eine Schulordnung von Stuttgart 1501 findet sich in Sattlers Geschichte von Württemberg Th. 1. Beil. S. 76. Besonders dringt sie auf „latinisch reden, scriben"; gestraft soll werden: „das theotuzantes (?) d. i. das tutsch reden."

2) „Versuch einer Geschichte des gelehrten Unterrichtswesen in Württemberg von Dr. Karl Pfaff. Ulm 1842."

„Hochfürstlich Württembergische große Kirchenordnung. Stuttgart 1743. . . . Gedruckt nach dem Exemplar de Anno MDCLX." Dieß Exemplar ist selbst ein treuer Abdruck der, unter Herzog Ludwig 1582 revidierten Kirchenordnung.

Pfaff hat Herzog Christophs Schulordnung abdrucken lassen, mit welcher die des Herzog Ludwig im Wesentlichen und meist wörtlich übereinstimmt: etwanige Abweichungen hat er in Anmerkungen und Beilagen hinzugefügt. Ich lege die Kirchenordnung des Herzog Ludwig zu Grunde und werde bemerken, worin sie bedeutend von der des Herzog Christoph verschieden ist.

3) K. O. 192. 4) Ib. 313 sqq. 318. 5) Ib. 317. 6) Ib. 318.

„in allen und jeden Städten, die seien groß oder klein, desgleichen etlichen den fürnemsten Dörffern oder Flecken Lateinische Schulen gehalten werden." Diese heißen auch Particular-Schulen.[1]

Die vollständige Lateinische Schule sollte, nach Herzog Christophs Schulordnung, fünf Klassen haben, eine sechste fügte Herzog Ludwig hinzu. „Nach Gelegenheit der Flecken und Knaben" hatte sie aber auch weniger, ja nur eine Klasse.

Waren die Klassen stark besetzt, so sollten sie in Decurien eingetheilt werden; jeder Decurie (nach Sturms Weise) ein Knabe als Decurio vorstehen, der wöchentlich gewählt, „auf seine Rottgesellen" acht haben sollte.

Die unterste Klasse hieß *Prima*.[2] Die Knaben lernten latein lesen. Empfohlen wird aufzumerken „damit die Knaben nicht ihrer Mutter-Sprach, sondern der lateinischen Sprach-Art nach, die Vocales und Consonantes unterschiedlich und deutlich aussprechen." Die „welche von Natur nicht alle Literas pronuncieren könnten, sind, so viel müglich mit sänfften, glimpffigen Worten zu unterweisen." Die Paradigmata der Formenlehre wurden gelernt, Cato gelesen, täglich zwei lateinische Wörter ex *Nomenclatura rerum*[3] vorgeschrieben, die nachzuschreiben und auswendig zu lernen waren.

Secunda Classis.

Cato und die Mimi publiani wurden wörtlich exponiert, mit Declinationen und Conjugationen fuhr man fort, „mit den andern partibus orationis sollte man die Knaben in der untern Decurie unbeschwert lassen,"[4] in der folgenden Decurie diese vornehmen, auch die Syntax beginnen und den lateinischen Katechismus übersetzen.[5] Der Präceptor soll auch „die Knaben in den *Phrasibus* fragen und üben, wie sie das oder jenes wöllen latine reden, dann hie soll das Latein reden anfahen." Außerdem „exercitium Musicae".

Tertia Classis.

Gelesen werden: Fabulae Camerarii und Dialogi Castalionis, aus denen man „schöne *Phrases* dictiert", damit die Knaben „dieselbigen in loquendo et scribendo könnten nutz machen." Ferner treten Selectiores *epistolae Ciceronis* und *Terentius* ein. Letztern sollen sie „auswendig lernen."[6] „Und weil der Terentius gar proprie und pure geschrieben, sollen dieselbigen Phrases mit den Knaben viel und fleißig geübt, auch in gut Teutsch gebracht, darmit das latein reden und schreiben dadurch gefürdert werde. Es sollen auch die Praeceptores in enarratione Terentii disc prudentiam haben, daß sie consilium authoris wohl anzeigen, wie er nicht alle Dinge ex sua persona rede, sonder diversa vitia et

1) Ib. S. 195.
2) Ib. 200.
3) Vgl. Sturm.
4) S. 202. Vgl. Sturm.
5) Auch die proverbia Salomonis und Sebald Heidens dialogi wurden gelesen.
6) S. 206.

Wenn ſo, äußerlich betrachtet, die jetzigen Schuleinrichtungen Württembergs mit denen des 16ten Jahrhunderts noch ſehr übereinſtimmen, ſo tritt uns, bei Vergleichung der innern Organiſation der Anſtalten, ein deſto größerer Unterſchied entgegen. Ein neues pädagogiſches Ideal, welches vornehmlich in den letzten ſiebenzig Jahren ſich geltend machte, verlangte neue Lehrobjekte, neue Lehrweiſen. Nur einiges zu berühren, ſo wurden, nach der alten Schulordnung, von lateiniſchen Klaſſikern nur Cicero, Terenz und Virgil geleſen, dazu kommen jetzt ſieben andere; zur Cyropädie und zum Demoſthenes der alten Ordnung treten acht griechiſche Klaſſiker hinzu.[1]

Zum Unterricht im Hebräiſchen, Griechiſchen, Lateiniſchen, geſellt ſich der im Franzöſiſchen und Deutſchen. Ferner erſcheinen als neue Lehrobjecte: Geographie, Geſchichte, Phyſik; zur Logik kommt Anthropologie.[2]

9. Sachſen.

Im Jahre 1580 erſchienen im Kurfürſtenthum Sachſen:

„Ordnungen Churfürſtens Auguſti zu Sachſen, wie es in dero Landen bei denen Kirchen .... Univerſitäten .... Fürſten- und Partikular-Schulen .... gehalten werden ſolle.“[3]

Bei näherer Vergleichung jener Ordnungen mit der württembergſchen Schulordnung Herzog Chriſtophs, findet ſich die auffallendſte Aehnlichkeit beider, ja ein großer Theil des ſächſiſchen Edicts iſt wörtlich von dem Württemberger entlehnt.

Die „deutſchen Schulen[4] in Dörffern und offenen Flecken“ waren in Sachſen wie in Württemberg für den Elementarunterricht im Leſen, Schreiben und der Religion beſtimmt. Rechnen iſt auch hier nicht unter den Unterrichtsgegenſtänden erwähnt; wie in der württembergſchen Kirchenordnung wird aber vom Schulmeiſter verlangt, daß er es verſtehe.

Partikularſchulen[5] bilden die zweite Bildungsſtufe in Sachſen wie in Württemberg, ſie ſind dort wie hier in fünf Klaſſen abgetheilt. Geringe Modi-

1) „Die ehemaligen Kloſterſchulen, dargeſtellt von M. Wunderlich, Ephorus in Schönthal und den dortigen Profeſſoren M. Hauff und M. Klaiber. 1833.“ S. 68.

2) Ueber dieſe Erweiterungen ſpäter mehr. Natürlich mußten die neuen pädagogiſchen Anſichten, Beſtrebungen und Verſuche, welche, beſonders ſeit dem Jahre 1774, dem Stiftungsjahre des deſſauer Philanthropins, im übrigen Deutſchland ſich geltend machten, auch auf Württemberg Einfluß üben. Dieſem Einfluß iſt auch die Stiftung von c. 26 Realſchulen und der polytechniſchen Schule in Stuttgart zuzuſchreiben.

3) Dieſe Ordnungen finden ſich im „Codex Augusteus von Lünig. Leipzig 1724.“ S. 475 sqq.

4) Codex A. 594.

5) Ib. 545.

ſicationen abgerechnet, iſt die ſächſiſche Verfügung meiſt wörtlich aus der württembergſchen entnommen. Nur darin unterſcheidet ſie ſich, daß in der Sächſiſchen Quarta „die species," in Quinta „die gantze Arithmetica" gelehrt wurde, in Württemberg nicht. Hinſichtlich des Geſanges, (mithin auch mittelbar des Geſangunterrichts) verordnet der Codex Augusteus[1] ernſt und weislich: „die Pfarrer ſollten mit Fleiß darauf Achtung geben, daß in der Kirche nicht ihre (der Cantoren) da ſie Componiſten ſein, oder anderer neuen angehenden, ſondern derer alten und dieſer Kunſt wohl erfahrenen und fürtreffentlichen Componiſten, als Josquini, Clementis (non Papae) Orlandi und dergleichen Geſänge geſungen werden, fürnemlich aber ſich derer Geſänge enthalten, ſo auf Tantzmäß- oder Schandlieder Weiſe nach componieret, ſondern es alſo anſtellen, daß es grave, herrlich, tapfer ſei, und zur chriſtlichen Andacht die Leute reitzen mag."

An die Partikularſchulen ſchloſſen ſich in Sachſen keine beſondere Lehranſtalten für Theologen an, wie in Württemberg, ſondern

die drei Fürſtenſchulen[2] in Meiſſen, Grimma und Schulpforte, welche für alle und jede künftige Studierende geſtiftet waren.[3] Jede dieſer Schulen war in drei Klaſſen getheilt, die Klaſſen wiederum in Decurien, an deren Spitze Decurionen. Sechs Jahre ſollten die Knaben in der Fürſtenſchule bleiben. Bei der Aufnahme mußten ſie Tertia einer Partikularſchule abſolviert haben, doch wurde in Prima, der unterſten Klaſſe der Fürſtenſchule, das Penſum jener Tertia wiederholt vorgenommen: Formenlehre, Mimi publiani, Cato, epistolae familiares.[4] Ebenſo ſtimmte die Aufgabe in Secunda der Fürſtenſchule zum Theil mit der der Quarta auf der Partikularſchule; lateiniſche Syntax, epistolae familiares, Bucolica Virgils, Ovid de ponto, Tibull, Sammeln lateiniſcher Phraſen, dazu Rudimenta graecae linguae und Aeſops Fabeln (griechiſch), endlich Arithmetik und Muſik. — In Tertia, der oberſten Klaſſe der Fürſtenſchule, ſollte die ganze lateiniſche Grammatik Melanchthons mit den Zuſätzen Camerarii durchgenommen, von Cicero die Officia, de Senectute, de Amicitia nebſt den Tuſculanen, die Georgica und Aeneis und Oden des Horaz geleſen werden, im Griechiſchen Iſokrates, Theognis, die aurea carmina des Pythagoras, das erſte Buch der Ilias und Plutarch de liberorum educatione. Auch lehrte man Anfangsgründe des Hebräiſchen, ferner Dialektik, Rhetorik, die quaestiones de Sphaera und die Rudimenta Astronomiae M. Blebelii. Beſonders ſollten die

1) C. Aug. 563.

2) Codex A. 573.

3) Mit dem Stuttgarter Pädagogio ſcheinen ſie übereinzuſtimmen. Moritz von Sachſen ſtiftete ſie aus Kloſter- und Stiftsgütern.

4) „Wann vor dieſer Zeit die Partikular-Schulen in gebührender Ordnung angeſtellet geweſen, ſollten in den dreien Fürſten-Schulen über zwo Classes nicht gehalten worden ſein. Dieweil aber Knaben in dieſelben geſchicket, die doch nicht recht declinieren und conjugieren können, müſſen nothwendig drei Classes darinnen erhalten werden." Codex A. 583. Dieß erinnert an die oben erwähnte Mangelhaftigkeit der württembergſchen Partikularſchulen, derentwegen in den Grammatiſtenſchulen, wie in den ſächſiſchen Fürſtenſchulen, Nachhülfe nöthig war.

Knaben „gut Latein zierlich und verſtändlich lernen reden und ſchreiben“; dazu Phraſen ſammeln, beſonders den Cicero ſtudieren, viel Argumenta ſchreiben ꝛc. „Terentii und Plauti Comoedias ſollen ſie (die Lehrer) die Knaben jährlich ſpielen laſſen, und ſolchergeſtalt ſie auf das zierliche Lateinreden gewöhnen.“ Doch haben die Lehrer das Gift von dem Honig zu ſcheiden und die Knaben zu lehren, daß ſie ſich „vor den Laſtern, welche die Poeten an jungen und alten Leuten beſchrieben, fleißig hüten und verwahren ſollen.“

Ueber Amt und Eigenſchaften der Lehrer, insbeſondere des Rectors, über Lehre und Zucht enthält die ſächſiſche Schulordnung viel Treffliches; in ſchlichten Worten werden Regeln gegeben, welche eben ſo ſehr von frommer Geſinnung als geſundem Mutterwitz zeugen.[1] — Im Jahre 1773 erſchien die ausgezeichnete „Erneuerte Schulordnung für die Chur-Sächſiſchen drei Fürſten- und Landſchulen.“ Ihr Verfaſſer hatte die faſt 200 Jahr alte Schulordnung Auguſts I. vor Augen, und überſetzte ſie möglichſt treu in den Charakter und die Sprechweiſe ſeiner Zeit. So ſtimmen beide Schulordnungen noch immer ſehr überein, doch ſchließt ſich die neue eben an die Forderungen der neuen Zeit an und hat eine ſchwache Färbung vom Rationalismus dieſer Zeit. Der Unterrichtsgegenſtände hat ſie mehr; noch herrſcht aber das Studium der klaſſiſchen Sprachen, beſonders die Dreſſur zum Latein-ſchreiben und -ſprechen weit vor. Hebräiſch wird wie früher gelehrt, dazu Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch. Geographie, Geſchichte, Chronologie ſind als Lehrgegenſtände aufgeführt. Außer der Logik und Rhetorik, ward auch die natürliche Theologie und Sittenlehre nach Anleitung der bekannten Initia Erneſtis behandelt.

Seitdem die Schulordnung von 1773 erſchien, iſt eine neue pädagogiſche Epoche eingebrochen und der gegenwärtige Charakter von Schulpforte dürfte weit mehr vom Charakter, welchen dieſe Schule im Jahre 1773 hatte, abweichen, als ihr Charakter im Jahre 1773 von dem des Jahres 1580 verſchieden war. — Die Charakteriſtik der Schulen unſerer Zeit werde ich im Verfolg geben.

10. Jeſuiten.

[2]Im Jahre 1491, acht Jahre nach Luther, ſechs vor Melanchthon, ward Ignatius Loyola geboren, der Stifter des Ordens, welcher es ſich zur Aufgabe

1) Von den Fürſtenſchulen giengen die Sachſen auf die Univerſitäten Leipzig und Wittenberg. Wie Tübingen zählte Wittenberg 150 theologiſche Stipendiaten, Leipzig 150. Einen tüchtigen geiſtlichen Stand heranzubilden lag dem ernſten frommen Kurfürſten Auguſt I. eben ſo ſehr am Herzen als dem Herzog Chriſtoph von Württemberg.

1) Quellen.

1. Ranke, die römiſchen Päbſte, zweite Auflage.

2. Spittler, über die Geſchichte und Verfaſſung des Jeſuitenordens. In Spittlers Werken IX. 43. Erſchien zuerſt in der deutſchen Encyklopädie, Frankfurt 1793. Bd. 17.

geſetzt, die Reformation zu vernichten und die abſolute Herrſchaft des Pabſtes wieder herzuſtellen. — Durch Predigen, Beichte und Unterricht der Jugend ſuchten die Jeſuiten Einfluß zu gewinnen. Und welchen Einfluß, welche tief wurzelnde Macht gewannen ſie auf ſolche Weiſe!

Dieſe Tendenz und Wirkſamkeit des Ordens liegt klar zu Tage; wir finden ſie ebenſowohl von dem proteſtantiſchen Ranke (in ſeinem Werke: „die römiſchen Päbſte“), als auch von den Päbſten ſelbſt und von den entſchiedenſten katholiſchen Freunden der Jeſuiten ausgeſprochen. In Pabſt Ganganellis Bulle, durch welche der Orden aufgehoben wurde, heißt es, derſelbe ſei „zur Bekehrung der Ketzer“ geſtiftet; in der Bulle Pius des Siebenten, welche den Orden herſtellte, wird geſagt: die Jeſuiten ſollten wieder, „nach der Weiſe ihres Inſtituts, die Jugend in den Anfangsgründen des Glaubens unterrichten und zu guten Sitten bilden, das Predigeramt verſehen, der Anhörung der Beichte obliegen;“ es wird ihnen geſtattet: „ſich (wieder) der Erziehung der katholiſchen Jugend zu widmen, wie auch die Seminarien und Collegien zu leiten.“

Ein katholiſcher Schriftſteller neuerer Zeit ſpricht beſonders aufrichtig von dem Berufe der Jeſuiten: die Ketzer mit den Waffen der Pädagogik und der Wiſſenſchaft überhaupt zu bekämpfen. Die gehäſſige Aufgabe: der Häreſie mit Feuer und Schwert zu ſteuern, überließ der Orden klüglich den ihm feindlichen Dominikanern. Jener katholiſche Schriftſteller ſchreibt im Jahre 1833:[1] „Wir wiſſen, wann und wie der Jeſuitenorden entſtanden; wir kennen die Geneſis der Societät Jeſu. Es war zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, da ſich gegen die Kirche Jeſu Chriſti ein heftiger Sturm erhob. Es ward eine neue Lehre verkündiget, ein anderer Glaube gepredigt; eine höchſt gefährliche Häreſie erhob ihr Haupt. Man gieng einer großen Trübſal entgegen. Und wie alle Häreſien irgend einen Glanzpunkt gleiſen, der ſchönen Schein auf die erſonnene Lehre werfen und ihren Eingang bei den Menſchen fördern ſoll, alſo hatte auch dieſe einen ſolchen Glanzpunkt, und der war Forſchung in der Bibel, Huldigung und

3. Les Provinciales ou lettres ecrites par Louis de Montalte (Pascal) à un provincial de ses amis. Avec les notes de Wendrock (O. Nicole) 1712. 3 Vol. Viele andere Editionen, auch Ueberſetzungen in das Engliſche, Italieniſche, Spaniſche, Lateiniſche ꝛc. Deutſch: „Pascals Briefe an einen Freund in der Provinz. Aus dem Franzöſiſchen von Blech. Prediger in Danzig. Berlin bei Beſſer 1841.“

4. Ratio et institutio studiorum societatis Jesu. Superiorum permissu. Moguntiae 1600.

5. Der Societät Jeſu Lehr- und Erziehungsplan. Landshut 1813.

6. Geſchichte der Jeſuiten in Baiern von v. Lang. Nürnberg 1819.

7. Das Bewußtſein der proteſtantiſchen Kirche über die Nothwendigkeit und Methodik des klaſſiſchen Unterrichts, und

8. Die Jeſuitenfurcht. Zwei Abhandlungen in Harleß Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche. Jahrgang 1838. Nr. 7. 9—12.

9. Ein abermaliger Blick in die Jeſuitenſchule. Ebend. Neue Folge. Band 1. S. 16.

1) Lehrplan 362 ꝛc.

höchste Verehrung des reinen, lautern Wortes Gottes, in der heiligen Schrift aufgezeichnet, Glaube nur an das geschriebene Wort, das Jedermann zur Prüfung in die Hand gegeben wurde; eine Huldigung und Verehrung, welche bis zur Vergötterung des Buchstabens gesteigert wurde. Bringt aber die Erde irgendwo Gift hervor, so gibt eben dieselbe immer auch wiederum ein Gegengift. Erheben zu einer Zeit Stürme sich, so weiß die göttliche Vorsehung dieselben auch zu stillen. Sagt irgend ein Feind der Braut Christi, der Kirche Gottes, Krieg an, so wird im gewaltigsten Kampfe, da der Sieg schon auf die Seite des mächtigsten Feindes sich neigen will, ein Held von Gott erweckt, der im Namen des Herrn wie ein anderer David wider den Riesen in den Kampf tritt, und diesen ruhmvoll erlegt. Ein solcher Held war Ignatius, der Lojolite, welcher im Jahre der Gnade 1521 dort in der Festung Pampelona glücklich verwundet lag. Die Wunde, die er am Leibe empfangen, heilte wunderbar seine Seele, und diese heilte einen großen Theil der Welt von der geistigen Seuche. Diesen schuf Gott zum Stifter eines Ordens, der wider die neue Häresie eine kräftige Schutzmauer seiner heiligen Kirche geworden. Prüfung des Buchstabens, wie wir gesagt, Forschung, folglich Wissenschaft, war der Charakter dieser Häresie. Der Orden, welcher die Völker vor dieser Irrlehre bewahren, in dem alten Glauben bestärken sollte, mußte die gleiche Waffe, das ist die Wissenschaft, ergreifen und sich damit rüsten, wenn er mit ihr den Kampf glücklich annehmen wollte. Schlägt bei anderen Orden Contemplation und Ascese vor und geht das Studium nur so nebenher: so schlägt, möchten wir sagen, bei den Jesuiten der Betrieb der Wissenschaft, das Studium vor; doch wurden Gebet und Betrachtungen und Geistesübungen nicht vernachlässigt. Denn Erudition, Wissenschaft sollte mit Gottseligkeit vermählt sein. Sie sollten sich ganz besonders der Jugend, welche die Bahn der Wissenschaft lauft, sie sollten sich der studierenden Jugend annehmen, und sie vor dem Gifthauche falscher Lehre, die im Schmuckkleide der Wissenschaft erscheint, schützen. Schule und Erziehung war ihnen eminente Aufgabe, ihre Hauptbestrebung. Gott breitete die Societät in kurzer Zeit über alle Theile der Erde aus. Bald eroberten die Väter der Societät Jesu, nicht unähnlich den Aposteln des Herrn, beinahe alle Provinzen der Welt, und wo immer sie Besitz nahmen, übten sie, mit welchem Glücke, mit welchem Segen! das Amt der Schule und der Erziehung derer, welche die Bahn der Wissenschaft liefen.

Möge auch unter uns bald ein solcher Orden zu Stande kommen! Auch wir leben in einer sehr häretischen Zeit."

Ehe wir nun das Erziehungswesen der Jesuiten charakterisieren, müssen wir vorher ihre Wirksamkeit als Beichtväter ins Auge fassen. In den Beichtverhältnissen handelten sie nach Maßgabe der Moralprincipien, welche in den Schriften ihrer Moralisten niedergelegt sind.

Diese Principien zu kennen, ist zur Beurtheilung der jesuitischen Pädagogik

um so wichtiger, als die Beichte auch in den Erziehungshäusern des Ordens eine große Rolle spielte.

Der Mann, welcher zuerst über die Jesuitenmoral der Welt die Augen öffnete, wiewohl der Orden dieselbe mit unerhört frecher und ruchloser Dreistigkeit längst in vielen Druckschriften publiziert hatte, der Mann war Pascal.[1] Eine dogmatische Streitigkeit, bei welcher sein Freund Arnauld interessiert war, veranlaßte ihn, unter dem Namen Louis de Montalte seine Provinciales zu schreiben. Es sind Briefe, die drei ersten dogmatischen Inhalts, der vierte macht den Uebergang zu einer Darstellung der jesuitischen Moral, welche bis zum 10ten Briefe fortgesetzt wird. Er fingiert hierbei, daß er, der Briefschreiber, unbekannt mit jener Moral, sich an einen alten Jesuiten wendet und sich von ihm über eine Menge Gewissensfälle belehren läßt. Ganz piano beginnt er mit Fragen über geringere Versündigungen, wie z. B. gegen das Fasten, im Verfolg steigert er aber die Schwere der Uebertretungen. Sein Jesuit weiß in allen Fällen durch Entscheidungen anerkannter Moralisten seines Ordens auszuhelfen, um mit gutem Gewissen sämmtliche zehn Gebote zu umgehen, oder sie ohne weiteres zu übertreten. Die höchste Steigerung führt dahin, daß der alte Jesuit nachweist: jene Moralisten hätten den Menschen auch von der peinlichen Pflicht, Gott wirklich zu lieben, entbunden. Hier reißt dem Briefschreiber die Geduld und mit heiligem Zorn sagt er dem Pater über so gräuliche Grundsätze seine Meinung, mit welcher er bis dahin zurückgehalten hatte. —

Zur Charakteristik der Jesuitenmoral möge hier nur ein, aus Pascals neuntem Briefe entnommenes Beispiel stehen. „Ich will Ihnen jetzt," sagt dort der alte Jesuit, „die bequemen Weisen angeben, die wir den Menschen verschafft haben, damit sie die Sünden im Verkehr mit Menschen und in den Welthändeln vermeiden können. Eins, was hier mit am meisten in Verlegenheit setzt, ist das Vermeiden der Lüge, hauptsächlich wenn man die Leute gern etwas Unwahres glauben machen will. Dazu dient nun vortrefflich unsere Lehre von den Zweideutigkeiten, nach welcher ‚es erlaubt ist, sich doppelsinniger Worte zu bedienen, indem man macht, daß die Leute sie in einem anderen Sinn verstehen, als in welchem man sie selbst nimmt,' wie Sanchez sagt."

„Ich weiß das, guter Vater," sprach ich.

„Wir haben es so viel bekannt gemacht, fuhr er fort, daß am Ende alle Welt es wissen muß; aber wissen Sie auch, wie man verfahren muß, wenn man keine zweideutigen Worte findet?"

„Nein, ehrwürdiger Vater."

„Das dachte ich wohl," sagte er, „das ist neu, es ist die Lehre vom ‚heim-

1) Pascal, geb. zu Clermont 1623, gest. 1663. Bayle sagt von ihm: Ce que l'on conte de la manière dont il apprit les Mathématiques semble tenir du miracle aussi bien que les progrès qu'il y fit en très-peu de tems. Mais ce qu'on assûre de sa piété et de son humilité, n'est guère moins merveilleux.

lichen Vorbehalt' [restrictiones seu reservationes mentales], die Sanchez am angeführten Orte gibt.[1] Man darf, ſagt er, ſchwören, daß man etwas, was man wirklich gethan hat, nicht gethan habe, indem man bei ſich verſteht, daß man es nicht gethan habe an einem gewiſſen Tage oder ehe man geboren war oder indem man irgend einen anderen ähnlichen Umſtand darunter verſteht, ohne daß die Worte, deren man ſich bedient, irgend einen Sinn hätten, der es verrathen könnte. Das iſt ſehr bequem in vielen Fällen und immer ſehr recht, wenn es nöthig oder dienlich iſt für die Geſundheit, Ehre oder Habe."

„ Wie? Und iſt das nicht eine Lüge und ſogar ein Meineid?"

„Nein," antwortete der Pater, „Sanchez beweiſt das an derſelben Stelle und unſer Pater Filiutius[2] desgleichen, ‚weil, ſagt er, die Abſicht den Werth der Handlung beſtimmt.' Er gibt noch ein anderes, ſichereres Mittel, die Lüge zu vermeiden, daß man nämlich, wenn man ganz laut geſagt hat, ‚ich ſchwöre, daß ich das nicht gethan habe,' ganz leiſe hinzuſetze, ‚heute,' oder wenn man ganz laut geſagt hat, ‚ich ſchwöre,' ganz leiſe ſpreche: ‚daß ich ſage,' und dann ganz laut fortfahre, ‚daß ich das nicht gethan habe.' Sie ſehen klar, daß man ſo die Wahrheit ſagt."

„Das gebe ich zu," ſprach ich, „aber man dürfte vielleicht finden, ſo werde die Wahrheit ganz leiſe und eine Lüge ganz laut geſagt. Ueberdieß möchte ich

1) Possunt quoque absque mendacio ea verba usurpari, etiamsi ex sua significatione non sint ambigua, nec eum sensum verum admittant ex se, nec ex circumstantiis occurrentibus: sed tantum verum sensum reddant ex aliquo addititio mente; ut si quis vel solus, vel coram aliis interrogatus sive propria sponte, sive recreationis causa, sive quovis alio fine juret, se non fecisse aliquid quod revera fecit, intelligendo intra se aliquid aliud, quod non fecit, vel aliam diem ab ea in qua fecit, vel quod vis aliud additum verum, re vera non mentitur, nec est perjurus, sed tantum non dicit unam veritatem determinatam, quam audientes concipiunt, ac verba illa significant, sed aliam veritatem disparatam ... Licebit reo, non juridice interrogato, respondere: se non occidisse Petrum, intelligendo alium ejusdem nominis vel etiam eundem, intelligendo antequam nasceretur . . . Haec vero calliditas utilissima est ad tegenda multa quae tegere opus est, nec tegi absque mendacio possent, nisi modus hic esset licitus. Causa vero hac utendi justa est, quoties necessarium aut utile est ad salutem corporis, honorem, res familiares tuenda, vel ad quemlibet virtutis actum; ita ut veritatis occultatio censeatur tunc expediens et studiosa.

2) Tr. 25. c. 11. n. 331. 328. Quia intentio discernit actionem.. Quaero qua cautela utendum sit amphibologia. Resp. ut recte amphibologia concipiatur, assignari possunt duo modi pro personis judicio praeditis: primus est, habere intentionem proferendi verba externa materialiter, et ad majorem securitatem: cum incipit v. g. dicere: Juro, interponere submisse restrictionem mentalem, me hodie, deinde addere, alta voce, non confecisse rem illam; vel: juro, et interponere, me dicere, tum absolvere alta item voce, quod non feci hoc vel illud. Sic enim verissima est oratio tota . . . Pro rudibus, qui nesciunt in particulari concipere amphibologiam, satis est, si habeant intentionem affirmandi vel negandi in sensu qui contineat re ipsa veritatem, ad quod necesse est, ut saltem in universale sciant se posse negare in aliquo vero sensu.

befürchten, daß nicht viele Menſchen genug Gegenwart des Geiſtes hätten, um ſich dieſer Methoden bedienen zu können."

„Unſre Väter," erwiederte er, „haben an derſelben Stelle zum Beſten derer, welche dieſe Vorbehalte nicht anzuwenden wiſſen, gelehrt, daß es für ſie genug ſei, um nicht zu lügen, einfach zu ſagen, ſie haben das nicht gethan, was ſie gethan haben, ſofern ſie ‚im Allgemeinen die Abſicht haben, ihrer Rede den Sinn zu geben, welchen ein kluger Mann ihr geben würde.' Geſtehen Sie, es ſind Ihnen ſchon viele Fälle vorgekommen, wo Sie in Verlegenheit waren, weil Sie dieſe Lehre nicht kannten?"

„Bisweilen," ſagte ich.

„Und werden Sie nicht ebenſo zugeben," fuhr er fort, „daß es oft ſehr bequem ſein würde, wenn man im Gewiſſen nicht verbunden wäre, ſein gegebenes Wort zu halten?"

„Das würde die größte Bequemlichkeit von der Welt ſein."

„Hören Sie denn die allgemeine Regel, die Escobar[1] gibt. ‚Ein Verſprechen bindet nicht, wenn man, indem man es gibt, nicht die Abſicht hat, ſich zu binden. Nun geſchieht es ſelten, daß man dieſe Abſicht hat, ſobald man es nicht durch einen Schwur oder Vertrag bekräftigt; alſo, wenn man einfach bloß ſagt, ‚Ich werde es thun,' ſo verſteht man darunter, daß man es thun werde, wenn man nicht ſeinen Sinn ändert, denn man will ſich dadurch nicht ſeine Freiheit rauben.' Er gibt noch andere Regeln, die Sie ſelbſt nachleſen können und ſagt zuletzt: ‚alles das iſt aus Molina und unſeren andern Schriftſtellern (omnia ex Molina et aliis) und daher kann man nicht daran zweifeln.'"

„Das wußte ich nicht," ſprach ich, „daß das Dirigieren der Abſicht die Kraft hat, die Verſprechungen nichtig zu machen."

„Sie ſehen darin eine große Erleichterung für den Verkehr mit der Welt."

Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man lieſt, daß die angeſehenſten jeſuitiſchen Moraliſten ſchamlos ſolche Lehren drucken ließen, Moraliſten eines Ordens, dem vorzugsweiſe der Beichtſtuhl anvertraut war. Baco ſagt: richtige Axiome haben bei Erforſchung der Natur Heereshaufen von wiſſenſchaftlichen Thaten im Gefolge. Wer mag die Heereshaufen von Thaten, von Schandthaten im Gefolge ſolcher jeſuitiſchen Moralprincipien zählen?[2]

Unbegreiflich erſcheint es auf den erſten Blick, daß der Orden auch ſtrenge Moraliſten hatte; man fragt: wie war das möglich, ohne daß er ſich in ſeinen

1) Tr. 3. ex. 3. n. 48. Expende quomodo promissio obliget, quandonam minime obligare videatur. Non obligat, si non habuisti animum te obligandi, sed solum proposuisti facere: vix autem quis promittentium obligari intendit, nisi juret aut instrumento stabiliat. Itaque cum dicunt: faciam, intelligunt, se facturos nisi mutentur. Volunt enim libertate sua frui.

2) In der bayerſchen und oberdeutſchen Provinz allein war im Jahre 1772 die Zahl der Communicanten in den Jeſuitenkirchen 2,029,590. Welch ein Feld der Anwendung ihrer Moral bot den Jeſuiten der Beichtſtuhl!

verſchiedenen Gliedern widerſprochen hätte. Paſcals alter Jeſuit gibt hierüber die klarſte Auskunft. „Die Menſchen," ſagt er, „ſind heut zu Tage ſo verderbt, daß wir zu ihnen gehen müſſen, da wir ſie nicht bewegen können, zu uns zu kommen. Sonſt würden ſie uns verlaſſen, ja ſich ganz gehen laſſen. Um ſie nun zurückzuhalten, haben unſere Caſuiſten die Laſter, zu denen die Menſchen in allen Ständen am meiſten geneigt ſind, in Betrachtung gezogen, um dann, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, Grundſätze aufzuſtellen, ſo milde, daß man ſehr krittlich ſein müßte, wäre man nicht mit ihnen zufrieden. Denn das Hauptziel, welches unſre Geſellſchaft zum Beſten der Religion ins Auge gefaßt hat, iſt niemanden zurückzuſtoßen, damit keiner verzweifle. So haben wir denn Grundſätze für Menſchen aller Art, für Pfründenbeſitzer, Prieſter, Mönche, Edelleute, Dienſtboten, Reiche, Kaufleute, Heruntergekommene, Dürftige, fromme und nicht fromme Frauen, Verheiratete, Lüderliche; kurz nichts iſt ihrer Vorſicht entgangen."

Man kann denken, welch ein Aufſehen die Briefe Paſcals zunächſt in Frankreich, beſonders unter den Geiſtlichen machten. Waren doch alle entſetzlichen Lehren mit den klarſten Stellen aus den jeſuitiſchen Moraliſten belegt; man konnte anfangs nicht glauben, daß die Citate richtig ſeien. Die Geiſtlichen in Rouen trugen einem Ausſchuß auf, die Citate zu vergleichen. Mit der größten Gewiſſenhaftigkeit ward einen vollen Monat lang verglichen; alle Citate Paſcals wurden wörtlich richtig erfunden.[1]

Nach dieſer Conſtatierung gewannen nun die Provincialbriefe eine ſolche Gewalt, daß ſich ein großer Theil der franzöſiſchen Geiſtlichkeit zuſammenthat und darauf drang, daß die abſcheulichen Moralprincipien des Ordens öffentlich verdammt würden. Vergebens ſuchten die Jeſuiten durch ſophiſtiſche Vertheidigungsſchriften wie durch Verbrennen der ihnen verhaßten Briefe ſich zu reinigen. Vieles kam hinzu, ihre Macht zu brechen, beſonders Kämpfe mit andern Orden und die um ſich greifende Ueberzeugung, daß die Ränkeſüchtigen überall den Frieden ſtörten. Doch hielten ſie ſich bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts. Im Jahre 1762 hob Frankreich den Orden auf, Spanien und Neapel folgten Frankreichs Beiſpiele; im Jahre 1769 forderten die Geſandten der genannten Mächte den Pabſt auf, dem Orden überhaupt ein Ende zu machen. Am 21. Juni 1773 erſchien nun Clemens des Vierzehnten berühmtes Breve: Dominus ac Redemptor noster, durch welches der Orden aufgehoben wurde. In dieſem Breve ſagt der Pabſt, in der Geſellſchaft Jeſu ſei „gleich bei ihrem Entſtehen mannigfaltiger Samen von Zwietracht und Eiferſucht, nicht allein in der Geſellſchaft ſelbſt, ſondern auch gegen andere Regularorden, gegen die Weltprieſterſchaft, gegen Akademieen, Univerſitäten, öffentliche Schulen, ja ſogar ſelbſt gegen

1) Der oben angeführte Aufſatz: „die Jeſuitenfurcht," eine treffliche Nachſchrift zu den Provincialbriefen, gibt aus den Werken der jeſuitiſchen Moraliſten weitere unzweifelhafte Beweiſe ihrer entſetzlichen Immoralität. Ein zweites Buch über die Jeſuiten enthält aus denſelben Schriften Auszüge von empörend ekelhaft unzüchtiger Art.

Fürsten aufgekeimt, in deren Staaten sie aufgenommen worden. — Es fehlte nie, heißt es weiter, an den wichtigsten Beschuldigungen, welche man dieser Gesellschaft machte, und welche den Frieden und die Ruhe in der Christenheit nicht wenig störten." Dieß wird in dem Breve mit Thatsachen belegt. Ausdrücklich erwähnt es auch „den Gebrauch und die Erklärungen solcher Lehrsätze, welche der apostolische Stuhl als ärgerlich und gegen gute Zucht und Sitten offenbar anstoßend, mit Recht verdammt habe." Zuletzt heißt es: „daß es kaum oder gar nicht möglich sei, daß, so lange die Gesellschaft der Jesuiten bestehe, der wahre und dauerhafte Friede der Kirche wieder hergestellt werden könne."

So sahe sich der Pabst selbst genöthigt, den Jesuitenorden aufzuheben, wiewohl derselbe zur Vertheidigung der römischen Hierarchie gestiftet worden war. Zu den in dem Breve Clemens XIV. ausgesprochenen Motiven dürfte noch eines kommen, welches verschwiegen werden mußte. Der Ordensgeneral der Jesuiten ward zwar vom Pabste ernannt, aber diesem General gehorchten alle Jesuiten unbedingt. Durch Beichte beherrschten sie die Gewissen, und jesuitische Beichtväter lieferten jährlich bei 7000 Berichte an ihren General. „Kein Monarch in der Welt, bemerkt Spittler, kann je so instruiert worden sein, wie er, in welcher Wirksamkeitssphäre saß er, was war vor ihm sicher? Was konnte er nicht ausrichten, sobald er es ausrichten wollte?" So mochte auch der Pabst fragen, wenn er den, eben so genau über die Verhältnisse der christlichen Völker unterrichteten, als sie beherrschenden Jesuitengeneral neben sich in Rom sahe. „Zwei Sterne kreisen nicht in Einer Sphäre." „Sie wagen alles, alles," sagte Clemens VIII. von den Jesuiten.[1] Wie einst die Prätorianer, wiewohl kaiserliche Leibgarde, allmählich die gefährlichsten Feinde der Kaiser wurden, so wurden die Jesuiten den Päbsten furchtbar. —

Die französische Revolution brach ein, die Staaten und die Kirche wurden in ihren Grundfesten erschüttert.[2] Pius VII. war in der Gewalt Napoleons. Zurückgekehrt in eine freie, unabhängige Stellung „war die Herstellung der Jesuiten der erste große Act, mit dem er seine neue Amtsführung bezeichnete." Das Wiederherstellungsbreve erschien am 7. August 1814; es ist höchst vorsichtig abgefaßt, der Imperatorenstyl der römischen Curie ist sehr gedämpft. Gleich im Eingang des Breve wird einem Weltgeistlichen, Franz Karnu, der früher Jesuit war und in Rußland lebte, erlaubt, mit andern Weltgeistlichen „in eine Gesellschaft zusammen zu treten, damit sie desto leichter nach der Weise ihres Instituts" predigen, unterrichten könnten. Der Leser meint, es handle sich nur von dem Franz Karnu. Aber der Beschluß, den Jesuitenorden in Rußland zu erneuen, wird im Verfolg des Breve „auf Bitten des Königs Ferdinand, wie es heißt, auf das Königreich beider Sicilien ausgedehnt," zuletzt „auf den gesammten Kirchenstaat und auf alle andern Staaten und Länder." —

1) Ranke 3, 306.
2) Ib. 4, 227.

Es wird nichts gesagt, um den Orden von den schweren Anklagen frei zu sprechen, welche in Clemens des Vierzehnten Breve enthalten sind. Ohne es irgend zu berücksichtigen, daß der Name: Jesuiten verdientermaßen gebrandmarkt war, nannten sich die Restaurierten: Gesellschaft Jesu, um frech aller Welt zu zeigen, daß sie noch die alten, ihren Prinzipien getreuen Jesuiten seien. So ward der Orden, welcher die Unterdrückung des Protestantismus auf jede Weise zu bewirken strebt, von demselben Pabste wieder hergestellt, welcher seine eigene Herstellung in die päbstliche Würde vorzugsweise protestantischen Fürsten verdankte. Muß doch Pius VII. selbst in seiner Allocution[1] vom 4. September 1815 besonders (es sind seine Worte) „die Verdienste rühmen, welche der König von Preußen um ihn habe, der sich in dem ganzen Laufe der Unterhandlungen zu seinen Gunsten erklärt."

Der Jesuitenorden sollte fortan nicht nur gegen die Reformation, sondern zugleich gegen die Revolution kämpfen, durch letzteres sich den Fürsten empfehlen. Man suchte das Entgegengesetzteste, nämlich Reformation und Revolution als identisch darzustellen, jene entsprungen und ausgebreitet in Kraft eines gottgewaltigen Glaubens, diese die Frucht des Unglaubens, in welchen die Völker am ersten verfallen, welche in Aberglauben aufwachsen.

So viel mußte zur Charakteristik der Jesuiten gesagt werden, weil ohne einige Kenntnis der Tendenz, wie der Wirkensweise des Ordens, sein Erziehungs- und Unterrichtswesen nicht richtig beurtheilt werden kann. Die entsetzliche moralische Schattenseite der Jesuiten mußte ich um so mehr, und zwar unparteiisch vorzugsweise aus katholischen Quellen darlegen, als sehr ausgezeichnete Männer unter den Protestanten sich bis zu einem Lob jesuitischer Erziehung und Erziehungsinstitute verirrt haben. Ich nenne unter diesen Baco und Johannes Sturm. Zur Entschuldigung beider dient es, daß zu ihrer Zeit der unsittliche Charakter der Jesuiten sich noch nicht klar entwickelt hatte, auch ein Pascal fehlte, um dem Orden die Maske abzureißen. Baco sagt:[2] Was die Pädagogik anbelangt, so wäre es am kürzesten zu erklären: nimm an den Schulen der Jesuiten ein Beispiel, denn bessere existieren nicht.[3]

Der Verfasser des „Erziehungsplan" hat diese Worte Bacos zum Motto jenes Buchs genommen, und theilt außerdem folgende zweite Stelle jenes Philosophen mit: „wenn ich den Fleiß und die Betriebsamkeit der Jesuiten betrachte, sowohl für Förderung der Wissenschaft als für Bildung der Sitten, so fällt mir des Agesilaus Wort über Pharnabazus ein: da du so trefflich bist, möchtest du doch zu den Unsern gehören! Der Verfasser des „Erziehungsplan" be-

1) Ib. 226.

2) De augmentis scientiarum 6, 4.

3) Den Verfolg der Stelle, unter A. das Lob der Erziehung in Seminarien ꝛc. ꝛc. wie das Lob der jesuitischen Weise, durch die Jugend Dramen aufführen zu lassen, werde ich im Verfolg mittheilen.

ruft ſich auf dieſe Stelle als auf „ein glänzendes Zeugnis, das ſogar ein auswärtiger(!), ein Akatholik und Häretiker, ablegt.“ Nach dem Urtheile eines andern großen Häretikers, des Leibnitz, war aber Bacos Zeugnis nicht hoch anzuſchlagen. Die Jeſuiten, ſagt Leibnitz, konnten Großes ausrichten, beſonders da ihre Vorſchläge von der Religion unterſtützt wurden. Aber wie es jetzt zu Tage liegt, blieben ſie unterm Mittelmäßigen, ſo daß ich meine: Baco habe ſich ſehr getäuſcht, da er ſo viel auf ſie gab.[1]

Ich will ein zweites Zeugnis, auch eines Häretikers, das von Johannes Sturm hinzufügen. „Der[2] Name der Jeſuiten ſagt dieſer, iſt neu und eben aufgekommen. Vor den übrigen Mönchen — wenn Mönchthum überhaupt löblich wäre — würden ſie Lob verdienen. Denn was weder der gute und fromme Reuchlin, noch der beredte und gelehrte Erasmus, noch vor ihnen Alexander Hegius und Rudolph Agricola von den Theologen und Mönchen erlangen konnten, daß dieſe, wenn ſie auch die Wiſſenſchaft nicht ſelbſt cultivieren wollten, doch andern geſtatteten, dieſelbe zu lehren; das haben die Jeſuiten freiwillig übernommen. Sie geben Unterricht in Sprachen und Dialektik, ſie tragen ihren Schülern, ſo gut ſie's vermögen, auch Rhetorik vor.[3] — Ich freue mich über dieſes Inſtitut aus zwei Gründen: erſtlich weil ſie unſre Sache fördern, indem ſie die Wiſſenſchaften cultivieren. Denn ich habe geſehen, welche Schriftſteller ſie erklären und welche Methode ſie befolgen, eine Methode die von der unſrigen ſo wenig abweicht, daß es ſcheint, als hätten ſie aus unſern Quellen geſchöpft. Zweitens treiben ſie uns zu größerem Eifer und Wachſamkeit an, ſie könnten ſonſt ſich fleißiger erweiſen und mehr gelehrte und wiſſenſchaftliche Schüler bilden als wir.“

Ein ähnliches Lob ertheilt Sturm den Studien der Jeſuiten an einer andern Stelle, fügt aber hinzu: von keiner Art Menſchen haben wir mehr zu fürchten als von den Jeſuiten, denn ihre Sekte iſt noch neu, und dieſe Menſchen verſtehn es, ſchlau ihre Laſter zu verbergen und ihre Intriguen zu verſtecken.[4]

Vergleicht man nun die Lehrmethode der Jeſuiten mit der Sturmſchen,[5]

1) Leibnitz ſagt: Jesuitae poterant res magnas gerere, praesertim cum consilia eorum a religione commendarentur. Sed quantum hodie apparet, infra mediocritatem stetere, ut Verulamium valde falli putem, cum illuc tantum ablegat. Guhrauer's Jungius 224. Daß Baco jedoch die Tendenz des Ordens recht gut kannte, zeigt folgende Stelle: Nuper etiam intueri licet Jesuitas (qui partim studio proprio, partim ex aemulatione adversariorum literis strenue incubuerunt) quantum subsidii viriumque Romanae sedi reparandae et stabiliendae attulerint.

2) Institutionis literatae 1, 80.

3) Dicendi rationem, quoad possunt, suis explicant discipulis.

4) Nullum est genus hominum a quo nobis magis metuendum est quam Jesuitarum, quoniam haec secta nova est et sunt homines isti callidi in caelandis suis vitiis et occultandis suis insidiis. Latinae linguae resolvendae ratio 602.

5) Auch mit der Trotzendorfſchen finden ſich viele Vergleichspunkte, vorzüglich in der äußern Organiſation der Schule.

ſo haben beide, auf den erſten Blick, wirklich die größte Aehnlichkeit. Die Organiſation ihrer Anſtalten, Lehrbücher, Lehrgang, Ideal der Gelehrſamkeit ſtimmt ſehr überein, und dennoch iſt ein Jeſuitencollegium von Sturms Gymnaſium und Akademie bei näherer Betrachtung hinſichtlich der innerſten Tendenz ſo weit verſchieden, als ein Jeſuit von einem Proteſtanten.

Die Ratio et institutio studiorum societatis Jesu, iſt der älteſte Lehrplan der Jeſuiten. Er ward zuerſt 1588 von 6 Patres entworfen und ſpäter, nachdem er vielfach geprüft worden, im Jahre 1599 publiciert. Der damalige Jeſuitengeneral, von welchem er ausging, war der bekannte Claudius von Aquaviva. Dieſer Plan blieb bis auf den heutigen Tag Grundlage, auf welcher fortgebaut wurde, wie dieß in einem ſpätern Lehrplan geſchah, welcher in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts erſchien.[1] Letzterem folgt wiederum der Verfaſſer des „Lehr- und Erziehungsplans“ vom Jahre 1833, indem er deſſen Hauptſtücke überſetzt. Auch im neuſten officiellen Lehrplan der Jeſuiten, vom Jahre 1832, erklärt der Jeſuitengeneral Roothaan: es handle ſich nicht um eine neue Geſtaltung, ſondern um jenen nämlichen alten Plan, der unſerer Zeit nur angepaßt werden ſolle. An dieſem Plane „dürfe nicht leichtfertig etwas geändert werden“ da er „von einer glücklichen Erfahrung von beinahe zwei Jahrhunderten bewährt gefunden worden.“[2] Einiges änderte man, wie wir ſehen werden, den Anforderungen der Zeit weichend; dieſe geſchickte Verbindung von Feſthalten und Anpaſſen charakteriſiert den Orden.

Wir wollen nun die Organiſation einer umfaſſenden jeſuitiſchen Anſtalt näher betrachten. Eine ſolche Anſtalt zerfiel in zwei Abtheilungen, in eine höhere: Studia superiora und in eine niedere: Studia inferiora.[3] Ein Rector war über beide geſetzt, unter ihm ſtanden zwei Präfecten, über jeder der beiden Abtheilungen einer.

I. Studia inferiora

einem Gymnaſium entſprechend, mit folgenden 5 Klaſſen, deren jede einen beſondern Namen führte:

1. Infima classis Grammaticae auch Rudiment.
2. Media classis Grammaticae auch Grammatik ſchlechtweg.
3. Suprema classis Grammaticae oder Syntax.
4. Humanitas.
5. Rhetorica.

1) Deſſen Titel iſt: Ratio et via recte atque ordine procedendi in literis humanioribus.

2) Ad unam rationem studiorum omnes se componant. Epitome instituti p. 365, bei Lang 41.

3) „Gewöhnlich lehrte man jedoch die studia superiora nur in den größeren Collegien, die kleineren beſchränkten ſich auf die ſogenannten Humaniora“ d. i. die studia inferiora.

Aus diesen Namen könnte man schon auf eine Uebereinstimmung mit der Studienfolge der Sturmschen Schule schließen. Grammatik bildet den Anfang; Rhetorik: Ende und Ziel der Gymnasialbildung. Kunst lateinischer Rede ist höchstes Ideal. „Nicht die Kenntnis der Syntax, sondern vorzüglich die Uebung der Syntax und die Geschicklichkeit zu reden und zu schreiben, ist Ziel der Grammatik," heißt es im Erziehungsplan.[1] Die Schüler sollten des Latein „als einer lebendigen Sprache habhaft werden, daher man sie nach dem Principe lehrte: lege, scribe, loquere."[2]

„Vollkommene Erkenntnis der Sprache, sagt der Verfasser des Erziehungsplanes[3] an einer andern Stelle, besitzt nur derjenige, welcher sie lesen, welcher sie auch schreiben und welcher sie zugleich sprechen kann. Und solches bezweckt denn der Studienplan der Societät Jesu. Die Schüler der Jesuiten vermögen die lateinische Sprache nicht nur zu lesen und zu schreiben, sondern auch wirklich zu sprechen."

Bei gleichem Ziel der Jesuiten und Sturms läßt sich schon voraussetzen, daß beide Theile im Dressieren zur Latinität gleiche oder ähnliche Wege eingeschlagen haben werden. Des grammatischen Studii nicht zu erwähnen, so hat man, hier wie dort, Alles aufgeboten, um die Schüler mit einer Menge von lateinischen Worten und Phrasen auszustatten. Der Schulplan empfiehlt[4] „Bücher, in welchen lateinische Phrases häufig gesammelt und in passender Ordnung gereihet sich finden: „ein solches Buch sei „das deutsch-lateinische Promptuarium des P. Wolfgang Schönsleder." Ein zweites, in den 3 untern Klassen eingeführtes Buch, hieß Amalthea,[5] und enthielt in 6 Theilen lateinische Redensarten über das Verschiedenste. Der 6te Theil z. B. handelt von den Künsten, Kap. 1. Die Arzneikunst. 2. Die Chirurgie. 3. Die Arithmetik. 6. Die Buchdruckerkunst. 17. „Da Dinge zu Grunde gehen" u. s. w, Durch „Menge und Verschiedenheit der Phrasen soll die Scription bunt colorirt, schöner und würdiger werden," sagt der Erziehungsplan.

Zur Förderung der Latinität unterdrückten die Jesuiten (ebenso wie Trotzendorf und Sturm) die Muttersprachen.[6] „Die Uebung, lateinisch zu sprechen, heißt es, muß vor Allem streng in Acht genommen werden, so daß in keinem Stücke, das zur Schule gehört, erlaubt ist, die Muttersprache zu brauchen." Das Gesetz gelte selbst für die untern Grammaticalklassen, „vielleicht bisweilen die einzige unterste ausgenommen." Um zum Lateinsprechen anzutreiben, heißt es,[7] „preise man häufig die Zierde der lateinischen Sprache — stelle wiederholt vor, wie schmählich es für die Zöglinge der Latinität sei, nicht lateinisch zu verstehen." Die Fahrlässigen sollen getadelt werden, „und zwar sollen diejenigen, welche etwas in der Muttersprache geredet haben, genöthiget werden, ein

1) S. 199. 2) Ib. 346. 3) S. 352. 4) S. 203.
5) Ebend. 69. 6) Ebend. 226. 7) Ebend. 232.

Zeichen einiger Schmach zu tragen und überdieß eine geringere Strafe, welche mit dem Zeichen verbunden ist, zu leiden, wenn sie nicht diese zweifache Last an dem nämlichen Tage auf irgend einen andern aus den Condiscipeln schieben, den sie entweder in der Schule oder auf der Gasse ebenfalls die gemeine Sprache haben reden gehört, und den sie wenigstens durch einen tauglichen Zeugen überführen." „Diese schöne Aemulation, heißt es weiter, soll sowohl unter den Mitschülern als auch unter den Schulen selbst geweckt werden." Doch von der schönen Aemulation will ich im Verfolg sprechen.

Ueber das Studium der Klassiker sagt der „Erziehungsplan": „Für uns können die heidnischen Schriftsteller des klassischen Alterthums nur einen untergeordneten Zweck haben, den Zweck nämlich, den Styl zu bilden, ... durch die Klassiker soll die Sprache der Hellenen, besonders aber der Römer gewonnen, der Styl gebildet werden, und nichts weiter, nichts Anderes." Da die Jesuiten durch das Lesen der Klassiker „nichts weiter, nichts Anderes" als Stylbildung bezweckten, so verehrten sie, wie Sturm, den Cicero über Alles. Im „Erziehungsplan" wird gelehrt:[1] — „Der Styl, (wenn schon auch die erprobtesten Historiker verkostet werden können) soll doch nur beinahe einzig aus Cicero genommen werden." Ferner: „Welche[2] Norm man befolgen, und nach welchem Muster man den Styl bilden soll, wird aus den Worten der Regel hinlänglich erkannt: Ahme Cicero nach. Nämlich wie in den Studien der Theologie der göttliche Thomas und in der Philosophie Aristoteles, so wird in den Humanioren Cicero als eigentlicher und vornehmster Doctor zu verehren vorgestellt. Denn diesem reichen gern alle die Palme. Daher befolgen diejenigen, welche von einem Privatgeschmacke verleitet, einen gewissen, von Cicero allzusehr verschiedenen Styl als schöner vorziehen, eine Weise, welche unserm Institute und dem Eifer für Obedienz ganz fremd ist . . . ." „Abgebrochener und allzugekürzter Styl" ist „durch alte Verordnungen unserer Vorfahren verworfen, in welchen speciell über dem Style (sic!) einige Vorschriften gegeben werden." Weil Cicero höchstes Muster der Imitation, so wird er auch alle Klassen hindurch gelesen, in den drei untersten Klassen besonders die „familiären Briefe," wie sie der „Erziehungsplan" einmal nennt.[3]

Im[4] Reden und Schreiben sollen die Schüler nichts vorbringen, „was sie nicht durch die Autorität oder das Beispiel eines probaten Schriftstellers beweisen

1) S. 56. Zugleich eine Probe des deutschen Styls unsres Verfassers.

2) S. 200.

3) S. 141. Der Verfasser des oben angeführten Aufsatzes „das Bewußtsein," führt in Bezug auf das Lesen der ciceronianischen Briefe in den untern Klassen folgendes Urtheil Luthers an: „die Episteln Ciceronis versteht niemand recht, er sei denn zwanzig Jahre in einem fürtrefflichen Regiment gewest."

4) S. 272.

können." Diese Vorschrift, mit dem eben Gesagten verbunden, beweist, daß die Schüler fast nur zusammengestoppelte und auswendig gelernte Phrasen Ciceros beim Sprechen und Schreiben wiederkäuen durften. Ebenso wurden lateinische Gedichte von den Schülern aus Phrasen Virgils ꝛc. ꝛc. zusammengeleimt. — Auch lateinische Dramen ließen die Jesuiten aufführen, jedoch keine alten des Terenz und Plautus, sondern eigens verfertigte.[1] „Dämonen, leichtfertige Buben, Säufer und Spieler oder welche lose Reden führen" sollen nicht „beinahe in einem jeden Acte erscheinen," noch „Tänze und Spectakel hin und herlaufender Schatten und Geister allenthalben vorgestellt werden." „Man muß diese Spiele, heißt es, wenn sie auch noch so erudit sind, und zur Verherrlichung der Wissenschaft noch so viel beitragen, nicht so geschehen lassen, daß wir, während wir der Volksgunst huldigen, unterdessen die Schule zu nachlässig treiben."[2]

In einer Hinsicht ward es aber den Jesuiten leichter, Rechenschaft zu geben, als dem Joh. Sturm und den ihm gleichgesinnten protestantischen Lehrern; sie wußten nämlich sehr wohl, warum sie das Latein auf Unkosten der Muttersprache heben wollten. Der Herausgeber des jesuitischen Erziehungsplans sagt: „Das ganze Streben ihrer Schulen gieng dahin, die Jünglinge der einen wahren Kirche treu anhänglich zu machen. Solches tendierten sie im Größten wie im Kleinsten." Im Dienste der römischen Hierarchie, welche ihre Herrschaft, und mit dieser, die Herrschaft einer, alle Völker umfassenden Sprache, der lateinischen, über die ganze Erde ausbreiten will, im Dienste dieser Hierarchie mußten die Jesuiten die Muttersprachen zurück-, das Latein in ihren Schulen vordrängen, um das geistige Universalreich begründen und die widerstrebenden Eigenthümlichkeiten der Völker überwinden zu helfen. War doch auch die kirchlich autorisierte Vulgata latein, alles Liturgische latein, so daß in allen katholischen Kirchen der Erde das lateinische Breviarium romanum gebraucht wurde und von demselben in keinem Worte abgewichen werden durfte. —

Griechisch lehrten die Jesuiten auch. Daß Schüler wie Lehrer hierin wenig geleistet, dafür spricht dieß: daß sie sich rühmten, griechisch zu sprechen und griechische Gedichte zu machen. Der größte Philologe unserer Zeit, Fr. A. Wolf, äußerte sich — wie Luther und Ernesti — entschieden gegen das Griechischschreiben.[3] Als man beim Abiturientenexamen einen griechischen Aufsatz verlangte, erklärte derselbe: „unter 100 Schulmännern und Schulvorstehern in ganz Deutschland würde ein solcher Aufsatz nicht von 10 nur erträglich geschrieben werden können." „Diejenigen," sagt Wolf bei ähnlicher Gelegenheit, da nämlich viele von den Schülern Fertigkeit im Lateinschreiben forderten, — „die können hierin

1) S. 250.

2) In Italien führten die Jesuitenschüler italienische Dramen auf, „um den Damen verständlich zu sein." Schwarz, 2, 339.

3) Das Griechischschreiben zur Exemplification der Grammatik empfiehlt Wolf, aber dieses gehört nicht hierher.

den Mund zum Fordern weit aufthun, die keine solchen Forderungen selbst zu erfüllen vermögen."

Der Herausgeber des jesuitischen Erziehungsplans wird diese Einwürfe des großen protestantischen Philologen mit beiden Händen ergreifen als Bestätigung seiner oft wiederholten Behauptungen. Er sagt: „Was wohl unsere Zeit für ein Latein übt? das wäre schwer auszusprechen. Da ihre Meister desselben nicht mächtig sind, wie vermöchten sie das zu geben, was sie selbst nicht besitzen! Die lateinische Sprache ist ja unter uns des zweiten Todes gestorben und gestorben jene Meister (Jesuiten), welche mit der Wunderkraft begabt waren, die todte zu erwecken. Rühme du dich ja nicht, liebe Zeit! als erudit, erröthe vielmehr über deine Schwäche, über deine Fremdheit auf klassischem Boden." [1]

An einer andern Stelle [2] sagt derselbe Verfasser: „es ist falsch, daß du der lateinischen oder griechischen Sprache mächtig bist, wenn du sie nicht zu sprechen vermagst. — Die Jesuiten und ihre Schüler vermochten beides, zu reden nämlich und zu schreiben! Viele, sehr viele schrieben Hymnen und Oden und andere Poemata in lateinischer und griechischer Sprache, wie nur ein lateinischer und griechischer Lyriker und Poet schreiben kann, so daß diese ihre Werke, neben die Poesieen der alten Römer und Griechen gestellt, von diesen nicht unterschieden werden möchten. Die Bibliotheken der Societät Jesu weisen Werke von Jesuiten verfaßt, auf, welche Reden, Geschichten, epische Gedichte, z. B. Christiaden, lateinisch und griechisch geschrieben enthalten, die das klassische Gepräge tragen, und deren Verfasser, nach dem Ausdrucke und der Kunst, ganz würdig neben Demosthenes und Cicero, neben Thukydides und Livius oder Tacitus, neben Homer und Virgil stehen." — Weiter kann man wohl, um Wolfs Ausdruck zu brauchen, das Maul nicht aufthun, stärker nicht darthun, daß man kein Urtheil über klassische Bildung habe, wie dieser Jesuitenfreund, welcher alle Welt einladet, sich als Schüler zu den Füßen der Jesuiten zu setzen, während er selbst nicht einmal deutsch schreiben kann. [3]

Außer den Sprachen finde ich unter den Gegenständen des Unterrichts nur noch etwas angegeben, was man Erudition nannte. Den Begriff derselben muß man aus verschiedenen Stellen des Erziehungsplans entnehmen. So heißt es einmal: „durch fleißige Scription sollten Schüler zu Ehrenstufen gelangen, deren Namen, damit die Sache mehr Erudition habe, aus der griechischen und römischen Republik oder Miliz genommen werden." [4] An einer andern Stelle [5] wird befohlen: in der Zeit zwischen dem Examen und der Preisvertheilung, die Schüler mit angenehmen Uebungen zu beschäftigen, „dergleichen die sind, welche zur Poly-

1) S. 201.
2) S. 346.
3) Gegebene Citate beweisen dieß schon beiläufig, ich könnte viele andre hinzufügen.
4) Ebend. 116.
5) Ebend. 126.

mathie oder Philologie, zur Arithmetik, zur Orthographie und zu jeder Gattung von Erudition gehören." „In derſelben Zeit", heißt es „wird etwas aus der Polymathie oder aus einer vorzüglichen Erudition expliciert, oder wiederum, theils eine Explication, theils eine Uebung in der Rechenkunſt vorgenommen."[1] Weiterhin ſagt der Erziehungsplan: „die[2] Erudition muß in den Schulen aus der Geſchichte und den Sitten der Völker, aus der Auctorität der Schriftſteller und aus der geſammten Doctrin erholt werden .... Was von Erudition aber vorgetragen worden iſt, das muß hernach im Examen wieder gefordert werden, als nämlich Fabeln, Geſchichten, Alterthümer, Orakel, Sprüche von Weiſen, Beiſpiele von Kriegsliſt, berühmte Thaten, Erfindungen, wie irgend etwas entſtanden, Sitten und Einrichtungen der Völker, Tugendbeiſpiele" ꝛc. ꝛc.

Die bunteſte Aufzählung auch wohl zur Erudition gehöriger Dinge iſt folgende: Am Vacanztage kann man einige minder bekannte Sachen vorbringen, als da ſind[3] „die Hieroglyphika, Emblemata, Fragen, die die poetiſche Wiſſenſchaft betreffen (aus des Ariſtoteles oder P. Jayi's Poetik), von dem Epigramm, Epitaph, von der Ode, Elegie, Epopöie, Tragödie, von dem römiſchen und atheniſchen Senate; von der Kriegskunſt der beiden Völker; von dem Gartenweſen, von den Sachen der Kleidung, von dem Speiſeſaale, dem Triumphe, von den Sybillen (sic) und andern Gegenſtänden dieſer Art. Hieher gehören auch die Pythagoreiſchen Symbole, Apophthegmaten, Sprüchwörter und Gleichniſſe u. ſ. f.; ferner die Inſchriften an den Schilden, Tempeln, Gräbern, Gärten, Statuen u. dgl.; wie auch die Fabeln, römiſche Antiquitäten, merkwürdigere Geſchichten, Orakel, militäriſche Kriegsliſt, berühmte Facte, Beſchreibungen u. ſ. w."

Der Leſer verſuche es nun ſelbſt aus dem Mitgetheilten den Begriff der „Erudition" zu entwickeln.[4] Wie vieles nun in den jeſuitiſchen Gymnaſien nicht gelehrt wurde, iſt kaum zu erwähnen nöthig. Außer dem Latein, welches bei weitem die meiſte Zeit in Anſpruch nahm, ward griechiſch und ſogenannte Erudition beigebracht; dazu kam der Religionsunterricht, von welchem ſpäter die Rede ſein wird. Unterricht in der Mutterſprache, Geographie, Mathematik, Muſik ꝛc. ꝛc. wird nicht erwähnt, die Einſeitigkeit übertraf die Sturmſche. Aber der neueſte Studienplan von 1832 iſt hierin geändert.[5] „Der Drang der Zeiten, heißt es in demſelben, zwingt uns, in einigen Stücken, die aber nicht das Weſen des wahren Unterrichts berühren, von dem Gebrauche unſerer Väter abzuweichen;

1) Ebend. 126.

2) Ebend. 236.

3) Ebend. 136, entnommen aus der „Ratio" wo es heißt: (15) *Erudtionis* causa die vacationis pro historico et poeta liceat interdum alia mag recondita proferre, ut hieroglyphica etc. etc.

4) Es erinnern dieſe Stellen ſehr an Fluellens gelehrte antiquariſche und hiſtoriſche Vorträge in Shakeſpeares Heinrich V.

5) Erziehungsplan. 325.

und dieſem Zeitbedürfniſſe nachzugeben, iſt nicht nur nicht unerlaubt, ſondern dem Zwecke unſeres Inſtitutes zur größeren Ehre Gottes ſogar gemäß." ... Phyſiſche und mathematiſche Studien und Mutterſprache müßten daher berückſichtiget werden.[1]

II. Studia superiora.[2]

In jeder der vier unterſten Klaſſen des Gymnaſii ſaßen die Schüler gewöhnlich 1 Jahr, in der Rhetorik 2 Jahre. Aus letzterer traten ſie zu den höhern Studien über, zunächſt zu einem zwei- oder dreijährigen philoſophiſchen Curſus."[3]

In der Hauptſache ſollte ſich der Profeſſor der Philoſophie an Ariſtoteles halten, ſo weit dieſer gegen die Kirchenlehre verſtieße,[4] den Averroes, wenn er etwas Gutes von ihm erwähnte, nicht loben, wo möglich beweiſen, daß er dieß Gute anderweitig entlehnt habe.[5] Dagegen dürfe er des h. Thomas nur in Ehren gedenken, ihm gern beipflichten und nur ungern von ihm abweichen.[6] Im erſten Jahre ſollte Logik gelehrt werden,[7] im zweiten wurden die Bücher de Coelo, das erſte Buch de Generatione und die Meteorologica erklärt, im dritten Jahre das zweite Buch de Generatione, die Bücher de Anima und die Metaphyſik. Vorzüglich empfahl man die Auslegung des Ariſtoteliſchen Textes,[8] ebenſo Disputieren und zwar ein kunſtgerechtes.

Ein eigener Profeſſor der Moral las über die ariſtoteliſche Ethik.

Ein Profeſſor der Mathematik war angewieſen denen, welche Phyſik hörten, über Euclids Elemente zu leſen, dazu etwas Geographie oder von der Sphäre oder dergleichen, „was ſie gern zu hören pflegen."[9]

Nur Fähige traten nach vollendetem philoſophiſchen Curſus zu dem theologiſchen über; dieſer währte 4 Jahre unter Leitung von Profeſſoren der heiligen Schrift, des Hebräiſchen, der ſcholaſtiſchen Theologie und der Caſuiſtik.[10]

1) Lang (S. 39) gibt auch Anfangsgründe des Hebräiſchen als Lehrgegenſtand der Rhetorikklaſſe an; ich finde dieß weder in der „Ratio" noch im „Erziehungsplan" erwähnt und muß es auch deshalb für irrig halten, weil der Profeſſor der hebräiſchen Sprache auf den Lyceen prima Grammaticae rudimenta lehrt. „Ratio." Regulae Prof. Ling. Hebr. 3.

2) Ich entnehme die Charakteriſtik vorzüglich aus der Ratio atque institutio studiorum societatis Jesu.

3) Lang 41.

4) „Ratio." Regulae professoris Philosophiae. 2 seqq.

5) Ib. 4.

6) Ib. 6. Der große Kampf zwiſchen Jeſuiten und ſpaniſchen Dominikanern entſprang mit daher, daß Aquaviva in der „Ratio" lehrte: dem h. Thomas brauche man nicht unbedingt zu folgen. Die Studienordnung ward deshalb von den Dominikanern „für das verwegenſte, anmaßendſte, gefährlichſte Buch in ſeiner Art" erklärt. Ranke 2, 293 sqq.

7) Ib. 9.

8) Ib. 12, 18. 20.

9) Regulae Professoris Mathematicae. 1. Aliquid Geographiae, vel Sphaerae, vel eorum, quae libenter audiri solent, adjungat. Wahrſcheinlich lehrte man nach des Sacrobusto libellus de Sphaera.

10) Ich übergehe es, wie die Jeſuiten als fähige Prüfer der Köpfe ihre Studirenden nach

Der Profeſſor der h. Schrift ſollte vorzüglich die Vulgata vertreten;[1] den hebräiſchen und griechiſchen Grundtext nur, wo es nöthig, kurz berühren, aus der chaldäiſchen u. a. Verſionen das anführen, was der Vulgata und Kirchenlehre günſtig, beſonders aber aus der Septuaginta, deren ſtets in Ehren gedacht werden müßte.[2] Auf Auslegungen der Rabbinen ſollte er nicht viel geben, auf Chronologie, Geographie Paläſtinas und der Art wenig nütze Dinge, wenn eine Stelle es nicht durchaus fordere, nicht viel Zeit verwenden.[3]

Der Profeſſor des Hebräiſchen vertrete ebenfalls die Vulgata, lehre zuerſt die Elemente, dann leſe er eins der leichtern Bücher des A. Teſtaments, und lehre ſo, daß durch ſeinen Fleiß die Fremdheit und Rauhigkeit, welche das Hebräiſche für einige hat, gemildert werden.[4]

Der Profeſſor der ſcholaſtiſchen Theologie folge der Lehre des h. Thomas, welchen der Jeſuitenorden als ſeinen eigenen Lehrer anerkennt, empfehle denſelben ſeinen Schülern und führe ſeine Meinungen nicht bloß an, ſondern vertheidige ſie auch. Er lehre nichts, was nicht mit der Kirchenlehre übereinſtimmt.[5]

Der Profeſſor der Caſuiſtik[6] ſtrebe, geſchickte Pfarrer und Sacramentsverwalter zu bilden. Er trage die Lehre von den Sacramenten, von den Ständen und Pflichten der Menſchen vor. Auf eigentliche Theologie brauche er ſich wenig einzulaſſen. Ueber zweifelhafte Fälle gebe er Entſcheidungsgründe, berufe ſich auf Autoritäten, nur häufe er dieſe nicht übers Maß. So begründe er ſeine Meinung, jedoch ſo, daß wenn eine andere probabel und durch gute Autoritäten geſtützt iſt, er auch dieſe andere für probabel erkläre.[7] Disputationen über Gewiſſensfälle werden ſehr empfohlen.

Aus den Theologie Studierenden nahm der Orden Lehrer der fünf Gymnaſial-Klaſſen.

Von Pabſt Julius III. erhielt er das Recht, ſelbſt ſolchen, die auf keiner Univerſität ſtudiert hätten, Licentiaten- und Doctorsgrad zu ertheilen. —[8]

Maßgabe der Fähigkeiten zu höhern oder niederern Graden des Wiſſens führten und darnach wieder zu mehr oder minder wichtigen Aemtern beſtimmten.

1) Reg. Prof. S. Scripturae: 1. 4. Inter caetera, ad quae ejus intentio feratur, illud praecipuum sit, ut versionem ab Ecclesia approbatam defendat.

2) Ib. 5. Septuaginta interpretes, de quibus honorifice semper loquendum est.

3) Ib. 9—11. 14.

4) Regg. Prof. Ling. Hebr. 5.

5) Regg. Prof. scholasticae theologiae.

6) Regg. Prof. casuum conscientiae.

7) Ib. 5. Ita suas confirmet opiniones, ut si qua alia fuerit probabilis, et bonis auctoribus munita. eam etiam probabilem esse significet. Vgl. Pascals Briefe.

8) Spittler, 73.

Nachdem ich den Ueberblick des ganzen jeſuitiſchen Studienganges gegeben habe, komme ich nun auf den ethiſch religiöſen Charakter ihrer Lehrinſtitute, auf die Zucht.

„Religion" ſagt der Verfaſſer des „Erziehungsplans"[1] ſei „der Grund und die Höhe aller Schule und Erziehung, ihre Baſis und ihr Gipfel, ja ihre Mitte und ihre Seele," daher müßten „Religioſen" erziehen und zwar der Orden, „der ſich in der großen Sache der Schule und Erziehung ganz beſonders auszeichnete, die Societät Jeſu." Ihr war „das religiöſe Prinzip nicht etwa nur ein Wort, das zur bloßen Firma dient, ein Aushängeſchild, der da lügt." Von ihr ward die Jugend[2] „vor den Laſtern bewahrt und gegen alles Verderbnis recht eigentlich einbalſamiert." „Nur Religioſe, heißt es, retten uns in Sachen der Schule, nur ein Verein von Religioſen, ein Orden, der Weihe und Heiligung von der Kirche Jeſu Chriſti hat, ſteuert dem ungeheuern Verderben, welchem Schule und Erziehung wirklich ſchon unterliegen und in das beide mit jedem Tage mehr hinabſinken, und welchem immer mehr verfallend, ſie dem Throne und Vaterlande den gewiſſen Untergang bereiten."[3]

Die Erziehungsweiſe der Häretiker wird als das Gegentheil der jeſuitiſchen, als oberflächlich, durchaus irreligiös, ſittenverderblich und Quelle aller Revolutionen geſchildert. —

Betrachten wir nun näher den religiös-ſittlichen Charakter der jeſuitiſchen Inſtitute. — Die Jugend zur Erkenntnis des Schöpfers und Erlöſers zu erwecken, wird im Jeſuitiſchen Erziehungsplan wiederholt als Aufgabe geſtellt: ebenſo daß die Jünglinge mit den Wiſſenſchaften zugleich auch an Sitten gewinnen, welche der Chriſten würdig ſind.[4] „Zum Gehorſam und zur Liebe Gottes und der Jugend" ſind die Jünglinge „vorzubereiten." Mit dem Beiſpiele des religiöſen Lebens ſoll der Lehrmeiſter vorangehen, ja kein Aergernis geben, für die Schüler beten. Er ſoll ſie „mit großem Vertrauen der ſeligſten Jungfrau und den Heiligen Gottes empfehlen, vorzüglich denjenigen, welche für eigene und beſondere Patrone der ſtudirenden Jugend gehalten werden, als da ſind die heiligen Schutzengel der Jugend, der heilige Joſeph, die h. Katharina, der h. Kaſſian, der h. Nicolaus, unſer h. Vater Ignatius, der h. Aloyſius, der h. Stanislaus u. ſ. f."[5] Wiederholt wird Demuth empfohlen, die nicht vergängliche Ehre, ſondern Gottes Ehre ſucht. „Man halte, heißt es, für unedel, für ſchlecht was an das Laſter grenzt und den Geſetzen der chriſtlichen Tugend zuwider iſt. Stolz ſich erheben, ſich prahlen"[6] ꝛc. ꝛc. Gehorſam ward freilich nicht bloß den Schülern, ſondern auch den Lehrern eingeprägt. „Aller Willen, bemerkt der

1) S. 11. ꝛc. ꝛc.
2) S. 171.
3) S. 149.
4) Ratio. Regulae Praepositi provincialis. 1. Erziehungsplan. S. 152.
5) Erziehungsplan. 155.
6) Ib. 168.

Verfasser des Erziehungsplans, einiget sich in dem Willen des Einen Oberen, welcher als der Wille Jesu Christi verehrt und gethan wird."[1] Welcher Art Gehorsam gefordert wurde, sahen wir beiläufig daran, daß ein unciceronianischer Styl der Schüler als „ihrem Eifer für Obedienz ganz fremd" bezeichnet wurde. Durch das Ganze fühlt man durch, wie überall ein blinder, knechtischer Gehorsam gefordert wurde, wie alle und jede, Lehrer wie Schüler, zu Rädern der großen Maschine geformt wurden, deren primum movens der General in Rom war.

Welcher Art das Beten der Schüler sein mußte, ergibt sich schon aus dem Mitgetheilten, klarer noch aus Folgendem. Den Lehrern wird befohlen: die Schüler fleißig anzuhalten, daß sie „gewisse und bestimmte Gebete zu Gott und den Heiligen auszugießen sich gewöhnen, und dieselben, zur Vermeidung des Ekels, bald aus einem Buche, bald aus dem Gedächtnisse recitieren, wohl auch sogar im Geiste — denkend — vollbringen, vorzüglich aber die Krone, das Officium und die Litanei der seligsten Jungfrau beten." —[2] Der, „welcher sich in der Andacht verfehlt hat, soll im Bethause (zur Strafe) einige Zeit dem Gebet obliegen, oder, wenn ein Festtag einfällt, noch einer zweiten Messe beiwohnen, oder er soll zur ersten Messe oder zu einer der ersten am früheſten Morgen in die Kirche kommen."[3] Erscheinen diese Strafen etwa hart, so ist dagegen auch gesagt: „die durch besondere Andacht leuchten, sollen belobt und öffentlich ausgezeichnet werden." Es konnte freilich nicht fehlen, daß so durch Strafen und Belohnen die Andacht erhöht und gesteigert wurde! —

Wenn schon die Andacht Auszeichnung, öffentliche Auszeichnung erhielt, wie vielmehr der Fleiß und andere meßbare Tugenden.

„Wahrhaftig, heißt es, wer die Aemulation[4] geschickt zu reizen weiß, der hat durch sie das bewährteste Hülfsmittel im Lehramte, und welches beinahe einzig hinreichend ist, die Jugend aufs Beste zu unterrichten. Der Präceptor schätze daher diese Waffe hoch, und erforsche fleißig die Wege, auf welchen er sie erlangen und wie er dieselbe am meisten und angemessensten gebrauchen könne." — „Es wecken diese Aemulation wunderbar die Wettkämpfe." Die Wettkämpfe werden im Lehrplan sehr oft erwähnt. Behufs der Kämpfe hielt man es für

1) Ib. 148. Der Ordensgeneral ist gemeint. Wie hielt man es mit dem Willen des Pabstes, wenn er mit dem Willen des Generals in Conflict kam?

2) Ib. 158.

3) Ib. 290. Dort heißt es auch: „Wer im göttlichen Dienste träg und nachlässig ist, der soll durch ein frommes und religiöses Werk für das Vergehen büßen."

4) Ib. 280. Vgl. die oben angeführte Abhandlung eines trefflichen deutschen Schulmanns: „Das Bewußtsein der protestantischen Kirche" ꝛc. ꝛc., mit deren Verfasser ich, bei Benutzung der gleichen Quelle und wesentlich gleicher Ansicht, öfters zusammentreffe.

„zuträglich, jedem der Schüler ſeinen Nebenbuhler namentlich beizugeben.“[1] Das unruhige Wechſelverhältnis ſolcher Nebenbuhler wird öfters berührt, beide überbieten und denuncieren einander bei jeder Gelegenheit. Es ſollen z. B. „die einander als Nebenbuhler gegenüber ſtehen, es notieren, wann (gegen die Urbanität, gefehlt wird, und es gehe nicht ungeſtraft hin ꝛc. ꝛc.“[2] Aber nicht bloß Nebenbuhler, ſondern alle und jede Schüler ſind angewieſen, zu ihrem eigenen Vortheil einander anzugeben. Ein Beiſpiel der Art theilte ich ſchon mit; wenn nämlich dem, welcher ſtatt latein einmal deutſch ſprach, „ein Zeichen einiger Schmach, überdieß eine Strafe“ auferlegt ward, ſo konnte er Schmach und Strafe los werden, indem er beides einem Condiſcipel zuwendete „den er in der Schule oder auf der Gaſſe ebenfalls die gemeine Sprache reden gehört, oder den er wenigſtens durch Einen tauglichen Zeugen überführen konnte.“ Daß bei einer ſolchen heilloſen Aemulation alle gegenſeitige Liebe unter den Schülen ausgerottet wurde, iſt natürlich. Sie ſollten ſich auch nicht lieben, ſich vielmehr nur als ſubordiniert fühlen, die ihnen coordinierten Mitſchüler dagegen als natürliche Feinde anſehen und auf alle Weiſe, auch durch eine Angeberei, gegen welche jedes redliche Gemüth ſich empört, die aber als die trefflichſte Vorſchule für das höchſt ausgebildete Delationsſyſtem des Ordens diente. Sagt doch der Jeſuit Mariana ſelbſt: „die ganze Regierung der Societät (Jeſu) beruht auf Delationen, die ſich wie ein Gift durch das Ganze verbreiten, daß kein Bruder dem Bruder trauen kann. Aus grenzenloſer Liebe zur unumſchränkten Herrſchaft nimmt unſer Ordensgeneral Delationen in ſein Archiv auf und ſtellt ihnen Glauben zu, ohne daß er erſt den angehört, gegen den ſie gerichtet ſind.“[3] — Bei einer Aemulation der Schüler nun, welche das Niedrigſte nicht verſchmähte, wenn es nur zum Ziele, zur Erhebung über die Genoſſen führte, bei einer ſolchen methodiſchen Anleitung zum Hochmuth —mit welcher die Forderung eines knechtiſchen Gehorſams gegen die Vorgeſetzten Hand in Hand gieng — rühmt der Erziehungsplan wiederholt, wie hoch er die Demuth des Geiſtes halte. Demuth? — den knechtiſchen Gehorſam meint er. —

Der Schulplan gibt noch andere Mittel an, um, wie er ſagt, „die Aemulation geſchickt zu reizen.“ Es heißt: „von großem Gewichte (zur Erweckung der Aemulation) iſt die Erwählung der Magiſtrate, Prätoren, Cenſoren, Decurionen in der Schule.“ Solche Würden creierten auch Trotzendorf und Sturm, wie wir ſahen. Trotzendorf ſagt: er thue es, damit ſich die Schüler von früh auf an eine feſte bürgerliche Ordnung gewöhnten; Sturms Decurionen waren, nach Art der lancaſterſchen Monitoren, wahre Schulgehülfen. Die Magiſtrate der jeſuitiſchen Schulen ſcheinen aber mehr zum Anſpornen des Ehrgeizes erfunden;

1) Ib. 282.
2) Ib. 168.
3) Spittler. S. 69.

nur die Decurionen dürften den Sturmschen ähnlich gewesen sein,[1] die Censoren aber waren förmlich zum Aufpassen auf ihre Mitschüler angestellt. —[2]

Weiter wird gelehrt: zur Anreizung des Wetteifers sage man den Schülern: „Nichts werde für ehrenhafter gehalten, als von Jahr zu Jahr seines Gleichen in der Erkenntnis bevorzuthun; hingegen werde nichts für schmählicher und armseliger geachtet, als von seines Gleichen übergangen zu werden.“[3] Besonders sollten die Preisvertheilungen den Ehrgeiz anfeuern.[4] „Die öffentliche Preisvertheilung, heißt es, wird mit aller möglichen Zurüstung und bei volkreicher Versammlung gefeiert. Ihr geht auch eine komische Handlung[5] vorher. — Die Namen der Sieger werden nun öffentlich verkündigt, sie treten in die Mitte hervor, und darnach werden einem jeden seine Prämien ehrenvoll vertheilt, nicht ohne ein sehr kurzes der Sache sehr angemessenes Carmen, welches von dem Präfecten zuvor gesehen und approbiert sein muß. — Nach jedem Sieger aber, nachdem er von den Herolden ausgerufen und mit dem Preise gekrönt ist, werden auch die Namen derjenigen, welche zunächst folgen, gelesen.“ —

Ein anderes Mittel, den Ehrgeiz zu spornen, ist: „daß die Uebrigen geheißen werden, denjenigen, die in der Schule an den vordern Plätzen sitzen, auch außer der Schule die vornehmere Seite zu überlassen, und überall ihnen den ansehnlicheren Platz abzutreten.“[6] Einige gibt es, heißt es im Erziehungsplan[7], „welche an gewissen öffentlichen Tafeln schriftlich aufzeichnen lassen, was von irgend einem talentvoll ausgearbeitet, zierlich gesagt, geschickt expliciert, fein erfunden worden ist, damit das Andenken einer gelungenen Sache zum ewigen Ruhme des Namens im Reiche der Wissenschaft erhalten werde. — Einige stellen in Mitte der Schule oder in irgend einen Winkel eine Unglücksbank und benennen sie mit einem Schmachnamen, z. B. die Höllenleiter ꝛc. ꝛc. Wer an diesem Platze sitzt, dem sei die Note der Schmach eingebrannt und eine literarische Strafe auferlegt, doch nichts destoweniger ihm Gelegenheit, sie zu tilgen gegeben, wenn er entweder durch Hersagung der Prälection oder durch eine bessere Ausarbeitung

1) So heißt es z. B. „Erziehungsplan“ S. 184: „Die dem Gedächtnisse eingeprägten Prälectionen sollen die Schüler den Decurionen hersagen, die Decurionen selbst aber sollen vor dem obersten Decurio oder vor dem Magister dieser Aufgabe sich entledigen.“ — Jede Bank sollte ihren besondern Decurio und Prodecurio haben. (S. 309.)

2) Sie mußten Acht haben „ob einer von den Condiscipeln vor dem gegebenen Zeichen im Vorhofe herumlaufe oder von dem ihm eigenen Platze sich entferne ꝛc. ꝛc. Juventius meint, daß man, wenn die Schule zahlreich ist, so viele Censoren als die Schule Winkel und Ecken hat, aufstellen solle.“ (S. 307. 308.)

3) Eb. 282.

4) Eb. 127.

5) D. i. eine dramatische Aufführung.

6) Eb. 285.

7) Eb. 283.

der Scription einen andern besiegt hat." Das sind die Lehren von Ehre, mit denen sich diese jesuitischen Pädagogen selbst an den Pranger stellen.

Körperliche Strafen sollten möglichst wenig angewendet werden. „Der Magister, heißt es, schlage keinen mit seinen eigenen Händen, außer in wie weit die Weise unserer Studien es zuläßt, wo es Gesetz ist, daß der Corrector, welcher von der Societät nicht ist, genommen werde, so oft es zu jenem Extrem kommt, daß einer mit Ruthen gezüchtigt werden solle."[1] Als die Inquisition durch Caraffas und Toledos Eifer gestiftet wurde, da unterstützte Loyola den Plan beim Pabste, aber weder er noch sein Orden befaßten sich mit dem Bestrafen der Ketzer, sie zogen es auch vor, daß die Correctoren nicht aus ihrer Societät genommen wurden. Zuletzt wird den Lehrern eine sehr charakteristische Warnung gegeben: „damit der Magister, heißt es, diese Weise zu tadeln und zu züchtigen um so genauer beobachte, so erwäge er beständig bei sich dieses: diejenigen, deren Alter und Zustand er jetzt schwach und unbedeutend und vielleicht verächtlich sieht, werden in Kurzem Jünglinge und Männer und werden (wie es das Schicksal menschlicher Dinge ist) vielleicht zu Würden, Gütern und Macht gelangen, so daß man ihre Gunst werde suchen und von ihrem Winke und Willen abhängen müssen, daher also ermesse man auch, welche Weise in Wort und That anzuwenden sich schicke."[2]

Um die Schüler recht genau kennen und eben dadurch gehörig behandeln und beherrschen zu lernen, bediente man sich der Beichte. Alle Briefe, welche sie ihren Aeltern und Angehörigen schrieben, so wie die Briefe, welche sie erhielten, wurden von den Vorstehern gelesen. So löste man allmählich die natürlichen Bande. Dem jungen Jesuiten lehrte man später: er müsse die ungehörige Liebe zu seinen Verwandten ablegen;[3] sein Vermögen trat er gewöhnlich dem Orden ab.[4] Da blieb ihm dann in der weiten Welt kein anderes Verhältnis und, wenn man das Wort mißbrauchen will, keine andere Liebe, als zum Orden.

Gegen die Ketzer ward dem Jesuitenschüler auf alle Weise Haß eingeflößt, unter Anderm durch den allgemein verbreiteten Katechismus von Canisius.[5] War es ihnen verboten, Hinrichtungen beizuwohnen, so wurden Hinrichtungen

1) Ib 296. „Unser h. Vater Ignatius hat es dahin gebracht, daß überall ein Auswärtiger (ein Nichtjesuit) zum Corrector gesetzt wurde."

2) Ib. 301.

3) Inordinatum erga parentes exuere amorem. Lang. 56.

4) Ib. 57. Durch solche Abtretungen erhielt die einzige oberdeutsche Provinz des Ordens vom Jahre 1620 bis 1700 die Summe von 800,000 Gulden.

5) Dagegen heißt es in Luthers Unterricht der Visitatoren von 1538: „der Schulmeister soll den Kindern die Stücke einbilden, die noth sind, um recht zu leben, — soll nicht von Hadersachen sagen, soll auch die Kinder nicht gewöhnen, Mönche oder andere zu schmähen, wie viel ungeschickter Schulmeister pflegen." (X. 1974.)

der Ketzer ausdrücklich ausgenommen; sie sollten früh den blutigen Ernst sehn und schmecken.[1]

Ich breche hier ab und würde nicht so viel über Jesuitenschulen gesagt haben, wofern sie eine nur früheren Jahrhunderten angehörige, vom Schauplatze ganz abgetretene Erscheinung wären. Das sind sie aber nicht. Vom Pabste Pius VII. wieder hergestellt, in mehrern Ländern von neuem eingebürgert, lauern sie nur auf glückliche Momente, um überall wieder zur früheren Herrschaft zu gelangen. Im Wesen die Alten, sind sie nur feiner geworden, der Zeit sich so lange accommodierend, bis eben ihre Zeit kommt. Es ist den Protestanten höchst nöthig zu wachen, sich auch nicht durch das betrügerische Aushängeschild ihrer Erziehungshäuser täuschen zu lassen. Liest man Reineke Fuchs, so erscheint es unbegreiflich, wie sich alle Thiere vom schlauen Herrn von Malepartus wieder und immer wieder durch listige süße Reden beschwätzen lassen, während sie doch seine unzähligen Ränke, boshafte Thaten und den inhärierenden Tück seines Herzens genau kennen. Machen wir es denn besser in Bezug auf die Jesuiten? Sind wir noch nicht gewitzigt, trotz dem, daß sie selbst ihre gottlosen Principien, censiert und approbiert vom Ordensgeneral, wiederholt in den Druck gegeben haben?

Wachen wir sorgfältig. Ihre Motive und ihr Ziel, welches sie, wenn auch noch so sehr lavierend, fest im Auge behalten, das müssen auch wir bei Beurtheilung ihrer Erziehungsanstalten ins Auge fassen. Obgleich der Metzger seine Lämmer auf die schönste grüne Weide triebe, sollen wir drum seine Hirtenliebe loben? Aber wahrlich die Weide der Jugend in den Jesuitencollegien war nichts weniger als schön und grün. —

Wenn man diese unheimlichen, treulosen Erziehungsanstalten der Jesuiten, welche an Bosheit Männer waren, mit ihren finstern lieblosen, seelenverkäuferischen Zwecken im rechten Lichte sehn will, so vergleiche man damit Luthers herzliche offene Ermahnungen an „seine lieben Deutschen", Ermahnungen, welche aus der treuen Liebe eines Seelsorgers fließen. „Ich bitte euch, meine lieben Herren, sagt er, wollet diese meine Treue und Fleiß bei euch lassen Frucht schaffen. Und ob etliche wären, die mich zu geringe dafür hielten, daß sie meines Rathes sollten leben, die wollten das ansehen, daß ich nicht das Meine, sondern des ganzen Deutschlands Glück und Heil suche."

11. Verhältnis der Schulen zu den Universitäten.[2]

Es muß auffallen, wie vieles im 16ten Jahrhundert auf Schulen nicht gelehrt wurde. Geographie, Geschichte fehlen in den Unterrichtsplänen ganz,

1) Die 13te Regula externorum auditorum societatis lautet: Neque ad publica spectacula, comoedias, ludos, nec ad supplicia reorum, *nisi forte haereticorum*, eant. Ratio 170.

2) Der vierte Theil dieses Buchs handelt von den Universitäten.
Vorgreifend mußte aber hier das Verhältnis derselben zu den Schulen ins Auge gefaßt

der … von Physik, Naturgeschichte kein
de… …lassischen Sprachen, insbesondere dem

…wir hieraus ohne weiteres den Schluß
… damals überhaupt nicht gelehrt worden. Viel-
… und zwar den Professoren der philosophischen
… mit Physik und Naturgeschichte bis auf den
… Dialektik, welche Lehrgegenstand des 16ten Jahr-
… Zeit vielfach den Universitäten zugewiesen.
… richtiges Urtheil über den Umfang der Lehrgegen-
… Methode des Lehrens im 16ten Jahrhundert zu gewinnen,
… Zustand der damaligen Universitäten, insbesondere ihrer
… thun.[1]
… uns hierüber die, von Melanchthon im Jahre 1545
… der Universitäten Wittenberg Aufschluß.[2]
… Facultät sollte, diesen Statuten gemäß, vier Professoren
… das A. und N. Testament — insbesondere über die Psalmen.
… Jesaias, das Evangelium Johannis und den Römerbrief lasen,
… die Dogmatik vortragen, das nicenische Symbolum und Augustins
… sensum et litera erklären.[3]
… Wittenberger Lectionsverzeichnis[4] vom Jahre 1561 stimmt hiermit
… Doch wird außer Exegese und Dogmatik auch Katechetik angekündigt.
… philosophische Facultät[5] bestand, nach jenen Statuten, aus zehn Professo-
… erste sollte lesen: Dialektik und Rhetorik; der zweite Physik und über
… Buch der historia naturalis des Plinius; der dritte Arithmetik und
… sphaera des Johannes de sacro Busto; der vierte über Euklid, die
… planetarum Purbachs und des Ptolemäus Almagest; der fünfte und
… lateinische Dichter und Cicero; der siebente, der „Paedagogus", sollte

… Ueberblick des ganzen Umfangs der Studien im 16ten Jahrhundert gegeben werden, … Aufgabe der Schulen richtig zu würdigen und zu verstehen. Im 4ten Theil wird noch … von der Universität Wittenberg die Rede sein, um an ihr nachzuweisen, welche Um… mittelalterlichen Universitäten mit der Reformation eintrat.

… Vgl. „Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit, von Johannes … in Raumers histor. Taschenbuch für 1831. S. 259 ꝛc. Ebend. Jahrgang 1844. S. 515; … Verfassung der Universität Königsberg von Eduard Gervais." „Annalen der Universität … von Grohmann. 3 Thle. 1801. 2."

… Reform. 10, 992 sqq.

… Paul Helmrich hielt erst 1624, und zwar vergebens, um eine außerordentliche Professur … Kirchengeschichte an. Grohmann 2, 77.

… Strobel theilt es in seinen „Neuen Beiträgen zur Literatur" 1, 1, 123 mit, ein … Lectionskatalog von 1507 findet sich ebend. 3, 2, 57.

… Facultas artium, mit Bezug auf die Septem artes.

für Jüngere lat. Grammatik, den Linacer de emendata structura Latini sermonis, den Terenz und einiges aus Plautus lesen; der achte, „Physicus," des Aristoteles Physik und Dioscorides erklären; der neunte Hebräisch lehren; der zehnte die griechische Grammatik wiederholen, über griechische Klassiker lesen,[1] zuweilen über einen paulinischen Brief, zugleich auch über Ethik.

Hinsichtlich dieser Bestimmungen harmoniert ebenfalls jener Wittenberger Lectionskatalog von 1561 mit den Statuten. Zu den Vorlesungen kamen Declamationen und Disputationen hinzu. Man wechselte so ab, daß einen Sonnabend eine Declamation, am folgenden eine Disputation war, u. s. f.

Ueber die Vorlesungen der Juristen und Mediciner schweigen die Statuten. Nach dem erwähnten Lectionsverzeichnis lasen sieben Juristen über römisches und canonisches Recht; von Medicinern erklärte einer das neunte Buch „Rasis ad Almansorem;" der zweite las „Hippocratica et Galenica," der dritte ebenfalls über Galen, zudem über Avicenna.

Am vollständigsten war hiernach die philosophische Facultät ausgestattet, hatte sie ja zehn Professoren, während die theologische nur vier, die medicinische sogar nur drei zählte. Kurfürst Johann Friedrich nannte auch in der neuen Fundationsurkunde Wittenbergs die Facultät der „Artisten" einen „Ursprung und Stamm der andern Facultäten," und nahm sich derselben besonders an. Ihre Wirksamkeit gieng selbst über den in den Statuten beschriebenen Kreis von Disciplinen hinaus. So las schon Melanchthon ein Geschichtscollegium über Carions Chronicon, ebenso später sein Schwiegersohn Peucer.[2]— Es ward auch ein neuer Lehrstuhl im Jahre 1572 gestiftet, da man den Wilhelm Rabottus, einen Dauphineer, als Professor der französischen Sprache in Wittenberg anstellte. In seiner Antrittsrede sprach er von der Verwandtschaft der Deutschen und Franzosen, bemerkte: der deutsche Kaiser müsse nach der lex Carolina französisch verstehen, und pries den Kurfürsten, daß er für Erlernung der Sprache einen besondern Lehrer berufen habe.[3]

Bei Vergleichung verschiedener protestantischer Universitäten des 16ten Jahrhunderts ergibt es sich: daß sie im Wesentlichen sich Ein und dieselbe Aufgabe stellten.[4] Nur zum Theil war diese Aufgabe überliefert, zum Theil aber ganz

1) In Tübingen bestand, als Melanchthon dort studierte, noch kein Lehrstuhl für die griechische Sprache („Melanchthon von Heyd." S. 33.); in Heidelberg dagegen war schon früher Dionysius Reuchlin als Professor der griechischen Sprache angestellt. Vgl. oben S. 183.

2) In Marburg ward Hermann Busch als Professor der Geschichte angestellt, in Jena las der Professor der Moral, Rosa, über Sleidans Compendium von den vier Monarchieen und gab Anleitung, des Cario Chronicon für sich zu lesen. Voigt 261. Strobel 4, 2, 71.

3) Oratt. Scholae Melanchthonianae Tom. 7. pag. 108. Des Rabottus Nachfolger Dulcis lehrte französisch und italienisch. Grohmann 1, 121,

4) So stimmt der erste Königsberger Lehrplan Herzog Albrechts von Preußen hinsichtlich der Vorlesungen der philosophischen Facultät fast ganz mit den Wittenberger Statuten überein. Gervais (Raumers hist. Taschenb. von 1844, S. 634) sagt: „Die Worte (jenes Lehrplans)

neu, und selbst das Ueberlieferte ward in jener Zeit erneut und [illegible]. Erinnern wir uns nur, beispielsweise, daß wir sahen, wie [illegible] in keine Exegese des neuen, vor Reuchlin an keine Exegese des alten Testaments — im Grundtexte — gedacht wurde, und daß erst mit [illegible] eine neue Weise, die alten Klassiker zu lesen und auszulegen, aufkam.

So wenig wir aber in unserer Zeit den Werth der gegenwärtigen Schulen und Universitäten ohne Weiteres nach Schulplänen, Verordnungen über das zu Leistende, Lectionskatalogen und dergleichen richtig beurtheilen können, und wir uns vielmehr genauer nach dem, was wirklich ausgeführt wird, erkundigen müssen, um nicht zu irren, so gilt das Gleiche, wenn wir über das Unterrichtswesen früherer Jahrhunderte ein richtiges Urtheil gewinnen wollen. Es finden sich nun Andeutungen, daß die Studien im sechzehnten Jahrhundert, wenigstens die der Mehrheit der Studenten, keineswegs den Erwartungen entsprechen, welche man aus dem bisher Mitgetheilten schöpfen könnte. Wir wollen einige Beispiele geben.

Für Mathematik und Astronomie war Erasmus Reinhold in Wittenberg als Professor angestellt; ein ausgezeichneter Gelehrter, der sich an Copernicus anschloß, aber trotz seiner Tüchtigkeit „wegen des allgemeinen Mangels an Liebe zum mathematischen Studium immer nur wenig Zuhörer hatte."[1] Melanchthon schreibt an Herzog Albrecht von Preußen: höchst wenige legen sich auf Mathematik, und noch wenigere sind unter den Mächtigen, welche diese Studien befördern. Unser Hof bekümmert sich wenig um dieselben. Gegen Spalatin äußert er: es thue Noth, zwei Mathematiker in Wittenberg anzustellen, „damit die außerordentlich nöthige, jetzt aber vernachlässigte Mathematik in Achtung komme."[2] Den besten Beweis, wie schlecht es um die Mathematik aussahe, gibt die Einladungsrede eines Wittenberger Docenten der Mathematik. Er lobt die Arithmetik und bittet die Studierenden, sich nicht durch die Schwierigkeit dieser Disciplin zurückschrecken zu lassen. Die ersten Elemente seien leicht, die Lehre von der Multiplication und Division verlange etwas mehr Fleiß, doch könnte sie von Aufmerksamen ohne Mühe begriffen werden. Freilich gebe es schwierigere Theile der Arithmetik, „ich spreche aber, fährt er fort, von diesen Anfängen, die Euch gelehrt werden und nützlich sind."[3] — Man traut seinen Augen kaum, wenn man dieß liest.[4]

sind unklar, Sphaeram Joannis de Sacro Busto Theoricas secundum Plinii."— Man lese: Sphaeram J. d. S. Busto, Theoricas (planetarum Purbachii), secundum (librum historiae nat.) Plinii. Dieselben Lehrgegenstände finden sich in den Wittenberger Statuten (C. Reform. 10, 993). Auch ein Jenascher Lektionskatalog von 1564 harmoniert im Wesentlichen mit dem Wittenberger von 1561. Vgl. Strobel, Neue Beiträge 4, 2, 65.

1) Voigt I, c. 277. Reinhold geb. in Saalfeld 1511, gest. 1552. Sein Hauptwerk: Tabulae prutenicae caelestium motuum.

2) C. Ref. 1, 398.

3) Declamatt. Melancht. 1, 389. Ed. Richardii.

4) Ob Stöffler in Tübingen als Docent mehr Glück hatte als Erasmus Reinhold?

Melanchthon hielt im Jahre 1536 Vorlesungen über des Ptolemäus Werk de apotelesmatibus et judiciis astrorum.[1] Nachdem er das erste Buch beendet, kündigt er das zweite an. „Sehr leid thut es mir, sagt er in dieser Ankündigung, daß einige so bald einen so guten Autor überdrüssig geworden sind.“ Darauf geht er näher auf das Lob des ptolemäischen Buchs ein, und fährt dann fort: „ich wundere mich sehr, daß Mehrere ein solches Werk wegwerfen konnten. Erinnern wir uns, daß das Leben der Studierenden ein wahrer Kriegsdienst ist. Es ziemt sich aber nicht, daß Soldaten alsbald matt und feig werden, selbst wenn ihnen nicht Alles nach Wunsch gehet. Daher ermahne ich die Studierenden, in die Vorlesungen über Ptolemäus zurückzukehren. — Denen, welche mich nicht verlassen haben, danke ich.“ —

Man könnte glauben, solche Mißstände hätten etwa nur in Bezug auf Realien obgewaltet, nicht aber hinsichtlich der Philologie, dem eigentlichen Bildungselement jener Zeit. Mit dem Griechischen stand es aber in Wittenberg nicht besser, wie folgende Aeußerungen Melanchthons beweisen. Dieser kündigte im Jahre 1531 Vorlesungen über den Homer an.[2] „Ich werde, sagt er, wie ich pflege, gratis lesen. Wenn es aber heißt, Homer habe bei Lebzeiten gebettelt, so widerfährt ihm dieß noch jetzt da er todt ist. Denn der trefflichste Dichter irrt herum und bittet: man möge ihn doch hören. Er wendet sich aber nicht an jene gemeine Seelen, die dem Gewinn nachgehen und nicht nur ganz ungebildet sind, sondern es wagen, vornehm alles edle Wissen zu verachten, vielmehr wendet er sich an die, welche frei und aus Liebe zur Tüchtigkeit studieren.“

Vom[3] Jahre 1533 haben wir von Melanchthon eine Ankündigung seiner Vorlesungen über die vierte Philippica des Demosthenes. „Ich habe gehofft, heißt es in derselben, daß ich durch die Anmuth der zweiten olynthischen Rede, meine Zuhörer zu näherer Bekanntschaft mit Demosthenes einladen würde. Aber, wie ich sehe, ist diese Generation taub für solche Autoren. Denn kaum blieben mir wenige Zuhörer, die mich nicht verließen, um mich nicht zu kränken; ich sage ihnen Dank für diese Pietät. Aber doch werde ich fortfahren, meine Amtspflicht zu erfüllen. . . Morgen beginne ich meine Vorlesungen.“ — Am[4] stärksten äußert sich Melanchthon so: „Morgen werde ich die Auslegung der Antigone des Sophokles anfangen. Ich würde hier eine Ermahnung hinzufügen, glaubte ich, es fruchte etwas bei der entsetzlichen Rohheit der Gemüther.[5] Nur einigen

1) Strobels Beiträge 2, 1, 185.

2) Strobel l. c. 184.

3) Ib. 186. Mangel an gedruckten Exemplaren des Demosthenes trug mit die Schuld; die Zuhörer mußten Melanchthons Exemplar copieren.

4) Ib. 187.

5) Diese starke Aeußerung Melanchthons stimmt ganz mit dem überein, was er den Studierenden in mehreren Reden sagt, die er bei der alljährlich wiederkehrenden Verlesung der akademischen Statuten hielt. So klagt er im Jahre 1533: Quorundam tanta est ferocitas, ut contemptum disciplinae et legum, fortitudinem quandam esse putent. . . Jure de-

auch bis dahin gehört haben, glaubte ich danken zu müssen." — Das Latein blieb wie auf Schulen, auch auf Universitäten Hauptgegenstand. Wie das Griechische so sehr vernachläßigt wurde, bestand eine besondere, von Friedrich dem Weisen gestiftete Professur für Terenz.[1]

Was die Kleinheit des Studienkreises jener Zeit im Verhältnis zur Größe der gegenwärtigen verräth, ist der damalige fast gänzliche Mangel an akademischen Instituten.[2] Das einzige war eine Bibliothek (Liberei); aber wie spärlich und armselig die damaligen Bücherſammlungen bei der Theurung der Bücher gewesen sein mögen, läßt sich schon aus dem Fonds schließen, den z. B. die Bibliothek zu Wittenberg hatte; er betrug jährlich nur 100 Gulden, wofür „zum Nutzen der Universität und sonderlich armer Studenten die Liberei mit Büchern in allen Facultäten und Künsten, auch in der hebräischen und griechischen Sprache stattlich vermehrt und verbessert werden sollte."[3]

Von andern Instituten, als: Naturalienſammlungen, anatomischem Theater, botanischem Garten u. s. w. ist um so weniger die Rede, als solche meist kein Bedürfnis der Professoren, bei Vorlesungen der Art, wie sie hielten, waren. Wenn der Theolog Paul Eber über Anatomie las, so geschah dieß ohne Sectionen.[4] Als eine Merkwürdigkeit wird erzählt[5], daß der Mediciner D. Schurf im Jahre 1526 eine anatomische Zergliederung des menschlichen Kopfs angestellt habe. Erst später ward befohlen, jährlich zwei Sectionen vorzunehmen.[5] In Frankfurt an der Oder stellte D. Eggeling die erste Section 1542 an. Weit früher, schon im Jahre 1482, gab Pabst Sixtus IV. der Universität Tübingen

plorant omnes boni viri hoc tempore nimis laxatam esse disciplinam. (C. Ref. 10, 918 920.) Und 1587 sagt er: Nunquam juventus tam impatiens legum et disciplinae fuit, prorsus suo arbitrio, non alieno vult vivere. (Ib.934.) Non enim hominum sed Cyclopum hi mores sunt, totas noctes in publico tumultuari, furiosis clamoribus omnia complere, convicits, lapidum jactu, armis in pacatos adeoque inermes atque innocentes hostilem in modum debacchari, oppugnare honestorum civium aedes, effringere fores, fenestras, turbare somnum puerperis miserisque aegrotis ac senibus, dissipare tabernas in foro, currus et quicquid occurit. (Ib. 954).

1) Grohmann 1, 116. Den Terenz liebte Friedrich der Weise sehr, wußte auch „viel gute Sprüche" desselben auswendig. Das veranlaßte ihn „zur Lection des Terentii einen besonderen Professorem" anzustellen. Ib. 122.

2) Voigt 306.

3) Die stärksten Professorengehalte betrugen damals in Wittenberg 200 Gulden; der dritte Professor der Medicin erhielt nur 80 Gulden. Die Unterhaltung der ganzen Universität kostete gegen 6000 Gulden. Dennoch verbieten Luxusgesetze dem Rector, Doctor ꝛc. mehr als 120 Gäste auf einmal zu laden. Aber in jener Zeit kostete das Klafter Holz nur 6 Groschen, ein Hase 8 Groschen. „Für Tisch, Disciplin und Habitation" eines Studenten, nahm der Professor 30 Gulden jährlich. Grohmann 3, 208 sqq.

4) In einer Rede des Winshemius heißt es: cum hoc ipso tempore vir doctissimus Paulus Eberus Anatomicam doctrinam proponere ceperit.

5) Grohmann 1, 179. 2, 94.

durch ein Breve die Erlaubnis, alle drei bis vier Jahre einen Leichnam zu anatomieren. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kam jedoch das anatomische Theater erst durch den trefflichen Leonhard Fuchs in Gebrauch; 1569 erhielt die medicinische Facultät Erlaubnis, Hingerichtete zu secieren.[1]

Ein botanischer Garten findet sich für Tübingen erst im Jahre 1652, für Wittenberg 1668 erwähnt. Doch ward hier dem Professor Niemann 1624 aufgetragen, „die Studiosos Medicinae jährlich zweimal herbatum zu führen."[2]

Die ältesten Gesetze über das Tübinger Naturaliencabinet sind von 1771.

Der Wittenberger Professor Joestelius bat im Jahre 1603 vergebens um Anlegung eines Observatoriums, Tübingen hatte vor 1752 keine Sternwarte.[3]

Wir werden sehen, wie sich allmählich erst das Bedürfnis entwickelte, nicht bloß aus Büchern eine traditionelle Naturwissenschaft zu lehren und zu lernen, sondern die Natur selbst, ohne Vermittler, zu erforschen. Auf diese Entwicklung möge vorläufig das über die akademischen Institute Gesagte, hindeuten, auf die Zeit, da der reale Realismus neben dem im Worte, als in seinem Lebenselemente, sich bewegenden Humanismus sich geltend macht.

12. Verbaler Realismus.

So war also der Umfang der Studien auf Schulen wie auf Universitäten höchst beschränkt, wenn man ihn mit dem Umfange der Studien unserer Zeit vergleicht. Es fällt in die Augen, wie ich wiederholt bemerkte, daß alle Zeit und alle Kraft der Jugend gewaltsam auf das Erlernen und Ueben des Latein concentriert wurde. Grammatik ward Jahre lang gelehrt, um sprachrichtig, Dialektik, um denkrichtig, Rhetorik, um oratorisch latein sprechen und schreiben zu lernen. Durch Disputieren, Declamieren, Aufführen des Terenz übte man sich ein. Die Klassiker las man nur, um aus ihnen Wörter und Phrasen für das latein Sprechen und Schreiben zu sammeln, ohne sich sonderlich um den Inhalt zu bekümmern.

So fanden wir die Tendenz der Schulen bei den Protestanten wie bei den Jesuiten; Trotzendorf und Sturm, die Württemberger und Sachsen stimmen hierin mit dem Jesuitengeneral Claudius von Aquaviva überein.

1) Eisenbach Beschreib. von Tübingen, 523. Ueber der Thür des wittenberger anatomischen Theaters, wo man auch Hingerichtete secierte, stand die Inschrift:

Qui vivi nocuere mali, post funera prosunt,
Et petit ex ipsa commoda morte salus. 1686.

Grohmann 2, 96. Nach Eisenbach kaufte man auch einen Beinmann (Skelett) damals um 50 Goldstücke.

2) Grohmann 2, 90. Schon im Jahre 1615 verurtheilte die Universität Wittenberg einen Duellanten zu 300 Gulden Strafe, in Hoffnung, mit dem Gelde einen botanischen Garten anzulegen; allein der Student konnte nicht zahlen.

3) Grohmann 2, 97. Eisenbach 540.

Doch regte sich schon in dem freier gebildeten Erasmus etwas, das jener allgemeinen Tendenz nicht entsprach; ich möchte es einen verbalen Realismus nennen. Diesen wollen wir zuerst ins Auge fassen, damit sich weiterhin sein Unterschied vom realen Realismus klarer herausstelle.

Erasmus verlangte nämlich — man sollte freilich meinen, das verstehe sich von selbst — daß der Grammaticus (oder Philolog) manches lernen müsse, demohne er in unzähligen Fällen die Klassiker zu verstehen gar nicht im Stande sei. Dahin rechnete er z. B. Geometrie, Arithmetik, Naturkunde. Keinesweges forderte er: der Grammatiker solle in allen diesen Disciplinen ein Virtuos sein, wohl aber: er solle sie nicht völlig ignorieren.

Wie in so vielen gelehrten Bestrebungen und Leistungen schloß sich Melanchthon auch in dieser Hinsicht an Erasmus an. Wir sahen, daß er sich schon in Tübingen keinesweges bloß mit philologischen Studien begnügte, sondern nach universellen Kenntnissen strebte, Physik, Mathematik, Astronomie, Geschichte, Medicin studierte, und wie er dieser universellen Richtung zeitlebens getreu blieb.

In welchem Sinne er nun alle diese Disciplinen, besonders die naturwissenschaftlichen, studierte, darüber spricht er sich öfters aus. So in der Dedication seiner Physik, welche an den Nordhäuser Bürgermeister Meienburg gerichtet ist. „Obgleich, sagt er, die Natur der Dinge nicht ganz durchschaut und die Ursachen der wunderbaren Werke Gottes nicht eher verstanden werden können, bis wir den Rathschluß des ewigen Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes selbst vernehmen, so ist doch auch in dieser unserer Finsternis jedes Anschauen und jede Betrachtung der Ordnung so schöner Creaturen ein Zugang zur Erkenntnis Gottes und zur Tugend, damit auch wir Ordnung und Maß in all unserm Thun lieben und bewahren lernen. — Da offenbar die Menschen von Gott zur Betrachtung der Natur begabt worden, so müssen wir die Lehre von den Elementen, dem Gesetz, den Bewegungen und Qualitäten oder Kräften der Körper lieben und pflegen.“ Die Ungewißheit über so vieles in der Natur, sagt Melanchthon weiter, dürfe uns nicht vom Forschen zurückschrecken, sei es doch Gottes Wille, daß wir in der Schöpfung seiner Spur folgen sollen. „Bereiten wir uns auch vor, fährt er fort, auf jene ewige Akademie, da wir die Physik lückenlos erlernen werden, wenn uns des Baues Meister selbst das Vorbild der Welt zeigen wird.“[1]

Manche, sagt er weiter, dürften diese aristotelischen Anfänge verlachen, sie seien aber die Anfänge einer auszubildenden Physik. Wären wir auch begabter, so müßte das Lehren doch mit kleinen Anfängen beginnen. Auf solche einfache Weise möchte einst Adam seinem Abel Physik gelehrt, ihm den Himmel,

1) Praeparemus etiam nos ad illam aeternam Academiam, in qua integram physicen discemus, cum ideam mundi nobis architectus monstrabit. Die Stelle erinnert zugleich an Plato und an das Vorbild der Stiftshütte, welches der Herr dem Moses auf dem Sinai zeigte. 2 Mos. 25, 9. 40. Ebr. 8, 5 ꝛc.

die Sterne, Land und Waſſer gezeigt, die Eintheilung der Zeiten beigebracht und ihn überall auf Gott den Schöpfer hingewieſen haben.

Er ermahnt weiterhin die Lernenden, mit verſtändiger Auswahl die beſten Schriftſteller über Phyſik zu leſen, Streit zu vermeiden und ſich eines treffenden lateiniſchen Ausdrucks zu bedienen. „Denn, ſagt er, wer ſich befleißigt, richtig zu ſprechen, der faßt auch wohl die bekannten Dinge ins Auge. Macht man dagegen neue Worte, ſo gehn damit reale Neuerungen Hand in Hand, wie in den Schriften des Scotus und ähnlicher Leute nicht bloß die Redweiſe corrupt iſt, ſondern auch Schatten der Dinge oder Träume ausgeheckt und mit neuen Namen benannt worden ſind.“

Nun erzählt Melanchthon, wie er mit Paul Eber ſich zuſammengethan und aus Ariſtoteles dieſes Lehrbuch der Phyſik entworfen.[1] Dann ermahnt er noch, auf rechtem Wege die Wahrheit zu ſuchen, es nicht für genial zu halten, mit blendenden Meinungen ein Spiel zu treiben, ſondern vielmehr in der Wahrheit Befriedigung zu finden. Die Wiſſenſchaft müſſe aufs Leben angewendet werden. Auch der Kirche frommten dieſe phyſikaliſchen Studien, wenn z. B. öfters von der Ordnung der Schöpfung geſprochen werde, aber auch von der Störung dieſer Ordnung und den Uebeln, welche dem Abfalle der Menſchen von Gott folgten. Bei Ausarbeitung der Pſychologie, in welcher Melanchthon von der ganzen Natur des Menſchen handelt, wünſcht er ſich mit Nürnberger Aerzten beſprechen zu können und bittet den berühmten Leonhard Fuchs, ihm Mittheilungen über Anatomie, Temperamente ꝛc. zu machen.[2] — Seine Liebe zur Aſtronomie ſpricht Melanchthon in der Vorrede zu des Johannes von Sacrobuſto Buch von der Sphäre aus.[3] Er lobt dasſelbe als vorzüglich zum Schulgebrauch, weil der Verfaſſer es verſtanden, aus der großen aſtronomiſchen Maſſe das Weſentlichſte und Einfachſte auszuwählen. Dann preiſt er das aſtronomiſche Studium und billigt Platos Wort: dem Menſchen ſeien die Augen um der Aſtronomie willen gegeben. Schienen doch die Augen ſelbſt eine Verwandtſchaft mit den Sternen zu haben.[4] Beſonders predige die geſetzliche Ordnung der Sternwelt Gott. Philoſophen, welche die Aſtronomie verachtet, ſeien Atheiſten geweſen und Leugner der Unſterblichkeit.[5] — Die heilige Schrift und das Leben verlange aſtronomiſches Studium. Was würde aus den

1) Von Paul Eber haben wir noch eine oratio de doctrina physica. Declam. 2, 8.

2) C. Ref. 2, 718. 878.

3) „Johannis de Sacrobusto libellus de sphaera. Cum praefatione Melanchthonis. 1531.“

4) Ac mihi quidem oculi ipsi cognationem vel maximam cum sideribus habere videntur. Aehnlich ſagt der Dichter: Ad sidera mittit *Sidereos* oculos, propiusque adspexit, Olympum. So auch Goethe:

Wär nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne konnt' es nie erblicken.

5) Wie anders in unſerer Zeit! Ließ ſich doch der franzöſiſche Aſtronom Lalande förmlich in eine Liſte von Atheiſten aufnehmen!

mit. Während ſeines dortigen Aufenthalts ſtarb der Vater und hinterließ ihm nur ein mäßiges Vermögen, da er mit vier Brüdern theilen mußte. Erſt ſpäter erbte er von ſeinem Bruder Anton ein Gut.

Nach England zurückgekehrt, legte er ſich mit Eifer auf das Rechtsſtudium und wurde bald von Eliſabeth zu Rathe gezogen, jedoch nicht zu höhern Ehrenſtellen befördert. Dieß ward ihm erſt durch Jakob I. zu Theil, der ihn zur hohen Würde eines Kanzlers von England erhob, auch zum Baro Verulamius und Vice Comes Sancti Albani.

Er heiratete die reiche Tochter des londner Alderman Barnham, von welcher er jedoch keine Kinder erhielt.

Sechs Jahre vor ſeinem Ende ward er ſeiner Stellen entſetzt;[1] daß er dieß verſchuldet hatte, iſt leider nur zu klar. Er ward überwieſen, daß er ſich in ſeinem hohen Richteramt hatte beſtechen laſſen; Jacob I. konnte dieß über ihn ausgeſprochene Verdammungsurtheil nur mildern; vergeblich ſuchte Baco, durch Briefe voller Schmeicheleien, wieder Einfluß zu gewinnen. —

Es ſchmerzt uns wahrhaft, wenn ein Mann von den ausgezeichnetſten Geiſtesgaben, in ſittlicher Hinſicht ſo tief fällt. Zuweilen will es ſcheinen, als wenn durch Ueberſpannung der intellectuellen Kraft die ſittliche leide, vor aller geiſtigen Arbeit keine Zeit zu Heiligungsgedanken und Kämpfen, ja zuletzt keine Kraft und Fähigkeit dazu bleibe, weil eben jene geiſtige Arbeit den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt. —

Der Wiſſenſchaft ſind freilich die letzten Lebensjahre Bacos zu Gute gekommen, da er ſich, des Staatsdienſtes enthoben, ihr ganz widmen konnte. —

Er ſtarb den 9. April 1626 im 66ſten Jahre ſeines Alters. — Baco war nur 3 Jahre älter als Shakſpeare, den er um 10 Jahre überlebte. Es dürften ſelten zwei ſo gewaltige Männer zu gleicher Zeit und am gleichen Ort gelebt haben, Männer von ſo großen und ſo entgegengeſetzten Gaben. War es doch, als ſei die Proſa in Baco, die Poeſie in Shakſpeare perſonifiziert aufgetreten: der eminenteſte, nüchternſte, kritiſierende und ordnende Verſtand, und die ſchöpferiſchſte Phantaſie. Der Dichter zeigt freilich zugleich den klarſten Verſtand und die durchdringendſte ethiſch pſychologiſche Einſicht; ſchwerlich aber dürfte man bei Baco Spuren eines dichteriſchen Schönheitsſinnes nachweiſen. Beide Männer hatten das mit einander gemein, daß ſie von den Einen in den Himmel erhoben, von den Andern tief herabgeſetzt wurden. In wie fern dem Baco Gerechtigkeit widerfuhr, werden wir ſpäter ſehen. —

1) Officiis suis remotus, ſagt Bacos Lebensbeſchreiber, welcher vergebens deſſen Ruf retten will. Er ward verklagt von den Parteien Geld genommen zu haben, und ſagte zuletzt ſelbſt im Parlament: I find matter sufficient and full, both to move me to desert my defense, and to move Your Lordships to condemn and censure me. — Pecuniam sine modo, sine judicio dissipavit. Non potest dici satis, quantum in illo vanitatis, quantum iniquitatis fuit ſagt Johnſton. Raumer, Geſchichte Europas 4, 258.

Auch des dritten großen Zeitgenossen muß ich erwähnen, der mit Shakspeare und Baco in demselben Decennium (1571) geboren, wie sie zu den größten Menschen gehört, welche je gelebt: ich meine Keppler.

Wie merkwürdig verschieden ist aber das Wechselverhältnis dieser drei, von dem innigen Lebens- und Liebesbande zwischen Luther und Melanchthon. Es ist als hätten jene drei so gut als nicht für einander existiert. Baco, ungeachtet der Universaltiät seiner Schriften, erwähnt den Shakspeare nirgends; er handelt von der dramatischen Poesie[1], aber nicht vom größten Dramatiker aller Zeiten, der mit ihm in derselben Stadt lebte. Eben so spricht Baco öfters von Astronomie, nennt Kopernicus und Galilei,[2] aber nicht Keppler. Und doch war ihm dieser gewiß bekannt, da derselbe im Jahre 1618 sein großes Werk: Harmonice mundi, demselben König Jakob I. dedicierte, welchen Baco als seinen großen Beschützer und als einen zweiten Salomo verehrte, wie er dieses wiederholt in verschiedenen Dedicationen ausspricht.[3] —

Bacos Werke sind theils einzeln, theils in Gesammtausgaben erschienen, und haben wiederholte Auflagen erlebt.[4] Vieles steht nicht mit unsrer Geschichte in Bezug, so seine Staatsreden, die Sermones fideles, die Historia regni Henrici VII. u. a. Dagegen sind die eigentlich philosophischen Werke für die Pädagogik von der größten Wichtigkeit, wiewohl dieß auf den ersten Blick nicht so erscheint. Was Baco direct über Pädagogik sagt, ist verhältnismäßig unbedeutend, sein indirecter Einfluß auf dieselbe, welchen er als Begründer des methodischen, realen Realismus hatte, ist unberechenbar, wenn auch nicht immer unmittelbar nachzuweisen. Der Leser wundre sich daher nicht, wenn es im Folgenden zuweilen scheint, als verlöre ich das eigentlich Pädagogische aus den Augen.

Wir haben von Baco einen Ueberblick des großen philosophischen Werks, welches er zu schreiben willens war und theilweise wirklich herausgab. Instauratio magna sollte das Werk heißen und in 6 Theile zerfallen.

Der erste Theil war eine Encyklopädie alles menschlichen Wissens, Altes und Neues. Hier wollte er besonders auf Lücken aufmerksam machen und neue Aufgaben stellen. Diesen Theil besitzen wir, er ist das bekannteste, in 9 Bücher getheilte Werk Bacos: De dignitate et augmentis scientiarum. Einzelnes ist ausgearbeitet, anderes nur mehr oder minder genau ausgeführte Disposition.

1) De Augmentis sc. 2, cap. 13, pag. 60.

2) Baco erwähnt aber die unsterblichen Entdeckungen Galileis so wenig als die Kepplerschen. Mit Shakespeare in demselben Jahre (1564) geboren, schließt Galilei sich ebenbürtig an diesen, wie an Baco und Keppler an.

3) Folgende Stelle: de Augm. 4, 6, pag. 97 dürfte auf die Harmonice anspielen: Arithmetica illa Pythagorica et mystica quae ex Proclo et reliquiis quibusdam Euclidis coepit instaurari, expatiatio quaedam speculationis est. Aus Proclus Commentar über Euclides sind selbst die Mottos von vier Büchern der Harmonice entnommen.

4) Ich besitze und citiere: Francisci Baconis Opera omnia. Lipsiae 1694. Ein Foliant von 1584 Columnen.

Den zweiten Theil der Instauratio magna gab Baco unterm Titel: Novum Organum sive Judicia vera de interpretatione Naturae in zwei Theilen heraus. Er arbeitete viele Jahre an diesem Werke; bei seinem Tode fand man 12 verschiedene Umarbeitungen desselben vor.[1] Es sind höchst tiefsinnige neue Gedanken möglichst adäquat und verständlich in Aphorismen ausgesprochen; jedes Wort ist erwogen.[2]

Der dritte Theil der Instauratio sollte Phaenomena universi enthalten, eine Sammlung physikalischer und naturgeschichtlicher Thatsachen sein; einiges ward von Baco ausgearbeitet.[3] Der vierte Theil war bestimmt, Beispiele aufzustellen, wie man suchen und finden solle, im fünften Theile wollte er einzelne Vorläufer seiner neuen Philosophie geben, welche in ihrer Vollständigkeit den sechsten Theil bilden sollte.[4]

Wir haben es hier vorzugsweise mit den vollendetsten Werken Bacos, dem De Augmentis scientiarum und dem Novum Organum zu thun. Wollen wir Baco nun richtig würdigen, so müssen wir noch einmal den wissenschaftlichen Charakter seiner Zeit und der ihr vorangehenden Jahrhunderte betrachten.

Wir sahen, daß in jenen Jahrhunderten allein das Wort in Büchern, Disputationen und Declamationen regierte, daß denkende Menschen nur Sinn und Empfänglichkeit für die Rede hatten und nur durch und auf die Rede ihre Wissenschaft bauten. Für die Schöpfung war der Sinn verschlossen, für eine unmittelbare, selbsteigene Betrachtung derselben. Als Zauberer wurde ein genialer Mann im Mittelalter betrachtet, ja als Zauberer verklagt, weil er sich nicht zum Aristoteles wandte, um sich von ihm über die Natur berichten zu lassen, sondern unmittelbar an die Natur, so daß er diese selbst befragte. Der Mann war der Franziskaner Roger Baco, ein würdiger Vorgänger von Franz Baco.[5] Nicht mit dem Hergebrachten und Angewöhnten dürfe man sich begnügen, behauptete er. Durch das Argument und durch die Erfahrung gelange man zur Kenntnis; aber nur die Erfahrung führe zu beruhigender Gewißheit, solche Empirie sei jedoch den meisten Studierenden völlig unbekannt. — Daß Roger Baco nicht über die Empirie wie der Blinde von den Farben sprach, das beweisen seine merkwürdigen vorauseilenden unzweideutigen Aeußerungen über Brillen, Ferngläser[6]

1) Auch hier zeigt sich ein Gegensatz mit Shakspeare, dem Ben Jonson vorwarf: er schreibe seine Stücke nur so hin, ohne je ein Wort auszustreichen.

2) Mehrere andere Schriften waren Vor-, Mit- und Nachläufer des Novum Organum, so die Cogitata et visa, pag. 577 die Aphorismi et consilia de auxiliis mentis. (pag 733.)

3) Unterm Titel: Historia naturalis et experimentalis pag. 437. Dahin die historia ventorum etc. etc.

4) Ein Fragment des 4ten Theils ist die scala intellectus (p. 709), die prodromi sive anticipationes philosophiae secundae (p 711) gehörten dem 5ten Theile, der 6te fehlt ganz.

5) In dem „das Mittelalter" überschriebenen Kapitel ward Roger Baco (1214 — 1294 schon erwähnt.

6) Vgl. Montucla Thl. 3, Buch 1. und Gothe Bd. 53, 92. Was Roger Baco von *Franz Baco vorzüglich* unterschied, war eine große Vorliebe für Mathematik, welche er, wie

und Schießpulver. — Aber Roger ſtand in ſeiner Zeit wie ein einſamer Prediger in der Wüſte, eben deshalb ward er als Zauberer angeſtaunt und verklagt. —

Was ſich voreilend, weiſſagend in Roger Baco regte, das entwickelte ſich zu verſtändiger Klarheit erſt 300 Jahre ſpäter in Franz Baco.[1] So wie Luther gegen eine Maſſe menſchlicher Traditionen auftrat, durch welche die Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift entſtellt, überdeckt und für Unzählige in Vergeſſenheit gerathen war,[2] ſo trat Baco gegen die Traditionen und Menſchenſatzungen auf, welche die Offenbarung Gottes in der Schöpfung verdunkelten. Die Menſchen ſollten forthin nicht mehr willkührliche und träumeriſche Auslegung beider Offenbarungen, ſondern dieſe Offenbarungen ſelbſt leſen.

Baco ſah auch, daß ſich die tüchtigſten Geiſter ganz von der Natur ab- und ſolchen Objecten zugewendet, deren Lebenselement einzig die Rede iſt; er fand, daß ſie ſich beſonders in dialektiſchen Subtilitäten aufrieben. Er ſah, wie man auch zu ſeiner Zeit die Phyſik des Ariſtoteles oder ſeiner Nachfolger ſtudierte, aber nicht die Natur. Man las in Büchern, was die Autoren von Steinen, Pflanzen, Thieren u. ſ. w. erzählten, aber mit *eigenen* Augen dieſe Steine, Pflanzen und Thiere zu unterſuchen, kam keinem in den Sinn. Und ſo mußte man ſich der Autorität jener Autoren auf Gnade und Ungnade ergeben, da man nicht entfernt daran dachte, eine kritiſche Probe ihrer Beſchreibungen und Erzählungen durch eigene unmittelbare Erfahrung zu machen. Eine ſolche Probe war aber um ſo nöthiger, weil jene Autoren meiſt ſelbſt nur aus der dritten, vierten Hand hatten, was ſie mittheilten. Es iſt unglaublich, welch eine Maſſe von Fabelhaftem und Unwahrem ſich dadurch in naturwiſſenſchaftlichen Büchern, beſonders des Mittelalters, aufhäufte, welche Ungeheuer z. B. ihre Zoologie aufführte, welche unſinnige Wunderkräfte ſie den Steinen beilegten u. ſ. w.[3] — Enthielten aber auch jene, von der Natur handelnden Bücher manches Wahre, ſo leuchtete doch ein, daß an ein Fortſchreiten in der Naturkunde nie zu denken

Goethe ſagt, als „den Hauptſchlüſſel aller wiſſenſchaftlichen Verborgenheiten“ anſah. Rogers „Opus majus“ an Pabſt Clemens IV. gerichtet, erſchien zu London 1733. In dieſem findet ſich die Theorie des Teleſkops.

1) Sollte denn Roger nicht auf Franz eingewirkt haben? Ich finde jenen freilich nur einmal von dieſem erwähnt. Sylva Sylvarum Centuria 8. 762. Jam a longo tempore apud Oxonienses fama tenet, Monachum Rogerium Baconium inter binos duorum templorum obeliscos transivisse per aërem, quod vitrorum ope tum credebatur factum, cum tamen terrae inambularet.

2) Luther ſah auch, wie Baco, im geiſtigen Beherrſcher des Mittelalters, im Ariſtoteles den Verderber und bekämpfte ihn ſehr heftig. Anders Melanchthon.

3) Vgl. z. B. Jacob. de Vitriaco, Marbodaeus u. a. Haben doch Conrad Gesner und Aldrovandus noch eine Menge traditioneller Monſtra in ihre Zoologieen aufgenommen, ja abbilden laſſen.

war, ſo lange man ſich mit dem begnügte, was ſie enthielten, und begnügen mußte, weil man ſich eben nicht an die Quelle, an die Natur ſelbſt wandte. —

Von einem unwürdigen ſclaviſchen Nachbeten und Nachtreten der Autoren, meiſt unzuverläſſiger Autoren, wollte nun Baco die Menſchen dadurch befreien, daß er ſie zur unmittelbaren Betrachtung der Schöpfung aufforderte und an eine Wahrheit verwies, der ſie ſich mit Ehren in Demuth unterwerfen könnten und müßten. Unterwürfen ſie ſich dieſer, ſo würde ihnen zugleich Erkenntnis der Natur und Herrſchaft über dieſelbe zum Lohn werden. „Wir büßen, ſagt er, die Sünde unſerer erſten Aeltern und ahmen ſie nach. Sie wollten Gott gleich ſein: wir ihre Nachkommen, wollen das in noch höherem Grade, denn wir ſchaffen Welten, ſchreiben der Natur vor, herrſchen und verlangen, daß ſich Alles ſo verhalte, wie es mit unſerer Thorheit, nicht wie es mit der göttlichen Weisheit harmoniert und in Wirklichkeit iſt. Ich weiß nicht, ob wir den Dingen mehr Gewalt anthun oder den Köpfen. Den Geſchöpfen und Werken Gottes drücken wir ohne weiteres die Siegel unſres Ebenbildes auf, ſtatt die Siegel des Schöpfers ſorgfältig zu betrachten und anzuerkennen. Daher haben wir verdientermaßen zum zweitenmale die Herrſchaft über die Kreaturen verloren. Denn da wir nach dem Falle doch noch einige Macht über die widerſtrebenden Geſchöpfe behielten, inſofern wir ſie durch ächte und ſolide Künſte unterwerfen und regieren konnten, ſo verlieren wir großentheils auch dieſe durch unſre Anmaßung, weil wir Gott gleich ſein und nur den Ausſprüchen unſerer eigenen Vernunft folgen wollen. Haben die Menſchen nur noch einige Demuth gegen ihren Schöpfer, einige Ehrfurcht und Bewunderung ſeiner Werke, einige Liebe gegen ihre Mitmenſchen und Sehnſucht, ihre Nöthen und Mühſeligkeiten zu erleichtern; haben ſie Liebe zum Wahren in natürlichen Dingen, Haß gegen Finſternis, Sehnſucht nach einem gereinigten Verſtande, ſo bitten wir ſie inſtändigſt, jene leichtfertigen und verkehrten Philoſophieen fahren zu laſſen, welche Theſen allen Hypotheſen voranſtellen, die Erfahrung gefangen führen und über die Wrke Gottes triumphieren. Mögen die Menſchen demüthig und mit Ehrfurecht das Buch der Kreaturen aufſchlagen, in dasſelbe ausdauernd ſich vertiefen und gewaſchen und rein von Meinungen, keuſch und mit ganzer Seele ſich einleben mit dem Buche. Das iſt die Rede und Zunge, welche an alle Enden der Erde ausgegangen, ungeirrt durch Babels Verwirrung; die Sprache mögen die Menſchen erlernen, und vergnügt werden wie die Kinder, es nicht verſchmähen, das Abc jener Sprache zu treiben."[1] „Es handelt ſich, ſagt er an einer andern Stelle,[2] nicht etwa nur um eine contemplative Ergötzung, ſondern um die Angelegenheiten und das Glück der Menſchen, ja um ihre Wirkensmacht. Denn der Menſch, ein Diener und Ausleger der Natur, wirkt und erkennt in dem Maße, als er die Naturordnung durch Experiment wirkend, oder durch Beobachtung erfahren hat; mehr weiß und

1) Historia naturalis 438.

2) Instaurationis magnae distributio.

vermag er nicht. Denn keine Kräfte vermögen die Kette der Urſachen aufzulöſen oder zu zerbrechen, noch wird die Natur anders als durch Gehorſam beſiegt. Daher fallen die doppelten Beſtrebungen des Menſchen — nach Wiſſen und nach Macht — wahrhaft zuſammen, und Unkenntnis der Urſachen iſt meiſt Grund, daß die Experimente (Werke) nicht gerathen."

„Alles kommt darauf an, fährt er fort, daß wir die Augen des Geiſtes nie von den Dingen ſelbſt wegwenden und ihre Bilder, ganz ſo wie ſie ſind, in uns aufnehmen. Gott verhüte, daß wir ein Traumbild unſerer Phantaſie für das Abbild der Welt ausgeben, er möge uns vielmehr gnädig ſeinen Segen ſchenken, um eine Enthüllung und ein wahrhaftes Schauen der Spuren und Siegel, die er ſeinen Geſchöpfen aufgedrückt, niederzuſchreiben." — An einem andern Orte fordert Baco die Menſchen auf, erlernte und ererbte Anſichten eine Zeit lang ganz aufzugeben und ſich, wie neugeborne Kinder, mit klaren Sinnen der Betrachtung der Schöpfung zuzuwenden.[1] Vom Reiche der Naturwiſſenſchaft, ſagt er, gelte dasſelbe, was vom Himmelreich: wir müſſen Kinder werden um hineinzukommen. Der unmittelbare geiſtesgegenwärtige, innige Verkehr des Menſchen mit der Schöpfung müſſe wieder hergeſtellt werden, an die Stelle jenes, durch verdrehende und verdunkelnde Naturſchreiber, Erzähler und Ausleger vermittelten.[2] Von einem klaren, wahren, ſinnlichen Auffaſſen der Kreaturen, Qualitäten, Kraftäußerungen ꝛc. ꝛc., müſſe der Naturforſcher Schritt vor Schritt, nicht ſprungweiſe, zu Axiomen, zur Einſicht und zum Ausſprechen von Naturgeſetzen und Ordnungen aufſteigen. Baco verſpricht den Weg zu bahnen, eine ſichere Methode aufzuſtellen; es iſt die Methode der Induction. Durch Hülfe dieſer Methode zur Einſicht in den Cauſalnexus gelangt, findet man, nach ihm, mit dieſer Einſicht auch die Regel, wie auf die Natur zu wirken ſei.[3]

Die Naturphiloſophie, ſagt er an einer andern Stelle, ſei entweder ſpeculativ oder operativ, jene erforſche die Urſachen, dieſe dagegen bringe Wirkungen hervor. Wiederum theile ſich die ſpeculative Naturphiloſophie in Phyſik und Metaphyſik. Die Naturgeſchichte ſammle nur Thatſachen für die Phyſik; dieſe unterſuche die Urſachen, aber nur an vereinzelten Materien. Z. B. frage ſie: warum der Schnee weiß ſei; Metaphyſik aber frage nach der abſoluten Natur des Weißen, indem ſie dasſelbe nicht nur am Schnee, ſondern auch an Kreide, Silber, Lilien u. ſ. w. betrachte.[4]

1) Nov. Org. I. Aphor. 31. 36. 74. 97.

2) Omni ope connitendum existimavit, si quo modo commercium istud mentis et rerum restitui posset in integrum aut saltem in melius deduci.

3) Scientia et potentia humana in idem coincidunt, quod in contemplatione instar causae est, id in operatione instar regulae est.

4) Baco unterſcheidet eine Physica de concretis, welche beſtimmte Subſtanzen nach allen ihren Accidenzen betrachte, und eine Physica de naturis, welche ein Accidenz durch die Subſtanzen verfolgt, denen es zukommt. Ich kann z. B. die Subſtanzen, Löwe, Eiche, Eiſen definiren, von jeder die Summe ihrer Accidenzen angeben. Oder ich kann ein Accidenz, eine

So gelange zuletzt die Metaphysik zur Erkenntnis der wesentlichen Formen, oder wahren Differenzen, ähnlich den platonischen Ideen.[1] Diese Formen seien das Ziel der Wissenschaft. — Die Physik führe nun durch Einsicht in die nächsten Ursachen zur Mechanik, aber die Metaphysik, indem sie bis zu den Formen eindringe, führe zur Magie. Mechanik und Magie entsprächen auf Seiten des Operativen den theoretischen Disciplinen der Physik und Metaphysik. Kenntnis der verborgenen Formen befähige zu bewundernswürdigem Wirken.[2]

Die Wissenschaft vergleicht Baco einer Pyramide, deren Basis Geschichte und Erfahrung: auf diesen ruhe zunächst Physik, welcher die praktische Mechanik zugetheilt ist, auf der Physik die Metaphysik mit der Magie; die Spitze der Pyramide sei der schaffende Gott. Ob der Mensch bis zu ihm emporsteigen könne, sei zweifelhaft.[3]

Dieß ist die positive Seite der Baconischen Naturphilosophie im allgemeinsten Umriß. Auf solche Weise steigt sie empor: von der sinnlichen Wahrnehmung beginnend, findet sie durch Induction höhere und höhere Axiome, zuletzt die wesentlichen Formen, und mit der Einsicht steigt Intensität und Umfang des Wirkens.[4]

Eigenschaft, z. B. die gelbe Farbe, zu Grunde legen, und fragen: welchen Substanzen sie zukomme — dem Golde, den Ranunkeln ꝛc. ꝛc. Aus Vergleichung vieler gelben Dinge will Baco das Wesen des Gelben, aus Vergleichung vieler schweren, ductilen ꝛc. ꝛc. das Wesen des Schweren und Ductilen erkennen, durch welche Erkenntnis er, seltsamer Weise, glaubt in den Stand gesetzt zu werden, das gelbe, schwere, ductile ꝛc. ꝛc. Gold hervorzubringen. Accidenzen behandelt er als Substanzen. —

1) Plato verfehle es nur, da er die Formen ganz von der Materie los mache und theologisiere. Es führt dieß in die früheren Grundsätze des Nominalismus und Realismus.

2) Quantität, bemerkt Baco, ist die abstracteste, von der Materie trennbarste Form, sie ist der Gegenstand der Mathematik, welche er daher als Theil der Metaphysik, dieser Wissenschaft der Formen, aufstellt. (De augm. 4, 6, pag. 96). Uebereinstimmend sagt er: Mathematica quae Philosophiam naturalem terminare, non generare aut procreare debet. Von sinnlicher Erfahrung steigt die Naturphilosophie zum Geistigsten auf.

3) Nämlich auf dem Wege der Philosophia naturalis. Baco sagt: keine menschliche Kraft könne die Kette der Ursachen durchbrechen, die Natur werde nur durch Gehorsam besiegt. So bekennt er, daß die Erkenntnis der essentiellen Formen und die aus dieser Erkenntnis stammende Magie, das Höchste, wohin der Mensch es wissenschaftlich bringen kann, keine absolute, göttliche Erkenntnis und Wirksamkeit sei. Denn Gott ist nicht durch die Kette der Ursachen in seinem Wirken gebunden, durch das Naturgesetz, darum kann nur er Wunder wirken, und nur die können es, denen ers verleiht. Hiernach ist der Begriff des Wunders zu bestimmen. Natura non nisi parendo vincitur, gilt vom Menschen, nicht vom allmächtigen Schöpfer und Herrn.

4) Der stete Hinblick aufs Wirken erklärt es, warum Baco weniger eine unthätige, nur receptive Betrachtung der Creaturen mochte, immer aufs Experimentieren dachte, durch welches er auch bis ins Wesen (die Formen der Qualitäten) einzudringen hoffte. Ja gewissermaßen schien er durch das Experiment eine absolute — von der menschlichen Individualität nicht alterierte — Erkenntnis zu erstreben. Nov. Org. 1. Aphor. Sensus enim per se res infirma

Baco ſah aber wohl, daß ſeiner neuen Philoſophie vieles im Wege ſtehe, und er vor Allem die Tenne fegen müſſe. Dieſe Polemik nimmt einen großen Theil des Novum Organum ein.

Idola und falſche Begriffe, ſagt er da, beherrſchen den menſchlichen Verſtand dermaßen, daß man ſie vor allem Aufſtellen poſitiver Wahrheit abfertigen und gegen ſie warnen müſſe.[1] Es ſind nun vier Arten Idole.

1) Idola tribus, d. i. generiſche, der Menſchennatur im Allgemeinen eigenthümliche.

3) Idola specus, Idole des Einzelnen, in ſeiner beſondern Eigenthümlichkeit gegründete.

3) Idola fori, ſolche welche aus Verhältniſſen des Lebens, aus dem Zuſammenleben der Menſchen, und

4) Idola theatri, ſolche die von den nach einander auftretenden und von der Bühne wieder abtretenden philoſophiſchen Schulen ſtammen.[2]

Ich will einiges aus dieſer Charakteriſtik der Idole und der Polemik gegen ſie mittheilen, was für den Pädagogen mittelbar oder unmittelbar Intereſſe hat. Der menſchliche Sinn, ſagt Baco, iſt nicht das Maß der Dinge. Alle Wahrnehmungen des Sinnes wie des Geiſtes ſind dem Weſen des Menſchen, nicht dem des Weltalls entſprechend. Der menſchliche Verſtand verhält ſich zu den Strahlen der Dinge wie ein unebener Spiegel, welcher ſeine Natur mit der Natur der Dinge vermiſcht und dieſelben verzerrt und färbt. —

Baco leugnet hiermit das abſolute Erkennen der Dinge, ein Erkennen, das ihrem Weſen bis auf den Grund kommt, ein adäquates, wie nur Gott die Dinge erkennt. Unſer Augenpunkt iſt nicht im Centrum.[3] Baco berührt es nicht, daß dieſe Anſicht im engſten Verhältnis zur Lehre vom Sündenfall ſtehe und von der Art und dem Maß menſchlichen Wiſſens ſeit dieſem Falle. Iſt nämlich das dem Menſchen mögliche Wiſſen wahrhaft gründlich, ſo dringt es doch nur bis zu einer Grenze, jenſeits welcher das Geheimnis des verborgenen Gottes. Dieß Geheimnis kann der Menſch nur ahnen und glauben, nicht ergründen.

Der[4] menſchliche Verſtand, ſagt Baco weiter, legt den Dingen gern eine

est et aberrans, neque organa ad amplificandos sensus aut acuendos multum valent; sed omnis verior interpretatio naturae conflicitur per instantias et experimenta idonea et apposita, ubi Sensus de experimento tantum, Experimentum de natura et re ipsa judicat.

1) Nov. Org. 1, Aphor. 38. Den Namen Idole behalte ich bei; „Täuſchungen" drückt Bacos Begriff nicht treffend aus. Götzendienſt muß ausgefegt werden, damit der rechte gereinigte Cultus der Wiſſenſchaft Platz gewinnen könne. Doch iſt nicht alles was Baco unter Idola begreift, unter den Begriff: Götzendienſt zu bringen.

2) Ib. Aph. 39—44.

3) Ib. Aph. 41. Welcher Aphorismus ſehr an Kants Dinge an ſich erinnert.

4) Ib. Aph. 45.

größere Gleichheit und Ordnung unter, als er wirklich findet. Derselbe,[1] bemerkt Baco an einer andern Stelle, hat keine ungetrübte Sehkraft, sondern Wille und Neigungen haben Einfluß auf ihn. Der Mensch verwirft das Schwere aus Mangel an Geduld zum Untersuchen, das Nüchterne, weil es die Hoffnung beengt u. s. w. Wie anwendbar ist dieß in der Erziehung, wie viel kömmt nicht beim Unterrichten auf eine richtige Einsicht in dieß Verhältnis des Willens zum Verstande an, auf Beachten von Neigung und Abneigung der Lehrlinge gegen bestimmte Lehrobjecte, wie muß nicht der Wille vom Gewissen belebt da aushelfen, wo die intellectuelle Gabe gering ist.

Einige Geister, sagt Baco,[2] verlieren sich ganz in Bewunderung des Alterthums, andere in Liebe und Anhänglichkeit am Neuen, wenige aber sind so gestimmt, daß sie Maß halten können, um weder das von den Alten gehörig Gegründete niederzureißen, noch auch das zu verachten, was von den Neuern Richtiges hinzugethan wird.

Auch diese Bemerkung ist für die Pädagogen zu beherzigen, besonders in unserer Zeit, da abgöttische Verehrung des Alten mit abgöttischer Verehrung des Neuen im heftigsten Kampfe ist.

Weiterhin bekämpft Baco die verschiedenen Philosophieen, welche zu verschiedenen Zeiten sich geltend machten. Die Bearbeiter der Wissenschaft, sagt er, waren entweder Empiriker oder Dogmatiker. Die Empiriker schleppen nur, nach Art der Ameise, Nutzens halber zusammen: die Rationalisten spinnen, nach Spinnen Weise, Fäden aus sich heraus: die Biene aber hält zwischen Beiden die Mitte, da sie den Garten- und Feldblumen den Stoff entnimmt, aber ihn durch eigene Kraft verwandelt und verdaut. Dem nicht unähnlich ist das ächte philosophische Kunstwirken, weil es weder allein oder vorzugsweise durch Geisteskraft hervorgebracht wird, noch auch den, von der Naturgeschichte und den Experimenten mitgetheilten Stoff roh in das Gedächtnis niederlegt, sondern vom Verstande verwandelt assimiliert.[3] Er erklärt sich ferner gegen die Tyrannei der Autoritäten, gegen den Wahn, es könne nichts Neues erfunden werden. Besonders straft er die Sünde als ein Verderben der Wissenschaft. Nicht aus reinem Triebe werde diese gepflegt, sondern aus Neugier oder Ehrgeiz und Sucht es andern zuvorzuthun, vorzüglich aus Gewinnsucht. Scharf züchtigt er die Lügner. Die Wissenschaft sei ja nichts anders als das Bild der Wahrheit, denn die Wahrheit des Seins und die Wahrheit des Erkennens seien eins, und von einander nicht mehr verschieden, als der directe und der reflectierte Strahl.[4]

Wichtig ist für uns Bacos vielfach angegriffener Angriff auf die Griechen.

1) Ib. Aph. 49.

2) Ib. Aph. 56.

3) Ib. Aph. 95. De augm. pag. 16—22.

4) Nam veritas essendi et veritas cognoscendi idem sunt, nec plus a se invicem differunt, quam radius directus et reflexus. De augm. p. 18.

Die Weisheit der Griechen, sagt er,[1] war redselig, verlor sich in Wortstreit, was sich mit dem Erforschen der Wahrheit am wenigsten verträgt. — Ihre Philosophen, selbst Plato und Aristoteles, sind, nach ihm, allzumal Sophisten; ältere schweigsamere und ernstere wie Empedocles, Anaxagoras ꝛc. ꝛc. ausgenommen. Sehr wahr sei der Ausspruch des ägyptischen Priesters: die Griechen sind stets Kinder und haben weder ein Alterthum der Wissenschaft noch eine Wissenschaft des Alterthums. Sie hätten, fährt Baco fort, das Eigene der Knaben, daß sie fertig zum Schwatzen aber unfähig zum Zeugen, eine Weisheit gehabt, die an Worten reich, aber arm an Werken gewesen.

Die Alten sind auch nicht die wahren Alten, sagt Baco in einem andern Fragment, wir vielmehr verdienen den Ehrennamen, wir leben in den alten Tagen, jene lebten in der Jugend der Welt.[2] Daher mangelten ihnen auch so viele unserer gegenwärtigen Kenntnisse; nur einen geringen Theil der Erde, nur eine kurze Zeit der Geschichte kannten sie, während wir die alte Welt in weit größerem Umfange kennen, einen neuen Welttheil entdeckt haben, und lange historische Zeiten überblicken.

Dieß ist die höchst antiphilologische Ansicht, gegen welche schon Bacos Zeitgenosse Bodley, zu unserer Zeit Goethe auftrat. Wie nachtheilig jene Ansicht auf unsere Bildung wirken könnte, fällt in die Augen, sie klingt wie eine Stimme aus der Vergangenheit, welche mit dem rohen Angriffe unserer beschränkten Realisten gegen das Studium der Alten harmoniert.

Es ist auch nicht möglich, den Baco hinsichtlich dieses Urtheils über das Alterthum ganz frei zu sprechen, doch muß man, um gerecht zu sein, seinen Augenpunkt wohl berücksichtigen. Naturphilosophie ist seine Philosophie, Kenntnis der Natur und durch diese Kenntnis Beherrschen derselben ist sein Ziel. Was haben die Alten hierin geleistet, frägt er, unbekümmert um Homer, Sophocles, Demosthenes nnd Phidias; und wie im Vorgefühl der kommenden Luftpumpen, Blitzableiter, Dampfmaschinen, der 78000 Thierspecies, der 78000 Pflanzenspecies,[3] unserer Zeit, im Vorgefühl dessen, was auf dem, von ihm gewiesenen Wege, für Naturkenntnis und Naturbeherrschung geleistet werden würde, blickt er auf die Alten von oben herab. Aber auch auf diesem Standpunkt hätte er freilich ihre Leistungen höher anschlagen sollen.

Ich will nur an die Bestimmungen der geographischen Länge und Breite, der Größe eines Erdmeridians, des Fortrückens der Nachtgleichen — an den großen Hipparch erinnern, an Archimedes und Apollonius von Pergä, an Hippokrates, an des Aristoteles Geschichte der Thiere, an Theophrasts Pflanzengarten, und wie vieles könnte ich noch nennen, um der Griechen Größe in der

1) Ib. Aph. 71.

2) Ib. Aph. 84.

3) Gegenwärtig (1856) rechnet man schon etwa 100,000 Pflanzenspecies und weit über 100,000 Thierspecies.

Gegen das Antigeniale der Baconiſchen Methode trat Goethe[1] mit Recht auf. Wenn ein tüchtiger Mann eine weſentliche Thatſache geiſtreich, tiefſinnig auffaßt, das in ihr geoffenbarte Geſetz erblickt und feſthält, ſo iſt das mehr werth, einflußreicher, umfaſſender, als wenn ein übernüchterner Arbeiter ſich methodiſch Jahre lang mit unzähligen zerſtreuten, minder weſentlichen Thatſachen abmüht, ohne eine derſelben bis auf den ihr inwohnenden Gedanken, bis auf das Weſen ihres Daſeins zu durchſchauen. Man denke, welch Licht dem Galilei beim Anblick eines ſchwingenden Kronleuchters aufgieng, ein Beweis, ſagt Goethe, daß dem Genie Ein Fall für tauſend gelte. Nach ihm kommt in der Wiſſenſchaft alles auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden deſſen, was eigentlich den Erſcheinungen zum Grunde liegt.

Sieht es doch aus, als wollte ich Bacos Inductionsmethode ganz fallen laſſen. Keineswegs. Nur gegen ſein Egaliſieren der Geiſter, gegen die Anſicht, als gebe es keinen andern Weg, zur Wiſſenſchaft zu gelangen, als den ſeinigen, muß aufgetreten werden.

Ja, Baco ſelbſt äußert ſich, in glücklicher Inconſequenz, hin und wieder ſo, daß er die ihm gemachten Vorwürfe entkräftet. So ſagt er: wenn ſich ein Mann mit reinem Sinne, unverwirrt durch traditionelle Vorurtheile, zur Betrachtung der Natur wendete, ſo bedürfe ein ſolcher ſeiner Methode gar nicht. — Jene Wunderleute Luthers ſind eben ſolche reine, ſinnige, begabte; Goethe ſelbſt gehört zu ihnen. Mit hellen, zart empfänglichen Sinnen, mit hingebender Liebe zur Natur ausgeſtattet, brauchte ihm freilich nicht geſagt zu werden: er ſolle doch die Augen aufthun und ſich umſchauen; ihm, dem Dichter des:

Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält,

brauchte man nicht erſt von einem connubio mentis et rerum zu ſprechen. Als ein Geſunder dürfte er daher den Arzt unterſchätzt haben. — Aber wie wenig ſind der Wunderleute, wie nöthig dürfte für die meiſten eine Methode ſein, welche „ungebundene Geiſter, die vergebens nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben", bände und in Zucht nähme, träge aber weckte und wach erhielte.

Auch hinſichtlich der Art Bacos ſeine Methode zu exemplificieren, wie in der historia ventorum, welche Goethe angriff, dürfte er durch den Standpunkt der Naturwiſſenſchaft ſeiner Zeit ſehr zu entſchuldigen ſein. Dem, was Goethe ſo ſchön über das Aperçu ſagt, könnte Baco entgegnen: er verſtehe das den Erſcheinungen zu Grunde Liegende unter Formae, die er jedoch nicht durch Symboliſierung einer einzelnen Thatſache, ſondern auf dem Wege der Induction, durch Vergleichung vieler Thatſachen enthülle, als weſentliche Geſtalt eines Proteus.

Kurz, trotz der hin und wieder verwerflichen Art, wie Baco in concreto, beſonders experimentierend, ſeine tiefen großen Grundgedanken zu bewahrheiten

1) Farbenlehre; Bd. 13 der Zugaben S. 149.

und zu verwirklichen, die Probe zu geben versuchte, bleibt die Wahrheit jener Grundgedanken dennoch unangetastet, und treibt als ein kräftiger Same bis auf den heutigen Tag Früchte. Mit Baco beginnt keine Schule, er schafft etwas Größeres, Umfassenderes. Es beginnt ein Naturforschen Unzähliger, welches sich zum unmittelbaren Betrachten der Natur wendet, — ein allgemeines Forschen, da nicht bloß außerordentlich Begabte suchen und finden. Baco ist, wie gesagt, der Schöpfer der modernen, in fabrikartiger Einheit getriebenen, umfassend schaffenden Empirie, und zugleich stammt von ihm die, besonders bei den Engländern herrschende Richtung auf Opera, auf ein naturwissenschaftliches Wirken, ein Dienstbarmachen der Natur, zuletzt auf eine rationelle Magie. —

* * *

Ich habe es versucht, Bacos Naturphilosophie in der Kürze darzustellen, hin und wieder auf den Einfluß hingedeutet, welchen dieselbe auf die Bildung hatte und daher auf die Bildungsweise haben mußte, ein Einfluß, welcher in unserer Zeit sehr im Wachsen begriffen ist. Baco selbst hat aber auch, wie ich gelegentlich schon berührte, eigentlich pädagogische Ansichten an mehreren Stellen seines Werkes de augmentis scientiarum ausgesprochen. Dahin gehört das zweite Kapitel im 6ten Buche, wo er von der Prudentia traditiva, der Lehrweisheit handelt und verschiedene Methoden charakterisiert. Vorzüglich empfiehlt er die genetische, da der Lehrer seine Schüler auf dem Wege in die Wissenschaft einführe, auf welchem er selbst zu ihr gelangt ist. Auf solche Weise verpflanze man die Lehren in die Seelen der Schüler, so daß sie in diesen an- und fortwachsen.[1] Er empfiehlt Aphorismen, sie repräsentieren das Stückwerk unseres Wissens; dagegen die Traditio methodica, da man ein in allen Theilen vollendetes System gebe, nur auf den Schein arbeite, wenn sie auch den Schüler befriedigt. — Die Methode müsse dem Lehrobject gemäß sein, es lasse sich nicht Alles über denselben Leisten schlagen. —

An einer Stelle[2] handelt er erst von der Wichtigkeit der Erziehung. Ein Gärtner, sagt er, sorge vorsichtiger für eine junge als für eine herangewachsene Pflanze, wie man überhaupt für die Anfänge der Dinge mehr Sorge tragen müsse. Man spotte der Erzieher, sei nachlässig in Wahl derselben, und dennoch klage man von jeher, daß die Staaten sich zwar genug um Gesetze bekümmerten, hinsichtlich der Erziehung aber fahrlässig seien.

Hieran schließt Baco ein Lob auf die Jesuitenschulen, und mit eben solchem Lobe beginnt eine andere Stelle über Pädagogik.[3] Diese lautet so:

„In Bezug auf Pädagogik wäre es am kürzesten zu sagen: lerne von den Schulen der Jesuiten, bessere gibt es wenigstens nicht. Doch möchte ich nach meiner Weise einige wenige vereinzelte Bemerkungen machen. Vor Allem billige

1) Baco nennt diese Methode Traditio Lampadis.

2) Pag. 11.

3) Pag. 183. Vgl. oben das Urtheil von Leibnitz über Bacos Lob der Jesuiten.

ich die collegialiſche Erziehung der Knaben und Jünglinge, nicht die in Privathäuſern oder Schulen. In den Collegien erzeugt ſich unter den jungen Leuten ein größerer Wetteifer, da haben ſie würdige Männer vor Augen, was Ehrfurcht erregt und die zarten Gemüther ſchon nach einem Muſter bildet. Kurz, die collegialiſche Erziehung gewährt viele Vortheile. — In Hinſicht auf Ordnung und Gang des Unterrichts möchte ich vornehmlich den Rath geben, daß man ſich vor Abkürzungen und Uebereilung hüte, was die Geiſter dummdreiſt macht, und mehr den Schein großer Fortſchritte zur Schau trägt, ohne daß man wirklich Fortſchritte macht. Auch muß man die Freiheit der Geiſtesentwicklung etwas begünſtigen, ſo daß einer, wenn er das, was der Unterricht verlangt, leiſtet, nicht abgehalten werde, ſich noch für ſeine Lieblingsgegenſtände Zeit abzuſtehlen. Ferner möchte es der Mühe werth ſein, genau zu beachten — was vielleicht bisher noch nicht bemerkt ſein dürfte — daß es zwei einander entgegengeſetzte Arten gibt, den Geiſt einzugewöhnen, zu üben und vorzubereiten. Die eine fängt mit dem Leichtern an und führt allmählich zu Schwierigerem; die andere ſetzt im Anfang dem Lehrling mit ſchwereren Aufgaben zu, um ihm, wenn er dieſe gewältigt hat, auf angenehme Weiſe Leichteres zufließen zu laſſen. Jener Methode entſpricht es, wenn man zu Anfang mit Schläuchen ſchwimmt, die uns emporheben, der andern, wenn man anfangs mit ſchweren Schuhen tanzt, welche niederziehen. Es iſt nicht zu ſagen wie viel eine kluge Verſchmelzung dieſer Methoden zur Förderung der geiſtigen wie der leiblichen Kräfte beiträgt. Die Unterrichtsgegenſtände ſo auszuwählen und mitzutheilen, wie es der Lehrlinge Individualität verlangt, das erfordert auch beſondere Erfahrung und Urtheil. Eine genaue und richtige Beobachtung und Erforſchung der individuellen Anlagen ſind die Lehrer den Eltern der jungen Leute ſchuldig, damit dieſe ſich hinſichtlich des Lebensberufs entſcheiden können, dem ſie ihre Söhne zu widmen haben. Auch das verdient eine wirkſamere Beachtung, nicht nur daß jeder in dem, wozu ihn ſeine Natur treibt, die allergrößten Fortſchritte mache; ſondern daß man auch gegen natürliche Unanſtelligkeit zu dieſem und jenem, durch eine angemeſſene Auswahl von Lehrgegenſtänden Abhülfe finde. Hat z. B. jemand einen vogelartigen, flatterhaften Sinn, daß er leicht zu zerſtreuen iſt und nicht ausdauernd die Aufmerkſamkeit gehörig beiſammen halten kann, ſo wird dagegen die Mathematik helfen, in der man eine Beweisführung immer wieder von vorne anfangen muß, wenn die Gedanken nur einen Augenblick nicht bei der Sache waren." — „Es ſcheint wohl dieß Pädagogiſche auf den erſten Blick nicht gar bedeutend und geiſtreich; aber es iſt fruchtbar und wirkſam. Wie bei den Pflanzen Verletzen oder Pflege in zarter Jugend zu ihrem Gedeihen oder Verkümmern am allermeiſten beiträgt, oder wie jener unermeßliche Zuwachs des römiſchen Reichs mit Recht der Tapferkeit und Klugheit jener ſechs Könige zugeſchrieben wird, die es in ſeiner Kindheit bevormundet und gepflegt haben; ſo hat ohne Zweifel die Bildung und Erziehung in den Knabenjahren oder auch in noch zarterem Alter einen ſolchen Einfluß, mag er auch

verborgen sein und nicht Jedem in die Augen fallen, daß kein ausdaurender angestrengter Fleiß im reiferen Alter von gleichem Erfolg ist. — Auch die Bemerkung möchte nicht überflüssig sein, daß sebst eine Fertigkeit geringerer Art, wenn ein großer Mann sie besitzt oder wenn sie unter wichtigen Umständen zur Ausübung kommt, zuweilen große und auffallende Wirkungen hervorbringen kann. Von einer solchen Fertigkeit will ich ein merkwürdiges Beispiel geben, was ich um so lieber anführe, weil auch die Jesuiten die Ausbildung dieser Fertigkeit nicht mißbilligen, worin sie, wie mich dünkt, ein ganz gesundes Urtheil zeigen. Es ist von etwas die Rede, das, als Profession getrieben, Schande bringt; zur Erziehung aber verwendet, die besten Dienste thut. Ich meine das Aufführen von Schauspielen. Dieß stärkt das Gedächtnis, bildet den Klang und die Wirksamkeit der Stimme und Aussprache, gewöhnt Mienen und Gebärden an Anstand, verschafft ungemeine Zuversicht und macht die jungen Leute mit dem öffentlichen Auftreten vertraut. Ich entnehme dem Tacitus[1] das Beispiel eines gewissen Bibulenus, der früher Schauspieler (?), später in den pannonischen Legionen diente. Dieser hatte bald nach dem Tode des Augustus einen Aufruhr erregt, so daß der Präfekt Blásus einige der Unruhstifter ins Gefängnis werfen ließ. Die Soldaten aber machten einen Angriff, erbrachen die Gefängnisse und setzten jene in Freiheit. Da hielt Bibulenus folgende Anrede an die Soldaten: Ihr habt diesen unschuldigen Unglücklichen Freiheit und Leben wiedergegeben, aber wer kann meinem Bruder das Leben, wer mir meinen Bruder zurückgeben? In der vorigen Nacht hat er ihn, der vom germanischen Heer an euch gemeinsamer Angelegenheiten halber geschickt war, durch seine Fechterbande, die er zum Verderben der Soldaten hält und bewaffnet, niederstoßen lassen. Sag an, Blásus, wo hast du den Leichnam hinwerfen lassen? Auch der Feind mißgönnt die Bestattung nicht. Habe ich in Küssen und Thränen meinen Schmerz ausgeschüttet, dann laß auch mich niedermachen; nur sollen diese uns begraben, die wir um keines Verbrechens willen ermordet wurden, sondern weil wir das Wohl der Legionen wollten. Mit diesen Worten entflammte er Haß und Entsetzen dermaßen, daß es zu Thätlichkeiten gegen den Präfekten gekommen wäre, wofern nicht gleich darauf bekannt geworden, daß alles nicht wahr sei, ja daß Bibulenus nie einen Bruder gehabt habe. Das Ganze war von ihm wie die Scene eines Schauspiels aufgeführt worden."

Im Allgemeinen bemerke ich, daß diese Stelle über Pädagogik keineswegs in einem organischen Zusammenhange mit der ganzen Philosophie Bacos steht. Es fällt auf, daß der Mann, welcher sagte: in das Reich der Naturphilosophie könnten die Menschen wie in das Himmereich, nur eingehen, wenn sie wie die Kinder würden; daß ihm nicht einfiel, aus der Vergleichung Ernst zu machen. Wenn er lehrte: die Menschen müßten alles Ererbte und Angelernte aufgeben,

1) Ann. 1, 22.

um mit freiem reinem Sinne ſich zur Betrachtung der Natur zu wenden, wie richteten ſich doch nicht ſeine Gedanken auf die, welche nichts von Tradition wiſſen, nichts gelernt haben, auf die Kinder? Wie verfiel er nicht darauf, daß dem Unterricht ein realiſtiſches Element beigeſellt werden müſſe? Statt deſſen gibt er uns Eines und das Andere, Gutes und Verwerfliches. Gegen ſeine Empfehlung der heilloſen jeſuitiſchen Erziehung ſprach ich ſchon, insbeſondere gegen das von ihm beifällig berührte primum mobile der Jeſuiten, die Aemulation. Auch gegen Seminare und Alumnäen überhaupt läßt ſich viel ſagen. Das Anpreiſen theatraliſcher Aufführungen in Schulen unterſtützt Baco ſeltſamer Weiſe durch ein Beiſpiel aus Tacitus, welches näher betrachtet, wahrhaft abſchreckend iſt, durch das Beiſpiel eines Schauſpielers, der zur Zeit Tibers mit großer Beredſamkeit Pannoniſchen Legionen eine grobe Lüge vorgetragen und ſie ſo zum Aufſtand gegen ihren Feldherrn aufgewiegelt habe. Er vergißt nur noch hinzuzufügen, daß Druſus den ſaubern Redner für ſeine gar zu wirkſame Reden gebührend belohnte, indem er ihn hinrichten ließ.[1] Warum hat der ſonſt ſo ſcharfſinnige Mann, ſein Beiſpiel nicht vielmehr als ſchlagend *gegen* theatraliſche Aufführungen der Schüler gebraucht, zum Beweis, daß dieſe Aufführungen gar leicht von einen mimiſchen Scherz aus, zu einer nur zu ernſten Virtuoſität im Lügen und Verſtellen führen können.

Sehr beherzigenswerth iſt aber, wenn Baco in der angeführten Stelle gegen alles Uebereilen im Unterrichten warnt, zwiſchen Erleichtern und Erſchweren des Lernens abzuwechſeln räth u. ſ. w.

Wenn dieſe Lehren auch Anerkennung verdienen, ſo dürfte dennoch nicht ſolch Gewicht auf ſie gelegt werden, daß man ihretwegen dem Baco die größte Bedeutung für die Pädagogik zuſchriebe. Dieſe Bedeutung erhält er aber dadurch, daß er, ich wiederhole es, der Erſte war, welcher den Gelehrten, die einzig in Sprachen und Schriften der Vergangenheit lebten und webten, meiſt nur Echos der alten Griechen und Römer waren, ja nichts höheres kannten als dieß zu ſein, daß er dieſen ſagte: es gibt auch eine Gegenwart, thut nur die Augen auf, um ſie in ihrer Herrlichkeit zu erkennen. Wendet euch weg von den löchrichten Brunnen traditioneller Naturwiſſenſchaft, ſchöpft aus dem unergründlich ewig friſch ſprudelnden Quell der Schöpfung. Lebt in der Natur mit offenen Sinnen, vertieft euch in ſie mit euren Gedanken und lernt ſie begreifen, ſo werdet ihr ſie auch beherrſchen lernen. Mit der Einſicht ſteigt die Macht. —

Dieſe Lehren haben unberechenbaren Einfluß geübt, beſonders (wie erwähnt) auf England, wo theoretiſche und praktiſche Naturphiloſophie im Sinne Bacos

1) Tac. Ann. 1, 16.—29. Der Schauſpieler hieß nicht Bibulenus, ſondern Percennius; Bibulenus aber, ein gregarius miles (Ann. 1, 22) hielt die wirkſame, von Baco angeführte Rede. Von Percennius ſagt Tacitus, er habe ein loſes Maul gehabt und bei nächtlichen Zuſammenkünften die Soldaten (Velut concionabundus) aufgehetzt. Beide wurden hingerichtet.

Hand in Hand gehen und Wunder wirken. — Jener Einfluß ward auch sehr bald in der Erziehungswelt gespürt. Der erste Pädagog, welcher von Baco gelernt, dürfte Ratichius gewesen sein. Bestimmt aber läßt sich sein Einfluß auf den bedeutendsten Pädagogen des 17ten Jahrhunderts, auf Comenius, nachweisen. Im Jahre 1633 gab dieser eine Physik heraus. In dieser sagt er selbst: wie sehr Baco auf ihn gewirkt. Er nennt die Instauratio magna „ein bewundernswürdiges Werk"; „ich betrachte es," fährt er fort, „als das leuchtendste des anbrechenden neuen Jahrhunderts der Philosophie. Doch ängstete es mich wiederum," fährt er fort, „daß der erleuchtete Verulam zwar den wahren Schlüssel der Natur mittheilt, aber ihre Geheimnisse nicht aufschließt, nur an wenigen Beispielen zeigt, wie sie aufzuschließen seien, das Uebrige den künftigen Jahrhunderten überläßt." — „Wohnen wir," sagt Comenius an einer andern Stelle, „nicht eben so gut als die Früheren im Garten der Natur? Warum sollen wir nun nicht eben so wohl wie sie, Augen, Ohren, Nasen brauchen, warum durch andere Lehrer, als diese unsre Sinne, die Werke der Natur kennen lernen? Warum, sage ich, sollen wir nicht statt todter Bücher, das lebendige Buch der Natur aufschlagen, in welchem viel mehr enthalten ist, als uns je einer erzählen könnte, und dieß Schauen bringt zugleich mehr Freude und Frucht? — Ueberdieß sind wir durch eine Erfahrung so vieler Jahrhunderte dem Aristoteles weit voraus." —

Dieß genüge als ein klares Beispiel von Bacos Einfluß auf die Pädagogik. Wollte ich mehr geben, so müßte ich einen großen Theil der folgenden Geschichte anticipieren, aus welcher der Zusammenhang unserer neuesten Realisten, ihrer Gewerbsschulen, polytechnischen Schulen u. s. w. mit Bacos Lehre sattsam sich ergeben und darthun wird, daß ich diesen mit Recht als Haupt und Anfänger des neuen Realismus genannt, auch des Realismus in der Pädagogik.

14. Montaigne.

Franz Baco war durch seine ernste Naturphilosophie der Anfänger des, gegenwärtig mehr und mehr in Kraft und Ausdehnung wachsenden, Realismus und bereitete eben dadurch auch eine neue Richtung des Unterrichts vor. Zu seiner Zeit lebte ein anderer Mann, welcher in vieler Hinsicht als ein Vorläufer der neuen, durch Locke und noch mehr durch Rousseau charakterisierten, Weise der Erziehung anzusehen ist. Der Mann war Michael Montaigne, geboren in Perigord 1533, gestorben in Bordeaux[1] 1592, im 59sten Jahre.

Montaigne hat den leichten, ja den frivolen Charakter eines Franzosen. Er war wohl bewandert in den Schriften der Griechen und Römer, wie eine Menge Citate in seinen Schriften bezeugen. Kein Wunder, da er Latein früher als

1) Wo er zweimal zum Maire der Stadt gewählt wurde.

seine Muttersprache erlernte und im siebenten Jahre schon Ovids Metamorphosen im Original verschlang. Dieß deutet auf die ganz seltsame Erziehung, welche ihm sein Vater gab, von der ich weiterhin seinen eigenen Bericht mittheilen werde. Voll Mutterwitz faßte er nüchtern klar die Lebensverhältnisse auf, würdigte Menschen und Menschenbestimmung als ein feiner, Maß haltender, aber nicht eben gewissenhafter Mann, als ein Epikuräer, der keine Hoffnung hat. Daher betrachtete er sein eigenes Dasein mit einer steten Ironie, die an Horaz erinnert. Der Kirche fügte er sich, aber nicht dem Christenthum, weshalb fromme Männer mit Recht streng über ihn urtheilen, besonders Pascal. Die Fehler des Montaigne, sagt dieser, sind groß. Er ist voll schmutziger und unanständiger Worte. Seine Gedanken über Selbstmord und Tod sind entsetzlich. Er flößt eine Gleichgiltigkeit gegen das Heil der Seele ein, ohne Furcht und Reue. Da sein Buch nicht zur Erbauung bestimmt war, so möchte diese fehlen, aber immer war er verpflichtet, nicht gegentheils ein Aergernis zu geben.

Nicole[1] sagt: Montaigne ist ein Mann, der, nachdem er seinen Geist durch alle Dinge der Welt hat herumspazieren lassen, um ein Urtheil zu gewinnen, was Gutes und was Böses an ihnen sei, gescheut genug war, ihre Thorheit und Eitelkeit zu erkennen. Sehr gut deckte er die Nichtigkeit der Größe und das Unnütze der Wissenschaften auf, aber da er kaum ein anderes Leben als das gegenwärtige anerkannte, so schloß er: man könne nichts besseres thun, als versuchen, die kurze uns vergönnte Frist angenehm zuzubringen.

Wenn nun ein Mann von solcher Denkweise über Erziehung schreibt, so kann man voraussetzen, daß er viel Gescheutes und Treffendes vorbringen werde, aber nichts, was nach der Weisheit schmeckt, die von oben her ist, dagegen selbst frivoles und durchaus verwerfliches.

Montaignes Gedanken über Erziehung und Gelehrsamkeit finden sich im ersten Buche seiner Versuche, dessen 24stes Capitel von der Pedanterei, das 25ste von der Kinderzucht handelt.[2]

Diese zwei Capitel, besonders das 25ste, haben für die Pädagogik das größte Interesse. Ob sie unmittelbar in großen Kreisen auf die Erziehungsweise Wirkung geübt, weiß ich nicht; bestimmt wirkten sie aber auf zwei Männer höchst anregend, welche selbst vom größten pädagogischen Einfluß waren, auf Locke und noch mehr auf Rousseau. —

In einer Geschichte der Erziehung müssen natürlich auch die, dem Christen-

1) Nicole, der Freund des Pascal und Arnauld. Er fand: Pred. Salom. 2, 22—24 charakterisiere das Buch Montaignes.

2) Les essays de Michel Seigneur de Montaigne. Avec des notes par Pierre Coste. Paris 1725. 3 Voll. 4. Außerdem eine große Menge anderer Ausgaben. Eine deutsche Uebersetzung haben wir von Bode: „Michael Montaignes Gedanken und Meinungen. Berlin 1793." Aus dieser Uebersetzung citiere ich, öfters mit Abänderungen, zu welchen mich die Vergleichung mit dem Originale veranlaßte.

thume mehr oder minder entfremdeten, pädagogiſchen Schriftſteller berückſichtigt werden; können wir doch trotz dem von ihnen vieles lernen! In Bezug auf irdiſche Verhältniſſe ſind die Kinder dieſer Welt vielfach klüger als die Kinder des Lichts; ſie werden auch wohl im Ueberdruß des weltlichen Genießens, in einer Art Verzweiflung, zu richtigen Anſichten und Urtheilen getrieben, und genöthigt, wie Bileam, wider Willen wahrzuſagen, und dem Chriſtenthum beizuſtimmen.

Folgendes entnehme ich nun aus Montaignes 25ſtem Capitel „von der Kinderzucht". Man erwarte nichts ſyſtematiſches, vielmehr aphoriſtiſche Gedanken, auch wohl Einfälle, wie ſie dem geſcheuten Manne gelegentlich im Leben und Leſen kamen. Das vereinende Centrum aller Aphorismen iſt der Mann ſelbſt; nach ſeinem Charakter und ſeiner Bildung.

„Die Anzeichen der menſchlichen Neigungen ſind im Kindesalter ſo ſchwach und undeutlich; was der Menſch als Kind verſpricht, iſt ſo ungewiß und unzuverläſſig, daß es faſt unmöglich, mit einigem Grunde darauf zu bauen. Man betrachte nur den Cimon, den Themiſtokles, und tauſend andere, wie ungleich ihre Kindheit ihren männlichen Jahren war. Die Jungen der Bären und der Hunde zeigen ihren natürlichen Hang; die Menſchen aber, welche ſehr frühe in Angewohnheiten, Meinungen und Geſetze hineingeworfen werden, ändern oder verſtellen ſich ſehr leicht. Aber eben ſo ſchwer iſt es, den Hang der Natur zu zwingen; daher es denn kommt, daß, hat man einmal einen falſchen Weg eingeſchlagen, man ſich vergebens zermartert und viele Zeit darauf verwendet, Kinder zu Dingen abzurichten, zu denen ſie von der Natur nicht beſtimmt ſind. Indeſſen iſt bei dieſer Schwierigkeit meine Meinung, daß man ſie immer zu den beſten und nützlichſten Sachen anleite, und nicht zu viel auf dieſe unbedeutenden Zeichen und Vorbedeutungen gebe, die wir in den erſten Regungen der Kindheit zu erkennen meinen."

„Ich wollte, daß man mit Sorgfalt dem Kinde einen Hofmeiſter wählte, deſſen Kopf vielmehr hell und klar, als voller Gelehrſamkeit wäre; daß man bei ihm zwar auf beides, aber mehr auf Sitten und Verſtand, als auf Wiſſen achtete, und daß er ſich in ſeinem Amte nicht nach der alten Weiſe benähme. Man ſchreit beim Lehren unaufhörlich in die Ohren der Schüler, als ob mans in einen Trichter ſchüttete, und dieſen bleibt nichts zu thun, als wieder zu ſagen, was man ihnen ſo vorgeſagt hat. Nun wünſcht ich aber, daß der Hofmeiſter hierin eine Verbeſſerung machte, und gleich anfangs, nach dem Maße der Fähigkeiten der Seele, die er zu bearbeiten hat, damit begönne, die Dinge von ihr ſelbſt koſten, wählen und verſtändig unterſcheiden zu laſſen. Zuweilen müßte er dem Zögling auf den Weg helfen und zuweilen ihn allein den Weg ſuchen laſſen. Er muß nicht immer den Ton geben und allein reden; er muß den Schüler auch hören, und ſeiner Seits ſprechen laſſen. Socrates und ſpäter

ständigsten Eltern zu weichherzig und nachgiebig. Sie können das Kind nicht strafen, noch mit einfacher Kost genährt sehen, was doch geschehen und gewagt werden muß. Sie können nicht dulden, daß das Kind von seinen Uebungen schwitzend und mit Staub bedeckt zurückkomme, daß es bald kalt bald heiß trinke; können nicht ansehen, daß es ein wildes Pferd reite. Es ist einmal keine andere Hülfe, wer es zum braven Mann erziehen will, muß es wahrhaftig in seiner Jugend nicht verweichlichen, und muß oft die Regel der Aerzte hintansetzen. Vltamque sub divo et trepidis agat In rebus (Hor. Car. l. 3. 2.). Es ist nicht genug, seine Seele fest zu machen, man muß ihm auch die Muskeln stählen. Die Seele unterliegt der Anstrengung, wenn der Leib ihr nicht beisteht, sie hat zuviel zu thun, wenn sie zweien Aemtern vorstehen soll. Ich weiß, wie sich die meinige in der Gesellschaft eines so weichen, reizbaren Körpers plagt, der sich so sehr auf sie steift und stützt. Und werde ich bei meinem Bücherlesen oft gewahr, daß meine Meister in ihren Schriften, in manchen Fällen das für Größe der Seele und Stärke des Geistes ausgeben, was eigentlich mehr von der Dicke der Haut und der Härte der Knochen abhängt. — Man muß den Zögling an die Mühe und Härte der Leibesübungen gewöhnen, um ihn gegen allerlei Schmerzen unempfindlich zu machen. — Das Ansehen des Hofmeisters, das über den Zögling uneingeschränkt sein sollte, wird überdieß durch die Gegenwart der Eltern unterbrochen und geschmälert. Dazu kommt der Respekt des Hausgesindes gegen den jungen Herrn, und die Kenntnis, die er vom Reichthum und der Hoheit seiner Familie erhält; das sind aber nach meiner Meinung keine kleine Hindernisse bei seinem Alter."

Wieder ganz mit Rousseau übereinstimmend. Ein Hintansetzen der elterlichen und Ueberschätzen der hofmeisterlichen Erziehung. Nur das tiefe sittliche Verderben und das verkehrte Leben des französischen Adels kann einigermaßen diese unnatürliche Ansicht beider Männer entschuldigen.

Das männliche Lob der Leibesbildung und Abhärtung ist ebenfalls im Sinne Rousseaus und seiner Schule, wie im Sinne Fichtes und Jahns.

„Man muß den Zögling lehren, sich in kein Gespräch und in keinen Streit einzulassen, wofern er nicht einen Gegner vor sich hat, der es mit ihm aufnehmen kann, und selbst alsdann sich nicht aller Wendungen zu bedienen, die ihm zu Statten kommen könnten. Man bilde seinen Tact für die richtige Wahl von Gründen, und flöße ihm Liebe zum Zweckdienlichen ein, folglich zur Kürze. Vorzüglich bringe man ihn dahin, daß er vor der Wahrheit die Waffen strecke und sich ihr ergebe, sobald er sie erblickt, sei es, daß er sie auf Seiten seines Gegners gewahr werde, oder in seinem eigenen Geiste, wenn er sich besinnt."

„Aus den Reden des Zöglings müssen sein Gewissen und seine Tugend hervorleuchten; sie müssen bloß die Vernunft zur Führerin haben. Man mache es ihm einleuchtend, daß Fehler zu gestehen, die er in seinen eigenen Reden

entdeckt, würden ſie auch von Niemanden, als von ihm ſelber bemerkt, Einſicht und Aufrichtigkeit beweiſe, dieſe vornehmſten Eigenſchaften, wornach er ſtrebt; daß hingegen Eigenſinn und Widerſprechungsgeiſt niedrige Eigenſchaften ſeien und ſich meiſtens nur bei kleinen Seelen finden. Man ſage ihm: ſich beſinnen, ſeine Meinung beſſern, ſelbſt in der Hitze des Streites eine ſchlechte Sache aufgeben, das verrathe eine ſeltene, ſtarke und philoſophiſche Geſinnung."

Weltklugheit und chriſtliche Geſinnung treffen zuſammen in der Lehre, ſich vor der Wahrheit entſchloſſen zu demüthigen, und jeder zänkiſchen Rechthaberei zu entſagen.

„Er muß den Horizont eines jeden zu kennen ſuchen; ein Ochſenhirt, ein Maurer, ein Reiſender, alle muß er in Arbeit ſehen und von jedes Waaren etwas nehmen; denn in der Haushaltung iſt Alles zu brauchen; ſelbſt Dummheit und Schwachheit anderer werden ihm zur Lehre dienen. Wenn er auf die Manieren eines jeden fleißig achtet, ſo wird er Luſt bekommen, ſich die guten zu eigen zu machen, die ſchlechten wird er verachten. Man flöße ihm eine beſcheidene Neugier ein, nach Allem zu fragen; alles Ausgezeichnete in ſeiner Umgebung muß er beſehen, ſei es ein Gebäude, ein Springbrunnen, ein Menſch, die Wahlſtätte einer Schlacht,

> Quae tellus sit lenta gelu, quae putris ab aestu,
> Ventus in Italiam quis bene vela ferat. (Prop. 1, 4.)

Er muß ſich erkundigen nach den Sitten, den Einkünften und den Alliancen dieſes und jenes Fürſten. Das ſind Dinge, die ſehr angemehm zu erlernen und ſehr nützlich zu wiſſen ſind. In dieſen Umgang mit Menſchen ſchließe ich auch, und zwar vorzugsweiſe die ein, deren Andenken noch in Büchern lebt. Vermittelſt der Geſchichte wird der Zögling mit den großen Männern der beſten Zeiten Umgang haben. Es iſt dieß ein Studium von unſchätzbarem Nutzen, und das einzige, welches, wie Plato ſagt, die Lacedämonier ſich vorbehalten hatten. Welchen Vortheil wird er nicht in dieſem Fache vom Leſen der Lebensbeſchreibungen unſeres Plutarch ziehen! Aber mein Hofmeiſter möge nicht vergeſſen, was eigentlich Zweck ſeines Amtes iſt, er möge ſeinen Schüler nicht ſowohl Jahr und Tag der Zerſtörung von Carthago als die Charaktere Hannibals und Scipios einprägen. Er lehre ihn nicht ſowohl die Begebenheiten ſelbſt, als richtig darüber urtheilen."

Die Forderung, daß ſich der Knabe in der Gegenwart wie in der Vergangenheit umſehe und über beide ein Urtheil gewinne, auch die Empfehlung des Plutarch, alles werden wir bei Rouſſeau wieder finden.

„Nach meiner Meinung müſſen die erſten Lehren, womit man ſeinen Verſtand erquickt, darauf zielen, ſeine Sitten und ſeinen Sinn zu lenken, ihn zu lehren ſich ſelbſt zu erkennen, gut zu leben und gut zu ſterben. Unter den freien Künſten laß uns mit der Kunſt anfangen, die uns frei macht. Sie dienen freilich alle auf gewiſſe Weiſe zum Unterricht für unſer Leben und deſſen

Anwendung, wie alle andern Dinge dazu gewissermaßen ebenfalls dienen. Aber wir wollen die uns wählen, welche direct und vermöge ihrer Natur dazu dienen. Wenn wir die Bedürfnisse unseres Lebens in ihre richtigen und natürlichen Grenzen einzuschränken wüßten, so würden wir finden, daß der größte Theil der Wissenschaften, welche im Gebrauche, für uns unbrauchbar sind, und daß es selbst bei den brauchbaren solche unnütze Ausdehnungen und Vertiefungen gibt, die wir besser bei Seite ließen; auch daß wir nach dem Rathe des Sokrates, uns mit unserm Studieren bloß an die halten sollten, welche nützen."

Montaigne empfiehlt vor Allem zu lehren: sich selbst zu erkennen, gut zu leben, gut zu sterben, und die Kunst, die uns frei macht. Mit keinem Worte deutet er auf den einzigen Meister dieser Kunst, auf den, der uns recht frei macht. Das Abwenden vom Wissen ohne Werke, vom unnützen Wissen dürfte mehr in Rousseaus als in Sokrates Sinn sein.

„Nachdem man den Zögling gelehrt hat, was nöthig ist, um weiser und besser zu werden, so mag man ihn mit der Logik, Physik, Geometrie und Rhetorik bekannt machen; und welche Wissenschaft er dann auch wählt, so wird er ihrer bald Meister werden, da er schon sein Urtheil gebildet hat. Den Unterricht erhalte er bald in Gesprächen, bald durch Bücher. Zuweilen gebe ihm der Lehrer zweckmäßige Schriftsteller selbst in die Hände; zuweilen nur Saft und Mark derselben. — Wer könnte wohl zweifeln, ob diese Lehrart leichter und natürlicher sei, als die Lehrart des (griechischen Grammatikers) Gaza? Dieser gibt dornige, widerwärtige Regeln und hohle, abgemagerte Worte, nichts, das den Geist weckt; bei unserer Lehrweise dagegen findet die Seele eine frische, gesunde Weide. Diese unsere Frucht ist ohne Vergleich größer und reift weit eher."

Entschiedenes Auftreten gegen die strenge, an Zeit und Ort und Grammatik gebundene Lehrweise, wiederum ein Vorspiel von Rousseau und Basedow.

„Es ist seltsam, daß es in unserem Jahrhundert mit uns dahin gekommen, daß selbst bei Leuten von Verstande die Philosophie zu einem bedeutungsleeren Worte ohne allen Nutzen und ohne allen Werth wie in der Meinung der Menschen, so in ihrer Wirkung herabgesunken ist. Ich glaube, die Ergo's, die sich ihrer Zugänge bemächtigt haben, sind Schuld daran. Man hat groß Unrecht, sie als den Kindern unzugänglich zu schildern und mit mürrischem, grämlichen und schreckenden Gesichte. Wer hat sie doch in diese bleiche, scheußliche Larve vermummt? Nichts ist heitrer, muntrer, fröhlicher, fast möchte ich sagen närrischer, als sie. Sie predigt nichts als Frohsinn und Wohlleben. Trübe und finstre Mienen eines Menschen sind ein Zeichen, daß sie bei ihm nicht herberget. Als Demetrius, der Grammatiker, im Tempel zu Delphos einen Haufen Philosophen beisammen sitzen sahe, sagte er: Entweder ich betrüge mich, oder eure so heitern, so friedlichen Gesichter sagen mir, daß ihr eben in keiner wichtigen Unterredung begriffen seid. Worauf einer von ihnen, Herakleon, der Megarier,

antwortete: Mögen diejenigen, welche unterſuchen, ob das Futurum von βάλλω ein doppeltes λ hat; oder welche die Abſtammung der Comparative χεῖρον und βέλτιον, oder der Superlative χείριστον und βέλτιστον ausfindig machen wollen, mögen ſie die Stirnen runzeln, wenn ſie ſich von ihrer Wiſſenſchaft unterhalten; was aber die philoſophiſchen Unterſuchungen anlangt, ſo machen ſolche gewöhnlich die Menſchen froh und munter, welche ſich damit abgeben, und nichts weniger als finſter und mürriſch."

Epikur wird hier, und noch mehr in einigen folgenden Stellen, den Schulen empfohlen.

„Ich verlange nicht, daß man den Zögling einſperre, ihn dem Zorn und der düſtern Laune eines wüthenden Schulmeiſters preisgebe; ich will ſeinen Geiſt nicht zu Grunde richten, indem ich ihn nach herkömmlicher Weiſe vierzehn bis fünfzehn Stunden des Tages wie einen Laſtträger unter der Arbeit ſchwitzen laſſe. Auch würde ich es nicht billigen, wenn er bei einem menſchenſcheuen melancholiſchen Temperamente überſpannt ſich dem Bücherleſen hingäbe und man ihn darin beſtärken wollte. Dergleichen macht junge Leute ungeſchickt zum Umgang und hält ſie ab von beſſern Beſchäftigungen. Und wie viele Menſchen hab ich nicht in meinem Leben durch zu große Begierde nach Wiſſenſchaft verdummt geſehen! Carneades war aufs Wiſſen ſo erpicht, daß er ſich darüber nicht die Zeit ließ, den Bart zu ſcheeren und die Nägel zu kippen. Auch will ich nicht die edeln Sitten des Zöglings durch die Unart und Rohheit anderer verdorben ſehen. Ehemals war die franzöſiſche Lebensart zum Sprichwort geworden, als eine Lebensart, die ſich früh bei jungen Leuten äußerte, aber eben nicht lange anhielt. In der That ſehen wir auch jetzt noch, daß die kleinen Kinder in Frankreich höchſt artig ſind; gewöhnlich aber täuſchen ſie die Hoffnung, die man ſich von ihnen macht, und zeigen als erwachſene Menſchen gar keine Vortrefflichkeit. Verſtändige Leute hörte ich ſagen, daß die Erziehungsanſtalten, wohin man ſie zu ſenden pflegt, und deren es in Frankreich ſo viele gibt, ſie ſo verdummen. Unſerm Zögling müſſen Garten, Tiſch, Bette, Einſamkeit, Geſellſchaft, Vormittag, Nachmittag, alle Stunden einerlei, jeder Ort zum Studieren geeignet ſein; denn die Philoſophie, welche als eine Bildnerin des Verſtandes und der Sitten ſein hauptſächlichſtes Studium iſt, hat das Privilegium, überall zu Hauſe zu ſein."

„Unſere Lektionen, die wir gelegentlich nehmen, ohne an Zeit und Ort gebunden zu ſein, werden hingehen, ohne daß wir es merken. Selbſt unſre Spiele und unſere Leibesübungen: Laufen, Ringen, Muſik, Tanzen, Reiten, Fechten und die Jagd werden einen guten Theil unſers Studierens ausmachen. Ich will, daß ein äußerer Anſtand und ein gefälliges Weſen, zugleich mit der Seele ſich bilde. Es iſt nicht eine Seele, nicht ein Körper, den man erzieht, ſondern ein Menſch. Aus dem müſſen wir keine zwei machen. Und wie Plato ſagt: man muß den einen nicht abrichten ohne den andern, ſondern ſie beide

gleich führen und leiten, wie ein Paar an Eine Deichsel gespannter Pferde. Uebrigens muß bei unsrer Erziehungsmethode mit strenger Sanftmuth verfahren werden, nicht so wie man gewöhnlich verfährt. Anstatt den Kindern Lust zum Lernen einzuflößen, macht man ihnen davor Furcht und Grauen. Weg mit Zwang und Gewalt! Nichts erniedrigt und verdummt, nach meiner Meinung, so arg eine sonst gut geartete Natur. Verlangt ihr, daß ein Zögling Schimpf und Strafe fürchte, so verhärtet ihn nicht dagegen; härtet ihn ab gegen Schweiß, Kälte, Winde, Sonne und solche Zufälligkeiten, die er verachten muß. Entwöhnt ihn aller Weichlichkeit und Verzärtelung in Kleidung, Essen, Trinken und Schlafen; gewöhnt ihn an Alles, macht aus ihm keinen geckenhaften Courschneider, sondern einen derben, kräftigen Jüngling. Die Zucht in den meisten unsrer Erziehungsanstalten hat mir beständig mißfallen. Man würde gewiß weniger Unheil gestiftet haben, wenn man mehr der Nachsicht Raum gegeben hätte. Es sind wahre Kerker der gefangenen Jugend. Man macht sie faul und liederlich, indem man sie als faul und liederlich bestraft, bevor sie es noch ist. Besucht nur die Klassen beim Unterricht! da hört ihr nichts als Schreien geschlagener Kinder und zorntrunkener Präceptoren. Eine vortreffliche Art, den zarten und furchtsamen Seelen der Kinder Lust zum Lernen zu machen, wenn man sie, mit fürchterlichem Kupfergesicht die Peitsche in der Hand, dazu anleitet. Fügt hinzu, was Quintilian darüber sehr richtig bemerkt hat, daß das gebieterische Wesen sehr gefährliche Folgen nach sich zieht, und vorzüglich bei unserer Art der Züchtigung. Viel anständiger wärs, wenn die Klassen mit Blumen und Blättern bestreut wären, als mit Fasern von blutigen Birken. Ich würde an den Schulwänden die Munterkeit, die Freude, Flora und Grazien malen lassen, so, wie es der Philosoph Speusippus in seiner Schule that."

Schließt sich an das Vorhergehende an. Eine Polemik gegen orbilische Strenge, pedantischen, freudlosen Fleiß der Stubenhocker, dagegen neues Empfehlen tüchtiger Leibesübungen und eines heitern Sinnes und Treibens.

„Mein Schüler soll seine Lektion nicht sowohl aufsagen als ausüben; er repetirt sie handelnd. Man wird sehen, ob er bei seinen Unternehmungen Klugheit braucht, ob er in seinem Betragen Güte und Gerechtigkeit zeigt, ob in seinen Reden Verstand und Anmuth herrscht, Standhaftigkeit bei Krankheiten, Bescheidenheit bei Spielen, Mäßigkeit in seinen Freuden, Ordnung in ökonomischer Hinsicht, ob es seinem Geschmack gleich zusagt, es mag ihm Fleisch oder Fisch, Wein oder Wasser geboten werden. Qui disciplinam suam non ostentationem scientiae, sed legem vitae putet, quique obtemperet ipse sibi et decretis pareat (Cic. Tusc. quaest. lib. 2). Am wahrsten spiegelt sich unsre Vernunft im Lauf unsers Lebens ab. Zeuxidamus antwortete jemandem, der ihn fragte, warum die Lacedämonier die Verordnungen über die Kriegszucht nicht schriftlich abfaßten und ihrer Jugend zu lesen gäben? das geschehe deswegen nicht, weil sie solche an Thaten und nicht an Worte gewöhnen wollten. Hiermit

vergleiche man einen von dieſen Latiniſten aus den Schulklaſſen, der fünfzehn bis ſechszehn Jahre darauf verwendet hat, bloß ſprechen zu lernen. Die Welt treibt nichts als Schwatzen; und ich habe noch keinen Menſchen geſehen, der nicht eher mehr als weniger geſprochen hätte, als nöthig war. Gleichwohl geht unſre halbe Lebenszeit damit hin."

„Wenn unſer Zögling nur einen guten Vorrath von Sachen hat, die Worte werden von ſelbſt kommen; und wollen ſie nicht kommen, ſo wird er ſie ſchon herbeiziehen. Ich höre einige ſich damit entſchuldigen, daß ſie ſich nicht recht ausdrücken können, wobei ſie die Miene annehmen, als hätten ſie den Kopf voll ſchöner Sachen, die ſie aber aus Mangel an Beredſamkeit nicht von ſich geben könnten. Das ſind Luftſtreiche! Soll ich ſagen, was ich davon halte? Es ſind Schattenbilder, die ſich aus dieſer und jener mißgeſtalteten Auffaſſung in ihnen erzeugen, welche ſie nicht in ihrem Innern entwirren und klar machen und folglich auch nicht äußern können. — Meinerſeits halte ich dafür, und Sokrates behauptet, daß jedermann, der in ſeinem Geiſte eine lebhafte deutliche Idee hat, ſolche darſtellen wird, ſeis durch Provinzialismen, ſeis auch nur durch Gebärden, wenn er ſtumm iſt. Verbaque praevisam rem non invita sequentur. (Hor. in Arte poet.) Und wie Seneca in ſeiner Proſa auch poetiſch ſagte: cum res animum occupavere, verba ambiunt. (Sen. Controv. l. 3.) und Cicero: ipsae res verba rapiunt. (Cic. de fin. 3, 5.) Ein ſchlichter Mann weiß nichts von der Redekunſt; nicht wie man im Eingange das Wohlwollen des günſtigen Leſers erſchleichen müſſe, er weiß auch nicht, wozu es nöthig wäre. Im Ernſte, dieſe ganze ſchöne Malerei verbleicht gar ſchnell vor dem Glanze einer ungeſchmückten Wahrheit. Dergleichen Artigkeiten dienen zu nichts weiter, als dem großen Haufen den Gaumen zu kitzeln, der nicht im Stande iſt, kräftigere und derbere Speiſen zu verdauen. Die Abgeordneten von Samos waren zu König Kleomenes von Sparta gekommen, vorbereitet auf eine ſchöne und lange Rede, die ihn zum Kriege gegen den Tyrannen Polykrates aufreizen ſollte. Nachdem Kleomenes ſolche der Länge nach angehört hatte, gab er ihnen zur Antwort: „des Anfangs und Eingangs eurer Rede erinnere ich mich nicht mehr; auch nicht der Mitte derſelben; was aber euren Schluß anlangt, ſo kann ich mich darauf nicht einlaſſen." Das war, däucht mich, eine ſchöne Antwort, und die Redner mußten mit einer lange Naſe abziehen. Und wie giengs jenen Andern? Die Athenienſer hatten einen großen Bau auszuführen und unter zwei Baumeiſtern einen zu wählen. Der erſte, voller Anmaßungen, trat mit einer wohlſtudierten Rede auf über den Gegenſtand dieſer Unternehmung, und riß das Urtheil des Volkes für ſich dahin. Der andere aber faßte ſich kurz: Ihr Herrn von Athen, ſprach er, was mein Mitbewerber da geſagt hat, das will ich leiſten."

Gegen Wortemachen ohne Thatkraft. — Wer einen Reichthum an klaren, ausgetragenen Gedanken in ſeinem Innern hat, dem wird es nie fehlen, wenn er ſich in klarer, reifer Rede äußern will.

„Ich bin keiner von denen, welche dafür halten, das gute Metrum mache schon das gute Gedicht. Mag unser junge Mann eine lange Sylbe kurz brauchen, was hängt daran? Wenn seine Erfindung sinnreich ist, wenn Witz und Verstand dabei ihre Pflicht gethan haben, so werde ich sagen: es ist ein guter Dichter, obgleich ein schlechter Versmacher."

Auch hier wird das Reale eines Gedichts im Gegensatz der verbalen Virtuosität hervorgehoben. Wie man etwa den Leib eines gesunden starken Menschen loben könnte, wäre er auch grundhäßlich. Jedenfalls ist ein unkünstlerisches Urtheil, das auf Schönheit keine Rücksicht nimmt, doch immer der Bewunderung fließender aber inhaltsloser Verse vorzuziehen.

„Was wird unser Zögling thun, wenn man ihm mit der Spitzfindigkeit sophistischer Syllogismen auf den Leib rückt? wie z. B. Schinkenessen reizt zum Trinken; Trinken löscht den Durst; ergo löscht Schinkenessen den Durst! Laß ihn darüber lachen, drüber lachen ist viel gescheuter, als darauf antworten. Chrysippus sagte zu jemandem, der den Kleanthes mit logischen Spitzfindigkeiten schrauben wollte: „Necke die Kinder mit deinen Foppereien, aber verlange nicht, daß ein Mann ernstlich darüber nachdenke." —

Montaigne lobt das Selbstvertrauen des starken gesunden Menschenverstandes, wenn dieser es naturalisierend, ohne alle Schule, gegen die philosopischen Klopffechter von Profession, trotz ihrer Finten aufnimmt, oder auch es unter seiner Würde hält, mit ihnen zu kämpfen.

„Es gibt solche Narren, die zu halben Meilen von ihrem geraden Wege abschweifen können, um einen witzigen Einfall zu haschen. Aut qui non verba rebus aptant, sed res extrinsecus arcessunt, quibus verba conveniant. (Quint. lib. 8.) Seneca sagt: Qui alicujus verbi decore placentis vocentur ad id quod non proposuerant scribere. (Sen. ep. 59.)"

„Ich fordre, daß ein Hörer von den Sachen überwältigt und seine Imagination davon so angefüllt werde, daß er der Worte darüber vergesse. Ich liebe eine schlicht natürliche Sprache, sei es geschrieben oder gesprochen, eine kräftige, nachdrückliche Sprache, die kurz und gedrungen, nicht so wohl zart und gestriegelt, als andringlich und heftig ist. Haec demum sapiet dictio, quae feriet."

„Die Beredsamkeit, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich selbst ablenkt, thut dieß auf Kosten des Gegenstandes. So wie es bei unsern Kleidungen kindisch ist, sich durch irgend etwas Besonderes und Auffallendes auszeichnen zu wollen, so ist es auch mit der Sprache; das Haschen nach neuen Wendungen und wenig bekannten Worten, bezeichnet einen schülerhaften, kindischen Ehrgeiz. Möchte ich doch kein Wort, keine Redensart brauchen, die man nicht in der Residenz auf dem Fischmarkt verstünde! Aristophanes, der Grammatiker, wußte nicht, was er wollte, da er am Epikur die Kunstlosigkeit seiner Worte tadelte, und den Zweck seiner Redekunst, welche bloß auf Deutlichkeit der Rede zielte. Das Nachahmen der Sprechweise ist so leicht, daß es sich bald unter einem ganzen Volke

verbreitet. Mit dem Nachahmen im Urtheilen, im Erfinden gehts nicht so geschwinde. Mark und Sehnen borgt man nicht, wie man wohl Mantel und Kleid borgt. Die meisten Personen, mit denen ich umgehe, sprechen wie mein Buch; ob sie aber ebenso denken, das weiß ich nicht. Die Athenienser (sagt Plato) sehn auf Reichthum und Zierlichkeit der Sprache; die Lacedämonier auf Kürze; die Kretenser aber mehr auf Fruchtbarkeit der Gedanken als auf Sprache. Diese letzten sind die besten."

Wiederum Regeln einer ächten Redekunst, welche nicht den Schein, sondern Wesen und Sein will, nicht mit zusammengeflickten Phrasen auf Effect hinarbeitet, von Herzen zu Herzen wirkt, die vom Geist getrieben Geister im Sturm überwältigt, die nicht mit eitler Absichtlichkeit sie kühl und lieblos zu beschwätzen sucht.

„Ich würde erstlich meine Muttersprache und die Sprache meiner Nachbarn, mit denen ich gewöhnlich den meisten Verkehr habe, gut wissen wollen. Es ist allerdings etwas Feines und Großes um das Griechische und Latein, nur kauft man es gar zu theuer. Ich will hier eine Weise angeben, wie man es wohlfeilern Kaufes, als gewöhnlich haben kann. Man hat solche mit mir selbst eingeschlagen; wer will, mag sich derselben bedienen. Da sich mein seliger Vater aufs Sorgfältigste bei gelehrten und sachkundigen Männern nach einer vorzüglichen Erziehungsart erkundigte, so ward er auf den Nachtheil aufmerksam gemacht, der sich bei der gewöhnlichen Weise findet; und man sagte ihm, daß die viele Zeit, welche wir darauf verwenden, die Sprachen der Römer und Griechen zu lernen, welche diesen gar keine Zeit kostete, daß sie die einzige Ursache sei, warum wir uns nicht bis zur Seelengröße und zu der wissenschaftlichen Höhe jener alten Völker erheben könnten. Ich glaube gleichwohl nicht, daß dieß die einzige Ursache ist. Der Weg, welchen mein Vater einschlug, war nun folgender. Noch an der Brust, und noch bevor sich meine Zunge gelöst hatte, übergab er mich einem Deutschen, der nachmals als ein berühmter Arzt in Frankreich starb. Dieser verstand gar kein Französisch, aber um so besser das Lateinische. Er hatte ihn ausdrücklich verschrieben, bezahlte ihn sehr gut, und dieser hatte mich beständig auf den Armen. Neben sich hatte er noch zwei andere von minderer Wissenschaft, die beständig um mich sein mußten, um es dem Ersten zu erleichtern. Diese nun sprachen kein anderes Wort mit mir als Latein, für die übrigen war es eine unverbrüchliche Regel, daß weder mein Vater noch meine Mutter, kein Diener und keine Kammerjungfer in meiner Gegenwart ein Wort sprechen durfte, als die paar lateinischen Brocken, die jeder gelernt hatte, um mit mir zu papeln. Zum Verwundern waren die Fortschritte, die ein jeder darin machte. Mein Vater und meine Mutter lernten darüber Latein genug, um es zu verstehen, und selbst genug, um sich im Nothfall darin auszudrücken, ebenso diejenigen Bedienten, welche am meisten mit mir zu thun hatten. Kurz wir latinisierten uns dermaßen, daß selbst für die Dörfer der Umgegend etwas abfiel,

woselbst man noch Ueberbleibsel findet, und wo es zur Gewohnheit geworden ist, verschiedene Handwerker und ihr Geräth mit lateinischen Namen zu nennen. Mich selbst anlangend, so wußte ich in meinem siebenten Jahre ebensowenig von der französischen oder perigordischen Sprache, als von der arabischen; und ohne Kunst, ohne Buch, ohne Grammatik oder Regel, ohne Ruthe und ohne Thränen hatte ich ein so reines Latein gelernt, als mein Lehrer es selbst wußte; denn wie hätte ich es vermischen oder verderben sollen? Gab man, um mich zu prüfen, mir wie es in Schulen gebräuchlich ist, ein Thema auf, so geschah es nicht wie den andern auf französisch, sondern in schlechtem Latein, um es in gutes zu übersetzen. Was das Griechische betrifft, das ich fast gar nicht verstehe, so machte mein Vater den Plan, mich solches nach einer neuen Methode lernen zu lassen, nämlich spielend und übend. Unter Anderm war meinem Vater gerathen worden, meinen Willen ohne Zwang so zu leiten, daß ich aus eignem Antriebe die Wissenschaften und meine Pflichten lieb gewönne, und meine Seele sanft und frei zu bilden ohne Härte und Strenge. Das gieng bis zur Schwärmerei. Denn weil einige Menschen der Meinung sind, es schade dem zarten Gehirne der Kinder, wenn man sie des Morgens plötzlich und mit Gewalt aus dem Schlafe wecke, indem sie tiefer und fester schlafen, als erwachsene Personen, so ließ er mich immer durch Musik aufwecken.

Da ich ungefähr 6 Jahre alt war, sandte mich mein Vater in die öffentliche Schule nach Guyenne, die damals sehr blühend und die beste in Frankreich war. Unterdessen wars und bliebs eine öffentliche Schule. Mein Latein ward von Stund an verdorben, später habe ich alle meine Fertigkeit darin aus Mangel an Uebung verloren. Und meine bisherige ungewöhnliche Erziehung diente weiter zu nichts, als mich gleich bei meiner Ankunft den Sprung in die ersten Klassen thun zu lassen. Denn mit dreizehn Jahren, als ich das Collegium verließ, hatte ich meinen Cursum (wie sie's nennen) vollendet, und zwar ohne irgend einen Nutzen, den ich gegenwärtig in Rechnung bringen könnte. Meine erste Neigung zum Lesen entsprang aus dem Vergnügen, das mir Ovids Metamorphosen gewährten. Denn in meinem siebenten oder achten Jahre ungefähr entzog ich mich jedem andern Vergnügen, um den Ovid zu lesen, um so mehr, da seine Sprache gleichsam meine Muttersprache war, und sein Buch das leichteste für mich, das ich kannte, und zugleich wegen seines Inhalts für mein Alter das angemessenste. Denn die Lancelots du Lac, die Amadis, die Hüons de Bordeaux und dergleichen alte Tröster von Romanen, woran sich die Jugend erlustigt, kannte ich nicht einmal dem Titel nach, wie ich solche noch bis auf diese Stunde dem Inhalt nach nicht kenne, so streng war die Zucht. Ich ward dadurch nachlässiger, meine andern mir vorgeschriebenen Lektionen zu treiben. Hiebei kam es mir außerordentlich zu Statten, daß ich es mit einem verständigen Manne von Präceptor zu thun hatte, der bei meinen Abwegen dieser und ähnlicher Art auf seine Weise ein Auge zudrückte. Denn so ward es mir möglich, die Aeneide

Virgils in einem Zuge ganz durchzulesen, dann den Lukrez, hierauf den Plautus und italienische Comödien, die mich alle durch den Reiz des Gegenstandes anlockten. Wäre er thöricht genug gewesen, mich in diesem Gang zu stören, so hätte ich, wie ich glaube, aus dem Collegio nichts mitgebracht, als die Bücherscheu, wie es fast bei unserm ganzen Adel der Fall ist. Er betrug sich dabei sehr klüglich und that, als ob er nichts merkte: er schärfte meinen Hunger, indem er mich diese Bücher verstohlner Weise verschlingen ließ, und mich auf sanfte Weise zu den übrigen geforderten Studien anhielt."

Hier haben wir die Art, wie Montaigne selbst unterrichtet wurde, welche er im Ganzen empfiehlt.

Der neuen Zeit gehört einmal sein Wunsch: vor Allem die Muttersprache und die Sprachen benachbarter Völker zu kennen, wobei es ihm augenscheinlich mehr um brauchbare als um bildende Sprachkenntnis zu thun ist. Aber eben so gehört zur Tendenz der neuen Pädagogik der Versuch, das Latein auf eine neue, bequemere Weise zu lehren, „ohne Grammatik oder Regeln, ohne Ruthe und ohne Thränen." Eben so lernte Montaigne das Griechische „spielend", wie er dann auch spielend „durch Musik" aufgeweckt wurde. — „Man muß Hunger und Liebe zum Studieren erregen, sagt er, sonst erzieht man nur mit Büchern bepackte Esel, unter Peitschenhieben füllt man ihnen die Tasche mit Wissenschaft und ermahnt sie, nichts zu verlieren; aber die Wissenschaft soll man nicht bloß bei sich beherbergen, sondern man muß sich ehelich mit ihr verbinden." — Mit Recht eifert Montaigne so gegen eine liebloſe Zucht und ein Lernen ohne alle Liebe zur Sache. Aber er und tausende in der neuen Zeit, da sie diese Charybdis vermeiden wollten, fielen in die Scylla, in enervierende, verhätschelnde Zuchtlosigkeit und in eine unmethodische Methode des Lehrens und Lernens. Ihr Ideal ist ein epikuräischer, genießelnder Dilettantismus von Jugend auf, ohne jene heilsame Strenge der Schule, welche starke männliche Charaktere bildet, die bei ihren Studien sich ausdauernd den Gegenständen unterordnen, ihnen gehorchen, um sie beherrschen zu lernen.

Daß Montaigne aus der weichlichen, Mühe und Arbeit von ihm abwehrenden Erziehung als ein durchgebildeter eudämonistischer Epikuräer hervorgieng, sahen wir schon, und so ist er selbst als eine Erstlingsfrucht der modernen Erziehung zu betrachten.

In dem 24sten Kapitel „von der Pedanterei" überschrieben, greift Montaigne nicht bloß die Pedanten, sondern die Wissenschaften überhaupt an, weil sie den Menschen zum Handeln im Leben unfähig machten, wie er gegen ein solches wissenschaftliches Treiben auch in den schon angeführten Stellen hin und wieder kämpfte. Auch hierin ist er ganz Vorläufer Rousseaus.

Plutarch bemerkte schon, sagt Montaigne, Grieche und Schulmeister seien bei den Römern Spottnamen. „Nachmals, fährt er fort, habe ich bei zunehmendem Alter gefunden, daß man dazu sehr guten Grund hatte und daß magis mag-

nos clericos non sunt magis magnos sapientes: wie es aber zugehe, daß eine mit den Kenntniſſen von ſo vielen Dingen bereicherte Seele dadurch nicht lebendiger, nicht thätiger werde, und daß ein plumper gemeiner Geiſt die Gedanken und Urtheile der vortrefflichſten Geiſter, welche die Welt hervorgebracht hat, in ſich aufnehmen könne, ohne ſich zu bilden, das begreife ich noch jetzt nicht. Wer ſo viele fremde, große und ſtarke Gehirne aufnehmen ſoll, ſagte mir ein Fräulein, als ſie auf jemand zu reden kam, der muß nothwendig ſein eigenes Gehirn zuſammenpreſſen und in die Enge ziehen, um den andern Platz zu machen. Ich möchte wohl ſagen: ſo wie die Pflanzen von zu vieler Geilung erſticken und die Lampen von zu vielem Oel verlöſchen, ſo gehts der Thätigkeit des Verſtandes bei zu vielem Studieren und zu vielen Materien, indem er durch die zu große Verſchiedenheit der Gegenſtände unfähig wird, ſich zu entwirren, und dieſe Laſt ihn krümmt und verkrüppelt. Aber es verhält ſich anders; denn unſre Seele erweitert ſich in dem Maße, als ſie ſich anfüllt; und aus den Beiſpielen des Alterthums ſieht man ganz im Gegentheile, daß Männer, welche den öffentlichen Geſchäften gewachſen waren, daß große Feldherrn und große Rathgeber in Staatsſachen zugleich ſehr gelehrt waren."

So überſieht Montaigne nicht, daß in Julius Cäſar, Pericles u. A. wiſſenſchaftliche Bildung ſich mit praktiſcher Tüchtigkeit ſehr wohl vertrug. Dennoch macht er den Lobredner der lacedämoniſchen Erziehung und ſetzt dagegen die athenienſiſche zurück. Doch hieran nicht genug, ſagt er:

„Beiſpiele lehren uns, daß das Studium der Wiſſenſchaften die Gemüther eher weibiſch macht, als feſt und kriegeriſch. Der ſtärkſte Staat, der gegenwärtig auf der Welt zu ſein ſcheint, iſt das Türkiſche Reich; ein Volk, das dazu erzogen wird, die Waffen zu ſchätzen und die Wiſſenſchaften zu verachten. Ich finde Rom weit tapferer, bevor es gelehrt war. Die kriegeriſchſten Nationen unſrer Zeit ſind die roheſten und unwiſſendſten. Die Scythen, die Parther, Tamerlan u. a. m. dienen uns hier zum Beweiſe."

Abgeſehen von der Uebertreibung, von der Vergötterung roher, barbariſcher Kraft, finden ſich in dieſem Kapitel mehrere ſehr beherzigenswerthe pädagogiſche Bemerkungen, welche mit den ſchon mitgetheilten weſentlich übereinſtimmen. So ſagt er:

„Nach der gewöhnlichen Art, wie wir unterrichtet werden, iſt es kein Wunder, wenn weder Schüler noch Lehrer dadurch nicht weiſer, obgleich gelehrter werden. Wirklich zielt die Sorge und der Aufwand unſrer Väter für uns auf weiter nichts ab, als uns den Kopf mit Wiſſenſchaften anzufüllen; den Verſtand und das Herz zu bilden, daran wird nicht gedacht. Ruft man ins Volk, wenn einer vorübergeht: O der gelehrte Mann! und bei einem Zweiten: O der gute Mann! — es wird ſich nicht abhalten laſſen, ſeine Blicke und ſeine Verehrung auf den erſten zu richten. Ein Dritter hätte Recht zu rufen: O der Dummköpfe! Wir pflegen uns gemeiniglich zu erkundigen: verſteht er Griechiſch? ver-

ſieht er Latein? Macht er Verſe, oder ſchreibt er in Proſa? Ob er aber beſſer oder verſtändiger geworden ſei, was doch wohl die Hauptſache wäre, darnach fragen wir nicht. Wir ſollten forſchen, wer der Weiſeſte, nicht, wer der Gelehrteſte ſei.

„Wenn unſre Seele nicht eine beſſere Richtung durch das Studieren erlangt, wenn wir dadurch nicht ein geſunderes Urtheil erhalten, ſo möchte mein Zögling meinethalben ſeine Zeit mit Ballſchlagen hingebracht haben, dadurch hätte ſein Körper wenigſtens an Stärke zugenommen. Man ſehe ihn nach ſo viel verbrachten Jahren von Univerſitäten kommen: wer iſt ungeſchickter als er, zu Geſchäften angeſtellt zu werden? Was ſich am meiſten an ihm herausſtellt, iſt, daß ihn ſein Latein und Griechiſch dümmer und anmaßender gemacht haben, als er war, da er von Hauſe hinreiſte. Er ſollte mit genährter voller Seele zurückkommen, aber er hat ſie nur aufgeblaſen.“

Die Polemik gegen Vernachläſſigung des Ethiſchen und Ueberſchätzen des Intellektuellen, gegen Hintanſetzung des Nützlichen gegen die bloße Gedächtnißübung — alles iſt ein Vorſpiel Rouſſeaus. Eben ſo folgende Stellen gegen das todte Wiſſen, ohne Kraft und Geſchick zum Handeln.

„Was hilfts uns, den Magen mit Speiſen zu füllen, wenn ſie nicht verdaut werden, ſich nicht in Nahrungsſaft verwandeln, wenn ſie uns nicht Wachsthum und Kräfte geben? Wir lehnen uns ſo ganz auf fremde Schultern, daß wir darüber unſre eignen Kräfte vernichten. Will ich mich gegen die Furcht vorm Tode waffnen, ſo geſchieht es durch Ausſprüche des Seneca. Suche ich Troſt für mich ſelbſt, oder für einen andern, ich entlehne ihn von Cicero. Ich hätte den Troſt aus mir ſelbſt geſchöpft, hätte man mich darauf geübt. Ich liebe dieſe vermittelte und erbettelte Befriedigung nicht. Könnten wir auch durchs Wiſſen Anderer gelehrt werden, weiſer werden wir gewiß nicht anders, als durch unſere eigne Weisheit.

Meine ungelehrten Landsleute nennen dieſe hochgelahrten Herren ſehr ſpaßhafterweiſe Ueberſtudierte; wahr iſts, meiſt ſcheint es, als hätten ſie den Menſchenverſtand aus dem Kopf hinwegſtudiert. Denn man ſehe dagegen nur einen Bauer oder Schuſter, ſie gehen einfältiglich ihren Gang fort, ſprechen von dem, was ſie wiſſen; jene aber, um ſich zu erheben und zu brüſten mit ihrem Wiſſen, das auf der Oberfläche ihres Gehirns herumſchwimmt, verwirren ſich und ſtraucheln ohn Unterlaß. Den Galen kennen ſie wohl, aber den Kranken gar nicht. Sie haben auch ſchon den Kopf ganz mit Geſetzen angefüllt: worauf es aber beim Rechtsſtreite eigentlich ankommt, das haben ſie noch nicht begriffen. Von allen und jeden Dingen verſtehen ſie die Theorie; ſucht nur Jemand, der die Theorie in Anwendung bringe.

Es iſt aber nicht genug, daß unſre Erziehung uns nicht verderbe, ſie muß uns beſſer machen. Es gibt bei uns in Frankreich einige Parlamente, welche die Mitglieder, die ſie aufnehmen ſollen, nur aus ihrer Wiſſenſchaft examinieren;

andre hingegen prüfen auch ihren Verstand, indem sie ihnen diesen oder jenen Rechtsfall zur Beurtheilung vorlegen. Diese letztern scheinen mir weit richtiger zu verfahren. Und obgleich in einem solchen Amte beides nöthig, so ist doch das Wissen von geringerem Werthe, als ein richtiger Verstand. Dieser kann zur Noth ohne jenes auslangen, aber nicht das Wissen ohne den Verstand. Denn wie der griechische Vers es ausdrückt, ὡς οὐδὲν ἡ μάθησις ἦν μὴ νοῦς παρῇ: Was hilft die Wissenschaft ohne Verstand? Wollte Gott, wir wären in Ansehung unsrer Rechtspflege so glücklich, daß jene Gerichtshöfe mit eben so viel Verstand und Gewissen begabt wären, als es ihnen am Wissen nicht mangelt! Non vitae, sed scholae discimus."

Hiermit verlassen wir den höchst originellen, gescheuten, ironischen Mann, der bei gesundem Mutterwitz weit klarer sah, als die in todter, klassischer Manier befangenen Gelehrten. Keck und treffend sprach er ungeniert seine Gedanken aus, ohne darnach zu fragen, was Pedanten davon urtheilen möchten. Wie sehr er aber auf solche Weise durchdrang und allgemeinen Beifall fand, das bezeugen die vielen Ausgaben seiner Versuche, und der Einfluß, den er nicht bloß auf seine Zeitgenossen, sondern auch auf die bedeutendsten Männer der folgenden Jahrhunderte, vor allen auf Rousseau hatte.

Doch hat der Beifall eine bedenkliche Seite; Montaigne dürfte ihn auch durch seine leichtsinnige, epikuräische Frivolität gefunden haben. Immer haben wir es mit einem Manne zu thun, der zwar sehr belehren, aber auch sehr verführen kann, und reine wie unreine Thiere in seinem Tuche trägt.

Sein Biograph sagt: Montaignes Gemüthsstimmung habe zwischen dem Jovialen und dem Melancholischen geschwankt. Muß nicht die Jovialität des zeitlichen Epikuräismus durch die Melancholie der Ewigkeit gestört werden?

Beilagen.

Beilage I.

Thomas Platter.

Aus Thomas Platters Selbſtbiographie, welche derſelbe im 73ſten Lebensjahre für ſeinen Sohn Felix aufſetzte.

Thomas Platter kam im Jahre 1499 unweit Visp im Canton Wallis zur Welt, da man eben zur Meſſe läutete, weshalb ſeine Verwandten hofften, er werde Prieſter werden. In den Knabenjahren hütete er Ziegen und Kühe; 9 Jahre alt wurde er ſeinem Vetter einem Pfarrer übergeben. Er erzählt:

„Do gieng es mier übell; den der herr was gar ein zornig man, ich aber ein ungeſchickt purenbieblin. Der ſchlug mich gruſam übell, nam mich vill malen by den oren und zog mich vom herd[1] uff, das ich ſchrei, wie ein geiß am meſſer ſtäket, das offt die nachpuren[2] über in ſchruwen, eb er mich welte mirden.

By dem was ich nit lang. In der ſelben zyt kam einer, der was mier geſchwiſterget kind, der was den ſchulen nachzogen gan Ulm und Minchen im Peierland, was ein Summermatter, mins alten großvatters ſuns ſun; der ſelb ſtudent hieß Paulus Summermatter. Dem hatten mine frind von mier geſagt, verhieß inen, er welt mich mit im nemmen und in tütſchland der ſchull nach fierren. Do ich das vernam, fiell ich uff mine knüw und bad gott den almechtigen, das er mier von dem pfaffen hulfe, der mich ſchier gar nütz lart und aber iämerlich übell ſchlug; dan ich hatt eben ein wenig lärnen ſingen das salve und umb eier mit andren ſchuleren, die ouch in dem dorff waren by dem pfaffen.

Als nun Paulus wider wandlen wollt, ſolt ich zu im gan Stalden kummen. Innert Stalden iſt ein huß, das heiſſet zmilibach; do wonet einer, hieß Simon zu der Summermatten, was miner mutter bruder, der ſolt min vogt[3] ſin; der gab mier ein goldguldin, den trug ich im hendlin byß gan Stalden, luget offt under wägen, ob ich in noch hette, gab in dem Paulo. Alſo zugen wier zum land uß. Do mießt ich vor mier anhi[4] heiſchen und minem Bacchanten, dem Paulo, ouch gen[5], dan von miner einfeltikeit und landlichen ſprach gab man mier vill. Als wier über den berg Grimßlen nachtz in ein wirtzhuß kammen,

1) Erde, Boden. Nachbaren. 3) Vormund. 4) anhin. 5) geben.

hatt ich nie kein kachellofen gſächen und ſchein der mon in kachlen; do wond[1] ich, es weri ſo ein groß kalb, dan ich gſach nur zwo kachlen ſchinen, das meint ich die ougen ſin. Mornides gſach ich gens, deren ich nie keini gſächen hatt; do meint ich, do ſy mich anpfiſeten, es weri der tüfell und welte mich freſſen, floch und ſchrei. Zu Lucern gſach ich die erſten ziegell täcker, da verwundret ich mich ab den rotten tächren. Kamen demnach gan Zürich. Do wartet Paulus uff ettlich gſellen, die wolten mit uns in Miſſen ziechen. Die will gieng ich gan heiſchen, das ich den Paulum ouch ſchier zoch[2]; dan wo ich in ein wirtzhuß kam, horten mich die lüt gären die walleſſer ſprach reden und gaben mier gären.

Nachdem wier nun by 8 oder 9 wuchen uff gſelſchafft wartetend, zugen wier uff Miſſen zu, was mier ein wytte reiß, als der des nit gwont hatt, ſo wyt zu ziechen, darzu underwägen zu eſſen überkon;[3] zogen alſo unſer mit einandren 8 oder 9, dry klein ſchützen, die andren groß Bacchanten, wie man ſy do nampt, under welchen ich der aller kleinſt ſchütz was und iungſt. Wen ich nit woll mocht zu gan, gieng min vetter Paulus nach mier mit der rutten oder ſtäklin, zwickt mich umb die bloſſen bein, dan ich hatt kein hoſen an und böſe ſchülin. Weis ouch nit mer alle ding, wie es uns uff der ſtraß ergangen ſig; doch ettliche bin ich ingedenk. Als namlich wie wier uff der reiß waren und man dan allerlei redet, ſagten die Bacchanten zamen, wie es in Miſſen und Schleſe[4] der bruch weri, das die ſchuler derfften gens und enten, ouch andre eſſige[5] ſpyß rouben und dette man eim nütz drum, wen man dem entrunnen, deſſen ein ding gſin weri. Uff ein tag waren wier nit wyt von eim dorff, do was ein groſſer huffen genſen by einandren und was der hirt nit darby, dan ein ieglich dorff hatt ein eignen genshirt, der was zimlich wyt von den genſen by dem kühirt. Do fraget ich mine gſellen die ſchützen: wen ſind wier in Miſſen, das ich derfft gens ztod werfen? Sprachen ſy: jetz ſind wier drin. Do nam ich ein ſtein, wirffen eini, traff ſy an ein bein, die andren flugen darvon, die hinkend aber kond nit uffkummen. Do nim ich noch ein ſtein, draff ſy an kopff, das ſy niderfiell (dan ich hatt by den geiſſen woll lärnen werffen, das kein hirt mins alters über mich was, kond des glichen ouch das hirten horen blaſen und mit dem ſtäken ſpringen, dan in ſömlichen[6] künſten übt ich mich under minen mithirten). Do lyff ich zuhin und erwutſcht die gans by dem kragen und mit under das röklin und gieng die ſtraß durch das dorff. Do kam der genßhirt nachher geloffen, ſchriend im dorff: der bub hat mier ein ganß geroubt. Ich und mine mitſchützen fluchen[7] und hauget der gans die fieß under dem röklin fürher. Die puren kamen herfür mit parten,[8] die ſy werfen konten, liffen uns nach. Do ich gſach, das ich nit mit der gans entrinnen mocht, ließ

1) wähnt. 2) ernährte. 3) erhalten. 4) Schleſien. 5) ſolche (Fechter.)
6) ſolchen und ähnlichen. 7) flohen. 8) Beilen.

ich ſy fallen; vor dem dorff ſprang ich ab dem weg in ein geſtüdt,[1] miner gſellen aber zwen liffen der ſtraß nach, die erylten zwen puren. Do fielen ſy nider uff knü, begärten gnad, ſy hetten inen kein ſchaden than und ſy ouch die puren gſachen, das ſy nit die waren, der gans hatt laſſen fallen, giengen ſy wider in das dorff, namen die gans. Ich aber gſach, wie ſy minen gſellen nacheilt waren, was in groſſen nötten und ſprach zu mier ſelbs: Ach gott ich gloub, ich hab mich hüt nüt geſägnet, wie man mich dan gelert hatt, ich ſolte mich alle morgent gſegnen. Wie die puren wider in das dorff kamen, funden ſy unſre Bacchanten im wirtzhuß (dan ſy waren füranhi in das wirtzhuß gangen und kamen wier nacher) vermeinten ſy ſölten gans zalen, weri etzwa umb 2 batzen zu thun gſin, weiß aber nit, öb ſy ſy zalt hand oder nit. Wie ſy nun wider zu uns kamen, lachetten ſy, fragtend, wie es gangen weri. Ich entſchuldiget mich, vermeint es weri ſo lantz bruch. Sprachen ſy, es weri noch nit zyt.

By einer vierteill einer mill by Nümburg waren unſer groſſen gſellen in eim dorff dohindenbliben; dan wen ſy wolten zamend zeren, ſchicktend ſy uns voranhi.

Zur Nümburg bliben wier ettlich wuchen. Wier ſchützen giengen in der ſtatt ettlich ſingen, die ſingen konden, ich aber gan heiſchen, giengen aber in kein ſchul. Das wolten die andren nit liden, tröwten[2] uns in die ſchull zu züchen. Der ſchulmeiſter empot ouch unſren Bacchanten, ſy ſölten in die ſchul kummen oder man wurde ſie reichen.[3] Anthoni empot im wider, er mecht woll kummen. Und als ettlich ſchwitzer ouch do waren, die lieſſen uns wiſſen, uff welchen tag ſy kummen wurdin, das ſy uns nit unverſächenlich überfielin. Do trugen wier kleinen ſchützen ſtein uff das tach. Anthoni aber und die andren namen die thür in. Da kam der ſchulmeiſter mit der gantzen proceß ſiner ſchützen und Bachanten, aber wier buben wurffen mit ſteinen zu inen, daß ſy wichen mießten. Als wier nun vernamen, das wier vor der oberkeit verklagt waren, hatten wier ein nachpuren, wolt ſiner tochter ein man gen. Der hatt ein ſtall mit gmeſten genſen, dem namen wier nachtz 3 gens und zugen an das ander teill der ſtatt. Do kamen die ſchwitzer zu uns, zächten mit einandren und zoch do unſer purß[4] uff Hall in Saxen zu und giengen in die ſchull zu S. Ulrich. Als ſich aber unſre Bacchanten ſo ungebirlich mit uns hielten, wurden unſer ettlich mit Paulo, minem vetter, zrad von den Bacchanten zu louffen, und zugen gan Träſen.[5] Do was doſelbſt nit vaſt ein gutte ſchul und uff der ſchull in den habitatzen voll lüß, das wier ſy znacht im ſtrow under uns ghorten kräßmen. Brachen uff und zugen uff Präßlen zu, mieſten vill hunger under wägen erliden, alſo daß wier ettlich tag nütz den ziblen row gſaltzen aſſen, ettlich tag bratten eichlen, holtzöpfell uno biren, manche nacht unter heiterrem himel ligen, das man uns nienert by den hüſren wolt liden, wie frie[6] wier umb herberg batten; etwen hetzt man die hünd an uns. Do wier aber gen Präßlaw in die

1) Gebüſch. 2) droheten. 3) holen. 4) Geſellſchaft. 5) Dresden. 6) freundlich.

ſchleſin kamen, do was alle völle, io ſo wolfeill, das ſich die armen ſchuler überaſſen und offt in groſſe kranckheit fielen. Do giengen wier zum erſten im Thum zum heiligen krütz in die ſchull. Als wier aber vernammen, das in der obreſten pfar zu S. Elizabeth ettlich ſchwitzer waren, zugen wier dohin. Do waren zwen von Bremgarten, zwen von Melligen und ander und vill ſchwaben, do was kein unterſcheid under ſchwaben und ſchwitzeren, ſprachen einandren zu wie lantzlüt, iſchirmten einander. Die ſtatt Präßlen hat ſiben pfarren, iegliche ein bſundre ſchul, dorfft kein ſchuler in des andren pfar gan ſingen oder ſy ſchruwen: ad idem! ad idem! So liffen den die ſchützen zamen und ſchlugen einander gar übell. Es ſind uff ein mall in der ſtat, wie man ſagt, ettlich tuſend Bachanten und ſchützen gſin, die ſich all des almuſens ernarten. Man ſagt ouch, das ettlich 20, 30 jar und mer do werin gſin, die ire ſchützen hatten, die inen präſentirten. Ich han minen Bachanten offt eins abentz 5 oder 6 trachten heim uff die ſchul tragen, do ſy dan wonten. Man gab mier ouch vaſt gären, drum das ich klein was und ein ſchwitzer, dan man hatt die ſchwitzer vaſt lieb; drumb man dan ein groß mittliden hat mit den ſchwitzern, das ſy eben zu der zyt in der groſſen Meilander ſchlacht übell gelitten hatten, das der gmein man ſagt, ietz hand die ſchwitzer ir beſt pater noster verloren; dan vorhin meint man, ſy werin ſchier unüberwintlich.

Bleib ein zytlang do, ward eins winters dry mall krank, das man mich mußt in ſpitall fierren. Die ſchuler hand ein bſundrigen ſpitall und eignen Doktor. Do gibt man uff dem radhuß von eim ein wuchen 16 haller, daruß erhalt man ein gar woll, hand gutte wardt, gutte bette, aber groß lüß drin, wie ziliger[1] hanffſamen, das ich will lieber in der ſtuben, wie wancher mer, uff dem herdt lag, den in den betten. Die ſchuler und Bachanten, ſind ſo voll lüſen, das nicht glouban iſt. Ich hette ſchier als offt man gwelt hette, dry lüß mit einandren uß dem bnſen zogen. Bin ouch offtermal, bſunder im ſummer ußhi an die Aber,[2] das waſſer, das do für flüßt, gangen min hembdlin gwäſchen, an ein ſtuden gehenkt, getröcht, darzwiſchen den rok geluſet, ein gruben gmacht, ein huffen lüß drin geworffen, zugedekt mit hert und ein krütz druff geſtekt.

Den winter ligend die ſchützen uff dem herd in der ſchull, Bachanten aber in den kämerlinen, deren zu S. Elizabeth ettlich hundert waren; den ſummer aber wen es heiß was, lagend wier uff dem kilchhoff, trugen graß zamen, das man im ſummer in den herren gaſſen für die hüſer am ſamßtag ſpreittet, das trugen ettlich an ein ertlin zamen uff dem kilchhoff, lagen drin, wie die süw in der ſtröwe. Wen es aber rägnet, liffen wier in die ſchull, und wen es ungwitter was, ſo ſungen wier ſchier die gantzen nacht Responsoria und ander mit dem Subcantore.

Etzwen[3] giengen wier im ſummer nach dem nachtmall in die bierhüſer gan[4] bier heiſchen. Do gaben uns die vollen Poläggen puren bier, das ich offt

1) „ziſig, gering, ſchlecht". Stalder 2, 472. 2) Oder. 3) bisweilen. 4) um zu.

mit unwiſſen ſo voll bin worden, das ich nit han wider zu der ſchull können kummen, wen ich ſchon nur by eim ſteinwurff wyt von der ſchull was. Summa do was narung gnug, aber man ſtudiert nit vill.

In der ſchul zu S. Elizabeth laſen alwägen einsmals zu einer ſtund in einer ſtuben 9 baccalaurii; ward doch graeca lingua noch nienert im land, des glichen hat niemand noch kein truckte biecher, allein der praeceptor hatt ein trukten Terentium. Was man laß, muß man erſtlich dictierren, den diſtingwieren, den conſtruieren, zuletſt erſt exponieren, das die Bachanten groſſe ſcarteken mit inen heim hatten zu tragen, wen ſie hinweg zugen."

Von Breslau zog nun Platter über Dresden nach München, wo er mit Paulus zu einem Seifenſieder kam. „Dem ſelben meiſter, erzählt er, halff ich mehr ſeiffen ſieden, den ich in die ſchul gienge, und zoch mit im in die dörffer gan äſchen kouffen. Paulus aber gieng in der pfar zu unſer frowen in die ſchull, ſo ouch ich, aber fälten, alein drumb das ich dörffte uff der gaſſen umb brott ſingen und minem Bachanten, dem Paulo, präſentieren, das iſt zu äſſen zutragen."

Nach fünfjähriger Wanderſchaft gieng Platter mit Paulus in ſeine Heimath Wallis zurück. „Do konden mich, erzählt er, mine frind ſchier nit mer verſtan, ſprachen: unſers Tomilin red ſo tieff, das in ſchier niemantz verſtan kan; dan die will ich iung was, hatt ich von ieglicher ſprach etzwas gelärnet, do ich die will gſin was.

Bald hernach zugen wier wider darvon uff Ulm zu; do nam Paulus noch ein buben mit im, der hieß Hiltenbrandus Kalbermatter, eins pfaffen ſun, was ouch noch iung. Dem gab man tuch, wie man das macht im land, zu eim röklin. Als wier gan Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem tuch umbher gan, den macherlon darzu heiſchen; mit dem überkam ich vill gält, dann ich hatt das gutzlen[1] und bättlen woll gewont, dan darzu hatten mich die Bachanten angentz[2] brucht, gar nit zu den ſchulen zogen und nur nit gelert läſen.

Nachdem ich fälten in die ſchull gieng und angentz, wen man in dſchull ſolt gan, mit dem tuch umbgieng, do han ich groſſen hunger ghan, dan alles, was ich überkam, bracht ich den Bachanten, ich hette nit ein bitzlin geeſſen, den ich forcht das ſtrichen. Paulus hatt ein andren Bachanten zu im gnon,[3] hieß Achacius, was von Mentz, denen mießt ich und min gſell Hildeprant präſentierren; aber min gſell fraß ſchier als, dem giengen ſy uff der gaſſen nach, das ſy in eſſend fundent oder ſy hieſſen in das mull mit waſſer ſchwenken und in ein ſchüſſlen mit waſſer ſpeitzen, das ſy ſächen, öb er etzwas gefräſſen hette. Den wurffen ſy in ein bett und ein küſſin uff den kopff, das er nit ſchrien möchte, ſchlugen in dick bed Bachanten, das ſy nit mer mochten; dorumb forcht ich mich, bracht alle ding heim, hatten oft ſo vill brod, das es graw ward; do ſchnitten ſy den ußwendig das graw ab, gabens uns zu eſſen. Do han ich offt groſſen hunger ghan und bin übell erfroren, drumb das ich offt byß umb mitte nacht in der finſtre han mießen umbher gan ſingen umb brot.

1) durch Schmeichelei etwas zu erhalten ſuchen. 2) alſobald. 3) genommen.

laß er uns den Terentium; do mießten wir alle wertlin eine gantze comödi declinierren und coniugierren. Do ist er offt mit mier umbgangen, das min hembdlin naß ist worden, io ouch die gsicht ist vergangen und doch nie kein streich gen, den einest mit der lätzen hand[1] an baggen. Aer laß ouch in der heiligen geschrifft, das ouch vill leien die selben stunden drin gingen, dan es was im anfang, das das liecht des heiligen Evangelii wolt uffgan und hat man doch noch lang mäß und die götzen in der kilchen. Wen er aber schon ruch[2] mit mier was, furt er mich den heim und gab mier zu essen, dan er ghort mich gären sagen, wie ich alle land was usgeliffen in tütschland und es mier allenthalben ergangen was, das wußt ich do zmall woll."

Später ward Platter paedagogus bei den zwei Söhnen eines Meister Heinrich Werdmiller. „Do gab man mier alle tag zu ymbiß zu essen. Der ein sun hieß Otho Werdmiller, ist hernach Vitebergae magister artium und darnach ein diener der kilchen worden zu Zürich, der andre aber ist zu Kappell umbkummen. Do hatte ich kein nod mer, weder das ich mich schier zvast arbeittet mit studierren; ich wolt latinam, graecam und haebraicam linguam einsmals[3] studierren, han manche nacht wenig geschlaffen, sunder mich wider den schlaff iämerlich gemartret, han offt kalt wasser in mund gnon, row rüben, sand, wen ich entschlieffe, mit den zänen uff einander stiesse ꝛc. Darumb den ouch min lieber vatter Myconius mich abmant und nüt zu mier sagt, wen mier schon etzwa ein schlaff in der letzgen ankam. Und wie woll ich nie han mögen darzu kummen, do man grammaticam latinam, graecam oder haebraicam geläsen hatt, nam ich und laß andren, domit ich mich ubte, dan Myconius erstlich uns nur ubt frequenti exercitatione in lingua latina; graece underwand er sich nit vast, denn die Griekesch sprach was noch seltzam, ward wenig brucht. Ich conferiert aber mit mier selbs in Luciano et Homero, in dem das vertiert ist gsin. Es begab sich ouch, das mich der vatter Myconius zu im in sin huß nam, der hatt ettlich tischgenger, mit denen sollt ich den Donatum und declinationes üben, under welchen ouch Doctor Gesnerus sälig was;[4] das üben kam mier uß der massen woll. In der zyt hat Myconius zu eim provisor den hochgelerten herren Theodorum Bibliandrum, welcher in allen sprachen überuß gelert was und für uß in hebraica lingua; der hatt ein hebreisch grammatic geschriben, der was ouch by dem Myconio im tisch. Den bad ich, er solt mich leren hebreisch läsen; das tadt er, das ich das trukt und geschriben kond läsen. Do stund ich all morgend uff, heitzt dem Myconio sin stüblin in, saß also vor dem offen und schreib die Grammatic ab, die will er schlieff, das ers nie ist innen worden."

1) Mit dem äußeren Theile der Hand. 2) rauh.

3) auf einmal, Grimm, Deutsches Wörterb. III, 298.

4) Höchst wahrscheinlich der ausgezeichnete Conrad Gesner, welcher 1516 in Zürich geboren, 1565 daselbst gestorben, also schon todt war, als Platter 1572 diese Biographie schrieb.

Unmittelbar darauf lehrte Platter Hebräiſch, lernte aber ſelbſt — das Seilerhandwerk.

„Do kam, erzählt er, ein finer glerter iunger man von Lucären, hieſt Rudolphus Collinus, der ſolt gan Coſtentz uff dic wichen,[1] beredt in Zwinglius und Myconius, das er mit dem gelt das ſeiler handwerch lärnet. Als der ſelb wibet und meiſter ward, bad ich in, er ſolt mich ouch das ſeiler handwerch leren. Sprach, er hette nit hanff. Do was mier von miner muter ſälig etzwas zu erb worden, do koufft ich dem meiſter ein centner hauff und lernet darby, als vill miglich, und hatt doch alle zyt ein luſt zu ſtudierren. Wan der meiſter wond, ich ſchlieffe, ſtund ich heimlich uff, entſchlug ein licht und hatt ein Homerum und heimlich mins meiſters versionem, doruß gloſiert ich min Homerum, wen ich dem handwerch nachwandlete, den Homerum mit mir triege. Do der meiſter deſſen innen ward, ſprach er: Platere, pluribus intentus minor est ad singula sensus; ſtudier eintwäders oder trib das handwerch. Eineſt als wir znacht aſſen by dem waſſerkrug, ſprach er: Platere, wie facht Pindarus an? Sagt ich: ἄριστον μὲν τὸ ὕδωρ, lachet er und ſprach: ſo wellen wier dem Pindaro folgen und ſo wier nit win hand, waſſer trinken.

Do ich nun den centner hanff verwercht hatt, waren miene leriar uß, wolt uff Baſell zu züchen, was vor wienacht.“

In Baſel kam er zu einem zweiten Seilermeiſter Hans Stähelin, „von dem ſagt man, er were der ruchеſt meiſter, der am Rinſtrammen[2] funden wurde, darumb dan ouch die ſeilerknecht nit gären by im waren und mocht ich deſter lichter zu kummen.“ Arbeitete Platter daß ihm „der ſchweiß ußgieng, ſo lachet den der meiſter minen und ſprach: hette ich ſo vill gſtudiert wie du und hette ſo ein liebe darzu, ich welt ee,[3] das der tüfell das ſeilerhandwerch näm. Den er gſach woll, das ich ein bſundre liebin zu den biechren hatt.

Der Druckerherr „Cratander ſchankt mier ein Plautum, den er in 8° getrukt hatt, der was nit inbunden. Do nam ich ein bogen nach dem andern, ſtakt in in ein gäbelin und das gäbelin ſtakt ich in den hanff, das was unden gſpalten. Do laß ich im hinderſich und fürſich gan, wenn ich dratt;[4] wen den der meiſter kam, ſo warf ich ſchnäll den hanff druber. Ein mal erwutſt er mich, do gſtalt er ſich gar lätz[5], fluchet: das dich botz marter als pfaffen ſchend! wilt ſtudierren, ſo gang dem nach, oder aber gang dem handwerch nach! iſt es nit gnug, das ich dier zu nacht erlouben und am firtag? muſt erſt im träien ouch läſen? Am firtag alsbald ich zu imbyß geeſſen hatt, nam ich mine biechlin, gieng mit etzwa in ein gartenhüßlin, laß den gantzen tag byß das der torwächter ſchrei. Nach und nach macht ich ouch kundſchafft mit ettlichen studiosis, in ſunderheit mit den discipulis D. Beati Rhenani. Die und andre kammen oft für den laden, maneten mich, ich ſolt von dem ſeilerwärch laſſen.“

1) Weihe. 2) Rheinſtrom. 3) eher. 4) drehete. 5) gebärdete er ſich gar grimmig.

Auf Doctor Oporinus Bitte wollte Platter ihm Hebräiſch lehren. „Do ſchlug Oporinus an die kilchen an, es weri einer, der welte Rudimenta linguae hebraicae läſen umb die 4 am montag zu 5 zu S. Lienhart; do was do zmall Oporinus ſchulmeiſter. Als ich uff die ſtund dohin kam und meint Oporinum alein zu finden, do waren iren 18 do, fine gelerte gſellen, dan ich hatt den zedell an der kilchentüren nit gſächen. Do ich die gſellen gſach wolt ich darvon. Aber D. Oporinus ſagt: flüch nit, das ſind ouch gut gſellen. Ich ſchempt mich aber in mim ſeilerſchürtzlin, doch ließ ich mich bereden, fieng an inen Grammaticam D. Munsteri läſen; der was noch nit gan Baſell kummen, laß inen ouch prophetam Jonam zum beſten ſo ich mocht."

Nachmals lehrte Platter in ſeinem Vaterlande Wallis und anderwärts, trieb daneben das Handwerk fort; ſpäter war er Corrector für Baſler Buchdruckereien, und druckte ſelbſt. Wiederholt ward er aufgefordert, das Drucken aufzugeben, ſo von Rudolph Fry, der zu ihm ſagte: „Lieber, werdent ſchulmeiſter! daran wurdent ier minen Herren ein wollgfallen thun, wurdent gott und der welt dienen. Do zeigt ers unſren G. herren an; die ſchicktend den herren ſtadtſchriber an mich, desgleichen D. Grynaeum. Der D. Grynaeus ſagt zu mier: werdent ſchulmeiſter, es iſt kein göttlicher ampt; ich mecht ouch nüt lieber ſin, wen ich nur nit ein Ding zwei mal mieſte ſagen. Man redet ſo vill mit mier, das ich zuſagt, namlich do man zahlt 1541 in der frovaſten Crucis.

Do beſchickten mich unſre herren Deputaten uff das richthuß, ward mit mier gehandelt. Do begärt ich erſtlich, welt man mier die ſchull vertruwen, die anzurichten und regieren, desgleichen dry provisores und ein bſöldigung, das ich darby mechte beſtan, ſo welt ichs annen,[1] wo nit, ſo wüßte ich die ſchull nit mit nutz und eren zu regieren. Das ward mier alles nachgelaſſen. Die bſöldigung wolt ſich ſtoſſen. Ich begärt 200 fl., für mich 100 fl. und für die proviſer 100 fl. Das verhieſſen ſy mier und verbutten mir, ich ſolt das niemantz ſagen, dan man hette keim nie ſo vill gen und wurde ouch keim mer ſo vill gen. Das alles ward mit mier beſchloſſen, die Univerſitet nütz drumb gefragt, das ſy den ouch nit ein wenig verdroß; dan ſy wurden anderſt mit mier gehandelt han und fürnämlich ingebunden, ich ſölte mich der Univerſitet underwirfflich machen, dun, was ſy mich hieſſen, ihrer präſcription nach die ſchull anrichten und läſen, was ſie mier fürſchriben in der ſchull läſen und füruß, das ich ſölt magister werden und vill anders, was inen den zu ieder zyt zufiele.

Uff das hin fur ich gan Straßburg,[2] wollt ir ordnung beſichtigen und mit minem bruder Lithonio, der do praeceptor was tertiae classis, conferieren und als vill min ſchull ertragen mecht, anordnen. Kam demnach wieder heruff, richtet mine vier classes an, dan vorhin waren die discipuli all in der undren ſtuben, heitzend ouch byßhar nit mer, den die undren ſtuben; dan do waren

1) annehmen. 2) Sturms Gymnaſium war 3 Jahr früher, 1538 eröffnet.

dar wenig discipuli. Wie ich nun anfieng ſchul halten, mußt ich inen, der Univerſitet, min Ordnung classium und was ich zu allen ſtunden die gantz wuchen läſen in gſchrifft überantwurten.[1] Das wolt inen nit alles gefallen, vermeinten, ich läſe höchre autores, den ſy im paedagogio, und füruß wollten ſy nit liden, das ich dialecticam läſe; hand mich ſo offt verklagt, das die herren anfieng wundren, was doch die dialectic wäre dorumb man ſo zankete und ietz ſo lang. Do ich das dem herren Burgermeiſter, herr Joder Brand, der mich drumb fraget, anzeigt, was Dialectic were, verwundret er ſich, worumb man mier das wölt weren. Uff einzyt hatten ſy ein Convokatz uff dem pfingſttag, hatten abermals einhellig erkend, ich ſolt Dialectic nit läſen. Ich kart mich aber nütz dran, fur für, die will ich discipulos hatt, die ſy mit nutz mochten hören. So waren die aliae facultates nit vaſt darwider, alein facultas artium was darwider, ſprachen, es brechte dem paedagogio ein groſſen abbruch, die knaben welten deſter weniger deponieren; do was es inen gelägen. Dieſer zang[2] hat by ſex jahren gewert, byß das ein peſtelentz mier die ſchull ſo gar verſchweiniget[3] hatt, das ich nit discipulos hatt, die Dialecticam möchten hörren."

Im Verfolg ſetzte die Univerſität es durch, daß er vor ihren Abgeordneten Examina halten ſolle. „Uff die nechſten frovaſten[4], erzählt er, füret ich ſy, mine classem, hinab, ließ ſie examinieren. Do giengen iren ettlich mit der ſach umb, das ſy den eben lang einander zu vexieren hatten, etzwen drob uneinß wurden, hießen darnach mich examinierren. Ich ſagt, ſy ſoltens thun, ich examinierte ſy alle tag in der ſchull; doch ließ ich mich bereden, und triben das alſo byß uff dieſe zyt. Ich hatt vermeint, die examina weren doruff angeſächen, das man gſäch, öb ſy weidlich zunämen; ſo ſitzend, die zuhören ſolten, der merteil do und ſchwätzend. Die examina ſind nüt nitz, dan ieglicher kum ein linien exponieren kan, man heißt fürfaren, iſt nur dorumb, das man ſoll gedenken, ſy keren groſſen flyß an."

Zuletzt wendet ſich Platter an ſeinen Sohn Felix, für welchen er dieſe Biographie ſchrieb, blickt zurück auf ſeine harte, arme Jugendzeit und auf die ſpäteren Jahre, da ihm Vermögen und Ehre zu Theil geworden. „Was ſoll ich den, ſchließt er, ouch von dir, Felix, ſagen, von dinen eeren und wolſtand, das dier gott die eer gönnen hat, das du ietz ein zytlang mit dinem hußmütterlin glücklich und woll geläbt haſt, Fürſten und Herren, edel und unedell bekannt biſt worden. Diſe ding alle welleſt, lieber ſun Felix, erkennen und bekennen, dier ſelbs nüt zuſchriben, ſunder gott alein lob und eer veriächen[5] din leben lang, ſo wirſt erlangen das ewig läben. Amen."

1) Dieſer Schulplan nebſt dem Schreiben, das Platter bei den erſten Unterhandlungen an die Deputaten abgehen ließ, iſt enthalten in der vom Herausgeber verfaßten „Geſchichte des Schulweſens in Baſel bis zum Jahre 1589. Einladungsſchrift zur Promotion 1837. Baſel bei Seul und Maſt."

2) Zank. 3) gelichtet. 4) Heilige Faſtenzeit. 5) bekennen, ſagen.

Es war im Jahre 1541, im 42sten Lebensjahre, als Platter das Lehramt übernahm, welches er 37 Jahre lang, bis 1578 kräftig verwaltete. Felix Platter, der Sohn, berichtet, sein lieber Vater sei den 26sten Jenner 1582 jederzeit bei gutem Verstand seliglich verschieden, — seines Alters 83 Jahr.

Beilage II.

Melanchthons lateinische Grammatik.

Der fleißige Strobel gab in seinen Beiträgen[1] eine Abhandlung „von Melanchthons Verdiensten um die Grammatik."[2] Er führt hier die Ausgaben der lateinischen Grammatik in der Zeitfolge auf.

Die erste von Goldstein besorgte ist vom Jahre 1525. Als die 4te Ausgabe gibt Strobel an: Gramm. lat. P. Melanchthonis ab authore nuper aucta et recognita. Norembergae apud I. Petreium. 1529.

Folgende Ausgabe, welche ich besitze, hat Strobel nicht erwähnt.

„Gramm. lat. P. Mel., ab authore nuper aucta et recognita. Secunda editio. Parisiis ex officina Roberti Stephani. 1529." Zu Ende steht: Excudebat Rob. Stephanus, Par. anno 1529, XVI. Cal. Octobris. Es ist dieß ein Abdruck der vorigen Edition mit Weglassung der Syntax. Deutsche Worte, welche hin und wieder in der Nürnberger Ausgabe vorkommen, sind durch französische ersetzt. Z. B. für „Substantivum cui non potest addi Man, Wyb, Ding ut campus" hat Stephanus homme, femme, chose. Weiter führt Strobel an:

„Gramm. P. Mel., Latina, jam denuo recognita et plerisque in locis locupletata. Nor. ap. I. Petreium 1542." Am Schlusse dieser mir vorliegenden Ausgabe, fand Strobel Melanchthons Brief an Egenolph, wie er sagt, „am ersten."

Dieser Brief ward später in den verschiedenen Ausgaben der Grammatik und der Declamationes Melanchthons wiederholt mit dem Datum 1540 abgedruckt. Auffallend ist es nun einmal: daß der Brief von 1540 zuerst in der Ausgabe von 1542 erschienen sein soll; dann, daß er eben an den Buchdrucker Egenolph in Frankfurt gerichtet ist, welcher unter seiner Firma die Grammatik Melanchthons wiederholt herausgab,[3] und dennoch in der Edition des Petreius zuerst abgedruckt worden. Höchst wahrscheinlich ist des Michyllus Bearbeitung vielmehr 1540 oder 1541 zuerst bei Egenolph erschienen und alsbald von Petreius ab- oder nachgedruckt worden.

Nach Michyllus bearbeitete Camerar mit Hülfe der Magister „Bechius" und „Schengius" Melanchthons Buch.

1) „Neue Beiträge zur Litteratur, besonders des sechszehnten Jahrhundert .... von G. T. Strobel, Pastor zu Wöhrd. Dritten Bandes zweites Stück. Nürnberg und Altdorf bei Monath und Kußler. 1792."

2) Beiträge 3, 2, 1.

3) Drei bei Egenolph 1542, 1546 und 1554 erschienene Ausgaben liegen vor mir.

Strobel gibt die Edition von 1552 als die erſte Camerars; ich beſitze eine frühere, oben erwähnte, vom Jahre 1550; die Vorrede iſt datiert: Lipsiae XIII. Calendas Octobris 1550. In einer Ausgabe von 1560, die vor mir liegt, iſt dieſelbe Vorrede wörtlich, jedoch mit einem Zuſatz abgedruckt, welcher ſich auf das, der Grammatik hinzugefügte Kapitel über Orthographie bezieht, und die Edition als eine zweite (recens editio) bezeichnet. Dieſe Vorrede hat das Datum Lipsiae Id. April. 1552.

Ich hatte bei Ausarbeitung der erſten Auflage meiner Geſchichte nur Camerars Ausgabe der Grammatik Melanchthons, nicht aber die des Micyllus vor mir. Die Aeußerungen Camerars über ſeine und ſeiner Mitarbeiter Zuſätze, ließen mich glauben, daß die große Erweiterung der Grammatik vorzüglich von ihnen herrühre. Darin beſtärkte mich Camerarius, da er ſagt: Etsi autem Schengius infinita quadam diligentia nonnulla nimis subtiliter scrutatus esse videri poterat — dann bemerkt: die Grammatik werde in der neuen Geſtalt nicht nur den Schülern, ſondern auch den Meiſtern nützen und ſei nun zu einer ſolchen Vollkommenheit gediehen, daß ihr nichts bedeutendes hinzugefügt werden könne.

Herr Rector Schönborn in Breslau[1] bemerkte aber: aus einer Vergleichung der Grammatik des Micyllus mit der Camerars ergebe ſich: daß letztere mit erſterer, ſo weit er verglichen, „Wort für Wort gleichlautend ſei, nur die von Micyllus oder Melanchthon benutzten Stellen alter Grammatiker ſeien ausführlich abgedruckt und für die Lehrer literariſche Hülfsmittel citiert."

Ich habe ſeitdem Camerars Buch mit zwei Ausgaben des Micyllus von 1542 und 1546 verglichen und fand die Bemerkung des Herrn Rector Schönborn ganz begründet;[2] ſtehe aber an, ihm hinſichtlich einer zweiten beizutreten. Er ſagt nämlich: „Melanchthon ſpricht (in dem Brief an Egenolph) ſo, als ob die Bearbeitung des Micyllus fertig ſei: gaudeo igitur, mi Egenolphe, Micyllum hanc emendationem instituisse, ac adolescentes adhortor, ut et Micyllo et tibi agant gratias . . . Daß aber Melanchthon mit der Erweiterung nicht unzufrieden geweſen iſt, beweist das große Lob, welches er dem Bearbeiter in dem Briefe an Egenolph ſpendet, nur eine weitere Vergrößerung wünſchte er nicht."

Hatte Melanchthon wirklich die fertige Grammatik des Micyllus vor ſich;

1) „Zur öffentlichen Prüfung der Schüler des hieſigen Gymn. zu St. Maria Magdalena . . . ladet ein Dr. C. Schönborn Director, Rector und Profeſſor. Breslau. 1844." S. 30.

2) Wie groß die Erweiterungen der melanchthonſchen Grammatik durch Micyllus und Camerarius ſind, mag ein Beiſpiel zeigen.

Melanchthons Gramm. 1529.	Micyllus 1542.	Camerar 1550.
Particip. 3½ Seiten.	6 Seiten.	7 Seiten.
Adverb. 2¾ Seiten.	10½ Seiten.	11½ Seiten.

Der Druck der drei Bücher iſt ziemlich von gleicher Art, zu 26 und 28 Zeilen auf der Seite. In Egenolphs Ausgabe von 1554 ſind Camerars Zuſätze nicht aufgenommen, es iſt reiner Abdruck des Micyllus. Wahrſcheinlich hinderte das dem Buchdrucker Papſt auf 5 Jahre für Camerars Grammatik verliehene Privilegium.

lobte er die Bearbeitung ſeines Buchs, nicht etwa nur den Bearbeiter? Er habe, ſagt er in jenem Briefe, den Micyllus um Emendation der Grammatik gebeten, dann fährt er fort: Etiamsi mihi plus otii esset, tamen anteferrem Micylli censuram meae. Weiterhin: Gaudeo Micyllum hanc emendationem instituisse. In ſeiner erſten Ausgabe ſei manches vermißt worden. Quanquam autem adjici illa prodest, tamen modus adhibendus est in locupletandis praeceptis, ne deterreantur adolescentes prolixitate. Sed hanc totam rem cum prudentiae tum fidei Micylli committo, qui quidem hunc laborem et Deo gratum esse existimet.

Dieſe angeführten Stellen ſcheinen mir vielmehr zu beweiſen, daß Micyllus noch mit der Bearbeitung der Grammatik beſchäftigt war, als Melanchthon an Egenolph ſchrieb. Vielleicht fürchtete er ſelbſt, Micyllus möchte, durch ſeine Gelehrſamkeit verführt, das rechte Maß einer Schulgrammatik überſchreiten, wovor er ihn indirect warnen wollte. —

Beilage III.

Val. Friedland Trotzendorf.

(Zu Seite 223.)

Bei der Beerdigung des Rector Meling zu Oels im Jahr 1638 ſprach der Hof- und Stadt-Prediger Mag. Georg Seidel über das Thema: „Von der Liebreichen Brüderlichen gemeinſchafft der Kirchen und Schulen.“ In Goldberg — erzählte er unter Anderem — war einſt ein Bürger, der von der Schule und ihren Dienern gar höhniſch und ſpöttiſch zu ſprechen pflegte. Da er ſich in guten Vermögensumſtänden befand, aber keine Kinder hatte, ſagte man ihm, er möchte doch dem Herrn Rektor zum neuen Jahre eine Tonne Goldbergiſches Bier verehren. Darauf erwiederte er: „Da wolle er doch lieber das Bier in's Spital ſchicken, ehe er es dem Müſſiggänger gäbe, der immer zu Hauſe bliebe in ſeiner Stuben und niemals auf's Feld gienge und dort arbeitete.“ Solche ehrenrührige Aeußerung wurde der Fürſtlichen Obrigkeit angezeigt. Die Folge war, daß dieſe den Mann verurtheilte, 100 ungariſche Gulden Strafe zu erlegen und dieſelben den Schul-Kollegen zuzuſtellen. Als Trotzendorf hiervon Anzeige erhielt, verwendete er ſich nebſt ſeinen Kollegen ſelbſt bei dem Herzoge und ſtellte Ihro Fürſtlichen Gnaden vor: der Bürger habe gewiß mehr aus Einfalt, als aus Bosheit gefehlt, und es möchte ihm dieſe Strafe erlaſſen werden; damit er aber einſehe, daß Lehrer und Schüler in der That eine nicht gar leichte Arbeit hätten, ſo ſolle man ihn nöthigen, einen Tag oder zwei in der Schule ſich einzufinden. Das geſchah. Als der gute Mann ſich einſtellte, wird er unter die Schüler geſetzt, man gibt ihm ein ABC-Büchlein in die Hand und fordert von ihm allen

Ernstes, er solle die Buchstaben lernen. Ein Kustos wird ihm an die Seite gesetzt, der ermahnt ihn von Zeit zu Zeit: er solle lernen, denn wenn der Seiger schlage, müsse er seine Lektion aufsagen. Aber da will Nichts in's Gedächtnis, er kann Nichts fassen noch begreifen, wie oft man ihn auch erinnert und wie ernstlich man ihn bedroht. Mittlerweile schlägt es zehn. Trotzendorf kommt. Die Schüler müssen aufsagen, und dann läßt man sie heimgehen; der alte Bachante aber hat Nichts gelernt. Da heißt es denn: er müsse so lange sitzen bleiben, bis er seine Lektion könne, und eher bekomme er auch Nichts zu essen. Als nach Tische um zwölf Uhr die Kollegen und die Schüler wieder in die Schule kamen, hat Trotzendorf „seinen ungeschliffenen Schüler" gefragt: ob er noch der vorigen alten Meinung wäre, daß die Knaben in der Schule nur Müssiggang trieben? Nun wolle er ihm aber auch zeigen der Herren Lehrer Arbeit. Da hat denn, wie der Leichenredner der Trauerversammlung weiter erzählt, wohlgemeldeter Herr Trocendorfius seinen ungeschliffenen Schüler heißen auf die Katheder sitzen und hat die andern Schüler an ihn gewiesen, sie sollten ihn gebührlich als einen neuen Praceptorem respektieren, sollten ihm ihre Arbeiten vorzeigen, und wo sie Etwas nicht wüßten, sollten sie ihn fragen; darauf ist der Rektor aus der Schule gegangen. Es dauert nicht lange, so kommen die Knaben, groß und klein, und dringen auf ihn ein. Der eine bringt seine Verse, der andere einen Aufsatz in Prosa; der ein griechisches, jener ein lateinisches Exercitium; der eine fragt nach Etwas aus der Logik, der andere aus der Rhetorik; zwei hatten sich mit einander geschlagen, da kommt der eine und klagt und will Recht haben. Darüber dem neuen Praceptori so bange worden, daß er um Gottes Willen gebeten, man wolle seiner verschonen, er habe nun genugsam gesehen und erfahren, daß weder die Schüler, noch die Praeceptores Müssiggänger wären. Er bat den Rektor um Verzeihung und erklärte, daß er künftig das Beste von den Schulen reden wolle; er wolle aus Dankbarkeit alle Jahre ihm und seinen Herrn Kollegen nicht eine, sondern etliche Tonnen Bier verehren.

Beilage IV.

Michael Neander.

A. Quellen.

1. Mittheilungen aus dem Leben von Michael Neander. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts, von Wilhelm Havemann, Professor der Geschichte zu Göttingen. 1841. Eine vorzügliche Biographie.
2. J. G. Leuckfelds Antiquitates Ilfeldenses. Quedlinburg 1709. Biographisches über Neander S 197 sqq., sein Bild S. 112.
3. Neanders Schriften.[1]

1) Den Ueberblick zu geben, habe ich auch die schon erwähnten Schriften Neanders hier aufgenommen.

Leuckfeld führt 35 gedruckte, 14 ungedruckte, Havemann 39 gedruckte auf. Die meisten dieser Schriften sind für den Unterricht bestimmt.

a. „Menschenspiegel von M. N. 1631." Havemann citiert eine Ausgabe, die Nürnberg 1620 erschienen.

b. M. Neandri Bedenken an einen guten Herrn und Freund, wie ein Knabe zu leitthen und zu unterweisen, das er one groß jagen, treiben und eilen mit Lust und Liebe vom sechsten Jahre seines Alters an bis auff das achtzehende wol und fertig lernen möge pietatem, linguam latinam, graecam, hebraeam, artes und endlich universam Philosophiam . . . . zum vierden mal übersehen und gebessert. 1583." Das Sendschreiben ist an einen Bürgermeister gerichtet, vielleicht an Schmied in Nordhausen, dessen Kinder N. früher erzog.

c. Lateinische Grammatiken.

A. Compendium Grammaticae latinae Philippi Melanchthonis. Erschien Leipzig 1579. (Siehe „Neandri Bedenken" 11[b].) Die Ausgabe von 1585 ward schon früher erwähnt.

B. Grammatica Philippi Melanchthonis . . . . paucis pagellis tradita. Leipzig 1579. (Bedenk. 12.)

d. Panareton sive Biblidia latino germanica. Eisleben 1580. 1582.

e. Theologia Theandri Lutheri. Eisleben 1581. (Bedenken 13[b].)
In der mir vorliegenden Ausgabe ohne Verleger und Jahreszahl ist die Vorrede von 1587. Statt „Theandri" liest der Titel: „Megalandri." Nach den Titeln der Anhänge aus Bernhard und Tauler ersieht man, daß das Buch in Wittenberg 1584 bei Gronenberg gedruckt ist.

f. Tabulae graecae linguae. (Bedenken 14[b] und Leuckfeld 199.)

g. Grammatices hebraeae linguae Tabulae succinctae. Vitebergae excudebant Haeredes Joh. Cratonis. 1581.

h. Compendium Dialecticae ac Rhetoricae Phil. Melanchthonis Nunc tertio recognitum. 1586.

i. Physice, sive potius syllogae Physicae rerum eruditarum, ad omnem vitam utilium, jucundarum et variarum, testimoniorum Graecorum et Latinorum. Lipsiae 1591. Die zwei Dedicationen sind von 1583 und 1584. Zwei Theile. Ein Compendium Physices führt Leuckfeld (S. 200) außer der Sylloge an.

k. Orbis terrae partium succincta explicatio. Die Vorrede ist von 1582. Eine mir vorliegende Ausgabe ist von 1586, eine zweite von 1589; diese letztere benutzte ich.

l. Orbis terrae divisio compendiaria. Lipsiae 1586.

m. Chronicon sive Synopsis historiarum 1583. Die Vorrede 1582. Die Orbis . . . explicatio (k) ist angehängt.

n. Compendium Chronicorum. Vorrede 1586.

o. Catechesis M. Lutheri graeco latina.

Havemann führt noch an: „Leichpredigt auff der Begrebnis des Ehrwirdigen M. Neander. Gehalten durch Valentinum Mylium. Leipzig: 1595;“ und „Vollborth Lobſchrift auf M. Neander. 1777.“

B. Ein ungedruckter Brief Neanders.

Die Erlanger Univerſitätsbibliothek beſitzt unter andern einen Brief Neanders an den D. Medicinae Joachim Camerarius in Nürnberg, einen Sohn des bekannten Joachim Camerarius, in welchem er ſchreibt: Quod vero caput erat hujus epistolae, quia nonnunquam molestat me calculus ex sinistro rene, negotium quoque per intervalla facit melancholia hypochondriaca, peto a T. P. quanto possum Studio, ut si ulla ratione possit mea mihi praesente pecunia conficiat lapidem Nephriticum, lapidem Bezar, quae quamvis simplicia εὐπόριστα tamen probatissima et efficacissima remedia contra utrunque morbum esse affirmantur. — Invenio autem in catalogo de materia medica, quae hinc inde ex orbe Francofurdum affertur, commemorari illic quoque lapidem et lignum Nephriticum, et alia quaedam, quae puto apud vestros Materialistas inveniri.

Sunt etiam alia medicamenta, quibus cum successu utor, sed illa simplicia et tantopere celebrata, utpote nuper ex novo orbe afferri coepta, mallem. Uebereinſtimmend mit dieſem Briefe erzählt Neander (Phys. 2, 106), daß er an Hypochondrie gelitten. Ebenſo ergibt ſich aus dem Schreiben, wie aus mehreren Stellen ſeiner Phyſik, daß er ſich ſelbſt ärztlich beobachtete und behandelte. Er bittet den Arzt Camerarius gar nicht um ärztlichen Rath, ſondern um Arzneien, die er, Neander, ſich ſelbſt verordnet hat. Welche große Mißgriffe man aber in der Arzneikunſt machen mußte, wenn man über die Natur und Kräfte der gebrauchten Mittel ganz in Irrthum war, das läßt ſich aus folgendem ſchließen, was Neander in der epistola dedicatoria ſeiner Phyſik über den Tabak ſchreibt. „De Tabaco, inquam, stirpe quadam simplici et recens reperta, et maioribus nostris diu ignorata, quae et Petum, Nicotiana, Sana sancta sive Sancta sana et Panacea dicitur, propter incredibiles et stupendas virtutes, quibus mederi ac succurrere potest morbis fere omnibus; ita tamen ut seorsim locum habeat in cruditatibus ventriculi, in motu matricis, tristissima affectione, et efficaciam singularem obtineat contra toxicum et alia quaecunque venena.“

Solche Stellen verrathen freilich, daß die Naturwiſſenſchaften zu Neanders Zeit noch nicht in das Mannesalter nüchterner Forſchung getreten waren, man hatte vielmehr eine allzukindliche Hinneigung zu Curioſem und nahm es mit der Wahrheit nicht ſo genau, der Aberglaube war nicht abgethan.

Iſt er in unſerer Zeit wirklich abgethan? Gewiß nicht, auch in der Wiſſenſchaft nicht.

Beilage V.

Hieronymus Wolf.

A. Quellen.

1. Hieronymi Wolfii Oettingensis Rhaeti ad . . . . Jo. Oporinum Basileensem commentariolus, coeptus quidem scribi anno 1564 sed aliquot annis, postmodum absolutus, de vitae suae ratione ac potius fortuna.

   Dieſe Selbſtbiographie findet ſich im achten Theile von Reiskes Ausgabe der Oratores Graeci. S. 772 sqq. Reiske erhielt das Mſpt. von Brucker, welcher aus demſelben ſchon früher Excerpte in ſeinen „Miscellanea historiae philosophicae“ p. 352 mitgetheilt. — Nur zum Theil iſt die Biographie an Oporinus gerichtet, da Wolf dieſelbe erſt 1570 vollendete (pag. 875), Oporinus aber ſchon 1568 ſtarb (pag. 867).
2. Hieronymus Wolfs Jugendleben (1516 bis 1536) von F. Paſſow. In Friedrich von Raumers Hiſtoriſchem Taſchenbuch von 1830. — Es iſt zu bedauern, daß Paſſow Wolfs Leben nur bis zum zwanzigſten Lebensjahre verfolgte, erſt ſpäter trat ſeine Bedeutſamkeit hervor.
3. Anni Scholastici exeuntis sollemnia in Gymnasio regio Augustano . . . III Cal. Septembres 1833 celebranda . . . indicit G. C. Mezger, Gymnasii Professor. Praemittitur Hieronymi Wolfii memoriae pars I[a].

   Das Programm des folgenden Jahres 1834 enthält die pars II[a], endlich das Programm von 1841 die pars III[tia].

   Im erſten Programm erzählt der Vf. Wolfs Leben bis zum Jahre 1551, da derſelbe die Leitung des Augsburger Gymnaſiums übernahm.

   Das zweite Programm enthält die Geſchichte dieſes Gymnaſiums, bis auf jene Uebernahme und zugleich einen Theil von Wolfs „deliberatio de instauratione Augustanae scholae ad D. Annam“, die andere Hälfte der deliberatio iſt im dritten Programm abgedruckt, in welchem überdies Nachrichten und Urtheile über Wolfs Gymnaſial-Wirkſamkeit gegeben ſind.

   Dieſe drei von einem ausgezeichneten Gymnaſialrector geſchriebenen Programme ſind für die Geſchichte der Pädagogik die wichtigſte Quelle zur Charakteriſtik Wolfs als Pädagogen, als Rector desſelben Gymnaſiums, welches der Vf. gegenwärtig als Rector leitet. — Ich citiere die 3 Programme: Mezger 1. 2. 3.
4. Vitae Germanorum philosophorum collectae a Melchiore Adamo, Ed. tertia. 1705. Das Leben Wolfs findet ſich S. 141 sqq.
5. a. Joan. Rivii atthendornensis de iis disciplinis, quae de sermone agunt, ut sunt Grammatica, Dialectica, Rhetorica. Libri XVIII. Lipsiae apud Nicolaum Wolrab. 1541.

Rivius behandelt, wie Melanchthon, Neander u. a. die drei Disciplinen des Trivium.

Rivius war 1500 geboren, ward zuletzt durch Moritz von Sachsen als Rector der Fürstenschule in Meissen angestellt, wo er 1553 an der Pest starb. (Adami pag. 68 b.) Fünf und zwanzig Jahre nach seinem Tode erschien folgende Ausgabe von seiner Grammatik:

b. Institutionum grammaticarum Joannis Rivii atthendorniensis libri octo Cum libello ejusdem de ratione docendi et cum utilibus quibus addita. mentis de Orthographia Germanica, de Augustanae scholae instauratione. Item alius libellus Anonymi de docendi discendique ratione. Augustae Vindelicorum Michael Manger excudebat. 1578.

Vorgedruckt ist eine epistola des Matth. Schenck vom Jahre 1558, welcher die Grammatik sehr empfiehlt. Wiewohl der Titel 8 Bücher der Grammatik verspricht, sind es ihrer nur 7, das achte Buch der frühern Ausgabe handelte von der copia verborum et rerum.

Nach des Rivius Arbeit folgen kleine Abhandlungen, nämlich:

A. Anonymi annotatiunculae in prooemium Rivianae grammaticae et de Orthographia. Der Anonymus ist unser H. Wolf, denn S. 596 sagt der Vf.: Oting oppidum Rhaeticae Sueviae patria mea in comitatu Oetingensi. Merkwürdig ist besonders die Abhandlung: „De Orthographia Germanica ac potius Suevica nostra aetate.“ Pag. 584—615.

B. Deliberatio de Augustani Gymnasii instauratione. 616—634. Wiewohl mit der Unterschrift: Simon Fabricius scribebat 15 Octob. 1576, kann Fabricius doch nicht der Vf. dieser Schrift sein, da er in derselben (S. 631) vir praestanti ingenio et multiplici doctrina ornatus heißt. Es ist diese „Deliberatio“ von 1576 wohl die umgearbeitete „Deliberatio“ von 1558, welche Hr. Rector Mezger mitgetheilt. Pag. 616—634.

C. De publico auditorio. (p. 635.) 1577. Pag. 635. 637.

D. Singularum classium docendi ratio brevius exposita (p. 638—644).

E. Anonymi Somnium de expedita in bonis autoribus interpretandis progressione (p. 645.) 1576. Pag. 645—657.

F. Ohne Titel, aber mit der Ueberschrift aller Seiten: Docendi discendique ratio und einer kurzen Vorrede überschrieben: Anonymus lectori. Das Ganze von pag. 658—733.

Alle 6 Schriften A—F dürften sämmtlich von H. Wolf oder wenigstens unter seinem Einfluß verfaßt sein. Bestimmt sind von ihm die drei wichtigsten A. E. F., da er ja, wie wir sehen, unter dem „Anonymus“ offenbar versteckt ist.

Nach F — Docendi discendique ratio — folgen noch Leges scholasticae des Sebald Heyden von 1530 und dann lateinische Schulgesänge mit Noten.

Ich citiere für alles Einzelne, was A—F. aufgeführt ist, nur Riv. pag., d. i. die Seitenzahl der zweiten, unter b aufgeführten, Grammatik des Rivius. Aus der Seitenzahl ergibt es sich auch, zu welcher der 6 Schriften das Citat gehört.

B. Philippus Melanchthon viro optimo D. Justo Menio, pastori ecclesiae Isenacensis, amico suo carissimo.

S. P. D.

Hunc Hieronymum judicio delegi ad scholae Mulhusanae gubernationem. Nam et gravis et eruditus est in utraque lingua, et amans operarum scholasticarum. Ostentationis fortasse minus habuit, quam ille locus requirit. Si oculis offundere speciem majorem posset, neminem in hac tota Academia anteferre possem. Sed virtute auctoritatem sibi parere poterit et tuebitur. Sic igitur tibi virum bonum et doctum commendo, ut eum et propter privatam amicitiam nostram et propter publicam utilitatem complecti te velim. Erit ornamento ecclesiae et adolescentiae studia juvare ac provehere poterit. — Bene vale. die 6 Januarii 1543.

In einem andern Briefe schreibt Melanchthon an Menius: Scire de Mulhusanae scholae gubernatore cupio quid judices. Socratica natura est, literatus et honestus est. Sed vellem esse hilariorem, et in actione excitatiorem.

Wolfii commentariolus p. 824.

C. In Wolfs Epitaphium heißt es: Socrati Suevico, graece latineque doctissimo: christianae philosophiae et eloquentiae principi: viro ad scribendum, dicendum, docendum nato: antiquae virtutis ac fidei Germanicae exemplari: praeceptori optimo et amico maximo: sex Hencelii, fratres germani, Joh. Baptistae F. F. publice debitum, privata pietate. M. P.

Adami vitae germ. philosoph. pag. 142 143.

D. Leges scholasticae. (Rivius 734 ff.)

Vos qui venitis huc honestis moribus
Et artibus bonis studendi gratia
Vestra voluntate agite quod bonos decet
Ut non opus sit esse verberonibus.
Nam quisquis hoc in animum sic induxerit
Huic omne studium cedet ex sententia,
Operaeque fructum demetet pulcherrimum.
Ignavus autem, ad hoc, quod nil lucri feret
Virgis simul caesim operietur asperis,

1 Suum Magistrum digno honore non colens.
2. Ejusve Paedotribis non obtemperans.
3. Ad lectiones tardius se conferens.
4. Silentium non ore clauso continens.
5. Sub praelegendo hoc non, sed aliud cogitans.
6. Ab ore declamantis alio divagans.
7. In lectione, quae jubentur, non notans.
8. Praelectionem pridianam non tenens.
9. De mensa, quae ediscenda fuerant, post habens.
10. Germana, non latina cuiquam colloquens.
11. Non cotidie latinum autographum exhibens.
12. Quicquam, quod ad discendum nil facit, movens.
13. Aliis studendi rationem deterens.
14. Solutior subselliis inambulans.
15. Horsum vel illorsum strependo cursitans.
16. Inter sodales inimicitias seminans.
17. Peccantibus subaudiendo assentiens.
18. Industria peccata aliorum contegens.
19. Inordinate se sacris templi inferens.
20. Se in re sacra facienda incomposite gerens.
21. Inter sacra oscitanter aliis concinens.
22. Mente incomposita conciones audiens.
23. A lectionibus sive sacris emanens.
24. Quoquam insalutatis praesidibus exiens.
25. Per publicam viam indecenter ambulans.
26. Magnatibus obviis honorem non ferens.
27. Parentibus suis domi non obsequens.
28. Docta in schola domi non ruminans.
29. Corporis et vestium mundiciem negligens.
30. Sit summa. Quidque quod parum decet patruus.

Poenas dabit conciso ferula podice
Quo gladio in hosce sontes animadvertimus.

Sebaldus Heiden
figebat 1530.

E. Das im Texte abgekürzte merkwürdige Urtheil Wolfs über das Studium der alten Sprachen und der Classiker lautet vollständig im Original:

Illud considerandum est: Felices fuisse Latinos, qui unam graecam linguam didicerunt, idque non tam praeceptis quam commercio Graecorum absque ulla difficultate. Feliciores Graecos, qui sua lingua contenti, ac tantum legendi scribendique peritia instructi, statim ad artium liberalium et philosophiae studium animos adjunxerunt: nos vero, quibus magna aetatis pars linguis peregrinis discendis elabatur, et tot obices, tot remorae ante philosophiae fores obsistant (sunt enim latina et graeca lingua non tam ipsa eruditio, quam eruditionis fores, aut vestibulum) haud injuria fortunas nostras miserari.

partitiones oratorias audio a Seveno; altera hora Sturmius librum de finibus bonorum et malorum legit: postrema orationem pro Quintio Sevenus: quarta rursus stilo, quinta lectioni epistolarum Ciceronis est dicata. Post prandium et coenam annotationes describo, aut musicam cum aliis exerceo. Haec sunt, quae tibi significanda esse putavi. Tu Deum ora mecum, ut gubernet studia et nostros conatus ad suam gloriam. Me quoque excusato apud Georgium, quod nihil scripserim; tempus enim defuit, et haec ipsa mane ante lucem vix potui exarare. Pridie vero ejus diei, quo haec scripsi, alia erant a me transscribenda, quae Sturmius ad Werteros de studiorum ordine misit quaeque dedimus proxime ei, qui nobiscum huc veniebat, Wicelebii equiti, ut ad vos perferri curaret. Haec celerrime. Vale. Ex Argentorato. 25 Sept. 1548. Jacobus. Saluta meo et Blasii nomine Annam sororem, si scripseris ad eam. — Anna Ranivora Georgium salutat et rogat Lutheri orationes, quas Papa impressit."

Eodem anno, die 26. mensis Novembris, scriptae esse videntur hae litterae: „Andreae Fabricio fratri germano charissimo suo — Misenae zu S. Afran. S. D. P. Quae Georgius jam accepit de artificiosa compositione a Joanne Sturmio dictata, ea magnum commodum tuis studiis allatura esse non dubito: idque tum apparebit, quum illa in legendo et scribendo adhibueris. Explicationem, quam Sturmius post dictationem addit, adjicere non potui, quod plura sunt, quam ego describere possem, sine jactura reliquorum studiorum. Si quae tamen in iis erunt, quae non intelliges, aut Georgius tibi explanabit, aut aliquando ipse leges in Sturmii explicatione, quam diligenter mecum Antonius Werterus consignat. Quod scribis de locis communibus colligendis, in eo tibi non possum satisfacere quemadmodum cuperem; nullos enim collectos adhuc habent Werteri, a quibus petendi essent. Te rogo, si quid in graecis habes, quod mihi utile futurum est, sive pertineat ad grammaticam, sive ad phrases, ut mecum communices, si potes commode. Georgium vero meo nomine petas, ut exemplar Elegantiarum suarum mihi donet, quas scit me non habere. Misissem ego tibi et Georgio exemplaria bina orationum contrariarum Aeschinis et Demosthenis, quas Wendelino Rihelio Sturmius imprimendas dedit: et sunt nunc impressae totae praeter praefationem; sed ante nundinas Francofurdianas nulla exemplaria dicit se venditurum Wendelinus, quod veretur, ne in alterius typographi manus veniant, quod illi sset fraudi. Eas autem orationes, ut ex Antonio audivi, voluit inscribere Heinrico de Witzleuben; sed mutavit consilium, et inscribet Julio Pflug. Vale. Argentorati VI. Cal. Dec. Jacobus."

Se quam in Portensi schola impenderat versibus condendis operam non neglexisse Argentorati, hac epistola ad fratrem Andream die primo mensis Decembris anni 1548[1] missa testatur Jacobus Fabricius.

1) Rückelhahn S. 71 sagt: „Im Jahre 1549 (nicht 1548)". Förstemanns Nordhäuser *Gymnasialprogramm* vom Jahre 1839 ist mir nicht zur Hand. Der Herausg.

Quamquam oculos etiam delectant illa videntis,
Sunt hic Musarum quae studiosus amet.
Sunt hic ingeniis namque excellentibus, atque
Qui decorant multum docta Lycea, viri.
Quos inter princeps et rector Sturmius unus,
Mellitum eloquium cujus ab ore fluit.
Hic superat tantum reliquos sapientia et arte,
Quantum tu stellas lumine, Phoebe, tuas.
Hujus ab ore viri summa est pendere voluptas,
Hujus totum animum sermo legentis habet.
Hunc, quum mane dies hiberno tempore clara,
Audio, flammigeris exserit ora plagis.
Fit stridor calamo, quum vox audita loquentis,
Et juvenes chartis omnia verba notant.
Non juvat esse pigrum scribendo, sed tamen opto,
Ut magis facilis sit mihi saepe manus.
Vertit Aristotelis libros sermone latino,
Rhetorice eloquio lumen habetque suo.
Explicat et libros Ciceronis, quale bonorum
Extremum et summum quod sit in orbe malum.
Et sunt qui reliquas artes claramque mathesin,
Quique docent, Paeon, qui quoque, Phoebe, tuas,
Quique legunt sacra de religione volumen,
Explanantque aliis biblia quidquid habent.
Hic me Seveni delectant ora, docendi
De vera fidus qui ratione docet.
Ordinibusque novem schola quum distincta celebris,
Doctorem proprium singula classis habet.
Cunctarum sed non rationem scribere possum
Omne nec institui significare tibi.
Praecipuum novisse sat est, nil forte requiris
Amplius; in cunctis optima scire sat est.

„Andreae Fabricio fratri germano charissimo suo — Misenae S. Misissem tibi libenter, Andrea, orationes duas contrarias cum commentariis Sturmii et epistolas, quas nunc Erythraei vocant, cum antea Sturmii dicerentur, ex Ciceronis, ut scis, collectae; sed onerare hunc nuntium non liquit: longa enim via est, et is Lipsiensis est privatim ad nescio quem nobilem hujus ditionis missus, mihique ignotus omnino. Illi tamen libelli apud vos jam facile comparari poterunt, quia sunt Francofurti Lipsiam allati. Sed illum Sturmii, qui habebit doctrinam periodorum et sententiam Halicarnassei Thurii de eadem re, mittam ad te, quam primum exierit, et ego potero; numos enim ad eum comparandum ex munere fratris, quod tu misisti, ego accepi. Sturmius in eo tardius jam, quam quum inciperet, solet pergere; ita ante pentecostes festum vix absolvet. Erat enim major quam putaveramus.“

„Nobiles nostri Theodericus et Heinricus egregiam operam litteris navant, et in proximis progressionibus illi duo in tertiam classem sunt deducti, et

Theodericus etiam praemium habuit in quarta classe, qua proximo semestri fuit. Jam habent praeceptorem Erythraeum, quem etiam audiunt in tertia classe duo Comites de Schwarzburgk, quorum Jo. Sturmii frater Jacobus est paedagogus, quia una cum illis in classe est una hora per diem. Reliqui duo sunt tardiores. Ego hactenus audivi praecepta rhetorica et dialectia a Seveno, et nunc domi partim per me, partim cum domino Antonio soleo repetere. In Graecis adhuc audio Sevenum, qui hoc toto anno legit orationem Aeschinis contra Demosthenem, non tamen absolvit, sed reliquit, jamque sequente anno rursus incepturus est, si primam Philippicam Demosthenis prius absolvit, quam legit primae et secundae classis pueris, donec absens. jam revertatur Theobaldus illius classis praeceptor."

„Libellus Sturmii de periodis nondum est inceptus imprimi, sumque ipse spe mea frustratus, quod ante duos menses me habiturum crediqi. Jam vero neque dictitavit totum, neque explicuit, sed facturum se promisit, cum fuerit impressus. Quod si fiet, non faciam, ut possis eum amplius desiderare. Vides ergo moram in me fuisse nullam, sed potius tecum idem me expetivisse semper. Iste vero libellus de periodis inscribetur sorori regis Angliae Elizabethae, non ei, de quo ante ad vos scripsi. Id effecerunt nuper litterae quaedam Rogeri Aschami Cantabrigiensis (eas attulit secum uxor defuncti jam Fagii in Anglia), qui in litteris graecis et latinis instituit eandem reginam, ut ita excellat, quemadmodum legas in scheda imposita ex litteris ipsius ad Sturmium. Eas autem integras duabus de caussis non misi, primum quia sunt valde prolixae, et ego otium, ut describerem, non habui, deinde quod intelligo, eundem cupere imprimi una cum Sturmii libello.

De ratione, quam Sturmius jam instituit in eligendis locis ad imitandum ex Cicerone, scripsi ad Georgium. Eam si ita, ut incepit hac septimana, persequetur, magnum adferet omnium studiis adjumentum. Exorsus est hanc rationem a narratione orationis Quintianae, et in prima lectione quaedam de imitando disseruit, in altera genera dicendi ex Cicerone et Hermogene explicavit, in tertia, quae proxima est, exposuit partem Quintianae narrationis; in qua praeclaram audi judicium de Luthero et Erasmo; „Erasmus eloquens, acutus, disertus, jocator in scribendo: Lutherus, acutus, dialecticus scriptor, dialecticus magnus, scriptor severus, acer defensor suae opinionis Sic aliquis dicere posset, ut Cicero de Quintio in hac oratione: Erasmus est eloquens, sed una in re parum circumspectus, qui contra illum scripsit de libero arbitrio. Ab altera parte credebant, Erasmum magis callidum esse quam bonum. Beda indoctus, barbarus ineptus." Sed has fortasse lectiones, si per otium licuerit describere, aliquando habebitis. De syntaxi graeca egi cum Crusio: si faciet quod petit frater. Ab io etiam uterque jam accipitis literas.'

Näheres über Jacob Fabricius und ſeine Familie findet man in „Georgii

Fabricii Chemnicensis epistolae. Maximam partem ex autographis nunc primum edidit D. C. G. Baumgarten-Crusius. Theol. D. III. Afranei Rector et Prof. Lips. 1845.“ Beſonders gehören hierher ein Brief, den Georg Fabricius an ſeinen Bruder Jacob ſchrieb, als derſelbe im Begriffe war von Schulpforte nach Straßburg zu gehn; (S. XII.) ein zweiter, den er ihm nach Straßburg ſchickte, zuletzt die Empfehlungsſchreiben und Zeugniſſe von J. Sturm, welche der Herausgeber mittheilt. (S. 120— 124.)

B. Sturm als Politikus.

Sturm war freilich bei Kaiſern und Königen, bei Eliſabeth von England und vielen kleinen Fürſten in großem Anſehen, lieſt man aber, wie er nach einander den verſchiedenſten Herrn ſeine Dienſte lieh, ſelbſt ſolchen Herrn und Parteien, welche ſowohl in religiöſer als politiſcher Hinſicht feindſelig einander entgegenſtanden, ſo erſcheint der Mann mindeſtens als ein ſehr ſchwankender inconſequenter Charakter, ja mehr als das. Sturm zog Penſionen von den däniſchen Königen Chriſtian III. und Friedrich II., von Königin Eliſabeth — von den franzöſiſchen Königen Franz I. und Karl IX. (!), von den Kaiſern Karl V. und Maximilian II. (Schmidt 73.) Dem Kardinal Granvella erbot er ſich politiſche Neuigkeiten mitzutheilen, was dieſer annahm. Le recteur se mit ainsi dans une fausse position, inconciliable avec tous ses antécédents ſagt Schmidt (91). Dieß geſchah 1554; im folgenden Jahre erhielt er von Karl V. den Adel. Il étoit en rapport avec les envoyés officiels et les agents *secrets* que l'Angleterre, le Danemarc et surtout *la France entretenaient dans l'Empire;* aucun diplomate ne passait par Strasbourg sans s'arrêter auprès de lui; c'est à lui que les autres observateurs rapportaient les nouvelles, soit des évènements, soit des résultats de leurs missions secrètes (Schmidt 73). Iſt dieß ſchon moraliſch unbegreiflich, ſo wird es doch weit überboten durch die elende Schwäche Sturms, da er, der leidenſchaftliche Anhänger der Hugenotten ſich im Jahre 1572 nach der Bluthochzeit von der heilloſen Katharina von Medicis und Karl IX. gebrauchen ließ, mehrern Polen von Adel, ſeinen frühern Schülern, zu rathen: den Heinrich von Anjou zum König zu wählen. L'infortuné recteur écrivit à plusieurs nobles Polonais, ses anciens élèves etc. ſagt Schmidt (162) und erzählt im Verfolg, wie Sturm auch ſpäter von Katharina von Medicis und Karl IX. politiſch gemißbraucht wurde. Eitelkeit habe Sturm vorzüglich zu dergleichen verführt. Il ne résistait pas assez au désir de plaire aux grands. Il se vantoit volontiers d'avoir des patrons parmi les princes et des amis dans l'aristocratie. — Es reicht aber dieß Motiv der Eitelkeit nicht aus, um Sturms Handlungsweiſe zu erklären. Nimmt man alle Mittheilungen Schmidts zuſammen, ſo ſieht man ſich vielmehr genöthigt, folgendem von Barthold über Sturm gefällten Urtheil beizupflichten: „Schwerlich ließen ſo entgegengeſetzte Beziehungen *(avec la France et l'Allemagne)* mit einer ehrlichen proteſtantiſchen

und deutſchen Geſinnung ſich vereinigen. Dieß Urtheil führt Schmidt aus Bartholds Schrift: Deutſchland und die Hugenotten an; ein noch ſchärferes fällte Marbach über Sturm (Schmidt 57). Da Schmidt für Sturm ſehr eingenommen iſt und ihn, ſo viel nur immer möglich, vertritt, ſo berechtigen uns obige von ihm mitgetheilte Thatſachen, das Urtheil Bartholds für richtig zu halten. Auch in Bezug auf ſein Rectoramt ſcheint er Sturms politiſches Treiben nicht zu billigen. On lui a reproché quelque fois d'avoir négligé ses devoirs de professeur et de recteur, pour satisfaire son ambition en s'occupant de préférence de diplomatie. Schmidt 72.

* * *

[Wir haben in den Anmerkungen, die wir dem Abſchnitt über Sturm hinzugefügt haben, ſchon öfters ſolche Ausſtellungen berührt, die Eckſtein und Kückelhahn an einzelnen Angaben des Verfaſſers machen. Hier am Schluß wollen wir wenigſtens mit einigen Worten den Gegenſatz beſprechen, in welchem ſich die genannten beiden Gelehrten in ihrer Auffaſſung Sturm's gegen die Darſtellung K. von Raumer's befinden. Die Anſichten eines ſo bewährten Schulmannes und Gelehrten, wie Hr. Rector Eckſtein, verdienen überall die ernſteſte Beachtung, auch wo wir ihnen nur bedingt zuſtimmen können oder ſie wol auch ganz ablehnen müſſen. „Je größere Verehrung ich ſelbſt für den Mann (K. von Raumer) hege, ſagt Hr. Eckſtein (S. 64), um ſo peinlicher iſt es mir in ſeiner Behandlung Sturm's den ungerechtfertigten Tadel der Sturm'ſchen Beſtrebungen und die oberflächliche Benutzung des umfangreichen hieher gehörigen Materials rügen zu müſſen." Was das Letztere betrifft, ſo werden wir uns im Folgenden gern bereit zeigen zuzugeben, daß manche Schriften Sturm's eine eingehendere Beſprechung hätten finden ſollen. Aber erſtens darf man nicht vergeſſen, daß man in Bezug auf vollſtändige Durcharbeitung des geſammten Quellenmaterials an eine Geſchichte der Pädagogik vom Ende des Mittelalters bis zur Gegenwart nicht dieſelben Anforderungen ſtellen darf, wie an den Verfaſſer einer Monographie über einen einzelnen der vielen in jener Geſchichte beſprochenen Männer. Und zweitens wird man ſich aus unſern bisherigen gelegentlichen Bemerkungen (vgl. S. 210. 212. 214. 215. 241. 244) überzeugt haben, daß man gut gethan haben würde, mit dem Vorwurf der „oberflächlichen Benutzung des Materials" etwas behutſamer zu ſein.

Was die Sache betrifft, ſo findet Hr. Eckſtein K. von Raumer's Tadel der Sturm'ſchen Beſtrebungen ungerechtfertigt. Er begründet dies näher, indem er (S. 69) ſagt: „Darum finde ich es ungerechtfertigt, wenn Raumer den Mann mitten aus ſeiner Zeit herausreißt und an die Beurtheilung ſeiner Lehrpläne den Maßſtab eines Gymnaſiums aus der Mitte des 19. Jahrhunderts legt, und wenn er denſelben an ſich und für alle Zeiten in vieler Hinſicht tadelnswerth findet."

Ferner erklärt dann Hr. Eckstein (S. 70) auch den Vorwurf für ungerechtfertigt, „daß Sturm's Methode zu einer rechten Kenntnis der Griechen und Römer nicht geführt, höchstens Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Lateins gewährt habe". „Wenn gesagt wird, dies Streben sei vom schädlichsten Einflusse auf seine Weise die Klassiker zu lesen und zu behandeln gewesen, so kann solche Behauptung sich nur durch die völlige Unkenntnis seiner Methode entschuldigen lassen."

Wir könnten nun den Vorwurf, daß K. von Raumer „den Mann mitten aus seiner Zeit herausreiße", damit zurückweisen, daß wir die obigen Worte am Schluß der Besprechung Sturms anführten: „Nicht er, seine ganze Zeit trug die Schuld". Aber wir wollen nicht in Abrede stellen, daß in der ganzen Besprechung Sturm's die Rücksicht auf seine Zeit nicht genug hervortritt, daß der alte Schulrector zu sehr an dem Maßstab unserer jetzigen Bildungsanstalten gemessen wird. Aber was veranlaßt den Verfasser zu dieser scharfen Kritik? Eben die bornierte Vergötterung, die Sturm's Verfahren bei vielen nachfolgenden Schulmännern gefunden hat. Solchen Uebertreibungen gegenüber, die in ihren praktischen Folgen sehr gefährlich werden können, thut es ganz gut, den viel gefeierten alten Schulmann auch einmal im Lichte unseres Jahrhunderts zu betrachten.

Am meisten Anstoß hat den Verehrern Sturm's das gegeben, was der Verfasser über dessen Lehre von der imitatio sagt. Daß er dieselbe (S. 246) als eine „Theorie der Dohlenstreiche" bezeichnet und (S. 248) behauptet, „Alles sei zuletzt auf eine ziemlich erbärmliche Virtuosität im Nachahmen der Alten hinausgelaufen", das bringt Hrn. Kückelhahn (S. 123) förmlich aus der Fassung. In der That liegt hier der Kernpunkt des Streites, und wir wollen versuchen, nach Kräften in denselben einzudringen. Vielleicht wird sich dann zeigen, daß die Vertheidiger Sturm's bis auf einen gewissen Grad Recht haben, und doch auch wieder K. von Raumer in seinem Angriff nicht Unrecht hat.

Wollen wir Sturm nicht zu viel oder zu wenig thun, so müssen wir vor allen Dingen zwei Seiten an seinen Bestrebungen unterscheiden. Das pädagogisch-didaktische Ziel, das er im Auge hatte, war nämlich erstens die Beredsamkeit, und zweitens die lateinische Beredsamkeit. Hier können wir nun nicht umhin, Hrn. Eckstein beizupflichten, wenn er die erstere Seite hervorhebt und behauptet, dieselbe sei in K. von Raumer's Darstellung nicht zu ihrem Recht gekommen. Damit aber hängen so manche andere Umstände auf das engste zusammen, vor allem auch die Frage, wie Sturm die antiken Klassiker behandelt habe. Obwohl bei Sturm die beiden Dinge, die wir unterschieden haben, beständig durcheinanderlaufen, so müssen wir doch festhalten, daß die Beredsamkeit an sich mit der lateinischen Sprache nichts zu thun hat. Sturm spricht dies auch geradezu aus. Wo er in seiner Schrift De exercitationibus rhetoricis (Argentor. 1575) die Gründe untersucht, warum bei uns die Bered-

ſamkeit nicht ſo gedeihen wolle wie bei den alten Römern, ſagt er (Bl. 15): „Non esset istud mediocre impedimentum in hac dicendi exercitatione, si esset verum, et si eloquentia ad linguam tantummodo latinam astricta esset, et si non Itali, Hispani, Galli, Germani possent esse diserti“, etc. (S. o. S. 249). — Als Lehrer der Beredſamkeit ſchließt ſich Sturm den Schriften an, welche uns die Alten über dieſen Gegenſtand hinterlaſſen haben. Vor allen ſind es die rhetoriſchen Schriften Ciceros, daneben aber auch die des Ariſtoteles und die τέχνη ῥητορικὴ des Hermogenes, auf die er ſeine Anweiſung zur Beredſamkeit aufbaut. Er beläßt es aber nicht bei der allgemeinen Theorie, ſondern er zergliedert und erklärt eingehend die Reden des Cicero und des Demoſthenes, um ſeinen Schülern an lebendigen Beiſpielen das Weſen der Beredſamkeit zu zeigen. Die Ausgaben griechiſcher und römiſcher Reden und rhetoriſcher Schriften, die wir von Sturm beſitzen, bezeugen uns die Gründlichkeit, mit der er bei ſeinen Beſtrebungen zu Werke gieng. Wir ſtimmen hier einerſeits Hrn. Eckſtein bei, daß wir auch heutiges Tages mehr von der Technik der Alten zu lernen haben, als dies in manchen Schulen geſchieht, und zwar nach zwei Seiten hin, einmal für die richtige Auffaſſung der antiken Klaſſiker, insbeſondere der Römer, und dann für die Anleitung zu eigenen Ausarbeitungen. Andererſeits aber können wir nicht dringend genug vor Uebertreibungen in dieſer Richtung warnen. Denn Gott verhüte, daß wir unſre Gymnaſien, dieſe Stätten edler menſchlicher und vaterländiſcher Bildung, in antike Rhetorenſchulen verwandeln.

Auf dieſem Boden der Anweiſung zur Beredſamkeit begegnet uns nun auch zuerſt der Sturm'ſche Begriff der imitatio. Wer dieſem Begriff in den verſchiedenen Schriften Sturm's, namentlich in ſeinen de imitatione oratoria libri tres (Argent. 1574) nachgeht, der wird gewahr werden, daß bei Sturm ſehr verſchiedenartige Dinge in dieſem Begriff eingewickelt liegen. Zuvörderſt nämlich faßt Sturm in ſeine imitatio alles das zuſammen, was wir jetzt als literariſche Bildung im Gegenſatz zur Natur bezeichnen würden. In dieſem Sinn ſagt er (de imitatione or. lib. I, cap. 2): „Imitatio artis non solum comes est et socia, sed etiam dux atque domina.“ „Natura se est ipsa contenta, sese amans, neque plus potest quam id, quod potest: imitatio ingenium ultra naturae ducit terminos, ut se amare desinat et meliores admirari incipiat et sese illis conetur adaequare, si superare non queat.“ Auf dieſer Grundlage verfolgt dann Sturm den Einfluß der Früheren auf die Späteren, des Homer auf Pindar (lb. II, 2) und Herodot (II, 3). Insbeſondere aber betrachtet er die Römer als imitatores der Griechen (III, 3. Scholae in III, 4). Er zeigt, wie Virgil den Homer (II, 2. III, 2) und Theokrit (III, 2), Horaz den Pindar (Scholae in III, 4), Cicero den Demoſthenes (II, 2. III, 4) nachgeahmt habe. Dies ganze Beſtreben hängt mit einer der verdienſtlichſten Seiten von Sturm's Thätigkeit eng zuſammen. Ihm nämlich vor Anderen verdanken unſre Gymnaſien den ausgedehnteren Betrieb des Griechiſchen.

Aber nun hüte man ſich wohl, die obigen Erörterungen Sturm's zu hoch anzuſchlagen, indem man ihm die Anſichten unſerer Zeit unterſchiebt. Obwohl wir nämlich bei Sturm hin und wieder Aeußerungen finden, die ſich dem Richtigen zu nähern ſcheinen, ſo bleibt doch ſein immer wiederkehrender Grundgedanke, daß man durch ſchulmeiſterlich methodiſche Nachahmung klaſſiſcher Vorbilder ſchließlich ſelbſt ein klaſſiſcher Schriftſteller werde. Dieſer Gedanke verläßt ihn ſelbſt bei der Beſprechung der großen antiken Klaſſiker nicht. Er bildet den Grundzug ſeiner pädagogiſchen Thätigkeit. Hier aber verwächſt das zweite Beſtreben Sturm's, die Schüler zu lateiniſchen Rednern zu machen, ſo feſt mit dem erſten: der Anleitung zur Beredſamkeit überhaupt, daß ſich das Eine ohne das Andere nicht beſprechen läßt. Sturm hat nämlich, wie Hr. Eckſtein (S. 67) mit Recht bemerkt, „ſeinen Lehrplan aufgebaut auf der Forderung, welche Cicero an die elocutio ſtellt, daß ſie ſei pura et dilucida, ferner ornata, endlich congruens et apta.“ In dieſer Reihenfolge hat die Schule ihren Gegenſtand zu behandeln, wie dies Sturm insbeſondere in ſeiner Schrift de literarum ludis recte aperiendis (zuerſt 1538) auseinanderſetzt. Da nun aber Sturm ſein Ideal darin ſieht, die Schüler zu lateiniſchen Rednern zu machen, die es wo möglich mit Cicero aufnehmen ſollen, ſo ſieht er ſich zu all den widerſinnigen Maßregeln getrieben, durch die er das Deutſche aus ſeiner Schule verbannen und das Lateiniſche an ſeine Stelle ſetzen will, wie dies unſer Verfaſſer S. 243 fg. aus den Quellen darlegt. Sturm iſt trotz alle dem kein Verächter der deutſchen Sprache. Er preiſt mit Bewunderung das Deutſch Luthers.[1] Er ſpricht ſich mit Entſchiedenheit gegen die Anſicht aus, als ſei die Beredſamkeit in die Gränzen der lateiniſchen Sprache eingeſchloſſen,[2] und nimmt auch für unſre Mutterſprache suam eloquentiae ornatum atque facultatem in Anſpruch.[3] Trotz der ſtrengen Geſetze gegen den Gebruch der deutſchen Sprache in ſeiner Schule kann er dann thatſächlich doch nicht umhin, dem Deutſchen an den verſchiedenſten Stellen ſeiner Anſtalt den Zutritt zu geſtatten. In der unterſten Klaſſe dürfen die Schüler ihren Katechismus deutſch herſagen.[4] In den höheren Klaſſen werden Briefe Ciceros in's Deutſche und aus dem Deutſchen wieder in's Lateiniſche überſetzt.[5] Endlich in den oberſten Klaſſen werden ganze Reden des Cicero und Demoſthenes von den Schülern in's Deutſche überſetzt und öffentlich vorgetragen.[6] Halten wir dieſe Thatſachen zuſammen mit den Anſtrengungen Sturm's, jede andere Sprache als die lateiniſche aus dem Munde

1) De exercitationibus rhetoricis, Argentor. 1575, Bl. 16.
2) Ebend. Bl. 48.
3) Ebend. Bl. 38.
4) Classicarum epistolarum lib. III, Argentor. 1573, p. 2.
5) De exercitationibus rhetoricis Bl. 28. Vgl. Bl. 27.
6) Ebend. Bl. 40. Bl. 48. — Vgl. auch das im dritten Band, in dem Abſchnitt über den Unterricht im Deutſchen Geſagte.

ſeiner Schüler zu verbannen, ſo ſehen wir, in welche Widerſprüche ſich jedes Beſtreben verwickelt, das gegen die Natur der Dinge ankämpft. Die Erklärung, wie ein ſo geſcheidter Mann ſo verkehrte Ziele verfolgen konnte, liegt in den Verhältniſſen ſeiner Zeit und in der ganzen Culturentwickelung Europa's ſeit dem Untergang des weſtrömiſchen Reichs. Daß aber Sturm darauf ausgieng, die lateiniſche Sprache innerhalb und außerhalb der Schule zur ausſchließlichen Sprache der Schüler zu machen, unterliegt keinem Zweifel. Die oben angeführten Worten der Straßburger Schulgeſetze ſtehen feſt: „Sermones juventutis Latinos esse volumus, omnium etiam eorum, qui in extremis latent classibus“ und wie die anderen dort ausgehobenen Stellen lauten. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir das, was dort mit Sturm's eigenen Worten geſagt wird, durch noch weitere Belege erhärten. Wir begnügen uns vielmehr, darauf hinzuweiſen, daß Hr. Eckſtein, gewiß hier ein klaſſiſcher Zeuge, (S. 68) im Grunde ganz dasſelbe berichtet, wie K. von Raumer, nur daß er die Sache von der ſcherzhaften Seite faßt, während K. von Raumer darüber empört iſt.

Bei dieſer Anleitung der deutſchen Jugend zur lateiniſchen Beredſamkeit ſpielt nun Sturm's Lehre von der imitatio die verhängnisvolle Rolle, die unſer Verfaſſer S. 245 fg. ſchildert. Wir räumen ein, daß durch das, was der Verfaſſer ſagt, die Sache nicht erſchöpft wird, daß Sturm's imitatio nicht bloß die Nachäffung lateiniſcher Phraſen, ſondern die Nachahmung der antiken Beredſamkeit im Auge hatte. Aber erſtens iſt das vom Verfaſſer angegriffene Phraſenſammeln unzertrennlich verbunden mit Sturm's Streben, die Mutterſprache durch das Lateiniſche zu erſetzen; und zweitens hält auch die Art, wie Sturm ſich die Nachahmung der antiken Beredſamkeit denkt, die Probe nicht, wenn wir ihr näher in's Auge blicken. Wir wollen die Sache ſo günſtig für Sturm, wie nur möglich, auffaſſen, und heben deshalb einen Ausſpruch des alten Rectors hervor, welcher uns ſeine Beſtrebungen von der vortheilhafteſten Seite zeigt. In den Scholae zum erſten Kapitel des dritten Buchs ſeiner Schrift de imitatione oratoria (1574) ſagt Sturm: „Deinde sunt consideranda tempora imitatorum duo. Unum imperfectum studii, observationis et exercitationis, istud tempus est quasi discipuli, hunc discipulum oportet quidem principio servire, oportet aliquid servile facere, ut in illo apud Erasmum, in illo Dialogo, qui inscribitur Ciceronianus. Volumus imitationem esse tempore disciplinae esse[1] diligentem et acuratam et assiduam, volumus etiam esse anxiam et solicitam et quodammodo servilem, volumus imitatorem hoc tempore esse non liberum, non solutum, sed vinculis astrictum imitationis, ratione tamen bona et modo bono, quem ostendemus in insequentibus scholis. Alterum tempus est facultatis, posteaquam observavit, concepit veras et certas formas exordiorum,

1) Wir citieren nach der uns vorliegenden Ausgabe wörtlich.

narrationum, confirmationum, partitionum, perorationum, item argumentationum, amplificationum, digressionum, similitudinum, comparationum, conglobationum, commorationum. Posteaquam in his se exercuit, facultas comparata est. Non requiritur facultas biennii, triennii aut quadriennii aut decennii, quemadmodum ille Nosopulus in Ciceroniano Erasmi, sed exercitatione unius anni aut amplius potest comparari mediocris facultas. Ubi illa imitatio est, ibi est imitatio libera et soluta, et ipse imitator in omnibus potest afferre aliquid suum, proprium, non alienum, quod suae sit facultatis et suae potestatis. Perpetuo esse et teneri in vinculis atque in ergastulis, hoc miserum est. Haec ratio non fuit Ciceronis, qui conatus est se parem efficere Demostheni. Imitatio consistit in facultate et eadem facilitate, non in depictione, non in pictura. Facultas non insequitur alienas lineas, sed ipsa facit suas lineas. Hic igitur liber eo dirigitur, ut possimus hanc facultatem assequi, ut possimus ad summam facultatem et libertatem pervenire, ut ne simus servi primi scriptoris tanquam domini, nec etiam liberti tanquam patroni, sed ut simus pares ingenuis, qui ingenui nati sunt." Ich habe dieſe Stelle in ihrem ganzen Umfang mitgetheilt, weil ſie zeigt, daß Sturm allerdings noch ein anderes Ziel im Auge hatte, als die Aneignung lateiniſcher Phraſen. Wer aber glauben ſollte, Sturm erhebe ſich hier über den Begriff ſeiner ſchulmeiſterlichen imitatio auf den Standpunkt freier Bildung, der würde ſich ſehr täuſchen. Wir brauchen nur hinzuſehen, wie ſich Sturm ſeine libera imitatio denkt, um uns ſofort von jener Illuſion zu heilen. Da erfahren wir, wie es der imitator zu machen hat, um ſeine imitatio zu verbergen. Bald muß er ſeinem Vorbild etwas zuſetzen, bald etwas davon wegnehmen, bald muß er es verkürzen, bald erweitern u. ſ. f. „Facile causas annotabimus, unde illa varietas imitatorum oriatur. Sunt enim occultationis hae praecipuae partes: appositio, detractio, transpositio, immutatio, copia, brevitas." — „Est autem appositio, quoties aliquid ad exemplum additur, aut in principio, aut ad extremum, aut aliquid in medio interponitur. Detractio contraria ratio est, qua in his tribus locis aliquid tollitur. Transpositio, cum manentibus sententiis in eadem conversione aut circumscriptione collocatione solum in alium locum migrant sententiae. Immutatio est materiae et verborum facta dissimilitudo. Copia est ex paucis sententiis plures factae, ex paucis membris numerosiora. Idem sentiendum de ornamentis, de numeris. Brevitas est revocatio rei copiosae ad paucitatem" (De imitatione or. III, 3). Auf dieſe Art verfuhren nach Sturm's Anſicht die Alten, wie er dies am exordium von Virgil's Aeneide ausführlich nachzuweiſen ſucht (ib.). Und ebenſo müſſen auch wir verfahren, wenn wir es zu etwas bringen wollen. „At ego, ſagt Sturm (a. a. O.), ad imitatorem pertinere puto omnes tractationum vias et rationes, quas methodos vocant, annotatas habere, ut unius generis varia exempla congregare et delectum habere

possit, quoties aliquid scribendum sit aut docendum aut disserendum. Nam nisi mutare et variare poterit imitator, non libera poterit esse ejus aemulatio.“ Alſo das iſt Sturm's libera aemulatio! Aber auf dieſe Weiſe machen wir das Fremde zu unſerem Eigenthum. „Quomodo igitur fiunt propria? propria fiunt dissimilitudine, vitatione ταυτότητος, ne appareat ipsa ταυτότης, ne videatur opus esse diversum, ne videatur opus esse alterius artificis, sed opus videatur esse meum, non alienum“ (de imit. or., Scholae in III, 1). Es kommt nur Alles darauf an, den Diebſtahl geſchickt zu verbergen. „Oportet imitatorem esse ζηλόκλεπτον, oportet κλέπτειν, furari, furem esse ζήλου, id est, imitationis, sed ita tamen, ut ipsum furtum non appareat“ (ib.). „Alſo dennoch Dohlenſtreiche,“ würde der Verfaſſer unſeres Werkes ſagen, „nur von einer etwas ſublimeren Art“. Das Merkwürdigſte aber iſt, daß Sturm ſelbſt bei ſeinem Verfahren die Fabel von der Krähe, die ſich mit fremden Federn ſchmückt, in den Sinn kommt. „Ne ipsa scilicet cornicula, fährt er in der zuletzt angeführten Stelle fort, in furto deprehendatur et risum moveat et suis notetur coloribus. Oportet nos imitatione ex alieno facere proprium. Oportet igitur κλέπτειν τὸν ζῆλον, id est, καλύπτειν, abscondere.“ Alſo durch bewußte Veränderung, nach dem oben angeführten Recept, durch Zuſetzen, Wegſchneiden, Umſtellen ꝛc., machen wir das Geſtohlene zu unſrem Eigenthum. Und auf dieſem Wege gelangen wir dazu, Werke zu ſchaffen, die ſich den großen Alten an die Seite ſtellen, ja ſie, wo möglich, übertreffen. „Sed quemadmodum, ſagt Sturm, decet filium parentem, si potest, superare, virtutibus, industria videlicet, sic etiam imitatorem, si potest, superare exemplo suo. Haec omnia comparantur sola ἐργασίᾳ, tractatione, quae plurimum potest in imitando. Tractatio autem sita est in sex partibus: haec imitandi facultas est sex partium, quarum prima vocatur πρόσθεσις, appositio alicujus,“ etc., wie oben (de imit. or., Scholae in III, 2). Hiemit ſtimmt nun vollkommen der S. 248 unſeres Werkes angeführte Ausſpruch aus Sturm's epistolis classicis, ja er wird von unſerer Stelle noch übertroffen.

Wir haben geſehen, daß die Darſtellung, die unſer Werk von Sturm gibt, allerdings der Ergänzung bedurfte. Zugleich aber haben wir uns überzeugt, daß der Verfaſſer trotzdem die ſchwache Seite an Sturm's Beſtrebungen richtig getroffen hat. Der Herausgeber.]

Geſchichte der Pädagogik.

Zweiter Theil.

Geſchichte der Pädagogik

vom

Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit.

Von

Karl von Raumer.

Zweiter Theil.

Sechſte unveränderte Auflage.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1889.

Der Univerſität Erlangen

widme ich

unter herzlichen Segenswünſchen

zur erſten Säcularfeier

dieſes Werk.

Aus akademiſchen Vorleſungen hervorgegangen, möge es bezeugen, daß ich der mir theuren Univerſität nach Kräften treu zu dienen bemüht war und, ſo lange es Gott gefällt, fernerhin bemüht ſein werde.

Karl von Raumer.

Vorrede

zur ersten Auflage.

Gegenwärtiger zweiter Theil führt bis zum Tode Peſtalozzis; der dritte wird noch einiges der Vergangenheit Angehörige enthalten, außerdem eine Charakteriſtik der gegenwärtigen Pädagogik zu geben ſuchen. Jeder Sachkundige weiß, wie ſchwer eine ſolche Charakteriſtik ſei und wird es nur billigen, daß ich mich bei Löſung dieſer Aufgabe nicht übereile.

Es iſt mir wahrlich nicht darum zu thun, etwas Neues vorzubringen, ſondern das zu ſagen, was unſerer Jugend frommt. Dieß ernſtlich zu erforſchen und zu erfahren, auf Anſichten und Urtheile gründlicher Schulmänner zu achten, kurz, über einen Gegenſtand von ſo großer Wichtigkeit nichts eitel und leichtfertig in die Welt zu ſchreiben, iſt mir heilige Gewiſſenspflicht.

Mich freut nichts mehr, als mit tüchtigen Männern früherer und jetziger Zeit in Geſinnung, Streben und Ausführung zuſammenzutreffen; ſo gewährte es mir große Freude, als ich bei Comenius ſo manches fand, was ich im Laufe meines Lehramts erfahren und ausgeſprochen hatte.

Viel Mühe koſtete es, die Quellen zu ſammeln, welche ich bei Ausarbeitung des gegenwärtigen Theils benutzt habe. Zu den allerwichtigſten gehören Gelegenheitsſchriften, beſonders Schulprogramme, welche die Geſchichte einzelner Lehranſtalten behandeln. Aus Vergleichung ſolcher Spezialgeſchichten tritt uns das Bild der Schulen Deutſchlands von der Oſtſee bis zu den Alpen entgegen, ihr gemeinſamer pädagogiſcher Charakter in beſtimmten Perioden und ihre gemeinſame Umwandlung im Laufe der Zeit. Wie aber dieß Gemeinſame einerſeits, ſo treten zugleich klar aus jenen Monographieen die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen deutſchen Schulen heraus, durch welche ſich norddeutſche von ſüddeutſchen, ſchleſiſche von rheiniſchen unterſcheiden.

Eine große Anzahl Schulprogramme ward mir durch die Güte des Herrn Rector Bömel in Frankfurt a. M. zu Theil. Außerdem erhielt ich Programme und pädagogiſche Schriften von den verehrten Herrn Verfaſſern, vom Herrn Profeſſor Dr. Cramer (meinem trefflichen Mitarbeiter an der Geſchichte der Pädagogik) und Hrn. Gymnaſiallehrer Dr. Zober in Stralſund, vom Herrn von Fellenberg in Hofwyl, Herrn Dr. Budding in Delft, Herrn Rentamtmann Preusker in

Großenhayn und Gymnasiallehrer Herrn Schöppach in Meinungen. Indem ich aufs herzlichste für diese große Zuvorkommenheit danke, muß ich zugleich mit Bedauern bemerken, daß ich mehreres zu spät erhielt, um es noch für meine vorliegende Arbeit benutzen zu können.

Alljährlich erscheinen Schulschriften, welche die Geschichte bestimmter Lehranstalten oder auch solche Gegenstände behandeln, die zur Charakteristik der gegenwärtigen Pädagogik vorzüglich wichtig sind. Gewiß werden die verehrten Verfasser solcher Schriften nach dem Gesagten es entschuldigen, wenn ich sie bitte, mir dieselben auf dem Wege des Buchhandels gütigst zukommen zu lassen. —

Erlangen, den 11. August 1843.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Vorliegender zweiter Theil hat in der gegenwärtigen neuen Auflage viele Zusätze erhalten, wie sich schon aus einem Blick auf die Inhaltsanzeige ergibt. Ich glaube nicht nöthig zu haben, das Hinzugefügte eigens bei verständigen Lesern zu vertreten, eher hätte ich mich zu entschuldigen, daß es in der ersten Auflage gefehlt habe.

Doch ich sollte mich wohl vorsehen. Nestor im Tieckschen Zerbino wundert sich, so manchen Mann nicht im Garten der Poesie zu finden, den er für einen großen Dichter hält, dagegen andere anzutreffen, die ihm für nichts weniger als für Dichter gelten. Könnte nicht meiner Geschichte etwas ähnliches widerfahren, dürften nicht Männer in ihr vermißt werden, die, wenigstens in gewissen Kreisen, für große Pädagogen gelten, dagegen solche sich finden, die in denselben Kreisen nie als Pädagogen genannt worden sind? —

Wollte man aber, etwa bei einem Pädagogencongreß, ausmitteln, welche Männer die Berücksichtigung eines Geschichtsschreibers der Pädagogik verdienen, welche nicht, so dürfte man sich schwerlich über eine Art allgemeiner Bestimmung einigen. Ich will ein Beispiel geben. Wäre es wohl erlaubt, unter den ausgezeichneten Pädagogen einen Mann aufzuführen, der, nach dem Zeugnis seines besten Freundes, nicht nur unleserlich sondern auch unrichtig und ohne alle Interpunktion schrieb, in der Arithmetik kaum eine mehrziffrige Multiplikation oder Division zu Stande bringen konnte, in seinem Leben es nicht versuchte, einen geometrischen Lehrsatz zu beweisen, der „bei gewöhnlichen Prüfungen für Schulamtscandidaten wohl überall durchgefallen wäre?“ Würde nicht der Pädagogencongreß auf diese allgemeine Frage hin, mit einem entschiedenen Nein! antworten? Und doch hat es Niemand getadelt, daß ich denselben Mann, welchem sein Freund jenes unrühmliche Zeugnis ausgestellt hat, in meine

Geſchichte aufgenommen habe; — der Mann iſt kein anderer als der große Peſtalozzi. — Es ſind mancherlei Gaben. Dem Einen ſind große Ahnungen und Gedanken gegeben, aber kein Geſchick, ſie zu verwirklichen; der Andere hat ausgezeichnete praktiſche Tüchtigkeit, er handelt aber ohne irgend das Bedürfnis zu fühlen, eine Theorie ſeines Thuns aufzuſtellen; nur Wenigen iſts verliehen, mit voller Einſicht, feſtem Blicke auf ein beſtimmtes Ziel und großem Geſchick die Erziehungskunſt zu üben. Wie verſchiedenartig aber auch die Pädagogen unter ſich ſein mögen, ſo verdient doch jeder einen Platz in der Geſchichte, welcher ausgezeichnet in ſeiner Art iſt. —

Erlangen, den 9. November 1846.

Vorrede zur dritten Auflage.

In einer Beilage zur zweiten Ausgabe dieſes Theils berührte ich entſchiedene Mängel der Cottaſchen Geſammtausgabe von Peſtalozzis Werken. Da zur Abwendung dieſer Mängel bis heute noch nichts geſchah, ſo komme ich noch einmal auf dieſelben zurück.

Daß in jener Ausgabe zwei Bände nicht von Peſtalozzi ſind, wollen wir als unabänderlich dahin geſtellt ſein laſſen; ebenſo daß anderes großentheils Niederer angehören möchte. Dagegen wäre ein zweiter Mangel jener Ausgabe ſehr wohl noch zu beſeitigen, der nämlich, daß in derſelben höchſt bedeutende Schriften Peſtalozzis fehlen. Als Beiſpiel führe ich hier noch einmal die nicht aufgenommene, ſo wichtige „Abendſtunde eines Einſiedlers“ an. Sachkundige bezeugten factiſch die Wichtigkeit dieſer Schrift, indem ſie den von mir mitgetheilten Abdruck derſelben wiederholt von neuem einzeln abdrucken ließen.

Es wäre nun zu wünſchen, daß ſich ein ächter Verehrer Peſtalozzis dem Sammeln jener fehlenden Schriften unterzöge und die Cottaſche Buchhandlung durch Publication derſelben, wenigſtens der vorzüglichſten, die unverantwortlichen Redactionsfehler Schmids ſo viel möglich wieder gut machte.

Bad Brückenau, den 2. September 1856.

Karl von Raumer.

Inhalt des zweiten Bandes.

Neue Bildungsideale und Bildungsmethoden.

Kampf, Wechselwirkung und allmähliche Vermittelung zwischen dem Alten und Neuen.

Von Bacos Tode bis zum Tode Peſtalozzis.

		Seite.
1.	Die Neuerer	1
2.	Wolfgang Ratich	8
3.	Der dreißigjährige Krieg	36
4.	Comenius	39
5.	Das Jahrhundert nach dem weſtphäliſchen Frieden	82
6.	Locke	92
7.	A. H. Francke	112
8.	Die Realſchulen	130
9	Reformatoriſche Philologen	141
	J. M. Gesner	141
	J. A. Erneſti	150
10.	J. J. Rouſſeau	153
11.	Philanthropin	212
12.	J. G. Hamann	252
13.	Herder	267
14.	F. A. Wolf	281
15.	Peſtalozzi	296

Beilagen.

		Seite.
I.	Wolfgang Ratich.	
	A. Literatur	389
	B. Drei Briefe des Helvicus an Jungius	392
	C. Eingang von „Christ. Helvici libri didactici“.	395
II.	Comenius.	
	A. Pädagogiſche Werke des Comenius	398
	B. Januae in linguam graecam Vestibulum	400
	C. Umfaſſender Plan des Comenius	401
III.	Hausordnung im Philanthropin	402
IV.	Peſtalozzi. Literatur	405
V.	Peſtalozzis Abendſtunde eines Einſiedlers	408
VI.	Peſtalozzi über Niederer und Schmid	421
VII.	Fremde, welche ſich längere oder kürzere Zeit in Peſtalozzis Inſtitut aufhielten.	424
VIII.	Rouſſeau und Peſtalozzi	426
IX.	Johann Julius Hecker	427

Neue Bildungsideale und Bildungsmethoden.
Kampf, Wechselwirkung und allmähliche Vermittelung zwischen dem Alten und Neuen.

Von Bacos Tode bis zum Tode Pestalozzis.

1. Die Neuerer.

Wir haben die Lehranſtalten in den proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands kennen gelernt, von den unterſten Elementarſchulen bis zu den Univerſitäten hinauf, und ebenſo den Character der wichtigſten katholiſchen Schulen, der Jeſuitenſchulen.

Jetzt nähern wir uns den Anfängen einer neuen Epoche des deutſchen Unterrichtsweſens und zugleich der entſetzlichſten Zeit in der Geſchichte unſers Vaterlandes. Ehe ich jene neue Epoche charakteriſiere, will ich noch einen Blick auf den Zuſtand der deutſchen gelehrten Schulen beim Beginn des 17ten Jahrhunderts werfen.

Betrachten wir zuerſt die Lehranſtalten des Jeſuitenordens. Von wie unberechenbarer Wichtigkeit es für ſeine Zwecke ſei — für Herſtellung einer abſoluten Hierarchie und Vernichtung der Reformation — wenn er den Jugendunterricht ganz an ſich reißen könnte, das hatte der Orden früh eingeſehen. Mit bewundernswürdiger Klugheit, Geſchicklichkeit und ausdauernder Conſequenz verfolgten die Jeſuiten ihre Zwecke, nach einem weit umfaßenden, wohl berechneten Plane. — [1] Im Jahre 1550 hatten ſie noch keine feſte Stätte in Deutſchland, das darauf folgende Jahr gründeten ſie ihre erſte Schule und zwar in Wien, 1556 die Lehranſtalten in Köln, Prag, Ingolſtadt, 1559 in München und Tyrnau, 1563 in Dillingen, 1569 in Braunsberg, 1575 in Heiligenſtadt.[2] Auch in Mainz, Aſchaffenburg, Brünn, Olmütz und Würzburg ſetzten ſie ſich feſt.

Nach Gewohnheit gebrauchten die Jeſuiten jedes Mittel, um zu ihrem Ziele zu gelangen; nicht bloß proteſtantiſche, ſondern auch katholiſche Lehranſtalten,

1) Die zunächſt folgenden Angaben von geſtifteten Jeſuitenſchulen entlehne ich aus Rankes ausgezeichneter Darſtellung der Gegenreformation. (Die röm. Päpſte Bd. 2, 25 ff.)

2) Direktor Rinke im heiligenſtädter Gymnaſialprogramm von 1837 ſagt: „von dem Jahre 1574 an kam es zu der Arbeit, das Eichsfeld zur katholiſchen Religion zurückzuführen.“ Zwei Jahre nach der Errichtung der Jeſuitenſchule, 1577, zählte ſie ſchon über 200 Schüler. Die Jeſuiten blieben bis 1773, da Dalberg aus Erfurt kam, und ihnen, der Aufhebungsbulle Clemens des Vierzehnten zufolge, befahl: am 30. September vor Tagesanbruch die Stadt zu verlaſſen. Ib. S. 5. 11. 41.

welche ihnen im Wege waren, wußten sie zu beseitigen. So in Trier, Posen, Prag.

In Trier hatten Hieronymiten zu Ende des 15ten Jahrhunderts ein Fraterhaus gestiftet. [1] Johannes Even, Weihbischof von Trier, gibt diesen (um das Jahr 1514) das beste Zeugnis: sie seien gute ehrbare Priester, führten ein tugendlich Leben, unterwiesen die Jugend, und hätten zu seiner Zeit dreihundert Schüler gehabt. — Das Volk nannte die Hieronymiten: goldene Priester. Als sich im Erzstift protestantische Regungen kund gaben, berief der Erzbischof Johann von der Leyen im Jahre 1560 Jesuiten nach Trier. Zuerst predigten sie, bald nachher ernannte sie der Kurfürst zu Lehrern, im Jahre 1566 wurde ihr Collegium vollständiger organisiert. „Noch zwar bestand das (Hieronymiten-) Collegium von S. German: obgleich man alsobald begonnen hatte, langsam die Schule zu untergraben, welche zu stürzen noch nicht gerade thunlich schien. Aber es war leicht vorauszusehen, daß es neben dem der Jesuiten, welches allein alle Gunst des Fürsten genoß, nicht lange fort mehr existieren konnte". Im Jahre 1570 erhielten die Jesuiten ein von Minoriten bewohntes Kloster, welches diese „ganz gegen ihren Willen verlassen und in die Gebäude des Collegiums zum h. German wandern mußten, wo die Schule der Hieronymiten endlich aufgehört hatte. Im Jahre 1569 war von diesen Schulmännern nur noch einer übrig." Sie mußten zu Trier, wie überall, dem neuen Orden weichen. Alle Schulen kamen nun in die Hände der Jesuiten." [2] [3] In Posen hatte der Bischof Lubranski im Jahre 1519 eine Lehranstalt gestiftet; die Jesuiten eröffneten die ihrige 1573. Sie wußten den Bischof Konarski so für sich zu gewinnen, daß er nicht allein das Jesuitencollegium auf alle Weise begünstigte und empfahl, sondern sich auch um die lubranskische Anstalt gar nicht bekümmerte und sie absichtlich eingehen ließ. 1574 waren schon die meisten Zöglinge dieser Anstalt zu den Jesuiten übergegangen, von denen ihnen viel mehr Freiheit gestattet wurde. — Verfuhren diese so gegen Katholiken, wie erst gegen Protestanten! Es hatte ein Kaufmann Rydt 1567 eine evangelische Schule in Posen gestiftet, früher noch, 1555, gründeten hier böhmische Brüder eine Lehranstalt. Im Jahre 1616 wurden beide Schulen nebst den evangelischen Kirchen „von den Jesuitenschülern und dem mit ihnen verbundenen Pöbel von Grund aus zerstört." — Am rücksichtslosesten verfuhren die Jesuiten 1621 nach der Schlacht am weißen Berge gegen Katholiken und gegen Protestanten. Ohne Rücksicht auf den Widerspruch des Erzbischofs Harrach von Prag und mit Verletzung des bisherigen Rechts der Kapitel, Universität, Dechanten und Pfarrer erhielten sie die alleinige Leitung

1) „Beitrag zur Geschichte der Schulen im ehemaligen Churfürstenthum Trier, von dem ersten Director J. H. Wyttenbach" im trierschen Gymnasialprogramm von 1841. S. 10 ff.

2) Ib. S.

3) „ Von den Schulen im ehemaligen Polen, namentlich im Posenschen, vom Prof. Czwalina." Posener Gymnasialprogramm von 1837. S. 10. 14. 18. 19.

aller Schul- und Unterrichtsanstalten. Die calvinischen Prediger verjagten sie in demselben Jahre aus Böhmen. [1]

Bei dem Zwecke, den die Jesuiten verfolgten, war es natürlich, daß sie sich, wo möglich, in protestantischen Städten oder in deren Nähe ansiedelten. Waren doch protestantische Eltern in verschiedenen Gegenden Deutschlands so blind, dem Orden ihre Kinder zur Erziehung anzuvertrauen. Konnten sie sich wundern oder beschweren, wenn diese in den Schooß der katholischen Kirche geführt wurden?

Als die Jesuiten im Jahre 1621 in Alt-Schottland, fast vor den Thoren von Danzig, ein stattliches Collegium bauen wollten, schrieb Johannes Schröder, Lehrer am Danziger Gymnasium, an den Rath: es werde sehr von nöthen sein, daß sich ihre Schulen zusammennähmen, „damit," sagt er, „diese Gesellen mit ihrer Institution nicht den Preis und Vorzug behalten; sonst wird manch junges Blut von ihnen eingenommen und innerlich verschüret werden. Ich kenne diese Vögel . . . weiß der Jesuiten Griffe, ich bin vor 12 Jahren im Lande Braunschweig bei sie gewesen." [2]

Dieser berechnenden, absichtsvollen pädagogischen Thätigkeit der Jesuiten gegenüber, lernten wir schon den redlichsten Eifer kennen, mit welchem die Protestanten — Reformatoren, Schulmänner und Fürsten — für Einrichtung und Verbesserung der Lehranstalten sorgten. — Besonders trat Johannes Sturm als Normalschulmann in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts heraus. Seiner Methode, sagt Morhof, [3] folgten nicht nur die Städte Deutschlands, sondern auch die in fremden Ländern. Wir sahen, daß der würtembergische Schulplan des Herzog Christoph, wie der sächsische von August I. mit dem Sturmschen sehr übereinstimmte. In den verschiedensten deutschen Städten folgte man dem Muster Sturms. Wenn der Rector Jentzkow im Jahre 1591 für das Gymnasium zu Stralsund eine Schulordnung entwarf, so war diese „nichts weiter als eine, mit großer Umsicht erweiterte und besonders gewendete Umarbeitung der von Johann Sturm in verschiedenen Schriften niedergelegten Methode." [4] Eben so wird von dem Rector Heinrich Petreus erzählt: er habe sich bei Organisation des Gymnasiums in Göttingen das straßburger zum Muster genommen. [5] Auf dem Gymnasium zu Frankfurt am Main befolgte man Sturms Methode; [6]

1) Raumers Geschichte Europas 3, 416.

2) „Geschichte des academischen Gymnasiums in Danzig vom Prof. Dr. Th. Hirsch. Danziger Gymnasialprogramm zum 3. August 1837. Ganz vorzüglich.

3) Morhof Polyhistor. Ed. 4. 1747. 1. 333.

4) Zober im stralsunder Gymnasialprogramm von 1840. S. 7.

5) Einige Nachrichten über die ältesten Schulen Göttingens vom Dir. Kirsten 1840. S. 7.

6) Zur Feier des 300jährigen Jubiläums des frankfurter Gymnasiums von Rector Bömel. 1829. S. 5.

Decurionen wurden auf dem liegnitzer Gymnasium, wie in Frankfurt, wahrscheinlich nach Sturms Vorgang eingeführt. [1]

Der confessionelle Kampf pflanzte sich in die Schulwelt hinüber. Aber trotz desselben hatten damals Protestanten und Katholiken ein gemeinsames Ziel gelehrter Bildung. Sagte doch Sturm: ich habe gesehen, welche Schriftsteller die Jesuiten erklären und welche Methode sie befolgen, eine Methode, die von der unsrigen so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus unsern Quellen geschöpft.

Gegen dieses Gemeinsame damaliger jesuitischer und protestantischer Bildung traten nun Gegner auf; es beginnt in den ersten Decennien des 17ten Jahrhunderts ein principieller pädagogischer Kampf, der von Protestanten ausgeht und unter wechselnder Gestalt bis auf den heutigen Tag fortwährt.

Ich will diejenigen, welche neue Principien und neue Ideale in der Pädagogik aufstellten, um deswillen Neuerer nennen. Der Name soll weder ein Lob, noch einen Tadel aussprechen; es mag zunächst dahin gestellt bleiben, ob das Neue, was jene Männer brachten, guter oder böser Art war, oder ob sich zum Guten Böses gesellte.

Neuerungen waren vorauszusehen. Wird eine Bildungsweise ganz einseitig verfolgt, bis sie zur Caricatur ausartet, berücksichtigt man beschränkt und beschränkend nur diese und jene Lehrgegenstände und die ihnen entsprechenden Talente mit Vernachlässigung aller übrigen, so straft sich dies früher oder später, es muß eine Reaction erfolgen. Jede Reaction überschreitet aber gewöhnlich das Maaß, artet in Radicalismus aus und strebt das früher unbillig Bevorzugte ganz zu verdrängen.

So geschah es bei dem jetzt beginnenden pädagogischen Kampfe. — Daß die philologische Bildung zur Caricatur ausgeartet war, erkannte schon Erasmus und verspottete die Nachäffer Ciceros. Doch scheint sein Ciceronianus auf Sturm keinen Eindruck gemacht zu haben. Dessen Bildungsideal war und blieb ciceronianische lateinische Beredtsamkeit, er wollte, wo möglich, aus jedem Schulknaben einen Ciceronianus bilden. Wir bewundern seine Methode, die Virtuosität, mit welcher er sein Ziel verfolgte und alle Kräfte auf dasselbe richtete. Allein wir fragten schon: ob denn sein Bildungsideal das rechte sei, wir verhehlten uns nicht, daß er und seine unzähligen Nachahmer über das Streben, ihre Schüler zu ciceronianischer Beredtsamkeit zu bilden, fast alle anderen lernwürdigen Gegenstände hintansetzten, und ebenso alle geistigen Gaben der Schüler, mit Ausnahme der sprachlichen. — Auch sahen wir, daß Baco und Montaigne gegen diese rein philologische Schulbildung direct oder indirect auftraten. Beide waren jedoch nicht Schulmänner und daher nicht in der Lage, ihre Ansichten lehrend und erziehend zu verwirklichen.

Allein es währte nicht lange, so fanden sich auch Pädagogen, welche thätig

1) Gymnasialprogramm des Rector Köhler in Liegnitz. 1837.

gegen die bisherige Bildungsweise ankämpften. Zwei Männer traten auf, deren ausdauerndes, rastloses Streben viele Jahre hindurch auf Darlegung und Ausübung einer neuen Lehrmethode ging, es waren Wolfgang Ratich und Johann Amos Comenius. Mit ihnen beginnt eine lange Reihe pädagogischer Methodiker, in welcher Reihe Locke, Rousseau, Basedow und Pestalozzi vor allen heraustreten. Durch persönliche Eigenthümlichkeit, durch Vaterland, Confession und durch Zeit und Umstände, unter welchen sie lebten, sind diese Männer zwar von einander verschieden; dennoch tritt uns in ihren Principien und Tendenzen etwas ihnen allen Gemeinsames entgegen. Eine kurze Charakteristik dieses Gemeinsamen will ich den Monographieen der genannten Männer vorausſenden und versuchen, wie in der Ouvertüre einer Oper, die wichtigsten Themata mitzutheilen, welche in ihren Werken mehr oder minder klar durchklingen.

Der Blick war freier geworden, die Aussicht hatte sich erweitert, manche treffliche neue Ansichten und Ideale tauchten auf. Freilich erweiterte sich der Horizont oft so sehr, daß die Augenschärfe der Beobachter nicht für ihn ausreichte; es waren die Neuerer auch häufig der Verwirklichung ihrer eigenen Ideale nicht gewachsen. Mit vollem Recht erkannten sie vieles als nothwendiges, im Wesen des Menschen gegründetes, durch seine Lebensverhältnisse gefordertes Bildungselement, woran die früheren Pädagogen nicht gedacht; mit Recht bekämpften sie die beschränkte Einseitigkeit, wie die in mancher Hinsicht fehlerhafte Lehrweise derselben. Aber schon aus der folgenden kurzen Charakteristik der Neuerer [1] ergibt es sich, wie diese so manches Treffliche der herkömmlichen Lehrweise verkannten und, gegen frühere Extreme auftretend, selbst in entgegengesetzte verfielen. Möchten wir, hierdurch gewarnt, solche Extreme vermeiden, das Gute aber, welches sich bei jeder der zwei einander bekämpfenden Parteien findet, dankbar anerkennen und fest halten, und so eine wesentliche innige Versöhnung beider Parteien herbeiführen. —

Es charakterisiert nun Folgendes die Neuerer:

1) Alle polemisieren entschieden gegen das zu ihrer Zeit herrschende Unterrichts- und Erziehungswesen. Die gewöhnliche Unterrichtsweise, welche sich seit der Reformation bis fast auf unsere Zeit hinab im Wesentlichen sehr gleich blieb, die Unterrichtsweise der Grammatici (Philologen) charakterisieren die Neuerer als ein blindes Tappen ohne Weg und Ziel.

2) Sie versprechen nicht etwa eine verbesserte Methode, da sie vielmehr das Lehren der Grammatici für ganz unmethodisch erklären, sondern eine Methode als etwas ganz Neues. Dieselbe soll den Lehrling von den einfachsten, faßlichsten Elementen jedes Lehrobjekts aus, naturgemäß, ohne allen Zwang zur vollendeten Wissenschaft, auf einem ebenso gebahnten, als kurzen und lustigen Wege sicher zum Ziele führen. Neuere sagen auch wohl: im Lehrling sollten mit in-

1) Im Verfolg der Geschichte werde ich die Belege zu dieser Charakteristik geben.

nerer organischer Nothwendigkeit Blüten und Früchte der Wissenschaft entwickelt werden.

3) Man schrieb der Methode gemäße Lehrbücher, nach welchen, wie man behauptete, Einer wie der Andere, der Fähige wie der Unfähige gleich gut lehren könne, wofern er sich nur mit treuer, ja pedantischer Gewissenhaftigkeit an das Lehrbuch binde. Dieß egalisiere die Geister; ja es früge sich, ob die selbständigeren ungebundenen Lehrer nicht den mittelmäßigen Köpfen in pädagogischer Brauchbarkeit nachstünden.

4) Zur völligen Caricatur artet diese Ansicht bei solchen aus, welche sich erdreisten zu behaupten: es komme nichts auf Fähigkeit und Unfähigkeit der Schüler an; der an der Methode streng festhaltende Lehrer vermöge hierdurch Alles, er könne aus jedem Holz einen Mercurius schnitzen und das Gras wachsen lassen.

5) Der bestehenden Lehrweise werfen sie besonders vor: es sei eitel todter Gedächtniskram (dieß der gewöhnliche Ausdruck).[1] Besonders gelte dieß vom gewöhnlichen Lehren der alten Sprachen, welche sie, die Neuerer, in kürzerer Zeit und leichter, die einen auf diese, die andern auf jene neue Weise herbeizubringen versprechen.

6) Todt nennen sie den sogenannten Gedächtniskram, weil die Knaben so Vieles auswendig lernen müßten, was sie nicht verstünden. Nur verstandenes dürfe dem Gedächtniß eingeprägt werden. Beleben wollen sie den Unterricht, indem sie in eben dem Maaße den Verstand der Kinder in Anspruch nehmen, als sie die Uebung des Gedächtnisses hintansetzen. Mehrere von ihnen scheinen freilich keine Ahnung von dem Mysterium des Gedächtnisses zu haben, nur ein echoartiges Staargedächtnis, kein geistig lebendiges Menschengedächtnis zu kennen, auch nicht zu wissen, wie höchst gewöhnlich ein durch Dressur dumm gewordener Verstand sei.

„Ja was man so erkennen heißt,
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?“

7) Indem sie die dem jugendlichen Alter so natürliche Receptivität misachten, stacheln sie dasselbe dagegen gewaltsam zu einer unaufhörlichen, unnatürlichen Anstrengung, vorzeitig selbst zu produciren. Mit Geringschätzung alles Ueberlieferten predigt man der jüngern Generation: sie solle ihren Stolz darin setzen, alles selbst zu schaffen und zu erwerben und dadurch alles sich selbst zu verdanken.

8) Weil ihre Methode naturgemäß, sagen die Neuerer, so lernten die Kinder freiwillig mit Lust und Liebe, daher nach ihrer Versicherung Strafen, besonders körperliche von selbst wegfielen, weil diese nur durch die widerwärtige, die Kinder zum Ungehorsam reizende, Lehrweise herbei geführt würden.

1) Ein Ausdruck, welcher [illegible] die [illegible] Weise, wie die Lehrer den Kindern das Auswendiglernen befahlen, [illegible] gerechtfertigt wird.

9) Einige Neuerer wollen jeden Knaben nach seiner eigenthümlichen Gabe und Fähigkeit, nicht alle Schüler einerlei behandelt wissen. Andere dagegen fassen nur den generellen menschlichen Charakter ins Auge. Da es nur Eine, allen Menschen gemeinsame Natur gebe, so bedarf es nach letzteren nur Einer allen gemeinsamen Methode. Die erstere Ansicht ist mehr aristrokratisch, die letztere demokratisch; jene bei solchen, welche nur Ein zu erziehendes Normalkind, diese bei denen, welche die Volkserziehung ins Auge fassen.

10) Die Neuerer berücksichtigen die Muttersprache, ja bevorzugen sie und kämpfen gegen die tyrannische Herrschaft des Latein, ohne es zunächst ganz zu verwerfen. Durch diese Berücksichtigung der Muttersprache, dadurch, daß sie dieselbe in den Kreis der Unterrichtsgegenstände aufnehmen, suchen sie die durch lateinische Zunftsprache bewirkte scharfe Scheidung der Studierten von den nicht studierenden Ständen wo nicht aufzuheben, doch möglichst zu verringern, und zugleich eine vom Latein unabhängige Bildung mit demokratischem Sinne geltend zu machen.

11) Sie heben die Realien hervor, versuchen es auch, Sprach- und Realstunden zu verbinden.

12) Hiermit verwandt ist das Hervorheben der Leibesübungen und die Polemik gegen dunkle dumpfige Schulstuben.

13) Da sie die Muttersprache und Realien hervorheben, so bekämpfen sie es folgerecht, daß man Nichtstudierende auf lateinischen Schulen bilde, und verlangen Stiftung besonderer Realschulen. Von wahrhaft christlicher Liebe gedrungen sinnen einige auf Verbesserung der von den meisten lateinischen Gelehrten hintangesetzten Volksschulen und wirken dafür unermüdet in weiten Kreisen.

14) Wie gegen das Gedächtnis treten sie, doch mehr factisch als theoretisch, gegen die Phantasie auf. Der von ihnen unnatürlich und vorzeitig angestrengte Verstand der Kinder tödtet die Phantasie. Vom Schönen ist bei ihnen nicht die Rede. Lehren sie Musik, Zeichnen ꝛc., so geschieht es auf rationalistische, antikünstlerische Weise; alle Poesie wird zurückgestellt oder mit lieb- und freudloser Kälte behandelt; Gedichte analysiert und interpretiert man todt.

15) Die Anschauung, von welcher bei ihnen viel die Rede ist, deutet auf Pflege der Einbildungskraft. Aber meist scheint es nur so. Durch unaufhörliches Hineinreden und marterndes Abfragen stört man die stille Ruhe der Hingebung und tödtet alle einfältige Bilderempfängnis durch das unzeitigste, widerwärtigste Reflectieren und Raisonnieren. Das Wort ist nicht Ausdruck für den in der Seele des Schülers völlig gereiften Eindruck; es wird ihm vielmehr vom Lehrer voreilig in den Mund gelegt: er muß Dinge nennen und beschreiben, die ihm durchaus fremd sind. So werden die sogenannten Uebungen der Anschauung zu leeren Sprechübungen, ohne allen realen Gehalt.

16) Sie dringen überhaupt darauf, daß die Schüler, selbst jüngere, alles mit klarem Bewußtsein denken und thun, auch über jedes, was sie denken und

thun, in deutlichen, wohlgesetzten Worten gründliche Rechenschaft geben sollen. Man hält sie z. B. an, durch stetes Reflectieren über Sprachen und Sprechen es zu einem bewußten sich selbst sprechen hören, ja sich selbst sprechen lassen zu bringen. Auf solche Weise suchen sie den Kindern die natürliche Einfalt auszutreiben, und sie zu einer unnatürlichen, unkindlichen, immer sich bespiegelnden Selbstbetrachtung und Selbstbehandlung abzurichten.

17) Mit der Polemik gegen das Gedächtniß dürfte bei vielen ein Hintansetzen der Geschichte uud Vergöttern der Gegenwart, der Wirklichkeit verwandt sein. Zudem influiert hierbei aufs stärkste das Hinwenden zu irdischen, materiellen Interessen, zum irdischen Nutzen und Wirken, mit gänzlicher Misachtung höherer freier Bildung.

18) Bei mehreren Neuerern des achtzehnten Jahrhunderts tritt ein entschiedener Pelagianismus hinzu. Die Aufgabe des Erziehers besteht nach ihnen einzig darin: die vegetative Entwicklung der guten natürlichen Anlage jedes Kindes, nach Art des Gärtners, zu fördern, so daß die angeborene potentia zum actus reife. Naturam sequi ist ihr Princip. Von der Sorge, daß die angeborene böse potentia ertödtet werde und nicht zum actus reife, vom Heiligungskampfe ist nicht die Rede; der Gegensatz von Natur uud Gnade ist für sie nicht da. [1]

Hiermit dürften die Grundzüge der neuen Richtung im Unterrichts- und Erziehungswesen beschrieben sein; betrachten wir nun das Leben und Wirken des Chorführers der Neuerer, des Wolfgang Ratich.

2. Wolfgang Ratich.

[2] Wolfgang Ratich ist im Jahre 1571 zu Wilster in Holstein geboren. Er besuchte das Hamburger Gymnasium und studierte dann in Rostock Philosophie und Theologie. Wegen schwerer Aussprache gab er die Theologie auf, trieb nun vorzugsweise hebräisch, gieng nach Englaud, dann nach Amsterdam um Mathematik zu studieren. Hier hielt er sich acht Jahre auf, und lernte auch von einem eingeborenen Araber arabisch; hier war es auch, wo er dem Prinzen Moritz von Oranien eine neue, von ihm erfundene Lehrweise anbot. Der Prinz gieng auf sein Anerbieten ein, doch unter der Bedingung, daß er einzig Latein lehren solle. Mit dieser Bedingung nicht zufrieden wandte sich Ratich nach Basel, Straßburg, wie auch an mehrere Höfe und trug diesen seine neue Methode an. Dann übergab er am 7. Mai 1612 „dem deutschen Reich"

1) Von den religiösen Tendenzen früherer, den irreligiösen späterer Neuerer wird im Verfolg gesprochen werden.

2) Quellen s. Beilage I. A.

auf dem Frankfurter Wahltag ein Memorial, [1] worin er „mit göttlicher Hilfe zu Dienſt und Wohlfahrt der ganzen Chriſtenheit Anleitung zu geben“ verſprach:

„1. Wie die Ebreiſche, Griechiſche, Lateiniſche und andere Sprachen mehr, in gar kurzer Zeit, ſo wohl bei Alten als Jungen leichtlich zu erlernen als fortzupflanzen ſeyen.“

„2. Wie nicht allein in Hochteutſcher ſondern auch in allen andern Sprachen eine Schule anzurichten, darinnen alle Künſte und Facultäten ausführlicher kennen gelehrt und propagiert werden.“

„3. Wie im ganzen Reich ein eindrächtige Sprach, ein eindrächtige Regierung nnd endlich auch ein eindrächtige Religion, bequemlich einzuführen und friedlich zu erhalten ſey.“

„Solches deſto beſſer zu beweiſen, ſo kann er auch, heißt es, ein ſpecimen in Ebreiſcher, Chaldeiſcher Schriften, Arabiſcher, Griechiſcher, Lateiniſcher und Hochteutſcher Sprach ſchriftlich zeigen, woraus vom ganzen Werk gründlich kann geurtheilt werden.“

Hierauf greift Ratich die bisherige Lehrweiſe an. Dem Lauf der Natur ſei es gemäß, wenn die Jugend zuerſt ihre Mutterſprache „recht und fertig leſen, ſchreiben und ſprechen lerne,“ wobei man die deutſche Bibel gebrauchen könne. Ebreiſch und Griechiſch ſeien zunächſt als Sprachen des bibliſchen Grundtextes zu erlernen, dann Latein aus dem Terenz, Juriſten könnten es aus den Inſtitutionen erlernen. Uebrigens könne man ſich in allen Facultäten deutſch faſſen.

Nach Leſung dieſes Memorials verehrte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg dem Ratich 500 Gulden, um ſich dafür die ihm nöthigen Bücher zu kaufen; Landgraf Ludwig von Darmſtadt aber trug den Gießener Profeſſoren Helvicus und Jungius auf, ihm über Ratichs Lehrweiſe Bericht zu erſtatten. Im Jahre 1613 veranlaßte die verwitwete Herzogin Dorothea von Weimar eine Zuſammenkunft von Gelehrten in Erfurt, um Ratichs Methode zu prüfen. Auf Verlangen derſelben Herzogin unterſuchten die Jenaiſchen Profeſſoren Grawer, Brendel, Walter und Wolf Ratichs Methode; ihr Bericht über dieſelbe erſchien bald nach dem Helwigſchen. Beide Berichte waren entſchieden für die neue Methode. [2]

Was die Verfaſſer des erſten Berichts betrifft, ſo war der eine, Jungius, 1587 zu Lübeck geboren, und hatte an verſchiedenen Univerſitäten Mathematik, Medicin, Philoſophie und Naturwiſſenſchaften gelehrt. Im Jahre 1628 ward er nach Hamburg zum Rector an dem akademiſchen Gymnaſium uud am Jo-

1) Ich erhielt eine Abſchrift dieſes Memorials durch die Güte des Herrn Archivar Dr. Jur. Hertzog in Frankfurt.

2) Auf beide beruft ſich die Herzogin Dorothea ſchon in dem Empfehlungsſchreiben, welches ſie unterm 8. Mai 1613 dem Ratich, da er von Weimar nach Frankfurt zurückkehrte, an den dortigen Magiſtrat mitgab, von welchem ich eine Abſchrift beſitze. Vergl. Beilage I. A. 5, 6.

hanneum berufen; dem erſtern Amte ſtand er bis zu ſeinem 1657 erfolgten Tode vor.

Der zweite Verfaſſer des Berichts über Ratich, nämlich Helvicus, war 1581 in Sprendlingen, ſüdlich von Frankfurt am Main, geboren. Er ſtudierte in Marburg, wo er 1599 in ſeinem 18ten Jahre Magiſter ward. 1605 wurde er in Gießen angeſtellt, 1610 dort zum Profeſſor der Theologie ernannt. Er ſtarb aber ſchon 1617 im 36ſten Jahre, wahrſcheinlich in Folge übertriebenen Arbeitens. Helvicus war ein außerordentlich gelehrter Mann, er ſprach hebräiſch, wie ſeine Mutterſprache, [1] ſchrieb Grammatiken der griechiſchen, hebräiſchen, chaldäiſchen, ſyriſchen Sprache, ein hebräiſches und griechiſches Schullexicon und vieles Andere. Er galt für einen der geſchickteſten Sprachlehrer, [2] und hatte eine neue Methode, leichter Sprachen zu lehren, welche ihm viel Spott und Feindſchaft zuzog, da man ihm nachſagte: „er hab wolln einen Drichter machen, dadurch er der Jugend die Kunſt in den Kopff hab ſchütten wollen, eben wie man den Wein in Herbſtzeiten in das Faß ſchütte.“ [3] —

Ich will nun aus dem Berichte von Jungius und Helvicus das Wichtigſte mittheilen. Zu Anfang heißt es: Ratich habe „ſowohl durch ämſiges Nachſinnen als ſtetiges Ueben eine beſondere Weiſe, dadurch gute Künſte und Sprachen leichter, geſchwinder, richtiger, als bisher in Schulen geſchehen, können gelehrt und getrieben werden, erfunden“ — in dieſem chriſtlichen Vorhaben ſich 13 Jahre bemühet.

Nach Ratichs Methode ſei es möglich, „wenn hierzu gehörige Bücher verfertiget, eine Sprache aufs längſt in einem Jahr, oder auch, da man eilen wollt, in einem halben Jahr, täglich zu 3 oder 4 Stund genommen, ſowohl bei alten als jungen Leuten, mit Luſt und Liebe beſſer zu lehren und zu lernen, als ihre eigene Mutterſprache.“ (!) [4]

Bei Künſten und Wiſſenſchaften ſei Ratichs Methode noch anwendbarer, als bei Sprachen, „ſintemal die Künſte und Wiſſenſchaften ihrer Natur nach und an ſich ſelbſt richtig ſind, dahingegen an die Sprachen durch langen Gebrauch viel Unrichtigkeiten (anomalien) eingeführet ſind.“ —

1) Buxtorf ſchrieb an ihn: Si tibi adessem Helvice, lingerem pulverem pedum tuorum. Das berichtet der ſeltſame Schuppius, Schwiegerſohn des Helvicus.

2) Passant pour l'un des hommes du monde, qui avoit le plus d'adresse et de méthode pour enseigner une langue. Bayle s. v. Helvicus.

3) Schuppius „vom Schulweſen. Zuſchrifft S. 129.“ — Dagegen heißt er in ſeiner Grabſchrift: Novae Didacticae autor et informator felicissimus.

4) Der Grawerſche Bericht S. 21 ſagt: nicht ohne Arbeit, ſondern nur mit geringerer als bisher ſolle nach Ratichs Weiſe gelernt werden. „Wenn einer,“ heißt es, „von Jehna aus nach Leipzig will verreiſen, und zeucht erſtlich auf Weida, darnach auf Altenburg, von Altenburg auf Weiſſenfels und dann nach Leipzig, ſo kömpt er zwar hin, aber es ſpreche ein anderer, ich will dir einen richtigern Weg zeigen, nehmlich auff Naumburg und Weiſſenfels und darnach auff Leipzig. Da will ja dieſer nicht, daß er gar ohne Arbeit und Reiſen ſol nach Leipzig kommen, ſondern nur ohne gröſſere und unnötige Arbeit.“

Wahrscheinlich erschien dem Helvicus jede Abweichung von seinen allgemeinen Sprachprincipien ebenso als eine Unrichtigkeit, wie etwa ein vom gemeinen Manne in Deutschland verdrehtes und verstümmeltes lateinisches Wort. —

Es komme nun, fährt Helvicus fort, nicht nur auf Kenntnis des Lehrobjects, sondern auch auf Lehrgabe an; wiederum auch nicht bloß auf Lehrgabe. „Denn die Natur," sagt er, „thut zwar viel, aber wenn die Kunst dazu kommt, alsdann kann die Natur viel sichrer, gewisser und vollkommner ihre Wirkung verrichten. Darum ist nothwendig, daß eine besondere Kunst sey, darnach sich ein jeder, der lehren will, richten und halten könne, damit er nicht nach bloßem Gutdünken und Muthmaßung, oder auch allein nach angeborner Gescheidenheit (discretion), sondern nach der Lehrkunst sein Lehramt treibe; gleichwie der recht reden will, nach der Sprachkunst, der recht singen will, nach der Singkunst sich zu richten hat." Der Gebrauch dieser Lehrkunst gehe, wie der der Vernunftkunst (logica) durch alle Sprachen, Künste und Wissenschaften; solch eine allgemeine Lehrkunst sei die des Ratichius. Der handle unter Anderm, „wie die Geister und Gaben zu unterscheiden, daß die fertigen nicht aufgehalten werden, hergegen die von Natur nicht so fertig sind, nicht dahinten bleiben, wie und wann die Uebungen anzustellen, wie dem Verstand zu helfen, das Gedächtniß zu stärken, das Urtheil zu schärfen, ohne Zwang nach dem freien Lauf der Natur. Nun habe diese Lehrkunst, nicht weniger als andere Künste, ihre beständige Gründe und gewisse Regeln, welche sowohl aus der Natur des Verstandes, Gedächtniß, der Sinnen, ja des ganzen Menschen, als auch aus den Eigenschaften der Sprachen, Künste und Wissenschaften genommen sind, daß also kein Lehrmittel zugelassen wird, welches nicht zuvor aus unleugbaren Gründen bewähret, und auf der Prob gut befunden sey."

Weiterhin spricht Helvicus gegen das bisherige unverständige Auswendiglernen und Uebersetzen in fremde Sprachen, gegen das „ehe wieder fordern, als mans recht gegeben, ehe auswendig halten, als mans versteht, ehe üben, als mans gelernet hat." Ratich beseitige das, enthebe die Knaben der Angst, lege die Hauptarbeit auf den Lehrer, welcher es dennoch leichter habe, als früher, „wenn er schon seiner Sprach oder Kunst selber noch nicht aller Ding mächtig, zugleich indem er andere lehret; sich darin selber schärfe, fertig und vollkommen mache." Beim gewöhnlichen Lehren sei der Ausgang ungewis und müße Alles auf ein Gerathewohl gewagt sein. „Der meiste Theil," sagt er, „wurgelt sich müde an der bittern Wurzel, ehe dann er des geringsten Geschmackes der lieblichen Frucht genießen kann, das ist, muß sich abmartern oder plagen, ehe denn er den geringsten Nutzen davon siehet oder weiß."

Weiterhin kämpft Helvicus gegen die Tyrannei des Latein, „da eine jegliche Sprache stracks aus der Muttersprache gelehret, auch alle Wissenschaften und Künste mit Vortheil leichtlich in der deutschen Sprach erforschet mögen werden." Insgemein habe man nichts denn Lateinisch lernen müssen, „grad als wäre die

Lateiniſche allein die Richtſchnur aller andern Sprachen und Künſte, da wir doch näher hätten können dazu kommen."

So laſſe die neue Methode den Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften ihre natürliche Freiheit. „Denn," fährt Helvicus fort, „da die Tyranuei der lateiniſchen Sprach abgeſchaffet, kann nach Gefallen und Nothdurft einer dieſe, jener eine andere Sprach neben ſeiner Kunſt lernen und treiben, oder auch ſich gänzlich auf eine gewiſſe Kunſt oder Wiſſenſchaft legen, dieſelbige mit neuen Erfindungen vermehren, gleichwie die Griechen, Araber und andere gethan, welche nimmer den Nachkommen ſo viel zu Gute ausgerichtet, wenn ſie mit den Grammatiken ſich ſo mannichs Jahr, wie unſre Jugend, hätten müſſen aufhalten und abmartern laſſen." Träte das alleinherrſchende Latein zurück, ſo würden Hebräiſch, Griechiſch, ja Chaldäiſch, Syriſch, Arabiſch auch berückſichtigt werden können.

Beſonders dürfte die Mutterſprache nicht dahinten bleiben, welche große Vorzüge habe, und „recht und künſtlich gelernt werden müſſe," wie Griechen und Römer ihre Mutterſprache erlernt. „Zudem," ſagt Helvicus, „iſt es auch die lautere Wahrheit, daß alle Künſte und Wiſſenſchaften, als Vernunftkunſt, Willen- und Regierkunſt, Maß- Weſen- Naturkundigung, Arznei- Figur- Gewicht- Stern- Bau- Befeſtkunſt, oder wie ſie Namen haben mögen, viel leichter, bequemer, richtiger, vollkömmlicher und ausführlicher in deutſcher Sprach können gelehret und fortgepflanzt werden, weder jemals in griechiſcher, lateiniſcher oder arabiſcher Sprach geſchehen iſt."

Um die Methode Ratichs auszuführen, müßten Grammatiken und Compendien nach derſelben abgefaßt werden, auch „Wurzel- und Wörterbücher."

Zum Schluß empfiehlt Helvicus dieſe Angelegenheiten den Fürſten, Obrigkeiten, Eltern, Lehrern. —

Ich brauche kaum zu ſagen, wie auch in Helvicus Bericht die Principien und Anſichten der neuen Methodiker auftreten: Polemik gegen die herkömmliche Unterrichtsweiſe, gegen die Tyrannei des Lateiniſchen, gegen mechaniſches Auswendiglernen mit Hintanſetzung des Verſtandes. — Dagegen Verſprechen einer neuen, leichten, kurzen, ſichern Unterrichtsmethode, durch deren Hilfe den Schülern wie den Lehrern Mühe und Noth erſpart werde, die ſelbſt an den Lehrer geringere Anſprüche mache, Hervorheben des Verſtandes mit Hintanſetzung des Gedächtniſſes, Gleichſtellen des Griechiſchen, Hebräiſchen ꝛc. mit dem Lateiniſchen, beſonders aber die Forderung, daß die Mutterſprache wieder in ihr gutes Recht eingeſetzt, noch mehr, daß dieſelbe „recht und künſtlich" erlernt werden müſſe.

Der grawerſche (jenaiſche) Bericht über Ratich iſt vorzüglich gegen die Widerſacher der neuen Lehrweiſe gerichtet. Man machte Einwürfe, wie man ſie heute noch hört, wenn im Schulweſen etwas Neues aufkommt. So heißt es: „Sprichſt du, Hat man denn bißhero nicht gewuſt, wie man die Jugend recht in Sprachen ſol unterrichten? Haben denn unſere Vorfahren nichts davon gewuſt? ſol denn die Kunſt jetzo erſt aufkommen?" [1] Grawer anwortet: „ob

1) *Grawer 58.*

ſolche Art die Jugend in Sprachen zu unterrichten nicht zu verbeſſern ſei?“ Sei doch die Musica ſeit 80 Jahren von geringem Anfang ſo hoch geſtiegen, ob denn die Vorfahren gar nichts in der Didactica zu verbeſſern übergelaſſen? —

Jener Vorwurf ward aber wohl durch Ratichs allzuheftige Angriffe auf die bisherige Lehrweiſe, wie durch ſeine allzugroße Anpreiſung der eigenen Weiſe verurſacht.

Ein zweiter Vorwurf war: wenn man die Künſte in deutſcher Sprache lehrte, ſo würden ſie „gar zu gemein werden, ja es würde jedermann ohne Unterſchied gelehrt werden und alſo die recht Gelehrten verachtet werden.“ Die Künſte, erwidert Grawer, ſeien an keine Sprache gebunden, man meine: „es könne abſolute und allerdings niemand gelehrt ſeyn, er verſtehe denn die Lateiniſche und Griechiſche Sprache und hergegen, wer nur die Lateiniſche und Griechiſche wiſſe, ob er ſchon ſonſten nichts mehr wiſſe, der ſei gar ſehr gelehrt.“ [1] Auch in unſerer Zeit haben wir Aehnliches gehört.

Helvicus und Jungius gaben 1614, ein Jahr nachdem ihr Bericht erſchienen war, heraus: Luthers „treuherzige Vermahnung an die Bürgermeiſter und Rathsherrn aller Städte deutſches Landes, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten und halten ſollen;“ mit einer „Zugabe von Sprüchen und andern Schriften D. Luthers, gleichen Inhalts“ und einem „Nachbericht von der neuen Lehrkunſt Wolfgangi Ratichii.“ [2] In dieſem Nachbericht ermahnen ſie die Obrigkeiten, ja jeden welcher „ein Chriſtenherz, und wenn das nicht, ein Vaterherz in ſich ſpürt,“ ſich der Schulen anzunehmen. „Gegen die meiſten Schul- und Lehrmeiſter, berichtet Guhrauer, werden in dem Buche heftige Anklagen geſchleudert, daß ſie nämlich alle ihre Sorge auf Eigennutz richten, die Kinder lange aufhalten, damit ſie ihrer deſto länger genießen und ſich mit ungebührlichen Mitteln befleißigen, die Jugend „Andern abzuſpannen und zu ſich zu ziehen.“ „In Schulen, ſagt der Nachbericht, liegt der Urſprung der Krankheit; in Schulen muß die Arznei geſucht werden . . . Summa, die Lehrkunſt iſt der Regimentkunſt nöthiger und nützlicher, denn alle andern Künſte.“ — Ratichius, ſagen ſie, iſt hier zur Stätt und hat ſeine Proben genugſam gethan, wir ſeyn auch bereit ſein Werk beſtändig ausführen zu helfen. Auf Neider, Verläumder und Schwätzer ſolle man nicht hören, vielmehr ſich ſo lang verläugnen oder der alten Lehrart entäußern, bis man die Sach recht eingenommen, „dann wir für Gott bezeugen, daß wir täglich mehr in dem Werke ſehen und erfahren, als wir im Anfange ſelbſt geglaubt.“

Im Jahre 1614 forderten die Augsburgſchen Kirchenpfleger und Schulherrn den Ratichius auf, in ihrer Stadt die Schulen zu reformieren.

1) Grawer 63—65.

2) Vgl. Pädag. 2te Aufl. I, 145. Da ich dieſe Schrift von Jungius und Helvicus nicht kenne, ſo entnehme ich das Folgende aus Guhrauers Mittheilungen aus derſelben. Guhrauer S. 31.

[1] Sie ſchickten drei Abgeordnete nach Frankfurt, unter ihnen den gelehrten Rector des S. Annen Gymnaſiums Hoeſchelius, einen Schüler des berühmten Hieronymus Wolf. Auf Grund eines günſtigen Berichts der Abgeordneten über die neue Lehrweiſe ward Ratich im Mai 1614 nach Augsburg berufen, um die Schulen zu verbeſſern, Jungius und Helvicus begleiteten ihn dahin. Helvicus blieb bis zum Mai 1615, Jungius einige Monate länger, Ratich ungefähr 1½ Jahr in Augsburg.

Der Erfolg entſprach in Augsburg nicht den großen Erwartungen, welche man von Ratichs Lehrweiſe gehegt, und ſelbſt Jungius und Helvicus kamen hier von ihrer früheren Begeiſterung für den Reformator ſehr zurück, wiewohl ſie ſeiner Sache treu blieben. [2]

Die Herzogin Dorothea berief den Ratich ſchon im Jahre 1613 nach Weimar, um ſie und ihre Schweſter Anna Sophie, beide geborene Prinzeſſinnen von Anhalt, im Lateiniſchen zu unterrichten, ſie vermachte ihm auch 1617 zur Beförderung ſeiner Sache 2000 Gulden.

In demſelben Jahre 1617 war Ratich wieder in Frankfurt und bat den Rath, eine Commiſſion niederzuſetzen, der er ſeine Lehrkunſt entdecken wolle. Die Commiſſion ward ernannt, erſtattete Bericht, worauf der Rath decretierte: man ſolle „Ratichio ſeine Gelegenheit förderlich anderer Orten zu ſuchen auferlegen und anzeigen laßen.“ [3]

[4] Fürſt Ludwig von Anhalt-Köthen ſah den Ratichius zuerſt im Jahre 1613 in Weimar, bei ſeinen Schweſtern, der ſchon genannten Herzogin Dorothea und der Gräfin Anna Sophie von Schwarzburg. Beide empfahlen ihm dringend den Mann. Im Jahre 1616 ſprach er denſelben zu Rheda in Weſtphalen, und ward von ſeinen Plänen ſo eingenommen, daß er ihn zu ſich berief. Am 10ten April 1618 kam Ratich nach Köthen, erklärte dem Fürſten, daß er zwar „ſeinen Bau wohl in ſeinem Gemüthe gefaßet,“ aber Mitarbeiter bedürfe um denſelben auszuführen. In Köthen wolle er ſich eine Zeitlang niederlaſſen, „ſonderlich wegen Reinigkeit der deutſchen Sprache, ſo dieſer Oerter im Gebrauch,“ und um hier eine Probe ſeines Lehrens fremder Sprachen zu machen, vornehmlich aber um eine gute deutſche Schule einzurichten.

Wiederholt forderte Fürſt Ludwig die andern Fürſten von Anhalt auf, ſich ihm zur Unterſtützung von Ratichs Unternehmen anzuſchließen, aber vergebens. Sein Bruder, Fürſt Chriſtian ſchrieb ihm: die Intention Ratichs ſei zu loben, aber dieweil auch das Werk den Meiſter loben müſſe, ſo käme es hauptſächlich

1) Das Folgende nach Guhrauer S. 36 ff.

2) Vgl. drei Briefe des Helvicus an Jungius (Beil. I. B.), welche Guhrauer l. c. S. 220 zuerſt mittheilte.

3) Programm zur Feier des dreihundertjährigen Jubiläums des Frankfurter Gymnaſii 1829. Vom Hrn. Rector Bömel. S. 19.

4) Nach Fürſt Ludwigs eigener Erzählung vom Jahre 1618. Niemeyer C. S. 6. sq.

auf den Effect an. Er rathe, die Sache durch den Zerbſter Rector Wendelin unterſuchen zu laſſen, gern wolle er ſie fördern helfen. Bald nachher aber lehnte auch er jede Theilnahme an derſelben ab. [1] Nur Herzog Johann Ernſt von Weimar, Sohn der oft erwähnten Herzogin Dorothea, Neffe des Fürſten Ludwig, verband ſich mit ihm: „die neue Unterrichtsmethode auf gemeinſchaftliche Koſten ins Leben zu rufen.“ —

Ratichius [2] verpflichtete ſich nun förmlich, die, welche der Fürſt ihm zuweiſen würde, um ſie zu Lehrern zu bilden, ſo zu unterrichten und einzuüben, daß ſie „jede, ſonderlich die Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche Sprache, die Jugend in viel weniger, und zum wenigſten binnen halber Zeit, als ſonſt nach andern in Teutſchland gewohnten Arten zu lehren geſchehen kann, auch mit viel weniger deroſelben Bemühung, gründlich, wohl und fertig lehren mögen.“ Dagegen verſprach man ihm, auf ſein Verlangen, das Geheimnis ſeiner Methode Niemandem zu offenbaren. —

Der Fürſt ließ nun in Köthen eine Druckerei einrichten, um die Schulbücher Ratichs drucken zu können. Die Lettern zu ſechs Sprachen bezog man theils aus Holland, theils wurden ſie in Köthen gegoſſen; 4 Setzer und 2 Drucker verſchrieb man aus Roſtock und Jena.

Hierauf forderte der Fürſt die Einwohner Köthens auf: ihre Kinder den nach Ratichs Weiſe eingerichteten Schulen anzuvertrauen; 231 Knaben und 202 Mädchen wurden eingezeichnet. [3]

Man theilte die Schulen in 6 Klaſſen. In den drei untern trieb man die Mutterſprache, erſt in der vierten ſchritt man zum Latein, in der ſechſten zum Griechiſchen. [4] Nach dem Reglement ſollte der Lehrer der erſten (unterſten) Klaſſe ein leutſeliger Mann ſein, der nur die deutſche Sprache zu können brauche. Dieſer ſolle „durch das tägliche Gebet, durch kurze bibliſche Sprüche und durch Fragen eines gemeinen Geſprächs die Zunge und Sprache dieſen neuen Schülern nach der reinen Meiſſniſchen Art zu reden, formieren, und die gemeinen Mängel deren ſie außer der Schulen gewohnet, durch ſtetige Uebung corrigieren.“ [5] —

1) Einen franzöſiſchen Brief d.es Fürſten Chriſtian an Fürſt Ludwig vom 8. Sept. 1618 theilt Hr. Dr. Niemeyer (B. S 9) mit. Er ſchreibt „buchſtäblich“: Puis dongues qu'il vous tarde que je me resolve sur l'affaire du Ratichius. J'ay suis delibere de ne me vouloir pas mesler. Et ce a cause que nul de ceulx auxquels J'ai parle depuis (vous asseurant en avoir parle avec divers personnages qui ont renommée d'Estre doctes) ont voulu croire que les Effets seront conformes a ses propositions m'alleguants force Exemples au contraire en Hassie, en la Comte de Nassau, de Hanau, chez Ms. le marg. de Bade, a Auguste et a Basle mesme. Vgl. Niemeyer C. S. 13.

2) Niemeyer C. 10. 15.

3) Ib. 24.

4) Ib. Vergleicht man S. 28 mit S 42, ſo wird nicht ganz klar, ob man 5 oder ob man 6 Klaſſen hatte, in Quinta oder in Sexta griechiſch trieb.

5) Ib. 29. —

Die Art, wie das Deutſche und Lateiniſche in den Ratichſchen Schulen gelehrt ward, werden wir weiterhin genau kennen lernen. Hier nur ſo viel über den Köthenſchen Unterricht, daß man, ſobald die Kinder der unterſten (erſten) Klaſſe die Buchſtaben kennen gelernt, in der folgenden zweiten ſchon ſchreiben und leſen verbunden lehrte und die Geneſis beim Leſeunterricht brauchte. In der dritten Klaſſe bezielte man „die Sprachlehr in der Mutterſprach, ſowohl die allgemeine als die ſonderbahre durch Exempel zu verſtehen, das iſt: nach der Sprachlehr reden und ſchreiben, und anderer Leute Rede und Schriften nach der Sprachlehr verſtehn zu können.“ [1]

In der vierten und fünften Klaſſe ward der Terenz getrieben und die lateiniſche Grammatik aus demſelben abſtrahiert; dann folgte noch eine beſondere griechiſche Klaſſe. [2]

Außer ſolchen Sprachſtunden ward Unterricht im Rechnen, Singen und der Religion ertheilt. —

Allein, ſo wie an andern Orten, nahm auch in Köthen Ratichs Treiben bald ein Ende. Verſchiedenes wirkte hierzu. Einmal dieß, daß Ratich ſtrenger Lutheraner, die Stadt Köthen dagegen reformierter Confeſſion war. Man nahm zunächſt daran Anſtoß, daß die zehn Gebote in Ratichs Schulen nach lutheriſcher, nicht nach reformirter Abtheilung und Lesart gelernt wurden. Der Superintendent Streſo ſchalt deshalb den Ratich heterodox. Fürſt Ludwig wollte dem Uebel abhelfen, indem er befahl: neben Ratichs „Leſebüchlein“ zugleich den Heidelberger Katechismus zu gebrauchen; hiermit war aber kein Theil zufrieden geſtellt.

In einem Gutachten, [3] welches Streſo und einige andere angeſehene Männer auf des Fürſten Geheiß über Ratichs Schulen gaben, wird bemerkt: daß der Katechismus und Muſik zu wenig in denſelben getrieben würden, die Zucht verfiele, der „Erquickſtunden“ zu viele ſeien, daß man die Kinder von der Kenntnis der Buchſtaben unmittelbar aufs Leſen überſpringen laſſe, ohne vermittelndes Syllabieren, daher ſie „vitiosissime ſchrieben.“ —

So viel iſt klar, daß der Erfolg den großen Verſprechungen Ratichs nicht entſprach. Da er überdieß ſeine Gönner und Kollegen vielfach beleidigt hatte, ſo kam es dahin, daß ihn Fürſt Ludwig am 6ten October 1619 gefangen ſetzen und erſt um die Mitte des Jahres 1620 wieder frei ließ, nachdem er einen Revers ausgeſtellt, worin er ſagt: daß er „ein mehrers gelobet und verſprochen, als er verſtanden und ins Werk richten können.“ [4]

Darauf gieng Ratich im Jahre 1620 nach Magdeburg, wo er zwar vom Magiſtrat begünſtigt wurde, ſich aber 1622 mit dem dortigen Rector Evenius entzweite. Nun berief ihn die erwähnte Prinzeß Anna Sophia, welche den Grafen Günther von Schwarzburg geheiratet hatte, nach Rudolſtadt und nahm bei ihm hebräiſchen Unterricht. In dieſer Zeit traten viele gegen Ratich auf, unter andern der bekannte Dresdner Oberhofprediger D. Hoë von Hoënegg,

1) Ib. 35. 2) Ib. 42. 3) Ib. D. 15—19. 4) Ib. 7. 19. 20.

welcher früher, im Jahre 1614, ſehr für ihn eingenommen war, im Jahre 1626 aber an die Gräfin Anna Sophia ein langes, Ratichs Verſuche misbilligendes Schreiben richtete. „So iſt E. F. Gn. unverborgen, ſchreibt er, wenn ſich Jemand für einen Baumeiſter ausgiebet und zwar für einen ſonderlichen, kunſtreichen Baumeiſter, das er nit leichtlich Beifall bekomme, man habe denn ſonderliche, vortreffliche, in die Augen lauffende und handgreifliche Proben, dadurch andere angeregt werden ihn auch zu einem Hauptbau zu gebrauchen und ſolche ihm anzuvertrauen. Nun weiß man aber hier am Hofe ganz von keiner ſolchen namhaften Prob, die Herr Ratichius ſeinem erbieten gemäß an einem einigen Ort offentlich gethan hätte, umb welcher mangelnder Probe willen man deſto weniger hieſigen ortts eine änderung mit voriger Lehrartt fürnemen und Ratichii Didaktikam anzuordnen bewilligen würde.“ [1] Daß Jungius und Helvicus ſchon 1615 in Augsburg von ihrer frühern Verehrung Ratichs zurück kamen, ſahen wir. Auch die Herzöge von Weimar und Gotha ſagten ſich von ihm los, aber die Gräfin Anna Sophia (welche 1630 Wittwe geworden) gab ihn nicht auf. Sie erhielt ihn vielmehr in Kranichfeld, dann in Erfurt, empfahl ihn auch dem Kanzler Oxenſtiern, welcher Ratichs Didaktik prüfen ließ. Die Doctoren Hieronymus Brückner, Johann Matthaeus Meyfart und Stephan Ziegler erſtatteten unterm 10. März 1634 dem Kanzler einen günſtigen Bericht. [2]

Dieſer Bericht handelt 1) vom „intent und vorhaben,“
2) von der Lehrkunſt Ratichs,
3) von dem, wozu er erbötig.

Zuerſt theilten die Berichterſtatter Ratichs Polemik gegen die beſtehende Lehrweiſe mit, wie dieſe Lehrweiſe nicht weſentlich chriſtlich ſei, die Schüler vielerlei zugleich lernen müßten u. ſ. w. [3] Dagegen loben ſie Ratich wegen ſeiner lutheriſchen Rechtgläubigkeit, auch daß derſelbe unnütze Lehrgegenſtände abſchaffen, andere dagegen einführen wolle. Dann charakteriſieren ſie ſeine Methode, zuletzt tragen ſie ſeine Wünſche vor, als: eine Vocation, das Directorium beim Werk, gute Mitarbeiter u. ſ. w.

Das Reſultat dieſer Verhandlung mit Oxenſtiern erzählt Comenius, welcher den Kanzler 1642 in Schweden ſprach. Da ich erfuhr, ſagte ihm der Kanzler, daß Ratichius mit einer neuen Methode umgehe, ſo hatte ich keine Ruhe, bis ich den Mann ſelbſt geſehen, der mir aber, ſtatt eines Geſprächs,

2) Riemeyer B. S. 8. Das Schreiben befindet ſich auf der herzoglichen Bibliothek in Gotha; andere Stellen aus dieſem Schreiben führt Riemeyer (D. 13) an.

3) Riemeyer A. S. 7. Vgl. Beil. I. A. 8.

1) Ich übergehe, was Meyfart über die Instrumenta inservientia und dirigentia ziemlich unklar berichtet. „Durch (erſtere) verſtehet er alles das, wodurch man ſowohl zum erkandnuß der ſachen und ſprachen als auch zum grundtlichen wircken gelangen kan, ſo theils in cognoscendo theils in operando beſtünde.“ Dieß erinnert ſehr an Baco. Als Instrumenta dirigentia werden genannt: Eutactica, epistemonica, Mnemonia, glossodidactica, Praxeodidactica, Noematicodidactica, organicodidactica, S. 13. 14.

einen dicken Quartanten zu lesen gab. Ich überwand die mühsame Arbeit [1] und nachdem ich das ganze Buch durchblättert, so ersahe ich daraus, daß er die Gebrechen der Schulen nicht übel aufdecke, allein die Heilmittel, welche er dagegen vorschlug, schienen mir nicht hinreichend." [2] Welch ein treffendes Urtheil! Comenius selbst wandte sich, wie er an einem andern Ort [3] berichtet, brieflich im Jahre 1629 an Ratich, und bat ihn wiederholt aufs dringendste ihm Auskunft über seine neue Methode zu geben. Aber Ratich gab ihm keine Antwort. Erst im Jahre 1632 erfuhr er hierüber mehr durch einen Brief des würdigen Georg Winkler, Pfarrers zu Goldberg. „Wie große Hoffnungen, schrieb ihm dieser, erregte nicht Helwigs und Jungs (pomposa) Ankündigung der Methode Ratichs! Aber der gute Ratich hält damit zurück und wird damit zurückhalten." Winkler erzählt dann, wie Moser, Lehrer an der Goldberger Schule, bei Ratich gegessen, in Hoffnung bei dieser Gelegenheit von dessen Methode zu hören, wie er aber nur wenig erfahren. Ratich habe erklärt: er wolle seine Erfindungen nur einem Könige theuer verkaufen unter Bedingung, daß die Gelehrten, denen er sie mittheilte, verpflichtet würden, dieselben zu vertheidigen. Ob Christus, die Apostel und Propheten so verfahren seien? fragt Winkler.

Ratich überlebte nicht lange die Verhandlungen mit Oxenstiern. Schon im Jahre 1633 rührte ihn der Schlag an der Zunge und rechten Hand, im Jahre 1635 starb er im 64sten Jahre seines Alters.

Nach diesem Ueberblick des unruhigen meist freudlosen und im Alter freundelosen Lebens des Ratichius, und nachdem wir seine neue Lehrmethode in allgemeinen Umrissen kennen gelernt, wollen wir nun zuerst an einem Beispiele, am Lehren des Deutschen und Lateinischen, sehen, wie Ratich und seine Anhänger beim Unterrichten verfuhren, und dann die wichtigsten allgemeinen Lehr- und Erziehungs-Principien des Mannes näher ins Auge fassen. Das Beispiel des Unterrichtens schicke ich voraus, um mich bei Mittheilung der Principien auf dasselbe beziehen zu können.

I. Ratichs Sprachunterricht.

Das Erlernen einer Sprache beginne im 6ten oder 7ten Jahre mit Kennenlernen der Buchstaben, denn der Buchstab sei das einfachste Element der Grammatik. Der Lehrer zeige den Knaben, indem er langsam an der Tafel jeden Buchstaben anschreibt, die Gestalt desselben, und nenne ihn zugleich, so daß sich Form und Name des Buchstaben zugleich einpräge. Die Formen vergleiche er, z. B. O mit dem Kreise, C mit dem Halbkreise, X mit dem Kreuz. [1] —

1) Devoravi illam molestam.
2) Meyfarts Bericht erwähnt der Kanzler nicht.
3) Opp. did. 2, 282.
4) Methodus 140.

Ratich verlangt: der Schüler ſolle die Buchſtaben ſogleich nachmalen, ſein Anhänger Kromayer [1] dagegen: erſt „wenn er etlichermaßen leſen könne."

Dann gehe der Lehrer zur Bildung der Sylben über, welche er ebenfalls zugleich ſchreibe und ausſpreche.

Hiernach, ſagt Ratich, wähle er einen Autor, aus welchem die Sprache bequem erlernt werden kann, deſſen Inhalt rein und anziehend ſei, wie etwa Geſchichten, Komoedien ꝛc. Den jüngſten Knaben müſſe man jedoch ein Anfangsbüchlein (parvus libellus rudimentorum) geben, den größeren aber den Autor ſelbſt. Dieſer Autor iſt — Terentius.

Hier weichen die Ratichianer einerſeits, Kromayer andererſeits von Ratich ab. Jene verlangen: nach dem Buchſtabieren müſſe alſobald der Terenz eintreten, [2] dieſer dagegen ſagt: „die Knaben ſollen erſtlich recht deutſch lernen, ehe man ihnen das Lateiniſche oder eine andere Sprache, fürgibet. Denn es iſt unrecht, wenn die Knaben noch nicht fertig und recht Deutſch leſen können, daß man ihnen etwas Lateiniſches, als den Donatum, lateiniſche Verßlein, und was dergleichen iſt, fürgibet." Daher, fährt er fort, lerneten viele Schüler die lateiniſche Grammatik ohne fertig Deutſch zu können „das macht ſie haben es in den untern Claſſen nicht recht gelernet, ſondern ſind flugs zum Lateiniſchen angeführt worden. Viel weniger iſt diß recht, daß man pflegt die Kinder, alsbald im Anfang, ehe ſie deutſch leſen können, in lateiniſchen Abcbüchern leſen zu lehren. Diß iſt der Natur zuwider, dann je in der Mutterſprache leichter iſt leſen zu lernen, als in einer frembden und gantz unbekannten." In der deutſchen Claſſe ſolle daher deutſch gelehrt, das Latein auf die lateiniſche Claſſe verſpart werden.

Der Gang [3] des deutſchen Unterrichts iſt nun kürzlich bei Kromayer folgender: Vom Buchſtabieren ſolle baldigſt zum Leſen übergegangen werden. Der Lehrer ſoll „erſt das ganze Buch (die Geneſis) allein, biß zum Ende hinauß fürmachen, jedes Capitel flugs zweimal nach einander; alſo daß die Schüler gantz nichts reden, ſondern nur zuhören, drauff ſehen und drauff zeigen." Wenn das Buch durch iſt, ſo „fahet es der Präceptor wiederumb von forne an, und lieſet er das Capitel nur einmal, das andre mal flugs drauff leſt er die Knaben auch leſen, einen jeden etwa 4 Zeilen," dann ſoll das Buch zum drittenmale von den Knaben allein geleſen werden. —

1) Vgl. Literatur Nr. 7.

2) Praxis 162: Alphabeto absoluto progreditur ad syllabas . . . Quo facto *statim* ad Autorem, qui in lingua latina Terentius est, fit transitus. Vom deutſch lernen iſt alſo bei dieſen Ratichianern nicht die Rede; daß aber Ratichs Schule in Köthen drei untere deutſche Klaſſen hatte und erſt in der folgenden vierten Latein gelehrt wurde, ſahen wir.

3) Das Nähere über den deutſchen Sprachunterricht des Ratichius und ſeiner Genoſſen und über die höchſt bedeutende hiſtoriſche Wichtigkeit dieſes Unterrichts findet ſich Pädag. 2. Auflage, 3. Bd. 2. Abth. S. 50. in der 3. Auflage 3. Bd. S. 166 f.

Hierauf geht Kromayer zum Lehren der deutschen Grammatik über, für solche, welche später die alten Sprachen treiben wollen.

„Wo nun sonderliche feine Jugenia fürhanden," schreibt er, „an welchen man merket, daß sie zum studiren tüchtig, und künftig ferner in andere Schulen geschickt werden sollen, mit denen gebühret sich nachdem sie fertig haben lesen gelernet, das man auch die deutsche Grammaticam fürnehme, und dadurch eine gute Bereitung zur lateinischen Grammatica mache.

Sol demnach der Präceptor dieselben sonderlich zusammensetzen, und ihnen die deutsche Grammaticam fürgeben: je auf einmal ein Kapitel oder gewißes Theil: 1) Er, der Präceptor, lese es ihnen deutlich für, und erkläre es ein wenig, wo es dessen bedarf, mit anderen Worten: 2) Lasse es die Knaben einmal oder zehen nachlesen: 3) Lasse sie darauf alsbald, wenn es rumb gelesen ist, das schon genug bekannte erste Buch Mosis für die Hand nehmen, und er, der Präceptor, weise ihnen die Application des verlesenen grammatischen Stückes im ersten Kapitel, etwa in ein fünf, sechs, oder auch wohl zehen Exempeln, lese im Kapitel immer fort, bis ein solch Wort kömmt, das sich zu vorhabender grammatischer Application schicket, da halte er alsdann ein wenig inne, und zeige ihnen an, wie sich solch Exempel auf die fürhabende Regel oder Präceptum in der Grammaticken reime. Als: wenn er von den unwandelbaren Wörtern handelt, da hat er flugs im Eingang des 1 Kapitels des ersten Buchs Mosis Exempel, wie auch sonst allenthalben, vollauf. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erden, ꝛc. „am" ist eine Präposition: und die Erde war wüste und leer „und" ist eine Conjunction, ꝛc. Also, wenn er die [1] Nomina und Verba für sich hat, Anfang, ist ein Nomen Substantivum, generis Masculini, der Anfang, singularis Numeri ꝛc. schuf ist ein Verbum Activum, ist die dritte Person, ist ein Imperfectum ꝛc., wird also conjugiret, Ich schaffe, du schaffest, er schaffet: Wir schaffen, ihr schaffet, sie schaffen. Imperfectum, ich schuf, du schuffest, er schuff. Da weise er, daß dis eben die Person sey, die im Buch (im Genesi) stehet ꝛc. Präteritum Perfectum, ich habe geschaffen, du hast geschaffen, er hat geschaffen ꝛc. und darf mit solcher Application nicht nur eben im ersten Kapitel (im Genesi) bleiben, sondern fahre fort auch in den andern Kapiteln.

Diese Application aber beruhet allermeist darauf, das der Präceptor nur allein rede, den Knaben die Exempel zeige, und lasse sie in Genesi das Exempel selbst ansehen; desgleichen, wenn etwas conjugiret oder decliniret wird, auf die Form, darnach es gehet, in der Grammatica ein fleißiges Auge haben, und dem Präceptori immer in der stille zuhören. Wann also ein Theil appli-

1) Ratich verdeutscht die grammatischen Ausdrücke, er sagt z. B.: „die Selbstendigen, Beiständigen, das Vornennwort, die thuenlichen, leidenden und niederleglichen Zeitworte ꝛc. Niemeyer D. 39.

ciret ist, alsdann fahre der Präceptor in der Grammatica fort, nehme wieder ein Theil für sich, lese es für, lasse es nachlesen, und suche die Exempel im Genesi, zeige und applicire sie.

Und ist bei diesem ganzen Punct der deutschen Grammaticken zu merken, das es nicht dahin gemeinet ist, das man eben auf eine gentzliche vollkommene Wissenschaft dieses Stücks bei den Knaben gar genau und scharf dringen wolle. Nein, diß wird nicht erfordert weder vom Präceptore, noch von Discipeln.

Man weiß auch wohl, das an der Grammatica selbst noch immer, bei mehr und mehr Uebung und Observation in der Praxi, etwas zu verbessern sein wird; sondern es ist daran genug, daß die Knaben nur etlicher maßen also in ihrer bekannten Mutterſprache, ehe sie noch zu der lateinischen Grammatica, als in einer fremden und ihnen ganz unbekannten Sprache, greiffen, lernen verstehen die Notiones secundas oder Grammatischen Terminos, was da sey Numerus, Casus, Declinatio, Conjugatio, Nomen, Verbum ꝛc., welches ihnen denn hernach in der lateinischen Grammatica eine treffliche Hilfe ist, indem sie den Verstand derselben Terminorum schon in ihrer Mutterſprache mehr als die Hälfte hinweg haben. Denn gleich wie einem, der die Grammatica in der lateinischen Sprache allbereit gelernt hat, es viel leichter wird, die Partes Orationis, Numerum, Tempora Personas, Nomina, Verba ꝛc. in der Hebräischen oder sonst fremden Sprache und Grammatica zu verstehen, als demjenigen, der die Grammatica in Hebräischer oder einer andern unbekannten Sprache erst lernen soll, und weiß noch gar nichts, was Grammatica für ein thun ist, was Nomina, Verba, Numerus, Tempus, Modus, Casus für Notiones und Dinge seynd, welchen es alles so viel desto schwerer und unlustiger für kömmt, inmaßen wir dessen allhier Exempel gehabt haben: Also solte man billig ermessen, das es den Schülern gleichermaßen ergehe, wenn sie die lateinische Grammatica in der unbekannten lateinischen Sprache flugs lernen sollen, ehe sie etwas darvon wissen, was Grammatica an sich selbst und dero Notiones für Dinge sind. —

Man sollte aber in acht nehmen, das nicht dergestalt eine Grammatica von der andern Hilfe und Vorbereitung hat und haben könne, das eben in specie, insonderheit, die Wörter in einer Sprache, wie in der andern müsten allzeit gleiches Generis, Conjugationis oder Declinationis seyn, welches (bei Beschaffenheit der Sprachen) ein unmüglich Ding ist: sondern es ist genug, das in Genere, in gemein, eine Grammatica der andern dienlich ist, das, wenn ich in deutscher Sprache bereits habe verstehen lernen, in gemein, was Genera, Casus, Declination, Conjugation ꝛc. für Notiones und Dinge oder Kennzeichen seyn, hernach in der lateinischen und anderen Grammatiken, wenn eben solche Termini wiederkommen, mir dieselben nicht mehr so schwer und ganz unbekannt, sondern desto leichter fürkommen. Und dieser Vortheil ist keineswegs geringschätzig zu achten. Drumb bleiben wir dabei, das die deutsche Grammatica vor der lateinischen soll getrieben werden." —

Die Art nun, wie Ratich verlangt, daß der Unterricht im Lateiniſchen ſolle beſchaffen ſein, ſtimmt im Ganzen durchaus mit Kromayers Weiſe überein, welche ich mit deſſen eigenen Worten mittheilen will. [1]

„Die lateiniſche Grammatica ſoll nicht gelernt werden vor dem Autore, ſondern nach und in dem Autore. Sind demnach die Bücher, die wir in der lateiniſchen Claß brauchen, dieſe: 1) Der Autor, als nämlich der gemeine Terentius, den wir hiezu ſonderlich haben drucken laſſen; 2) Die lateiniſche Grammatica, welche auch zu dieſer Inſtitution ſonderlich zugerichtet: 3) Die lateiniſchen Evangelia, item der lateiniſche Katechismus, und die Loci Communes Theologici, und ferner in den oberen Claſſibus die andern lateiniſchen Autores, als Cicero, Virgilius ꝛc.

Der Terentius, von dem wir anfahen, ſoll in deutſcher Sprache, ſoviel den Senſum und die Res belanget, erſt, ſo viel müglich, bekannt ſeyn. —

Denn gleich wie man einen die Hebräiſche Sprache viel leichter lehren kann im erſten Buch Moſis, welches im Deutſchen allbereit bekannt, als etwa in einem ſchweren Propheten, der ein gut theil unbekannter, oder in einem ganz fremden Rabiniſchen Buche: Alſo iſt es gewiß, das die Schüler auch die lateiniſche Sprache viel leichter lernen, wenn ihnen der Sinn und Meinung deß Autoris, als des Terentii, in deutſcher Sprache allbereit bekannt iſt, als wenn ſie darvon noch ganz nichts wiſſen noch inne haben. Wird man demnach hinführo drauff denken, das der Terentius, dem Sinn nach, in guter deutſcher Sprache in Druck gegeben werde: [2] da man denn, ehe das Lateiniſche angehaben wird, eine jede Comödi kann laſſen die Knaben einmal, zwei oder drei zuvor herumb leſen. —

Inmittelſt aber muß der Präceptor ſolchen Mangel durch ſeinen Fleiß erſetzen dergeſtalt, das er vor einer jeden Comödi, die ganze Summam derſelben, item vor einem jeden Actu, deſſen ganzen Inhalt, und auch vor einer jeden Scena die ganze Meinung derſelben, deutſch, ganz deutlich und verſtändlich, den

1) Ich gebe vorſätzlich keinen Auszug, ſondern das Original, deſſen breite Form dem langweiligen Inhalt vollkommen entſpricht und gerade hierdurch dem Leſer einen richtigen Begriff von der Unterrichtsmethode Ratichs und ſeiner Anhänger giebt, ihm reelles Mitleid mit Lehrern und Schülern einflößt.

2) Gervinus (Geſch. der poetiſchen Nationalliteratur 3, 76) ſagt: „Man konnte gar nicht ſatt werden, ihn (den Terenz) zu überſetzen. — 1620 ließ die fruchtbringende Geſellſchaft den ganzen Terenz in Cöthen deutſch und latein herausgeben, 1620 ward er von Michael Meiſter in Halle, 1624 von David Höſchel und Math. Schenk, 1626 von einem Ungenannten (in Weimar bei Joh. Mieſchner), 1627 von Johann Rhenius ganz überſetzt, welche letztere Ueberſetzung im 17. Jahrhundert noch zwei Auflagen erlebte.“ Alle dieſe Ueberſetzungen dürften durch Ratichs Lehrmethode veranlaßt ſein. Die erſte gewis, da ſie den Titel hat: „Publii Terentii Sechs Freuden Spiel. Zur Lehrart. Cöthen 1620.“ (Niemeyer C. 22.) Die fruchtbringende Geſellſchaft, welche die Ueberſetzung edierte, war ja von Ratichs Beſchützer, dem Fürſten Ludwig von Anhalt geſtiftet. David Höſchel, Mitverfaſſer der Ueberſetzung von 1624,

Knaben einmal, oder auch ein par mal, mündlich fürſage, und nacheinander hererzähle, als ob ſie den deutſchen Terentium für ſich in den Händen hätten.

Darauf ſoll er anfahen, das Lateiniſche zu exponiren de verbo ad verbum: Er nehme auf einmal etwa ein drey Blat für ſich und exponire es von Wort zu Wort, in einer Stunde zweimal. Die Signification muß aufs genaueſte genommen werden, nach dem Buchſtaben die erſte Bedeutung, ſoviel immer mehr müglich, die im Brauch iſt, ungeachtet wie es klinge dem Senſu nach. Als zum Exempel im Prologo Andriae: Poeta der Tichter, cum wenn primum erſtlich, animum das Gemüth, ad zu, scribendum zu ſchreiben, adpulit er hat hinzugetrieben, id daſſelbige, sibi ſich, negotii des Geſchäfts, credidit er hat gegläubet, solum allein, dari gegeben werden, populo dem Volk, ut auf daß, placerent es ſollten gefallen, quas welche, fecisset er hätte gemacht, fabulas die Mehrlein etc.

Und muß die Expoſition nicht ändern, ſondern jedes Wort, ſo oft es im ganzen Buch fürkömmt, einmal dolmetſchen wie das andere.

Er muß auch eine jede Lection in einer Stunde zweimal, flugs nacheinander exponiren, und ſonſt kein einiges Wort dazwiſchen reden, auch die Knaben alle und jede laſſen ganz ſtill ſeyn, und nur zuhören und im Buch drauff weiſen. Alſo fähret er, der Präceptor, von Stunde zu Stunde fort, leſt Niemand aufſſagen, ſondern machet er den ganzen Terentium allein hinaus, jede Lection zweimal das geſchieht in wenig Wochen.

Darnach ſoll der Präceptor den Terentium wieder von Forne anfahen, abermals, wie vorhin, mit exponiren von Wort zu Wort, ohne allein, das der Präceptor machet ſeine drei Blatt, nur das erſte mal, die halbe Stunde, und das andere mal flugs drauff die andere helffte der Stunde leſt er es die Knaben nachexponiren, immer nach der Reihe, einen jeden ein drey oder vier Zeilen, und wo ſie fehlen, muß er ihnen alsbald einhelfen, und leſt die andern inmittelſt fleißig zuhören, und drauff merken. —

Wann ſolchergeſtalt der Terentius auch zum andern mal zum Ende gebracht iſt, wird er zum dritten mal von forne angefangen und exponiren ihn nun die Knaben alleine, doch jede Lection in der Stunde zweimal, wie anfäng-

war Rector der S. Annen-Schule zu Augsburg. Er ward, wie wir ſahen, nebſt zwei andern im Jahre 1614 an Ratich nach Frankfurt am Main geſchickt, um deſſen Methode kennen zu lernen. Sie berichteten: Ratich habe ihnen „ſein inventum dergeſtalt geoffenbaret, daß ſie damit erſettiget und zufrieden," wie er denn auch ſpäterhin nach Augsburg berufen ward, um das Gymnaſium zu reformieren. „Terentii 6 Freudenſpiel in die deutſche Sprache verſetzet. Weimar 1626" fand ich in einem Bücherkataloge aufgeführt, es iſt gewiß die von Gervinus angeführte Ueberſetzung und wohl eben ſo gewiß die von Kromayer verſprochene. Johann Rhenius gab, wie erwähnt, im Jahre 1626 drei pädagogiſche Tractate heraus, welche er aus der Hand ſeines beſten Freundes (optimi amici) Ratich erhalten. Da Terenz in dieſen Tractaten eine Hauptrolle ſpielt, ſo dürfte Rhenius hierdurch veranlaßt worden ſein, im folgenden Jahre 1627 eine Ueberſetzung deſſelben drucken zu laſſen.

lich vom Präceptore geſchehen: der Präceptor höret nur drauff und hilfft ihnen ein, wo ſie fehlen.

Wann ſie zum dritten mal mit dem Autore auch hinauß ſind, ſo leſt ſie der Präceptor nunmehr die Grammaticam auch in die Hand nehmen, und muß er ihnen hier wiederumb alles fürmachen: ſolcher maßen:

Sol er ihnen nur deutſch die Summa ſagen der ganzen Grammatica, wie es als beruhe auf Betrachtung der einzelnen Wörter nach der Etymologie, und dann auf rechtmäßiger Zuſammenſetzung derſelben nach der Richtſchnur deß Syntaxes, damit es eine ganze Rede werde, und erinnert ſie deſſen, was ſie ſchon in der deutſchen Grammatica gelernet, ſie zugleich vertroſtende wie es faſt alles gantz leicht und die Arbeit gering, und unſchwer ſeyn werde, wenn ſie nur in der Still fleißig drauf hören und ſehen. —

Darauf nimmt er ein gewiß Kapitel oder Theil für ſich, lieſet eine Definition oder Regel her, verdolmetſchet von Wort zu Wort, und ſaget flugs drauff die Dolmetſchung auch nach dem Senſu, oder nach der rechten deutſchen Meinung, immer mit erinnernder, wo es in der deutſchen Grammatica auch für gelaufen: fehret alſo fort bis zu Ende des fürhabenden Theils, wiederholet ebenſolche Expoſition zum andern male: Und zum drittenmal lieſet er ihnen den lateiniſchen Text eben deſſelben Theils nur blos hinfür, ohne Verdeutſchung: Und läſt's die Knaben etwa ein drei oder viermal (einen jeden ein gewiß Partikel) alſo nach exponiren: und drauff eben ſelbige Lection, alſo blos, ohne Expoſition ein zehen oder mehrmal deutlich und laut herleſen. —

Folgends in dieſer oder kommenden Stunde muß der Präceptor dieſelbe Lection der Grammatiken im Autore Terentio appliciren: der geſtalt, er fehet den Terentium zum vierdten mal von forne wieder an, und leſt die Knaben allzeit beyde Bücher nunmehr bei der Application zugleich in der Hand haben, nemblich den Terentium, und die Grammaticam. Er, der Präceptor, exponiret wiederumb von wort zu wort, bis ein Exempel kömpt des für habenden Grammatiſchen Stücks, da hält er inne, und zeiget es an, das diß ein Exempel ſey der für habenden Regel oder Präcepti, widerholet allzeit die Dollmetzſchung deß lateiniſchen Worts und lieſet dann die Regel oder das Präceptum, und weiſet flugs deutlich, wie ſich das Exempel dazu reime: die Knaben müſſen allzeit mit Fingern auf das Exempel im Autore zeigen, wenn er es nennet, und flugs drauf auch die Augen und Finger zur Grammatica wenden eben auf die Regel, die da fürgeſaget wird, als zu welcher das gegenwärtige Exempel gehört.

Und ſobald der Präceptor ein Exempel appliciret hat, ſoll er eben mit ſolchen Worten, wie er geredt, auch die Knaben bei vieren, oder ſechſen, eben daſſelbige Exempel laſſen nach appliciren, damit es der ganze Hauſe ſo viel deſto öffter höret und merken lernet, welches das Exempel im Text ſey, wo es ſtehe im Autore, und wie es auf die Grammaticam zu zihen, und die fürhabende Regel nach ſolchem Exempel recht zu verſtehen ſey. Wann der Präceptor ſonſt flugs fort-

fahren wollte, so würden es die Knaben nicht sobald merken können, welches im Autore das Exempel sey, und ehe sie es recht ansehen und wahrnehmen, würde der Präceptor allbereit in der Zeile fortgeschritten seyn.

Wann aber, wie vor erzählt, ein Exempel also bei fünf oder sechs mahlen, von den Knaben ist nachgemachet worden, so soll der Präceptor fortfahren und noch mehr Exempla im Text suchen. Er muß aber immerfort exponiren im Autore, biß wieder ein Exempel kömpt, und lasse also von einem präcepto oder Regel nicht abe, biß er es wol durch ein zwanzig Exempla erkläret hat, und sol ein jedes Exempel von den Knaben, sonderlich in der erst, bis sie der Application im Autore ein wenig gewohnen, immer ein vier oder sechsmal nach gemachet werden, wenn sie es aber nun gewohnt sein, zum wenigsten dennoch ein zwei oder dreimal. —

Und ist in diesem Cursu jetzo nicht dran gelegen, wie weit man in der Grammatica oder Autore in einer Stunde fortkomme, denn worzu eine Stunde nicht reichet, darzu nimmet man die andern auch. —

Wann ein Präceptum, wie gesagt, erklärt und im Autore applicirt ist, so fehret der Präceptor in der Grammatica fort, und nimmt wiederum ein gewiß Stück für sich, erklärts, liesets, lest nach exponiren und rumb lesen und applicirts auch in Autore.

Und ist zu merken, das nur das fürnembste und die Hauptregeln in der Grammatica am meisten zu treiben sind: Wenn aber etwa sonderbare Stück oder Exceptiones seind, da auch im Autore nicht flugs Exempla die menge fürkommen, da gehet man geschwinder mit durch und lests bei einem oder zweien Exempel bleiben, und sparet dieses Stücks Uebung gleichsam biß man mit der Gramatiken gar hinaus ist.

Denn da ist zu wissen, daß wir gebrauchen triplicem Analysin oder Applicationem: 1) particularem, 2) universalem, 3) universalissimam. In der Particular-Analysi appliciren wir nur die Exempel, die sich zu fürhabenden einzelnen Präcepto oder Regel der Grammatiken schicken, da wir die anderen Wörter im Autore nur mit exponirend attingiren und durchlaufen. In der Universal-Analysi aber, welche angehet, wenn man die Etymologia in der Grammatica stückweise zum Ende bracht hat, da appliciren wir alle Wort, wie sie im Autore nach einander für laufen, es sey vox flexibilis vel inflexibilis; es sey conjunctio oder praepositio, nomen oder Verbum etc.

Gleichwie auch mit dem Syntax es also gehalten wird, wenn er einmals stückweise ist zum Ende bracht worden, daß man darnach [ungeachtet man sey, wo man wolle im Autore] universaliter alle Constructiones, wie die im Autore nach einander von Periodo zu Periodo fürkommen, appliciret und auf die Regeln im Syntaxi zeucht, biß man zum dritten auf die universalissimam analysin kömmt, da die ganze Grammatica zugleich geübet und in einem jeden Periodo

des Autoris erſtlich die Etymologia, darnach der Syntax appliciret und alſo der Autor grammatice gentzlich reſolviret und erkläret wird. —

Wie man nun anfänglich muß langſam gehen, und ein Wort oder Exempel wol zehn oder zwanzig mal appliciren, Item, eine Regel wol zehen oder mehrmal muß herrecitiren laſſen, alles nur aus dem Buch leſende: alſo bedarf es auf die letzt ſolches langſam gehens nicht mehr, ſondern kann man ſchleunig fortfahren, wenn man ſihet, das die Knaben die fürnembſten Præcepta beides verſtehen, und von ſolcher vielfaltigen getriebenen Wiederholung außwendig können, iſt alsdann genug, das ein Exempel nur einmal appliciret werde, ja die gar leichten und ſo gar gemeinen nur mit einem Wörtlein berühret, auch wol gar übergangen und nur diejenigen in acht genommen und etwas fleißiger wiederholet werden, die ſeltener fürkommen ſind, oder ſonſt für den anderen etwas ſchwerer ſind: drumb muß endlich der Præceptor im Autore mit Gewalt forttreiben, und nur ſehen nach denen Exempeln, die was ſonderliches auf ſich haben.

Sonderlich aber ſehet man vor dißmal an, wenn ſeine Phraſes fürkommen, dieſelben durch etliche Tempora und Perſonas (obgleich nicht eben nach der Ordnung, damit es nicht nach der Larven gehe) gantz durchzuführen, welches denn der Præceptor ſelbſt erſt eine zeitlang muß den Knaben fürſagen, und alſo für machen und darnach allererſt, wenn ſie dergleichen oft genug gehöret haben, ſie auch ſich verſuchen und nachmachen laſſen. —

Als zum Exempel, Heaut. 1. 1. Ego vesperi domum revertor, ich kom des Abends wieder zu Haus, tu vesperi domum reverteris, du kömmſt des Abends wieder zu Haus, vos vesperi domum revertimini, ihr kommet des Abends wieder zu Haus: tu vesperi domum revertebaris, du kameſt des Abends wieder zu Haus, nos vesperi domum revertebamur, wir kamen des Abends wieder zu Haus illi vesperi domum revertentur etc., nos vesperi domum revertemur etc., reversi eramus etc.

Alſo: ego videbar tibi praeter aetatem meam facere, du meinteſt, ich thäte wider mein Alter oder, ich hatte bei dir das Anſehen, als thäte ich wider mein Alter, tu visus es mihi praeter aetatem tuam facere, mich hat gedäucht, du thuſt wider dein Alter, illi videbantur nobis praeter aetatem suam facere.

Es iſt auch in acht zu nehmen, das nur die fürnembſten Stücke in der Grammatica am meiſten zu treiben ſind: Als in Etymologia die Declination item das Genus Nominum, item die Conjugationes verborum: im Syntax faſt nur ein Regeln oder zehen: Als:[1] 1) Adjectivum et Substantivum etc. 2) Substantivum cum Substantivo. 3) Dativos adsciscunt etc. 4) Ablativo casu efferuntur etc. 5) Relativum cum antecedente etc. 6) Nominativus praecedit etc. 7) Activa verba omnia. 8) Ablativus instrumenti etc. 9) Quodlibet verbum

1) Das folgende ſind Anfänge ſyntaktiſcher Regeln in Melanchthons lateiniſcher Grammatik.

admittit Dativum etc. 10) Infinitivi adduntur etc. 11) Accusativus proprius casus etc. Item von den Praepositionibus.

Dieſe Stücke ſoll man am meiſten einreiben: mit den andern und übrigen aber die Knaben nicht allzu zeitlich plagen, aufhalten, und verzagt machen, denn ſie dieſelben noch wol lernen können, wenn es allbereit zum Argument-machen kommen iſt, darzu ſie dann bei jenen wenigen Stücken wol und zeitlich gelangen können, und alſo einen fructum studii Grammatici an ſich ſpüren, nicht ohne Luſt und fernere gute Hoffnung. Wenn ſie ſo weit bracht ſind, alsdann ſoll ein Präceptor die übrigen etwas ſchwereren Stücke, gleichſam als Paralipomena fürnehmen und eins nach dem andern durch erklären, oftmaliges rumbleſen, item, durch oftmalige Application vieler Exempel, ihnen auch beibringen und bekannt machen.

Wann nun die Grammatica, wie oben erzählet, mit ihren fürnembſten Stücken zum Ende gebracht iſt, alsdann ſol der Präceptor den Autorem noch einmal fürnehmen, und nach dem Senſu exponiren, eine jede Scenam ein par mal, drauff ſtraks fortfahren, und die Knaben nur zuhören laſſen, biß man merket, das ſie durch vielfaltiges Zuhören, auch einen Habitum hierinne erlanget haben, das mag geſchehen mitten im Terentio, oder gegen deſſen Ende: alsdann ſoll man ſie ſich auch verſuchen laſſen, und flugs, wo ſie fehlen, zu rechte helfen. —

Wenn die Schüler nun auch den Autorem ad ſenſum verſtehen, ſo ſollen die Exercitia Stili: oder (wie man es nennet) das Argumentmachen angehen: dergeſtalt:

Der Präceptor ſoll erſt etwa ein 4 Wochen lang den Schülern die Argumenta ſelbſt mündlich fürmachen, und zwar alle ad imitationem Terentii: demnach den Terentium für nehmen, von forne an, die Knaben heißen drauff ſehen und ihnen einen deutſchen Periodum ad imitationem fürſagen, mutatis personis, item temporibus etc. Sol drauff alsbald fortfahren und ein anderes fürbringen, ſo lange als die Stunde währet, und die Knaben nur zuhören und im Terentio auf die Imitation ſehen laſſen. Solche Argumentlein ſollen nur erſt eine Zeile lang ſein, oder nur ein Comma in ſich begreifen, hernach ſoll man ſie immer lenger und lenger proponiren, von zweien, dreien Commatibus ꝛc. Endlich von einem, zweien, dreien ganzen Periodis, und ihnen alsdenn die particulas connexionum mit Fleiß zeigen. —

Wann das mündliche Argument-machen alſo eine weile getrieben iſt, alsdenn allererſt und nicht eher ſoll man zu den ſchriftlichen Argumenten ſchreiten, und ihnen dieſelben auch meiſtestheils, ſonderlich im Anfang, eine geraume Zeit lang nicht anders als ad imitationem geben: Auch, wenn es dictiret iſt, einen oder den andern Schüler es laſſen laut herleſen und drauff acht haben, ob ſie alles recht gehöret und geſchrieben und ob ſie auch recht distinguiret haben. Darauf ſoll die Correction folgen, die ſoll nicht heimlich, ſondern öffentlich, auch nicht

mit der Feder in eines jeden Buch (denn das geſchmier können die Knaben ſelten leſen und recht verſtehen), ſondern mündlich geſchehen. Und iſt genugſam, wo der Knaben viel ſind, das ein Argument nur vier Perſonen corrigiret werde, doch alſo öffentlich, daß es die anderen auch mit genieſſen.

Wann die Knaben ſo weit bracht ſind, ſo ſoll man mit ihnen anfahen latine zu reden, und mögen ſie ex Claſſe grammatica ac Terentiana, inn eine andre höhere Schuel oder Claß, als Ciceronianam, Virgilianam etc. fortgeſchickt und geſetzet werden."

Im Jahre 1573 erſchien ein Schulplan [1] für ſämmtliche ſächſiſche Herzogthümer, 46 Jahre vor der kromayerſchen Schulordnung. Jener Plan iſt in vieler Hinſicht dieſer Schulordnung diametral entgegengeſetzt. Die Grammatik wird dort vorangeſtellt, Auswendiglernen, Privatfleiß ſehr empfohlen u. ſ. f. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn Ratichs neue Methode im Weimarſchen großen Anſtoß gab, ſo daß Kromayer zum Schluß ſeines Berichts zu ſagen veranlaßt iſt: mit dieſem „newen Schulweſen" ſei es nicht auf „Enderung der Religion abgeſehen. [2] „Sonderlich," fährt er fort, „hat ſich das heilſame Schulweſen unter dem Namen bei böſen oder auch der Sache unerfahrenen Leuten übel leiden müſſen, als ſtecke nichts anders dahinter, als eine Verfälſchung der reinen Lehr und Abfall von der wahren lutheriſchen Religion. Solches iſt ganz nichtig und falſch." Er beruft ſich darauf, daß ſie „das Concordienbuch ſelbſt, welches je ein ſtarker Unterſcheid iſt zwiſchen den Lutheranern und Calviniſten auch Papiſten, in deutſcher und lateiniſcher Sprach, durch ein ſonderlich dazu gefertigtes Handbüchlein, in unſern Schulen aufs fleißigſt treiben."

Ich theilte ſoviel aus Kromayers Bericht mit, um zu zeigen, wie Ratich und ſeine Anhänger ſchon genau den Weg von Hamilton, Jacotot u. a. einſchlugen, und wie auch ſie dieſe Weiſe zur Caricatur ausbildeten. So wird z. E. der Terenz nach Kromayers Anleitung etwa dreimal deutſch und wohl über ſechsmal latein geleſen. Die deutſche Ueberſetzung mußte zu dem beſtimmten Zwecke möglichſt getreu ſein; war ſie dieß, wie konnte man es nur verantworten, ſie, bei ſolchem Inhalt, wiederholt leſen zu laſſen.

Aus des Ratich und der Ratichianer Darſtellung, wie man den Terenz mit den Knaben leſen ſolle, will ich nur noch ein Paar ſeltſame Bemerkungen mittheilen.

Der Lehrer, ſagt Ratich, ſolle den Autor zuerſt ganz langſam, ſylbenweiſe vorleſen, die Schüler folgen ihm durchaus ſchweigend in ihrem Exemplar nachleſend. Für ſich dürfen die Schüler nichts wiederholen. [3] Nach der Lection, ſa-

1) „Ratio administrandi scholas triviales proposita in visitatione ecclesiarum et scholarum sub ducatu juniorum principum Saxoniae. Jenae 1573."

2) Aehnliche Anklagen wurden ſpäter gegen Rouſſeau, Buſedow u. a. mit mehr Recht vorgebracht.

3) Methodus 145. Absente praeceptore omnis privata repetitio discenti plane interdicta est.

gen die Ratichianer,[1] werden die Bücher zugemacht und bleiben in der Schule. Nur weiter geförderten Schülern ist die Repetition gestattet. „Man quelet den Verstand und will es von sich selbst lernen," heißt es in den Artikeln, [2] „so doch darumb der Lehrmeister da ist, daß ers erst lehren soll. Wenn der Lehrjunge selbst wil weise und klug seyn und wissen wie er lernen und gelehrt werden soll, so bedarf er des Lehrmeisters nicht." Noch ehe der Schüler etwas von lateinischer Grammatik gehört hat, soll der Lehrer mit ihm an jedem Tage einen Act lesen; so beendet er vom Montag bis Freitag ein Stück, das am Sonnabend wiederholt werden muß. Binnen sechs Wochen werden so die 6 Stücke des Terenz gelesen. [3]

Warum überhaupt früher ein Autor gelesen, danach erst die Grammatik getrieben werden müsse, werden wir weiterhin erfahren.

Nachdem ich nun an einem einzelnen Falle das Lehrverfahren Ratichs und seiner Anhänger gezeigt, folgen hier

II. Die allgemeinen Principien

dieser Methodiker,[4] wie sich dieselben vorzüglich in den „Artikeln" und in Aphorismen, welche der „Praxis" angehängt sind, finden.

1) „Alles nach Ordnung oder Lauff der Natur. [5] Denn die Natur braucht eine sondere ihr bequeme Ordnung, womit der Verstand des Menschen etwas fasset, das muß in acht genommen seyn auch in der Lehr Kunst, denn alles widernatürliches und gewaltthätiges oder gezwungenes Lehren und lernen ist schädlich und schwecht die Natur."

Hatte aber Ratich und seine Schule die wahre Ordnung der Natur erkannt? Hatten sie es beim Lehren des Latein? Mußten sie nicht im Gebiet der Zucht, der Heiligung einem dem „naturam sequi" entgegengesetzten Weg einschlagen, ein Willenbrechen und Rückenbläuen? —

1) Praxis 166.

2) S. 199.

3) Praxis 164. Singulis itaque septimanis Comoedia una absolvitur, singulis diebus actus unus. Ex his autem colligere est, quanta promptitudo in praeceptore requiratur, si singulis horis actus absolvendus est integer! (Ja wohl) .... donec sex septimanis Terentius omnino perlectus et expositus fuerit. Atque hactenus nihil adhuc de Grammatica latina discipulus audivit.

4) Guhrauer wies nach, daß unter Ratichiani Jungius und Helvicus zu verstehen seien. Er beruft sich unter Anderem auf des Helvicus Libri didactici, welche 1619 nach dessen Tode, 7 Jahre vor der Methodus nova des Rhenius erschienen. Mit den „Artikeln" der Ratichiani etc. bei Rhenius stimmt nämlich wesentlich, zum Theil wörtlich, des Helvicus in den Libris didactieis mitgetheilte Delineatio didacticae generalis überein. Beilage I. C. ist diese wichtige delineatio abgedruckt.

5) Praxis 179. 176.

2) „Nicht mehr denn einerlei auf einmahl. [1] Es ist dem Verstande nichts hinderlichers als wenn man vielerley zugleich und auf einmal lernen will, ist eben als wenn man Muß, Brey, Fleisch, Milch, Fische in einem Hafen kochen wollte auf einmal. Sondern man soll ordentlich eines nach dem andern nehmen und das eine erst recht abhandeln, darnach zu einem andern schreiten. Man soll zu einer jeden Sprach brauchen einen einigen Autor darauß man die Sprach lehre. Wenn der recht eingenommen und gleichsam verschlucket ist, mag man andere auch fürlesen. Nichts soll man neues fürnehmen, biß daß das vorige recht gründlich und zu aller Genüge gefasset ist."

Ist dieß wirklich nach dem „Lauff der Natur?" Ists natürlich, wenn jemand acht Monate lang einzig Brei oder einzig Fische, nichts anders essen wollte, wie Ratichs Schülern acht Monate lang (und wohl drüber) einzig Terenz vorgesetzt wird? Ist eine Abwechselung der Lesestücke, wie in den trefflichen Jacobsschen Lesebüchern nicht vielmehr der „Ordnung der Natur gemäß"? Wie man eben nie einerlei ißt, sondern z. B. Brot zum Fleisch — ganz so ists die Aufgabe des Pädagogen, den Schülern nicht ein ewiges ermüdendes Einerlei aufzutischen. Und wie feine Speisewirthe auszumitteln suchen, welche Speisen zu verbinden seien und eben durch die Verbindung an Wohlgeschmack und an Verdaulichkeit gewinnen, so muß der feine Pädagog etwa in demselben Semester für dieselben Schüler Verschiedenes lehren, was einander ergänzt, durch dessen Abwechselung die Schüler frisch bleiben, nicht übersättigt, sondern auf gesunde Weise geistig genährt werden. [2] Auch der Satz: man müsse nichts Neues fürnehmen, bis daß das vorige recht gründlich gefasset ist, auch er bedarf des Zusatzes: nach Maaßgabe der Fassungskraft des jedesmaligen Schülers.

3) „Eins offt wiederholet." „Unglaublich ist es, was die offt Wiederholung eines Dinges vermag. — Hierauß wird diß genommen, daß man alle Tage nur eine gewisse Materi handelt, in allen Lectionen, vor und nachmittage. Denn was offt wiederholet wird, das wird dem Verstande recht und tieff eingebildet. Wenn man aber nur ein mal oder etliche etwas fürgibt, und sobald etwas anders darauff, und vielerlei durch einander, so kann keines recht bekleiben, wird auch der Verstand verwirret, überschüttet und geschwechet."

Mit dem vorigen Princip gleichartig, und gleich bedenklich, wenn nicht das rechte Maaß gehalten wird.

4) „Alles zuerst in der Mutter Sprach." Denn in der Mutter Sprach ist der Vortheil, daß der Lehr Jünger nur auf die Sache zu gedenken hat, die er lernen soll, und darff sich nichts weiters mit der Sprach bemühen." — „Auch ist dieser Nutz dabey, daß wenn alle nützliche und gemeinem Leben

1) Ib. 179. 175.

2) Zeitgenossen erwiderten schon: „die varietas der lectionum sey zweierlei, eine confusa, die andere aber ordinata, diese sey nicht schädlich, weil sie ad unam scientiam gerichtet sey." Grawerus 12.

nothwendige Wiſſenſchaften ins deutſch gebracht und darinnen gelehret werden, ein jeder hernach, wes Standes er auch iſt, kann zu beſſern Verſtand gelangen, daß er in allerlei Sachen ſich deſto beſſer richten und davon urtheilen kann. Was das in Religionsſachen und Regimentsſachen und insgemein im menſchlichen Leben thun wird, iſt leicht zu ermeſſen, wenn man bedenkt, wie ein verderbter Zuſtand, Unwiſſenheit und Unerfahrenheit jetzund im Schwang gehet." —

„Auß der Mutterſprach alsdann in andere Sprachen." [1]

Die Wichtigkeit dieſes Artikels iſt klar, er bezweckt Wiedereinſetzung der Mutterſprache in das ihr zukommende Recht, Aufheben der ſcharfen Trennung zwiſchen lateiniſchen Gelehrten und unlateiniſchen Laien, die Forderung, daß auch letztere gebildet werden müßten, die Mutterſprache das Element ihrer Bildung.

Welche Keime des Guten, aber durch ſpätern Misbrauch auch des Böſen

5) „Alles ohne Zwang." [2]

a. „Man ſoll die Jugend nicht ſchlagen zum lernen oder umb lernens willen. Durch Zwang und Schläge verlaidet man der Jugend die studia, daß ſie dem Studiren feind wird. Es iſt auch wider die Natur. Denn darumb pflegt man die Knaben zu ſchlagen, weil ſie nicht behalten haben, was man ſie gelehrt, hetteſt du aber recht gelehret wie es ſeyn ſollte, ſo würden ſie es auch behalten haben, und darffeſt der Schläge nicht. Nun aber ſollen ſie entgelten deines Irrthums, daß du die rechte Art zu lehren an ihnen nicht gebraucht haſt, das iſt je eine übermachte Unbilligkeit. So iſt der menſchliche Verſtand alſo beſchaffen, daß er mit Luſt muß faſſen was er behalten ſoll, das verderbeſtu alles mit deinen zörnen und Schlägen. Was aber Sitten, mores und Tugend anlanget, das hat ſein Beſcheid, da heiſt es, Thorheit ſteckt in Hertzen eines Knabens, aber die Ruthe der Zucht wird ſie weg nehmen, wie Salomo ſpricht."

b. „Der Lehr Jünger muß ſich nicht vor dem Lehrmeiſter entſetzen, ſondern ihn lieben und in Ehren halten. Das folgt von ſich ſelbſt auß dem vorigen. Denn wenn der Lehrmeiſter ſein Amt recht verrichtet, ſo fehlet es nit, der Knabe gewinnet eine Liebe zu ihm und zu dem Studiren."

[3] „Alle Arbeit fellet auf den Lehrmeiſter. Denn er muß fürleſen und erklären, und zwar in der Mutterſprache, doch iſt diß viel leichter Arbeit als bisher in Schulen geweſen. Denn er braucht ſich nicht zu plagen mit verhören, examiniren und plawen (bläuen), ſondern helt ſeine Stunde wie ſichs gebühret, und iſt ſicher daß er Frucht ſchaffet, das kann ihm nicht fehlen, wenn er nur das Lehramt recht verrichtet und treibet nach dem gebührenden methodo."

[4] „Der Lehrmeiſter ſoll nichts thun als Lehren. Zucht halten gehört den

1) Praxis S. 182.

2) S. 183.

3) S. 196.

4) S. 200. Ebenſo empfiehlt die Praxis pag. 167: Omnia salsis verbis et vultu blando, gravi tamen, non plagis aut saevitia, prout opus esse viderit. Quod si duriorem disciplinam res postulaverit, committendum id est Scholarchis.

Scholarchen zu .... daß der Lehr Junge kein Wiederſinn auf den Lehrmeiſter kann ſchöpfen, ſondern je mehr und mehr liebet, welches ſehr viel im lernen thut."

Dieſe Lehren ſind wieder Vorläufer der neuern Pädagogik. Wenn die Kinder nichts lernen, ſo wird dem Lehrer alle Schuld beigemeſſen, nach Ratichs Methode müßten ſie, ſo meinte man, ohne allen Zweifel Fortſchritte machen, müßte aus jedem Holz ein Mercurius geſchnitzt werden können. War die frühere Pädagogik vielfach hartherzig orbiliſch, ſo blickt hier ein entgegengeſetztes Aeußerſtes ſchon hervor, eine Beſorgnis, durch gewiſſenhafte Ausübung der Gerechtigkeit die Liebe der Kinder zu verlieren.[1] Dem zu entgehen, ſoll nicht der Lehrer, ſondern der Scholarch die Strafen vollziehen — ſo wie die Jeſuiten in ihren Colegiis leibliche Züchtigungen nicht durch einen Jeſuiten, ſondern durch jemand, der nicht zum Orden gehörte, ertheilen ließen.

6) „Nichts ſoll auswendig gelernet ſeyn."[2]

„Urſach, es iſt ein Zwang der Natur, man thut dem Verſtand Gewalt an, darum giebts die Erfahrung daß wer ſich viel an Außwendiglernen bindet, dem gehet viel ab am Verſtand und Scharffſinnigkeit. Denn weil der Verſtand muß an die Wort gebunden ſeyn, hat er nicht Raum einem Dinge recht nachzuſinnen. Dann iſt es unnöthig und kann durch beſſere Mittel erſetzt werden, nemlich wenn ein ding durch offt Widerholung dem Verſtande recht eingebildet wird, ſo folget die Gedächtnuß ohne alle Mühe von ſich ſelbſten hernach."[3]

Auch hier ſieht man, woher man kommt, wohin es geht. Früheren Pädagogen galt das Auswendiglernen alles, ohne Rückſicht aufs Verſtehen des Gelernten, nun ſoll aber der Verſtand das Gedächtnis ganz erſetzen. An das innige Verhältnis der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes, da jene die Bilder aſſimiliert, dieſes dieſelben feſthält und vorſätzlich oder unwillkürlich reproduciert; daran denkt die Schule Ratichs ſo wenig, als viele neuere Pädagogen.

Hierauf wird verlangt,[4] daß die Kinder ihre Erholungsſtunden haben, ja daß nicht zwei Lehrſtunden hinter einander gehalten werden ſollen, beſonders „weil dieſe Lehrart durch Fürleſen geſchieht und das Gehör leichter ein Ueberdruß be-

1) Daß man in Köthen klagte: es verfalle die Zucht in Ratichs Schulen, ward oben bemerkt.

2) S. 185. In der Praxis 169 heißt es: Tenta „discipulos num in conjugationibus et declinationibus prompti sint, sed omnia e libro, non memoriter fiant, nec permittendum ut discipulus flexiones memoriter recitet" (!).

3) Memoria enim veram objecti intelligentiam e vestigio sequitur: Methodus 146. — Ab intellectu enim ad memoriam procedendum est, neutiquam contra. Praxis 164. — „Man hat die Natur gezwungen in deme, daß die Knaben das müſſen auswendig lernen und zwar alleine vor ſich ſelbſt, ohne Hülffe des Praeceptoris, was ſie noch nicht verſtanden." Grawer 29. Auch heißt es: „die localis memoria iſt ganz verboten, wenn man durch gewiſſe Figuren an gewiſſe Stell geſetzt und eingebildet, etwas behalten will."

4) S. 186.

kömpt, als andere Sinnen.“ Denn[1] „dem Lehr Jungen gebührt zuzuhören und ſtill zu ſchweigen.“ Er ſoll während der Lection nichts reden, noch fragen, um den Mitſchülern nicht hinderlich zu ſein, die Lection könne dann auch nicht zur rechten Zeit vollendet werden. Hat er was zu fragen, ſo thue ers nach der Lection. —

Daß ein ſolches ſtets ſchweigendes Anhören des Leſens für die Knaben der unnatürlichſte Zwang war, wird indirect hier von den Ratichianern ſelbſt eingeſtanden, indem ſie den Ueberdruß eingeſtehen. Comenius, welcher eine kurze Charakteriſtik der Methode Ratichs gibt,[2] bemerkt: da den Schülern ſei pythagoräiſches Stillſchweigen auferlegt worden, ſo müßten die Lehrer vergeblich arbeiten, in jenen aber werde alle Aufmerkſamkeit ertödtet.

7) „Gleichförmigkeit in allen Dingen.“[3]

„In allen Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften muß eine Gleichförmigkeit ſeyn, beyd was die Art zu lehren und was die Bücher betrifft und die Praecepta, ſo viel immer müglich iſt. Als die Grammatica muß im Deutſchen übereinſtimmen mit der Hebräiſchen, Griechiſchen, ſo viel immer müglich die Eigenſchaften der Sprachen zulaſſen. Denn diß hilfft dem Verſtande trefflich wohl . . . und giebt auch dieſes eine Scharffſinnigkeit, daß man ſihet, wie eine Sprache von der andern abtritt und wo ſie übereinkommen.“ —

Dieß bezielt eine allgemeine Grammatik der Sprachen, welche man lehrt, da denn jede Grammatik einer beſtimmten Sprache in zwei Hälften zerfiele, in das Gemeinſame und das Eigenthümliche. — Gewis iſt hierin etwas richtiges. Man ſcheide beim Erlernen einer fremden Sprache zunächſt, was dieſe Sprache mit der Mutterſprache übereinſtimmendes und was ſie abweichendes hat.

8) „Erſt ein Ding an ihm ſelbſt, hernach die Weiſe von dem Ding.“[4]

„Keine Regulen ſoll man geben, ehe man die Materie, den Autorn und Sprach gegeben hat. Diß ſcheinet gantz ungereimbt, aber die Erfahrung zenget es, daß es gleichwohl wahr iſt. Denn was richtet einer auß in einer Sprach, der noch nichts in keinem Autore geleſen, ob er gleich all voll Regeln gepfropft iſt. — Zuletzt muß er doch dahin kommen, daß er in einem oder vielen Autoribus nach einander und mit offter Wiederholung muß die Regeln verſtehen lernen und zu Nutz machen. Was thuts ihm dann Noth, daß er ſich vorhin vergeblich mit den Regeln quelet? Reguln ohne Materien verwirren den Verſtand. — Es denke nur ein jeder an ſich ſelbſt ob ihm auch ſein Lebelang in Autoribus fürkommen ſeyn alle die Exempel, die er mit großer Mühe hat müſſen lernen in der

1) S. 197. In discipulo silentium Pythagoricum. S. 176.

2) Opp. did. 2, 80 100, Asininum, inutilem, irritum laborem docentibus praeceptum instud parit . . . . Homo non est truncus ex quo (mere passive se habente) statuam sculpas; sed est viva imago, se ipsam formans, deformans, reformans.

3) S. 187.

4) S. 188 ff.

Grammatik. — Alſo die patronymica, wie martern ſie die arme Jugend und werden doch ſelten gebraucht, drumb iſts ungereimbt Ding, daß man erſt die Grammatik einblewen wil und hernach erſt die Sprach lehren. Es heiſt krige erſt das Korn, danach ſih dich nach dem Sack umb: Uberkomme erſt das Geld, danach kaufe den Beutel, da du es hineinlegſt. Die Regeln ſollen nicht gebrauchet werden zur Vorbereitung auch nicht ſowohl zu einer Nachrichtung, als fürnehmlich zur Beſtätigung. Es meinet wohl einer, der nicht nachſinnet, ey worzu dienen ſonſt die Regeln, denn daß ſie den angehenden eine Handleitung geben, und ihn vorbereiten, daß er deſto fertiger die Sprach faſſen kann? Aber die Praxis und Erfahrung lehren, daß ſolche Speculation nichts iſt."

„Es muß aus der Materi vorhin ein Entwurff im Verſtand (habitus) gefaſſet ſeyn, ehe die Regeln dazu kommen." Auf den Einwurf: in der Grammatik würden ja Regeln mit Beiſpielen verbunden, antwortet Ratich: doch ſtehe die unverſtändliche Regel voran, die Beiſpiele ſeien diſparat aus den verſchiedenſten Autoren zuſammengetragen auch unintereſſant. Und in den „Artikeln" heißt es: „Allerley Exempel kommen auß allerley Autoren zuſammen, wie ein Hackſtal und gemiſcht Futter, da doch zu einem rechten Grund zu legen und in der Sprach Eygenſchafft zu führen, kein ſolches Gemeng, das nicht an einander hanget, ſtat hat." [1]

Dieß ſind nun die Gründe, warum Ratich und ſeine Anhänger das Leſen eines beſtimmten Autors voran ſchicken und die Grammatik aus dem Autor entwickelt wiſſen wollten. Auf den erſten Blick erſcheint es ſeltſam, daß ſich Ratich hierbei auf das Lehren der Geometrie beruft. Mündliche Vorträge, ſagt er, würden bei dieſem Lehren wenig fruchten, wofern man dem Lehrling nicht an einem Körper oder durch Zeichnung an der Tafel anſchaulich machte, wie ein ſtumpfer oder ſpitzer Winkel, ein Kreis u. ſ. w. ausſehe. Ratichs angeführtes Beiſpiel dürfte aber, bei näherer Betrachtung, gewiß paſſen. Ganz allgemein drückt er ſich übereinſtimmend mit unſerm 8. „Artikel" ſo aus: es iſt widerſinnig, ſich eher mit dem Accidentellen einer Sache, als mit der Sache ſelbſt abzugeben. [2] Dieſer Grundſatz leidet beim Lehren eine weite Ausdehnung und iſt von größter Wichtigkeit und Wahrheit, wofern er nicht bis zur Caricatur verfolgt wird.

9) „Alles durch Erfahrung und ſtückliche Unterſuchung." [3]

Deutlicher iſt der lateiniſche Aphorismus: Per inductionem et experimentum omnia! [4]

„Keine Regel auch kein Lehrbegriff wird zugelaſſen, die nicht gründlich aufs new erkundiget und in der prob richtig erfunden ſey, unangeſehen viel oder alle ſo

1) S. 193.

2) Et omnino, Accidens rei prius quam rem ipsam quaerere prorsus absonum et absurdum esse videtur. Und in der Praxis S. 175: Ne modus rei ante rem.

3) S. 194.

4) S. 178.

davon geſchrieben, ſo oder ſo halten. Denn es muß Gewißheit und Sicherheit da ſeyn, und iſt keinesweges auf einige autoritaet zu bawen. So weiß man denn, daß man nicht fehlen kann.[1] Drum gilt keine autoritaet bloß und ſchlecht, wann nicht Urſach und Grund da iſt. Auch lange Gewohnheit iſt nichts zu achten, denn ſie bringt hierin keine Sicherheit."

Das Lateiniſche: „per inductionem et experimentum omnia" deutet faſt mit Beſtimmtheit darauf hin, daß Baco auf die Ratichianer Einfluß geübt. Iſt doch Induction Baco's Schiboleth![2] — Wenn dieſer neunte Artikel die Annahme alles Traditionellen davon abhängig macht, daß man dasſelbe durch vorherige ſorgfältige Prüfung wahr erfunden, ſo gieng Ratich weiter, und ſetzte vor ſeine Lehrbücher das radicale Motto: Vetustas cessit, ratio vicit. Als wenn vetustas und ratio Gegenſätze wären, nur das Neue vernünftig, alles Alte unvernünftig wäre. Indem man die herrſchende ſervile Geſinnung gegen das Alterthum bekämpfte, verſchüttete man das Kind mit dem Bade. Aber Vergangenheit muß unſere Zukunft gründen.

Die dünkelhafte Selbſtüberhebung und die Geringſchätzung der Alten nehmen bei den ſpätern Methodikern ſehr zu. Faktiſch herrſchten jedoch bei Ratich und Ratichianern die Alten noch ganz, welch eine große Rolle ſpielt nicht der Terenz! —

* * *

Ratichs Leben und Wirken ſcheint in vieler Hinſicht dem des Johannes Sturm diametral entgegengeſetzt. Dieſem gelingt alles, weil er ganz im Geiſte ſeiner Zeit handelt und daher von der ganzen Zeit getragen wird. Er iſt nur der Altmeiſter unter vielen, die mit ihm das gleiche Ziel haben. Dieß Ziel faſſt Sturm klar und feſt ins Auge, entſchloſſen und geſchickt verfolgt er dasſelbe. — Dem Ratich dagegen kommen viele neue, ſeinen Zeitgenoſſen unverſtändliche, ja ärger-

1) Non igitur auctoritas destituta rationibus valeat, neque vetustas quicquam praescribat. Praxis 178.

2) Man vergleiche Baco's Novum Organum 1, 104. 105. 106. über Induction. Wie ſehr Jungius mit Baco im Weſentlichen harmonierte, beweiſt z. B. folgende, unter Jungius Vorſitz aufgeſtellte Theſis: „Primum nos clarissimus Dn. Praeses sedulo ad libere philosophandum cohortatus est, monuitque omnes suas disputationes, quas contra receptas quasdam opiniones hactenus habuit, eo pertinere, ut relictis tandem lubricis et perplexis Physicorum Aristotelis librorum textibus, *magnus Naturae liber ipse evolvatur*, h. e. observationes diligenter et accurate instituantur, ab observationibus ad *inductiones*, ab his ad demonstrationes in Physicis procedatur. Guhr. 246. Tota philosophandi ratio (der Ariſtoteliker) est Sophistica. Ib. 143. Pueros jubes esse nos, qui a senili Veterum quasi auctoritate pendeamus. Ego existimo debere potius nos esse senes, quippe qui fruamur eorum, qui olim fuerunt, pueritia quasi. Ib. 146. Man vgl. noch Novum organum 1, 19. 86. 63. 71. 77. 84 und andre Aphorismen, um ſich von der Uebereinſtimmung des Jungius mit Baco zu überzeugen.

liche Gedanken. Er hat Einsicht genug, um die Mängel des Herkömmlichen zu erkennen, aber nicht genug, um ihnen abzuhelfen. Er ahnet manches Bessere, schaut es aber nur in allgemeinen Umrissen als Princip. Will er seinen Principien gemäß etwas verwirklichen, in die Schulen einführen, so zeigt er sich ganz unklar und ungeschickt. Diesen Principien vertrauend verspricht er, was er bei seiner praktischen Unfähigkeit nicht zu halten im Stande ist; so kommt er, selbst bei denen, die ihm wohlwollen, in den Ruf eines Charlatans. Dieser große Conflict seiner Ideale mit seinem Ungeschick, dieselben zu realisieren, macht den Mann unglücklich; er erscheint in dieser Hinsicht als ein charakteristischer Vorgänger späterer Methodiker, besonders Pestalozzis. — Sturm, als ein Virtuos in seinem Berufe, geachtet und anerkannt von seinen Zeitgenossen, erscheint uns dagegen glücklich.

3. Der dreißigjährige Krieg.

Die Zeit, da Ratich vorzüglich thätig war und Aufsehen erregte, währte bis zu den Jahren 1618 und 19, bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Dieser Krieg ist die entsetzlichste Periode in der Geschichte unseres Vaterlandes. Die Heere waren große Mörder- und Räuberbanden, der Geist des Friedens und heiliger Ordnungen war ganz verschwunden, Mordlust, Unzucht, Rauben herrschten ohne Widerstand. Es war ein so ungeheurer Greuel der Verwüstung und frevelnder Ruchlosigkeit, daß fromme Menschen in Versuchung kamen, am Regiment Gottes zu zweifeln. „Das Land war verödet, ausgeplündert, menschenleer, eine Wüste für Wölfe und reißende Thiere. — Von Schulen und Lehrern war fast nicht mehr die Rede.“ [1]

Spezialgeschichten deutscher Lehranstalten, welche bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurückgehen, liefern Belege zu dem Gesagten; ich will einige mittheilen.

Die protestantische Schule zu Friedberg in Hessen litt in jener Zeit „unberechenbaren Schaden.“ „Die im Gefolge des Krieges entstandene Pest und Armuth raubte ihr eine Menge ihrer Schüler.“ Im Jahre 1630 ward sie durch Oesterreicher und Bayern dem Untergange nahe gebracht, 1631 aber, nach

1) Raumers Geschichte Europas. 3, 596 ꝛc. Zwei geistliche Lieder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges lassen einen tiefen Blick in die damalige melancholische Stimmung redlicher Männer thun. Das eine von Meder, Pfarrer im Leipziger Kreise, beginnt: „Wann, ach wann wird doch erscheinen der gewünschte Friedenstag.“ Das zweite, von Martin Rinckart (1585—1649), ist gewissermaßen eine Parodie des Vater unser. Es beginnt: „Vater unser, der Elenden, willst du nicht mehr Vater sein.“ Weiter heißt es: „Soll denn nun dein Nam auf Erden ganz und gar vertilget werden?“ dann: „Und dein Wille soll auf Erden nimmermehr erfüllet werden?“ Zuletzt aber schließt es mit getroster Bitte um Erlösung „du hast über Höll und Tod Reich und Kraft und Herrlichkeit.“

Guſtav Adolphs Siege bei Leipzig, wieder hergeſtellt,[1] als die Schweden in Friedberg einrückten. — Das proteſtantiſche Gymnaſium in Hersfeld wurde im Jahre 1629 einem katholiſchen Prieſter und Lehrern aus den Jeſuiten übergeben; Tilly erſchien, um das Reſtitutionsedict durch Gewalt der Waffen zu unterſtützen und hauſte fürchterlich. Im Jahre 1632 erhielt das Gymnaſium ſeine proteſtantiſchen Lehrer wieder, aber ſchon im Jahre 1634 ward es durch den kaiſerlichen General Götz völlig aufgelöſt; die Lehrer flüchteten nach Kaſſel und andern Orten. 1636 begann der Unterricht von Neuem, 1637, da wiederum kaiſerliche Truppen nach Hersfeld kamen, mußte die Schule geſchloſſen werden. Bald darauf wieder eröffnet, vegetierte ſie doch nur kümmerlich in kümmerlicher Zeit und lebte erſt nach dem weſtphäliſchen Frieden neugekräftigt auf.[2]

Göttingen ward im Jahre 1626 faſt zwei Monate belagert und fürchterlich beſchoſſen. Durch die äußerſte Noth gezwungen, nahm der dortige berühmte Rector Georg Andreas Fabricius einen Ruf an das Mühlhäuſer Gymnaſium an; mit ihm entfernten ſich die andern Lehrer und die auswärtigen Schüler.[3] Später nach Göttingen zurückberufen, war er im Jahre 1641 ohne Gehalt, mit 500 Thalern im Rückſtand.

Sehr viel litt Schulpforte durch den Krieg. Der Prediger Martin Caulbel[4] kam am 2. Auguſt 1632 mitten durch das wallenſteiniſche Heer nach Pforte. In demſelben Jahre wurden die Alumnen wegen der kriegeriſchen Feindſeligkeiten entlaſſen, im folgenden kehrten ſie zurück. Im Jahre 1636 entließ man ſie wegen feindlicher Einfälle zweimal; 1637, da der Feldmarſchall Leslie in der Nähe von Pforte ſein Winterlager hatte, entfernten ſie ſich 17 Wochen lang; man konnte weder für ſie noch für die Lehrer Lebensmittel haben. Am 18. Februar 1639 wurden wiederum Lehrer wie Alumnen durch Banners Reiterei zerſtreut. Als der Prediger von Schulpforte am 23. Februar mit fünf Schülern zurückkehrte, mußten alle, wohl oder übel, bis zur neuen Ernte Haferbrod eſſen. Am 16. April 1641 ſind die Knaben, 12 an der Zahl, durch Bernhardſche, vom General Roſe befehligte Soldaten von Neuem aus einander gejagt worden. Gott wird den General und ſeine Soldaten am jüngſten Tage richten, ſchreibt der damalige Prediger Beſold, denn ſie haben 2 Alumnen durch um den Kopf geſchnürte Stricke torquirt. Am 21. Mai kehrte Beſold mit zwei Schülern nach Pforte zurück. Auf das Jahr 1643 fiel das hundertjährige Jubiläum der Anſtalt. Alles war aber in ſolcher Kriegsverwüſtung, daß nur 11 Knaben das Andenken der Schulſtiftung kläglich feiern konnten.—

1) Nachrichten über die Auguſtiner-Schule zu Friedberg von Prof. Dieffenbach. Progr. 1825. S. 12 ff.

2) Hersfelder Gymnaſialprogramm des Dir. Dr. Münſcher. 1836. S. 8 ff.

3) Göttinger Gymnaſialprogramm des Dir. Dr. Kirſten vom Jahre 1829. S. 22 ff.

4) H. E. Schmiederli commentari de vitis Pastorum et Inspectorum Portensium 1838. Pag. 31 sqq.

[1]Nur für das Schulweſen in Schweinfurt ſchien der Krieg Glück zu bringen. Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Guſtav Adolph am 2. Oktober 1631 in Schweinfurt ein. Die Bürger verpflegten ſeine Truppen gut, brachten auch große Opfer bei Befeſtigung der Stadt. Zur Belohnung ſchenkte ihnen der ſchwediſche König 17 bedeutende Dörfer,[2] mit der ausdrücklichen Beſtimmung, daß die Einkünfte und Gefälle davon zum Theil „zur Errichtung eines Gymnaſiums Gott zu Ehren und der ſtudierenden Jugend zum Beßten" verwendet werden ſollten. Nachdem aber Guſtav Adolph bei Lützen gefallen war, die Schweden das Würzburger Land verlaſſen hatten, ſo nahm der Biſchof jene Dörfer, ſein früheres Eigenthum, wieder in Beſitz. Dennoch fügte der Magiſtrat den 6 bisher beſtandenen Klaſſen ſeiner lateiniſchen Schule eine 7te unter dem Namen Gymnasium Gustavianum hinzu. Im Jahre 1634 weihte man daſſelbe ein, der damalige Bürgermeiſter Dr. Bauſch, ein Senator, mehrere Geiſtliche übernahmen freiwillig den Unterricht unentgeldlich. Unter den furchtbarſten Kriegsgräueln[3] erhielt ſich die neue Anſtalt durch dieſen ehrenfeſten Bürgerſinn; erſt nach 170 Jahren 1804 gieng ſie ein.

In Stargard ward durch ein Legat des Bürgermeiſters Peter Groning ein Gymnaſium gegründet und im September 1633 eröffnet. Allein ſchon am 7. Oktober 1635, da Kaiſerliche die Stadt belagerten, ward dieſelbe ein Raub der Flammen, nur 19 Häuſer und die Johanniskirche blieben übrig. Auch das Gymnaſialgebäude brannte ab und die Lehrer zerſtreuten ſich. Längere Zeit war gar nicht Schule gehalten. Zwei Lehrer ſammelten allmählich wieder Schüler, der eine, Conrector Bindemann, ward 1646 zum Rector erwählt, 11 Jahre lang war kein Rector.[4]

Das Gymnaſium zu Goldberg, einſt weit und breit durch Trotzendorf berühmt, gieng 1621 ganz ein, ebenſo das Beuthener im Jahre 1629; das zu Oels gerieth in tiefen Verfall. Im Jahre 1639 lag ein kaiſerliches Regiment in Oels, 1640 ward die Stadt vergebens von den Schweden belagert, 1642 von den Schweden erobert und geplündert, dann von den Kaiſerlichen wieder genommen. Damals ſchrieb der Gymnaſialrector Viebing: Wahrhaftig unter ſo vielen und ſo großen Qualen in Oels zu leben heißt bürgerlich umkommen, vor der Zeit ſterben, und täglich einen Vorſchmack der Höllenſtrafen haben.[5]

1) Geſchichte der latein. Schulen und des Gymnaſiums zu Schweinfurt von Profeſſor Wainich. Programm von 1831. S. 4 ff.

2) Der Schenkungsbrief war ausgeſtellt Frankfurt am Main den 2. März 1632.

3) Octavio Piccolomini beſchoß Schweinfurt nach der Schlacht von Nördlingen mit glühenden Kugeln und nahm es ein; 1647 eroberte es der ſchwediſche General Wrangel. Die kaiſerlichen Truppen allein hatten der Stadt einen Koſtenaufwand von 283,610 Gulden verurſacht. Ib. 5.

4) Geſchichte des Gymnaſiums zu Stargard, vom Director und Schulrath Falbe. 1831. S. 6.ff

5) *Oelsniſches* Gymnaſialprogramm des Dir. Dr. Lange. 1841. S. 18 ff.

Im Jahre 1648, dem Friedensjahre, ſtiftete Herzog Georg Rudolph eine fürſtliche Schule bei der Johanniskirche in Liegnitz. Er beſtimmte die Einkünfte des eingegangenen Goldberger Gymnaſiums, wie er in einer Fundationsurkunde vom 28. April 1646 ſagt: „zur Wiederaufrichtung, Erfriſchung und Verbeßerung alles deſſen, was von den Vorfahren für Kirchen und Schulen Löbliches geſtiftet, durch den dreißigjährigen Krieg aber zu erhalten keine Möglichkeit geweſen.“[1]

Dieß wird hinreichen, um zu zeigen, wie zerſtörend die entſetzliche Verwüſtung in jenen dreißig Kriegsjahren auf die Schulen unſeres armen Vaterlandes wirkte.

Als aber der Krieg zu Ende gieng, da folgte der Zerſtörung eine Zeit der „Wiederaufrichtung und Erfriſchung.“ Wir werden ſie näher betrachten, nachdem wir vorher das Leben und Wirken des Comenius kennen gelernt, welcher den ganzen dreißigjährigen Krieg durchlebte und durchlitt.

4. Comenius.

Johann Amos Comenius iſt zu Niwnitz im ſüdöſtlichen Mähren[2] im Jahre 1592 geboren. Er verlor ſehr früh ſeine Eltern, welche ſich zu den böhmiſchen Brüdern bekannten; Vormünder vernachläſſigten ihn ſo ſehr, daß er im ſechszehnten Jahre erſt das Latein anfieng. Er ſagt: dieſe Vernachläſſigung im Unterricht, worunter er ſehr gelitten, habe ihm ſchon früh Mitleid gegen andere eingeflößt.[3] Später ſtudierte er an verſchiedenen Orten. Er gieng 1612 nach Herborn im Herzogthum Naſſau, wo Alſted ſein Lehrer war. Dieſer, ein reformierter Theolog,[4] welcher der dordrechter Synode beigewohnt, ſchrieb eine Menge theologiſcher, philoſophiſcher und pädagogiſcher Bücher, war Chiliaſt und dürfte nach den verſchiedenſten Richtungen hin auf Comenius Einfluß gehabt haben.[5] Von Herborn gieng er nach Heidelberg. Von da kehrte er 1614 über Amſterdam in ſein Vaterland zurück, wurde Rector der Schule zu Prerau,

1) Liegnitzer Gymnaſialprogramm des Prorector M. Köhler. 1837. S. 14.

2) „Den Namen Kamenſky (Comenius) muß er ſchon von ſeinem Vater ererbt haben, deſſen Vorfahren von Komna herſtammen mochten; im XVII. Jahrhundert war es bei uns nicht mehr gebräuchlich, ſich mit Hinweglaſſung des Familiennamens nach ſeinem Geburtsort zu nennen.“ So Palacky Muſ. 259. Niwnitz liegt unter 49° Br. in S. von Ungriſch Brod. — Die Literatur zur folgenden Darſtellung ſiehe Beilage II. A.

3) Opp. did. 1, 442.

4) Geboren 1588, geſtorben 1638 als Profeſſor der Theologie und Philoſophie zu Weißenburg in Siebenbürgen.

5) So ſagt Comenius: er habe ſich bei Aufſtellung der Schulklaſſen nach Alſted gerichtet. Opp. did. 3, 20.

1616 Priester, dann 1618 Prediger zu Fulneck,[1] wo seit 1480 der Hauptsitz der böhmischen Brüder und der zu ihnen geflüchteten Waldenser war. Hier versah er zugleich die Schule, arbeitete an Schulbüchern, verlor aber seine Manuscripte, als die Spanier 1621 Fulneck eroberten. Um die gleiche Zeit verlor er Frau und Kinder.[2]

Im Jahre 1624 erhielten alle evangelischen Prediger in den österreichischen Staaten den Befehl, das Land zu räumen, wodurch Comenius sein Amt verlor. Zunächst blieb er noch im böhmischen Gebirge beim Baron Sadowski von Slaupna, dessen Kinder ein gewisser Stadianus[3] unterrichtete, für welchen Comenius 1627 eine kurze Methodologie schrieb. Als später der Befehl kam: wer sich nicht zum Katholicismus bekenne, solle das Land verlassen, da wanderten 1628 im härtesten Winter allein aus Böhmen 30,000 Familien aus, darunter 500 edle Geschlechter.[4] Nun zog auch Comenius mit seiner vertriebenen Heerde nach Polen. Auf dem Grenzgebirge sahe er sich noch einmal um nach Mähren und Böhmen, fiel mit seinen Brüdern auf die Kniee und betete zu Gott unter vielen Thränen, daß Er doch mit seinem Worte nicht gar aus Böhmen und Mähren weichen, sondern sich noch einen Samen behalten wolle. —

In jenen Trauerjahren schrieb Comenius mehrere Trostschriften für die unglücklichen Vertriebenen und für sich selbst, unter andern „das Weltlabyrinth“ [5], ein Werk, sagt Gindely, das selbst einem Heiligen Ehre machen würde.

Comenius erzählt, daß er den Anfang seiner didaktischen Studien in das Jahr 1627 setze,[6] da er die erwähnte Methodologie schrieb, doch könne er wohl weiter zurückgehen, nämlich auf das Jahr 1614, in welchem die Berichte der gießener und jenaischen Professoren über Ratichs Methode erschienen.[7] Durch diese Berichte veranlaßt, habe er als Rector in Prerau jene mildere Methode latein zu lehren versucht und zu dem Zweck eine kleine, 1616 in Prag herausgekommene Grammatik geschrieben. In jenem Unglücksjahre 1627 habe er darauf ge-

1) Opp. did. 1, 3. Prerau liegt südöstlich von Olmütz, Fulneck ungefähr in der Mitte zwischen Teschen und Olmütz.

2) Mus. 261.

3) Stadianus war Geistlicher der böhmischen Brüder. Auf dem Wege zu Sadowski sah Comenius in Horzelitz (?) den Lohgerber Kotter, welcher ihm nachmals eingetroffenes prophezeit haben soll.

4) Raumer, Geschichte Europas 3, 451.

5) Gindely 486. 518. Nach Palacky (Mus. 262) gehören diese Trostschriften zu Comenius besten Schriften in böhmischer Sprache. „Sein böhmischer Styl, sagt Palacky, ist an Eleganz der Diction ein noch heutzutage unerreichtes Muster, und die Herzlichkeit seines Vortrags theilt sich jedem seiner Leser wohlthätig mit.“ Mus. 342.

6) Opp. did. 1, 3.

7) Außer diesen nennt Comenius (Opp. did. 4, 442) den Campanella, Baco, Rhenius und Joh. Valentin Andreä ꝛc., deren Methoden er studiert habe. An Ratich selbst wandte er sich im Jahre 1629 vergebens zu wiederholtenmalen brieflich, um von ihm Auskunft über dessen *Methode* zu erhalten. Opp. 2, 282 (s. Ratich).

dacht, daß durch Stiftung von Schulen, in denen nach guten Lehrbüchern und klarer Methode unterrichtet würde, dem Volke, bei Rückkehr beſſerer Zeit, geholfen werden müſſe. So wandte in den Jahren franzöſiſcher Knechtſchaft Fichte ſeine Augen auf Peſtalozzi und hoffte, daß in Iferten eine neue Generation für eine einſtige freie Zeit Deutſchlands aufwachſen ſolle. —

Comenius [1] wanderte aus Böhmen nach Liſſa, lehrte dort latein und gab im Jahre 1631[2] ſeine Janua linguarum reserata heraus, eine neue Weiſe Sprachen, insbeſondere latein zu lehren. Dieß Buch begründete ſeinen Ruhm. Er ſelbſt ſagt von demſelben in der Dedication ſeiner didaktiſchen Werke: „was ich mir nicht einbilden konnte, geſchahe, daß nämlich dieß kindiſche Werklein (puerile istud opusculum) von der gelehrten Welt mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Dieß bezeugen viele Männer verſchiedener Nationen, welche mir zu meiner neuen Erfindung herzlich Glück wünſchten, ebenſo die Ueberſetzungen in fremde Sprachen. Denn es wurde das Buch nicht bloß in 12 europäiſche Sprachen überſetzt — ich ſah dieſe Ueberſetzungen ſelbſt — nämlich in die lateiniſche, griechiſche, böhmiſche, polniſche, deutſche, ſchwediſche, holländiſche, engliſche, franzöſiſche, ſpaniſche, italieniſche, ungariſche — ſondern auch in aſiatiſche Sprachen überſetzte man es, in die arabiſche, türkiſche, perſiſche, ja in die mogoliſche, welche ganz Oſtindien verſteht.“[3] —

In Liſſa arbeitete er auch um das Jahr 1628 ſeine Didactica magna seu Omnes omnia docendi artificium, und zwar zuerſt böhmiſch aus. — Der große Ruf, welchen ihm ſeine Janua erwarb, veranlaßte die ſchwediſchen Reichsſtände, ihm 1638 den Antrag zu machen, ihre Schulen zu reformieren. Er nahm den Antrag nicht an, ward aber durch denſelben bewogen, ſeine, zuerſt deutſch geſchriebene, Didactica ins Latein zu überſetzen. Freunde in England, denen er einen Auszug derſelben mittheilte, ließen dieſen drucken. Als er von England aus eine ähnliche Aufforderung: das Schulweſen zu reformieren, erhielt, gieng er 1641 nach London.[4] Die Angelegenheit ward im Parlament verhandelt. Aber die iriſchen Unruhen und der ausbrechende bürgerliche Krieg vereitelten ſeine Plane, ſo daß er England verließ, und, von Ludwig de Geer in Norköping, einem außerordentlich reichen niederländiſchen Kaufmann eingeladen, 1642 nach Schweden

1) Comenius ward in Liſſa 1632 an die Stelle ſeines Schwiegervaters Cyrillus zum Aufſeher über die zerſtreuten Brüdergemeinden gewählt. Gindely 487.

2) „Janua . . . primumque anno 1631 edita.“ Opp. did. 1, 250.

3) . . . Mogolicam toti orientali Indiae familiarem. Bayle nennt die Verfaſſer mehrerer dieſer Ueberſetzungen. Der Orientaliſt Jac. Golius in Leyden ſchickte die Janua ſeinem Bruder P. Golius in Aleppo, welcher dieſelbe ins Arabiſche überſetzte. Sie gefiel den Muhamedanern ſo ſehr, daß ſie dieſelbe ins Türkiſche, Perſiſche und Mongoliſche (?) überſetzen wollten. Jac. Golius erzählte dieß im Jahre 1642 an Comenius und fügte hinzu: Vides Comeni quam feliciter tibi Janua tua ad gentes aperiat Januam. Opp. did. 2, 268.

4) Opp. did. 2, Einleitung. Congregatum interim Parlamentum, praesentiaque nostra cognita, jussit nos expectare.

reiſte. Ludwig de Geer[1] lebte ſeit zwanzig Jahren in Schweden. Von ſeinen unermeßlichen Reichthümern machte er den menſchenfreundlichſten Gebrauch und half wo er nur helfen konnte, ſo daß Comenius ihn „den Großalmoſenier von Europa“ nannte. Er unterſtützte aufs Reichlichſte den Comenius und die böhmiſchen Vertriebenen. Nach Ludwig de Geers Tode folgte ſein Sohn Lorenz de Geer dem Beiſpiele des Vaters, und blieb der treueſte Freund des Comenius bis zu deſſen Ende.

Comenius beſprach ſich in Stockholm mit dem Kanzler Oxenſtiern und Johannes Skytte,[2] Kanzler der Univerſität Upſala. Oxenſtiern, der nordiſche Adler, erzählt Comenius, habe ihn ſchärfer examiniert, als irgend ein Gelehrter.[3] Ich bemerkte, ſagte der große Kanzler, ſchon in meiner Jugend, daß die gewöhnliche Lehrweiſe etwas Gewaltſames ſei, konnte aber nicht entdecken, worin der Fehler liege. Als mich endlich mein König, glorreichen Andenkens, als Geſandten nach Deutſchland ſchickte, ſo beſprach ich mich hierüber mit mehreren Männern. Da ich erfuhr, daß Ratichius mit einer neuen Methode umgehe, ſo hatte ich keine Ruhe, bis ich den Mann ſelbſt geſehen, der mir aber, ſtatt eines Geſprächs, einen dicken Quartanten zu leſen gab. Ich überwand die mühſame Arbeit und nachdem ich das ganze Buch durchblättert, ſo erſahe ich daraus, daß er die Gebrechen der Schulen nicht übel aufdecke, allein die Heilmittel, welche er dagegen vorſchlug, ſchienen mir nicht hinreichend. Was Ihr aufſtellt, iſt feſter gegründet. Ich antwortete: ſo viel wie möglich hätte ich hierin gethan und ich müſſe nun zu etwas Anderem übergehen. Worauf Oxenſtiern ſagte: ich weiß, daß Ihr etwas Größeres vorhabt, denn ich habe Euren Prodromus[4] Pansophiae geleſen; davon wollen wir morgen ſprechen. — Am andern Tage, erzählt Comenius weiter, habe ſich Oxenſtiern nun über jenen Prodromus ſcharf ausgeſprochen, indem er die Frage vorausgeſchickt: ob er auch Widerſpruch ertragen könne? Da Comenius dies bejahte, ſo beſtritt er deſſen im Prodromus geäußerte große Hoffnungen mit tiefen politiſchen Gründen; auch berief er ſich darauf, daß die heilige Schrift gegen das Ende der Welt vielmehr böſe als ſchöne Zeiten zu verkündigen ſcheine. Doch empfahl er dem Comenius ſeine Arbeit auszuführen, zuvörderſt aber für das Bedürfnis der Schulen zu ſorgen, eine leichtere Weiſe, das Latein zu erlernen, auszuarbeiten, und eben dadurch dem Größern, was er

1) Muſ. 267. 268.

2) Johann Skytte, der Erzieher Guſtav Adolphs, welcher im Jahre 1645 ſtarb. Ihm verdankte die im Jahre 1632 geſtiftete Univerſität Dorpat ihre Entſtehung. Sein Sohn Benedikt Skytte unter Karl Guſtav verbannt, machte dem großen Kurfürſten von Brandenburg den Vorſchlag zu einer Univerſität, an welcher Lehrer nicht nur aller Confeſſionen ſondern aller Religionen: Juden und Muhamedaner ꝛc. angeſtellt werden ſollten. Jungius von Guhrauer. 264.

3) Ib. Vgl. oben: Wolfgang Ratich, wo ſchon eine Aeußerung Oxenſtierns aus dieſem Geſpräch mitgetheilt ward.

4) Der Prodromus erſchien in London. 1639.

beabsichtige, Bahn zu machen. — Der klare praktische Oxenstiern, scheint es, wollte den Comenius von grenzenlosem Streben in ein zwar beschränkteres, aber desto sicherer zum Ziele führendes Wirken einlenken. —

Die Schweden bestimmten nun den Comenius, in Elbing ein Werk über seine Methode auszuarbeiten. Hiermit waren aber dessen englische Freunde gar nicht zufrieden. Sie meinten: mit der Schriftstellerei für Knaben möchten andere sich befassen, ihm gezieme es das Größere, die Pansophie, auszuarbeiten. Quo moriture ruis? minoraque viribus audes? schrieben sie ihm. Er aber freute sich durch diese Mahnung wieder auf die königliche Straße zurückgerufen zu werden,[1] schickte den englischen Brief nach Schweden, in sicherer Hoffnung, man werde dort beipflichten. Allein das Gegentheil geschah; man trug ihm vielmehr schwedischer Seits auf, erst seine Didaktik zu vollenden. Das Vorzügliche müsse man freilich vorzüglich, was aber zuerst gethan sein wolle, müsse man zuerst thun. Auch schreite man nicht vom Größern zum Kleinern fort, sondern umgekehrt. —

So mußte denn Comenius, wohl oder übel, wieder an das Ausarbeiten der Schulbücher gehen. Nachdem er vier Jahre lang gearbeitet, kehrte er 1646 nach Schweden zurück. Drei Commissarien prüften das Werk und erklärten es des Drucks würdig, sobald Comenius die letzte Hand an dasselbe gelegt. Dies zu thun gieng er nach Elbing zurück und von da 1648 nach Lissa, wo er in demselben Jahre zum Bischof der böhmischen Brüder gewählt wurde und das aufgetragene Werk: die Novissima linguarum methodus herausgab.[2] Es war das Jahr, welches durch den westphälischen Frieden dem furchtbaren dreißigjährigen Krieg ein Ende setzte. Da wendet sich Comenius in jenem Werk so an die Fürsten: „Ihr habt Vieles zerstört, o ihr Mächtigen, erbauet nun wieder Vieles! Ahmt hierin dem nach, welcher euch an seiner Statt zu Verwaltern der menschlichen Angelegenheiten eingesetzt hat, Er zerstört, um zu bauen, reutet aus, um zu pflanzen.“ An Oxenstierna aber schrieb Comenius die bittersten Klagen, daß man den Frieden abgeschlossen, ohne den ausgewanderten Böhmen die Rückkehr in ihr Vaterland zu bewirken.[3]

Im Jahre 1650 reiste er auf des Fürsten Ragozki Einladung nach Ungarn und Siebenbürgen, blieb hier vier Jahre, während deren er die Schule zu Patak[4] organisierte. Unter andern schrieb Comenius hier sein zweites berühmtes Werk, den Orbis pictus. Er konnte es jedoch nicht in Ungarn beendigen, weil es ihm an einem geschickten Kupferstecher fehlte. Deshalb schickte er es an den

1) Gavisus ego hac regiam in viam revocatione. Ueber des Comenius Pansophie vgl. Beilage II. B.

2) Opp. did. 2. Die Vorrede ist in Elbing 1648 geschrieben.

3) Näheres bei Gindely S. 505 ff. und 537.

4) Patak, d. i. Fluß, auch Saros Patak, welchen Namen es nach Comenius (Opp. did. 3. 101) a lutositate accepit. Es liegt am Bodrog östlich von 39° L. nördlich von 48° Br.

Buchhändler Michael Endter in Nürnberg, aber nun hielt der Kupferstecher die Publikation bis in das dritte Jahr auf. Im Jahre 1657 spricht Comenius die Hoffnung aus:[1] das Werk werde auf der nächsten Messe erscheinen. Wie großen Beifall es gleich bei seinem ersten Erscheinen gefunden haben muß, ergibt sich schon daraus, daß bereits zwei Jahre später, 1659, eine zweite verbesserte Auflage bei Endter erschien.

Im Jahre 1654 kehrte Comenius nach Lissa zurück, wo er sich bis 1656 aufhielt, da die Stadt am 28. April von den Polen verbrannt wurde, wobei er sein Haus, seine Bibliothek und fast alle seine Manuscripte, die Arbeit vieler Jahre, verlor. Er flüchtete nach Schlesien, dann ins Brandenburgsche, weiter nach Hamburg und Amsterdam. Hier blieb er bis an sein Ende und wurde vorzüglich von reichen Kaufleuten unterstützt, deren Kinder er unterrichtete. In Amsterdam ließ er auch 1657 seine Opera didactica auf Kosten des Lorenz de Geer, Sohn des erwähnten Ludwig de Geer, drucken. Am 15. November 1671 entschlief er in seinem 80sten Jahre; in der Kirche von Naarden ward er begraben.[2] Comenius war der 20ste und letzte Bischof der böhmischen Brüdergemeinde, welche 214 Jahre bestand.[3] Nach Comenius Tode schlossen sich die zerstreuten Glieder derselben den Lutheranern und Reformierten an.

Ich habe, meiner Aufgabe getreu, vorzugsweise die pädagogische Wirksamkeit des Comenius berücksichtigt, während andere Schriftsteller[4] andere Richtungen des merkwürdigen Mannes hervorgehoben haben, besonders seine Anhänglichkeit an mehrere falsche Propheten jener Zeit, an Drabicius, Kotterus und die Po-

1) Opp. did. 3, 830.

2) Mus. 343. Nach Allem scheint Comenius dreimal verheirathet gewesen zu sein. Die erste Frau verlor er nebst ihren Kindern schon um das Jahr 1621 (Mus. 261). Die zweite war die Tochter des Cyrillus, welche 1648 oder 49 starb, einen Sohn Daniel und 4 Töchter gebahr. (Gindely 535.) Die dritte Frau überlebte ihn und zog als Witwe nach Berlin. Elisabeth, eine der 4 Töchter zweiter Ehe, heirathete den Daniel Jablonsky (Figulus). „Der Sproße dieser Ehe war . . . (der bekannte) Daniel Ernst Jablonsky." Gindely 536.

3) Die böhmisch-mährische Brüdergemeinde war nämlich 1457 gegründet. (Gindely in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Jahrgang 1854 S. 354.) Nach dem „Systema . . . ecclesiarum Slavonicarum opera Regensvolscii 1652" S. 322 wird Comenius als der 50ste Senior seu Superattendens aufgeführt. „Ex his Senioribus primi in ordine (quos vulgo illi Praesides vocant) post decessum aliorum, a prima Unitatis Fratrum origine, sibi certo ordine succedentes fuerunt isti 1. M. Sambergius A. 1467. . . . . 20. J. A. Comenius 1648. Dieser der letzte Praeses (oder Bischof) ward, wie wir sahen, 1632 Senior (oder Superattendens). Rechnet man das Bestehen der Gemeinde von der Wahl des ersten bis zum Tode des letzten Praeses, so ergeben sich 204 Jahre.

4) Palacky vertheidigte im böhmischen Mus. den ehrwürdigen Comenius gegen die empörenden Angriffe von Bayle, Adelung und andern. Ueber den falschen Propheten Drabicius, welcher zuletzt in Preßburg hingerichtet wurde, s. Gindely 509 bis 530. Die Poniatovia lebte in Lissa in Comenius Hause und war vermuthlich magnetisch. Mus. 339. Auch mit der Bourignon stand Comenius in Verbindung. Eb. 341.

niatovia. Unter dem Titel: Lux in tenebris edierte Comenius 1657 ihre Weißagungen, welche vornehmlich gegen den Pabst und das Haus Oesterreich gerichtet waren. Die Türken, hieß es, würden siegreich einbrechen, Wien erobern, von da über Venedig gegen Rom, als gegen das neue Babel ziehen, und beide Städte zerstören. Später erwartete man: Ludwig XIV. werde, nach Untergang des Hauses Oesterreich, zum Heile der Welt Kaiser werden. Auf Carl Gustav von Schweden, Ragozki u. A. waren die Augen der Seher gerichtet; im Jahre 1672 hofften sie den Anfang des tausendjährigen Reichs zu erleben. Georg Müller sagt in Bezug auf des Comenius Buch Lux in tenebris sehr wahr: „Ist es ihm so sehr zu verargen, wenn er, dem Wahrheit und Religionsfreiheit so sehr am Herzen lagen und der sie allenthalben gewaltsam unterdrückt sah, jede bessere Aussicht begierig ergriff und in einer liebenswürdigen Schwärmerei der Hoffnung die Zeit der Erlösung näher sahe, als sie nach dem Rath der Vorsicht kommen sollte?" Aehnliche Hoffnungen, bemerkt Müller, hätten damals die besten Köpfe gehegt.

Ein Drittes, was den Comenius außer Pädagogik und Weißagungen sehr beschäftigte, waren vergebliche Bemühungen, die verschiedenen Confessionen zu einigen. Er wohnte im Jahre 1645 dem Colloquium in Thorn bei, welches die Vereinigung der Katholiken und Protestanten bezweckte. Doch zweifelte er im voraus — wie es sich später ergab, mit Recht — an einem befriedigenden Ausgang der Unterhandlungen. Sein sehnlicher Wunsch, daß doch alle Menschen in Liebe und Eintracht leben möchten, brachte ihn selbst auf Gedanken, wie die Türken zum Christenthume bekehrt werden könnten. Im Jahre 1667 gieng er ernstlich damit um, eine Uebersetzung der Bibel ins Türkische zu veranstalten und schrieb eine Vorrede an den Sultan, in welcher er ihm das Lesen der heiligen Schriften empfahl. [1]

Den trefflichen Mann lernen wir in seiner großen Frömmigkeit und herzlichen Liebe, wie nach den verschiedenen Richtungen seiner rastlosen Thätigkeit aus Confessionen kennen, welche er im 77sten Lebensjahre im Angesicht des Todes schrieb, aus welchen ich am Schluße meiner Darstellung einen Auszug geben werde. —

* *
*

Comenius hinterließ eine Menge pädagogischer Werke. [2] Die Opera didactica allein enthalten über tausend Folioseiten, sie sind die reichste Schatzkammer scharfsinniger und tiefer pädagogischer Gedanken. Möchte es mir gelingen, in der Kürze die Pädagogik des ausgezeichneten Mannes nach Anleitung seiner

1) Gindely 500. 533.
2) Das Verzeichniß derselben in der Beilage II.

Schriften einigermaßen treffend zu charakteriſieren, ſeine weſentlichſten, bleibenden Grundgedanken, Beſtrebungen und Leiſtungen herauszuheben, ungeirrt von ſeinen mehr zufälligen, flüchtigen Einfällen und Verſuchen. —

Das erſte bedeutende Werk, welches Comenius ſchrieb, war ſeine

1. Didactica magna.

Er gehörte nicht zu den Pädagogen, welche nur vereinzelte Anläufe nehmen, in dieſem und jenem Lehrgegenſtande, in dieſer und jener Lehrweiſe alles Heil ſuchen, vielmehr war er im beſten Sinne univerſell, und bei dieſer Univerſalität ſtrebte er dennoch nach möglichſt tiefer Begründung. Das bezeugt dieſe Didactica magna, das früheſte und tiefſinnigſte pädagogiſche Werk des Comenius. Er entwarf es ſchon 1628, im 36ſten Lebensjahre, in friſcher Manneskraft noch ungeknickt durch die Mühſeligkeiten, welche ihn ſpäter trafen, unverwirrt durch manche Irrwege, welche er in ſpätern Jahren verfolgte. Er hat pädagogiſche Erfahrung, doch beengen die vielen Rückſichten noch nicht den Sinn, und Misverhältniſſe, welche ihm ſpäter in den Weg treten. Noch ſegelt er mit vollen Segeln, ohne zu lavieren, und läßt ſeinen Gedanken freien Lauf, ohne überall zu fragen: ob ſie auch ausführbar. War doch auch ſo Vieles in ſeiner Zeit unausführbar, was ſpäterhin ſich ſehr wohl realiſieren ließ!

Der Menſch, ſagt Comenius in der Didactica, lebt ein dreifaches Leben, ein vegetatives, animales und intellectuales oder geiſtiges; er hat eine dreifache Heimath: den Mutterleib, die Erde, den Himmel. Durch die Geburt tritt er in die zweite Heimath, durch Tod und Auferſtehung in die dritte, ewige. Wie das Kind im Mutterleibe für das irdiſche Leben zubereitet wird, ſo bildet ſich die Seele durch Mithilfe des Leibes im irdiſchen Leben für die Ewigkeit. Glücklich iſt der, welcher wohlgebildete Glieder aus Mutterleibe auf die Welt bringt, tauſendmal glücklicher der, welcher im Tode eine wohl gebildete Seele davon trägt! —

Der Menſch iſt ein vernünftiges Geſchöpf, Herr der übrigen Geſchöpfe, Ebenbild Gottes; daher war ſein Sinn urſprünglich auf Wiſſen, Tugend und Frömmigkeit gerichtet. Wir dürfen uns nach dem Falle nicht für unfähig zu den dreien erklären, ohne ſchändlich undankbar gegen die Gnade Gottes in Chriſto zu ſein, durch welche wir wiedergeboren ſind.[1]

Als Ebenbilder des allwiſſenden Gottes ſtreben wir nach Wiſſen. Die Capacität unſres Geiſtes iſt unergründlich. —

Der Same des Wiſſens, der Tugend und der Religion, nicht dieſe ſelbſt ſind dem Menſchen urſprünglich gegeben, ſie müſſen erſt durch beten, lernen, üben erweckt hervortreten; durch Thun gelangt der Menſch erſt zum wahrhaften Sein.

1) Interiores nostrae vires ex lapsu primaevo infirmatae sunt, sed non extinctae. Did. 55. Vgl. Augustini Confess. 7, 12 und die 2te Anm. daſelbſt, in der Ausg. d. Verf.

Alle Menschen sind unterrichtsbedürftig. Der Unterricht muß früh beginnen. In der Jugend ist der Mensch zu bürgerlichen und andern Geschäften nach dem Rathe Gottes unfähig, damit er eben Muße zum Lernen habe.

Alle Kinder, reiche und arme, vornehme und geringe, Knaben und Mädchen müssen in Schulen unterrichtet, in allen muß Gottes Ebenbild wieder hergestellt,[1] jedes muß für seinen künftigen Beruf befähigt werden. Alle müssen Alles lernen, jeder Mensch ist ein Mikrokosmus. Nicht daß jeder jede Wissenschaft ergründen könnte, aber alle sollen so unterrichtet werden, daß sie auf die Gründe, Verhältnisse und Zwecke der wichtigeren Dinge, die da sind und werden, aufmerken lernen, alle, deren Bestimmung es ist, in dieser Welt nicht bloß Zuschauer, sondern Thäter zu sein.[2]

Wir haben keine Schulen, welche ihrer Bestimmung entsprechen. An vielen Orten fehlen sie ganz, an andern ist nur für die Kinder der Wohlhabenden gesorgt, die Unterrichtsweise ist abschreckend, langweilend, dunkel, das Sittliche wird vernachlässigt. Realien lehrt man nicht, auf Latein verwendet man 15 bis 20 Jahre und bringt es doch zu nichts. „Sind mir doch selbst," sagt Comenius, „meine schönsten Jugendjahre elendiglich in unnützem Schultreiben verkommen. Ach, wie oft hat mir, nachdem es mir gegönnt war, das Bessere zu erkennen, die Erinnerung an meine verlorene Jugend, Thränen ausgepreßt, wie oft habe ich im Schmerz ausgerufen:

O mihi praeteritos referat si Jupiter annos!

Aber der Schmerz ist vergeblich, vergangene Tage kehren nicht zurück. Nur Eins bleibt, nur Eins ist möglich, daß ich den Nachkommen rathe, was ich nur zu rathen vermag und nach Darlegung der Weise, wie unsere Lehrer uns in Irrthümer gestürzt, den Weg zeige, wie das Irren zu vermeiden ist. Das geschehe im Namen und unter Leitung dessen, der allein unsere Fehler zu zählen, unser Krummes grad zu machen weiß."

Der Unterricht wird in dem Maaße leicht von Statten gehen, als die Unterrichtsmethode der Natur folgt. Alles Natürliche geht von selbst.

Der Unterricht beginne in früher Jugend, da der Sinn noch frei ist und schreite stufenweise nach Maßgabe der wachsenden Fassungskraft fort. —

Die Schulen lehren irrig zuerst die Sprache und gehen dann zu den Dingen über; mit Künsten, welche sich auf die Rede beziehen (artibus sermocinatricibus), hält man die Knaben einige Jahre hin, dann erst gibt man ihnen Realien, als Mathematik, Physik ꝛc. Und doch ist die Sache Substanz, das Wort Accidenz, die Sache der Leib, das Wort ist Kleid. Sache und Wort sind daher zugleich beizubringen, vornehmlich aber die Sache als Object des Verstandes und der Rede. —

1) Vgl. Pädag. 3, 1, 250 ff. 256 die 2. Auflage; S. 436 ff. 543 die 3. Auflage.
2) Didact. 42—45.

Unrichtig mache man beim Sprachunterricht mit der Grammatik den Anfang, ſtatt mit einem Autor oder gehörig eingerichteten Wörterbuch, da doch Autoren und Wörterbuch die Materie der Sprache reichen, die Form erſt von der Grammatik hinzugefügt wird.

Beiſpiele müſſen auch den abſtracten Regeln, kurz überall muß die Materie der Form vorangehen.

Man treibe nicht vielerlei zu gleicher Zeit, ſondern eins nach dem andern. —

Man gebe den Schülern von vorne herein eine Art Encyklopädie des zu Lehrenden, welche im Verfolg weiter und weiter ausgebildet wird.

Jede Sprache, Wiſſenſchaft, Kunſt werde zuerſt nach ihren einfachſten Rudimenten gelehrt, dann vollſtändiger, nach Regeln und Beiſpielen, hierauf ſyſtematiſch mit Zuziehung der Anomalien. —

Man vertheile den Unterricht ſorgfältig in Klaſſen, ſo daß die untere Klaſſe der zunächſt folgenden obern vollſtändig vorarbeite; die obere dagegen das in der untern Erlernte befeſtige. Die Natur iſt in ſtetem Fortſchritt begriffen, doch ſo, daß ſie nicht etwa das Frühere aufgibt, indem ſie Neues beginnt, vielmehr das früher Begonnene fortſetzt, vermehrt und zur Vollkommenheit führt. Jede Klaſſe werde in beſtimmter Zeit abſolviert. —

Die Jugend darf anfangs nicht mit Controverſen behelligt werden; nie wird einer die Wahrheit ergründen, wenn ſein erſter Unterricht ſich in Discuſſionen bewegte.

Es iſt nicht gut, daß ein Knabe mehrere Lehrer habe, da ſchwerlich alle die gleiche Methode befolgen, was ihn verwirrt. Alle Diſciplinen ſind nach einer naturgemäßen, gleichförmigen Methode zu lehren, und nach gleichförmigen Lehrbüchern. —

Auch minder begabte werden durch die Lehrbücher in den Stand geſetzt, gut zu unterrichten, die Bücher treten für ſie ein.

Freundliche, liebevolle Eltern und Lehrer, heitere Schulſtuben, Spielplätze bei den Schulhäuſern, anregender, natürlicher Unterricht, alles muß zuſammenwirken, um das Lernen angenehm zu machen und den gewöhnlichen Widerwillen gegen die Schule zu vertreiben.

Die meiſten Lehrer ſäen Pflanzen ſtatt Pflanzenſamen; ſtatt von einfachen Principien auszugehen, führen ſie die Schüler alsbald in ein Chaos von Büchern und abgeleiteten Disciplinen ein. —

Die Grammatik einer fremden Sprache, z. B. der lateiniſchen, muß der Mutterſprache jedes Schülers angemeſſen ſein, da verſchiedene Mutterſprachen in verſchiedenem Verhältnis zum Latein ſtehen.

Beim Erlernen einer fremden Sprache ſchreite man vom Verſtehenlernen zum Schreiben, wobei man ſich Zeit nimmt, weiter zum Sprechen, da man *improviſieren muß*, fort.

Zuerſt lerne man das zunächſt Liegende kennen, ſpäter das weiter und immer weiter Entfernte.

Anfangs übe man die Sinne, dann das Gedächtnis, hierauf den Verſtand, zuletzt das Urtheil. Denn die Wiſſenſchaft beginnt mit der ſinnlichen Wahrnehmung, welche durch die Einbildungskraft dem Gedächtnis zugeführt wird, durch Induction einzelner Wahrnehmungen bildet dann der Verſtand allgemeine Wahrheiten (Begriffe); endlich entſpringt das gewiſſe Wiſſen aus dem Urtheil über hinlänglich Verſtandenes. —

Der Schüler lerne nichts auswendig, was er nicht begriffen hat. —

Er lerne nichts, was nicht für dieſes und jenes Leben nütze iſt;[1] nicht bloß um Kenntniſſe, auch um Tugend und Frömmigkeit handelt es ſich. —

Alle Studien müſſen möglichſt Ein Ganzes bilden, aus Einer Wurzel entſprungen ſein. Ueberall werde der Cauſalnexus angegeben.[2]

Man lehre nicht bloß verſtehen, ſondern zugleich das Verſtandene ausſprechen und behandeln.[3] Soviel einer verſteht, ſoviel gewöhne er ſich auszuſprechen und umgekehrt lerne er verſtehen, was er ſagt. Rede und Sachkenntnis müſſen gleichen Schritt halten.

Damit Ein Lehrer im Stande ſei, eine große Menge zu unterrichten, theile er die Klaſſe in Decurien und ſetze über dieſe Decurionen, welche ihm helfen.

Leſen und ſchreiben werde zugleich gelernt.

Nicht Schatten der Dinge, ſondern Dinge ſelbſt, welche auf die Sinne und die Einbildungskraft Eindruck machen, ſind der Jugend nahe zu legen. Mit realer Anſchauung, nicht mit verbaler Beſchreibung der Dinge muß der Unterricht beginnen. Aus ſolcher Anſchauung entwickelt ſich ein gewiſſes Wiſſen.

Das ſinnlich Aufgefaßte haftet am feſteſten im Gedächtnis, mehr als hundertmal wiederholte Beſchreibung und Erzählung. Daher ſind auch Bilder, z. B. bibliſche, ſehr zu empfehlen.

Zuerſt iſt ein Gegenſtand in ſeiner Totalität ins Auge zu faſſen, dann erſt ſeine Theile — dieß gilt für das leibliche, wie für das geiſtige Auge.

Alle Theile, ohne Ausnahme, ſind zu betrachten und ihr gegenſeitiges Verhältnis.

Die Unterſchiede der Dinge ſind gehörig beizubringen. Qui bene distinguit bene docet. —

Jede Kunſt wird durch Ueben erlernt, Schreibkunſt durch Schreiben, Singkunſt durch Singen ꝛc. Der Meiſter muß es dem Lehrling vormachen zur Nach-

1) Ea siquidem discenda sunt in terris, monente Hieronymo, quorum scientia perseveret in coelos. 88.

2) Omnia doceantur per causas. 95. Scire est rem per causas tenere. 118.

3) Quae quis intelligere docetur, doceatur simul Eloqui et Operari, seu transferre ad usum. 96. Erinnert an Baco.

ahmung, ohne mühſelige theoretiſche Anweiſung. Iſt doch der Menſch ein animal μιμητικὸν!

Beim Ueben muß man von den erſten Elementen beginnen und allmählich zum Schwereren und Zuſammengeſetzteren fortſchreiten. So von Buchſtaben zu Sylben, Worten ꝛc.

Die Nachahmung muß ſich anfangs ſtreng an das nachzuahmende Muſter halten, erſt allmählich gelangt der Lehrling zur Freiheit und Selbſtändigkeit. So copiert er anfangs die Vorſchrift des Schreibmeiſters peinlich genau, erſt nach vieler Uebung lernt er eine individuelle Hand ſchreiben.

Sprachen. Zuerſt lehre man die Mutterſprache, zunächſt die Sprache eines benachbarten Volkes, dann erſt latein, griechiſch, hebräiſch, immer eine Sprache nach der andern. Man fange ja nicht mehrere zugleich an, das verwirrt. Iſt einer in mehreren Sprachen feſt, dann erſt mag er ſie lexikaliſch und grammatiſch vergleichen.

Jede Sprache wird beſſer durch den usus, durch hören, wiederholtes leſen, abſchreiben ꝛc., als durch Regeln gelernt; dieſe aber kommen dem usus zu Hilfe und geben ihm Sicherheit. Die Sprachregeln müſſen ſchlicht grammatiſch, nicht ſubtil philoſophiſch ſein.

Bei Erlernung einer neuen Sprache iſt der Lehrling nur auf die Abweichungen dieſer Sprache von der Grammatik der ihm ſchon bekannten Sprachen aufmerkſam zu machen, ohne jedesmalige Wiederholung des Gemeinſamen.

Nur die Mutterſprache und das Latein ſind bis zur möglichſten Vollkommenheit zu erlernen. —

Comenius gibt auch ernſte Lehren, wie die Knaben zur rechten Klugheit, Mäßigkeit, Männlichkeit, Gerechtigkeit geführt werden ſollen, durch Ueben, Lehren und das Beiſpiel der Erwachſenen. Dem Unkraut ſäenden Satan und der verderbten Natur müſſe die Zucht ermahnend und ſtrafend[1] Widerſtand leiſten. — Die Kinder, ſagt er, ſind anzuweiſen, Gott zu ſuchen, ihm gehorſam zu ſein und ihn über Alles zu lieben;[2] und zwar von früh auf. Sie ſind dazu nicht ſo ungelehrig, als manche meinen; mögen ſie anfangs immerhin nicht verſtehen, was ſie thun, das Verſtändnis findet ſich ſpäterhin.[3] Hat Gott doch befohlen, ihm alle Erſtlinge zu opfern, warum nicht auch die Erſtlinge der Gedanken, des Lallens, unſerer Bewegungen und Handlungen?

Früh lehre man die Kinder, daß nicht das zeitliche, ſondern das ewige Leben Zweck unſres Daſeins, das zeitliche Vorbereitung auf das ewige ſei, damit ſie über irdiſches Abmühen nie das Eine, was Noth, aus den Augen verlieren.

1) Verbis et verberibus. 137.

2) Perfrui conscientiae voluptate. Fruimur Deo in amore et favore ejus ita acquiescendo ut nihil nobis in Coelo et Terra optabilius sit Deo ipso.

3) Comenius ſtimmt hierin mit M. Neander, H. Wolf, Gesner, F. A. Wolf (S. dieſe weiter unten) auch mit dem von mir (Pädagog. 3, 2. Aufl. 1, 34. 35 3 Aufl. S. 48. 49) Gefogten überein.

Darum müſſen ſie von frühſter Jugend auf zu dem angehalten werden, was zu Gott führt, zum Leſen der heiligen Schrift, zum Beiwohnen des Gottesdienſtes und zum Gutes thun. Durch die Schrift ſollen ſie glauben, lieben, hoffen lernen. „O möchte ſich Gott unſerer erbarmen," ruft Comenius aus,[1] „daß wir eine Weiſe fänden, welche uns kräftig lehrte alles, womit ſich unſer Geiſt außer Gott beſchäftigt, auf Gott, alles irdiſche Abmühen, worin die Welt verwickelt und verſenkt iſt, auf Fleiß fürs himmliſche Leben überzutragen!"

Innerlich und äußerlich muß die Jugend für die Religion gebildet werden; bloß äußerliche Bildung macht Heuchler, die nur um zu ſcheinen Gott verehren; bloß innerliche ſchafft Fanatiker, welche in eigene Träumereien verliebt, den Predigerſtand verachten und die Ordnung der Kirche zerſtören.[2]

2. Janua reserata.

Die Vorrede handelt von dem Zweck und der Einrichtung des Buchs.

Die That bezeuge es, ſagt Comenius, daß man bisher auf Schulen nicht die rechte Art Sprachen zu lehren gekannt; zehen und mehr Jahre habe man ohne ſonderlichen Erfolg auf dieſelben verwendet. Mit weitläuftigen, verwirrten grammatikaliſchen Regeln habe man die Jugend zuerſt etliche Jahre aufgehalten, zugleich[3] „mit Wörtern der Dinge ohne die Dinge ausgeſtopfet." „Denn," fährt Comenius fort, „weiln die Worte Bedeutungen der Dinge ſind, was ſollen ſie doch, ſo die Ding nicht erkannt werden, wol bedeuten? Es mag gleich ein Knabe tauſendmal tauſend Wörter herzuſagen wiſſen, ſo er ſie den Dingen nicht weiß zuzueignen, was wird wol dieſe Menge für Nutz haben?"[4]

Man meine dem Uebel durch die in Schulen eingeführten Klaſſiker abzuhelfen, da aus ihnen zugleich reines Latein und Erkenntnis der Dinge geſchöpft werden könne. „Dieſes Fürnehmen aber, wie ſcheinbar es ſei, alſo ſei es höchſt ſchädlich." Die Knaben könnten ſich erſtlich die Klaſſiker nicht anſchaffen, ſeien ihnen auch zweitens nicht gewachſen. Und wenn „einer alle Klaſſiker durchwanderte, werde er doch befinden, daß er ſeinen Zweck, nämlich genugſame Wiſſenſchaft der Sprache, nicht erreiche, weil dieſelben nicht von allen Dingen gehandelt und ſo ſie gleich von allen zu ihrer Zeit gebräuchlichen Dingen gehandelt hätten, hätten ſie doch von denjenigen, ſo zu unſerer Zeit in Schwang gehen, weder handeln, noch etwas wiſſen können; daß man alſo nothwendig ander mehr, ſowohl alte als neue Scribenten, ſo von Kräutern, Metallen, Feldbau,

1) Didact. 144.

2) Den Schulplan, welchen Comenius in der Didactica magna gibt, werde ich weiter unten mittheilen, ebenſo Stellen über den Realismus.

3) Ich citiere abwechſelnd den lateiniſchen und deutſchen Text der Janua.

4) Est enim nocentissimarum fraudum non postrema, quae humano generi, imo et Doctorum vulgo, multum illudit, in linguarum scientia locare sapientiam. So ſagt Comenius in einer ſeiner ſpäteſtrn Schriften. Ventilabrum Opp. did. 4, 50.

Kriegsweſen und Baukunſt geſchrieben, dazu thun und wieder überleſen müßte, da denn in Wahrheit mit Ueberhäufung der Bücher kein Ende ſein würde." Wie viel Zeit würde aber erfordert, wenn einer auf ſolche Weiſe die Sprachen erlernen wollte!

Darum ſei es wünſchenswerth geweſen, „daß ein kurzer Begriff der ganzen Sprache alſo verfertigt werden möchte, daß alle und jede derſelbigen Wörter und Arten zu reden (phrases) in eine Verfaſſung (corpus) zuſammengebracht, in kurzer Zeit und mit geringer Mühe begriffen, einen leichten, anmuthigen, ſichern Durchgang zu denen Skribenten, welche von den Sachen ſelbſt handeln, geben möchten." So wie es leichter geweſen wäre, in Noahs Arche einen Ueberblick der Thiere zu bekommen, als wenn man ſie in allen Welttheilen aufſuchen müſſe, ſo würde es auch leichter ſein, aus einem ſo eingerichteten Compendium alle Wörter kennen zu lernen, als dieſelben aus unzähligen Schriften zuſammenzuſuchen. Solch Compendium habe vor einigen Jahren ein Jeſuit liefern wollen, indem er eine Janua linguarum latein und ſpaniſch herausgegeben, welche in 1200 Sprüchen die gebräuchlichſten lateiniſchen Wörter enthalten, ſo daß (Partikeln ausgenommen) kein Wort mehr als einmal vorgekommen ſei. Daſſelbe Buch ſei 1615 mit einer engliſchen, ſpäter mit einer deutſchen und franzöſiſchen Ueberſetzung vermehrt, zuletzt, 1629, in acht Sprachen erſchienen.[1]

Doch leiſte das Buch nicht, was es verſpreche. Erſtlich mangelten viele Wörter, welche der tägliche Gebrauch fordere, dagegen enthalte es ungebräuchliche. Zweitens: Wörter von mehrfacher Bedeutung kämen nur einmal, alſo nur in einer dieſer Bedeutungen vor. Wäre dieſe eine Bedeutung „die erſte, ſchlichte (simplex) und eigentliche, ſo könnte ein ſinnreicher Kopf die andere leichtlicher errathen." Dem ſei aber nicht ſo, die meiſten Wörter würden in veränderter, metaphoriſcher, metonymiſcher ꝛc. Bedeutung aufgeführt. Endlich ſo enthalte das Buch viele Sätze, die keinen Verſtand hätten, andere, welche eben nicht erbaulich ſeien. Darum habe er es verſucht, dieſen Fehlern abzuhelfen, aus „Begierde, der Jugend Nutz und Frommen zu befördern." Er habe aber Folgendes leiſten wollen.

„1. Weil ich dieſes," ſagt er, „für ein unbewegliches Geſetz der Lehrkunſt halte, daß der Verſtand und die Sprache jederzeit ſchnurſtracks bei einander

1) Das Nähere über dieſe Janua findet man Opp. did. 2, 81. 270. Ihr Titel iſt: Janua linguarum sive modus ad integritatem linguarum compendio cognoscendam maxime accommodatus: ubi Sententiarum centuriis aliquot omnia usitatiora et necessaria vocabula semel comprehensa sunt, ita ut postea non recurrant. Der Verfaſſer war der Irländer W. Bateus, welcher als Theatiner in Salamanca lebte. Iſaak Habrecht, ein Straßburger Arzt, ließ dieſe Janua in Deutſchland neu drucken; Caſpar Scioppius gab ſie 1627 latein-italiäniſch unterm Titel: Mercurius bilinguis heraus, und 1636 in Baſel als: Mercurius quadrilinguis (latein, deutſch, griechiſch, hebräiſch). Bateus wollte durch ſein Buch vorzüglich die Ausbreitung des Chriſtenthums befördern, die Heiden ſollten mit Hilfe desſelben leicht latein lernen.

lauffen,[1] und daß einer so viel gewohne auszusprechen, als er mit dem Verstand begriffen habe (denn wer da verstehet, das er nicht ausdrücklich andeuten kann, was ist zwischen ihm und einem stummen geschnitzten Bilde für ein Unterschied: ohne Verstand aber reden ist Papageiisch,)[2] so habe ich nöthig zu thun erachtet, daß alles in der ganzen Welt in gewisse Stellen, daß es die Knaben begreifen könnten, ordentlich gefasset, und also dasjenige, welches mit der Rede soll ausgesprochen werden, nämlich die Dinge selbst, erstlich eingebildet würde." So seien „hundert gemeine Titul der Dinge entsprossen."

Dann habe er „ungefähr 8000 Wörter in 1000 vollkommene Sprüche gebracht, welche er erstlich kürzer und eintheilig, darnach etwas länger und mehrtheilig gemacht habe."

Ferner habe er sich bemühet, „daß zum ersten Begriff der Knaben alle Wörter in ihrer eigentlichen und natürlichen Bedeutung möchten vorhanden sein, wenige ausgenommen." — Wörter von mehrfacher Bedeutung habe er nach ihrer unterschiedlichen Bedeutung wiederholt aufgeführt. Synonyme oder auch Wörter von entgegengesetzter Bedeutung habe er einander gegenüber gesetzt „und also geordnet, daß eines des andern rechten Verstand gleichsam aufschleußt."

Zugleich habe er die Sätze so eingerichtet, daß sie in grammatischer Hinsicht lehrreich seien. —

Auf diese Vorrede folgen nun die 100 Abschnitte, welche in 1000 Sätzen de omni scibili handeln. Zuerst ein Eingang, in welchem der Leser begrüßt und ihm gesagt wird: Gelehrsamkeit bestehe darin, daß man die Unterschiede und Namen der Dinge wisse, dieselbe zu erlangen sei nicht so gar schwer. In dem kurzen Büchlein solle dem Leser „in einem kurzen Begriff die ganze Welt und die lateinische Sprache" gezeigt werden. Der Leser möge die wenigen Blätter auswendig lernen, so werde er finden, „daß ihm zu allen freien Künsten die Augen eröffnet würden." Nun folgt der zweite Abschnitt, welcher vom Ursprung der Welt, und so fort bis zum 99sten, welcher vom Ende der Welt handelt, der hundertste aber enthält eine Abschiedsermahnung an den Leser.

3. Realismus des Comenius.

So ungefähr ist das kleine Buch beschaffen, welches in 12 europäische und mehrere asiatische Sprachen übersetzt wurde. Von einer spätern Umarbeitung und Erweiterung desselben werde ich im Verfolg sprechen. Frägt man: woher der so große Beifall kam, so war es wohl aus Freude am Ueberblick über die

1) Ut intellectus et lingua parallelae decurrant semper.

2) Nam qui intelligit, quod exprimere nequit, a muta statua quid differt? dare autem sine mente sonos, psittacorum est, necessario faciendum putavi, ut rerum ipsa universitas per classes certas ad pueritiae captum digereretur, eoque modo id, quod sermone exprimendum est (res ipsae) imaginativae parti primum imprimeretur.

3) Oculatum te ad omnia humanitatis studia re ipsa comperies.

ganze Welt, der Jungen und Alten gegeben wurde, in einer Zeit, die noch keine großen wissenschaftlichen Anforderungen stellte. Mancher erholte sich vielleicht auch bei Durchmusterung der Dinge, welche das Buch in bunter Mannigfaltigkeit der Einbildungskraft vorüber führte, von den altherkömmlichen grammatischen, dialektischen und rhetorischen Anstrengungen und spiritualistischen Ueberspannungen. Besonders aber imponierte das in diesem Schulbuche auftretende Grundprincip: daß das Erlernen der Sprache, insbesondere des Latein, mit dem Kennenlernen der, durch die Sprache bezeichneten, Dinge Hand in Hand gehen müsse. Durch dieß Princip unterscheidet Comenius sich wesentlich von früheren Pädagogen, und auf mannigfaltige Weise sucht er es zu verwirklichen.

Aus seiner 1633 erschienenen[1] Physik ersehen wir, wie er auf den pädagogischen Realismus gefallen. Den ersten Anstoß erhielt er, wie er selbst erzählt, durch den bekannten spanischen Pädagogen Ludwig Vives. Dieser erklärt sich gegen Aristoteles, verlangt statt des heidnischen ein christliches Philosophieren. Disputieren führe zu nichts, sagt Vives, sondern eine schweigende Betrachtung der Natur.[2] Besser die Schüler fragen und suchen, als daß sie mit einander streiten. — Doch, bemerkt Comenius hierzu, Vives verstand sich besser darauf, wo es fehle, als darauf, wie es sein müsse.

Die zweite Anregung bekam Comenius durch Thomas Campanella,[3] aber auch dieser genügte ihm nicht. „Da mir aber, sagt er, Bacos Instauratio magna in die Hände fiel, ein bewundernswürdiges Werk, welches ich als das leuchtendste Werk des anbrechenden neuen Jahrhunderts der Philosophie betrachte, da sahe ich ein, daß auch dem Campanella Demonstrationen von solcher Gründlichkeit fehlen, wie die Wahrheit der Dinge fordert.[4] Doch ängstete es mich wiederum, daß der herrliche Verulam zwar den wahren Schlüssel der Natur mittheilt, aber ihre Geheimnisse nicht aufschließt, nur an wenigen Beispielen zeigt, wie sie aufzuschließen seien, das Uebrige den künftigen, Jahrhunderte hindurch fortgesetzten,

1) Die Vorrede ist in Lissa 1632 geschrieben, aus welcher das Nächstfolgende entnommen ist.

2) Nihil hic opus disputationibus, sed contemplatione Naturae tacita.

3) Campanella, geb. 1568 zu Stilo in Calabrien, gest. 1639 zu Paris, Dominicaner. Eines Staatsverbrechens gegen die spanische Regierung beschuldigt, kam er 1599 ins Gefängnis, aus welchem er erst 1626 auf Fürbitte Urbans VIII. entlassen wurde. Besonders wirkten Campanellas Prodromus philosophiae restaurandae, die Realis Philosophia epilogistica und die Libri de rerum sensu auf Comenius.

4) Es sei mir erlaubt, daß ich Einiges, was ich schon anführte, um Bacos Einfluß auf die Pädagogik nachzuweisen, hier wiederhole, um den Comenius vollständig zu charakterisieren. — Hierher auch: Opp. did. 1, 426, wo er sagt: Non est nihil, quod Verulamius mirabili suo organo rerum naturas intime scrutandi modum infallibilem detexit. Und an einer andern Stelle (p. 432) lobt er Bacos: artificiosam inductionem, quae revera in naturae abdita penetrandi reclusa via est. Auch an andern Stellen citiert Comenius den Baco, oder gebraucht Ausdrücke (z. B. infelix divortium Rerum et Verborum) und gibt Urtheile, welche *auf ihn hinweisen.*

Beobachtungen überläßt." — Im Verfolg der Vorrede zur Physik, aus welcher jene Aeußerungen entnommen sind, sagt Comenius: er habe sich überzeugt: nicht Aristoteles müsse uns Christen Meister der Philosophie sein, sondern es müsse frei nach Anleitung von Sinn, Vernunft und Schrift philosophiert werden. „Denn," fährt er fort, „wohnen wir nicht eben so gut als die Frühern im Garten der Natur? Warum sollen wir nun nicht eben so wohl wie sie Augen, Ohren, Nase brauchen; warum durch andere Lehrer als diese unsre Sinne die Werke der Natur kennen lernen? Warum, sage ich, sollen wir nicht statt todter Bücher das lebendige Buch der Natur aufschlagen? in welchem viel mehr zu schauen ist, als uns je einer erzählen könnte, und dieß Schauen bringt zugleich mehr Freude und Frucht." Ueberdieß, fügt er hinzu, hierin wahrscheinlich dem Baco folgend, überdieß sind wir durch eine Erfahrung so vieler Jahrhunderte dem Aristoteles weit voraus. —

Aus dem Mitgetheilten ergibt es sich, daß Comenius, wie Baco, den realen Realismus, nicht bloß den verbalen bezielte, die sinnliche directe Betrachtung der Dinge, nicht die durch Erzählungen und Beschreibungen anderer vermittelte. Dieß erhellt auch aus vielen Stellen in seinen andern Werken. So sagt er in der **Didactica magna**:[1] die Jugend recht unterrichten heißt nicht, ihr einen Mischmasch von Worten, Phrasen, Sentenzen und Meinungen, die man aus Autoren zusammengelesen, einstopfen, sondern ihr das Verständnis für die Dinge öffnen, damit hieraus, wie aus einem lebendigen Quell viele kleine Bäche sich entspinnen. — Bis jetzt haben die Schulen wirklich nicht darauf hingearbeitet, heißt es weiter, daß die Kinder wie junge Bäume aus eigener Wurzel Triebe entwickelten, sondern nur darauf waren sie aus, daß sie sich mit anderweitig abgebrochenen Zweiglein behängten. So lehrten sie die Jugend, sich nach Art der äsopischen Krähe mit fremden Federn zu schmücken. — Sie zeigten ihnen nicht die Dinge selbst, wie sie an sich sind, sondern theilten ihnen mit, was von denselben einer oder der andere und der dritte und der zehnte denke und schreibe, so daß es als ein Beweis der größten Gelehrsamkeit galt, wenn man die einander widersprechenden Ansichten recht Vieler über recht Vieles kannte. Daher kam es, daß die Meisten nichts thaten, als aus Autoren Phrasen, Sentenzen und Meinungen zu excerpieren und die Wissenschaft daraus als einen Cento zusammenzuflicken. Ihnen gilt des Horaz: o **Imitatorum servum pecus!** — Wozu hilfts aber, sich in anderer Meinungen über die Dinge zu verlieren, wenn doch nach einer Kenntnis dieser Dinge selbst, wie sie sind, die Frage ist. Ist denn all unsere Arbeit im Leben auf nichts weiter gerichtet, als andern, die nach allen Richtungen sich herumtreiben, nachzulaufen? . . . O ihr Sterblichen, eilen wir doch, ohne Umschweif, zum Ziele. Haben wir dieß fest und klar im Auge, warum gehen wir nicht stracks drauf los? warum sehen wir lieber mit fremden, als

1) Opp. did. 1, 91 sqq.

mit eigenen Augen? — — Faſt niemand lehrt Phyſik durch Anſchauung (ocu-lari demonstratione) und Experimente, alle unterrichten durch mündlichen Vortrag des ariſtoteliſchen Werks oder irgend eines andern. — In Summa: die Menſchen müſſen, ſo viel als möglich, angeleitet werden, ihre Weisheit nicht aus Büchern zu ſchöpfen, ſondern aus Betrachtung von Himmel und Erde, Eichen und Buchen, das heißt: ſie müſſen die Dinge ſelbſt kennen und erforſchen, nicht bloß fremde Beobachtungen dieſer Dinge und Zeugniſſe von denſelben. Und ſo würden wir wieder in die Fußtapfen der Alten treten." — Die Anſicht des Comenius iſt ſo klar, daß ſie keiner Auslegung bedarf. — Weiterhin[1] geht er näher auf die Art des realen Unterrichts ein. Das Object desſelben ſeien ſolide, wahre, nützliche Dinge, welche den Sinn und die Einbildungskraft afficieren. Das geſchehe, indem man ſie den Sinnen nahe bringe, Sichtbares den Augen, Hörbares den Ohren, Riechbares der Naſe, Schmeckbares dem Geſchmack, Fühlbares dem Gefühl. Der Anfang des Wiſſens ſolle vom Sinnlichen ſein.[2] „Muß daher nicht, frägt Comenius, der Anfang des Lehrens keineswegs mit einer wörtlichen Darlegung der Dinge, ſondern mit realer Anſchauung gemacht werden? Und dann erſt, nach Vorlegung des Dinges ſelbſt, mag der mündliche, dasſelbe näher erklärende, Vortrag ſich anſchließen."[3] Was man ſo ſinnlich angeſchaut, das präge ſich dem Gedächtnis tief, unvergeßlich ein; eine Begebenheit tiefer, wenn man ſie ſelbſt mit erlebt, als wenn man ſie hundertmal erzählen hören. Daher das plautiniſche Wort: ein Augenzeuge gelte mehr, als zehn Ohrenzeugen.[4] Wer einmal mit eigenen Augen einen Leichnam ſecieren ſehe, verſtehe die Anatomie des menſchlichen Leibes beſſer, präge ſich dieſelbe tiefer ein, als wenn er die weitläuftigſten anatomiſchen Bücher, ohne Anſchauung, geleſen hätte. Daher ſage man: Anſchauung erſetze die Demonſtration. — Fehlen hin und wieder die Dinge, ſo mag dieß und jenes ſie vertreten. So z. B. Abbildungen, wie man deren in botaniſchen, zoologiſchen, geographiſchen und andern Schriften findet; dergleichen Abbildungen ſollte man in Schulen haben, koſteten ſie viel, ſo nützten ſie auch viel. —

1) Ib. S. 115 ff.

2) Comenius bezieht ſich wiederholt auf das Bekannte: nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu.

3) Doctrinae initium fiat non a verbali rerum enarratione sed a reali inspectione. Et tunc demum, re exhibita, accedat sermo, rem uberius explicans.

4) Auch beruft ſich Comenius auf das Horazianiſche:

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus, et quae
Ipse sibi tradit Spectator.

4. Drei Schulbücher des Comenius: Vestibulum. Die umgearbeitete Janua reserata. Atrium.

A. Vestibulum.

Bald nach Herausgabe der Janua reserata ſchrieb Comenius ein kleines Schulbuch: Januae reseratae Vestibulum,[1] es ſind nur 427 kurze Sätze.

Um das Jahr 1648 gab er eine Umarbeitung dieſes Buchs,[2] eine zweite 1650, als er nach Patak zur Organiſation der dortigen Schule berufen ward.[3] Er beſtimmte dieſe zweite Umarbeitung des Vestibulum zum Lehrbuch für die unterſte Klaſſe jener Schule; ich will dasſelbe nach Form und Inhalt in der Kürze charakteriſieren.

Es beginnt mit einer Invitatio; der Lehrer verſpricht dem Schüler zur Weisheit Anleitung zu geben, eine Anleitung, Alles zu verſtehen, in Allem das Rechte zu thun und von Allem richtig zu ſprechen und zwar in lateiniſcher Sprache, welche ſchön, den Völkern gemein ſei und zur gelehrten Bildung nöthig. Im Vestibulum ſollten die Fundamente der Sprache gelegt, in der Janua das Nothwendige des Baues aufgeführt, im Atrium die Zierrathen deſſelben hinzugefügt werden. Dann möge der Schüler in die Paläſte der Autoren eintreten, das iſt, in ihre weiſen Bücher, damit er weiſe, klug und beredt werde.

Die zweite Abtheilung handelt von der Eintheilung der Dinge; lauter Subſtantiva werden genannt. Z. B. sidera sunt: Sol. Luna. Stella. In sole sunt: Lux. Radius. Lumen. Sine lumine est: Umbra. Caligo. Tenebrae. . .

Apud lanionem: Farcimen. Perna. Lardum. Arvina. Adeps. Sebum etc.

In der dritten Abtheilung werden die Modi rerum aufgeführt, hier walten die Adjectiva vor. Z. B. Sol est clarus vel obscurus. Luna plena vel dimidia. Stella fixa vel vaga.

Die vierte Abtheilung iſt überſchrieben: Mentiones rerum. Z. B. Quis ibi est? Is quem vides. Quid fert? Id quod vides. Hier die Pronomina.

Im fünften Abſchnitt, Modus rerum überſchrieben, werden die Verba aufgeführt. Z. B. Quaeque res potest aliquid esse, agere, pati . . . Dei actio est creare, sustentare, beare . . . Sentire est: videre, audire etc. Hierauf folgen die verſchiedenartigen actiones hominis, z. B. per membra corporis, per animam etc.

Der ſechste Abſchnitt, überſchrieben: Modi actionum et passionum, begreift die Adverbia. Z. B. Ubi est? hic, illic, ibi etc.

1) Opp. did. 1, 302. Die Vorrede iſt vom 4. Januar 1638.

2) Opp. did. 2, 293. Die Vorrede ohne Datum. Dieß Vestibulum folgt unmittelbar auf die, 1648 herausgegebene Methodus novissima, in welcher es S. 163. 173. beſchrieben iſt. Es iſt nur ein Fragment in den Opp. did. gegeben.

3) Opp. did. 3, 141.

Der siebente Abschnitt: Circumstantiae rerum et actionum gibt die Prä-positiones. Z. B. Quod movetur, movetur ab aliquo praeter aliquid, ad aliquid.

Im achten Abschnitt: Cohaerentiae rerum et actionum sind die Conjunctiones. Z. B. Ego et tu, illeque sumus homines etc.

Im neunten Abschnitt: Compendia rerum et verborum finden sich die Interjectiones. Z. B. heus tu! Ecce me! etc.

Der zehnte Abschnitt ist überschrieben: Multiplicatio rerum et verborum. Dieser letzte Abschnitt gibt einige Beispiele von Erzeugung und Verbindung der Worte. Z. B. Doctus Doctor docet dociles doctrinam etc.

Wenn die Janua und das Atrium jedes 1000 Sätze enthält, so das Vestibulum nur halb so viel, nämlich 500.

An das Vestibulum schließen sich Rudimenta Grammaticae an. Das erste Kapitel handelt von den Buchstaben; die Kapitel 2—10 entsprechen den gleichzahligen Abschnitten des Vestibulum. Z. B. Kap. 2 handelt vom Nomen und gibt in der Kürze die Declinationen; Kap. 5 handelt vom Verbo, den Conjugationen ꝛc. Das 10. Kapitel gibt die Begriffe von primitivis, derivatis und compositis; das 11te stellt 15 einfache Regeln der Syntax auf.

Auf diese Grammatik folgt noch ein Repertorium vestibulare sive Lexici latini rudimentum, in welchem alle im Vestibulo vorkommenden Wörter alphabetisch aufgeführt sind mit der Zahl des Satzes (unter den 500), in welchem es vorkommt. Z. B. Cano (cecini, cantum) 457. Im Satz 457 heißt es: Cantoris est canere.

In einem Briefe schreibt Comenius an Tolnai,[1] Lehrer der ersten (untersten) Schulklasse in Patak, über seine Lehraufgabe, insbesondre über die Benützung des Vestibulum ꝛc. Er erhalte Schüler, welche ihre Muttersprache lesen und schreiben könnten, in ihnen solle er den Grund zum Latein legen, auch die Anfangsgründe der Musik und der Arithmetik ihnen beibringen.

Die Anordnung im Vestibulum scheine nur rein sprachlich zu sein, indem mit Substantivis der Anfang gemacht werde, dann die Adjectiva folgten u. s. w. Aber diese Anordnung sei zugleich im tiefsten Sinne Ordnung der Dinge, indem man mit Aufzählung der Dinge selbst beginne, dann ihre Haupteigenschaften (primaria rerum accidentia) folgen lasse u. s. w.

Er habe das Vestibulum gern mit Bildern, wie sie der Text verlange, ausstatten wollen, um dadurch die Knaben zu locken und damit sich ihnen alles um so besser einprägen möchte, aber es nicht gekonnt, weil ihm ein Künstler zur Ausführung gefehlt. Die Bilder müsse nun der Lehrer durch Erklärung der Dinge, Vorzeigen und sonstiges Vergegenwärtigen derselben, so gut es sich thun lasse, ersetzen. Fiele eine solche Berücksichtigung der Dinge weg, so sei der Un-

1) S. 134. l. c. Diese Briefe des Comenius an die Lehrer erinnern sehr an Sturms *epistolae classicae*.

terricht todt; „dieß parallel laufende Kennenlernen der Dinge und Worte sei eben das tiefe Geheimnis der Methode.[1]“ Damit dieß leichter ausgeführt werde, solle dieselbe Nomenclatur (das Vestibulum) in die Muttersprache übersetzt und nach Anleitung dieser Uebersetzung müßten mit den Schülern, ehe nur vom Latein die Rede wäre, zuerst die Sachen durchgenommen werden. Hierbei könnten sie ihre Aufmerksamkeit ganz den Sachen zuwenden; so würden sie nicht zugleich durch unbekannte Dinge und eine unbekannte Sprache, sondern nur durch die ersteren in Anspruch genommen.

B. Janua.

Die erste Ausgabe der Janua reserata von 1631 habe ich oben charakterisiert. Von dieser verschieden ist die Janua, welche Comenius in seiner Methodus novissima beschreibt. Sie besteht aus einem Textus, welcher mit der ursprünglichen Janua übereinstimmt, an diesen schließt sich ein Lexikon, diesem eine Grammatik an — es sind dieselben drei Theile, wie beim Vestibulum.[2]

Die dritte Umarbeitung der Janua verfertigte Comenius zugleich mit der dritten Ausgabe des Vestibulum für die Schule von Patak. Sie beginnt aber nicht wie dieses mit dem Textus, welchem Grammatik und Lexikon folgen, sondern umgekehrt geht sie vom Lexikon auf die Grammatik, von dieser auf den Textus über. Das Lexikon führt den Titel: Sylva latinae linguae vocum derivatarum copiam explicans, sive Lexicon januale.[3] Es ist ein Etymologicum, dessen Einrichtung jeder einzelne Artikel zeigt. Z. B.

Fin-is-it omnia, et ostendit rei-em,[4] h. e. -alem causam. De-ibus agrorum saepe sunt lites, quas-itor de-it distinguens agrum tam ab agris-itimis (seu af-it con-ibus) quam a con-iis inde-itis. Si vero inter af-es (af-itate junctos) jurgia exoriuntur, judex prae-it diem prae- itum, quo ea -aliter de-iat; nam-ita esse convenit; non in-ita; in-itas Dei est.

Auf solche Weise hat er etwa 2500 Wurzeln und ihre Derivata und Composita aufgeführt und gibt dann noch Regeln der Derivation und Composition.

Der Lehrer sollte in etwa 4 Monaten zuerst dieß Lexikon mit seinen Schülern durchnehmen; Worte müßten sie zuerst kennen lernen, diese seien die einfachen Elemente der Rede. Er nennt das Lexikon einen Wald, die Wurzelworte

1) Rerum enim et verborum parallela cognitio profundum illud Methodi mysterium est. Pag. 138 l. c.

2) Opp. did. 2, 299 ist nur die Januae linguarum Grammatica nach dieser zweiten Bearbeitung gegeben. Vgl. Method. nov. Opp. 2, 181.

3) Opp. did. 3, 219.

4) D. i. *Finis finit* omnia et ostendit rei *finem*, h. e. *finalem* causam etc. Zu größerer Klarheit müsse das entsprechende Deutsche hinzugefügt werden, verlangte Comenius später (Opp. 4, 60.). Z. B.

Am-are-or-ator.
Lieb-en-e-haber.

mit ihren Derivatis und Compositis ſind ihm einzelne Bäume mit ihren Verzweigungen. Dieſe ſind das Bauholz, welches im zweiten Lehrbuch der Klaſſe, der „Grammatica janualis continens Residuum Grammaticae vestibularis“ zugehauen und für den Bau der Rede zubereitet wird.

In der Einleitung der Grammatik beklagt ſich Comenius über die Fehler der früheren Sprachlehren, indem er ſich beſonders auf den trefflichen Gerard Voſſius beruft. Unſre Grammatiken, ſagt Voſſius, enthalten eine Laſt von Regeln und Ausnahmen, welcher die Knaben unterliegen, ſo viel Ueberflüſſiges müſſen ſie lernen, nur um es bald zu vergeſſen; und wie viele falſche Regeln enthalten dieſe Grammatiken überdieß. Lipſius, führt Comenius an, ſpreche drum vom Läppiſchen, Caſelius vom mehr als Läppiſchen der Grammatiken, beide kämen darauf: es ſei beſſer, das Latein nur durch Leſen der Autoren zu erlernen. Dem ſtimmt Comenius aber nicht bei; der bloße Usus ſei blind, er müſſe erſt durch Regeln zur feſten Ueberzeugung werden. Weiterhin ſagt er, bei Entwerfung ſeiner, an die Fundamente des Vestibulum ſich anſchließenden Grammatica janualis ſei er vorzüglich dem G. Voſſius gefolgt.

Die Folge der Kapitel dieſer Grammatik iſt:[1] de Litera. Syllaba. Voce. Phrasi. Sententia. Periodo. Oratione; ſie führt die einfachen Anfänge der Grammatica vestibularis weiter aus, das Subtilſte, die Feinheiten der Sprache ſpart ſie jedoch der folgenden höhern Klaſſe auf.

Von der Grammatik gehen dann die Schüler zum dritten Theile, zum „Janualis rerum et verborum contextus, historiolam[2] rerum continens.“ Es iſt dieß eine Umarbeitung der früheren Janua reserata, doch ausführlicher und gelehrter ausgeſtattet, als dieſe, wiewohl beide in 100 Abſchnitten 1000 Paragraphen enthalten. In der erſten Janua beſteht jeder Paragraph aus einer einzigen meiſt kurzen Periode, in der zweiten ſind die Paragraphen häufig weit länger.

C. Atrium.

Dieß Atrium[3] charakteriſiert Comenius ſchon in der Methodus novissima; er hat es aber erſt für die Schule von Patak ausgearbeitet.[4] Es zerfällt in dieſelben drei Theile, wie die vorigen Lehrbücher, die Ordnung weicht aber von der des Vestibulum wie der Janua ab, denn Grammatik macht den Anfang, ihr folgt der Textus, dieſem das Lexicon. Die Grammatik des Atrium nennt Comenius Ars ornatoria sive Grammatica elegans. Er definiert ſie: eleganter

1) Opp. did. 3, 428.

2) Ebend. 474.

3) Ebend. 451. Es iſt hier ein ſich weit ziehendes Verdrucktſein der Seitenzahlen, die Seite 451 folgt auf 592.

4) Opp. did. 2, 163. 197. 458. David Bechner gab vor Comenius 1636 ein Fragment: Proplasma Templi Latinitatis (Opp. did. 1, 318), welches wie das Atrium auf die *Janua als Schulbuch* folgen ſollte. Vgl. Opp. did. 2, 83.

loquendi ars. Eleganter loqui est: animi sensa aliter quam sermonis nativi leges requirunt, eloqui; et tamen intelligi suavius quam intelligeremur, si sermonis ductu nativo uteremur. — Aus dieſer Definition ergibt es ſich, daß Comenius hier nicht etwa von dem, was man feines, von Barbarismen freies Latein nennt, ſpricht, ſondern vielmehr von etwas, was man ſonſt in der Rhetorik abhandelt.

Auf die Grammatik folgt das eigentliche Atrium, welches wiederum in 100 Abſchnitten und 1000 Paragraphen eine Encyklopädie gibt, ausführlicher und gelehrter, als die der vorangegangenen Janua. Dieſem wollte Comenius noch ein Lexicon latino-latinum hinzufügen, was jedoch nicht erſchienen iſt.

5. Die Klaſſiker.

Wenn die Schüler in der unterſten erſten Klaſſe das Vestibulum, in der folgenden zweiten die Janua, in der dritten das Atrium als vorbereitende Lehrbücher gehabt, ſo ſollten ſie zuletzt in eine vierte Klaſſe, aus dem Atrium in die Palatia der Autoren eintreten. Denn, ſagt Comenius:[1] wenn wir die Jugend nicht durch das Vestibulum, die Janua und das Atrium in die Palatia der Autoren ſelbſt einführen, ſo würden wir ſo lächerlich ſein, wie einer, der auf mühſam geſuchtem, gefundenem und zurückgelegtem Wege bis an das Thor einer Stadt gelangt wäre und dennoch nicht hineingienge. — Es ſollten nun die Schüler dieſer vierten Klaſſe im erſten Vierteljahr den gewöhnlichen lateiniſchen Styl üben, im zweiten, Reden aus römiſchen Hiſtorikern und ciceronianiſche leſen, zugleich oratoriſche Stylübungen vornehmen; im dritten Vierteljahr den Ovid, Horaz und Virgil leſen, um mit dem poetiſchen Styl bekannt zu werden (ligati styli causa); zuletzt ſollten ſie die laconiſchen Schriftſteller (laconicos scriptores), vornehmlich den Seneca und Tacitus kennen lernen, auch Anleitung bekommen, Briefe, Reden und Gedichte zu ſchreiben.

Nähere Anweiſung, welche Autoren und wie ſie geleſen werden ſollen, gibt Comenius in ſeiner Methodus novissima.[2]

Seine drei Lehrbücher, ſagt er hier, führten den Schüler dahin, Latein zu verſtehen und nicht unlateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen. Dann müſſe dieſer zu den Autoren übergehen, um aus ihnen genauere Realkenntniſſe, einen beſſern Styl und praktiſche Klugheit zu erlernen. Er müſſe ſich nicht auf Cicero beſchränken, da dieſer ja weder die ganze Latinität, noch alle und jede Realien enthalte. Den Terenz und Plautus zu leſen ſei wegen des zum Theil unzüchtigen Inhalts bedenklich: um Latein ſprechen zu lernen, ſeien ſie jedoch die beſten, wie Cicero der beſte in Bezug auf Periodenbau. Für den laconiſchen Styl ſei

1) Opp. did. 3, 182. Er ſagt es in ſeiner Abhandlung über die in drei Klaſſen getheilte Schule in Patak, um die Nothwendigkeit der Stiftung einer vierten Klaſſe darzuthun und charakteriſiert die Aufgabe dieſer Klaſſe. S. unten: Schola pansophica.

2) Opp. did. 2, 199.

Seneca Muſter, für den epiſchen Virgil, für den elegiſchen Ovid, für den lyriſchen Horaz. Aus Plinius, Vitruv, Cäſar u. A. könne man Realien entnehmen. — Man müſſe die Autoren nicht oberflächlich leſen, ſie excerpieren und nachahmen; letzteres theils durch Rücküberſetzungen, dann indem man ſie verkürze oder Zuſätze zu ihnen mache, endlich, indem man den Inhalt des Klaſſikers auf andere Perſonen, Verhältniſſe u. ſ. w. übertrüge. Der Schüler ſolle hierzu nur Ein Muſter nehmen, z. B. den Cicero, in welchen er ſich durch tägliche, ja ſtündliche Stylübungen ganz hineinbilde.[1] Doch müſſe er ſich wohl hüten, nicht in einen leeren Phraſeologen auszuarten.[2]

Mit größerem Rigorismus urtheilt Comenius in ſeiner frühern Didactica magna über die heidniſchen Bücher.[3] Terenz, Plautus, Cicero u. A., ſagt er, herrſchen in unſern Schulen, welche nur dem Namen nach chriſtliche ſind. Daher die Gelehrten, ſelbſt die Theologen, nur äußerlich Chriſto angehören, während Ariſtoteles ſie innerlichſt beherrſcht. Tag und Nacht ſtudieren ſie die Klaſſiker, vernachläſſigen aber die heilige Schrift. . . . Sollen die Knaben um des Styles willen die Unfläthigkeit des Terenz, Plautus u. A. ſtudieren? Sollen wir dem ohnehin verderbten Menſchen auf ſolche Weiſe Oel ins Feuer gießen? Haben jene Autoren auch manches Gute, ſo haftet doch gerade das Böſe, was ſie enthalten, in den Seelen der Knaben. Auch die beſſern Klaſſiker, wie Cicero, Virgil bieten ganz unchriſtliche Seiten. Doch wie Iſrael die ägyptiſchen Gefäße nahm,[4] ſo mögen charakterfeſte chriſtliche Gelehrte aus den Klaſſikern Blumenleſen machen, welche von der Jugend ohne Gefahr geleſen werden können. Ganz könnten etwa nur Seneca, Epiktet und Plato, der, im Chriſtenthume ſchon befeſtigten, Jugend in die Hand gegeben werden. Um aber das Mißverſtändnis zu vermeiden, als verbiete er allen und jeden das Leſen der Klaſſiker, ſo beziehe er ſich auf Chriſti Verheißung, daß den Gläubigen weder Schlangen noch Gift ſchaden ſollen. Nur müſſe man die im Glauben noch ganz ſchwachen Knaben nicht jenen Schlangen vorwerfen, ſie vielmehr mit der lautern Milch des göttlichen Worts ſpeiſen.

Am ſtrengſten ſpricht er ſich über das Studium der Alten in einer ſeiner ſpäteſten pädagogiſchen Schriften aus, welche er „die Worfſchaufel der Weis-

1) Sentiet enim se in illius genium ita transformatum, ut nihil nisi quod Ciceronem sonet, auribus gratum sit. Ib. 205.

2) Non absque causa sapiens ille Bucholcerus scripsit: Italis Ciceronianis sum niquior, quia tantum loquuntur verba non res. Et Rhetorica ipsorum plerumque est κολακευτική. Est glossa sine textu, nux sine nucleo, nubes sine pluvia: plurimaeque sunt meliores quam avis ipsa. Comenius kannte offenbar den Ciceronianus des Erasmus, wie dieſer bezüchtigt er beſonders die Italiäner, den Bembo u. A. der paganitas.

3) Opp. did. 1, 147.

4) Dieſelbe Vergleichung findet ſich in Auguſtins Confeſſionen (7, 9) in Bezug auf das Leſen heidniſcher Philoſophen durch Chriſten.

heit" genannt hat. [1]Er sagt hier: Beispiele der neuesten Zeit, selbst von Königen und Königinnen[2] schreckten, welche, verlockt durch heidnische Bücher, die Einfalt des Evangelii verschmäht. Könnte man Gelehrte, wie den Lipsius und ähnliche durch die Klassiker berauschte examinieren, so würde man bei ihnen keine davidische Freude am Gesetz Gottes, vielmehr Ekel finden. —

Comenius war in Bezug auf das Lesen der Alten in derselben Verlegenheit, wie andere christliche Pädagogen. Er fürchtete den Einfluß heidnischer Bücher auf die christliche Jugend — dieselbe christliche Jugend sollte aber durchaus Latein schreiben und sprechen lernen. Latein sprechen lernt sie unstreitig am besten durch wiederholtes Lesen des Terenz, und dieser ist so unzüchtig! Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

6. Orbis pictus.

Außer den drei Schulbüchern — dem Vestibulum, der Janua und dem Atrium, die wir kennen gelernt, schrieb Comenius ein viertes. Es ist der Orbis pictus, welcher seit seiner ersten Erscheinung im Jahre 1657, bis auf den heutigen Tag, bald zweihundert Jahre lang, wenn auch in den verschiedensten Verwandlungen, ein Lieblingsbuch der Jugend ist.

Comenius hatte in einer Hinsicht die Unzulänglichkeit seiner Lehrbücher sehr gefühlt. Mit Betrachtung der Dinge wollte er den Anfang gemacht sehen, und in der Schulstube gab es doch nichts zu betrachten. Es ist bemerkt worden, schreibt er an den Buchhändler Michael Endter in Nürnberg,[3] daß viele unsere kleinen Bücher satt haben, weil diese von Dingen, welche durch Hilfe der Worte beigebracht werden sollen, überfüllt sind, von solchen Dingen, welche die Knaben aber nie gesehen und deren viele die Lehrer selbst nicht kennen. — Durch die Herausgabe des Orbis pictus werde aber, sagt er, dem Uebelstande abgeholfen.

Wir sahen, daß Comenius schon längst dem Text entsprechende Bilder für sein Vestibulum ꝛc. gewünscht, aber keinen Künstler gefunden, welcher unter seiner Leitung diese Bilder gezeichnet und in Holz geschnitten hätte. Nun dankt er im erwähnten Briefe dem Buchhändler Endter aufs herzlichste, daß er sich der Sache angenommen. „Dieß Werk," schreibt er ihm, „gehört Dir, es ist in seiner Art ganz neu. Du hast eine correcte und saubere Ausgabe des Orbis pictus gegeben, und Figuren und Bilder besorgt, durch deren Betrachten die Aufmerksamkeit erweckt, die Einbildungskraft befriedigt wird. Dieß vermehrt freilich die Kosten der Ausgabe, aber sie werden Dir gewiß ersetzt werden." Weiterhin sagt Comenius, das Buch werde den Schulen sehr angenehm sein,

1) Ventilabrum sapientiae, Opp did. 4, 47. Merkwürdige Retractationen.

2) Christina von Schweden ist wahrscheinlich gemeint.

3) Der Brief ist Lissa 1655 datiert und steht vor der, bei Endter 1659 erschienenen Ausgabe des Atrium.

nicht bloß, weil es ganz natürlich sei die Augen an Bildern zu weiden, sondern noch weit mehr, weil man nun beim Unterrichten ohne Anstoß fortschreiten, Lehrende wie Lernende nie stocken würden, da das in Worten Ausgedrückte nun auch dem Auge zum Anschauen geboten und so, ohne Irrthum, dem Geiste eingeprägt würde. —

Ich habe kaum nöthig, dieß berühmte Schulbuch näher zu charakterisieren, da es, wie gesagt, in unzähligen Auflagen bis auf den heutigen Tag wiederholt herausgegeben wurde. Dem Texte nach unterscheidet sich der alte Orbis pictus des Comenius wenig von der Janua reserata; er ist eine mit Bildern versehene Janua. Die Bilder in den neueren Ausgaben sind klarer, als die der früheren; Abänderungen des Textes sind nicht glücklich. Besonders merkwürdig ist eine Vergleichung des 42sten „von der Seele des Menschen" überschriebenen Abschnitts in der Ausgabe von 1659 mit demselben Abschnitt der Edition von 1755. In ersterer sieht man die Seele leibhaftig ganz ingeniös abgebildet, nämlich in der Gestalt des Leibes, lauter gleichmäßige Punkte, ohne Licht und Schatten, schemenartig. Der Künstler wollte offenbar andeuten, daß die Seele im ganzen Leibe so zu sagen, allgegenwärtig sei. Im Orbis pictus von 1755 sieht man dagegen abgebildet ein Auge, und auf einem Tische liest man I. I. II. I. III. Es dürfte schwer sein, hierin ausreichende Symbole der Psychologie zu erkennen und sie zu deuten.

Die Janua reserata des Comenius ist, trotz ihrer einstigen großen Berühmtheit, vergessen; der Orbis pictus dagegen, wenn nicht im alten, doch im neuen Gewande vielen bekannt und lieb. Das Princip: Lehren des Sachlichen und Sprachlichen müsse Hand in Hand gehen, Worte ohne Sachkunde seien leere Worte, dieß Princip war freilich von Comenius in der Vorrede zur Janua ausgesprochen, im Buche selbst aber nicht realisiert. Daher natürlich die Klagen der Lehrer und Schüler über die Halbheit jenes Schulbuchs.

Im Orbis pictus erhielt man nun ein Werk, in welchem jenes Princip, so gut es sich machen ließ, realisiert war, und viele sagten:[1] sie bedürften fortan das Vestibulum und die Janua nicht, der kürzere Weg im Orbis pictus genüge ihnen. Es ist freilich ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Kennenlernen der Dinge im Originale vor allem wörtlichen Belehren über diese Dinge, was Comenius ursprünglich beabsichtigte, und dem Betrachten der kaum zu erkennenden Bilder dieser Originale im Orbis pictus, verbunden mit dem Lesen des Textes.

Doch es ist ein Anfang, wer kann sagen, was sich mit der Zeit aus diesem Anfang entwickelt? — Das Basedowsche Elementarwerk ist der Orbis pictus des 18ten Jahrhunderts. Die chodowieckischen Bilder dieses Werks sind den alten Holzschnitten des Orbis weit vorzuziehen; aber wie steht im Uebrigen das geist-

1) Opp. did. 3, 830.

loſe, von falſcher Aufklärung und oberflächlichem, materialiſtiſchem Realismus durchdrungene Elementarwerk hinter dem alten ernſten, religiöſen Orbis pictus zurück. —

Ein ſehr beachtungswerthes Lob des Orbis pictus findet ſich in Joh. Matth. Gesners Isagoge.[1] „Für Anfänger in Sprachen," ſagt Gesner, „dienen Bücher, aus welchen zugleich die Sachkenntnis vermehrt wird, für Jüngere die des Comenius, welche ich ſehr liebe, beſonders den Orbis pictus. Nicht daß des Comenius Werke vollkommen wären; allein wir haben keine beſſern."

Ich wiederhole: der Orbis pictus iſt der Vorläufer künftiger Entwicklungen, als Ziel ſteht vor Augen: nicht bloß eine kümmerliche gemalte Welt in der Schule, ſondern ſoviel möglich die Welt im Originale kennen zu lernen, ja ſich mit ihr einzuleben. —

7. Studienpläne des Comenius.

A. Drei Schulen. Akademie.

Comenius gibt in ſeiner **Didactica magna** einen allgemeinen Studienplan, in welchem er ſich, wie eine Vergleichung mit den württembergiſchen und ſächſiſchen oben mitgetheilten Schulordnungen zeigt, im Allgemeinen an das Beſtehende anſchließt.

Er ſetzt hier folgende 4 Arten von Lehranſtalten feſt:[2]

A. **Schola materna.** Mutterſchule.
B. **Schola vernacula.** Deutſche Schule.
C. **Schola latina.** Gymnaſium.
D. **Academia.** Univerſität.

Eine Mutterſchule, ſagt er, müſſe in jedem Hauſe ſein, eine deutſche Schule in jeder Gemeinde, eine lateiniſche in jeder Stadt, eine Akademie in jedem Reiche oder in jeder größern Provinz.

In der Mutterſchule ſollten die Kinder bis zum 6ten Jahre ſein, vom 6ten Jahre bis zum 12ten in der deutſchen, vom 12ten bis zum 18ten Jahre in der lateiniſchen, zuletzt vom 18ten bis zum 24ſten auf der Akademie. In der Mutterſchule ſollten vorzüglich die äußern Sinne zum richtigen Auffaſſen der Dinge geübt werden; in der deutſchen Schule die innern Sinne, Einbildungskraft und Gedächtnis. Da müßten auch die durch die äußern Sinne innerlich eingeprägten Bilder der Dinge wieder äußerlich ausgeprägt und dargeſtellt werden, durch die Hand und die Zunge, durch leſen, ſchreiben, malen, ſingen u. ſ. w. Auf dem Gymnaſium ſollte man dann durch vergleichen, abwägen und tieferes ein-

1) 1, 112.
2) Opp. did. 1, 164.

gehen in die Dinge Verſtand und Urtheil ausbilden, auf der Univerſität den Willen.

Hierauf charakteriſiert Comenius jede der 4 Schulen.

A. Die Mutterſchule.

Man ſolle beten: ut sit mens sana in corpore sano, aber auch dazu thun. Schon während der Zeit der Schwangerſchaft müſſe die Mutter um das Gedeihen des Embryo bitten, der Diät gemäß leben, und ſich möglichſt ſtill und leidenſchaftlos verhalten. Das Neugeborne müſſe ſie ſelbſt ſtillen; es ſei eine höchſt verdammliche Sitte, beſonders adlicher Frauen, Ammen anzunehmen, eine Sitte, welche den Müttern wie den Kindern ſchädlich, gegen Gott und Natur ſei. Säugten doch Wölfinnen und Bärinnen ihre Jungen![1] Aus Bequemlichkeit und Eitelkeit würden Ammen angenommen, die oft ſchwächlicher ſeien, als die Mütter ſelbſt.

Man gebe den Kindern keine gewürzte Speiſen, noch weniger hitzige Getränke; vor dem zwanzigſten Lebensjahre durfte kein Spartaner Wein trinken. Arznei ohne Noth gegeben, iſt den Kindern Gift. — Man laſſe ſie nach Herzensluſt ſpielen.

Während der erſten ſechs Lebensjahre wird der Grund zu Allem gelegt, was ſie im Leben lernen.

In der Phyſik fangen ſie an, Steine, Pflanzen, Thiere ꝛc. kennen zu lernen, ebenſo Namen und Gebrauch der eigenen äußern Gliedmaßen.

In der Optik beginnen ſie damit, Licht und Finſternis und Farben zu unterſcheiden, auch ihre Augen an ſchönen Dingen zu weiden.

In der Aſtronomie lernen ſie, auf Sonne, Mond und Sterne merken, auch darauf, daß der Mond bald voll, bald ſichelförmig ſei.

Die Geographie beginnen ſie mit Kenntnis ihrer Wiege, der Stube, des Gehöftes, der Straßen, der Felder; die Chronologie mit Unterſcheiden von Tag und Nacht, Stunde, Woche, Feiertag; die Geſchichte mit dem, was ihnen ſelbſt geſtern und vorgeſtern geſchehen; die Politik mit Kenntnis des Hausregiments; die Arithmetik mit Zählen ꝛc.; die Geometrie mit dem Begreifen von lang, breit, Linie, Fläche, Zoll, Elle u. ſ. w.; die Muſik mit Hören des Geſangs (im dritten Jahre können ſie ſchon geiſtliche Lieder mitſingen); die Grammatik mit Aus-

1) Ebendaſ. 168. Aus der Schola infantiae (ebend. 197), einer genaueren Ausführung der Schola materna, entnehme ich im Folgenden Mehreres.

2) . . . Genuino foetui tuo, quem intra tot mensium decursum sub corde gestasti, naturali sanguine nutrivisti tandem lac substrahere? Et quidem tale, quod non in matrum, sed liberorum usum, deus dedit . . . Multo conducibilius est infantili valetudini genuinae matris, quam nutricis mammam sugere, quoniam in utero jam materni sanguinis adsueverunt nutrimento. Ib. 214.

ſprechen von Sylben und leichten Worten; die Rhetorik mit Aeußerungen durch Gebärden und dem Beobachten und Verſtehen der Gebärden anderer. —

So ſehen wir die Anfänge aller Wiſſenſchaften und Künſte im zarteſten Kindesalter. Auch an der Poeſie, an Rhythmen und Reimen haben die Kinder ſchon Freude.[1]

Hierauf geht Comenius zur erſten ethiſch religiöſen Erziehung über, verlangt vor Allem, daß die Eltern ein gutes Beiſpiel geben, dann eifert er gegen das unverantwortliche Verziehen[2] der Kinder und den Mangel an heilſamer Strenge. Weiterhin gibt er Anweiſung, wie man ſie zur Mäßigkeit, Reinlichkeit und zum Gehorſam gewöhnen ſolle; auch zum Schweigen; ſobald ſie geläufig reden können, nicht mehr ſprechen, um reden zu lernen. — In der Taufe gebe man die Kinder ihrem Schöpfer und Erlöſer zurück; forthin bete man für ſie und lehre ſie früh beten, lehre ſie das Vater unſer, den Glauben ꝛc.

Im ſechſten Lebensjahre werde das Kind reif, um die Schule zu beſuchen, welche ihm ja nicht als eine Strafanſtalt zu ſchildern ſei. Oefters höre man ſagen: wenn du nicht gut thuſt, werde ich dich in die Schule ſchicken, da werden ſie dich mit der Ruthe bändigen. Man ſchildere vielmehr die Schule als ſehr liebenswürdig, ſo daß ſich das Kind zum Voraus auf den Schulbeſuch freue. —

2. Die deutſche Schule.

[3]Eigentlich: Schule der Mutterſprache.

In dieſe Schule, ſagt Comenius, müſſen alle Kinder gethan werden, nicht von früh auf in die lateiniſche, wie viele wollen.

Alle Kinder müſſen unterrichtet werden. Ob ſie zum Studieren fähig und deshalb in die lateiniſche Schule zu bringen ſeien, das laſſe ſich im ſechſten Jahre noch nicht beurtheilen. Jene Schule ſei auch keineswegs einzig für Kinder Vornehmer beſtimmt, der Wind wehe, wo er wolle, fange auch nicht zu einer feſtgeſetzten Zeit an zu wehen.

Meine Methode, fährt Comenius fort, hat keineswegs einzig auf das, meiſt ſo erfolglos geliebte Latein ihr Abſehen,[4] ſie ſucht vielmehr gleichmäßig den Weg zur Ausbildung aller Mutterſprachen. Eine fremde Sprache lehren wollen, bevor man der eigenen mächtig iſt, heißt ſeinen Sohn im Reiten unterrichten wol-

1) Comenius führt Reime an, die den Kindern Freude machen, als:
O mi pulle, mi puelle, dormi belle:
Claude bellos tu ocellos, curas pelle.

2) Continere me nequeo, quin nonnullorum parentum simininum et asininum in liberos affectum reprehendam.

3) Ib. 172.

4) Nostra methodus non solum illam, vulgo tam impotenter adamatam nympham, Latinam linguam petit.

len, bevor er gehen kann.[1] Endlich, ſagt er, bezwecke ich Realkenntniſſe; dieſe können eben ſo gut in der Mutterſprache, als in der lateiniſchen beigebracht, und überall ſtatt griechiſcher und lateiniſcher deutſche Kunſtausdrücke gebraucht werden.

Darauf zählt er die Lehrgegenſtände der deutſchen Schule auf, als: deutſch leſen, richtig ſchreiben, rechnen, wie es das Leben fordert, meſſen, gewöhnliche Melodieen ſingen, Auswendiglernen geiſtlicher Lieder, Kenntnis des Katechismus und der Bibel, eine ganz allgemeine Geſchichtskenntnis, nämlich der Schöpfung, des Falles und der Wiederherſtellung des Menſchen, einige Kosmographie und Kenntnis der Gewerbe und Künſte. Dieß Alles ſei nicht bloß für Studierende nöthig, ſondern auch für künftige Oekonomen, Kaufleute ꝛc. Die deutſche Schule ſolle in ſechs Klaſſen zerfallen und für jede Klaſſe ein Schulbuch in der Mutterſprache verfaßt werden.

C. Die lateiniſche Schule.

Hier ſollen vier Sprachen und die ſieben Künſte des Trivium und Quadrivium — Grammatik, Dialektik, Rhetorik — Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie — gelehrt werden. Zudem Phyſik, Chronologie, Geſchichte, Ethik und bibliſche Theologie. Die Schule zerfalle in folgende 6 Klaſſen, welche binnen 6 Jahren abſolviert werden.

I. Grammatica.
II. Physica.
III. Mathematica.
IV. Ethica.
V. Dialectica.
VI. Rhetorica.

Deutſch und latein müſſen die Schüler vollkommen, griechiſch und hebräiſch zur Nothdurft grammatiſch verſtehen. Dialektik und Rhetorik, ſagt Comenius, laſſe er vorſätzlich erſt nach den Realien lehren. Ohne Sachkenntnis könne man unmöglich Sachliches in vernünftiger Rede ausſprechen.[2] Der abſtracteren Mathematik ſchickt er die ſinnliche und deshalb für den Anfänger leichtere Phyſik voran.[3]

D. Die Akademie.

Wiewohl ſeine Methode nicht bis zur Akademie ſich erſtrecke, ſagt Comenius, ſo wolle er doch einige Wünſche ausſprechen. Er verlange von der Aka-

1) In ſpätern Jahren tadelte Comenius ſich ſelbſt, daß er ſein Vestibulum latein geſchrieben, nota docendo per ignota, Vernaculam per Latinam. Quicquid notius est praecedat, Vernacula Latinae semper praeeat. Opp. did. 4. 51.

2) Ut virginem non impraegnatam parere impossibile est, ita res rationabiliter eloqui impossibile eum, qui rerum cognitione praeimbutus non est.

3) Wahrſcheinlich dem Baco folgend, wenn dieſer ſagt: Mathematica quae philosophiam naturalem terminare, non generare aut procreare debet. Nov. Org. 1, 96.

demie universelle Studien, eine Prüfung der ankommend n Studierenden, um zu erfahren, für welches Fach jeder besonders geeignet sei u. s. w. Merkwürdig ist des Comenius Aufforderung: eine Schola Scholarum oder Collegium didacticum zu stiften, in welchem Lande es auch sei. Es sollten sich nämlich Gelehrte verbinden, um mit vereinten Kräften die Wissenschaften zu fördern und neue Erfindungen zu machen. Er spricht den Begriff einer Akademie der Wissenschaften aus, ehe die erste Akademie der Art, die königliche Societät in London, gestiftet war, indem er sich auch hierin an Baco anschließt.

B. Schola pansophica.

Comenius ward, wie erwähnt, im Jahre 1650 nach Ungarn berufen, um dort die Schule von Patak zu organisieren. Der Schulplan, welchen er entwarf, führt die seltsame Ueberschrift: Scholae pansophicae delineatio,[1] und seltsam ist der Plan selbst. Die Namen der sieben Klassen deuten zum Theil auf ganz ungewöhnliche Ansichten. Die Schulbücher der drei untern Klassen: der vestibularis, janualis und atrialis waren das Vestibulum, die Janua und das Atrium. Auf die atrialis folgt als vierte Klasse: Philosophica, dann Logica, Politica, Theologica seu Theosophica. Diese sieben Klassen sollten binnen sieben Jahren, ungefähr vom zehnten bis zum siebzehnten Lebensjahre, zurückgelegt werden.

Man ersieht aus dem Plane des Comenius, daß es nicht seine Meinung war: in den drei untern Klassen sollten einzig Realien und Latein nach den genannten Lehrbüchern gelehrt werden. Katechese, Kalligraphie, Arithmetik, Geometrie und Musik kommen hinzu.

Ueberall zeigt sich die Bemühung, von Elementen aus methodisch fortzuschreiten. Wenn sich die unterste Klasse in der Geometrie mit Punkten (!) und Linien beschäftigt, so die zweite mit ebenen Figuren, die dritte mit Körpern.[2]

In der vierten Klasse sollte das Griechische hinzukommen, Latein für diese Klasse ganz zurücktreten, so daß erst von der fünften an lateinische Autoren gelesen würden, und zwar in der Absicht, den Styl zu bilden.[3]

In jeder Woche bestimmte Comenius eine Stunde zum Vorlesen von Zeitungen,[4] um so die Geschichte der Gegenwart und Geographie zu erleruen. — Geistliche Musik sollte täglich gesungen werden, wovon sich keiner, auch kein Adlicher ausschließen dürfe; bestimmte Stunden wurden für Figuralmusik ausgesetzt.

1) Opp. did. 3, 20.

2) An diesem Beispiele sehen wir auch schon dieselben Mißgriffe, wie sie später in der Pestalozzischen Schule sich finden.

3) Verba rara, phrases pulchras, inprimis autem sententias elegantes, et sic succum omnem extrahant, aus Cicero, Sallust ꝛc..

4) Id. 28 . . . praelegantur ordinariae mercatorum novellae. So der Mercurius Gallo- Belgicus.

wenn ſie Lucanicae, botuli, tomatula, billae, apexabones, tuceta, isicia u. ſ. w. merken ſollten. Und wozu merken? Etwa um mit dem Metzger latein zu ſprechen? Und wenn im claſſiſchen Latein einheimiſche Männer ſolch Sprechen mit anhörten, was würden ſie dazu ſagen? Oder vielmehr, was haben ſie geurtheilt über das Latein der Janua reserata? Scatet barbarismis Janua, ſagte z. B. Morhof. Kennt ein Knabe, ja kennt ein Mann die meiſten Handwerksausdrücke ſo wenig in ſeiner Mutterſprache, als Cicero ſie in der ſeinigen kannte, ſo billigt Comenius dieß Nichtkennen. Warum will er nun den Schülern die unerträgliche Laſt auflegen, jene Ausdrücke ſich ſogar auf Latein einzuprägen? Würde ſelbſt Latein die Univerſalſprache aller Völker — wozu nicht die geringſte Ausſicht iſt — ſo iſt es doch ganz undenkbar, daß ſich etwa ein Deutſcher mit einem türkiſchen oder japaniſchen Metzger im comeniusſchen Metzgerlatein unterreden könnte. —

Offenbar iſt daher das Latein eines Drittheils, ja vielleicht des halben Orbis pictus dem Schüler zu gar nichts nütze, und das halbe Buch dürfte ſonach mehr Werth haben als das ganze.

Was bewog aber den Comenius im Widerſpruch mit den von ihm aufgeſtellten Principien, ein ſo übervollſtändiges Schulbuch zu ſchreiben? Ich meine: ſeine Anſicht vom Parallelismus der Dinge und der Worte; eine der Realwelt adäquate Sprachwelt ſteht ihm als Ideal vor der Seele.[1] Sollte nun der Orbis pictus die vollſtändige Realwelt begreifen, ſo mußte, wohl oder übel, die verbale Erklärung der Bilder gleiche Vollſtändigkeit haben. —

9. Methodus novissima.[2]

Zwanzig Jahre, nachdem Comenius die Didactica magna geſchrieben, gab er die Methodus novissima heraus, welche er, vom Kanzler Oxenſtiern aufgefordert, ausgearbeitet hatte. Dies Werk hat nicht die Friſche und Kühnheit der Didactica, dagegen iſt es planmäßiger gearbeitet. — Es ſollte ja ein Studienplan ſein, ja die Principien enthalten, welche jedem rationellen Studienplane zu Grunde liegen müßten.[3] —

Als die drei Hauptſtücke ſeiner Methode nennt hier Comenius: den Parallelismus der Dinge und Worte; die lückenloſe Stufenfolge des Unterrichts und das leichte, angenehme, ſchnell fördernde Verfahren bei ſeinem Unterrichten, da der Schüler in ſteter Thätigkeit ſei.[4] Könnte die Methode, ſagt er, ſo genau in Vorſchriften gefaßt werden, als ſie von mir gedacht iſt, ſo würde ſie einem

1) Condendam suademus rerum et verborum tabulaturam quandam universalem, in qua mundi fabrica tota et sermonis humani apparatus totus, parallele disponantur. Opp. did. 2, 53.

2) Opp. did. 2, 1. seqq.

3) Mehreres aus der Methodus iſt ſchon gehörigen Orts mitgetheilt worden.

4) Ib. 211.

gut ausgeführten Uhrwerk gleichen, das taktfeſt ſich bewegt und durch ſeine Bewegung auch Schlafenden und anderweitig Beſchäftigten die Zeiten mißt, ohne abzuweichen, wenn es aber abweicht, leicht wieder ausgebeſſert wird.[1]

Der Geiſt denkt, die Zunge ſpricht, die Hand ſchafft, daher Wiſſenſchaft der Dinge, Kunſt der Werke und Rede.

In Gott ſind die Ideen, die Urtypen, welche er den Dingen aufprägt, die Dinge wiederum prägen ihre Bilder den Sinnen ein, die Sinne theilen ſie dem Geiſte mit, der Geiſt der Zunge, die Zunge den Ohren anderer, eine leibliche Vermittlung, da ſich die in Leibern eingeſchloſſenen Geiſter nicht auf rein geiſtige Weiſe unter einander verſtändigen können.[2]

Jede Sprache iſt in dem Maß gebildet, als ſie eine vollſtändige Nomenclatur beſitzt, für alle Dinge Worte hat, als bei ihr eine allgemeine lexikaliſche Uebereinſtimmung hinſichtlich des Sinns der Worte ſtattfindet, und ſie die Rede nach feſten (grammatikaliſchen) Geſetzen bildet.[3]

Es iſt eine Quelle von Irrthümern, wenn ſich die Dinge den Worten anbequemen müſſen, nicht umgekehrt[4] die Worte den Dingen.

Dieſelben Eintheilungen gelten für Worte wie für Dinge, wer Einſicht in die Wechſelverhältniſſe der Worte hat, der beobachtet die analogen Verhältniſſe um ſo leichter an den Dingen ſelbſt.[5]

Die vollkommenſte Sprache, ſagte Vives, würde die ſein, deren Worte die Natur der Dinge ausſprächen, welcher Art Adams Sprache geweſen ſein dürfte, in welcher er die Dinge benannte. Und Comenius glaubt, es könne eine reale Sprache geſchaffen werden, in welcher jedes Wort eine Definition repräſentiere und die ſchon durch ihren Klang dem Geiſte die Naturen der ausgeſprochenen Dinge vergegenwärtige.[6]

Wiſſen[7] heißt: etwas bilden können, ſei es durch den Geiſt oder durch die Hand oder durch die Zunge. Denn alles geſchieht durch ſolch Abbilden und Einbilden der Bilder der Dinge. Wenn ich nämlich ein Ding ſinnlich auffaſſe, ſo prägt ſich deſſen Bild dem Gehirn ein; bilde ich das Ding ab, ſo präge ich deſſen Bild der Materie auf. Spreche ich aber das gedachte oder abgebildete Ding in Worten aus, ſo präge ich es der Luft und durch dieſe dem Ohr, Gehirn und Geiſte eines andern ein. Die erſte Art des Einbildens heißt Scire, Wiſſen; auf die zweite und dritte Weiſe bilden können, heißt „Scire, Können."

1) Ib. 14. — 2) Ip. 24. — 3) Ib. 50. — 4) Ib. 52. — 5) Ib. 62 — 6) Ib. 67. 68

7) Ib. 94. Dieſe ſchwer überſetzbare Stelle lautet im Originale ſo: Scire est aliquid effigiare posse: seu mente, seu manu, seu lingua. Omnia enim fiunt effigiando, seu imaginando, h. e. imagines et simulacra rerum effingendo. Nempe cum rem sensu percipio, imprimitur imago ejus cerebro. Cum similem efficio, imprimo imaginem ejus materiae. Quando vero id quod cogito, aut efficio, lingua enuntio, imprimo ejusdem rei imaginem aëri, et per aërem alterius auri, cerebro, menti. Primo modo imaginari dicitur Scire, Wiſſen: secundo et tertio posse imaginari, dicitur Scire, Können.

So faßt Comenius das Wiſſen mit der bildenden und Rede-Kunſt in Einen Begriff des Bildens. Das Wiſſen iſt ihm ein Bilden, wobei ſich der Menſch receptiv verhält, der Geiſt empfängt die Bilder durch die Sinne, wie eine lebendige daguerrotypiſche Platte, es iſt der Prozeß des Einbildens. Dieſem entgegengeſetzt iſt der Prozeß des Ausbildens, da der Geiſt ſich in den bildenden und redenden Künſten ſchaffend äußert. —

Bei jeder Wiſſenſchaft, fährt Comenius fort, ſei ein dreifaches, er nennt es: Idea, Ideatum und Ideans. Idea iſt ihm das Urbild (imago archetypa), das Object der Wiſſenſchaft, Ideatum iſt das Abbild, das Product der Wiſſenſchaft, Ideans das producierende Inſtrument, nämlich der Sinn, die Hand, die Zunge. Wiſſenſchaft nimmt er in dem angegebenen Sinne. —

Lernen[1] heißt: von einem Erkannten zum Wiſſen eines Unbekannten fortſchreiten, wobei alſo ein dreifaches in Betracht kommt: ein Unbekanntes, ein Bekanntes und die geiſtige Bewegung, um vom Bekannten aus das Unbekannte zu erreichen.

Alles werde durch Beiſpiele, Regeln und Uebung gelehrt.

Dem Verſtande muß das Wahre, dem Willen das Gute, der ſchaffenden Kraft das Mögliche als Beiſpiel vorgehalten werden, woran ſich das durch Regeln geleitete Ueben anſchließt. Die Regeln darf man nicht den Beiſpielen voranſchicken. — Handwerker verſtehen ſich hierauf gut, keiner wird dem Lehrjungen einen theoretiſchen Vortrag über ſein Gewerbe halten, ſondern er läßt ihn zuſehen, wie er, der Meiſter, es angreift, dann gibt er ihm das Werkzeug in die Hände und lehrt ihn damit umzugehen und es ihm nachzumachen.[2] Thun kann nur durch Thun gelernt werden, Schreiben durch Schreiben, Malen durch Malen.

[3] Man gehe nicht auf ein Zweites über, bevor man nicht des Erſten mächtig; beim Zweiten wiederhole man das Erſte.

[4] Man lehre ſtufenweiſe, und ſchreite vom Leichten zum Schweren, vom Wenigen zum Vielen, vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten, vom Nähern zum Entfernteren, vom Regelmäßigen zum Anomaliſchen fort.

Zur Wiſſenſchaft gelangen wir einmal durch ſinnliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen, dann indem wir vom Gegenwärtigen auf Abweſendes ſchließen, zuletzt durch Mittheilung Anderer.[5]

Augenſchein erſetzt die Demonſtration. Gut iſts, dasſelbe Ding mit mehreren Sinnen aufzufaſſen.[6]

Man begreift ein Ding, wenn man ſein Inneres ſo erkennt, wie man ſein Aeußeres durch die Sinne auffaßt. Zu dieſem innern Schauen gehört ein geſundes geiſtiges Auge, ein klarer Gegenſtand und verweilendes Betrachten.[7]

1) Ib. 95. — 2) Ib. 103. 129. — 3) Ib. 106. — 4) Ib. 109. — 5) Ib. 113. — 6) Ib. 114. — 7) Ib. 116.

In einer bestimmten Zeit fasse man nur Einen Gegenstand ins Auge, und zwar zuerst den ganzen Gegenstand, darnach seine Theile.

Beim Urtheilen vergleicht man das Abbild mit dem Urbilde (ideatum cum idea).[1]

Das Gedächtnis hat drei Aufgaben: einprägen, festhalten, erinnern.[2]

Die einzuprägenden Gegenstände müssen klar, zusammenhängend, geordnet sein, der auffassende Sinn nicht überfüllt mit Eindrücken, welche sich in ihm verwirren; er sei still, nur auf Eins gerichtet und dieß mit Liebe (animo affectuoso) oder Bewunderung.

Festhalten wird durch Wiederholen, Excerpieren ꝛc.; Erinnern durch den innern Zusammenhang der Dinge erleichtert. —

Die Jüngsten müssen in sinnlichen Dingen unterrichtet werden, ihnen prägen sich die Bilder am festesten ein;[3] für sie gehören Beispiele, Vorschriften, nicht abstracte Regeln.

Der Lehrer sei nicht ein allzuguter Kopf; ist ers, so lerne er Geduld.[4] Cicero sage schon: je geschickter und geistreicher ein Lehrer sei, um so reizbarer und ungeduldiger lehre er, denn es peinige ihn zu sehen, daß seine Schüler langsam begriffen, was er schnell gelernt. —

Die schnell auffassenden Schüler sind nicht immer die besten.[5]

Faulheit des Schülers muß durch Fleiß des Lehres ersetzt werden.

Anfänger müssen sich streng an die Vorschrift halten, weiter geförderte sollen von ihr unabhängig und frei verfahren, Anfänger langsam arbeiten, geförderte schneller und schneller.[6] —

Wer schnell lehren will, fasse gleich anfangs das Ziel ins Auge und gehe stracks drauf los, ohne sich bei Nebensachen aufzuhalten, habe alle Lehrmittel immer bereit zur Hand und Eine Methode in verschiedenen Disciplinen, damit der Schüler bei neuen Materien nicht zugleich mit neuen Formen zu schaffen bekomme.[7]

Angenehm wird das Lernen den Schülern gemacht, wenn der Lehrer sie freundlich und ihrer Natur gemäß behandelt, wenn er ihnen das Ziel ihrer Arbeit zeigt, sie nicht bloß zusehen und zuhören, sondern zugreifen und mitsprechen läßt, auch auf Abwechslung bedacht ist.[8]

Gründlich zu lehren[9] bedarf es klarer, ausgesuchter Beispiele und Vorschriften, weniger zuverlässiger Regeln und ausdauernder Uebung. Es bedarf sicherer Fundamente, eines vorsichtigen Fortbaus, auch Vollständigkeit, Examinieren und Repetieren ist nöthig. Besonders wichtig ist es, daß jeder Schüler

1) Ib. 120, — 2) Ib. 121. — 3) Ib. 132. — 4) Ib. 133. — 5) Ib. 134. — 6) Ib. 135. — 7) Ib. 139 sqq. — 8) Ib. 142. sqq. — 9) Ib. 146.

angehalten werde, selbst zu lehren. Fortius sagte: von seinen Lehrern habe er viel gelernt, mehr von seinen Mitschülern, am meisten von seinen Schülern.[1]

Die Schule ist eine Werkstätte der Humanität; sie soll die Menschen zum rechten fertigen Gebrauch ihrer Vernunft, Rede und ihres Kunsttalents, zur Weisheit, Beredsamkeit, Geschicklichkeit und Klugheit ausbilden.

So erzieht man diese jungen Ebenbilder (imagunculas) Gottes, oder vollendet sie vielmehr den in ihnen durch göttliche Kunst gezogenen Umrissen von Güte, Macht und Weisheit[2] gemäß.

Die Kunst, Menschen zu bilden ist keine oberflächliche, sondern eines der tiefsten Geheimnisse der Natur (rerum) und unsres Heils.[3]

10. Unum necessarium.

Wir blickten zurück in eine frühere Vergangenheit, um des Comenius Vorläufer, wir blicken vorwärts in die spätere Zeit, um seine Nachfolger kennen zu lernen. — Erasmus, Vives, Campanella und vorzüglich Baco übten auf ihn, wie wir sahen, großen Einfluß. Ein Fünfter stand ihm der Zeit und seiner ganzen Lebensrichtung nach am nächsten, nämlich Wolfgang Ratich.[1] Manche Grundsätze des Comenius scheinen von Ratich entlehnt zu sein. Dahin gehört das Lob der natürlichen Methode im Gegensatz der herrschenden widernatürlichen, das Dringen auf Erlernen der Muttersprache, das Verwerfen des Zwangs beim Unterricht, das Voranstellen des Uebens vor den theoretischen Regeln, des Kennenlernens der Substanzen vor analytischer Betrachtung ihrer Accidenzen u. A. Bei einer Vergleichung der gegebenen Charakteristik des Ratichius mit der des Comenius, werden dem Leser noch andere Aehnlichkeiten in die Augen fallen, aber auch bedeutende Unähnlichkeiten. Waren z. B. beide Männer christlich gesinnt, so finden wir doch in Ratich einen entschiedenen Anhänger der lutherischen Confession, während dem Comenius eine Vereinigung aller Confessionen höchstes Ideal war. Ratichs Methode des Unterrichts im Latein ist von der des Comenius durchaus verschieden; wenn dieser verlangt: jeder Schüler solle beim Unterricht ununterbrochen selbstthätig sein und mitsprechen, so erlaubt Ratich nur dem Lehrer zu reden, und legt dagegen dem Schüler ein pythagoreisches Stillschweigen auf.

Der Einfluß des Comenius auf spätere Pädagogen ist unberechenbar, vornämlich auf die Methodiker. Oft dürfte es jedoch schwer zu ermitteln sein, ob diese ihn gekannt oder auf eigenem Wege Gleiches wie er gefunden haben. Wir

1) Ib. 150. Saepe regare; rogata tenere; retenta docere. Haec tria discipulum faciunt superare magistrum.

2) Ib. 251. sqq. — 5) Ib. 273,

3) Comenius bat, wie erwähnt, den Ratich brieflich um Mittheilungen über seine Lehrweise, erhielt aber keine. Doch kannte er des Helvicus Bericht und gewiß auch die 1626 erschienene Methodus institutionis nova Ratichii et Ratichianorum.

werden bei Rouſſeau, Baſedow und Peſtalozzi vieles ganz mit Comenius Uebereinſtimmende finden, was ich hier nicht vorgreifend darlegen will. —

Aber im Verfolg der Geſchichte werde ich deshalb noch oft auf dieſen außerordentlichen Mann zu ſprechen kommen, da ſeine Werke die Anfänge ſo vieler ſpäteren Entwicklungen enthalten. —

Comenius iſt eine große, ehrwürdige Leidensgeſtalt. Verfolgt und heimathlos umherirrend während jener entſetzlichen, verwüſtenden dreißig Kriegsjahre, verzweifelte er nicht, ſondern mit ausdauernder glaubensſtarker Treue arbeitete er unermüdet dahin, die Jugend beſſer für eine beſſere Zukunft zu erziehen. Scheint es doch, als hätte ſeine zweifelloſe Sehnſucht in einem großen Theile Europas viele, von der grimmigen Zeit niedergebeugte, ernſte Männer aufgerichtet und auch ſie mit der Hoffnung belebt: durch fromme und weiſe Erziehung ſei eine gottgefälligere Generation herbeizuführen. Adolph Taſſe, ein gelehrter hamburger Profeſſor der Mathematik, ſchreibt:[1] „in allen Ländern Europas betreibt man das Studium einer beſſern Lehrkunſt mit Enthuſiasmus. Hätte Comenius auch nichts weiter geleiſtet, als daß er eine ſolche Saat von Anregungen in aller Seelen ausgeſtreut, ſo hätte er genug geleiſtet.“ —

Ich erwähnte, daß Comenius in ſeinem 77ſten Lebensjahre Bekenntniſſe ſchrieb, aus denen wir ſeine Frömmigkeit kennen lernen, ſeine innige Liebe, ſeine Sehnſucht, nach den verſchiedenſten Richtungen hin unermüdet Gutes zu wirken. Der Titel des Buchs iſt: „das Eine, was noth zu wiſſen, was im Leben, im Tode und nach dem Tode noth, was der durch das Unnöthige dieſer Welt ermüdete und zu dem Einen, was noth ſich zurückziehende Greis Johann Amos Comenius in ſeinem 77ſten Jahre der Welt zu erwägen gibt.“ Ein Auszug aus dieſer merkwürdigen Schrift möge meine Charakteriſtik beſchließen.[2]

„Die allgemeinen Labyrinthe[3] des menſchlichen Geſchlechtes habe ich beſchrieben: ſoll ich nun meine eignen Irrſale erzählen? Ich wollte ſie mit Stillſchweigen übergehen, wenn ich nicht wüßte, daß ich auch Zuſchauer meines Thuns und meines Leidens gehabt, und fürchtete, Aergernis durch Irrthümer zu geben, die ich nicht verbeſſerte. Aber weil es meinem Gott gefiel, mir ein Herz, das dem gemeinen Nutzen zu dienen begierig iſt, zu ſchenken, und er mir auferlegte, eine

1) Taſſe, Verfaſſer vieler mathematiſchen Schriften, ſtarb 1654. Der Brief ſcheint aus den Vierziger Jahren des 17ten Jahrhunderts zu ſein. Opp. did. 1, 455.

2) Der lateiniſche Titel des mir vorliegenden Buchs iſt: Unum necessarium in vita et morte et post mortem, quod non-necessariis mundi fatigatus et ad Unum Necessarium sese recipiens senex J. A. Comenius anno aetatis suae 77 mundo expendendum offert. Terent. Ad omnia aetate sapimus rectius. Edit. Amstelodami 1668, nunc vero recusum Lipsiae 1734. Joh. Georg Müller gab im zweiten Bande der „Bekenntniſſe merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt“ einen Auszug aus Comenius Schrift, dem ich großentheils folge.

3) Er erklärt im Anfang des Buchs das Mährchen von dem Labyrinth des Minos als ein lehrreiches Bild von den vielfachen Verirrungen der Menſchen, daher die öftere Wiederholung dieſes Bildes im Verfolg.

öffentliche Rolle zu spielen, und einige meiner Handlungen gemißbilligt worden sind, so glaubte ich dieß berühren zu müssen, damit, wenn einige mich für ein Muster von Fürwitz und unnöthigen Bemühungen gehalten haben, oder noch halten, sie an meinem Beispiel sehen mögen, daß man auch bei guten Vorsätzen irren könne, und durch meine Erinnerungen lernen, entweder dieses zu verhüten, oder wie ich, es zu verbessern. Denn was der Apostel sagt: ‚Thun wir zu viel, so thun wirs Gott, sind wir mäßig, so sind wir für euch mäßig' (2 Cor. 5); das hat ein jeder treue Knecht Gottes auf sich zu ziehen, damit, wo er etwa geirrt, er Gott seinen Irrthum bekenne, und, wenn er selbst gelernt hat diesen Irrthum zu verbessern, er es seinem Nächsten zu Nutzen kommen lasse.

Ich danke also meinem Gott, der gewollt, daß ich zeitlebens ein Mann der Sehnsucht sein sollte.[1] Und ob Er gleich dadurch mich in manche Labyrinthe hat gerathen lassen, so gewährte er mir es doch, daß ich mich entweder aus den meisten bereits wieder herausarbeitete, oder er führt mich selbst noch jetzt an seiner Hand zum Anschauen der seligen Ruhe. Denn die Sehnsucht nach dem Guten, wie sie auch immer in eines Menschen Herzen sei, ist allezeit ein Bächlein, das aus der Quelle alles Guten, aus Gott, herfließt. Die Schuld liegt an uns, wenn wir nicht dem Bächlein folgend, bis zu seiner Quelle hinauf oder bis zu seinem Ausfluß ins Meer gelangen, wo die Fülle und Sättigung alles Guten ist. Doch Dank sei der Güte Gottes, sie führt uns durch die manchen Irrgänge unserer Labyrinthe an dem geheimen Ariadnefaden seiner Weisheit immer endlich wieder zu Ihm, der Quelle und dem Meer alles Guten, zurück. Auch mir ist dieß widerfahren, und ich freue mich, daß ich nach so unzähligen seither gehabten Begierden nach bessern Dingen, deren Zahl ich nicht weiß, immer näher dem eigentlichen Ziele all meines Verlangens zugeführt werde, indem ich erkenne, daß all mein Thun bisher entweder ein bloßes Hin- und Wiederlaufen einer geschäftigen Martha gewesen, (doch aus Liebe zu dem Herrn und seinen Jüngern!) oder nur ein Wechsel des Laufens und der Ruhe. Nun aber liege ich endlich mit Maria zu den Füßen Jesu, und spreche mit David: ‚das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte!'

Ich habe gesagt, daß ich alle meine Arbeiten um des Herrn und seiner Jünger willen aus Liebe übernommen habe; ein andres ist mir nicht bewußt, und verflucht sei jede Stunde und jeder Augenblick, der in irgend einer Thätigkeit anders angewandt wurde! —

Eine meiner vorzüglichen Bemühungen bezog sich auf die Schulverbesserungen, die ich aus Verlangen, die Jugend in den Schulen aus den beschwerlichen Labyrinthen herauszuführen, worein sie verwickelt worden war, über mich nahm und viele Jahre fortsetzte. Einige hielten dieß für eine dem Amte eines Theologen fremde Sache, als ob Christus diese zwei: ‚weide meine Schafe und weide

1) Er war, wie ein merkwürdiges neues Buch den Titel führt, un Homme de désir.

meine Lämmer!' nicht verbunden und beide seinem geliebten Petrus aufgetragen hätte! Ihm, meiner ewigen Liebe! sage ich ewigen Dank, daß Er solche Liebe zu seinen Lämmern in mein Herz gelegt und Segen gegeben hat, daß die Sache dahin gedieh, wohin sie gediehen ist. Ich hoffe und erwarte es zuversichtlich von meinem Gott, daß meine Vorschläge einst ins Leben treten werden, wenn nun der Winter der Kirche vergangen, der Regen aufgehört hat, und die Blumen im Lande hervorkommen werden; wenn Gott seiner Heerde Hirten nach seinem Herzen, die nicht sich selbst, sondern die Heerde des Herrn weiden, geben, und der Neid, der gegen die Lebendigen gerichtet ist, nach ihrem Tode aufhören wird.

Mein zweites langwieriges und beschwerliches Labyrinth war die Arbeit zum Frieden, oder mein Verlangen, die über verschiedene Glaubensartikel auf eine höchst schädliche Weise streitigen Christenparteien, wenn es Gott gefiele, zu vereinigen, was mir viel Mühe kostete. Ich habe zwar von dem noch nichts in Druck gegeben, vielleicht aber geschieht es noch. Daß ich bisher noch nichts herausgab, geschah wegen der Unversöhnlichkeit gewisser Leute, deren grimmigen Haß auf mich zu laden vertraute Freunde für unzeitig hielten. Aber ich werde es noch veröffentlichen, weil man am Ende Gott mehr als die Menschen fürchten muß.[1] Unsere Zeit war so, wie einst das Gesicht des Elias auf dem Horeb, da er nicht aus der Höhle herauszugehen wagte, als Sturmwind, Feuer und Erdbeben vor dem Herrn hergiengen. Allein es wird auch der Zeitpunkt kommen, wo Elias ein sanftes Säuseln und in demselben die Stimme des Herrn hören wird. Jetzt ist einem jeden sein Babel schön, und er glaubt, es sei Jerusalem selber, welchem niemand, ihm aber alles weichen müßte. Man nennt es mit Unrecht eine Verwegenheit, wenn jemand im Vertrauen auf Gott und seine gute Sache die ganze Welt anreden und zur Besserung ermahnen will. Sind wir ja doch alle auf dem großen Schauplatz der Welt beisammen und was da oder dort geschieht, geht alle an. Wir sind auch alle Eine große Familie. Mit demselben Rechte, womit ein Familienglied dem andern zu Hilfe kömmt, dürfen wir Menschen unsern Mitmenschen behilflich sein. Nächstenliebe predigt die ganze heilige Schrift, die gesunde Vernunft lehrt sie. Socrates wollte lieber sterben, als das Gute nicht lehren, und Seneca sagt: ‚Wenn ihm die Weisheit nur für sich gegeben würde, und er sie niemand mittheilen dürfte, so begehre er sie lieber gar nicht.' . . .

Außer diesem bin ich, aber nach Gottes Willen! noch in ein anderes ungewöhnliches Labyrinth gerathen, indem ich die göttlichen Offenbarungen, die zu unserer Zeit geschehen sind, unter dem Titel: Lux in tenebris, oder e tenebris herausgab. Viel Mühe und Arbeit, aber auch viel Furcht, Neid und Gefahr verursachte mir dieß, da man mich wegen meiner Leichtgläubigkeit verlachte. Wenn

1) Es unterblieb wegen seines, bald nachdem er dieses geschrieben, erfolgten Todes.

etliche Weißagungen nicht in Erfüllung gehen, so will ich mich hüten, darüber zornig zu werden, was dem Jonas nicht wohl bekommen ist. Denn vielleicht hat Gott Ursachen, seine Beschlüsse oder wenigstens die Offenbarungen derselben zu ändern! Vielleicht wollte er hier zuerst zeigen, was die Menschen ohne ihn nicht können; um in künftigen Zeiten zu zeigen, was er ohne die Menschen oder durch sie, wenn er sie einmal zu seinem Willen gebracht hat, thun könne.

Was soll ich denn nun anfangen nach so vielen Labyrinthen und sisyphischen Steinen, womit ich mich meine ganze Lebenszeit geplaget habe? Soll ich mit Elias sagen: ‚So nimm nun, Herr, meine Seele von mir, denn ich bin nicht besser, als meine Väter!‘ Oder mit David: ‚Verlaß mich nicht, Gott, im Alter . . . bis ich deinen Arm verkündige allen, die noch kommen sollen!‘ — Keines von beiden! damit ich nicht durch ängstliches Verlangen des einen oder andern beunruhigt werde, sondern ich will mein Leben und Sterben, meine Ruhe und Arbeit dem Willen Gottes anheim stellen und mit verschloßnen Augen ihm folgen, wohin er mich führen wird, voll Zuversicht und Demuth mit David betend: ‚Leite mich nach deinem Rath, und nimm mich endlich mit Ehren an!‘ Und was ich hinfort thun werde, soll nicht anders geschehen, als wäre es mir von Christo selbst aufgegeben, damit ich je länger, je mehr, mit dem einigen Nothwendigen zufrieden, alles Unnöthige wegschaffe oder verbrenne. Werde ich ja bald in das himmlische Vaterland abgehen, und alles Irdische hinter mir lassen! Ja, alles, was ich von irdischen Sorgen noch auf mir habe, will ich verlassen, und lieber mit Feuer verbrennen, als mich ferner damit schleppen.

Soll ich diesen meinen letzten Vorsatz noch deutlicher erklären, so sage ich: eine geringe Hütte, sie sei, wie sie wolle, soll mir statt eines Palastes sein, oder, wo ich keine eigne haben kann, da ich mein Haupt hinlege, so will ich nach dem Beispiel meines Herrn zufrieden sein, wenn mich Jemand unter sein Dach aufnimmt. Oder ich will unter dem Dach des Himmels bleiben, wie Er die letzten Nächte auf dem Oelberg, bis mich die Engel, wie den Bettler Lazarus, in ihre Gesellschaft holen. Statt eines kostbaren Kleides will ich mich, wie Johannes, an einem rauhen Gewand begnügen. Brot und Wasser sollen die Stelle eines köstlichen Tisches vertreten, und kömmt noch ein kleines Zugemüse dazu, so will ich die Güte Gottes dafür loben. Meine Bibliothek soll aus dem dreifachen Buche Gottes bestehen; meine Philosophie soll sein, daß ich mit David die Himmel und die Werke Gottes betrachte, und mich verwundere, daß Gott, der Herr so großer Dinge, sich herabläßt, auf mich armen Wurm zu sehen. Meine Medicin soll wenige Kost und öfteres Fasten sein. Meine Rechtsgelehrsamkeit, daß ich andern thue, was ich will, daß sie mir thun. Fragt jemand nach meiner Theologie, so will ich, wie der sterbende Thomas von Aquino, da ich auch bald sterben werde, die Bibel nehmen und mit Herz und Mund sagen: ‚Ich glaube, was in diesem Buche geschrieben steht‘; frägt er genauer nach meinem Glaubensbekenntnis, so *will* ich ihm das apostolische nennen, da ich kein kürzeres, einfältigeres und nach-

drücklicheres weiß, das alle Streitfragen entscheidet. Frägt er nach meiner Gebetsformel, so will ich ihm das Gebet des Herrn weisen, da niemand einen besseren Schlüssel geben konnte, das Herz des Vaters aufzuschließen, als der eingeborene Sohn, der aus des Vaters Schooße kam. Frägt man nach meinen Lebensregeln, so sind es die zehn Gebote, weil ich glaube, daß niemand, was Gott gefalle, besser sagen konnte, als Gott selbst. Will man meine Kasuistik wissen, so will ich antworten: alles Meinige sei mir verdächtig, daher fürchte ich mich, auch wenn ich recht thue, und rufe demüthig: Ich bin ein unnützer Knecht! habe Geduld mit mir!

Aber was werden die Bewunderer der menschlichen Weisheit hiezu sagen? Sie werden wohl den alten Narren auslachen, der von dem Gipfel seiner Ehre zu dem tiefsten Grad der Selbsterniedrigung herabsteigt! Sie mögen lachen, wenns ihnen beliebt! mein Herz wird auch lachen, daß es den Wirren entronnen ist. Ich habe den Hafen gefunden, Schicksal und Zufall lebt wohl, sagt der Dichter; ich sage: ich habe Christum gefunden, fahrt hin ihr eiteln Götzen! Er ist mir alles. Sein Fußschemel soll mir mehr als alle Throne der Welt, und seine Niedrigkeit mehr als alle Hoheit sein. Mir däucht, ich habe den Himmel unter dem Himmel gefunden, seit ich die Fußstapfen dieses Führers zum Himmel deutlicher vor Augen sehe, als sonst jemals. Den Fußstapfen nachzugehen, ohne abzuweichen, wird mir der sicherste Weg zum Himmel sein. Mein ganzes Leben war nicht mein Vaterland, sondern eine Wanderschaft, meine Herberge ward immer und immer verändert und nirgends fand ich eine bleibende Wohnung. Nunmehr sehe ich mein himmlisches Vaterland schon nahe, zu dessen Pforte mich mein Führer, mein Licht, mein Erlöser gebracht hat, der vorangegangen ist, mir in seines Vaters Hause eine Stätte zu bereiten. Bald wird er kommen, mich aufzunehmen, damit ich sei, wo er ist. Ja, Herr Jesu, ich danke dir, du Anfänger und Vollender meines Glaubens! der du mich unvorsichtigen Wanderer, da ich mich von dem Ziele meiner Reise auf tausend Abwege verirrte, in tausend Nebenwerke zerstreute und aufhielt, doch so weit gebracht hast, daß ich nunmehr die Grenzen des verheißenen Landes vor mir sehe, und nichts als den Jordan des Todes noch zu durchwaten habe, um bald zu seinen Lieblichkeiten selbst zu gelangen. Ich lobe und preise deine heiligste Vorsicht, o mein Erretter, daß du mir auf dieser Erde kein Vaterland und keine Wohnung gegeben hast, sondern daß sie mir nur ein Ort der Verbannung und der Pilgerschaft hat sein müssen und ich mit David sagen konnte: ‚ich bin beides dein Pilgrim und dein Bürger.‘ Ich kann nicht sagen, wie Jacob: ‚meiner Tage sind wenig, und sie langen nicht an die Tage meiner Väter.‘ Denn du hast gemacht, daß die meinigen die Tage meines Vaters und Großvaters und vieler Tausende, welche mit mir durch die Wüste dieses Lebens giengen, übertreffen. Warum du dieses gethan hast, das weißest du — ich überlasse mich beständig deinen Händen. Du hast mir allezeit, wie dem Elias in der Wüste, einen Engel zugesandt mit einem Bissen Brotes

und Trunk Wassers, daß ich nicht vor Durst und Hunger stürbe. Du hast mi vor der gemeinen Thorheit der Menschen bewahrt, die allerlei Zufälliges fi das wesentliche Gut, den Weg für das Ziel, das Streben für die Ruhe, d Herberg für die Wohnung, die Wanderschaft für das Vaterland halten; mi aber hast du zu deinem Horeb geführt, ja getrieben. Gelobet sei dein heilig Name!"

5. Das Jahrhundert nach dem westphälischen Frieden.

Nach Abschluß des westphälischen Friedens waren redliche Fürsten und Ma gisträte der freien Reichsstädte bemüht, die Schulen wieder herzustellen. E war dieß um so nöthiger, als die, während des wüsten dreißigjährigen Krieg aufgewachsene Generation, in sittlich-religiöser Hinsicht wie in Kenntnissen sel zurückgekommen war. —

Die zunächst nach dem Frieden erschienenen Schulordnungen schließen sic meist denen des 16ten Jahrhunderts an. Latein bleibt Hauptgegenstand de Lernens, zunächst steht griechisch.

Spätere Ordnungen vom Ende des 17ten und den ersten Decennien de folgenden Jahrhunderts zeigen dagegen einen sehr veränderten Charakter. Ma trieb das Alte nicht mehr auf die alte Weise und mehr und mehr neue Gege stände wurden allmählich in den Kreis des zu Erlernenden aufgenommen.

Betrachten wir zuerst die Methode, welche man beim Lehren des Latei befolgte.

In der Schulordnung, welche der Rath zu Frankfurt am Main 1654 pul licierte, wird noch tägliches Lateinsprechen befohlen. „Diejenige, heißt es', anders denn latine oder etwas ungebührliches oder Gotteslästerliches reden, solle je nach Gelegenheit der Uebertrettung (jedoch mit guter Bescheidenheit) gezüchti werden." Ganz übereinstimmend mit Trotzendorf, Sturm und den Jesuiten. – Ob ein Lateinsprechen der Art zu billigen sei, daran zweifelte Feuerlein, d Inspector des Nürnberger Gymnasii.[1] „Bißher, sagt er, verbinden unsere leg die Knaben auch wohl in untern Classen sub poena dazu, nichts anders a Latein zu reden, da man meinte, auch außer dem usu expeditiore hujus lingu etwa so viel damit zu gewinnen, daß sie nicht so gar viel mit einander plaude sollen." Andere seien dagegen so gar „scrupulös," daß sie die Jugend gar nic

1) „Des aus der Asche von Grund neu erbauten Nürnbergischen Gymnasii zu St. Aeg dien bisherige Fata, in drei vollendeten Periodis und die mit desselben, nunmehro angehend vierten Periode oberherrlich erneuerte und verbesserte Lehr- und Zucht-Anstalt u. s. w. von J. C. Feuerlein zu St. Egidien Pastore und des Gymnasii Inspectore. 1699." S. 95.

zum Lateinreden anhalten wollen, damit ſie ſich nicht „ein unartig Latein“ angewöhnten.[1] Es werde ein Mittelweg einzuſchlagen ſein zwiſchen dieſer allzugroßen Scrupuloſität, mit der man „der Zunge junger Leute mit dem Latein oder des Lateins vielmehr mit ihrer Zunge ſchone und dem, daß ſich die Knaben kein ſo gar kahles Küchen-Latein angewöhnten.“ Sie müßten nicht unter ſich, ſondern nur unter Aufſicht der Lehrer latein reden.[2] „Im übrigen glaub' ich, fügt Feuerlein hinzu, daß es nicht gar nöthig ſei, unſern jungen Leuten das Latein-Reden bei ſich ſelbſt unter einander zu verbieten.“

Man fieng offenbar an, das Lateinreden mit andern Augen anzuſehen als in den frühern Jahrhunderten, da man es von allen, ſelbſt den jüngſten Schülern verlangte. Weil es damals als die zweite Mutterſprache der Knaben galt, ſo lehrte man es auch, wie man die Mutterſprache lehrt. Wie dieſe von den Kleinſten anfangs verſuchsweiſe höchſt entſtellt und nur allmählich fehlerfreier geſprochen wird, ſo ließ man ſich auch das unbeholfenſte lateiniſche Kauderwelſch der jüngſten Knaben gern gefallen. Jetzt aber trat man mit andern Forderungen auf; die Schüler ſollten lieber ſchweigen, als ſchlecht latein ſprechen,[3] das gute Sprechen aber durch anhaltendes Leſen der Klaſſiker erlernen. Sah man das Latein nicht mehr als zweite Mutterſprache an? — Dieſer veränderten Anſicht vom Lateinreden entſprach Folgendes. Früher lernte man Latein aus latein abgefaßten Grammatiken, wogegen zuerſt Ratich auftrat.[4] Ihm folgten die Schul-

1) Der Verfaſſer citiert hierbei Wagenſeils Praecepta de copia verborum und de stylo. (Joh. Chriſtoph Wagenſeil, geb. in Nürnberg 1633, geſt. 1705 als Profeſſor in Altorf; ein ſeiner Zeit ſehr angeſehener Polyhiſtor. Er ſchrieb unter A.: von Erziehung eines Printzen, der vor allen Studiis einen Abſcheu hat.) Er ſagt in dem Citat: Infantes statim docentur Latinas expressiones conari; pueris plerumque severa lege interdictum est, ne domi, ne in schola, ne inter congerrones verbum ullum, nisi Latinum proferant. Hinc jam fit ut quidquid in buccam venit egerendo, multasque semper voces, quas non audivisse satius foret, audiendo, non eloquentiae latinae sed solius loquentiae habitum imprudenter contrahant.

2) Auch in „E. E. Raths der Stadt Hamburg Ordnung der öffentlichen St. Johannes Schule. 1732“ heißt es: die Jugend ſolle inſonderheit in den 2 oberſten Klaſſen latein ſprechen und „unter des Praeceptoris Aufſicht eine Probe, da die Schüler lateiniſch mit einander reden“ angeſtellt werden. S. 15.

3) Hieronymus Wolf ſagte ſchon: Nec minima pueri virtus est tacere, cum recte loqui nesciat.

4) Nach ihm auch Comenius und Balthaſar Schuppius (1610—1661). Der letztere ſagt: „die erſte Hinderniß, welche die Grammatik den Lernenden ſchwer und zuwider machet, iſt, daß ſie ſelbe in einer ihnen noch unbekandten Sprache lernen ſollen, und die Praecepta Grammatices man ihnen im Latein vorleget, und alſo ignotum per aeque ignotum dociren und durch unbekandte Mittel ſie zur Erlernung eines unbekandten Dinges anführen will.“ B. Schuppii Schriften S. 161. J. M. Gesner ſchloß aus jenem Gebrauch: latein geſchriebener Grammatiken in deutſchen Schulen, daß die Grammatik überhaupt nicht für Anfänger gehöre, ſondern für ſolche, welche auf anderm Wege ſchon einigermaßen des Lateins mächtig geworden (?). J. M. Gesners kl. deutſche Schriften, 302.

ordnungen der zweiten Hälfte des 17ten, der erſten Decennien des 18ten Jahrhunderts. In Quinta, ſchreibt die Frankfurter Schulordnung von 1654, „ſoll die neue teutſche Grammatic, loco Compendii Grammaticae Giessensis tractirt werden.“ [1] Der Nürnberger Feuerlein ſagt: [2] er ſei gefragt worden, „ob es in Erlernung der lateiniſchen Sprache bei der lateiniſchen Grammatica verbleiben ſolle, oder eine Teutſch geſchriebene Grammatica einzuführen für rathſam möchte befunden werden?“ Man entſchied ſich für die deutſche Grammatik von Seybold. — Auch die gerühmte märkiſche lateiniſche Grammatik, welche die Berliner Rectoren im Jahre 1728 verfaßten, war deutſch. —

Eine Vergleichung der früheren dramatiſchen Aufführungen in Schulen mit den ſpätern dürfte auch hierher gehören. [3] Sturm drang darauf, daß in jeder Woche Stücke des Terenz und Plautus aufgeführt würden; ſein Zweck war Förderung der Fertigkeit im Lateinſprechen. Viele Schulen folgten ihm hierin. [4] In Oels führte man den Terenz, auch Colloquia des Erasmus auf; in Liegnitz [5] empfahl man (1617) den Terentius christianus. Dennoch, heißt es, laſſen wir es bei des „hochberühmten Herrn Sturmii judicio bewenden, deſſen Rath iſt, daß man mehr auf recitationes und actiones scenicas, als lectiones et explicationes operosas Comoediarum et Tragoediarum veterum in Schulen bedacht ſein ſolle.“ Auch in Göttingen gab man Stücke des Plautus und Terenz. [6]

Allein dabei blieb man nicht ſtehen. Einmal ſchrieben Gymnaſiallehrer ſelbſt, lateiniſche zum Theil ſehr ſeltſame Stücke, wobei ſie den urſprünglichen Zweck des Uebens im Lateinreden mit Beſeitigung terenzianiſcher Unſauberkeit im Auge haben konnten; zuletzt aber ſcheint das Aufführen deutſcher Stücke, welches ſchon im 16ten Jahrhundert begann, ſehr vorgewaltet zu haben. Von Uebung im Lateinſprechen war dann nicht mehr die Rede.

Unter den lateiniſchen Schuldramen werden des Frankfurter Rectors Hirtzwig Belsasar, Lutherus und Jesulus comoedia sacra de nativitate Christi erwähnt; [7] in Neuſtettin ließ Rector Tesmar 1684 eine Comödie de rustico ebrio qui princeps creabatur, aufführen. [8]

Auf dem Gymnaſium zu Salzwedel [9] gab man Alexander den Großen

1) S. 8. In Quarta trat aber die Gießener Grammatik ein.

2) L. c. 54.

3) Deutſche Schuldramen berühre ich nur, indem ich auf Gervinus verweiſe, der in ſeiner ausgezeichneten Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen (3, 69 ff.) eine reiche Fülle von Thatſachen mitgetheilt hat (vgl. unter A. S. 83. 87—94), zu denen ich hier einige hinzufüge.

4) Oelsniſches Gymn.-Programm, geſchrieben von C. Leißnig. 1841. S. 21.

5) Liegnitzer Gymn.-Programm des Dir. M. Köhler. 1841. S. 21.

6) Dir. Kirſten 1827. L. c. S.

7) Bömel I. c. 13.

8) Geſchichte des Gymn. zu Neuſtettin von Dir. A. Gieſebrecht. 19.

9) Einladungsſchriften zu den Schulfeierlichkeiten des Gymn. zu Salzwedel vom Rector Danneil. 1833. S. 64.

nach Curtius. Außer den geſchichtlichen Perſonen traten auf: der Engel Gabriel, Fama, eine Menge Kammerpagen, ein Geſpenſt, ein Kurier. Ein zweites Stück war: Epaminondas vor dem Halsgericht in Theben. Zwiſchen je zwei lateiniſchen Acten wurde ein ganz diſparates deutſches Zwiſchenſpiel eingeſchaltet, welches den Krieg der Choral- und Figuralmuſik vorſtellte; Apollo und die Muſen traten auf. Im Drama: Herkules am Scheidewege, agierten die 7 Künſte, dann 3 Soldaten, 3 Studenten, welche ein Studentenlied ſangen u. ſ. w. Und dieſe Stücke wurden von ſpätern deutſchen — oder vielmehr deutſchlateiniſchen und deutſchfranzöſiſchen Schuldramen an jämmerlicher Abgeſchmacktheit überboten. So führte man im Jahre 1723 zu Thorn einen „Actus dramaticus von dem bedrückten und erhöheten Joſeph“ im Gymnaſio auf, zu welchem der Verfaſſer, ein Gymnaſiallehrer, einlud. „Nun ich hierzu, ſagt er, eine bibliſche Materie erwählet und ſolche auf hieſigem Theatro zu praesentiren von unſern Herren Scholarchen Erlaubnis erlanget habe: als invitire hiermit in ergebenſter Schuldigkeit alle und jedwede hohe Gönner und Gönnerinnen von unſerm Parnasso, dienſtfreundlich bittend, Sie geruhen auf etlich wenige Stunden Ihre praesence uns zu gönnen„ ꝛc. Die Ausführung iſt eine Miſchung von Rokoko-Galanterie und Gemeinheit.[1]

Ohne alle Galanterie, aber noch gemeiner muß das Schuldrama: „Stargaris oder der Stadt Stargard Glück- und Unglücksfälle“ geweſen ſein, welches Stargardter Schüler wahrſcheinlich im Jahre 1668 in einem großen Speicher aufführten. Im dritten Act traten zwei Ehebrecher mit einer Ehebrecherin und verbuhlten Mädchen auf, nicht gar ſittliche Geſpräche wurden geführt, zuletzt erſchienen die Frauen der ungetreuen Ehemänner und verfolgten dieſe mit Pantoffeln und Spinnrocken. Im zweiten Act, wo die Maurer auf Befehl des Magiſtrats die Stadmauer bauen ſollen, fielen heftige Schlägereien vor. Und dieß Drama ward vor den verſammelten Landſtänden gegeben.[2] —

Wenn Sturm u. A. bei den lateiniſchen Schuldramen das Lateinſprechen der agierenden Schüler, andere Schulmänner die Erbauung und den Zeitvertreib der Schüler wie der Zuſchauer beabſichtigten, und deshalb deutſche Stücke aufführen ließen, ſo gibt der zittauer Rector Müller[3] den Zweck an: „die Studirenden durch öffentliche Comödien in der Oratorie und dem politiſchen Decoro zu exerciren.“ Von ſechs gehaltenen Comödien habe er viere „ſelbſt elaboriret,“ durch die Aufführung hätten viele „geſchicktere Sitten an ſich genommen, und ihre Perſon beſſer als zuvor in der politiſchen Welt präſentiren können.“ Es ſei auf Uebung der Memorie abgeſehen geweſen, „indem wir, ſagt er, nicht ſowohl

1) Richters Preußiſche Provinzialblätter. Novbr. 1841. S. 458.

2) Falbe S. 14. 15.

3) Abriß der Schulſtudien auf dem Zittauer Gymnaſio von G. P. Müllern, Gymn.-Dir. 1725. S. 24.

eine thörichte Beluſtigung eitler Gemüther, als einen Nutzen in Studiis und in der Conduite zum Endzweck gehabt. Denn wir wollten uns nicht gerne unter diejenigen ſetzen laſſen, die man Luſtigmacher nennet, und die den Pöbel mit ungeziemenden Sottiſen divertiren."

Wer ſpürt nicht hier, wie in der oben mitgetheilten Thorner Einladung, den Einfluß des Siécle de Louis XIV? Doch hievon ſpäter. — Zunächſt nur dieß. Die neue Anſicht, daß die jüngſten Schüler nicht latein ſprechen, nicht aus lateiniſchen Grammatiken latein lernen ſollen, das Zurücktreten lateiniſcher Schuldramen, von Schülern früher aufgeführt, um ihnen Fertigkeit im Lateinſprechen beizubringen — Alles deutet darauf hin, daß man anfieng, Latein nicht mehr als eine zweite Mutterſprache zu betrachten, und daß die wahre Mutterſprache ihre natürlichen, weſentlichen Rechte geltend machte. Dieß wird uns nun von andern Seiten her auffallend beſtätigt, es wird uns ganz klar, wenn wir die Geſchichte der lateiniſchen Sprache in Deutſchland, insbeſondre ihres Verhältniſſes zum Deutſchen von den früheſten Zeiten bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts überblicken.

Die Forderung, latein zu ſprechen und zu ſchreiben, iſt nämlich der letzte Nachhall der alten Römiſchen Herrſchaft über einen großen Theil Europa's,[1] die Römer drangen den beſiegten Völkern ihre Sprache auf. Die römiſchen Päpſte wie die römiſch deutſchen Kaiſer erbten dieſe Herrſcherſprache, ſie galt im Staat, wie in der Kirche. Allmählich ward aber deutſch Regierungs-, franzöſiſch Diplomatenſprache; ebenſo blieb nach der Reformation das Latein nur für die Katholiken Bibel-, Cultus- und Curialſprache.

Aus dem Staat und zum Theil aus der Kirche vertrieben, flüchtete ſich das Lateinſprechen und Schreiben in die Gelehrtenwelt; Latein ſollte zur allgemeinen Verſtändigung aller europäiſchen Gelehrten bei ſchriftlicher, drucklicher und mündlicher Mittheilung dienen.

Allein auch aus dieſer Region zog es ſich allmählich zurück, beſonders zu Ende des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts. Damals klagte Burmann in einer zu Leiden im Jahre 1715 gehaltenen Rede, „die ernſte deutſche Nation gehe ſchon ſeit einiger Zeit auf Abſchaffen der lateiniſchen Rede aus, ſo daß man auf Univerſitätskathedern und in Schulen nur die Mutterſprache höre."

Deutlicher ſpricht hierüber der geiſtreiche, gelehrte Johann Matthias Gesner.[2] „Sonſt, ſagt er, hielt man es für eine Sünde (nefas), auf Univerſitäten anders als latein zu ſprechen. Und noch vor 60 bis 70 Jahren wagte niemand, von dieſer Obſervanz zu laſſen. Als aber im Jahre 1695 die Halliſche

1) Leges sermone suo, imperium quasi prae se ferente conscriptas, imposuerunt debellatae genti.

2) Isagoges Tom. 1. 102 Gesners Vorleſungen (primae lineae Isagoges in eruditionem universalem) begannen um das Jahr 1742.

Universität gestiftet wurde, da fiengen einige an, dieß zu ändern. Der erste war Christian Thomasius, welcher deutsch las, weil er nicht Latein verstand. Außerdem hatte er aber auch ganz gute Gründe, dieß zu thun. Denn es war in jener Zeit, da die Gelehrten zwar latein sprachen, aber so, daß sie besser gethan hätten, deutsch zu reden. Ja hätte man auf Schulen und Universitäten nicht in lateinischer Sprache gelehrt, so würde diese Sprache vielleicht nicht dermaßen verdorben worden sein. — So war denn des Thomasius Unwissenheit der erste Grund dieser Veränderung, der zweite sehr gerechte war aber der, damit die lateinische Sprache nicht ganz verdorben würde. Daher geschah es, daß gebildete Männer, welche Latein verstanden, für den Gebrauch des Deutschen waren und riethen, künftighin auf deutsch zu lehren, Halbbarbaren dagegen das Lateinische verfochten.[1] Aber die deutsche Sprache machte schnelle Fortschritte und in Kurzem herrschte sie vor. Gegenwärtig vermögen selbst königliche Befehle nichts mehr gegen die Gewohnheit, in deutscher Sprache zu lehren."

Leben und Lehren gehen Hand in Hand. Verlangen Staat und Kirche nicht mehr das Lateinsprechen und Lateinschreiben, so mühet man sich vergebens ab, Latein als lebende Muttersprache der Gelehrtenzunft zu behaupten.[2]

Wie auf Universitäten trat nun auf Schulen das Deutsche mehr hervor, und ward fortan unter die Lehrgegenstände aufgenommen.[3] Selbst jene Frankfurter Schulordnung von 1654, welche so sehr auf latein sprechen dringt, selbst diese verlangt, daß die Schüler in der siebenten Klasse „fertig Teutsch und Lateinisch

1) Ganz ähnlich urtheilte Gesner schon im Jahre 1715 S. seine Institutiones pag. 109

2) Als lebende Muttersprache sage ich; vom sonstigen Ueben des Lateinschreibens und Lateinsprechens auf Schulen ist nicht die Rede. Später mehr hiervon. Gervinus l. c. 91: „Im Anfang war der Hauptzweck dieser Schulcomödien ein bloß practischer; die lateinische Sprache sollte durch den Schüler geübt werden, deren Conversationsgebrauch damals noch einen Zweck hatte."

3) Das Nähere über die Art, wie das Deutsche in Deutschland wieder zu Ehren kam, bei Gervinus. Er weist nach, wie vor Allem die fruchtbringende Gesellschaft hierzu beigetragen. Merkwürdig ist es, daß der erste Gedanke, diese Gesellschaft zu stiften, aufstieg, als Fürst Ludwig von Anhalt im Jahre 1617 dem Leichenbegängnis seiner Schwester, der Herzogin Dorothea Maria von Weimar, beiwohnte. Es ist dieselbe Herzogin, welche sich schon seit 1613 des Ratich eifrig annahm, ihm auch 2000 Gulden vermachte; es ist derselbe Fürst Ludwig, welcher in seiner Residenz Köthen so viel für Ausführung von Ratichs Schulplänen that. Und Ratich war es, der schon im Jahre 1613 aussprach: es sei dem Lauf der Natur gemäß, wenn die Jugend zuerst ihre Muttersprache „recht und fertig lesen, schreiben und sprechen lerne," ferner: man könne sich in allen Facultäten deutsch fassen. Wenn die fruchtbringende Gesellschaft im Jahre 1620 den Terenz in Köthen deutsch und latein herausgab, so war dieß, wie erwähnt, von Ratich veranlaßt, dessen Schulbücher ebenda im Jahre 1619 erschienen. — Nach allem ist die Frage erlaubt: ob nicht Ratich, wenn auch nicht den ersten Anstoß zur Stiftung der fruchtbringenden Gesellschaft, doch zu der Richtung gegeben habe, aus welcher sie hervorgieng? Vgl. S. 22 Anm. 2.

leſen“[1] ſollen. Stärker Auftretende citiert der Nürnberger Feuerlein.[2] „Die meiſte, ſagen dieſe, brauchen künfftig einmal, in den geiſt- und weltlichen Aemtern, der Wohlredenheit faſt immer nur in der Teutſchen und was das wenigſte mal in der Lateiniſchen Sprache, alſo müſſe man auch in der Teutſchen nicht gar nichts thun.“ Jedoch aber, fügen ſie, als fürchteten ſie ſich zu viel zugegeben zu haben, ſogleich hinzu, „jedoch aber ſei das Latein freilich in lateiniſchen Schulen vor allen zu treiben und nicht zu vernachläſſigen.“

Noch mehr verlangt die angeführte Hamburger Schulordnung.[3] Die Jugend ſoll nach ihr freilich gut latein ſprechen, es müſſe ihr aber auch „die Teutſche Sprache zeitig, und zwar ſofort in Quarta nach ihren Anfangsgründen beigebracht, und daranf in Tertia, Secunda und Prima ſolchergeſtalten durch Leſ- und Anpreiſung guter Teutſcher Bücher, auch würkliche Nachahmung derſelben in Teutſchen Briefen, Reden und auf andere Weiſe fortgefahren werden, damit niemand aus der Schule ins Gymnasium komme, der nicht genugſahme Proben einer reinen Schreibart in dieſer Sprache abgeleget.“

Und ebenſo urtheilen viele. Der Görlitzer Rector Baumeiſter ſagt:[4] „es iſt ein ſchädliches Vorurtheil, wenn man glaubt, man müſſe ſich auf Schulen bloß um die lateiniſche, griechiſche, hebräiſche Sprache bekümmern, die deutſche gehöre nicht unter die gelehrten Sprachen. Wollte man hierbei doch nur an die Römer denken, die ihre Mutterſprache nicht ſo verunehrten. Wir ſuchen dieſes Vorurtheil der Jugend bei aller Gelegenheit zu benehmen.“ Weiter heißt es: ſie drängen auf gründliche Erlernung und Ausübung der Mutterſprache, auch hätten die Deutſchen ebenſowohl auctores classicos, als die Römer.

Wenzky, Rector in Prenzlau,[5] bemerkt: „Es iſt billig, daß man ſeine Mutterſprache recht lerne und die Jugend in der Schule dazu anführe. Dieſe Sätze werden von vielen nunmehr zugeſtanden. Hätte man ſie in den vorigen Zeiten beachtet . . . ſo würde man nicht mit Betrübniß ſehen, wie zuweilen die größten und gelehrteſten Männer öfters darin ſolche Schnitzer machen, die ſie an einem Lehrlinge der lateiniſchen Sprache mit Schärfe ahnden würden.“

Aehnlich urtheilt der ſchon erwähnte Director des Zittauer Gymnaſiums Müller.[6] „Unter den Sprachen, ſchreibt er, behält die Mutterſprache den Vorzug: ſintemahl ſie theils die Richtſchnur iſt, nach welcher alle andre Sprachen erlernt und beurtheilt werden müſſen, theils das fürnehmſte Mittel, durch welches wir alle unſre Gelehrſamkeit dem gemeinen Weſen appliciren. Eben derowegen muß in allen Schulen die teutſche Sprache von der erſten Jugend an

1) S. 5. — 2) L. c. 93. — 3) L. c. 14.

4) M. F. Ch. Baumeiſters des Gymn. zu Görlitz Rector Anzeige der vortheilhaften Einrichtung auf dem Görlitzer Gymnasio. 1747.

5) „Die Lerart, welcher ſich Georg Wensky, adjungirter Rector in Prentzlau bedienet.“ 1746. S. 5.

6) L. c. 7.

bis zum Ende beſtändig getrieben und zu dem Haupt-Inſtrument gebrauchet werden, alle Kräffte des Verſtandes an den Tag zu legen."

Es iſt zum Verwundern, daß Gymnaſialrectoren eine ſolche Anſicht vom Unterricht im Deutſchen zu einer Zeit hatten, da unſre Sprache im tiefſten Verfall war. Schrieb man früher ein Gemenge von deutſch und latein, ſo kam jetzt ein drittes Element hinzu, das Franzöſiſche; es entſtand eine wahrhaft babelſche Sprache. Jener Ausſpruch: der Styl iſt der Menſch, gilt auch für Stände und Völker. In der zweiten Hälfte des 17ten und der erſten des 18ten Jahrhunderts zeigte ſich, wie im Styl, ſo im Geſchmack, ja in der Geſinnung und im Charakter der deutſchen gelehrten Stände, vielfach eine widerwärtige, unleidliche Miſchung von ſteifer, deutſch lateiniſcher Gelahrtheit und Pedanterie mit franzöſiſcher frivoler Galanterie und perfidem Servilismus gegen Frankreich.

Es begann damals ein Kampf zwiſchen dem Latein und lateiniſcher Literatur mit dem Franzöſiſchen und der franzöſiſchen Literatur. Ruhmredige Franzoſen bildeten ſich und andern ein, ihre Dichter und Proſaiker ſeien den alten Klaſſikern vorzuziehen.[1] In der Diplomatie trat leider allmählich Franzöſiſch als Univerſalſprache der europäiſchen Könige und Fürſten an die Stelle des Latein. Ebenſo hatte es ſich als Umgangsſprache unter den höhern Ständen Deutſchlands geltend gemacht, von denen der heilloſe Ludwig XIV. und ſein ihn adorierendes, verworfenes Hofgeſindel als höchſte Muſter der galanten Bildung verehrt und nachgeäfft wurden. Die oberflächlichen, verrätheriſch undeutſchen Anpreiſer dieſer Bildung hofften ſogar: Franzöſiſch werde die klaſſiſchen Sprachen ganz verdrängen und ſelbſt Lehrſprache auf Univerſitäten werden.[2]

Darf man ſich wundern, wenn alles dieß Rückwirkung auf die Schulen hatte? „Es hat zu thun, ſagt der Nürnberger Feuerlein,[3] daß nicht mancher vornehmer Leute Söhne vom Griechiſchen allerdings eximiert werden." Und gleich

1) Politioris ingenii foetus plurimos ea lingua (gallica) tulit, debita sane laude non fraudandos; modo non intolerandus tumor bona nonnullorum ingenia foedaret. Solos se homines, se solos ingenio praeditos, ridicula saepe ostentatione jactant etc, Morhof. Polyh. 1, 759.

2) Ueber die heimtückiſche wahrhaft teufliſche Weiſe, wie die Franzoſen unſere Fürſten verführten und ſittlich vergifteten, vergleiche „Rühs hiſtoriſche Entwickelung des Einfluſſes Frankreichs und der Franzoſen auf Deutſchland und die Deutſchen. Berlin 1815." Ein höchſt leſens- und beherzigenswerthes Buch. Verführung deutſcher Fürſten (167); franzöſiſche Erziehung der vornehmen Welt (174); ein Emigré, der über die brandenburgiſche Kurprinzeſſin Sophie Charlotte erſtaunt, als er entdeckt, daß ſie auch deutſch verſtehe, da ſie gewöhnlich nur franzöſiſch ſprach (205); wie Franzöſiſch allmählich Diplomatenſprache geworden (358), und anderes könnte aus jenem Buche angeführt werden. Wie anders die Römer! Magistratus prisci . . . illud quoque magna cum perseverantia custodiebant, ne Graecis unquam nisi Latine responsa darent. Quin etiam ipsa linguae volubilitate, qua plurimum valent, excussa, per interpretem loqui cogebant. Valer. Max. 2, 2, 2.

3) L. c. 118.

darauf: „man erachtet nach heutigem Lauf der Zeiten die französische Sprache solchen Personen ganz unentbehrlich.“

Der Zusammenhang zwischen dem, daß vornehmer Leute Söhne sich vom Griechischen eximieren ließen und eben denselben Söhnen das Französische unentbehrlich war, liegt vor Augen.

Wenn Sturms Gymnasium im Jahre 1578 mehrere tausend Schüler zählte, unter diesen gegen 200 Adelige, 24 Grafen und Barone und 3 Fürsten, so wurden alle diese Schüler, vornehme wie geringe, nach Ein und demselben Lehrplan unterrichtet. Der Baron von Sonneck ward,[1] wie wir sahen, von seinem Mitschüler ganz so wie die andern in der Rhetorik, im Lateinischen und Griechischen examiniert. — Dieselbe Gleichheit aller Schüler herrschte auf Trotzendorfs Gymnasium, ja sie war hier in den Schulgesetzen proclamiert. Wer Schüler wird, heißt es, spielt nicht mehr den Adeligen.[2]

Welche ehrenwerthe charakterfeste Rücksichtslosigkeit dieser alten Rectoren! Wie richtig fühlten sie, daß im Reiche der Wissenschaft kein Ansehen der Person gilt!

Aber wie sticht dagegen die servile Gesinnung späterer Rectoren ab, welche die adlichen Schüler vor den übrigen auszeichneten und ganz absonderlich behandelten! Dasselbe Frankreich, welches zur Zeit der Revolution eine grundfalsche Egalité predigte, dasselbe predigte knechtisch gesinnt zur Zeit der Tyrannei Ludwigs XIV. eine grundfalsche Ungleichheit der Stände, und bereitete so den spätern Gleichheitspredigern den Weg. Der französische Servilismus gegen die höhern Stände verpflanzte sich nach Deutschland, auch die Schulen steckte er an. Hier einige Beispiele.

Der schon erwähnte görlitzer Rector Baumeister[3] gibt für die adlichen Schüler ein besonderes Lectionsverzeichniß. Griechisch, was die bürgerlichen Schüler fleißig treiben, fehlt in demselben. Es wird versprochen, einen französischen Lehrer anzustellen. „Die Matheſis wird vor Adliche besonders gelesen,“ heißt es. Ja der Mann schämt sich nicht zu sagen: „Wir unterscheiden adliche und vornehmer Leute Kinder von andern, so niedriger Geburt sind, auch dadurch, daß wir ihnen theils einen nähern, liebreichern und vertrautern Umgang mit den Lehrern unter Bezeigung aller anständigen Höflichkeit gestatten, theils auch, daß sie von gewissen Verrichtungen ausgenommen sind, denen sich andere unterziehen müssen. Bringen vornehmer Leute Kinder einen Hofmeister mit,“ heißt es weiter, so sind sie „nicht schlechterdings verbunden, die öffentlichen Stunden zu besuchen.“ Solche Stunden bezahlt „ein Adlicher gedoppelt.“

Der zittauer Gymnasialdirector Müller harmoniert mit dem görlitzer; in der Sprache wie im Inhalt seines Programms zeigt sich steife Pedanterie mit

1) Th. 1, 2. Aufl. 249; 3. Aufl. 219.

2) Ponit enim personam Nobilis qui induit Scholasticl. Ib. 216.

3) Anzeige vom Görlitzer Gymn. 28. 29. 30.

franzöſiſcher galanter Dreſſur übertüncht. — [1]Die neue Hiſtorie muß nach ihm weitläufig, die übrige Geſchichte nur kurz vorgetragen werden. „Wir ſtudiren nicht für die alten, ſondern für die heutigen Zeiten," ſagt er. „Ein kluger Docente werde dabei Heraldic oder Wapenkunſt nebſt den Genealogieen anzubringen wiſſen." Weiter, ſagt er, „die Sprachen der heutigen politiſchen Welt müſſen auf Schulen nicht negligiret werden," es gebrauchten „unterſchiedliche Stände, ſonderlich der Adeliche und Hofſtand" dieſelben in ihrem ganzen Leben. — Den Eltern verſichert Müller,[2] daß ſie beim Gymnaſium „zu Adelichen und galanten Studien, ſonderlich zur Mathematik, dem Franzöſiſchen, Italieniſchen und Engliſchen, wie auch zum Tantzen genugſame Gelegenheit haben. Ja, fährt er fort, ich werde diejenigen, ſo ſie inſonderheit meinem Hauß und Tiſch hochgeneigt anvertrauen wollen, im Franzöſiſchen und im Tantzen zu Hauſe bei mir informiren laſſen, um ſie deſto genauer in Obſicht zu haben, und, wo es nöthig, einige Erinnerungen ſelbſt beizutragen."

Immer blieb es aber eine böſe Aufgabe für die Gymnaſialrectoren jener Zeit, ihre adlichen Schüler nach dem Muſter der franzöſiſchen Ariſtokratie zu erziehen. Dem widerſtrebte das Bildungsziel, die Methode, Einrichtung und das Lehrerperſonal der Gymnaſien. Aus dem hieraus entſpringenden Mißverhältniß gieng die damalige Stiftung beſonderer Lehranſtalten für die adliche Jugend: die des halleſchen Pädagogiums, der Ritterakademie in Liegnitz u. a. hervor. —

So ſehen wir die gelehrten Schulen im Jahrhundert nach dem weſtphäliſchen Frieden einen Charakter annehmen, welcher vom Charakter der Schulen des 16ten Jahrhunderts ſehr abweicht. Wir ſehen, wie das Latein die angemaßten Rechte einer zweiten Mutterſprache verliert, das Deutſche ſeine natürlichen Rechte als ächte Mutterſprache geltend macht, wie aber dann, als Folge des ſchmachvollen Einfluſſes Frankreichs auf unſer Vaterland, das Franzöſiſche und franzöſiſche Verbildung mit unheimlichem Zauber die höhern Stände beherrſcht. —

So tief alles dieſes ſchon den Begriff und das Weſen unſerer gelehrten Schulen umgeſtaltete, ſo wirkten hierzu doch noch andere neue Elemente.

„Man hat längſtens, ſchreibt der prenzlauer Rector Wenzky im Jahre 1746,[3] an den meiſten Orten die alte Art zu informiren abgeſchaffet und angefangen ſich mehr nach den jetzigen Zeiten zu richten und zu lehren, man bemühet ſich allenthalben, obgleich nicht auf einerlei Weiſe, Leute zuzubereiten, welche dem Staate nach jetzigen Zeiten die erforderlichen Dienſte thun können.

1) L. c. 9. 8. Nach S. 29 wird geleſen: „Ein Collegium der gantz neuen Hiſtorie von 1700 bis auf unſre jetzige Zeit."

2) Ib. 33.

3) L. c. 32.

— Die Zeiten ändern ſich und darnach müſſen ſich auch die Schullehrer richten.“ Wir ſahen ſchon, wie ſich die Zeiten leider geändert hatten. Wenzky zielt vorzüglich auf eine Menge neu eingeführter Lehrgegenſtände, und nennt außer dem ſchon erwähnten Unterricht in der Mutterſprache, der Genealogie, Heraldik, noch das Lehren der Geometrie, Krieges-, bürgerlichen Baukunſt, Sternkunde, Gnomonik, Botanik, der theoretiſchen und praktiſchen Weltweisheit u. ſ. w. u. ſ. w. „Ich lehre, ſagt er, Bücher beurtheilen,“ zeige, „wie man ein Werk verfertigen, ſchreiben, prüfen, ergänzen und die Druckfehler verbeſſern müſſe.“ „Die Vorurtheile male ich den Schülern als unverſöhnliche Feinde ab.“ — „Wenn man mir ſagt: ‚die Dinge wären zuviel, dadurch würde das Hauptwerk, die Erlernung der Sprachen verſäumet‘: ſo antworte ich: die Dinge ſind doch alle nützlich und ſo beſchaffen, daß ein Schüler einige Kenntnis davon haben muß. Warum ſind die Wiſſenſchaften und Künſte ſo mancherlei?“ — In dieſem ſeltſamen Wirrwarr tritt uns ein Vorbild der in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts und bis in unſere Zeit ſich hinabziehenden pädagogiſchen Entwicklungen entgegen. Sie dürften ſich mit zwei Worten bezeichnen laſſen: Realien und Verſtandesübungen. Wir werden ſpäter beide zur Genüge kennen lernen, die Realien erinnern nur ſelten an den Tiefſinn des Baco und Comenius.

Ein drittes Element trat hinzu, man hat es als Pietismus bezeichnet; von Auguſt Hermann Francke und ſeiner Schule gieng es aus. Ehe ich von dieſer Schule rede, muß ich zuvor die Pädagogik eines Mannes charakteriſieren, welcher als ein Nachfolger Montaignes und Bacos und als Vorgänger Rouſſeaus zu betrachten iſt, die Pädagogik des Engländers Locke.

6. Locke.

Leben.[1]

Locke iſt 1632 zu Wrington ohnweit Briſtol geboren. Sein Vater war Hauptmann in der Parlamentsarmee während der Bürgerkriege. Dieſer erzog ihn in früher Jugend ſtreng, in dem Maaß, als er heranwuchs, freundlicher und freier.

Locke beſuchte die Weſtminſterſchule bis zum Jahre 1651, da er nach Oxford in das Chriſtkirchkollegium[2] kam. Hier ward ihm die ariſtoteliſche Philoſophie, beſonders das eitle Diſputieren zuwider. Dagegen ſtudierte er die Schriften des Carteſius und mit beſonderer Liebe auch Medicin.

Im Jahre 1664 gieng er als engliſcher Geſandtſchaftsſecretär nach Berlin,

1) Nach der Lebensbeſchreibung Lockes von le Clerc, welche vor der unten citierten engliſchen Ausgabe der Werke Lockes ſteht.

2) Christchurchcollege.

kam 1665 nach Oxford zurück, wo er 1666 und 1667 meteorologische Beobachtungen anstellte, welche Boyle späterhin benutzte.

Im Jahr 1666 machte er die Bekanntschaft von Graf Shaftesbury, dessen damals fünfzehnjährigen Sohn er fortan erzog. Dieser Sohn war sehr kränklich, doch ward er bei Lockes Sorgfalt erhalten, heirathete späterhin, zeugte 7 Kinder, das älteste derselben, einen Sohn, erzog Locke ebenfalls.

Im Jahr 1672 ward Shaftesbury Großkanzler, Locke sein Secretär; doch schon im folgenden Jahre traten beide zurück. Im Jahre 1682 verließ Shaftesbury, von der katholischen Partei bedrängt, England und gieng nach Holland, wohin ihm Locke 1683 folgte. Hier machte er Bekanntschaft mit le Clerc und Limborch; an letzteren schrieb er eine Epistel über Toleranz. Erst 1689 kehrte er mit dem Schiffe, welches Wilhelms III. Gemahlin überführte, nach England zurück. 1690 gab er sein berühmtes Werk über den menschlichen Verstand heraus, auch schrieb er gegen solche, welche, unterm Deckmantel des Christenthums, einen türkischen Despotismus vertheidigten.

Im Jahre 1693 erschienen Lockes Gedanken von der Erziehung der Kinder,[1] welches Werk bald neue Auflagen erlebte, und ins Französische, Holländische und Deutsche übersetzt wurde. Hieraus ergibt es sich schon, daß dieß Buch Aufsehen erregt und sehr wirksam in das Erziehungswesen eingriff. Gegen das Ende seines Lebens wandte Locke sich mehr und mehr dem Studium der heiligen Schrift zu, schrieb Erläuterungen der Episteln an die Römer, Corinther, Galater und Epheser, auch ein Werk über die Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion.

Er brachte die letzten Lebensjahre auf dem Lande (zu Oates, 20 engl. Meilen von London) zu. Einige Monate vor seinem Tode genoß er mit zween Freunden das Abendmahl, und erklärte: er empfinde in sich eine wahrhafte Liebe gegen alle Menschen und eine aufrichtige Vereinigung mit der wahren Kirche Christi, man möge nun solche abtheilen und mit Namen benennen, wie man wolle. Am letzten Abend bat er um Fürbitte der Hausgenossen und sagte: er habe lange und glücklich gelebt, könne aber am ganzen Leben nur Eitelkeit sehen. Unter dem Vorlesen eines Psalms verschied er den 28. October 1704 im 73sten Lebensjahre. —

Lockes Pädagogik.

Aus dem über Lockes Leben Mitgetheilten könnte man schon muthmaßen,

1) „Some Thoughts concerning Education.“ Sie finden sich im 8ten Theil von The works of Locke. London printed for John Churchill. 1714. Es existieren eine Menge Ausgaben. Französisch: De l'éducation des enfans traduit de l'Anglois de Locke par Mr. Coste. Amsterdam 1730. Handbuch der Erziehung aus dem Englischen des Locke übersetzt von Rudolphi. 1787. Im 9ten Theile des Campeschen Revisionswerkes. Salzmann, Campe, Gedike, Trapp. u. A. lieferten Anmerkungen zu dieser Uebersetzung, so wie Coste hin und wieder Zusätze, besonders Vergleichungen mit Montaigne gibt.

welcher Art seine pädagogischen Ansichten sein müßten. Als Arzt, dessen Aufgabe es war, einen kränklichen Zögling nicht sterben zu lassen, mußte er vorzugsweise die Gesundheitspflege ins Auge fassen; als ein Mann, welcher mehrere Staatsposten bekleidete, der mit den vornehmsten Staatsmännern genau verbunden war, den Sohn eines Staatsmanns erzog, mußte er mehr das praktische Moment der Erziehung, als die Gelehrsamkeit herausheben; er konnte nicht umhin, die Principien des hohen Adels, besonders das der Ehre, ebenso die Ansichten desselben von dem, was zu einem gebildeten Edelmann gehöre, und die Antipathie gegen gelehrte Pedanterie, anzuerkennen. Locke berücksichtigte, wie er im Schlußwort selbst sagt, einzig die häusliche Erziehung eines vornehmen reichen Kindes durch einen Hofmeister und sah nur Böses im gemeinsamen Schulleben der Jugend. —

Doch wir wollen ihn nun selbst hören.

In der Einleitung spricht er seine Ansichten im Allgemeinen kurz aus. „Mens sana in corpore sano, das sei eine vollständige Beschreibung eines glücklichen Zustandes in dieser Welt.[1] Wer dieß beides habe, dem bleibe nicht viel zu wünschen übrig, und wem eins von beiden mangle, dem werde alles andere wenig helfen. Derjenige, dessen Seele nicht weislich steure, werde nie den rechten Weg finden und der, dessen Körper schwächlich und gebrechlich, werde auf dem Wege nie weit kommen. — Neun Zehntheile der Menschen würden durch die Erziehung gut oder böse. — Obgleich nun die Seele Hauptgegenstand des Erziehers, so dürfe der Leib doch nicht vernachlässigt werden, von der Gesundheit des Körpers wolle er zuerst sprechen."

Ich will hier nicht hervorheben, daß der Mensch aus Leib, Seele und Geist besteht. Sagt doch auch Juvenal, von welchem Locke das: Mens sana etc. citiert, an einer andern Stelle:

Mundi
Principio indulsit communis conditor illis (den Thieren)
Tantum animas, nobis *animum quoque*.

So wichtig das Festhalten jener Triplicität für den Erzieher ist, wie ich später zeigen werde, so sehr steht diese Triplicität mit Lockes Ansichten im Widerspruche. —

1. Erhaltung und Beförderung der Gesundheit.[2]

„Kinder vornehmer Eltern sollten in dieser Hinsicht etwa wie Kinder wohlhabender Landleute gehalten werden.

Die Kinder müssen nicht zu warm gekleidet werden, selbst nicht im Winter! Tag und Nacht bei Wind und Wetter sollen sie barhäuptig gehen. —

1) Rudolphis Uebersetzung S. 5—7.
2) S. 9—82 l. c.

Täglich sollen sie die Füße in kaltem Wasser waschen, dieselben gegen Nässe so abhärten, wie die Hände gegen Nässe abgehärtet sind. Kalte Bäder wirken bewundernswürdig, besonders auf schwächliche Personen.

Schwimmen müssen alle Knaben lernen; das verstand sich bei den alten Deutschen von selbst; nec literas didicit nec natare, sagte der Römer, wollte er die Erziehung, welche jemand genossen, tadeln.

Der Knabe treibe sich in jeder Jahreszeit im Freien herum.

Enge Kleider taugen nicht, am wenigsten die Schnürbrüste der Mädchen.

Kleinen Kindern gebe man kein Fleisch, dagegen Milch. Zu gesalzene und gewürzte Speisen sind ihnen nicht gut. Zwischen den Mahlzeiten (es müssen deren möglichst wenige sein) sollen die Kinder nur trocken Brot erhalten. Zum Getränk diene Halbbier, kein Wein oder gar Liqueur. Melonen, Pfirsichen, die meisten Arten von Pflaumen und Trauben sollen den Kindern versagt sein (!), nicht aber Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Aepfel und Birnen.

Früh aufstehen, früh zu Bett gehen, sei Regel, 8 Stunden Schlaf reicht hin. Man wecke nicht aufschreckend. Das Lager sei hart, auf Matratzen, nicht auf Federbetten.

Man halte auf regelmäßigen Stuhlgang der Kinder, die beste Zeit ist nach dem Frühstück.

Man gebe den Kindern möglichst wenig Arznei, besonders keine Präservativmittel. Auch schicke man nicht um jede Kleinigkeit nach dem Arzte."

Die Berücksichtigung der Gesundheitspflege der Kinder, von Montaigne angeregt, dürfte vorzüglich zuerst durch Locke allgemeiner geworden sein. Er empfiehlt einfache Lebensweise, Abhärtung, seltenes Medicinieren; Rousseau gieng weiter, Basedow und seine Schule führten vieles ins Leben ein.

2. Bildung des Geistes.[1]

„So erhält man den Körper stark, um ihn fähig zu machen, der Seele zu dienen.

Selbstverläugnung und Selbstüberwindung muß früh eingeübt werden.

Kinderfehler sind nicht zu übersehen, sie erwachsen zu Mannsfehlern.[2] Dressiert man doch junge Thiere zum Guten, warum nicht Kinder?

Dagegen leitet man die Kinder zum Bösen an. Gib mir einen Schlag, sagt man, oder: ich will ihn wieder schlagen. — Früh erweckt man ihre Putzsucht, gibt ihnen lügenhafte Ausreden an die Hand, verwöhnt sie zur Leckerei; so sind die Erwachsenen Versucher und Verführer der Jugend.

Den Launen der Kinder muß man nie dienen, sie zuerst an unbedingten

1) S. 82—106.

2) Vgl. Augustini conf. 1, 7. Imbecillitas membrorum infantilium innocens est, non animus infantium.

Gehorsam, danach mit den Jahren an Freiheit gewöhnen, so daß sie aus gehorsamen Kindern Freunde werden."

Hier sagt Locke sehr Wahres, Rousseau überbietet ihn später, indem er alle Sünden der Kinder von der Verführung und dem Verzug durch Erwachsene herleitet, eine nothwendige Folge des Pelagianismus.

8. Strafen und Belohnungen.[1]

„Gegen die Ruthe. Was beim Unterrichten eingebläut wird, erregt eben deshalb dem Kinde Widerwillen, zudem wird es durch Schläge feig und sklavisch.

Eben so wenig soll man durch sinnlichen Köder, Leckerei u. dgl. zum Guten bewegen, noch durch Geld, Putz ꝛc. belohnen.

Dagegen wirke man auf die Kinder durch Lob und Tadel. Von allen Motiven, welche geeignet sind, eine vernünftige Seele zu rühren, ist kein mächtigeres, als Ehre und Schande, hat man einmal das Geheimniß gefunden, sie für diese Eindrücke empfänglich zu machen. Kann man daher den Kindern Liebe zur Reputation einflößen und ihnen eine Idee von Scham und Schande beibringen, so hat man ihnen damit ein wahrhaftes Princip eingepflanzt, welches sie unaufhörlich zum Guten führen wird. Hierin, sagt Locke, besteht meines Erachtens das große Geheimniß der Erziehung.

Die Kinder sind empfindlich für Lob und Tadel, was zunimmt, wenn der Vater sie lobt, so oft sie gut sind, und ‚wenn sein Betragen gegen sie kalt und geringschätzig ist, so oft sie Fehler begehen.' Mit Lob verknüpfe man angenehmes, mit dem Tadel unangemehmes; die Kinder müssen lernen, wie sie durch Gutes thun auch bei aller Welt beliebt werden, im entgegengesetzten Falle aber verachtet und gering geschätzt. So wird in ihnen das Verlangen entstehen, sich um Beifall zu bewerben und das zu vermeiden, was sie verächtlich macht. Dieß Streben nach Beifall muß bei den Kindern Motiv sein, bis sie im reiferen Alter durch ‚Erkenntniß ihrer Pflicht und innere Zufriedenheit, welche der Gehorsam gegen den Schöpfer gewährt,' bestimmt werden. —

Die Lobsprüche, welche die Kinder verdienen, sollten sie in Gegenwart anderer erhalten. ‚Die Belohnung wird verdoppelt, wenn das Lob verbreitet wird.' Dagegen soll man ihre Fehler nicht bekannt machen, das macht sie stumpf."

Wie so viele Methodiker erklärt sich hier Locke gegen körperliche Züchtigung der Kinder, nur in einzelnen Fällen gestattet er solche, wie wir sehen werden. Er verwirft auch sinnlichen Köder, dagegen erklärt er sich hier und im Verfolg noch oft für den schlimmsten aller Köder, für den des Ehrgeizes. Wer es ver-

1) S. 106—149.

ſteht, den Ehrgeiz in der Kinderſeele aufzuwecken, der hat, nach Locke, das große Geheimniß der Erziehung gefunden! Trifft er hierin doch mit ſeinen Antipoden, den Jeſuiten, ganz zuſammen. „Wahrhaftig, heißt es im jeſuitiſchen Erziehungsplan, wer die Aemulation geſchickt zu reizen weiß, der hat durch ſie das bewährteſte Hilfsmittel im Lehramte, und welches beinahe einzig hinreichend iſt, die Jugend aufs Beſte zu unterrichten.“ Und wenn die Knaben durch das unkindlichſte — und unchriſtlichſte — Motiv zum Guten gelockt worden, dann vermeint der Philoſoph, würden ſie in reiferen Jahren ohne weiteres ein reineres Prinzip annehmen! — „Wo keine Götter ſind, walten Geſpenſter.“

4. Vorſchriften, welche man Kindern gibt.[1]

„Man gebe ja nicht zu viel Regeln, welche die Kinder kaum zu behalten im Stande ſind. Hält man dann auf die Erfüllung, ſo wird man überſtreng, bei laxer Obſervanz wird dagegen die Autorität untergraben. Man ſuche vielmehr das, was bei ihnen zur Fertigkeit werden ſoll, durch wiederholtes freundliches Erinnern einzuüben, dabei hüte man ſich, zu viel auf einmal zu verlangen, oder etwas, wozu ihnen die Fähigkeit fehlt. —

Affectation iſt es, wenn die äußern Handlungen der Kinder nicht mit den innern Stimmungen harmonieren; oder auch, wenn ſie dieſe Stimmungen auf unpaſſende Weiſe äußern. Beſſer iſt eine ſchlichte, rohe, ſich ſelbſt überlaſſene, als eine zur Affectation dreſſierte Natur.“

5. Aeußerliche Sitten der Kinder.[2]

„Die ſogenannten Manieren erlernt das Kind mehr im Umgange mit geſitteten Menſchen, als durch Vorſchriften. Manchen Plumpheiten kann der Tanzmeiſter abhelfen. ‚Und, fährt Locke fort, weil nichts ſo geſchickt iſt, den Kindern eine anſtändige Dreiſtigkeit und ein geſittetes Betragen zu geben und ſie in die Geſellſchaft der Erwachſenen zu bringen, als das Tanzen; ſo bin ich der Meinung: ſie ſollten tanzen lernen, ſobald nur ihre Glieder dazu fähig ſind. Denn obgleich das nichts weiter als äußere Grazie in der Bewegung iſt, ſo erweckt es doch, ich weiß es ſelbſt nicht wie, eine männliche Denkungsart und ein geſetztes Betragen.‘

Man hüte ſich, die Manieren jüngerer Kinder beſtändig zu meiſtern, vieles gibt ſich von ſelbſt mit der Zeit. —

Vor Allem ſollen Eltern ihre Kinder nicht den Bedienten Preis geben, ſondern dieſelben ſo viel wie möglich um ſich haben, doch ohne ſie zu beengen.“

Zur Entſchuldigung des Lockeſchen Tanzmeiſters iſt zu bemerken, daß zu ſeiner Zeit keine raſenden Schnellwalzer, ſondern höchſt artige nüchterne Menu-

1) S. 149—161.
2) S. 161—172.

etten getanzt wurden, und der Unterricht im Tanzen eine wahre Tortur der Füße war. — Jetzt ists anders!

Gegen Bediente spricht Locke öfters, doch mild, verglichen mit Rousseau, welcher sie la canaille des valets, les derniers des hommes après leurs maitres nennt.

6. Vorzüge der häuslichen Erziehung.[1]

„Die Erziehung außer dem elterlichen Hause macht den Knaben dreist und geschickt mit andern umzugehen, auch wirkt der Wetteifer beim Lernen. Doch setzt man die Unschuld des Knaben um ein Bißchen Griechisch und Lateinisch aufs Spiel. Und die Dreistigkeit, welche außer dem Hause erlangt wird, artet gewöhnlich in Rohheit und Unverschämtheit aus; dafür mag lieber der im Elternhause erzogene Knabe etwas schüchtern und blöde bleiben, das verliert sich schon, wenn er in die Welt tritt. Unter einer bunten Heerde wilder Knaben, ‚so wie sie die Schulen gewöhnlich von Eltern aus allen Klassen versammeln,' was sich da der Knabe erwerben könne, wonach den Vater gelüsten sollte, ist schwer zu errathen.

Daher ist es besser, einen Hofmeister ins Haus zu nehmen, welcher dem Knaben ‚weit feinere Sitten, männlichere Gesinnungen und ein Gefühl für das Gute und Wohlanständige beibringen, ihm größere Fortschritte in Kenntnissen jeder Art verschaffen, ihn zeitiger zur Reife des gesetzten Mannes bringen kann, als in irgend einer zahlreichen Erziehungsanstalt möglich ist.' Bei einer so großen Menge Knaben ist es nicht möglich, den einzelnen gehörig zu beaufsichtigen. ‚Auch sind es nicht die Schalksnarrenstreiche und Betrügereien der Schulknaben unter einander, nicht ihre gegenseitigen Grobheiten, nicht ihre künstlich angelegten Plane, zusammen Obstgärten zu bestehlen, welche den geschickten brauchbaren Mann machen, sondern es sind die Tugenden der Gerechtigkeit, Großmuth, Mäßigkeit verbunden mit Aufmerksamkeit und Thätigkeit; lauter Eigenschaften, welche die Schulknaben einander nicht mittheilen können.' —

Zur Tugend führt die häusliche Erziehung unter einem Hofmeister am besten, und dieß ist doch die Hauptsache. —

Man nehme auch den Knaben so früh als möglich in die Gesellschaft Erwachsener. — Diese aber, vor Allen die Eltern, müssen nie den Kindern ein Aergerniß geben. Maxima debetur pueris reverentia."

Locke idealisiert die Hofmeistererziehung und carikiert die Schulzucht. Nichts leichter, als dieß umzukehren, eine gute Schule mit einem tüchtigen Rector, wohlgesinnten, einander liebenden und sich einander zu allem Guten stärkenden Schülern auszumalen; — dagegen einen unfähigen oder gar schlechten Hofmeister in einem epikuräischen, unchristlichen, vornehmen Hause, den Zögling der Verführung der Eltern, des Lehrers, der Bedienten Preis gegeben u. s. w.

1) S. 172—193.

7. Verzeihliche und strafwürdige Fehler der Jugend.[1]

„Man lege den Kindern das, was sie lernen sollen, nicht als Tagwerk auf, sonst wird es ihnen zum Ekel. Selbst ihre Spiele würden sie anekeln, wenn man sie ihnen anbeföhle. Die Kinder wollen so gut frei und unabhängig sein, als der stolzeste Erwachsene.

Man flöße ihnen Neigung zu dem ein, was sie lernen sollen,[2] und auch dann halte man sie in der Regel nur zur Arbeit an, wenn sie gerade dazu aufgelegt sind. Ein Kind lernt dreimal so viel, wenn es zur Sache gestimmt ist, dagegen braucht es doppelt so viel Zeit und Mühe, wenn es verstimmt an die Arbeit geht. Man bringe es wo möglich dahin, daß es selbst den Erzieher bittet, ihm etwas zu lehren.

Doch dürfen die Kinder nicht müßig gehen, auch sollen sie sich überwinden lernen, um einen Lieblingsgegenstand, wenns sein muß, fahren zu lassen, einen minder lieben vorzunehmen.

‚Wenn man es zu veranstalten suchte, daß das, was sie andere thun sehen, sich ihnen unvermerkt von selbst als ein Vorrecht reiferer Jahre zeigte; so würde der Ehrtrieb und das Verlangen denen, welche sie über sich sehen, gleich zu werden, ihre Betriebsamkeit erwecken, und sie würden mit Munterkeit und Freude ans Werk gehen, weil das, was sie beginnen wollen, ihr eigener Wunsch ist. Das Bewußtsein ihrer lieben theuren Freiheit würde keine geringe Aufmunterung für sie sein.‘ Wie viel vermag auch ‚die Hoffnung, eine gute Meinung von sich zu erwecken und Beifall zu finden‘ über sie.“

Nur bei einer Hofmeistererziehung kann man daran denken, die Kinder einzig dann, wenn sie aufgelegt sind, arbeiten zu lassen. Auch hier ließe es sich als ein entschiedener Vorzug der Schulen behaupten, daß in diesen alles nach dem Glockenschlag geht, und die Knaben früh sich in feste, von ihnen unabhängige Verhältnisse schicken lernen. Daran krankt eben unsre Zeit, daß jeder sich die Freiheit nimmt zu fordern: es müsse sich alles nach seiner Ansicht, Lust und Laune richten. Eben darum taugt keiner mehr zum dienenden Gliede eines Ganzen, weder der Kirche, noch des Staats. — Trieb und Gewissen müssen schon im Knaben verbunden wirken, als ihr Stellvertreter wird der finstre, liebloſe, egoistische Ehrgeiz wieder zu Hilfe gerufen. —

„Man strafe nicht in Leidenschaft, schimpfe die Kinder nicht. Schläge verdienen sie nur wegen Hartnäckigkeit oder Widersetzlichkeit, auch dann möge die Schande und Scham mehr wirken als der Schmerz. Schläge sollen den Willen brechen, man darf damit nicht ablassen, bis dieß erreicht ist. Eben deshalb

1) S. 193—242.

2) F. A. Wolf sagte: Die Kinder thun nichts gut, als was sie gern thun. Hieraus folgt, daß man alles, was sie lernen sollen, so einrichtet, daß sie es gern thun. Noch besser ist es, es dahin zu bringen, daß sie alles gern thun, was sie thun müssen.

muß man ſie nicht bei Geringfügigerm anwenden, man habe Geduld, nur nicht mit der Böswilligkeit.

Man muß mit den Kindern ‚raiſonnieren.‘ ‚Sie verſtehen das ſo früh, als ſie die Sprache überhaupt verſtehen, und wünſchen früher als man glaubt, wie vernünftige Geſchöpfe behandelt zu ſein. Das iſt ein Stolz, den man in ihnen ſorgfältig pflegen und zu dem vornehmſten Werkzeug machen ſollte, wodurch man ſie lenkt.‘ Es verſteht ſich, daß man ihrem Alter angemeſſen handgreiflich raiſonniere, beſonders halte man ihnen Beiſpiele vor.

Schläge müſſen nicht auf friſcher That gegeben werden, weil ſich ſonſt Leidenſchaft einmiſcht; es wäre auch beſſer, ſie durch ‚einen verſtändigen Bedienten‘ ertheilen zu laſſen, ſo daß ‚der Schmerz unmittelbar von der Hand eines andern käme, obgleich auf Befehl und unter den Augen der Eltern. Dadurch würde ihr Anſehen erhalten, und des Kindes Abneigung, welche der Schmerz, den es leidet, erweckt, würde mehr auf die Perſon zurück fallen, welche ihn unmittelbar verurſacht hat.‘

Das Schlagen in Schulen beim Unterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen dürfte entweder im ‚Unnatürlichen und Widrigen für das Knabenalter, in den Dingen ſelbſt‘ ſeinen Gruud haben oder in den Methoden dieſes Sprachunterrichts. —

Iſt ein Kind ſo boshaft, daß alle Schläge nicht fruchten, ſo bleibt dem Vater nichts übrig, als für dasſelbe zu beten.

Der Hofmeiſter darf, ehe er nicht erprobt iſt, das Kind nicht ſchlagen ohne ‚Einwilligung und Anweiſung‘ des Vaters.“

Schläge in heiligem Zorn gegeben, machen gewiß einen tiefern und ſittlichern Eindruck auf das Kind, als Schläge eines überkühlen, raiſonnierenden Erziehers. Fleiſchlicher Zorn iſt freilich zu vermeiden. Nimmermehr ſollte ein Kind von jemand geſchlagen werden, der es nicht liebte — von einem Bedienten. Dieſer Vorſchlag Lockes erinnert an die Jeſuiten, auch daran, daß die Spartaner ihre Heloten betrunken machten, um ihren Kindern Abſcheu gegen den Trunk beizubringen. Das iſt unchriſtlich vornehm.

Vom Raiſonnieren ſpäter. —

8. Von den Eigenſchaften eines Hofmeiſters.[1]

„Der Vater beweiſe dem Hofmeiſter Achtung, damit das Kind des Vaters Beiſpiel folge.

Der Hofmeiſter gehe dem Zögling in allem mit gutem Beiſpiel voran. — Ein ſolcher Hofmeiſter iſt ſchwer aufzufinden, ſo ſchwer, als eine gute Frau für den Sohn aufzufinden iſt.

Daß der Hofmeiſter Latein und Logik inne hat, iſt nicht genug; er muß

1) S. 242 — 280.

auch von seinen Sitten, in und zu guter Gesellschaft gebildet sein, sonst wird seine Gelehrsamkeit als Pedanterie, seine schlichte Einfalt als bäurisches Wesen erscheinen, seine Gutmüthigkeit als niedrige Schmeichelei. Aus Büchern schöpft man die feine Lebensart nicht. ‚In den meisten Fällen kommt es auf die Manier mehr an, als auf die Sache selbst, die man thut; und nur davon hängt das Wohlgefallen oder Mißfallen ab, welches die Sache erweckt.‘

Dem Hofmeister liegts um so mehr ob, den Zögling auf jedes Unmanierliche aufmerksam zu machen, als dieß sonst von keinem geschieht. Nur hinterm Rücken des Fehlenden spricht man davon.

Auch muß der Erzieher Weltkenntniß besitzen, um sie dem Zögling mitzutheilen, besonders damit er die Menschen beobachten lerne und für das halte, was sie sind, nicht für besser, noch für schlimmer. Geschieht dieß nicht, so wird der Zögling, wenn er selbständig ins Leben tritt, leicht verführt. Dagegen muß er bei Zeiten gewarnt sein. Wichtiger als ‚Latein und Gedächtnißkram‘ ist für ihn solche Lebensklugheit.

Der Hofmeister braucht kein völliger Gelehrter zu sein oder alle die Wissenschaften vollkommen zu besitzen, in welche der junge Weltmann bloß eingeleitet sein und von denen er eine allgemeine systematische Uebersicht haben muß. Studieren soll dieser vornämlich, um seine Kräfte zu üben und vor Müßiggang bewahrt, nicht um ein Gelehrter zu werden. Aber leider gilt bei uns Senecas Wort: Non vitae sed scholae discimus. Kinder sollen ja lernen, was sie als Männer brauchen können.

Die Eltern dürfen weder Mühe noch Kosten sparen, um sich einen guten Hofmeister zu verschaffen.“

Locke, wie Montaigne und Rousseau, geben ein Ideal von Hofmeister, auf dessen Realisierung bei uns nur Könige und Fürsten denken könnten, welche Männer erwählten, die nicht bloß durch Schulen, sondern auch durch das Leben gebildet wären, Reisen gemacht hätten ꝛc. Manches hat Locke hier, fast wörtlich, von Montaigne genommen.

9. Vertraulichkeit der Eltern gegen die Kinder.[1]

„Befestigt die Autorität über Euer Kind so früh als möglich, damit sie auf dasselbe wie ein natürliches Princip wirke, dessen Ursprung es nicht wahrgenommen. Es fürchte und liebe Euch. In dem Maße, als es heranwächst, muß aber das Befehlen zurück-, vertrauliches, freundliches Rathen und Besprechen hervortreten. Je früher man den Knaben als einen Mann behandelt, um so früher wird er ein Mann werden.“

Locke scheint diese Regeln aus der Art, wie ihn sein Vater erzog, entnommen

1) S. 280—296.

zu haben. — Verwerflich ist die Meinung: man könne und solle Knaben vor der Zeit als Männer behandeln, dadurch würden sie früher Männer: Gott behüte vor solchem Treibhäuseln.

10. Von der zu unterdrückenden Herrschbegierde und Selbstsucht der Kinder.[2]

„Kinder wollen herrschen, das ist die Quelle vieles Bösen; eben so wollen sie haben, besitzen. Gegen diese Herrschsucht und Habsucht muß früh gewirkt werden. Man gewähre dem Kinde nichts, was es mit Ungestüm verlangt, erschreien und ertrotzen will; dagegen befriedige man wahre Bedürfnisse. Wenn es z. B. hungert und dürstet, so gebe man ihm zu essen und zu trinken, nicht aber Braten, wenn es gerade Braten fordert. Es muß frühe Selbstverläugnung lernen. Nur in den Erholungen und Spielen darf man dem Kinde Freiheit gestatten."

Aus der Herrschsucht entspringt das Klagen der Kinder über ihre Kameraden, dieß ist meist abzuweisen. Zuweilen muß man aber Frieden stiften.

Habsucht, die Wurzel alles Uebels, suche man bei den Kindern auszurotten, Bereitwilligkeit mitzutheilen, einzupflanzen. Diese Tugend muß man erwecken durch Lob und beständige sorgfältige Veranstaltung, daß das Kind durch Großmuth und Freigebigkeit niemals verliere. Man belohne es jedesmal, wenn es jene Tugend ausübt, ohne Ausnahme und mit Wucher, und lasse es ihm einleuchtend werden, daß Erweisungen der Liebe gegen andre keine schlechte Oekonomie seien, sondern daß ihnen wieder Erweisungen der Liebe folgen, theils von Seiten derer, welche sie empfiengen, theils derer, welche nur Zuschauer waren. —

Man halte die Kinder zu gewissenhafter Redlichkeit, zum Achten fremden Eigenthums an: kleine Unredlichkeiten der Kinder erwachsen zu Betrügereien, wenn sie Männer werden.

Da wir in unsern ersten Handlungen weit mehr durch Egoismus als durch Vernunft oder Ueberlegung geleitet werden, so ist es kein Wunder, wenn die Kinder sehr leicht den Unterschied zwischen Recht und Unrecht aus den Augen verlieren, denn die Erkenntniß davon erfordert eine gebildete Vernunft und ernsthafte Ueberlegung."

Die Art, wie Locke die Habsucht der Kinder ausrotten, Freigebigkeit ihnen beibringen will, ist grundverkehrt, das gerade Gegentheil der Lehre Christi, und recht gemacht, um das eigennützigste Wohlthun zu bewirken, welches scheinen muß vor den Leuten, damit ihm der Wucher nicht entgeht. Das geschieht ja, wenn niemand des Kindes Tugendübung erfährt. —

Vernunft und Ueberlegung heilen nicht den Egoismus der Erwachsenen, treten vielmehr oft in dessen Dienst.

2) S. 296—329

11. Weinen und Schreien der Kinder.[1]

„Widerſpenſtigem Schreien muß ſtreng entgegengetreten werden; im Schreien über Schmerz müſſen die Kinder nicht durch Bedauern beſtärkt, vielmehr ſollen ſie abgehärtet werden."

Im geraden Widerſpruch mit dieſer verſtändigen Regel Lockes ſteht das, unvernünftige Schreien und Anſtellen Erwachſener, wenn Kinder hinfallen, wodurch dieſe oft erſt in Aufruhr kommen.

12. Furcht und Herzhaftigkeit der Kinder,[2]

„Man entwöhne von Furcht, doch ſo, daß die Kinder nicht dummdreiſt werden, und erziehe ſie zum rechten Muth. Dieſer bleibt ſeiner mächtig, bei jeder Gefahr und in jedem Leiden gewiſſenhaft. —

Man mache die Kinder nicht ſchreckhaft, gewöhne ſie an den Anblick widerwärtiger Thiere, der Fröſche ꝛc., härte ſie ab, ſo daß ſie ſelbſt freiwillig Schmerzen ertragen. Dabei benütze man die Ambition.(!)

13. „Neigung der Kinder zur Grauſamkeit.[3]

beſonders zur Thierquälerei iſt zu bekämpfen. Aber das Gegentheil geſchieht. ‚Man lehrt die Kinder ſchlagen und lacht darüber, wenn ſie andern wehe thun. — Läuft doch das ganze Geſchwätz, womit die Geſchichte uns bewirtet, faſt auf nichts anders als auf Fechten und Todtſchlagen hinaus.' Die Eroberer ſind große Schlächter des Menſchengeſchlechts, ſie lernt der Jüngling bewundern, ſein Wohlwollen wird dadurch erſtickt. —

Man halte auch die Kinder zur Freundlichkeit gegen Geringere, beſonders gegen Dienſtboten an."

14. Wißbegierde und träge Achtloſigkeit der Kinder.[4]

„Das fragende Kind muß nicht unfreundlich zurückgewieſen, auch nicht mit unrichtigen Antworten gefoppt werden. Kinderfragen machen oft Männern zu ſchaffen. Um die Wißbegierde zu befördern, erzähle man in ihrem Beiſein von Kenntniſſen anderer. ‚Und weil wir einmal alle, ſelbſt von der Wiege an, eitle und ſtolze Geſchöpfe ſind, ſo ſchmeichle man ihrer Eitelkeit mit Dingen, die ihnen nützlich werden können, und laſſe ihren Stolz da wirkſam ſein, wo es zu ihrem Vortheil ſein kann.' Ein ähnlicher Sporn iſts, wenn man jüngere Geſchwiſter durch ältere unterrichten läßt.

Kindern, die zum Spielen fleißig, zum Lernen träge ſind, befehle man ernſtlich, den ganzen Tag zu ſpielen, um es ihnen zum Ueberdruß zu machen, ihre Arbeit

1) S. 329—338.
2) S. 338—355.
3) S. 355—364. — 4) S. 364.—394.

behandle man dagegen als Erholung, mache ſie ihnen nie zum Geſchäft. Auch körperliche Arbeit iſt gut für die Trägen, da ſie leicht beaufſichtigt und controliert werden kann."

So ſoll der Stolz wieder Triebfeder ſein. Locke erkennt, daß es dem Stolz älterer Geſchwiſter ſchmeichle, wenn ſie jüngere unterrichten. Man mache die Anwendung auf Decurionen und Monitoren.

15. Spielſachen der Kinder.[1]

ſind nicht im Ueberfluß anzuſchaffen, auch müſſen nicht viele zugleich in die Hände gegeben werden. Wo möglich ſollen die Kinder ſich die Spielſachen ſelbſt chen, wobei man helfen kann."

16. Lügen der Kinder.[2]

„Dieß muß ihnen als etwas Abſcheuliches dargeſtellt werden, als etwas, das ‚dem Namen und Charakter eines Mannes von Ehre ſo ſehr widerſpricht, daß Niemand, der einigen Anſpruch darauf macht, die Beſchuldigung einer Lüge ertragen kann.'[3] — Wiederholtes Lügen iſt mit Schlägen zu beſtrafen; offenes Geſtändniß eines Fehlers muß mit Verzeihen des Fehlers belohnt werden."

„Mann von Ehre" — von welcher Ehre iſt die Rede?

17. Von der Verehrung Gottes als der Grundlage der Tugend.[4]

„Die Tugend iſt ‚die erſte und unentbehrlichſte unter den Eigenſchaften eines Menſchen, oder eines gebildeten Mannes,[5] weil ſie unumgänglich nothwendig iſt, ihm die Achtung und Liebe anderer und Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu erwerben.' Den Grund hierzu legt ein richtiger Begriff von Gott dem Schöpfer ‚[6] der uns liebt, den wir wieder ehren und lieben ſollen, ein Begriff, wie ihn unſer Glaubensbekenntniß lehrt. Mehr als dieß lehre man nicht von Gott, nur laſſe man Morgens und Abends ein kurzes bleibendes Gebet beten.

1) S. 394—399.

2) S. 399—406.

3) La Coste überſetzt: une qualité indigne d'un homme de bonne maison, qui le met au rang de ce qu'il y a de plus bas et de plus méprisable parmi la plus vile populace. (!)

4) S. 406—418.

5) Im Original: Gentleman. La Coste: la vertu la plus excellente de ces choses, la plus avantageuse à l'homme, et en particulier à une personne de bonne maison. Locke ſagt vorher: vier Dinge werde ein Vater ſeinem Sohne — außer dem Vermögen — wünſchen: Tugend, Klugheit, Lebensart und Kenntniſſe.

6) La Coste: Idée de Dieu, telle qu'elle nous est sagement proposée dans le Symbole des Apôtres Im Original: as the Creed wisely teaches.

Von Geiſtern lehre man nichts; vor Eindrücken und Vorſtellungen von Geſpenſtern und Poltergeiſtern müſſen die Kinder bewahrt werden.[1]

An die Lehre von Gott ſchließe man die Anweiſung zur Wahrheit, Liebe und zum Wohlwollen an."

18. Von der Klugheit.[2]

„Die Kunſt, ſeine Geſchäfte in der Welt mit Geſchicklichkeit und Vorſicht zu behandeln. Dazu gehört Verſtand und Redlichkeit. Liſt iſt ein unverſtändiger, unredlicher Affe der Klugheit.

Man bilde den praktiſchen Verſtand der Kinder und halte ſie von Falſchheit fern."

19. Von der feinen Lebensart.[3]

„Einfältige Verſchämtheit und unverſchämte Nachläſſigkeit müſſen vermieden werden.

Höflichkeit iſt: der Wille niemand zu beleidigen; Wohlgezogenheit: die gefälligſte Weiſe dieſen Willen zu erkennen zu geben.[4] Iſt der gute Wille nur da, ſo findet ſich beim Umgange mit Wohlgezogenen die Wohlgezogenheit der Kinder von ſelbſt. Man plage ſie deshalb nicht zu früh mit der Kunſt, ein Kompliment zu machen ꝛc.

Darüber wache man, daß ſie niemanden in der Rede unterbrechen, beſonders nicht mit Anmaßung."

20. Vom Unterricht.[5]

„Von Kenntniſſen rede ich zuletzt, ſagt Locke, weil ich ſie für das unwichtigſte Stück halte. — Man macht viel Aufhebens um ein wenig Latein und Griechiſch, ſieben bis zehn Jahre kettet man ein Kind ans Ruder, um dieſe zwei Sprachen zu lernen, ‚die es mit einem weit geringern Aufwande von Mühe und Zeit und faſt ſpielend hätte lernen können.'"

1) Funk und Gedike bemerken hierzu: „Schwerlich wird man umhin können, dem Kinde etwas, was dieß auch ſei, hierüber zu ſagen, da dasſelbe nicht leicht über die Gaſſe gehen kann ohne einen Namen zu hören, der nebſt dem damit verbundenen Begriffe, noch aus den Zeiten vor der Reformation, dem Pöbel in allen Ständen geläufiger und zum Theil ſogar wichtiger iſt, als der Name und Begriff des Höchſten und Liebenswürdigſten." Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf Lockes Moral näher eingehen, auf ſeinen Begriff von Tugend, ſeine Motive zur Tugend. u. ſ. w.

2) S. 418—421.

3) S. 421—435.

4) L'esprit de politesse est une certaine attention à faire que par nos paroles et par nos manières les autres soient contents de nous et d'eux-mêmes (la Bruyere.)

5) S. 435—583.

„Ein tugendhafter weiſer Mann iſt einem großen Gelehrten weit vorzuziehen.“

So erklärt Locke, daß er eine kürzere und beſſere Lehrmethode kenne. Den Gegenſatz des großen Gelehrten und des tugendhaften Mannes hebt ſchon Montaigne hervor, noch weit mehr Rouſſeau.

Leſen. „Sobald der Knabe ſprechen kann, lerne er leſen, das muß ihm aber nicht zum Geſchäft gemacht werden, ſondern ein Spiel ſein, ſein Alter haßt allen Zwang. Spielſachen ſollten zum Leſenlernen dienen. Z. B. ein Würfel von 25 Flächen, auf welchen man einen Buchſtaben nach dem andern ſchriebe und einen Gewinn auf die Buchſtaben, welche man würfe, ausſetzte. Kennt der Knabe ſo die einzelnen Buchſtaben, dann ſchreite man weiter zum Buchſtabieren und Leſen.

Aeſops Fabeln, wo möglich mit Bildern ausgeſtattet, eignen ſich zum erſten Leſebuch. Nicht durch Worte, ſondern durch Dinge oder Abbildungen der Dinge erhalten die Kinder die erſten Vorſtellungen. Reineke Fuchs iſt auch zu empfehlen.[1] (!)

Das Vaterunſer, den Glauben und die Gebote ſoll der Knabe nicht durch Leſen auswendig lernen, ſondern indem man es ihm vorſagt.[2] —

Die ganze Bibel iſt kein Leſebuch für Kinder, nur Auszüge aus derſelben, welche zur Uebung im Leſen und zur Belehrung dienen, müſſen gebraucht werden.[3]

Schreiben beginne mit Anweiſung zum richtigen Halten der Feder; rothe Buchſtaben laſſe man mit ſchwarzer Dinte überziehen.

Zeichnen iſt an den Schreibunterricht anzuſchließen, beſonders um Gegenden, Gebäude, Maſchinen ꝛc. darſtellen zu lernen, was auf Reiſen ſehr zu ſtatten kommt.

Auch dürfte es gut ſein, den Kindern Stenographie zu lehren.

Sprachen. Zuerſt lerne der Knabe franzöſiſch, da dieß auf die einzig richtige Weiſe, nämlich durch Sprechen, gelehrt wird. Früh muß franzöſiſch gelernt werden, weil in ſpäterer Zeit die Fertigkeit einer guten Ausſprache ſchwerer erlangt wird.

Latein ſollte, eben ſo wie das Franzöſiſche, durch Sprechen erlernt wer-

1) Raynard the Fox. Vieles erinnert an Comenius.

2) Hierzu bemerkt Campe: „Und wozu? in dieſem Alter? Ich ſinne vergebens nach, einen vernünftigen Grund weiß ich nicht zu erdenken.“ Dazu Reſewitz: „Er verſteht ſie auch nicht;“ zuletzt Gedike: „Am wenigſten braucht er aber jemals die zehn Gebote zu lernen, die doch nur immer eine höchſt dürftige, höchſt unvollſtändige und höchſt unbeſtimmte Moral enthalten. Aber ſie waren auch nicht dazu beſtimmt, ein Lehrbuch der Moral zu ſein, und es iſt Moſes Schuld nicht, daß chriſtliche Erzieher ſeinen jüdiſchen Criminalcodex zum moraliſchen Elementarbuch machten.“ (!)

3) Außerdem empfiehlt Locke einen Katechismus von Worthington, worin alle Antworten *wörtlich* aus der Bibel entnommen ſind.

den. Aber nicht von jedermann, nicht von ſolchen, welche ihr übriges Leben gar nichts mit dieſer Sprache zu thun haben, wie z. B. nicht von künftigen Kaufleuten, Pächtern, welche im Schreiben und Rechnen verabſäumt werden, weil ſie alle Zeit auf Latein verwenden müſſen.

Mit lateiniſcher Grammatik verſchone man das Kind, ſuche ihm vielmehr einen Mann, der ſtets mit ihm latein ſpricht. So wird es die fremde Sprache ſo erlernen, wie ſeine Mutterſprache oder auch wie Mädchen von Franzöſinnen franzöſiſch ſprechen lernen. —

Dieſe lateiniſchen Converſationen können nun zugleich durch den Inhalt belehrend ſein, von ‚Geographie, Aſtronomie, Chronologie, Anatomie‘ und einigen Theilen der Geſchichte handeln, auch von ‚Dingen die innerhalb der ſinnlichen Sphäre liegen.‘ Mit ſolchen Dingen ſollten wir den Grund legen. —

Iſt kein guter Lateinſprecher zu haben, ſo nehme man ein unterhaltendes Buch, etwa Aeſops Fabeln und ſchreibe ‚die engliſche Ueberſetzung, die ſo wörtlich ſein muß als möglich, dergeſtalt zwiſchen die Zeilen, daß über jedes lateiniſche Wort das ihm entſprechende engliſche zu ſtehen kommt. Dieſe Ueberſetzung laßt ihn alle Tage leſen und wiederleſen, bis er das Lateiniſche völlig verſteht; und dann laßt ihn zu einer andern Fabel fortgehen, aber diejenige, die er ſchon weiß, öfters wiederholen, um ſie in ſeinem Gedächtniß zu erhalten. Auch ſchreibe er dieſelben Fabeln ab, lerne dabei die Conjugationen und Declinationen auswendig; mehr braucht er zunächſt von der Grammatik nicht zu wiſſen.‘“

*Locke ſchließt ſich hier und im Folgenden oft an Comenius an, welcher auch durch Sprechen die fremde Sprache und zugleich Realien beibringen wollte; die Interlinearverſion des Aeſop iſt dagegen ganz auf Ratichs Weiſe. Wahrſcheinlich kannte Locke die Schriften beider Männer.

Man mache den Kindern das Lernen möglichſt leicht und angenehm, ihre Furcht ſchadet dem Auffaſſen, ‚es iſt ſo unmöglich in eine zitternde Seele ſchöne und regelmäßige Züge zu zeichnen, als auf ein ſchwankendes Papier.‘ —

Nach dem Aeſop kann Juſtinus oder Eutropius geleſen werden, der Schüler mag eine engliſche Ueberſetzung zu Hilfe nehmen. — Durch die Grammatik lernt man keine Sprache ſprechen. — Das genauere Studium der griechiſchen und lateiniſchen Grammatik bleibe den Philologen von Profeſſion überlaſſen. Wollte ein Engländer von Stande eine Grammatik ſtudieren, ſo wäre es die ſeiner Mutterſprache, an welche man aber nicht denkt. — Ueberhaupt ſollte die Grammatik einer Sprache nur dem gelehrt werden, welcher dieſe Sprache ſchon ſpräche; ſie wäre ihm eine Vorſchule zur Rhetorik. Wer daher die alten Sprachen weder ſprechen noch ſchreiben, nur die Klaſſiker leſen will, bedarf des grammatiſchen Studiums nicht.

Der Schüler überſetze aus dem Latein in die Mutterſprachen, und erwerbe ſich dabei Realkenntniſſe, z. B. Kenntniß der Mineralien, Pflanzen, Thiere, ‚vor-

nehmlich der Nutzholz- und Fruchtbäume.' ‚Noch wesentlicher gehören Geographie, Astronomie und Anatomie hierher.'

Muß der Knabe in einer Schule Latein lernen, so sucht ihn vom Schreiben lateinischer Ausarbeitungen, Reden und Verse frei zu machen, sagt: es sei euch bloß darum zu thun, daß er einen lateinischen Schriftsteller verstehen lerne, nicht darum, daß er ein lateinischer Redner und Dichter werde. Man giebt überdieß Themata zu Ausarbeitungen, von denen die Schüler nichts verstehen. Dafür sollte man ihnen lieber aufgeben aus dem Stegreife in der Muttersprache über Dinge zu sprechen, die sie wirklich verstehen, oder auch schriftliche Ausarbeitungen und dergleichen zu machen.

Den Schüler mit lateinischem Versmachen zu quälen, wenn er kein Dichtertalent hat, ist höchst unvernünftig. ‚Und wenn er wirklich poetische Ader hat, so würde ich, sagt Locke, es höchst seltsam finden, wenn der Vater wünschte oder geschehen ließe, daß man sie nährte oder gar verstärkte. Ich dächte, Eltern sollten daran arbeiten, sie zu ersticken oder zu unterdrücken, so viel sie könnten, und ich weiß nicht, was für Gründe ein Vater haben kann, zu wünschen, daß sein Sohn ein Poet werde, wenn er nicht etwa wünscht, daß er jedem andern Beruf und jedem Geschäfte des Lebens absterbe. Und das ist noch bei weitem nicht das Schlimmste bei der Sache. Denn wenn er nun wirklich ein glücklicher Reimer wird und es ihm gelingt, den Ruf eines schönen Geistes zu erlangen: so wünschte ich, man bedächte, in welchen Gesellschaften und an welchen Oertern er wahrscheinlich seine Zeit und sein Vermögen obendrein verspenden wird. Man hat noch sehr selten gesehen, daß einer Gold- und Silberminen auf dem Parnaß entdeckt hat. Es ist dort eine liebliche Luft, aber ein unfruchtbarer Boden, und es gibt sehr wenig Beispiele von solchen, die ihr väterliches Erbe durch einen dort gethanen Fund vermehrt hätten.' Poeterei und Spielen gehen meist Hand in Hand. Soll euer Sohn nicht der Zeitvertreiber lüderlicher Gesellen werden, so wünscht auch nicht, ‚daß er Poet werde oder daß sein Schulmeister ihn in die Kunst Verse zu schmieden einweihe.' Wollt ihr ihn aber wirklich zum Dichter bilden, so ist dazu ‚das Lesen der besten griechischen und lateinischen Dichter ein weit besseres Mittel, als selbst schlechte Verse in einer Sprache machen, die nicht seine eigene ist."

So urtheilt Shakespeares Landsmann über die Poesie. Sogar Campe[1] meint: die poetische Ader zu ersticken und zu erdrücken, das sei zu viel; und noch mehr nimmt Gedike sich der Poesie an, wiewohl er räth, auch den Jüngling, der Anlage zum wirklichen Dichter habe, zu belehren, daß es noch ungleich größere Verdienste gebe, als das Verdienst des größten Dichters sei. — Zur Entschuldigung Lockes muß jedoch bemerkt werden, daß die berühmtesten englischen Dichter seiner Zeit: Dryden, Cowley ꝛc. höchst unzüchtige Gedichte machten.

1) Lockes Handbuch ꝛc. S. 515.

Vollkommen Recht hat er, das ſtümperhafte Zuſammenflicken lateiniſcher Verſe nicht als eine Vorſchule für den ächten Dichter anzuſehen. Umgekehrt hätte er es empfehlen können als ein treffliches Mittel, ein poetiſches Talent „zu erſticken und zu erdrücken.“

„Aus den Klaſſikern laſſe man nicht große Stücke auswendig lernen, nur vorzüglich ſchöne Stellen. Ob das Gedächtniß durch Auswendiglernen geübt werde? frägt ſich. ‚Womit die Seele ſtark beſchäftigt iſt und woran ſie Wohlgefallen hat, das behält ſie am beſten. Verbindet man damit noch Methode und Ordnung, ſo iſt alles geſchehen, was geſchehen kann, einem ſchwachen Gedächtniß aufzuhelfen.“ —

Der Lehrer muß das Lateinlernen für den geringſten Theil der Erziehung achten. Das könnte die Mutter ſelbſt dem Kinde lehren, wenn ſie ſich von ihm täglich zwei bis drei Stunden die Evangelien latein vorleſen ließe. Lieſt ſie für ſich die lateiniſchen Evangelien, ſo wird ſie dieſelben bald verſtehen lernen, und verſteht ſie dieſe, ſo laßt ſie auf dieſelbe Weiſe Aeſops Fabeln leſen und ſo weiter fortgehen zum Eutrop, Juſtin.“ Eine latein lehrende Gertrud!

„Die Erdbeſchreibung, das Kennenlernen der Länder auf dem Globus und auf Karten, kann früh anfangen. Dann mögen die Anfänge des Rechnens folgen, hierauf wieder genauere Geographie (Beſtimmen von Länge und Breite ꝛc.) und Aſtronomie mit Hilfe des Himmelsglobus. Dann Geometrie, die ſechs erſten Bücher des Euklid. Mit der Geographie lerne der Knabe zugleich Chronologie, ohne welchen die Geſchichte confus wird; die Geſchichte ſelbſt möge zunächſt durch Leſen der lateiniſchen Klaſſiker gelehrt werden.

Später leſe er Cicero de Officiis, Pufendorf de officio hominis et civis, darnach Grotius de jure belli et pacis und Pufendorf de jure naturali et gentium.

‚Einen tugendhaften, geſitteten jungen Mann, der dieſen allgemeinen Theil des bürgerlichen Rechts wohl verſteht, fertig Latein weiß und eine gute Hand ſchreibt, kann man getroſt in die Welt ſchicken und völlig ſicher ſein, daß ihm weder ein Amt noch die Achtung der Menſchen irgendwo entſtehen werde.

Die Landesgeſetze muß der Jüngling kennen.

Logik und Rhetorik. Nach ihren Regeln lernen die Menſchen ſchwerlich richtig denken und ſchön reden. Letzteres zu lernen, ſtudiere man Ciceros Schriften. Kinder mögen kleine Geſchichten erzählen, den Aeſop überſetzen als Stylübung. Vor allem gehe man darauf aus, daß ſie nicht ſowohl latein, ſondern ihre Mutterſprache gut ſprechen und ſchreiben lernen, dieſe nicht als „Sprache des ungelehrten Pöbels“ verachten. —

Naturphiloſophie zerfällt in die Lehre von den Geiſtern (Metaphyſik) und von den Körpern (Phyſik). Jene muß vorangehen und aus der Bibel entnommen werden, weil ſonſt die Gewalt der Sinnenwelt den Glauben an das Ueberſinnliche erſtickt. —

Den Carteſius mag der Jüngling leſen, um mit dem, was in der Philoſophie gäng und gebe iſt, bekannt zu werden. Für das Studium der Phyſik iſt der ‚unvergleichliche Newton‘ zu empfehlen. —

Griechiſch muß der Gelehrte verſtehen. „Aber, ſagt Locke, ich habe mich hier gar nicht auf die Erziehung eines Gelehrten von Profeſſion eingelaſſen, ſondern bloß auf die eines Weltmanns.“ Hat dieſer ſpäterhin Luſt, „ſeine Studien weiter zu treiben und einen Blick in die griechiſche Literatur zu thun, ſo kann er ſich dieſe Sprache leicht (?) ſelbſt (?) erwerben.“

Tanzen dient dazu, ‚allen unſern Bewegungen auf Zeitlebens Grazie zu geben‘, und kann nicht früh genug gelernt werden. Der Tanzmeiſter muß aber wiſſen und dadurch lehren können, ‚worin die Grazie beſtehe‘, ſonſt taugt er nichts. Springen und figurirte Tänze ſind verwerflich.

Muſik iſt mit Tanzen verwandt und wird von vielen hoch gehalten. ‚Aber es geht ſo viel von der Zeit eines jungen Mannes drauf, wenn er die Geſchicklichkeit (Inſtrumente zu ſpielen) nur in einem mäßigen Grade erlernen ſoll. Auch wird er dadurch oft in ſo alberne Geſellſchaft verwickelt, daß andre der Meinung ſind, es ſei beſſer dieſe Zeit zu ſparen. Und ich, fährt Locke fort, habe unter Leuten von Talenten und Geſchäftsmännern ſo ſelten einen Mann wegen vorzüglicher Geſchicklichkeit in der Muſik loben oder ſchätzen gehört, daß ich glaube, ihr unter allen Dingen, die auf die Liſte der Geſchicklichkeiten kommen können, den letzten Platz anweiſen zu müſſen.‘[1] Das Leben iſt zu kurz, um nach Allem zu ſtreben, Zeit und Mühe müſſen deshalb ‚zu wirklich nützlichen und wichtigen Dingen verwendet werden.‘

Für Lockes Antipoeſie fand ich eine Entſchuldigung, für ſeine antimuſikaliſchen Aeußerungen weiß ich keine, es müßte denn das muſikaliſche Treiben der Engländer in jener Zeit gar zu elend geweſen ſein. Jedenfalls iſt eine entſetzliche Phantaſieloſigkeit und Mangel an allem Kunſtſinn bei Locke charakteriſtiſch.

‚Reiten muß ein junger Mann von Stande lernen; Fechten iſt für die Geſundheit zuträglich, für das Leben aber nicht. Gute Fechter ſuchen Duelle, vermeiden ſie wenigſtens nicht. Aber weil ‚Fechten und Reiten für ſo allgemeine als nothwendige Erforderniſſe in der Erziehung eines Mannes von Stande angeſehen werden, ſo würde es hart ſein, einem ſolchen dieſe Zeichen ſeines Ranges zu verſagen.‘

Tugend und Weisheit ſtehen höher, als Kenntniſſe. Man lehre den Knaben ſeine Neigungen zu beherrſchen, ſeine Begierden der Vernunft zu unterwerfen. ‚Um einen jungen Mann dahin zu bringen, iſt kein wirkſameres Mittel, als die Liebe zu Beifall und Lob, die man ihm deswegen durch alle erſinnlichen Mittel einzuflößen ſuchen ſollte. Macht ſeine Seele ſo empfindlich gegen

1) Luther ſagt: „Ich gebe nach der Theologie der Muſica den nächſten Locum und die höchſte Ehre. ‚Sie‘ iſt eine ſchöne, herrliche Gabe Gottes.“

Lob und Beſchämung, als ihr könnt. Wenn ihr das gethan habt, ſo habt ihr ihm eine Triebfeder gegeben, welche auf alle ſeine Handlungen wirken wird, auch wenn ihr nicht zugegen ſeid, und ihr habt den Stamm, auf welchen ihr nachmals die wahren Grundſätze der Moralität und Religion pfropfen könnt." —

Hier tritt die Verkehrtheit der Lockeſchen Principien ganz unverhüllt auf. Dornen pflanzt er mit größter Sorgfalt, auf dieſe will er, wenn ſie wuchernd angewachſen ſind, Feigen pfropfen. Er hat keine Ahnung von dem Weſen eines chriſtlichen Charakters, deſſen erſte, zweite und dritte Fundamentaltugend, nach Auguſtin, Demut iſt.

21. Von der Handarbeit.[1]

Zur Erholung lerne auch der Jüngling aus höherm Stande ein Handwerk, etwa das des Zimmermanns, Tiſchlers, Drechslers, oder Gartenbau und Landwirthſchaft. Dahin auch das Parfümieren (?), Lackieren, in Kupfer ſtechen, Metallarbeit.

Spielen mit Karten und Würfeln lerne keiner, um nicht in Verſuchung zu kommen."

22. „Kaufmänniſches Rechnen und Buchhalten[2]

ſollte jeder Mann von Stande verſtehen, nicht um Vermögen zu erwerben, ſondern um es verſtändig nnd beſonnen zu erhalten, indem er dann nicht ins Blaue Ausgaben macht."

23. „Reiſen,[3]

und fremde Sprachen zu lernen, würde am beſten vom ſiebenten bis zum ſechzehnten Jahre geſchehen; die unpaſſendſte Zeit iſt die vom ſechzehnten bis zum zwanzigſten, da der Jüngling zum Sprachenlernen ſchon zu alt, um Menſchenkenntniß zu erwerben, noch zu jung, um ein ausſchweifendes Leben zu führen aber freilich im rechten Alter iſt."

24. Beſchluß.[4]

Die Eigenthümlichkeit jedes Kindes iſt Grund, daß nicht zwei genau nach derſelben Methode behandelt werden können; hierzu kommt, daß die Erziehungsart nach den verſchiedenen Ständen verſchieden ſein muß. Gegenwärtige allgemeine Betrachtungen waren für den Sohn eines angeſehenen Mannes beſtimmt und niedergeſchrieben, als dieſer Sohn noch ſehr jung war."

1) S. 583—597 — 2) S. 598—601. — 3) S. 601—610. — 4) S. 610—612.

7. A. H. Francke.

1. Franckes Jugendjahre bis zum Antritt seines Professor- und Predigtamts in Halle. 1663 bis 1692.

[1]Reisende, welche nach Halle kommen, besuchen das Franckesche Waisenhaus. Treten sie aus dem Ranniſchen Thore heraus, welches in die Vorstadt Glaucha führt, so erblicken sie zu ihrer Linken ein hohes Gebäude, über dessen Eingang die Inschrift: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden. — Dieser Eingang führt durch das Vordergebäude in einen sehr langen Hof, in eine wahre Straße, auf deren beiden Seiten hohe Häuser stehen. Doch überblickt das Auge etwa nur die Hälfte der großen Anlagen, welche außer dem Waisenhause: das Pädagogium, ein Gebäude der Canſteiniſchen Bibelanstalt, eine bedeutende Apotheke, eine große Buchhandlung, viele Oekonomiegebäude, Gärten u. a. in sich begreifen. — Man glaubt sich in eine großartige selbständige Colonialanlage versetzt.

Und alles dieß ist die Frucht der gesegneten Glaubensarbeit des armen Predigers und Professors August Hermann Francke; von kleinen Anfängen aus erwuchs so großes. Der fromme Mann ward, auf den Herren harrend, mit immer neuer Kraft angethan, zu wandeln und bis an das Ende seines dem „Nutz und Dienst des Nächsten“ geweihten Lebens nicht müde zu werden. —

Francke ist den 22. März 1663 in Lübeck geboren, wo sein Vater Syndikus beim Domkapitel des dortigen Stifts war. Im Jahr 1666 kam dieser nach Gotha als Hof- und Justizrath Herzog Ernst des Frommen, starb aber schon 1671. Der verwaiste Knabe besuchte das gothaiſche Gymnasium und ward bereits im 14ten Jahre für reif erklärt. Aber erst im sechszehnten (1679 bezog

1) Literatur:

1. August Hermann Francke von D. Guerike. 1827.

2. Franckens Stiftungen. Eine Zeitschrift, herausgegeben von. J. L. Schulze, G. C. Knapp und A. H. Niemeyer, Director und Mitdirectoren des Waisenhauses. 1792—1798. Drei Bände. Die von mir benutzten Schriften Franckes sind:

1. Segens-volle Fußtapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen Gottes . . . entdecket durch eine wahrhafte und umständliche Nachricht von dem Wayſen-Hause und übrigen Anstalten zu Glaucha vor Halle . . . von A. H. Francke. Halle 1709.

2. A. H. Franckens Lectiones paraeneticae oder öffentliche Ansprachen an die Studiosos Theologiae zu Halle. Andere Auflage 1730—1736. 7 Theile.

3. A. H. Franckens Kurzer und einfältiger Unterricht wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit anzuführen sind. Halle 1733.

4. Idea Studiosi Theologiae oder Abbildung eines der Theologie Beflissenen . . . benebst einem Anhang bestehend in einer Ansprache an die Studiosos Theologiae zu Halle . . . von A. H. Francken. Fünfte Auflage. 1758.

5. Timotheus zum Fürbilde allen Theologiae Studiosis dargestellt von A. H. Francken. Editio quinta. Halle 1728.

er die Universität Erfurt, und gieng noch in demselben Jahre nach Kiel, wo er drei Jahre, besonders unter Kortholts Leitung studierte. Bei diesem hörte er Metaphysik und Moral, bei Morhof Physik, Naturgeschichte und ein Collegium polyhistoricum, auch las er fleißig des Aristoteles Rhetorik; die Theologie war ihm nur Kopfsache. —

Von Kiel gieng er 1682 nach Hamburg, wo er zwei Monate lang bei Esra Ezard hebräisch lernte.[1] Dann lebte er anderthalb Jahre in Gotha, in welcher Zeit er die hebräische Bibel siebenmal durchlas, auch französisch und englisch trieb. Im Jahre 1684 gieng er nach Leipzig, promovierte dort und habilitierte sich durch eine Disputation de Grammatica hebraea. Seine wichtigste Vorlesung war ein Collegium philobiblicum. Er erklärte nämlich Sonntags nach der Nachmittagspredigt ein Kapitel aus dem alten, dann eins aus dem neuen Testament, zuerst philologisch, dann praktisch. Spener, damals Oberhofprediger in Dresden, interessierte sich sehr für diese, von außerordentlich vielen Zuhörern besuchten Vorlesungen.[2] —

Im Jahre 1687 gieng Francke nach Lüneburg zu dem Superintendenten Sandhagen. Fromm erzogen, hatte er schon als Knabe gebetet: daß sein ganzes Leben bloß und allein zu Gottes Ehre gerichtet sein möge. Als ihm aber auf der Universität die Theologie nur Gegenstand eines herzlosen Studierens ward, so verließ ihn der innere Friede. In Lüneburg stieg die Verstimmung und er wurde von peinigenden religiösen Zweifeln angefochten. Er erzählt selbst, daß ihm das Ansehen der Bibel ganz ungewiß geworden sei. Die Juden, habe er oft gedacht, glauben an den Talmud, die Türken an den Koran, die Christen an die Bibel. Wer hat Recht? Dieser Zweifelskampf erreichte die größte Höhe, als er eine Predigt halten sollte über die Worte:[3] „Dieß aber ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“ Er wollte vom wahren und lebendigen Glauben handeln und fühlte, daß ihm selbst dieser Glaube fehle. Schon war er im Begriff, aus großer Angst die Predigt abzusagen, er flehte zu Gott um Rettung aus seinem elenden Zustande. Da ward er plötzlich erhört, alle Zweifel waren verschwunden; „ich ward versichert in meinem Herzen, erzählt er, der Gnade Gottes in Christo Jesu, ich konnte ihn nicht allein Gott, ich konnte ihn auch meinen Vater nennen.“ Noch vierzig Jahre nachher erwähnte er in seinem letzten Gebete vor seinem Ende jene seine eigentliche Bekehrung.

1) Esra rieth ihm, sich die 4 ersten Kapitel der Genesis mit Hilfe einer Uebersetzung so geläufig und bekannt zu machen, daß ihm kein Wort darin fehle, ohne sich übrigens ängstlich um die Grammatik zu kümmern. Francke that es, und Esra zeigte ihm, daß er nun schon den dritten Theil der hebräischen Worte inne habe.

2) Um dieselbe Zeit übersetzte Francke zwei Schriften des Molinos und wurde deshalb als Freund des Quietismus und der Katholiken verdächtigt.

3) Joh. 20, 31.

Von Lüneburg gieng er in demselben Jahre 1687 nach Hamburg, wo er bis Ostern 1688 blieb. Hier errichtete er eine stark besuchte Kinderschule. Die Lehren brachte ihn zur Selbsterkenntnis, dabei lernte er Geduld, Liebe, Nachsicht. „Bei Errichtung dieser Schule, sagt er, ward mirs immer klarer, wie verderbt das gewöhnliche Schulwesen und wie höchst mangelhaft die Kinderzucht sei und dieß bewog mich schon damals zu wünschen, daß ich von Gott gewürdigt werden möchte, zur Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens etwas beizutragen." Das Resultat seiner Erfahrungen faßte er hernach in einer Schrift zusammen: von Erziehung der Kinder zur Gottseligkeit und christlichen Klugheit. Er versicherte oft: jener Jugendunterricht in Hamburg sei als Grundlage alles dessen anzusehen, was Gott in der Folge durch ihn gethan habe. In Erinnerung desselben sei er in Halle auf den Gedanken gekommen: durch bloßes Bücherschreiben werde das Erziehungswesen nicht gebessert, es müsse gehandelt werden. —

Von Hamburg gieng er auf zwei Monate nach Dresden zu Spener, setzte dann in Leipzig seine philobiblischen Collegien fort, und ward 1690 nach Erfurt als Diaconus an die Augustinerkirche berufen. Bald aber wurde er hier als Stifter einer neuen Sekte verdächtigt, darauf hin durch ein churfürstlich Mainzer Rescript und ein Rathsconclusum vom 18. September 1691 ohne alle weitere Untersuchung seines Amtes entsetzt.

Gerade um jene Zeit ward die Universität Halle gestiftet, vornämlich auf Speners Betrieb, welcher im Jahre 1691 Oberconsistorialrath und Probst in Berlin geworden. Unterm 21. December 1691 designierte man Francken als Professor der griechischen und der orientalischen Sprachen an der neuen Universität und übertrug ihm zugleich das Pastorat der Vorstadt Glaucha. Am 7. Januar 1692 kam er in Halle an, wo er fortan 35 Jahre lang bis an sein Ende lebte und wirkte.[1] —

2. Die Anfänge der Franckeschen Stiftungen.

Der Anfang des Jahres 1694 ist als die Entstehungszeit aller großen Franckeschen Stiftungen anzusehen. Sie begannen so.[2] Arme kamen jeden Donnerstag in das Pfarrhaus. Anstatt ihnen vor der Thür Brot zu reichen, ließ Francke sie in das Haus kommen, katechisierte die jüngern, während die älteren zuhörten, und schloß mit einem Gebet. Bei eigener Armut entzog er sich, um Geld für die Armen zu erübrigen, eine Zeitlang das Abendessen;[3] im Jahre

1) Hinsichtlich Franckes Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger, wie auch seiner theologischen Streitigkeiten, verweise ich an die so erbauliche und fleißig gearbeitete Denkschrift Guerikes.

2) Fußtapfen. Cap. 1, 2.

3) Einem Freunde, der in Noth war, schenkte er in derselben Zeit 150 Thaler, welche er als Buchhändler-Honorar für seine biblischen Anmerkungen erhalten.

1695 befestigte er eine Armenbüchse in seiner Stube.[1] Einmal fand er 7 Gulden von einer wohlthätigen Frau eingelegt. Indem er diese in die Hand nahm, sprach er: „das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen.“ An demselben Tage kaufte er für 2 Thaler Bücher und nahm einen armen Studenten an, um die Kinder täglich zwei Stunden zu unterrichten. Von 27 ausgetheilten Büchern wurden jedoch nur 4 zurückgebracht. Francke kaufte aber neue Bücher, räumte einen Saal neben seiner Studierstube als Schulstube ein, und gab den Kindern dreimal in der Woche Almosen. Bald gesellten sich Bürgerkinder dazu, jedes brachte wöchentlich einen Groschen Schulgeld, so daß der Lehrer besser bezahlt werden und dafür täglich 5 Unterrichtsstunden geben konnte.[2] Schon im ersten Sommer stieg die Zahl der Kinder auf 60.

Bald verbreitete sich der Ruf von Franckes großer Thätigkeit für die Armen und von da an strömten ihm von nah und fern Unterstützungen zu. In dem Maße, als diese zunahmen, erweiterten sich seine Pläne. Noch öfter geschah es aber, daß er in festem Glauben kühn Großes unternahm, ohne irgend Mittel zu haben, es auszuführen, da ihm dann die Mittel zur rechten Zeit auf wahrhaft wunderbare Weise zuflossen. —

Bald ward seine Pfarrwohnung zu eng für die Schule. Er miethete im Nachbarshause eine Stube und bildete zwei Klassen, eine für die armen, eine zweite für die Bürgerkinder, jede erhielt ihren eigenen Lehrer.

Nun regte sich in Francke der Wunsch: die Kinder nicht bloß zu unterrichten, sondern auch zu erziehen, der Wunsch, ein Waisenhaus zu stiften. Ein Freund gab ihm zu dem Ende 500 Thaler, im November 1695 waren schon 9 Waisen beisammen, welche bei Bürgersleuten untergebracht wurden; den Studiosus Theologiae Neubauer bestellte er zum Aufseher derselben.[3] Für die Armenschule kaufte er ein Haus.

In demselben Jahre 1695 wurden an Francke drei junge Adliche übergeben, um sie unter seiner Direction erziehen und unterrichten zu lassen. Dieß war der erste Anfang des nachmaligen Pädagogium.

Im Jahre 1696 kaufte Francke ein zweites Haus. Die Zahl der Waisenkinder, welche er in jenen zwei Häusern unterbrachte, stieg im Juni auf 52. Zugleich stiftete er einen Freitisch für Studenten, an welchem in demselben Monat 42 gespeist wurden.

Da sich die Kinder vermehrten, faßte Francke den Entschluß, ein Waisenhaus zu bauen. Er schickte deshalb ebenfalls im Jahre 1696 den genannten

1) Er schrieb die Sprüche 1 Joh. 3, 17 und 2 Cor. 9, 7 an die Armenbüchse. Fußt. S. 5. 7.

2) Ib. 9.

3) Ib. 15.

bisherigen Aufseher der Waisenkinder, Neubauer, nach Holland, um dort Erfahrungen zu sammeln. Nach seiner Rückkehr dirigirte dieser treue, verständige Mann den Bau des Waisenhauses; am 24. Juli 1698 wurde der Grundstein gelegt. Schon waren es 100 Waisenkinder; 500 Kinder genossen bereits Unterricht.

3. Geldsegen. Hilfe in der Noth.

„Man kann nicht ohne Erbauung lesen, wie der Segen Gottes mit Allem war, was Francke in uneigennütziger christlicher Liebe unternahm. Es mögen hier nur einige von den Beispielen jenes Segens stehen, welche er selbst erzählt. Einmal war äußerster Geldmangel. [1] „Da ich bei schönem Wetter ausgegangen war, erzählt Francke, und den klaren Himmel betrachtete, ward mein Herz sehr im Glauben gestärket, also daß ich bei mir selbst gedachte: wie herrlich ist es doch, wenn man nichts hat und sich auf nichts verlassen kann, kennet aber den lebendigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, und setzet auf ihn allein sein Vertrauen, dabei man auch im Mangel so ruhig sein kann." Nach Hause zurückgekehrt kommt ein Bauaufseher, und verlangt Geld für die Arbeitsleute. „Ist was kommen? fragte er. Ich antwortete: Nein, aber ich habe Glauben an Gott. Kaum hatte ich das Wort ausgeredet, so ließ sich ein Studiosus bei mir melden, welcher 30 Thaler von jemandem, den er nicht nennen wollte, brachte. Da ging ich wieder in die Stube und fragte den andern, wie viel er diesmal zur Bezahlung der Bauleute bedurfte? Er antwortete: dreißig Thaler. Ich sagte: hier sind sie; fragte dabei, ob er mehr brauchte? Er sagte: nein, welches denn uns beide sehr stärkte, indem wir so gar augenscheinlich die Hand Gottes erkenneten, die es in dem Augenblick gab, da es vonnöthen war."

„Im Jahre 1698, erzählt Francke weiter, sandte ich einer frommen, durch Leiden bewährten Christin einen Ducaten. Sie antwortete: der Ducaten wäre ihr zu einer Zeit gekommen, da sie dessen wohl benöthigt gewesen. Sie habe Gott gebeten, daß er meinen armen Waisen einen Haufen Ducaten wieder bescheeren möchte. Bald darauf wurden mir 4 Ducaten, und 12 Doppelducaten gebracht. An eben dem Tage wurden mir auch 2 Ducaten von einem guten Freunde aus Schweden geschickt. Nicht lange darnach empfing ich von der Post 25 Ducaten, dabei der Geber nicht genannt war. Gleichfalls wurden mir von einem Gönner 20 Ducaten eben damals geschickt. Da um dieselbe Zeit Prinz Ludwig von Würtemberg zu Eisenach starb, ward mir berichtet, daß er eine Summe Geldes dem Waisenhause vermacht. Es waren 500 Ducaten Species. Sie wurden mir zu einer Zeit zugesendet, da ich sie zum Bau des Waisenhauses höchst nöthig hatte. Da ich nun diesen Haufen Ducaten auf dem Tisch vor mir

1) Fußtapfen 38. 34. Eine Unzahl anderer Beispiele finden sich dort unter der Aufschrift: „Exempel der göttlichen Providentz."

ſah, dachte ich an das Gebet der frommen Frau: Er wolle meinen armen Waiſen einen Haufen Ducaten wieder beſcheeren."[1]

Wie in dieſen beiden Fällen erfuhr Francke in unzähligen andern die Hilfe des Herrn. Beſonders ſind zwei ergiebige Quellen der Einnahme anzuführen. Ein junger Theolog Elers ſchloß ſich an Francke an. Er beſorgte im Jahre 1698 den Druck einer Franckeſchen Predigt: „Von der Pflicht gegen die Armen." Dieſe und einige andere Predigten legte Elers in der Leipziger Meſſe auf einem kleinen Tiſche zum Verkauf aus. Dieß war der erſte Anfang der Waiſenhausbuchhandlung, welche unter des Elers ebenſo gewiſſenhafter als verſtändiger Leitung bald eine ſolche Ausdehnung gewann, daß ſie auch in Berlin und Frankfurt am Main Läden eröffnete. Unter andern verlegte ſie alle Franckeſchen ſehr beliebten Schriften, außerdem viele Schulbücher, welche zum Theil eine große Menge von Auflagen erlebten. Allen Ueberſchuß der Buchhandlung erhielt die Kaſſe des Waiſenhauſes.

Die zweite ergiebige Einnahme floß Francken aus den Medicamenten der Waiſenhausapotheke zu. Mit dieſen hatte es eine ſeltſame Bewandnis. Im Jahre 1700 gab nämlich ein gewiſſer Burgſtaller auf ſeinem Sterbebett an Francke eine Anweiſung „zu einer aus dem Golde zu bereitenden ſehr herrlichen Arznei." Francke übertrug dem Arzte des Waiſenhauſes, dem, durch ſeine tiefſinnig frommen geiſtlichen Lieder[2] bekannten Chriſtian Friedrich Richter, die Bereitung jener Arznei. Nachdem dieſer große Summen vergeblich hierauf verwandt hatte, gelang ihm endlich im Januar 1701 die Arbeit. Bald wurden dieſe Waiſenhausmedicamente aller Orten geſucht, wunderbare Wirkungen erzählte man, und große Summen floſſen durch den Verkauf dem Waiſenhauſe zu.[3] —

4. Stand der Franckeſchen Stiftungen in den Jahren 1705 und 1727.

Dieſe Geldangelegenheiten haben beim Entſtehen und Anwachſen der Franckeſchen Stiftungen eine zu große Bedeutung, als daß ſie hier übergangen werden konnten. Es führte zu weit, wollte ich erzählen, wie die Stiftungen nun mit jedem Jahre wuchſen, es genügt, den Stand derſelben in zwei Zeitpunkten anzugeben.

Im Jahre 1705 beſtanden folgende Franckeſche Anſtalten:[4]

1) Auch König Friedrich I. von Preußen ſchenkte 2000 Thaler, überdieß 100000 Mauerſteine und 30000 Dachſteine zum Bau. Im Jahre 1702 verlieh er dem Waiſenhauſe und dem Pädagogio ſehr vortheilhafte Privilegien. Fußtapfen S. 121 und S. 136. —

Neidiſche Gegner beſchuldigten Francken: „es wären viel tauſend Thaler untergeſchlagen worden; item der Papſt ſchicke ihm Geld dazu; item man kriege das Geld von Papiſten und allerhand Schwärmern." Fußtapfen Cap. 3, 94.

2) So: „Hüter wird die Nacht der Sünden"; „Hier legt mein Sinn ſich vor dir nieder" — „Mein Salomo dein freundliches Regieren" und viele andere.

3) Die „Fußtapfen" enthalten viele Beiſpiele der „geſegneten Wirkungen der Artzneyen." Erſte Fortſ. 56 ff. Dritte Fortſ. 20 ꝛc.

4) Franckes Stift. 1, 382.

1. Das eigentliche Waisenhaus, worin
   55 Knaben zum Studieren bestimmt,
   45 Knaben zu Handwerkern bestimmt,
   25 Mädchen,
   17 Personen Haushaltungspersonal.
2. Das Schulseminar für Lehrer, welche freie Kost genossen.
   75 Personen.
3. Der extraordinäre Freitisch für 64 sehr arme Studenten.
4. Acht Schulklassen.
   800 Schüler (125 Waisenkinder inbegriffen),
   67 Lehrer.
5. Das Pädagogium.
   70 Scholaren,
   17 Lehrer.
6. Buchhandlung und Buchdruckerei: 14 Personen.
7. Apotheke. 8 Personen.
8. Wittwenhaus. 4 Wittwen.
9. Collegium orientale. 11 Personen.

Im Jahre 1727 bei Franckes Tode ward an König Friedrich Wilhelm I folgendes Verzeichnis der Anstalten überreicht:[1]

1. Das Pädagogium:
   82 Scholaren,
   70 Lehrer und andere Personen.
2. Die lateinische Schule des Waisenhauses:
   3 Inspectoren,
   32 Lehrer,
   400 Schüler,
   10 Bediente u. a.
3. Die deutschen Bürgerschulen:
   4 Inspectoren,
   98 Lehrer,
   8 Lehrerinnen,
   1725 Knaben und Mädchen.
4. Waisenkinder:
   100 Knaben,
   34 Mädchen,
   10 Aufseher und Aufseherinnen.

1) Franckes Stift. 2, 296. Im Jahre 1707 waren auf dem Pädagogio und den übrigen Franckeschen Schulen 1092 Schüler zum Unterricht und Aufsicht 3 Inspectoren und 85 Präceptoren. 755 Schüler waren aus Halle gebürtig. Fußt. dritte Fortf. 29.

5. Tischgenossen:
   255 Studiosi,
   360 arme Schüler.
6. Haushaltung. Apotheke. Buchladen:
   53 Personen.
7. Anstalten fürs weibliche Geschlecht:
   15 im Fräuleinstift,
   8 in der Pension für junge Frauenzimmer,
   6 Wittwen.

5. Franckes Wirksamkeit als akademischer Lehrer.

Aus diesem Umriß des äußern Zustandes der Franckeschen Stiftungen läßt sich jedoch bei weitem nicht der ganze Wirkungskreis des Mannes erkennen, vorzüglich nicht die Wirksamkeit für sein Pfarramt, für die Universität, die Bibelverbreitung und das Missionswesen.

So weit verzweigt diese Wirksamkeit auch war, so wurden doch alle ihre Zweige von derselben Wurzel ernährt, von Franckes inniger christlicher Liebe Gottes und des Nächsten. Nur im Namen Christi wollte er arbeiten und schaffen, sein heißer Wunsch war: alle, die er lehrte, von den Studierenden bis zum jüngsten Waisenkinde hinab, Christo zuzuführen. —

Hierin stimmte er mit seinem väterlichen Freunde Spener ganz überein, ebenso in seinen Ansichten vom Studium der Theologie. Wiederholt dringen beide auf Bekehrung und Frömmigkeit der Studierenden; die Theologie müsse durchaus nicht bloß Kopfsache, sondern Herzensangelegenheit sein. [1] „Ein Quentlein lebendigen Glaubens, sagt Francke, ist höher zu schätzen, als ein Centner des bloßen historischen Wissens, und ein Tröpflein wahrer Liebe, als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse." — Er eifert gegen das verkehrte Studieren derer, welche nicht nach dem Wirken im Leben fragten. „Das ist das gemeine Uebel, bemerkt er, was wir im Amte alle Tage brauchen, das lernen wir nicht, denn es ist uns zu gering, und was wir auf Universitäten gelernt haben, das wissen wir hernach nicht mit Nutzen zu gebrauchen." —

Spener wie Francke verwahren sich andrerseits entschieden dagegen, als verwürfen sie die theologische Gelehrsamkeit. [2] „Sollet ihr, sagt Francke zu den Studierenden, Lehrer werden, so ists nicht genug, daß ihr fromm seid, sondern eine gründliche theologische Wissenschaft muß sich auch bei euch finden." „Ein christlicher Studierender, bemerkt Spener, betet so eifrig um göttliche Erleuchtung,

1) Idea 95. Böhmische Brüder sagten zu Luther: se non posse rebus illorum bene ominari, quam diu per illorum scholas et academias tantam scientiae tantillamque conscientiae videant suscipi curam.

2) Idea 87.

als bedürfte er keines eigenen Fleißes; dabei studiert er aber mit solchem Fleiß, als ob er mit seiner Arbeit alles ausrichten müßte. Denn es wäre Vermessenheit und Versuchung Gottes, nur beten, und dann ohne eigenen Fleiß die göttliche Erleuchtung erwarten wollen."

Auf alle Weise arbeitete Francke mit seinen ihm gleichgesinnten trefflichen akademischen Kollegen, mit Anton, Breithaupt, Michaelis, für das Beste der jungen Theologen. Vorlesungen über alle theologischen Disciplinen wurden gehalten, Francke las insbesondere über Methode des theologischen Studiums. In den „paränetischen Lectionen" zeigte er, „was angehende Theologen im Christenthum und im Studieren an Erreichung ihres Zweckes hindere und wie sie solche Hindernisse zu überwinden hätten."[1]

Diese Lectionen las er viele Jahre hindurch einmal wöchentlich und zwar zu einer Stunde, in welcher kein anderes theologisches Collegium gelesen wurde. Er begann sie im Jahre 1693, seine allerletzte Vorlesung, welche er am 15. Mai 1727 drei Wochen vor seinem Tode hielt, war eine paränetische. Mit großem Ernst strafte er in diesen Lectionen die Sünden der jungen Theologen, ermahnte sie vor Allem, sich selbst zu bekehren, bevor sie andere bekehren wollten, zu beten und zu arbeiten. Er gab Regeln des Lebens und Studierens, machte sie darauf aufmerksam, wieviel in Halle jetzt für Studierende geschehe, woran man auf andern Universitäten nicht denke und früher überhaupt nicht gedacht habe. Dahin rechnet er unter Anderm, daß sich die hallischen Theologen vom so gewöhnlichen scholastischen Schulgezänk weg, dagegen der sorgfältigen Exegese der h. Schrift zugewendet hätten, und daß den Studierenden Gelegenheit zu praktischen Uebungen, zum Katechesieren und sonstigem Unterricht gegeben werde. — [2]Neuangekommene junge Theologen mußten sich bei der theologischen Facultät melden, welche zu dem Zwecke an bestimmten Tagen zusammenkam. Man besprach sich mit jedem Ankömmling, wie er sein Leben und seine Studien einzurichten habe. Alle Vierteljahr sollten sich sämmtliche Theologie Studierende vor der Facultät einfinden, um über ihre Studien Rechenschaft abzulegen und für die Zukunft Rath zu erhalten. Außerdem wurden sie aufgemuntert, sich an einzelne Professoren zu wenden, und sich mit ihnen über etwaige Herzensangelegenheiten oder über die Studien zu besprechen. —

Im Jahre 1709 hielt Francke einige paränetische Vorlesungen,[3] „darinnen, so lautet die Ueberschrift, der Unterschied der gegenwärtigen Studiosorum Theologiae und derer, die im Anfange hier gewesen, gezeiget wird." Er klagt hier, daß der Eifer zu allem Guten bei den meisten sehr nachgelassen habe, schildert

1) Für die Studierenden schrieb er die „Idea Studiosi Theologiae," den „Timotheus" und andere Schriften.

2) „Anhang der Abbildung" S. 198.

3) Lectiones par. Th. 4. S. 73 ff.

das eingeriſſene rohe Studentenleben,[1] und bemerkt auch, daß jene wohlwollende Sorgfalt der theologiſchen Profeſſoren von den Studierenden ſo wenig anerkannt werde, daß ſie ſich vielmehr über dieſelbe beſchwerten, als über einen Eingriff in die Studentenfreiheit, und dem ihnen ertheilten guten Rath nicht Folge leiſteten.[2] Man höre auch, bemerkt er, „vielfältig über Studiosos Theologiae, die von Halle kommen, Klagen führen, daß ſie Heuchler wären.“ „Ich kann ohne große Wehmuth nicht daran gedenken, und kann mich nicht genug darüber verwundern, ſagt er, wie es doch möglich iſt, daß von allen unſern Vorſtellungen und Ermahnungen ſich ſo wenig Effect bei ihnen findet.“

Eine Reaction war eingetreten. An die Stelle des herrſchenden wüſten Studentenlebens wollten Francke und ſeine theologiſchen Kollegen mit einem Schlage eine ſtille, fromme, faſt klöſterliche Zucht einführen, eine Lebensweiſe, welche treffend mit der Lebensweiſe der Hieronymianer[3] verglichen worden iſt. „Man häufte Andachtsübung auf Andachtsübung. Fromme Rührungen und Erweckungen nährte man auf alle Weiſe. Man betete, predigte, ermahnte, ſang bei jeder Gelegenheit.“[4] Was Wunder, wenn das, einer ſolchen Lebensweiſe diametral entgegengeſetzte, durch eine Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingewurzelte Studentenweſen und rohe Unweſen gegen Franckes Beſtrebungen gewaltſamen Widerſtand leiſtete, ſo daß er nur ſtillere, in ſich gekehrte Jünglinge für ſich gewann. Auf Mittel und Wege, die andern zu gewinnen, ſcheint man nicht genug bedacht geweſen zu ſein, auf ein pauliniſches Accomodieren, welches der Wahrheit und Heiligkeit nichts vergibt.

Ich zweifle ſehr, daß Luther das Ideal eines Studierenden, wie Francke und Spener es aufſtellten, ganz gebilligt haben würde. Wie eifert Luther nicht gegen allen mönchiſchen Zwang; Freude und Ergötzen,[5] ſagt er, ſei jungen Leuten ſo hoch vonnöthen, als Eſſen und Trinken. Wie empfiehlt er „Muſica und Ritterſpiel, mit Fechten, Ringen, unter welchen das erſte die Sorge des Herzens und melancholiſche Gedanken vertreibe, das andere ſeine geſchickte Gliedmaß am Leibe mache und ihn bei Geſundheit erhalte.“ Auf Zechen, Unzucht, Spielen gerathe man, „wenn man ſolche ehrbare Uebungen und Ritterſpiele verachte und nachlaſſe.“[6]

1) Ib. „Ein Studiosus Theologiae muß dieſe Regel wiſſen: quod in aliis est peccatum veniale, id in clerico, und alſo auch in studioso Theologiae est peccatum mortale.“

2) Ib. 111. „Ehemals erkannten Theologiae Studiosi beſſer, was es für eine Wohlthat wäre, daß ihre studia von der theologiſchen Facultät eingerichtet würden.“ Vgl. auch S. 39.

3) Ullmann: Johann Weſſel. S. 423. (Erſte Ausgabe.)

4) Niemeyers Grundſätze, achte Ausg. 3, 348. Sehr lehrreich iſt in dieſer Beziehung Semlers Selbſtbiographie.

5) Siehe Theil 1, 141. 177.

6) Freilich mochte beim Anblick des Rauf- und Sauflebens jener wüſten Studenten, wie Francke ſie ſchildert, leicht jede Hoffnung ſchwinden, als könnten ſich ſolche Menſchen je „ehrbaren Uebungen und Ritterſpielen“ zuwenden.

Merkwürdig sind Franckes Klagen über die Unreife der neuangekommenen Studierenden. Daß er diesen räth, Schreibstunden zu nehmen, fällt uns (leider!) nicht sehr auf;[1] aber um die Orthographie war es eben so schlecht bestellt! „Ich finde,[2] sagt er, daß wenig Studiosi Theologiae sind, die einen teutschen Brief recht orthographice schreiben können. Sie impingiren fast in allen Zeilen wider die Orthographie. Daher ich auch Exempel weiß, daß, wenn manche in ein Amt gekommen, und etwas haben wollen drucken lassen, fast nöthig gewesen wäre, daß man ihr Manuscript, welches sie eingesendet, in allen Zeilen erst corrigiret hätte: so daß man ihnen hat anzeigen müssen, sie sollten's von einem, der die Orthographie verstehet, erst abschreiben lassen, damit es ohne Anstoß gelesen werden könnte . . . Dieser defectus pflegt insgemein auf Schulen daher zu kommen, weil nur die lateinische Uebersetzung der exercitiorum corrigiret wird; das Teutsche aber nicht; daher lernet man keine Orthographie. Man lernet voces distinctas, als er war, die Waar, es ist wahr und dergleichen nicht im Schreiben distinguiren, weil man die teutschen exercitia nur so obenhin schreibet."[3]

Nun sollte man meinen: in eben dem Maße, als man auf Schulen das Deutsche vernachlässigt habe, sei das bevorzugte Latein gründlicher getrieben worden. Dem war nicht so. „Wenn aber manche, fährt Francke fort, einen lateinischen Brief machen sollen, so findet man, daß sie auch die Grammatic nicht recht gelernet haben, und daher manche Fehler begehen." In der griechischen Grammatik seien die Ankömmlinge auch nicht fest, nicht einmal in Luthers Katechismus. „Ingleichen findet sichs selten, heißt es, daß einer eine Wissenschaft von der Arithmetica vulgari mitbringet, deren Gebrauch doch im gemeinen Leben immer vorfället."[4]

An einem andern Orte sagt Francke:[5] die Professoren der Theologie in Halle hätten es „mit großer Betrübnis wahrnehmen müssen, daß die meisten Schulen so übel bestellet sind, daß von denselben Leute zu ihnen kommen, die wohl zwanzig Jahr alt sind und drüber und dennoch bedürfen, daß man ihnen in den Fundamentis der lateinischen, geschweige der griechischen und hebräischen Sprache besondere Information verschaffe, wo man anders will, daß sie die Collegia mit Nutzen frequentieren sollen. — Auch andere Universitäten, fährt er fort, machten die traurige Erfahrung, viele untüchtige und unwissende Leute zu überkommen, aus denen nichts zu machen." Die Lehrer an den Schulen sollten doch ihr Amt gewissenhafter verwalten. —

1) „Es schreibet selten einer eine gute Hand, wenn er von Schulen kommet."

2) Lect. paraen. 4, 280. Vgl. „Anhang der Abbildung eines studiosi Theol." S. 230.

3) Anhang der Abbildung eines studiosi Theologiae. S. 281. Es „bringet selten einer auch nur qualemcunque peritiam der Teutschen Orthographie von den Schulen mit."

4) Ib.

5) Ib. 275.

Wenn Francke Veranstaltungen traf, daß die in Schulkenntnissen Zurückgebliebenen das Verabsäumte nachholen konnten, so verschaffte er andrerseits den Bessern Gelegenheit, in allen Schuldisciplinen, in Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik ꝛc. Unterricht zu ertheilen.[1] Bei den von ihm eingerichteten, nahe an zweitausend Schüler zählenden, Anstalten lehrten über hundert Studierende, unter Aufsicht und Anleitung von Inspectoren, besonders wurden sie im Katechesieren geübt. „Der ganze sogenannte Ordinar-Tisch des Waisenhauses jetzo bestehend aus 134 Studiosis, sagt Francke, ist eigentlich das Seminarium Praeceptorum für hiesige Anstalten.“[2] Aus diesen „werden einige seligieret und zum Seminario selecto Praeceptorum genommen.“ Letzteres Seminar nahm im Jahre 1707 seinen Anfang. Man suchte für dasselbe zehn bis zwölf Theologen aus, die einen guten Grund gelegt und zum Schulwesen Lust und Geschicklichkeit hatten.[3] Zwei Jahre lang wurden sie hier durch Collegien und Uebungen für das Lehrfach vorbereitet. Sie erhielten zudem freien Tisch, mußten sich aber verbindlich machen, nach Ablauf der zwei Jahre am Waisenhause oder Pädagogium drei Jahre Unterricht zu ertheilen.[4]

6. Franckes deutsche und lateinische Schulen. Das Pädagogium.

Wir sahen, daß Francke im Jahre 1695 eine Armenschule stiftete, Bürgerkinder kamen hinzu. 1697 errichtete er für begabtere Knaben eine lateinische Schule. Die Armenschulen erhielten den Namen deutsche Bürgerschulen, welche in Knaben- und Mädchenschulen zerfielen. Bei Franckes Tode waren, wie erwähnt, in den Bürgerschulen 1725 Knaben und Mädchen, in der lateinischen 400 Schüler, dazu kamen 82 Scholaren des Pädagogii. Der Unterricht in den deutschen Schulen begriff anfänglich nur Religionsunterricht, Lesen, Schreiben und Rechnen; in späterer Zeit kamen Naturkunde, Geschichte, Geographie ꝛc. hinzu. Ueber alle deutschen Schulen war ein Oberaufseher gesetzt, dem auch die Vorbereitung der angehenden Lehrer für diese Schulen übertragen war. Die

1) Ib. 284. 274. 277. 289. 290.

2) Die erste Veranlassung zur Stiftung dieses Freitisches und Seminars war eine Schenkung von 500 Thalern, welche Francke 1695 für arme Studenten erhielt. Fußt. 11. Dritte Fortf. 9.

3) Fußt. Dritte Fortf. 9. Fünfte Fortf. 60.

4) Im Jahre 1702 stiftete Francke in Gemeinschaft mit Anton und Breithaupt das Collegium orientale theologicum, in welchem außer dem Hebräischen auch das Syrische, Chaldäische, Arabische ꝛc: getrieben ward. Die an diesem Collegio theilnehmenden Studierenden leisteten dem Joh. Heinrich Michaelis durch Vergleichung der Handschriften gute Dienste bei Herausgabe der hebräischen Bibel. 12 Studierende gehörten zu diesem Collegio. Bis zum Jahre 1720 scheint es gedauert zu haben. Joh. Tribbechov, aus Gotha war dessen erster Vorstand derselbe Tribbechov, welcher das „erstaunliche Lied“ „O du Hüter Israel“ gedichtet hat. Mit Tribbechov dirigirte J. H. Michaelis. Fußt. Zweite Fortf. 5. Dritte Fortf. 6.

Mädchen wurden insbesondere in weiblichen Arbeiten unterrichtet, ja selbst die Waisenknaben erhielten Anweisung im Stricken.[1]

In den lateinischen Schulen ward außer dem Religionsunterricht noch Lesen, Schreiben und Rechnen, Latein, Griechisch, Hebräisch, Mathematik, Geschichte, Geographie und Musik gelehrt. Die „classische Graecität ward jedoch über der beständigen Lesung des neuen Testaments sehr vernachlässigt.“[2] Auch die Botanik erwähnen schon die ältesten Nachrichten als Lehrgegenstand dieser Schulen. Im Jahre 1709 ward das Latein in 7 Klassen[3] gelehrt; Physik, Malen, ja Anatomie ist unter den Lehrgegenständen aufgeführt; 1714 wird auch Oratorie und Logik genannt, dagegen Französisch hier fehlt.

Das Pädagogium bestimmte Francke der Erziehung von Söhnen aus den höhern Ständen. Drei junge Adliche wurden ihm, wie erwähnt, im Jahre 1695 übergeben, das war der Anfang der Anstalt. Die Zahl der Schüler wuchs; im Jahre 1705 waren ihrer schon 70, welche in Bürgerhäusern zerstreut wohnten. Im Jahre 1711 beschloß Francke, für sie ein großes Haus zu bauen, das 1713 vollendet und bezogen wurde. Es waren in demselben die Wohnungen für Schüler und Aufseher heiter und bequem, nicht klösterlich düster. Aeußere Einrichtungen bezeugten hier schon, daß Francke Realunterricht beabsichtigte; es gehörte ein botanischer Garten zum Pädagogium, dann fand sich ein Naturaliencabinet, ein physikalischer Apparat, ein chemisches Laboratorium, Einrichtungen zu anatomischen Sectionen, auch Drechselbänke und Mühlen zum Glasschleifen.[4]

Der Lehrplan für die Schüler des Pädagogii wird im Jahre 1706 so angegeben: „Nebst dem Grunde des wahren Christenthums werden sie unterrichtet in der lateinischen, griechischen, hebräischen und französischen Sprache, wie auch einen guten teutschen Aufsatz zu machen, anbei eine feine Hand zu schreiben; desgleichen in der Arithmetica, Geographia, Chronologia, Historia, Astronomia, Geometria, Musica, Botanica und Anatomia nebst den vornehmsten Fundamenten der Medicin . . . und über dieses finden sie in den Freistunden Gelegenheit zum Drechseln, Glas-Schleifen, Mahlen, Reißen u. dgl. Im übrigen werden sie in den Recreationsstunden vor aller Gelegenheit, dadurch sie verführt werden könnten, durch getreue Aufsicht sorgfältig bewahret, auch sogar des Nachts nicht alleine gelassen.“[5]

1) Im Jahre 1701 stellte Francke zu dem Behuf einen besondern Strickmeister an. Fußt. Erste Fortsf. 45.

2) Niemeyer 3, 346. Rector Mal aus Franckes Schule verbannte auf dem Gymnasium zu Hersfeld die griechischen Classiker, dagegen ließ er das neue Testament, auch die Apokalypse lesen. Programm des Director Dr. Münscher von 1837.

3) Durch Theilung von Secunda, Tertia, Quarta und Quinta stieg die Zahl der Klassen auf 11.

4) Franckes Stift. 2, 14 ff. Näheres über das Pädagogium in Franckes Schrift „Ausführliche Ordnung und Lehrart für das Pädagoginm 1701.“

5) Fußt. Zweite Fortsf. 9.

Als charakteristisch für das Pädagogium wird angeführt, es seien „die Classes discipulorum also eingerichtet, daß ein Scholar nicht nur in einer, sondern nach dem Unterschiede seiner Profectuum in diesem und jenem studio in untergeschiedenen Classen, z. E. in Ansehung der lateinischen Sprache in der ersten, nach der griechischen aber in der andern sitzen und also in einer jeden Sache Commilitones von gleichen Progressen haben kann. Nächst dem muß zwar ein jeder Scholar die lateinische Sprache beständig, aber von den übrigen Sprachen und Disciplinen nur eine nach der andern treiben und also eine Sache zuvor wohl fassen, ehe er zu andern gelassen wird.“ [1]

Eine besondere Klasse, Selecta, wurde auf dem Pädagogio gestiftet zur Vorbereitung auf die Universität. Die Schüler dieser Klasse lasen viele lateinische Klassiker cursorisch, disputierten, hielten häufig Reden, trieben Rhetorik, Logik, Metaphysik, eine Art Dogmatik, lasen Theile des alten und neuen Testaments im Grundtext. Griechische Klassiker werden nicht genannt, dagegen Homilien des Macarius und Nonni Paraphrasis Iohannis.[2] u. s. w. —

Für Unterricht und Aufsicht war, was das Personal betrifft, auf dem Pädagogium reichlich gesorgt. Beim Tode Franckes zählte man 82 Scholaren, für welche ein Inspector, ein Mathematicus, 18 ordentliche, 8 außerordentliche Lehrer und 10 Collaboranten angestellt waren.[3] —

Für die große Anzahl der Schüler in den Franckeschen Anstalten waren jedoch verhältnismäßig nur wenige Lehrer fest angestellt, die meiste Schularbeit ward durch eine Menge Studierender verrichtet, welche zu dem Behuf in den zwei schon erwähnten Seminarien Anleitung erhielten. Francke hatte hierbei den Vortheil, daß er sich solche junge Männer auswählen konnte, die seines Sinnes waren und zu der, auf den Waisenhausschulen eingeführten Methode zugezogen wurden. Angestellte Inspectoren wachten möglichst darüber, daß keiner vom vorgeschriebenen Wege abwich. Auf solche Weise konnte es nicht fehlen, daß, trotz des großen Umfangs der Anstalten, in denselben doch von allen Lehrern in Einem Sinne gelehrt und auf Ein Ziel hingearbeitet wurde.[4] — Aber eine Schattenseite dürfen wir nicht übersehen. Jene Einheit des Ganzen mochte leicht in Monotonie ausarten, zur Einheit einer Maschine, in welcher kein Theil Anspruch auf Selbständigkeit macht, ja nicht machen kann. Die Studierenden ver-

1) Ib. Dritte Forts. 15. Vierte Forts. 5.

2) Ib. Dritte Forts. 18. Auch des Prudentius Hymnen las man, von mathematischen Disciplinen ist Gnomonik aufgeführt.

3) Franckes Stift. 2, 296.

4) Franckes Stift. 2, 39: „Zu Lehrern wurden Candidaten und Studenten angenommen, denen Francke eine Methode des Unterrichts vorschrieb, die sie genau befolgen mußten. Sie leisteten ihm auch meistens willig Folge. Denn bisher hatten sie noch keine eigene Methode gehabt, der sie sich hätten entwöhnen müssen, wie dieß der Fall bei Männern gewesen sein würde, die schon in andern Schulen gelehrt hätten.“

pflichteten sich ja nur drei Jahre zu lehren, dann verließen sie die Anstalt, wie konnten sie es in so kurzer Zeit zur selbständigen Einsicht und Fertigkeit in der pädagogischen Kunst bringen?[1] Welcher ernste Lehrer hat es nicht erfahren, daß seine Berufsarbeit eine Kunst ist, zu deren Erlernung Zeit nöthig; daß er in den ersten Jahren, da er lehrt, viel Lehrgeld zu seinem und der Schüler Schaden zahlen muß und nur langsam zur Meisterschaft reift. Francke hatte daher in seinen Anstalten gewiß nur sehr wenige Meister der Lehrkunst, dagegen eine überwiegende Menge unselbständiger Anfänger, deren Mißgriffe nur einigermaßen durch ihre entschiedene Subordination verringert und compensiert wurden.[2] —

Francke war Director seiner Anstalten, erst im Jahre 1716 nahm er Joh. Daniel Herrnschmid und als dieser 1723 starb, seinen frommen Schwiegersohn Joh. Anastasius Freylinghausen[3] zu Subdirectoren an. Als Töllner 1718 starb, welcher die Oberaufsicht über die deutschen und lateinischen Schulen zugleich geführt, erhielt Herrnschmid die, von da an, gesonderte Aufsicht über die lateinischen Schulen. —

Die Eigenthümlichkeit der Franckeschen Schulen noch einmal ins Auge zu fassen, so ist sie vorzüglich charakterisiert durch das in ihnen vorwaltende christliche, ja pietistische Element, welches sich in den vielen Andachtsübungen, im Zurückdrängen der griechischen Klassiker durch das neue Testament, im Treiben des Hebräischen zum Verständnis des alten Testaments äußert. Dann ist es diesen Schulen eigenthümlich, daß in ihnen die Realien stark hervortreten, daß die Schüler nach Maßgabe ihrer Fortschritte in verschiedenen Lehrobjecten verschiedenen Klassen angehören können; zuletzt, daß viele Studierende Unterricht ertheilten, was nur bei einer vorgeschriebenen und genau befolgten Methode thunlich war.

1) Hieronymus Wolf, der gelehrte Rector des Augsburger Gymnasiums, schreibt: ... Quamquam optabile esset tales hypodidascalos proprio quodam fato scholae contingere, qui tolerabilibus laboribus propositis et iis praemiis constitutis, unde se et suos honeste possent alere, altiora non cogitarent. Nam mutatio praeceptorum frequens multum habet incommodi, neque fere fieri potest, ut is fideliter et erudite doceat, qui in omnes occasiones fortunae melioris est intentus, nec discipulorum ingeniis sed suis commodis et voluptatibus inservit. Praeterea quo quis diutius docuerit, eo erit (ut est usus artium magister) ad docendum aptior et paratior. Programm des Augsburger Gymnasiums von Herrn Rector Megger 1834. S. 11.

2) Es soll dieß kein Vorwurf gegen Francke sein. Wer, wie er, für eine Menge Kinder Hilfe schaffen will, der muß sich in die Umstände schicken. Die Monitoren von Bell und Lancaster sind gewiß nicht so gute Nothhelfer, als Franckes Studenten.

3) Herrnschmid, geboren 1675 zu Bopfingen in Schwaben. Verfasser mehrerer geistlichen Lieder, unter A. von: „Lobe den Herrn, o meine Seele.“ Freylinghausen geb. zu Gandersheim 1670, starb 1739 als Director des Waisenhauses. Ausgezeichnet durch treffliche geistliche Lieder; sein Gesangbuch machte Epoche. Als Inspectoren der lateinischen Schulen folgten auf Herrnschmid namhafte Männer, wie: Johann Jacob Rambach, Sigismund Jacob Baumgarten, August Gottlieb Spangenberg, welcher später Bischof der Brüdergemeinde war.

Nachdem wir nun Franckes vielseitige pädagogische Bestrebungen — für die Universität, für lateinische Schulen, Bürgerschulen und Waisen — betrachtet, wollen wir noch einen Blick auf zwei Gegenstände seiner Thätigkeit werfen, welche nur mittelbar Einfluß auf Pädagogik hatten.

Der erste Gegenstand ist die Canstеinsche Bibelanstalt, welche sich an das Waisenhaus anschloß.

7. Canstеinsche Bibelanstalt.

Carl Hildebrand Freiherr von Canstein, geboren 1667, war churfürstlich Brandenburgscher Oberhofmarschall und Kammerpräsident, auch vertrauter Freund Speners. Im Jahre 1710 ließ er einen Bogen drucken unter dem Titel: Ohnmaßgebender Vorschlag, wie Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preis in die Hände zu bringen sei." Er schlug vor: „durch eine Veranstaltung stehen bleibender Formen" — „an hunderttausend Exemplare der Bibel abzudrucken, ehe die Schriften abgenutzt würden." Dem Franckeschen Waisenhause übergab er den Vertrieb; Prinz Carl von Dänemark, Bruder König Friedrichs IV, schenkte dazu an Francke 1271 Ducaten. Die erste Ausgabe des neuen Testaments mit stehenden Lettern erschien im Jahre 1713. Bis zum Jahre 1795 wu den in der Anstalt 1,659,883 Bibeln, 883,890 neue Testamente, 16,000 Exemplare der Psalmen, 47500 des Sirach gedruckt. Man hielt sich treu an den Lutherschen Text, nur einige Aenderungen, welche man für durchaus nothwendig ansah, wurden gemacht mit gerechter Schüchternheit und Besorgnis, irgendwie Anffehen zu erregen und Anstoß zu geben.[1]

8. Indische Mission.

Ein zweiter Gegenstand Franckeſcher Thätigkeit war das Missionswesen. König Friedrich IV von Dänemark, veranlaßt durch seine zwei deutschen Hofprediger Masius und Lütkens, beschloß eine Mission in der dänischen Stadt Trankenbar auf der Küste Koromandel anzulegen. Lütkens wendete sich deshalb an Francke. Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau wurden von diesem zu Missionaren erwählt, in Kopenhagen ordiniert und kamen am 9. Julius 1706 in Trankenbar an. —

So war der Anfang dieser wichtigen, über ein Jahrhundert bestandenen, Mission der lutherischen Kirche. Mit einer herzlichen Liebe, die Alles glaubet, Alles hoffet, haben die halleschen Missionare ausdauernd und gewissenhaft auch dann gearbeitet, wenn alle Hoffnung zu erlöschen schien. Ja sie waren in bösen Zeiten, da Seuchen, Hungersnoth und Krieg herrschten, vielfach die Berather und Tröster der Eingeborenen. Welche Hingebung, welchen Eifer bewies nicht Ziegenbalg, der einen großen Theil der heiligen Schrift und den kleinen lu-

1) Vergl. Franckes Stiftungen 2. 515 ff.

theriſchen Katechismus ins Tamuliſche überſetzte, auch geiſtliche Lieder in tamuliſcher Sprache ſchrieb, und mit großer Mühſamkeit zwei Wörterbücher und eine Grammatik dieſer Sprache anfertigte. Sein würdiger Nachfolger, Benjamin Schulze, vollendete die Bibelüberſetzung. Bald fanden die Miſſionare ſolche Anerkennung, daß ihre Wirkſamkeit nicht auf Trankenbar beſchränkt blieb. Durch die engliſche „Geſellſchaft zur Verbreitung chriſtlicher Erkenntnis" wurden ſie ſeit dem Jahre 1728 veranlaßt und unterſtützt, um in Madras, Cudelur, Calcutta, Tanſchaur und andern Orten lutheriſche Miſſionsſtationen zu gründen.[1]

Vor allen Miſſionaren zeichnete ſich Schwarz aus. Er genoß das größte Anſehen bei allen Religionsparteien. Während die oſtindiſche Kompagnie ihn 1779 als Geſandten nach Seringapatnam ſchickte, die Engländer ihn im Jahre 1784 bei den Friedensunterhandlungen mit Tippo Saib zuzogen, ſtand er beim Könige von Tanſchaur in ſolchem Anſehen, daß dieſer auf ſeinem Sterbebette 1787 in ihn drang, die Vormundſchaft über ſeinen neunjährigen adoptierten Sohn zu übernehmen. Schwarz ſtarb im Jahre 1798. Middleton, anglicaniſcher Biſchof von Calcutta, beſuchte 1816 den König Sirfogan in Tanſchaur. Dieß iſt derſelbe König, ſo erzählt ein Bericht,[2] „der zwar ſelbſt kein Bekenner des Chriſtenthums iſt, der aber an dem Grabe des unvergeßlichen Miſſionar Schwarz Thränen der Liebe und Dankbarkeit weinte, ihn nicht nur einen großen und guten Mann, ſondern auch ſeinen Vater, Freund, Beſchützer und Führer ſeiner Jugend zu nennen pflegt, und deſſen Andenken er auch durch ein koſtbares marmornes Denkmal geehrt hat, welches er in London verfertigen, und in der chriſtlichen Kirche zu Tanſchaur feierlich aufſtellen ließ." —

Die halleſchen Miſſionare ließen ſich beſonders den Unterricht der indiſchen Jugend angelegen ſein, durch welchen ſie viele indiſche Katecheten bildeten, die bei Bekehrung ihrer Landsleute trefflich Hilfe leiſteten.[3] —

Es iſt hier nicht der Ort, näher auf die Geſchichte der halleſchen Miſſion einzugehen. Francke war vom Jahr 1705 bis an ſeinen Tod auf mannigfaltige Weiſe für dieſelbe thätig. Zunächſt durch gewiſſenhafte Wahl der Miſſionare,

1) Die anglicaniſche Kirche griff früher nicht ein, kein Miſſionar erhielt von ihr die Ordination und beſchwor die 39 Artikel; die meiſten dieſer Miſſionare wurden vielmehr in Wernigerode Namens der lutheriſchen Kirche ordiniert, vom Jahre 1731 bis zum Jahre 1792. Vgl. Franckes Stiftungen 3, 356. 383. 389. 518. 552. Man war damals ſo entfernt, die lutheriſchen Miſſionare der anglicaniſchen Kirche zu überlaſſen, daß vom lutheriſchen Miſſionar Diemer ausnahmsweiſe dieß bemerkt wird: er fand (in London) anfänglich, weil man ſeine großen Fehler wohl kannte, keine ſonderliche Aufnahme, wußte aber doch in der Folge durch ſeine Vorſpiegelungen viele für ſich einzunehmen, und ließ ſich in der Hoffnung, dadurch den Grund zu einem höhern Glück zu legen, die biſchöfliche Ordination gefallen." (Eb. 502.)

2) „Neuere Geſchichte der evangeliſchen Miſſionsanſtalten . . . von Knapp. Sieben und ſechzigſtes Stück." S. 633.

3) Die Zahl der in den Kirchenbüchern von Trankenbar im Zeitraum vom Jahre 1706 bis 1780 eingeſchriebenen Gemeindeglieder betrug 16,556. Franckes Stiftungen 3, 248.

welche, ohne besondere Vorbereitung zum Missionsdienst, aus Theologen der halleschen Schule genommen wurden.[1] Seit dem Jahre 1710 veranstaltete er die Herausgabe einer „Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden in Indien"; er veranlaßte, daß man von Halle eine tamulische Druckerei nach Trankenbar schickte; auch wurden ihm vertrauensvoll große Summen für diese Mission zugesandt, sein Name bürgte für die Güte der Sache. Wie theuer sie seinem Herzen sei, äußerte er noch in seinen letzten Reden.

9. Nachwirkungen von Franckes Thätigkeit.

So haben wir die Wirksamkeit Franckes nach den verschiedensten Richtungen hin betrachtet: sein unmittelbares Wirken. Wie viel großartiger erscheint diese Wirksamkeit aber, wenn wir auch das ins Auge fassen, was mittelbar durch ihn veranlaßt wurde. Wie viele Waisenhäuser und Armenschulen mögen seinem Beispiele ihre Entstehung verdanken, wie oft wird heute noch sein Name in Berichten über Rettungsanstalten dankbar genannt. Welchen Impuls gab die hallesche Mission den Protestanten! wie ward ihnen durch diese Mission die Ausbreitung des Christenthums Herzens- und Gewissensache! Zinzendorf, der Stifter der Herrenhuter, war ein Zögling Franckes — welchen Segen haben nicht herrenhutsche Missionare über die verlassensten Heiden gebracht. War es nicht Franckes Beispiel, welches den halleschen Professor Callenberg bestimmte, im Jahre 1727 eine Anstalt zur Bekehrung der Juden und Muhammedaner zu gründen, und war diese Anstalt nicht eine Vorläuferin der gegenwärtigen Judenmissionen? Endlich, die Cansteinsche Bibelanstalt, welche über zwei Millionen Exemplare der Bibel, des neuen Testaments, des Psalters u. s. w. zu höchst wohlfeilen Preisen verbreitet hat, ist sie nicht eine Vorläuferin aller Bibelgesellschaften unserer Tage?[2] —

10. Franckes Familienverhältnisse. Sein Tod.

[3]Wir verfolgten Franckes Leben nur bis zum Jahre 1694. Oder ist nicht vielmehr sein Leben durch seine Bestrebungen und Stiftungen hinlänglich charakterisiert, lebte er nicht ganz in dem, was er für seinen eigensten göttlichen Beruf hielt? —

Nur weniges will ich hinzufügen. In jenem Jahre 1694 heirathete Francke ein Fräulein von Wurm, mit welcher er bis an sein Ende, 33 Jahre lang, in glücklicher Ehe lebte. Sie hatten 3 Kinder. Das erste, ein Sohn, starb

1) So geschahe es in der Regel bis in die neuste Zeit; nur von einem Missionar bemerkt der sel. Knapp: er habe nicht studiert, sei aber ausgezeichnet begabt gewesen.

2) Daß sich in Speners und Franckes Schule auch die Anfänge eines unkirchlichen, pietistischen und mystischen Separatismus zeigten, welche im Verfolg immer bedenklicher, verwirrter und verwirrender hervortraten, übergehe ich hier.

3) Nach Franckes Stift. 2, 286 und Guericke S. 450 — 467.

früh. Der zweite Sohn, Gotthilf Auguſt, geboren 1696, ward Franckes Nachfolger in Direction der Stiftungen, das dritte Kind, eine Tochter, verheiratete ſich im Jahre 1715 mit Freylinghauſen. Das häusliche Leben Franckes, im Kreiſe ſeiner Familie, entſprach ganz ſeinem frommen Sinne. Bis in ſein 63. Jahr genoß er im Ganzen einer guten Geſundheit. Ward ſie durch übertriebene Arbeit zuweilen angegriffen, ſo erholte er ſich auf Reiſen. Im Jahre 1725 ſtellte ſich aber eine peinliche Dysurie ein, im November 1726 lähmte ihm ein Schlagfluß ſeine linke Hand. Doch fühlte er ſich im März 1727 wieder ſehr geſtärkt, ſo daß er auch Vorleſungen für das Sommerſemeſter im Lectionscataloge anzeigte. Allein er hielt nur noch eine, am 15. Mai, eine paränetiſche Lection, welche er ſichtbar gerührt mit den Worten ſchloß: „So gehet nun hin und ſeid geſegnet dem Herrn immer und ewiglich.“

Am 18. Mai genoß er zum letztenmale das heil. Abendmahl.

Am 24. Mai ließ er ſich in den Waiſenhausgarten fahren. Hier ergoß er ſich in ein brünſtiges Dankgebet. Darin gedachte er ſeiner Bekehrung in Lüneburg. Er ſprach: „Unter freiem Himmel habe ich oftmals mit dir den Bund gemacht und geſagt: ſo du wilt mein Gott ſein, ſo will ich dein Knecht ſein. Oft habe ich dich gebeten: Herr, ſchaffe mir Kinder, gebiere ſie mir wie den Thau aus der Morgenröthe und mache ihre Zahl wie der Sterne am Himmel. Du haſts gethan und den Quell des ewigen Lebens durch mich auf viele Seelen ergoßen und ſo weit fließen laſſen, daß er in allen Welttheilen Seelen getränkt hat. Laß ihn denn fortfließen auch fernerhin, daß der Segen nimmer aufhöre, ſondern fortlebe bis ans Ende der Welt.“ —

Von da an nahmen ſeine Leiden zu, die er mit chriſtlicher Gelaſſenheit ertrug, durch Gebet und Sprüche der heiligen Schrift geſtärkt. Oft wiederholte er die Worte des ſterbenden Jakob: Herr, ich warte auf dein Heil.

Am 8. Juni ward er ſchwächer und ſchwächer. Da fragte ihn ſeine fromme Gattin: dein Heiland wird dir doch nahe ſein? — „Daran iſt kein Zweifel,“ antwortete er. Dieß waren ſeine letzten Worte. Nun fiel er in einen Schlummer, und unter Gebet und Geſang der Seinigen und der anweſenden Freunde entſchlief er ſanft und ſelig, Abends drei Viertel auf 10 Uhr. Er hatte das Alter von 64 Jahren, zwei Monaten und drei Wochen erreicht.

Die ganze Stadt drängte ſich, die Hülle des Entſchlafenen noch einmal zu ſehen, und begleitete ſie am 17. Juni zu ihrer Ruheſtätte.

8. Die Realſchulen.

Ich habe das allmähliche Hervortreten des pädagogiſchen Realismus ſeit der Reformationszeit verfolgt. Im ſiebzehnten Jahrhundert gewann derſelbe auf den gelehrten Schulen mehr und mehr Boden, darauf deutet die Einfüh-

rung der Lehrbücher des Comenius. Dieſe geſchah nach dem Jahre 1649 auf dem Gymnaſium in Hersfeld;[1] auf dem Danziger Gymnaſium ward, dem Lectionsplan von 1653 zufolge, das Vestibulum und die Janua des Comenius geleſen,[2] auf dem Stargardter und Nürnberger Gymnaſium der Orbis pictus.[3]

Doch ſcheint man hierbei vorzüglich auf bequeme Erwerbung einer copia vocabulorum, beſonders zum Behuf des Lateinſprechens, geſehen zu haben. Die Bilder betrachtete man mehr als ein mnemoniſches Hilfsmittel zum feſtern Einprägen der Worte, als daß man, wie Comenius, zugleich an ein wirkliches Kennenlernen der abgebildeten Dinge ſelbſt gedacht hätte.

Und doch machten ſich die Dinge ſelbſt unvermerkt geltend. Der Nürnberger Feuerlein[4] erzählt: man habe geklagt über den Mangel eines guten Vocabularii oder Nomenclatoris, und über den Orbem sensualium Comenii, der bisher faſt allein dafür dienen müſſen. Derſelbe enthalte Schneider-, Weber-, Schuſter-, Küchen- und Keller-Latein, unlateiniſche Phrases, Barbarismos, dagegen mangelten die nöthigſten Verba, Partikeln ꝛc.[5] Es ward daher des Cellarius Libellus memorialis ſtatt des Orbis pictus eingeführt. Aber dieſes rein ſprachliche Schulbuch genügte jetzt nicht mehr, man hatte ſich nun ſchon an des Comenius Bilder, ja an die Sachwelt gewöhnt. Daher ſagt Feuerlein: „Nächſtdem wird man auf einige Holtz- oder Kupfer-Stiche bedacht ſein, in welchen die mehrere Dinge der lernenden Jugend zum mindeſten in effigie vor Augen zu ſtellen, und was ſie ſeien oder wozu ſie dienen, zu beſchreiben ſind, deren lateiniſche Benennungen ſie memorieren, damit ſie nicht Worte ins Gedächtnis faſſen, da ſie nicht einmal wiſſen, was die Sache iſt, welche das Wort bedeuten ſoll... Sonſt wäre nicht übel gethan, fährt er fort, wenn man einige Knaben je zuweilen auch ſpazieren auf die Felder und in die Gärten, Hammer-, Säg-, Papier- und andere Mühlen oder in die Werkſtätte zu allerhand Handwerkern und Künſtlern führte, ihnen die Instrumenta zeigte und ſagte, wie man ſie heiße, und was man damit thue, und dann, wie man dieſes oder jenes, was ſie in substantia vor Augen ſehen, auf Lateiniſch heiße, von ihnen forderte, oder ihnen beibrächte, das würde ihnen nur die vocabula weit beſſer ins Gedächtnis pregen, die ſie ja nicht anderſt als mit Verdruß lernen müſſen, wenn ſie nicht einmal dieſelbe im Teutſchen verſtehen, noch wiſſen, was die Sache iſt, ſondern es dient auch in gemeinem Leben und ſteht hernach übel, wann oft

1) Münſchers Programm 1836. S. 17.

2) Hirſch l. c. 48.

3) Falke l. c. 44. Feuerlein l. c. 59.

4) Feuerlein 59.

5) Feuerlein erzählt (S. 63): der Conrector Manner von einem Schüler gefragt: Domine, quid significat ein Kugel-Höpflein? habe geantwortet: „Du Haas, meinſt du, der Cicero werde Kugel-Höpflein gefreſſen haben?“ Das heißt: wozu lateiniſche Worte erlernen, welche in den Claſſikern nicht vorkommen?

ein Gelehrter ſo unwiſſend und unkundig iſt in ſolchen Dingen, die immer je in Geſprächen oder auch ſonſt vorkommen.“ —

Das Leben fieng an, ſich der Schule gegenüber geltend zu machen.

Ungeachtet man hiernach den Orbis pictus auf dem Nürnberger Gymnaſium abſchaffte, behielt man doch, in den zwei unterſten Klaſſen, des Comenius Vestibulum bei. Dazu kam der meiſt realiſtiſche Unterricht in der Mathematik, welcher in dem von Feuerlein mitgetheilten Lectionsverzeichnis als Mathesis juvenilis aufgeführt iſt und durch 5 Klaſſen läuft. Das hierbei zu Grunde gelegte Lehrbuch Sturms[1] iſt reichlich mit Kupfern verſehen, und begreift: allgemeine Mathematik, praktiſche Arithmetik, theoretiſch-praktiſche Geometrie (Feldmeſſen, Höhenmeſſen, Stereometrie), Optik, Kriegsbaukunſt, Civilbaukunſt, Kosmographie, Chronologie, Gnomonik, Mechanik und zum Schluß Chiromantie! Es ſind die Elemente der genannten Diſciplinen auf 79 Folioſeiten mitgetheilt. Feuerlein[2] lobt die mathematiſche Methode Sturms ſehr, man glaubt, einen Schüler Peſtalozzis zu hören. „Da brauchts, ſagt er, keines Auswendiglernen des Einmaleins, wie in Teutſchen Schulen ohne Verſtand geſchieht, ſondern ſie lernen es ſelber machen und mit raison und gutem Begriff ihrer Vernunft faſſen. Hier lernet man auch das διότι, oder die Urſach der Reguln begreifen, warum man ſo und ſo verfahre, da man in Teutſchen Schulen nur das ὅτι lernet, wie man procediren müſſe, ohne die Urſache zu wiſſen, warum? Es wird da ſchier auch mehr ein Werk der Gedächtnus daraus, als der Vernunfft.“ Dann lobt er es, und dieß berückſichtigen wir hier beſonders, daß die Knaben ſo „ſchicklich mit dem Zirckul, Winckelmaaß, Maaßſtab, Meßruthe ꝛc. umgehen lernen, wie ſie, nach einigen Uebungen, ſo bald und ſo nett eines Tiſches, eines Fenſters, einer Stube, eines Hauſes ꝛc. Größe auch nur aus dem Augenmaaß ſchätzen lernen.“[3]

Nach Sturms Vorrede zu ſeinem Buche war daſſelbe auf verſchiedenen deutſchen Gymnaſien eingeführt.

Noch einen Schritt weiter gieng der Prediger Semler in Halle.[4] Dieſer gab im Jahre 1739 eine Nachricht, überſchrieben: „Von königl. preuß. Regierung des Herzogthums Magdeburg und von der berliniſchen königl. Societät

1) Der Titel iſt: Iohannis Christophori Sturmii Mathesis compendiaria sive Tyrocinia mathematica. Ich habe die ſechſte, von Sturms Sohn, Leonhard Chriſtoph Sturm beſorgte, Coburg 1714 erſchienene, Ausgabe in Folio vor mir.

2) L. c. 103 sqq.

3) Feuerlein vertritt dann das Lehren der Mathemathik gegen die Anfechter deſſelben. Unter Anderm ſagt er: „Es iſt dieſes Seculum literarium ſogar mathematicum, daß ſchier in allen Disciplinis, auch in den Moralibus und Philologicis, wer recht accurat verfahren will, Methodum mathematicam dazu anwendet.“

4) Chriſtoph Semler, lutheriſcher Prediger, geb. in Halle 1669, las Collegia, nachdem er 1697 in ſeiner Vaterſtadt Magiſter geworden, hatte ſeit 1699 die Inſpection der Armenſchule, ward Oberdiaconus der Kirche zu St. Ulrich, Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften und ſtarb 1740. „Er hatte eine große Wiſſenſchaft in mechanicis und mathematicis,“ ſagt Jöcher

derer Wissenschaften approbirte und wieder eröffnet mathematische, mechanische und ökonomische Realschule bei der Stadt Halle." [1]

So viel ich weiß, tritt hier zum erstenmale der Name und Begriff Realschule auf. Außer dem Religionsunterricht soll, nach Semler, „die Jugend zu nützlichen und im täglichen Leben ganz unentbehrlichen Wissenschaften angewiesen," insbesondere sollen ihr sichtbare Dinge entweder in natura oder in allerhand Abbildern gezeigt werden. Eine Beschreibung Roms in einem Buche, sagt er, gebe die matteste Kenntnis der Stadt, eine lebendigere erhalte man durch mündliche Beschreibung jemandes, der lange in Rom lebte, diese Lebendigkeit steigre sich durch Kupferstiche, farbige Bilder, Modelle; aber mit eigenen Augen die Stadt zu sehen, gebe den höchsten Grad der Erkenntnis. — Das: Non scholae sed vitae discendum sei ihm seit 40 Jahren Schulregel gewesen. Fürs Leben bedürfe es aber Kenntnisse von Gewicht, Maaß, von Gebrauch des Zirkels und Lineals, es bedürfe der Wissenschaft des Kalenders, Astronomie, Geographie. Ferner sei nöthig: „Kenntnis einiger physicalischen Sachen, als Metalle, Mineralien, gemeiner Steine und Edelsteine, Holze, Farben, die Zeichnungskunst, von Ackerbau, Gartenbau, Honigbau, einiges von der Anatomie und Diät, von der Polizeiordnung das Nöthigste, von denen Geschichten des Vaterlandes aus der hallischen Chronica und andern Autoren, die Landkarte Teutschlandes sowol, als in specie des Herzogthums Magdeburg und denen umliegenden Städten und Dörfern um Stadt Halle, von denen im täglichen Leben sehr oft geredet wird, also, daß derselben Kenntnis viel nöthiger ist, als daß man wisse, wo in der Welt Dublin, Astracan und Adrianopel liegt."

Hier haben wir nicht nur eine Aufzählung der meisten Realien, welche späterhin in den Realschulen gelehrt wurden, auch das Grundprincip tritt schon hervor, welches besonders Rousseau und Pestalozzi geltend machten: es müsse vor Allem das gelehrt werden, was die nächste Gegenwart, das tägliche Leben biete und fordere.

Von hallischen Professoren nennt Semler den Chr. Thomasius, Cellarius, Hofmann (den Arzt) und den Philosophen Wolf, als solche, die ihm Beifall gegeben. Im Jahre 1706 wandte er sich mit seinen Schulvorschlägen an die magdeburger Regierung, welche ebenfalls beifällig auf dieselben eingieng. Die Berliner Societät der Wissenschaften, von jener Regierung hierüber befragt, antwortete den 15ten December 1706: so wie man Schulen zur Bildung künftiger Kirchen- und Staatsdiener habe, so würde es gut sein, Knaben, die bisher nur deutsche Schulen besuchten, „in einer gewissen mechanischen Schule unterrichten zu lassen, damit ihnen der Verstand und Sinnen mehr geöffnet würden und sie insonderheit die nöthigen Materialien und Objecte samt deren Güte und

1) Erschien in den hallischen Anzeigen, woraus sie die Acta historica ecclesiastica (1740 Tom. 19. S. 198) entnehmen.

Preis erkennten, dann den gemeinen wie auch Proportionalcircul, Lineal, Winkelmaaß und Gewicht, wie nicht weniger andere Maße und Maßſtäbe, Wage und nach Gelegenheit das ſchlechte globular-microscopium zu genauer Einſicht derer Körper und ſonſt andere nützliche Instrumenta, ſamt Werk- und Hebzeugen verſtehen und gebrauchen lernten, mithin ſich dieſer Erkäntnis hernach zu beſſerer Begreifung und Ausübung, auch Erſinnung neuer, nützlicher Handgriffe bedienen möchten. Dabei hauptſächlich dahin zu ſehen wäre, daß von denen Lernenden im Werk ſelbſten ein gutes Augenmaaß, ſtetige Hand- und andere dergleichen, in einem geſchärften Gebrauch der äußerlichen Sinne beſtehende, Grundvortheile aller Arbeiten, ſo die Natur darbeut und die Uebung perficieret, erlanget werden."

Semler ließ nun, von der Stadt unterſtützt, 12 arme Knaben in ſeiner Wohnung von einem „Literato unterrichten, der, wie er ſagt, in mathematicis, mechanicis und oeconomicis gar ſonderlich wohl erfahren war," allein es währte nur dritthalb Jahr. Beim Unterricht wurden „63 objecta singularia praesenter vorgeſtellet," beſonders durch Modelle.[1] Im Jahre 1738 wurden dieſe „Ocularbemonſtrationen" wieder vorgenommen. Man habe vor der Hand, ſagt Semler nicht auf exotica und curiosa, ſondern nur hauptſächlich auf quotidiana und necessaria geſehen und was praesentissimam utilitatem in vita communi mit ſich führe. Durch dieſe Methode, fährt er fort, werden die bisherigen Verbalſchulen auch zugleich Realſchulen werden, indem die Information nicht mehr geführet wird durch lauter abstracta, universalia und intellectualia sola. Die allererſte Information der kleinen Kinder ſollte ohne Buch an denen Sachen ſelbſt geſchehen." Bücher müßten nur zur Repetition dienen, an Worte ſeien die ideae rerum zu affigiren. — Die Schulen, bisher „Marterſtuben" würden „durch Einführung der Realitäten zu lauter Freudenſtuben werden." — Semler war, als er dies ſchrieb, ſchon 70 Jahre alt. Man würde ſich irren, wenn man ihn, nach dem bisher Mitgetheilten, für einen ganz irdiſch geſinnten, materialiſtiſchen Realiſten, nach Art ſo vieler ſpäterer hielte. Er wollte nicht beim Sichtbaren ſtehen bleiben, ſondern, wie er ſagt, „von den creaturis ad creatorem aſcendiren," und bittet um Verleihung „erleuchteter Augen, welche in die penetralia der Creaturen hineinſehen." Zum Schluß preiſt der fromme Greis mit dem Pſalmiſten Gottes Werke. „Selig ſagt er, iſt der, ſo ſie heilſamlich erkennet und aber ſelig iſt, der ſich darinnen heiliglich freuet und Dir dafür von Grunde ſeines Herzens danket."[2]

Es iſt bemerkt worden, das in Franckes Anſtalten verſchiedene Realien ge-

1) Zum Theil ſehr ſeltſame, z. B. eine Machina, „daran die einige wahre Urſache der Ebbe und Fluth demonſtriret wird."

2) Mehr habe ich über Semler bis jetzt nicht erfahren können. Schulz (in den Rheiniſchen Blättern März und April 1842 S. 159) ſpricht beiläufig von „ſchmerzlichen Erfahrungen Semlers zu Halle," deſſen Realſchule vom Jahe 1705 bis 1739 einige mal eröffnet und *wieder geſchloſſen* worden ſei.

lehrt wurden, als Botanik, Drechſeln u. ſ. w. Sollte nicht Semler, welcher als Docent bei der Univerſität Halle, als Prediger und Inſpector der deutſchen Schulen dem A. H. Francke ſo nahe ſtand, ſollte er nicht durch ſeinen pädagogiſchen Realismus auf das Lehrweſen im Waiſenhauſe und Pädagogium Einfluß geübt haben? Merkwürdig bleibt es, daß aus Franckes Schule Johann Julius Hecker hervorgieng, der im Jahre 1747 die erſte bedeutende deutſche Realſchule in Berlin ſtiftete und ebenſo Heckers Nachfolger als Director dieſer Schule: Johann Elias Silberſchlag.

Wir müſſen bei Betrachtung des ſtärker und ſtärker auftretenden Realismus zweierlei unterſcheiden. Einmal fieng man an, die, bisher durch die Sprachſtudien ganz unterdrückten, Realien richtiger zu würdigen und ſuchte ſie in die gelehrten Schulen einzuführen: andrerſeits aber drang ſich die Ueberzeugung auf, daß man den Unterricht auf dieſen Schulen nur für die zum gelehrten Stande vorzubereitenden Knaben angemeſſen eingerichtet, nur dieſe berückſichtigt, alle übrigen Schüler aber genöthigt habe, Dinge zu lernen, ja oberflächlich zu treiben, welche ſie in ihrem folgenden Leben nicht brauchen könnten. Es war klar, daß für dieſe nicht ſtudierenden Schüler manche Realkenntniſſe weit wünſchenswerther ſeien, als bloße zielloſe Anfänge im Latein. Darauf weiſt ſchon das mitgetheilte Votum der Berliner Akademie über Semler hin. Hiermit übereinſtimmend ſchrieb Rector Gesner in Rotenburg um das Jahr 1720. „Die eine Claſſe, welche nicht ſtudiret, ſondern entweder ein Handwerk, oder die Kaufmannſchaft oder den Soldatenſtand erwehlet, muß man im Schönſchreiben, Rechnen, Matheſis, Briefſchreiben, Geographie, Weltbeſchreibung und Hiſtorie unterrichten. Die andere Claſſe machen die Studirenden aus.“ Schöttgen, Rector in Dresden ſchrieb 1742 einen „Unvorgreiflichen Vorſchlag, wegen einer beſondern Klaſſe in öffentlichen Stadtſchulen.“ In dieſen Schulen, ſagt er, ſei alles auf Erlernung des Latein gerichtet, Kinder „welche unlateiniſch bleiben wollen,“ laſſe man ganz aus der Acht. Sie müßten den Donat und die Grammatik mitlernen, welche für ſie unnütz; Sachen dagegen, die Handwerkern, Künſtlern, Kaufleuten dienlich, würden nicht getrieben. Was es dieſen hülfe, wenn ſie gelernt: anthrax, colax ꝛc. Stadt und Land brauchten nicht bloß lateiniſche Leute, auch andere. Darum räth er ebenfalls, für dieſe eine beſondere Klaſſe zu ſtiften. — „Mein Vorſchlag, ſchließt er reſignierend, iſt ſchon verworfen, ehe ich ihn ans Tageslicht gebracht. Aber was liegt daran . . . iſt er jetzund noch nicht reif, ſo wollen wir warten, bis ſeine Zeit kommt“.[1]

Auch der früher ſchon erwähnte prenzlauer Rector Wenzky ſchrieb im Jahre 1751 eine Abhandlung „daß die Realſchulen noch gemeiner ſein könnten“ und der eben ſo gelehrte als umſichtigte Joh. Matthias Gesner äußerte ſich alſo: „Es iſt ein gemeiner Fehler der meiſten Schulen, daß man in denſelben nur auf

1) Acta scholastica, herausgeg. von Biedermann. 2, 221.

diejenigen ſiehet, welche ſogenannte Gelehrte von Profeſſion werden wollen und in dieſer Abſicht von allen jungen Leuten durch die Bank ein vollkommenes Vermögen in der lateiniſchen Sprache fordert. — Hingegen wird meiſtentheils dasjenige verſäumt, was im gemeinen bürgerlichen Leben bei Künſten und Profeſſionen, in Hof- und Kriegsdienſten unentbehrlich oder doch nützlich iſt . . . Ein wohl angelegtes Gymnaſium hingegen muß dieſe Eigenſchaft und Einrichtung haben, daß die Jugend von allerlei Extraction, Alter, Beſchaffenheit und Beſtimmung, ihre Rechnung dabei finden und zum gemeinen Nutzen in demſelben bereitet werden könne. Es wird demnach die Jugend in Anſehung ihrer künftigen Lebensart in 3 Klaſſen eingetheilt, 1) die zu Handwerken, Künſten und zur Kaufmannſchaft angehalten werden, 2) die ihr Glück im Kriege oder bei Hof machen, und 3) die beim Studieren bleiben und auf Univerſitäten gehen ſollen."[1]

So forderten viele tüchtige Männer, daß man nicht einſeitig und ungerecht nur für die Bildung Studierender ſorgen, ſondern auch Kinder, „welche unlateiniſch bleiben wollten" berückſichtigen müſſe. Allein es war eine ſchwer zu beantwortende Frage: wie dieß anzugreifen ſei?

Nach Gesners Anſicht hatte jedes Gymnaſium die Aufgabe, jene ganz verſchiedenen Arten von Schülern zu bilden. Es leuchtet ein, wie ſchwer dieſe Aufgabe zu löſen ſei, wie man, beim Streben, höchſt disparaten Forderungen zu genügen, Gefahr laufe, keiner zu genügen und ganz charakterlos zu werden

Warum aber dieſe gemiſchten Schulen, fragten Andere? Wäre es nicht beſſer, wo nicht für alle und jede einzelnen, doch für die Maſſe der nichtſtudierenden Stände eigene Unterrichtsanſtalten zu errichten? Dieſe Fragen mußten ſich um ſo mehr aufdrängen, als ſpäterhin die Verwirrung auf den Gymnaſien durch das Verfolgen verſchiedenartiger Zwecke und zugleich die Ueberzeugung wuchs, daß jede Schule nur Ein Princip, Ein Ziel, Einen Charakter haben müſſe.

Die Geſchichte der Berliner Realſchule iſt in dieſer Hinſicht ſehr lehrreich, ſie giebt uns eine Folge von Verſuchen, die humaniſtiſchen Studien mit den Realſtudien, die Bildung ſtudierender und nicht ſtudierender Schüler zu vereinigen und in Harmonie zu bringen.

Julius Hecker ward oben als Stifter jener Schule genannt.[2] Dieſer wurde im Jahre 1739 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin angeſtellt und erhielt zugleich die Aufſicht über die zur Parochie gehörigen deutſchen Schulen. Er betrachtete die Unterrichtsanſtalten als Pflanzgärten des Staates, aus denen die jungen Leute, wie Bäume aus einer Baumſchule in die beſonderen

1) J. M. Gesner, kleine deutſche Schriften S. 355. Da dieſe 1756 erſchienen, ſo muß Gesners „Bedenken wie ein Gymnaſium, einzurichten" aus welchem die oben angeführte Stelle entnommen iſt, früher geſchrieben ſein. Seine Gymnaſialordnung ſucht, jenen 3 Klaſſen der Schüler zu genügen.

2) Das Folgende entnehme ich vorzüglich aus des Herrn Oberlehrer Schulz „Geſchichte der Realſchule in Berlin." S. Dieſterwegs Rheiniſche Blätter Bd. 25 u. 26. 1842.

Stände verſetzt würden. Daher verlangte er Schulen, welche für die Facultätsſtudien, andere die für den Bürger-, Künſtler-, Militär- und Landwirtſtand vorbereiteten, noch andere für den Bauern- und Taglöhnerſtand. Dieſer Anſicht entſprechend organiſierte er die im Jahre 1747 geſtiftete Realſchule. Sie beſtand aus 3 theils ſub-, theils coordinierten Schulen, aus der deutſchen, lateiniſchen und der Realſchule im engern Sinne. Einzelne Schüler der lateiniſchen und deutſchen Schule konnten dem Unterricht in der Realſchule beiwohnen. In dieſer lehrte man Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Architectur, Zeichnen, Naturlehre. Beſonders handelte man vom menſchlichen Körper, dann von Pflanzen, Mineralien, gab Anweiſung zur Wartung der Maulbeerbäume und Erziehung der Seidenwürmer, auch führte man die Schüler in die Werkſtätten. Unter den Klaſſen wird eine Manufactur-, eine Architectur-, ökonomiſche, Buchhalter- und Bergwerksklaſſe genannt.[1]

Die Einrichtung der eigentlich lateiniſchen Schule bietet nichts beſonders. Da man in derſelben wöchentlich 12 Stunden latein, 5 Stunden franzöſiſch und anderes lehrte, die Knaben außerdem an mannigfaltigem Realunterricht Theil nahmen, ſo waren ſie mit Lectionen überhäuft; mit Ausnahme der Stunde von 12—1, ward von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends Unterricht ertheilt.

Im Jahre 1753 trat J. F. Hähn als Lehrer zur Realſchule, welcher beim Unterricht, nach Semlers Art, von der Anſchauung ausgieng. Eine große reale Sammlung diente hierzu, in derſelben fand man Modelle von Gebäuden, Schiffen, Schränken, Pflügen, Butterfäſſern; Säulen der verſchiedenen Ordnungen, bildliche Darſtellungen eines vollſtändigen römiſchen Triumphzugs, Sammlungen von Kaufmannswaaren, dazu Kaufmannsläden en minature, eine pharmakognoſtiſche Sammlung, Lederproben u. ſ. w. u. ſ. w. Dazu kam ein der Realſchule gehöriger botaniſcher Garten und eine Maulbeerplantage.

Hecker und Hähn legten dem Publicum ihre pädagogiſchen Anſichten vor. Jener verfaßte unter Anderm im Jahre 1749 einen „[2]Wohlgemeinten Vorſchlag, wie die lateiniſche Sprache bei Würden und Ehren zu erhalten.“ Er ſagt: man ſtrebe vergebens, das Latein auf ſeinen vorigen Thron zu ſetzen: ſchnitzerreiche juriſtiſche und mediciniſche Disputationen und Candidatenexamina bewieſen, wie ſehr es in Verfall gekommen. Sein Rath iſt: bis ins 11te und 12te Jahr Realien zu treiben und dann erſt latein anzufangen.

Hähn ſchrieb: „Wie das Nothwendige und Nutzbare von Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften in Realſchulen zu verbinden. 1753.“[3] Er räth den Kindern nicht bloß mündliche Beſchreibungen zu geben, ſondern ihnen die Dinge entweder in natura oder in Modellen und Bildern zu zeigen. Man erſieht aus ſeiner Abhandlung unter Anderm, was es mit der Manufacturklaſſe und den erwähnten

1) Im Jahre 1748 ward eine Penſionsanſtalt mit der Realſchule verbunden, der erſte Penſionair war Friedrich Nicolai.

2) „Altes und Neues von Schulſachen, geſammelt von Biedermann. 1752“ Th. 6.

3) Ib. Th. 8., 257.

Lederproben auf sich habe. „[1]In der Manufacturklasse, erzählt er, hat man seit Weihnachten den Lederhandel angefangen. Um die Sache praktisch und nutzbar auf das künftige Leben zu treiben, so ist eine Sammlung von allerlei Leder gemacht worden. Man kann der Jugend von mehr als 90 Arten des Leders, jedes Stück so groß als ein Octavblatt austrägt, zur Probe vorzeigen. Man findet darin allerlei Sohlleder und Schmalleder von Ochsen, Kühen, Pferden, Kälbern, Schafen: desgleichen Proben von Ziegen- und Bocksfellen, von Reh- und Hirschleder, von Corduan, Saffian, Juchten und andere Sorten mehr."

Julius Hecker starb 1768, Hähn verließ schon 1759 die Schule.

Aus dem Mitgetheilten wird es ziemlich klar, daß der Unterricht Studierender von dem der nicht Studierenden, die gelehrten Studien von den Realstudien nicht gehörig in der Realschule geschieden waren und man allen Schülern zumuthete, fast Alles zu lernen. Daher kam die unerhörte Zahl von täglich 11 Unterrichtsstunden; die Menge der Lehrobjecte machte dies nothwendig. Ganz unzweideutig stellt es sich aber heraus, daß Hecker seinem „obersten Grundsatz: Non scholae sed vitae discendum" nicht nur treu war, sondern denselben aus Mißverstand bis zur Caricatur verfolgte.

Die Schule soll dem Leben wohl vorarbeiten, nicht aber ihm vorgreifen, sie soll nicht lehren wollen, was nur das Leben lehrt und lehren kann. Jene citierten Worte Hähns: „seit Weihnachten haben wir den Lederhandel angefangen", müssen jedem verständigen Menschen albern dünken. Ist denn das die Meinung des weisen Wortes: Non scholae sed vitae discendum? Hatte sich in jener dürren todten Zeit der lebendige Begriff von vita ganz verloren? —

Nach Heckers Tode erhielt der, als Mathematiker und Physiker bekannte Johann Elias Silberschlag, die Direction der Anstalt.[2] Dieser scheint eine schärfere Begriffsbestimmung der oben genannten drei, unter dem allgemeinen Namen „Realschule", befaßten Anstalten beabsichtigt zu haben. Er gab den Dreien die Namen: Pädagogium, Kunstschule und deutsche- oder Handwerker-Schule.

Die deutsche Schule war Elementarschule für alle, doch hatten sie eine besondere Handwerksklasse. In der Kunstschule legten auch die Studierenden den Grund in der Mathematik, im Latein und im Französischen, wiewohl diese Schule vorzugsweise für nichtstudierende Künstler, Oekonomen ꝛc. bestimmt war. Vom Lehrer der Mathematik wurden hier „Axiomata und Theoremata als Regeln vorgetragen, die nicht nach der theoretischen Schärfe erwiesen wurden", was erst im Pädagogium geschahe. In diesem waren „zwei theoretisch-mathematische Klassen", in der untern ward Arithmetik, in der obern Algebra gelehrt; die übrigen Unterrichtsgegenstände des Pädagogiums entsprachen denen oberer Gymnasialklassen. — Als Silberschlag im Jahre 1784 abtrat, so folgte ihm Andreas Hecker im

1) Ib. 278.

2) Es charakterisiert den Mann, daß er zugleich Oberconsistorialrath und Oberbaurath war.

Amte. Mehr und mehr ward jetzt in der Kunſtſchule eine Bildung für ſpezielle Berufe bezweckt; es gab beſondere Lectionen für künftige Bergwerks- und Hüttenbediente, beſondere für praktiſche Geometer, Artilleriſten, Forſtbediente, Oekonomen, Kaufleute u. ſ. w. Ja im deutſchen Sprachunterricht wurden einige Stunden wöchentlich beſtimmt; „diejenigen, welche ſich künftig bei verſchiedenen hohen Landes-Collegien als Secretaires engagiren wollten, mit dem Gange der Geſchäfte derſelben bekannt zu machen.“ So ward die Kunſtſchule ein Aggregat von den diſparateſten Berufsſchulen. „Es drängt ſich der Gedanke auf, ſagt der Geſchichtsſchreiber der Schule, daß, wer Alles zu erreichen ſtrebt, am Ende nur wenig erreicht. So gieng es auch wirklich mit unſerer Realſchule.“

Zu gleicher Zeit gewann das Pädagogium unter Hecker mehr den eigenthümlichen Charakter einer gelehrten Schule. Im Jahre 1797 erhielt es, bei Gelegenheit ſeiner 50jährigen Jubelfeier, den Namen Friedrich Wilhelms-Gymnaſium; endlich ward es im Jahre 1811 in Anſehung der Lehrer und Lectionen von der Realſchule getrennt.[1] Man hatte ſich durch lange und ſchwere Erfahrungen überzeugt, daß die bisherige genaue Verbindung beider Anſtalten eine Mésalliance geweſen, durch welche die Selbſtändigkeit des Charakters beider gelitten. —

Sind die Ziele zweier Lehranſtalten verſchieden, ſo müſſen es auch die Wege ſein, es muß das Lehren der Realien auf dem Gymnaſium von dem auf der Realſchule ganz verſchieden ſein und ebenſo das Lehren der Sprachen auf der Realſchule von dem auf Gymnaſien. Es iſt ein Unterſchied in Auswahl, Methode und Zweck. —

Eine Betrachtung drängt ſich hier auf. Gymnaſien ſind in Bezug auf das Lernen dadurch weſentlich und ſcharf von den Univerſitäten verſchieden, daß ſie einzig die allgemeine Bildung als Grundlage aller Berufsbildungen, bezwecken, während Facultätsſtudien die Univerſität charakteriſieren und den Uebertritt in das praktiſche Leben vermitteln. Mit Recht erregte es den größten Unwillen, als ein Miniſter zu Ende des vorigen Jahrhunders verlangte: man ſolle auf den Gymnaſien mit künftigen Juriſten nicht mehr den Tacitus und Virgil, ſondern des Heineccius Inſtitutionen leſen. Das Gymnaſium weiß von keinen Fachſtudien, darf von keinen wiſſen, wofern es nicht voreilig unreifen Knaben eine fundamentloſe Berufsbildung gewaltſam aufprägen will. —

Erleidet dieß Anwendung auf die Realſchulen? War es nicht der größte Mißgriff, daß man in der Berliner Schule direct auf Bildung von Bergleuten, Oekonomen, Artilleriſten u. ſ. w. ausgieng? Muß nicht vielmehr die Realſchule nach Art der Gymnaſien, eine allgemein menſchliche Bildung ins Auge faſſen, Elemente herausfinden, welche wahrhafte, gemeinſame Fundamente der ſpätern Berufsbildung des Bergmanns, Oekonomen, Artilleriſten u. ſ. w. ſind?

1) Nämlich von der Realſchule im engeren Sinne, der Kunſtſchule Silberſchlags.

Ein ſolches Ziel hatte der treffliche Spilleke im Auge, welcher im Jahre 1820 die Direction der Realſchule erhielt.[1] Seine Anſicht war: die Schule ſollte in ihren obern Klaſſen „diejenige Bildung geben oder wenigſtens einleiten, die ohne durch genauere klaſſiſche Studien bedingt zu ſein, für die höhern Verhältniſſe der Geſellſchaft vorausgeſetzt wird; eine ſpeciellere Vorbereitung jedoch auf beſondere Berufsarten, wie man ſolches in früheren Zeiten in dieſer Abtheilung der Schule beſtimmt anſtrebte, fand nicht ſtatt."

Sind wir hierin mit Spilleke einverſtanden, ſo drängen ſich neue Fragen auf. Entſpricht die Realſchule dem Gymnaſium, wie müſſen die, den Univerſitäten entſprechenden realen Lehranſtalten eingerichtet ſein, in welche die Realſchüler nach vollendeten Schulſtudien übertreten?

Sind unſere polytechniſchen und höheren Gewerbeſchulen wahre Realuniverſitäten? Zerfallen ſie, bei der großen Mannigfaltigkeit der Künſte und Gewerbe, in Abtheilungen, welche den akademiſchen Facultäten entſprechen? Oder ſind ſolche Realuniverſitäten nicht wohl möglich, müſſen ſpezielle Berufsſchulen ſchon deshalb eintreten, weil die meiſten Berufsarten ein eigenthümliches Lebenselement haben? Der Bergmann muß zuletzt im Gebirge, der Seemann am Meere, der Landwirt auf dem Lande gebildet werden, könnten auch alle drei in derſelben Realſchule ihre allgemeine Vorbildung erhalten? Ja ſollte ſich nicht für Lehrlinge vieler Gewerbe und Künſte, dem mehr oder minder weit geführten erſten Unterricht zunächſt ein rein practiſches Erlernen und Einüben ihrer Kunſt ꝛc. unter der Zucht von ausübenden Meiſtern anſchließen, und eine feinere künſtleriſche oder wiſſenſchaftliche Ausbildung erſt auf dieſe Lehrjahre folgen?

Doch daß ich nicht vorgreifend meine hiſtoriſche Aufgabe überſchreite. Wir werden ſpäter ſehen, wie viel in unſerer Zeit für eine zweckmäßige Organiſation der mannigfaltigſten Realſchulen ꝛc. geſchehen iſt und geſchieht. Wenn der Dresdner Rector Schöttgen im Jahre 1742 einen unvorgreiflichen Vorſchlag machte, doch auch für den Unterricht der Kinder einigermaßen zu ſorgen, „welche unlateiniſch bleiben wollten," ſo fügte er, wie wir ſahen, hoffnungslos hinzu: „mein Vorſchlag iſt ſchon verworfen, ehe ich ihn ans Tageslicht gebracht. Doch rafft er ſich auf und fährt fort: „Aber was liegt daran, iſt er jetzund noch nicht reif, ſo wollen wir warten bis ſeine Zeit kommt."

Der alte Rector hat richtig geweißagt. Ein Jahrhundert, nachdem er ſchrieb, zählte man allein im preußiſchen Staat 42 Realinſtitute bei 126 Gymnaſien.[2]

1) Schulz über das Weſen der Realinſtitute. In Dieſterwegs Rhein. Blättern Novbr. u. Decbr. 1841. S. 274.

2) A. J. Hecker ſtarb 1819, ihm folgte Bernhardi, (welcher aber ſchon 1820 ſtarb,) dieſem Spilleke, nach deſſen, 1841 erfolgtem Tode, der als Schulmann und Gelehrter ausgezeichnete F. Ranke Rector wurde.

9. Reformatoriſche Philologen.

Ich habe bisher vorzugsweiſe Männer der beiden letzten Jahrhunderte geſchildert, welche, unbefriedigt vom Herkömmlichen, neue pädagogiſche Anſichten und Syſteme aufſtellten, nach neuen pädagogiſchen Methoden experimentirten.

Wir ſahen auch, daß ſolche Neuerungen nicht ohne Einfluß auf das ganze deutſche Erziehungsweſen waren. Dennoch blieb die Mehrzahl der Schulmänner während des 17ten Jahrhunderts im Weſentlichen den Anſichten und Methoden Melanchthons und Sturms treu. Im 18ten Jahrhundert aber änderte es ſich. Einige ſehr bedeutende Philologen, welche zugleich praktiſche Schulmänner waren, fiengen an, auf ein oder die andere Weiſe neue Bahnen einzuſchlagen. Manches, was dem alten Sturm hoch ſtand, erſchien ihnen geringer, anderes, was er vernachläſſigte, machte ſich ihnen geltend. Man würde ſich irren, wenn man glaubte: ſie ſeien immer erſt durch die früheren Neuerer zu ſolchen neuen Anſichten hingeführt worden, vielmehr läßt ſich nachweiſen, daß ſie dieſelben nicht nur auf eigenem Wege fanden, ſondern auch, daß ſie ſpätern Neuerern oft vorgearbeitet haben.

Unter den reformatoriſchen Philologen, welche der pädagogiſchen, durch Rouſſeau veranlaßten, Revolution vorangehen, nimmt der ſchon mehrmals erwähnte Johann Matthias Gesner den erſten Platz ein, ihm ſchloß ſich Johann Auguſt Erneſti an.

Johann Matthias Gesner.
1691—1761.

[1]Der Sohn eines Predigers, iſt er im Jahre 1691 zu Roth, einem ansbachiſchen Städtchen an der Rezat, geboren. Er verlor früh ſeinen Vater, ward aber nach deſſen Tode von ſeinem Stiefvater, Prediger Zuckermantel, gut unterrichtet und dann auf das ansbacher Gymnaſium geſchickt. Unter dem gelehrten Rector Köhler lernte er hier nicht bloß latein und griechiſch, ſondern auch hebräiſch, arabiſch, ſyriſch und mehrere neue Sprachen.

Im Jahre 1710 bezog er die Univerſität Jena, wo er unter Danz gründlich Hebräiſch trieb, und theologiſche Vorleſungen bei dem trefflichen Buddeus hörte, welcher ihn ſehr lieb gewann. Dieſer hatte ſchon längſt den Wunſch gehegt, daß einem weſentlichen Mangel der Univerſität abgeholfen werden möchte.

1) Quellen:

1. Jo. Aug. Ernesti narratio de Jo. Matthia Gesnero ad Davidem Ruhnkenium.
2. Gesners Werke. Hierher:
   a. J. M. Gesneri Institutiones rei scholasticae. Jenae 1715.
   b. J. M. Gesners kleine deutſche Schriften. Göttingen 1756.
   c. J. M. Gesneri opuscula minora. Vratislaviae. 1743.
   d. J. M. Gesneri primae lineae Isagoges in eruditionem universalem. — Accedunt nunc praelectiones ipsae per Jo. Nic. Niclas. 2 Tomi. Lipsiae 1774.

Es kamen nämlich die meiſten Theologie Studierenden nach den Univerſitätsjahren in Lagen, welche entſchieden pädagogiſche Kenntniſſe und Fertigkeiten verlangten. Viele erhielten Schulämter, andere wurden Hofmeiſter, noch andere ſollten Schulen inſpiciren. Und auf der Univerſität war nicht im Geringſten geſorgt, die Studierenden nur einigermaßen für dieſe ihnen bevorſtehenden Anforderungen vorzubereiten, ein Mangel, dem nach Buddeus Meinung am beſten durch Gründung eines pädagogiſchen Seminars abgeholfen werden konnte. Im jungen Gesner glaubte nun Buddeus den rechten Mann gefunden zu haben, um an die Spitze eines ſolchen Seminars geſtellt zu werden. Er veranlaßte ihn deshalb, die Institutiones rei scholasticae zu ſchreiben, welche im Jahre 1715 erſchienen, und als Compendium für Vorträge am Seminar dienen ſollten. Man erſtaunt über die Gelehrſamkeit, das geſunde Urtheil und die klare Darſtellung des 24jährigen Autors.

Schon in dieſem Buche zeigt ſich Gesners Neigung zur „Polymathia“, dasſelbe enthält bereits viele Umriſſe für ſeine ſpätere Isagoge in eruditionem universalem.

Ausführlich behandelt er den Unterricht in den alten Sprachen. Man glaubt einen alten erfahrenen Schulmann zu hören, wenn man die zum Theil feinen Regeln lieſt, welche er für Lehrer aufſtellt.

Auch über den Unterricht im Hebräiſchen und in neuern Sprachen ſpricht er und bewährt ſeine ansbacher und jenaer Sprachſtudien.

Dann geht er zu andern Diſciplinen über, beſonders empfiehlt er ſehr die reine und angewandte Mathematik.

Er beſchränkt ſich jedoch nicht bloß auf den Unterricht, ſondern handelt von Allem, was in den Bereich der Pädagogik gehört. So ſpricht er ausführlich darüber, welche Anſprüche an einen Lehrer zu machen ſeien, ſowohl hinſichtlich ſeiner Kenntniſſe und Lehrgaben, als ſeines ſittlichen Charakters. Weiter ſchildert er die Schüler und gibt an, wie man ſie prüfen, richtig würdigen und behandeln ſolle.

Kurz, das kleine Buch entſprach damals ganz dem beſtimmten Zwecke: als Compendium für pädagogiſche Vorleſungen auf Univerſitäten zu dienen und man könnte nur wünſchen eine ähnliche, unſerer Zeit angemeſſene, Schrift zu haben.

Aber eine Beſtimmung dieſer Institutiones ſchlug fehl: Gesner ſelbſt kam nämlich nicht dazu über dieſelben in Jena zu leſen, da er bald als Conrector und Bibliothekar nach Weimar berufen ward. Während der 13 Jahre ſeines daſigen Aufenthalts, bildete er durch die umfaſſendſten Studien, zu welchen ihn beſonders das Bibliothekaramt veranlaßte, die Univerſalität ſeines Wiſſens immer mehr aus. Er ward dadurch gründlich befähigt, ſpäter eine der größten europäiſchen Bibliotheken, die göttinger, gründen zu helfen und ihre jugendlichen Anfänge, als erſter Vorſtand, zu leiten. Von Weimar kam er 1728 als Rec-

tor an das Gymnasium zu Ansbach, von da wieder 1730 als Rector an die berühmte Thomasschule in Leipzig.

Diese fand er, sowohl hinsichtlich der Studien als auch der Disciplin, in tiefem Verfalle.

Es war nämlich Jacob Thomasius[1] vom Jahre 1676 bis 1684 Rector dieser Schule. Im spätern Alter ward Thomasius[1] „der Lectüre der alten Classiker auf Schulen abgeneigt und faßte selbst gegen sie endlich einen entschiedenen Widerwillen." Daher verbannte er die Classiker fast ganz, und führte an ihrer Stelle Lesebücher und Chrestomathieen neuerer Lateiner ein. Man las den Muret, Buchanani psalterium, Schoenael Terentius christianus etc. Johann Heinrich Ernesti, welcher nach Thomasius von 1684 bis 1729, 45 Jahre lang Rector war, traf hierin keine Aenderung. Als Gesner nun an Ernestis Stelle trat und fand, daß kaum ein oder zwei Classiker auf der Schule gelesen wurden, so ward er bedenklich. Er hatte früher das Lesen der Classiker entschieden vertheidigt, und nur solche ausgeschlossen, welche frech Gottlosigkeit und Sündigen lehrten.[3] Von dieser Seite kam ihm auch in Leipzig kein Bedenken, das aber überlegte er:[4] ob man mit Schülern, die in der Regel das Latein nur zum Verständnis der Schriften ihres Faches lernten, ob man mit diesen nicht ohne weiteres Fachschriften lesen sollte, mit den Theologen die symbolischen Bücher und den Hutterus, mit den Juristen die Institutionen ꝛc. Aber in dem classisch gebildeten Manne konnte wohl nur aus einer momentanen Verzweiflung an jedem edlern Streben der Jugend ein solcher, ihm wahrhaft unnatürlicher[5] Mißgedanke aufsteigen; er besann sich bald und führte die Classiker von Neuem ein. — Zugleich sah Gesner auf ein zweckmäßiges Treiben der Realien, besonders der Mathematik, welche durch den, als Physiker ausgezeichneten, Johann Heinrich Winkler seit dem Jahre 1731 gelehrt wurde.

Die Thomasschule ist durch ihr aus alter Zeit stammendes Gesanginstitut berühmt, welchem einst die trefflichsten Musiker, wie Sethus Calvisius, Hermann Schein und Kühnau vorstanden. Den ausgezeichnetsten Meister aber fand Gesner vor, als er das Rectorat antrat, nämlich den unsterblichen Kantor Johann Sebastian Bach,[6] welchen er auch sehr hoch achtete.[7]

1) Vater des berühmten Christian Thomasius.

2) „Die Thomasschule zu Leipzig. Eine Säcularschrift von G. Stallbaum, Doctor der Philosophie, der Schule Rector. 1839." Das. S. 42 sqq.

3) Institut. 183.

4) Isagog. 1, 118. Stallbaum 54.

5) Spätere könnten genannt werden, denen dieser Mißgedanke natürlich war — und ist.

6) Stallbaum 67 sqq.

7) In einer Anmerkung zum Quintilian 1, 12, 3 schreibt Gesner: Maximus alloquin fautor antiquitatis multos unum Orpheas et viginti Arionas complexum esse Bachium meum, et si quis illi similis sit, arbitror." Stallbaum 69.

Ich erwähnte, daß nicht bloß die klassischen Studien, sondern auch die Disciplin der Thomasschule im größten Verfall war, als Gesner nach Leipzig kam.[1] Es herrschte nämlich eine gemeine Gesinnung und schmähliche Trägheit unter den Alumnen. Besonders pflegten sie sich gern krank zu stellen, um das bessere Krankenessen zu erhalten und oft Monate lang Ferien zu haben. Arznei welche sie bekamen, schütteten sie weg. Dadurch häuften sich die Ausgaben an die Apotheke und für Krankenpflege, so daß man hätte glauben sollen, die Anstalt sei keine Schule, sondern ein Spital. Dem steuerte Gesner auf diese Weise. Wurde ihm ein Schüler als krank gemeldet, so gieng er sogleich zu ihm, fragte freundlich, was ihm fehle, und sagte: noch stelle es sich nicht klar heraus, welcher Art die Krankheit sei, bis dahin solle er nur dünne Suppe genießen und im Bett bleiben. Dann erhielt der Kranke einen Wärter, der Sorge tragen mußte, daß der Schüler dieser Verordnung nachkam. Bei weitem die meisten standen etwa nach zwei Tagen, durch Fasten und Langeweile ganz hergestellt, auf; für seltene wirklich Kranke dagegen, die genöthigt waren liegen zu bleiben, sorgte Gesner väterlich.

Im[2] Jahre 1733 erschienen von ihm verfaßte Gesetze der Thomasschule, durch welche besonders die Zucht der Schüler geregelt wurde. „Es ist unglaublich," sagt Ernesti, „wie sehr Gesner jener Schule genützt, nicht bloß indem er die Zucht gehöriger und durch neue Gesetze fest stellte und kräftiger übte, sondern auch auf eine, uns damals neue, ausgezeichnet schöne Weise lehrte."[3] Im folgenden Jahre (1734) verließ Gesner Leipzig, da er an die neugestiftete Universität Göttingen einen Ruf erhielt. Er ward Professor der Eloquenz und Poesie, auch Bibliothekar. Als Vorsteher des philologischen Seminars und Inspector aller hannoverschen Schulen erhielt er zugleich zwei wichtige pädagogische Aemter, denen er durch die in drei Rectoraten gesammelten Erfahrungen ganz gewachsen war. Was er in Jena, von Buddeus veranlaßt, schon im Jahre 1715 beabsichtigte, das führte er nun 23 Jahre später (1738) im Göttinger Seminar aus. Dieß war bestimmt, junge Theologen theoretisch und praktisch für das Lehrfach auszubilden. Bei den Vorlesungen über pädagogische Encyklopädie legte er seine Institutiones rei scholasticae zu Grunde. Außer den philologischen Studien trieben die Seminaristen auch reine und angewandte Mathematik, Naturwissenschaften und Geographie. In der Göttinger Stadtschule übten sie sich im Lehren.[4] —

Zu den bedeutendsten Vorlesungen Gesners gehörte die Isagoge in eruditionem universalem, eine rein wissenschaftliche Encyklopädie. Wir besitzen jene

1) Stallbaum 58 nach Niclas Erzählung.

2) Ib. 59.

3) Ernestis Urtheil ist hierin von so größerm Gewicht, als er Gesners Nachfolger im Rectorate der Thomasschule war.

4) Opusc. 1, 70 sqq.

Vorlesungen so wie sie ein gelehrter Zuhörer, Niclas nachschrieb. Als Niclas seine Nachschrift Gesnern vorlegte, sagte dieser: ich erkenne mich selbst darin, laß sie drucken.[1]

Im Jahre 1740 ward in Göttingen eine deutsche Gesellschaft gestiftet und Gesner zum Präsidenten gewählt. Später (1751) gründete man die Göttinger Societät der Wissenschaften; Gesner ward an die Spitze der historischen und philologischen Klasse gestellt, zuletzt stand er als Präsident der ganzen Societät vor.

Ungeachtet der vielen Aemter, welche so seine Thätigkeit in Anspruch nahmen, hat er außerordentlich vieles und treffliches geschrieben. Zwei seiner Werke erwähnte ich schon; dazu kommen viele vorzügliche Ausgaben von Classikern — die des Livius, Quintilian, Horaz, der Scriptores rei rusticae u. a. — dazu sein berühmter Thesaurus.[2] Eine Menge einzelner lateinischer Abhandlungen, Denkschriften, Reden, Vorreden ꝛc. sind unter dem Titel: „Gesneri opuscula minora“ herausgekommen, aus einer ähnlichen Sammlung deutscher Aufsätze ꝛc. bestehen: „Gesners kleine deutsche Schriften.“

In der Isagoge und in diesen gesammelten lateinischen und deutschen Schriften findet sich ein Schatz pädagogischer Erfahrungen und Urtheile. „Möchten, sagt Gesner in der Vorrede zu den deutschen Schriften, diese auf eine mehr als vierzigjährige eigene Erfahrung und eine vielfältig wiederholte Ueberlegung gegründete Lehren einen Einfluß in die Ausübung haben.“ Vorzüglich beschäftigte ihn fort und fort das Lehren und Lernen der alten Sprachen, wie schon früher, als er die Institutiones schrieb. Er hatte hierüber sehr eigene, dem Herkömmlichen ganz widersprechende Ansichten, besonders über die Rolle der Grammatik auf Schulen. Ursprünglich, sagt er,[3] sei diese zur Erleichterung des Sprachenlernens bestimmt gewesen, später aber seien höchst gelehrte Grammatiken erschienen, die „zur ersten Grundlegung ebenso ungeschickt seien, als die subtileste und vortrefflichst gefaßte Lancette zum Brodschneiden.“ . . . „Kinder,“ bemerkt er weiterhin, „solle man nicht mit unverständlichem Auswendiglernen der Regeln und Ausnahmen martern, und ihnen dadurch den Geschmack am studieren gleich anfangs und vielleicht auf immer benehmen.“ Sprachen seien vor der Grammatik gewesen, die Menschen hätten recht geredet, ehe sie an die Sprachkunst gedacht. Also, sagt er, „ist es hundertmal leichter, durch den Gebrauch und die Uebung ohne Grammatik eine Sprache zu lernen, als ohne Uebung und Gebrauch, allein aus der Grammatik . . . Das letztere ist schlechterdings unmöglich.“ — Es sei überhaupt nicht nöthig, lateinische Regeln vom Geschlecht der Wörter u. a.

1) Niclas in der Praefatio zum ersten Theile.

2) Ernesti (226) nennt den Thesaurus: opus maximum et laboriosissimum et eruditissimum, vel unum ad immortalitatem nominis et perennem gloriam suffecturum.

3) Deutsche Schr. 256 sqq. Vgl. 296, die Schilderung des schlechten sprachlichen Elementarunterrichts, wie er in Schulen gewöhnlich.

durch die Knaben auswendig lernen zu laſſen, beſſer ſei es, ſie lernten einen Vers oder Spruch, in welchem die Regel vorkommt. Ueberhaupt gehe ja unſere Erkenntniß nicht von allgemeinen abgezogenen Sätzen, ſondern vom Einzelnen aus.[1]

Er ſpricht dann gegen die Ueberſchätzung grammatikaliſcher Kenntniſſe. Es „gehöret, ſagt er, unter die gar gemeinen Gebrechen der lateiniſchen Auferziehung, daß man bisweilen heftiger eifert, ſtrafet oder doch ſpottet, wenn Jemand etwas wider die Grammatik verſehen hat, als wenn er wider göttliche und menſchliche Geſetze geſündigt hätte.“[2] Ueberhaupt, heißt es weiter, ſind diejenigen, welche die lateiniſche Sprache nur dazu brauchen, daß ſie die darinnen geſchriebenen Bücher verſtehen können, wunderſelten in den Umſtänden, da ſie eines grammatikaliſchen Orakels nöthig hätten, und dieſer werden allezeit 20 oder 30 gegen einen ſein, deſſen Umſtände oder Neigung ihn zum Schreiben und zwar zum exemplariſchen Schreiben, wie man es nennen kann, verbinden und veranlaſſen.“[3] Dieſe Anſichten Gesners ſtanden den bisherigen Schulmeinungen ſo ſehr entgegen, daß er deshalb von vielen Seiten her angefochten wurde, meiſt aus Mißverſtand. „Ich verwerfe die Grammatik, erwidert er ſeinen Gegnern, nur in Bezug auf Jüngere, als welche ſie mehr drückt als ſchmückt. Aber den Erwachſenen iſt ſie höchſt nöthig.“[4] —

Hier muß auch Gesners treffliche Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Livius erwähnt werden, in welcher er über den Gegenſatz des curſoriſchen und ſtatariſchen Leſens der Claſſiker ſpricht.[5] Auch da ſtellt er ſich der Schulgewohnheit entgegen. Er gibt zwar zu, daß es gut ſei, anfänglich ein Buch von mäßigem Umfange, oder wenigſtens einen Theil desſelben, recht genau zu leſen, um dadurch volle Sicherheit zu gewinnen, auch als an einem Beiſpiele zu lernen, was zum gründlichen Verſtehen der Claſſiker gehöre. Dann aber wendet er ſich aufs Entſchiedenſte gegen das völlige Vorwalten des ſtatariſchen Leſens auf Schulen, welches dahin ausgeartet ſei, daß man beim Erklären eines Autors auch das Fremdartigſte mit den Haaren herbeiziehe. Daher leſe man Jahre lang an einem Buche der Briefe Ciceros oder der officia und zerreiße ein terentianiſches

1) Ib. 304, 305. Auch beim Naturunterricht, bemerkt Gesner.

2) Ib. 346. Aus gleicher Geſinnung ſagt Gesner in den Institut. 81: satius fuerat barbare loqui et pie sentire, quam malitiam animi elegantissimis etiam verbis prodere; womit ſich Auguſtinus Conf. 1, 18 ganz übereinſtimmend äußert.

3) Ib. 347. Wozu und in welchem Grade Kenntnis des Latein nöthig, darüber äußert ſich Gesner in der Isagoge 1, 114 sqq.

4) Isagog. 1, 124.

5) Der Livius erſchien in Leipzig 1735. Die Vorrede findet ſich neu abgedruckt in Gesners Opuscul. 7, 289. Vgl. Erneſti (232), welcher in Bezug auf curſoriſches Leſen ganz Gesner beipflichtet und erzählt, daß er auf der Thomasſchule beim Erklären der Klaſſiker deſſen *Methode* befolgt habe.

Schauspiel, ein Buch des Cäsar in so viele Theilchen, daß auch ein sehr gutes Gedächtniß nicht im Stande sei, das Ganze zusammen zu fassen.[1]

Darauf charakterisiert und empfiehlt er das cursorische Lesen, bei welchem man mit ganzer Seele und ungetheilter Aufmerksamkeit den Autor, welchen man eben liest, fixire, nur ihn zu verstehen strebe und an seiner Schönheit sich freue.[2] Er erzählt: als er auf solche Weise mit seinen Schülern den Terenz gelesen, da hätten sie mit offenem Munde gesessen, schweigend, Augen, Ohren und Gedanken angespannt, auch lächelnd, indem sich ihre Freude durch ihr Mienenspiel verrathen habe. — Als er aber mit denselben Schülern des Euripides Phönissen statarisch gelesen, da hätten sie freilich auch mit offenem Munde gesessen — weil sie gegähnt und schweigend — weil sie geschlafen.[3] —

Gesner gehört auch, wie wir sahen,[4] zu den Ersten, welche ernstlich darauf drangen, daß man in den Gymnasien nicht bloß für künftig studierende, sondern auch für nicht studierende Knaben sorgen, und eben deshalb mehr Realien lehren müsse. —

Wie er nun ernstlich, umsichtig und sachverständig auf Verbesserung des Schulwesens hinarbeitete, so lag ihm auch, während der 27 Jahre seines Göttinger Professorats, das Wohl der Universität sehr am Herzen. Dieß tritt uns in den akademischen Anschlägen[5] entgegen, welche er als Professor eloquentiae schrieb. Man wird aus denselben ersehen, schreibt er, „wie ernstlich man sich angelegen sein lasse, die akademische Jugend, welche einen gegründeten Anspruch auf die edle Freiheit hat, durch Mittel, welche nicht die Gestalt strenger Gesetze, wie sie vor den gemeinen und unvernünftigen Haufen gehören, sondern die Form väterlicher und freundschaftlicher Vorstellungen haben, in Ordnung zu halten, und von dem Verderben zu bewahren, in welches der Mißbrauch der Freiheit so viele derselben stürzet." Klar und liebenswürdig äußert er sich in einer „Betrachtung vom Studentenfreunde." Alle Lehrer einer hohen Schule, sagt er, seien „ihrer Bestallung und Verordnung nach bestimmte und gleichsam gebome Studentenfreunde," welche der Studierenden Bestes ohne Absicht auf eigenen Nutzen zu suchen hätten. Daher dürften sie auch denen, „welche es annehmen wollen, ihre Fehler nicht verbergen," selbst auf die Gefahr hin, daß die Warnungen Unmuth erregen. Er bittet Gott, daß er „die Väter der Schule bei dieser allein liebreichen Gesinnung gegen die ihnen Anvertrauten erhalten" und die Universität vor „schändlichen Studentenfreunden," vor „Schmeichlern" behüten möge.[6]

1) Ib. 292.

2) Ib. 295.

3) Man vergleiche, was Gesner zwanzig Jahre früher (Institut. 50) ganz übereinstimmend vom statarischen und cursorischen Lesen sagt.

4) S. 164.

5) Abgedruckt in den „deutschen Schriften."

6) Deutsche Schriften 229 sqq. Vgl. Pädag. 4, 242.

Wie offen und bestimmt er aber in seinen Vorlesungen gegen die Zuhörer auftrat, davon finden sich Zeugnisse in der Isagoge.[1] Da klagt er z. B., daß, während die Wissenschaften anwüchsen, der Studierenden Fleiß abnehme. Als er in Jena studiert, wären im Sommer schon früh um 5 Uhr Vorlesungen gehalten worden; später habe ein Professor publica auf morgens 7 Uhr angesetzt, weil sich dann gewiß kein Zuhörer einfinde. „Sonst, sagt er, hörten die Studierenden den ganzen Tag, jetzt bringen sie zwei Stunden beim Kaffe hin;[2] bis die Friseurs kommen, die Brenneisen heiß gemacht, die Haare gekräuselt werden, gehen Stunden hin. Abends nach 4 oder 5 Uhr zu studieren halten viele für eine beleidigende Zumuthung." Im Programm zu den Sommervorlesungen des Jahres 1743, ermahnt Gesner sehr ernst die Studierenden zu ausdauernd fleißigem Besuche der Collegien. Je tüchtiger der Lehrer sei, je inniger seine Vorlesungen zusammenhängen, so daß die spätern sich auf die vorangehenden gründen und alle Ein Ganzes bilden, um so mehr schade den Studenten ein häufiges Wegbleiben.[3] Ein anderesmal ermahnt er seine Zuhörer zur Aufmerksamkeit in den Vorlesungen. Diese errege und mehre den Eifer des Lehrers. Gefällt etwas in meinen Büchern, sage Martial, so hat es der Hörer mir eingegeben. Das entspringe aus einem glücklichen Einfluß menschlicher Gemüther auf einander, es gebe aber auch einen schädlichen. „Ein Gähnender, fährt er fort, macht den andern gähnen. Nichts ist mühseliger als lehren sollen, wenn die meisten Zuhörer schläfrig sind. Quintilian sagt: wie es der Lehrer Pflicht zu lehren, so ist es der Schüler Pflicht, lernbegierig zu sein."[4]

Wir sahen, daß Gesner für die Schulen neue Wege aufsuchte und einschlug, es wurde auch erwähnt, daß er gegen ein akademisches Herkommen auftrat, gegen den Gebrauch des Latein bei den Vorlesungen.[5] Fassen wir noch anderes ins Auge, wodurch er sich von den meisten philologischen Pädagogen seiner Zeit unterschied. —

Zunächst dadurch, daß er die Realien wiederholt empfahl. Sprachlicher Unterricht, sagt er, dürfe nie vom sachlichen getrennt werden;[6] diese Trennung dessen, was seiner Natur nach innig verbunden, sei ein wesentliches Uebel. Daher lerne die Jugend so viele Namen ohne irgend einen Begriff der benannten Dinge zu erhalten. Man solle sich deshalb beim Elementarunterricht solcher Bücher bedienen, aus denen man auch Realkenntnisse schöpfen könne. So der Schriften des Comenius, welche ihm deshalb sehr lieb seien, besonders der Orbis pictus. Als Präsident der deutschen Gesellschaft in Göttingen — ein Amt, das man schwerlich einem andern classischen Philologen seiner Zeit übertragen hätte — preist er die Schulen glücklich, deren Vorsteher durch Theilnahme

1) Isag. 1, 32.

2) Isag. 1, 33: duae horae dicantur τῇ θερμοποσίᾳ.

3) Opusc. 4, 516. — 4) Ib. 63. — 5) S. 103. — 6) Isag. 1, 75. 76. 112. Deutsche Schr. 74. 75.

an jener Gesellschaft „Liebe zu der vielfältig so verabsäumten Muttersprache und Geschicklichkeit sich wohl in derselben auszudrücken, erlangen.“ Diese Geschicklichkeit erwerbe man aber nicht durch Regeln, sondern indem „man sich bemühe die Meisterstücke der Alten durch Uebersetzungen gleichsam abzuformen.“[1]

Unter den Realien hob Gesner die Naturwissenschaften hervor, für welche in neuerer Zeit so viel geschehe. Hörte er doch selbst, da er schon Rector der Thomasschule war, Hansens Vorlesungen über Experimentalphysik.[2] — Zeichnen, sagt er, sollten die Knaben ja lernen; wie hoch er die mathematischen Wissenschaften besonders die Astronomie hielt, sahen wir schon. „Gott, bemerkt er, hat uns so mit dem Himmel verbunden, daß wir nur durch dessen Betrachtung erfahren, wo und zu welcher Zeit wir leben.“[3] — Die Geographie empfiehlt er als Vorhalle, Grund und Licht der Geschichte,“ vor allem die vaterländische.[4]

So zeigt sich Gesner als ein Mann, der mit der gründlichsten Kenntniß und Liebe des Alterthums eine richtige Würdigung der Realien verband und auf neue Lehrweisen dachte, wenn er von den Fehlern früherer Methoden überzeugt war. Daß er deshalb etwa mit Basedow in eine Klasse zu setzen sei, kann niemanden einfallen. Zum Ueberfluß möge hier nur eine Stelle seiner Isagoge[5] stehen, welche recht klar zeigt, wie er im tiefsten Princip von den meisten Neuerern des 18ten Jahrhunderts verschieden war. Er sagt: „die Anfänge aller Wissenschaften müssen geglaubt werden.[6] Dieß ist eine höchst wichtige Regel, vorzüglich heut zu Tage, da die Kleinen von den Lehrern von früh auf gewöhnt werden, nichts zu glauben. Sobald sie nur anfangen, ein Fünkchen Verstand und Weisheit zu zeigen, sagt man ihnen von Vorurtheilen. Und weil es nur zu sehr in unserer Natur liegt, alles selbst sehen, nicht einfach glauben, sondern selbst das Wahre finden zu wollen, da überdieß den Knaben nur zu früh beigebracht wird, wahr sei das, was wir durch unsere gesunden Sinne auffassen: so hat dieß die üble Folge, daß sie nicht glauben wollen, das Nöthige nicht lernen, den Lehrern nicht gehorchen wollen. — Durch sich selbst kann der Mensch nicht die ersten Elemente erlernen, er muß sie von andern empfangen, und denen, die sie ihm lehren, muß er glauben. Wollte ein Knabe darüber disputiren, warum man den einen Buchstaben A, den andern B nenne, wollte er überall Gründe fordern, so könnte er Jahre lang fragen und würde doch nichts lernen. Auch wäre es nicht möglich ihm zu antworten. — Kann man doch öfters nicht über die ersten Elemente Rechenschaft geben. Früge einer: warum heißt das: Punkt? Linie? Fläche? — und wollte er nichts auf Glauben annehmen, bis man ihm den Grund angäbe, so würde er in Ewigkeit nichts lernen. — Das habe ich erfahren. In vornehmen Familien sah ich oft solche frühweise Knaben,

1) Deutsche Schr. 56 sqq. — 2) Isagog. 333 sqq. Ernesti 229. — 3) Ib. 375. — 4) Ib. 352. 371. — 5) Ib. 89 sqq. — 6) An einer andern Stelle führt Gesner Aristoteles Wort an: *δεῖ πιστεύειν τὸν μανθάνοντα.*

welche den ganzen Tag fragten. Aber es traf bei ihnen auch das deutsche Sprüchwort zu: daß ein Narr tausendmal mehr fragen kann, als ein Weiser antworten. Damit meine ich nicht: man müsse an den Worten des Lehrers als an nicht zu verändernden Orakelsprüchen festhalten, sondern nur dieß will ich behaupten: man müsse glauben, so lange man lernt. Später erst, wenn unser Verstand gereift ist und wir selbständig geworden sind, mögen wir das Erlernte prüfen."

* * *

So lernen wir in Gesner einen Mann kennen, der ausgezeichnet war durch gründliche Gelehrsamkeit, klaren Verstand, pädagogische Einsicht und Lehrgabe, in seinen Aemtern unermüdet thätig und gewissenhaft. Ernesti, welcher ihm viele Jahre nahe stand, schildert ihn überdieß als einen sehr religiösen, gottergebenen und dadurch in bösen und guten Tagen gleichmüthigen Mann; als einen liebevollen Hausvater und Freund. Nach einem langen thätigen Leben kam er aufs Sterbelager. Als die Aerzte ihm seinen nahen Tod verkündigten, sagte er: was mit Gott abzumachen ist, habe ich nicht auf diese Zeit verschoben. — In stillem Frieden eines Christen verschied er am 3ten August, 1761.

Johann August Ernesti.
1707—1781.

Wir lernten Ernesti als den Freund Gesners kennen. Er ist 1707 in Tennstädt, einer kleinen Sadt Thüringens geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Den ersten Unterricht erhielt er in der Tennstädter Stadtschule; in seinem 16ten Jahre ward er in die Fürstenschule Schulpforte gethan. Hier zeichnete er sich schon durch bedeutende Leistungen, besonders im Griechischen aus.

Im zwanzigsten Jahre bezog er die Universität Wittenberg, wo die Wolffsche Philosophie ihn sehr in Anspruch nahm; dann gieng er nach Leipzig und hörte hier unter andern Gottsched über deutsche Beredsamkeit und Hausen über Mathematik.

Im drei und zwanzigsten Jahre ward er auf Gesners Empfehlung Hauslehrer beim Appellationsrath Stiglitz, demselben, an welchen er die Epistel über das Studium der Alten gerichtet hat, welche seiner Ausgabe des Cicero vorgedruckt ist. Stiglitz war Vorstand (antistes) der Thomasschule, auf seinen Betrieb hatte Gesner das Rectorat derselben erhalten, er war es auch, welcher den 24jährigen Ernesti zum Conrector, und nach Gesners Abgang (1734) zum Rector jener Schule beförderte. Zugleich las Ernesti bei der Universität über Humaniora. Späterhin gab er das Rectorat auf und trat ganz zur Universität über, indem er sich vorzugsweise der Theologie zuwendete.[1]

1) Ernestis Biograph bemerkt: derselbe sei gegen Orthodoxe gewesen, qui systematis arbitrarii tenacitatem orthodoxiam censerent, plebeculae similes, quae cantionibus sacris in melius (?) mutatis cultum divinum in deterius mutatum opinatur. —

Er starb in Leipzig 1781 im 74sten Lebensjahre. —

Aus den eigenen Aeußerungen Ernestis geht hervor, daß er sich im Lehrfach Gesnern vorzüglich zum Muster genommen. Dieser war es auch, welcher ihn im Jahre 1734 bewog, die Initia doctrinae solidioris herauszugeben, ein Buch, das wiederholte Auflagen erlebte und in mehrern Ländern — so in Sachsen, Hannover — als Schulbuch eingeführt wurde. Ernesti beabsichtigte, in demselben bestimmte Disciplinen in möglichst lateinischem Latein darzulegen, daher er auch, wie sich bei Vergleichung früherer Ausgaben mit spätern ergibt,[1] fort und fort an Verbesserung des Styls arbeitete, und so seinem ciceronianischen Ideal immer näher zu kommen strebte. In der Vorrede erzählt er, wie er für jede einschlagende Disciplin die betreffenden römischen Schriftsteller des goldenen, und wo es nicht anders gieng, auch des silbernen Zeitalters, wiederholt gelesen. Dadurch, sagt er, glaube er es erreicht zu haben, daß sich in sein Werk nichts eingeschlichen, was im alten Latium nie gehört worden.[2] Nur in der größten Noth habe er hier und da einen unclassischen Ausdruck gebraucht. —

Man dürfte nun wohl aus dem: nihil veteri Latio inauditum schon den Schluß machen, daß das Buch auch dem Inhalt nach nichts Unerhörtes für das alte Latium enthalte. Dieser Schluß ist dem größten Theile des Buches nach richtig. Es handelt zuerst von der Arithmetik und Geometrie, dann folgen die Elemente der Philosophie, und zwar

1. Metaphysik, Psychologie, Ontologie, natürliche Theologie.
2. Dialektik.
3. Naturrecht und Ethik.
4. Politik.
5. Physik.

Den Schluß des Ganzen bilden die Elemente der Rhetorik. Dieser Inhalt erinnert an den Cyklus der Lehrbücher Melanchthons, an seine Dialektik, Rhetorik, Physik, Psychologie[3] und Ethik.

Daß Ernestis Buch nicht für unsere jetzigen Gymnasien geeignet sei, unterliegt bei Sachverständigen wohl keinem Zweifel. Der mathematische Theil erscheint uns ziemlich dürftig; erwägen wir aber, daß in einer Preußischen Schul-

1) Gleich die erste Periode des Buches kann als Beispiel dienen. In der Ausgabe von 1734 lautet sie: cum ad libellum hunc scribendum adjiceremus animum, facile praevidebamus, fore ut hoc consilium nostrum in multas multorum reprehensiones incurreret. Statt facile praevidebamus hat die Vorrede von 1750: non parum suspicabamur.

2) Prima autem cura nobis haec fuit, ut puritas in dicendo servaretur... Atque hac diligentia effecisse nobis videmur, ut nihil veteri Latio inauditum in hoc opusculum irrepserit. Doch gehörte Ernesti keineswegs zu den Philologen, welche die Alten fast nur in der Absicht lasen, um aus ihnen Floskeln behufs des Lateinschreibens zu sammeln. Gegen ein Lesen der Art erklärt er sich aufs Stärkste in dem erwähnten Briefe an Stiglitz.

3) „Commentarius de anima."

Verordnung vom Jahre 1735, welche alſo ein Jahr nach Herausgabe der Initia erſchien, daß in dieſer von den Abiturienten der Gymnaſien gar keine mathematiſchen Kenntniſſe gefordert wurden, ſo nehmen wir unſer Urtheil zurück. —

Die philoſophiſchen Diſciplinen ſind weitläufig auf etwa 450 Seiten abgehandelt. Da hierbei alles Chriſtliche völlig ignorirt wird, während doch ſo vieles vorkommt, was den Schülern ſchon vom katechetiſchen Unterricht her bekannt war, ſo mußten dieſe an ſolchen Unterſuchungen und Betrachtungen ganz irre werden. Wenn nach Picus von Mirandola Philoſophie die Wahrheit ſucht, Theologie dieſelbe findet, Religion ſie beſitzt — ſo konnte es ihnen, da ſie von früh an im Beſitz waren, nur ſeltſam vorkommen, wenn ſie das ſuchen ſollten, was ſie zu beſitzen meinten. Ganz anders wäre es, wenn in einem Lehrbuch die Theologie der Griechen und Römer im Verhältnis zur chriſtlichen dargelegt würde, doch dürften Gymnaſiaſten auch einer ſolchen Betrachtung nicht gewachſen ſein. —

Ganz unbegreiflich iſt es, wie Erneſti in ſein Lehrbuch Kapitel aufnehmen konnte, wie die: de conjugii felicitate consequenda, de cura subolis. — Letzteres Kapitel müſſen wir hier näher betrachten. Erneſti legte in demſelben ſeine Anſichten über Erziehung dar, welche zum Theil mit den frühern Lockes, den ſpätern Rouſſeaus übereintreffen. Er ſpricht über Zeugung, und vom Verhalten ſchwangerer Frauen, dringt darauf, daß die Mütter ihre Kinder ſelbſt ſtillen und ſie nicht lüderlichen Ammen preisgeben ſollten,[1] wobei er ſich auf Gellius beruft.[2] Die Mütter, ſagt er weiterhin, müßten ihre Kinder von früh auf nicht den Kinderfrauen überlaſſen, ſondern ſie ſelbſt erziehen, thäten ſie das, ſo würden ſie auch von den Kindern geliebt werden. — Befehlen oder verbieten die Eltern etwas, ſo ſollen ſie den Kindern die Gründe dazu angeben, weil ſie demohne ungern gehorchten und lieber überzeugt als gezwungen ſein wollten.[3] Die Eltern ſollten nicht meinen, ihre Kinder müßten fehlerfrei ſein, auch ſie nicht abwechſelnd bald verziehen, bald übermäßig ſtreng behandeln. Der Unterricht müſſe ſo ſein, daß die Kinder nichts blind (temere) auf Glauben annähmen, ſondern nur das, wovon man ihnen den Grund angäbe,[4] überall müßten ſie auch nach Gründen fragen. So bewahre man ſie vor Leichtgläubigkeit, Aberglauben, Vorurtheilen. — Auch ſolle man ſich hüten, ihr Gedächtnis papageienmäßig mit leeren oder unverſtandenen Worten anzufüllen.

Hierauf empfiehlt Erneſti noch Sorgfalt in Wahl der Lehrer und in Be-

1) Ne molestiae, laboris, vigiliarum vitandarum causa, meretriciae curae infantes relinquantur.

2) Gell. 12, 1.

3) Dieß erinnert an Locke.

4) Wie anders Gesner (S. 183), der ſich an des Ariſtoteles Wort anſchließt: *δεῖ πιστεύειν τὸν μανθάνοντα.*

stimmung des künftigen Berufs der Kinder. Frühzeitig solle man ihnen Liebe der rechten Ehre, guten Gebrauch des Geldes und Wahrhaftigkeit einpflanzen. —

Solche pädagogische Regeln sollte man kaum von einem strengen Philologen der alten Schule erwarten. Gewiss hat der umsichtige, universell gebildete und sich frei nach den verschiedensten Richtungen bewegende Gesner hierbei den größten Einfluß auf Ernesti geübt. Was ich aus den Schriften beider Männer mitgetheilt, wird den Leser überzeugt haben, daß sie, obwohl im Wesentlichen conservativ gesinnte Philologen, doch nicht blind sind gegen die Fehler des Alten, neue Wege suchen und einschlagen und so eine eine Stellung zwischen den Anhängern der alten und denen der neuen Pädagogik einnehmen. Man vergleiche sie nur mit Trotzendorf und Sturm einerseits, Locke und Rousseau andrerseits. —

10. J. J. Rousseau.[1]

Unsere Zeit wird von bestimmten Ansichten, Urtheilen, ja Worten beherrscht, wie von selbständig existierenden Wesen. Wenige fragen: woher diese Wesen stammen, als hätten dieselben weder Vater noch Vaterland. Andererseits sind die Namen berühmter Männer in der Menschen Munde, ohne daß man recht weiß, wodurch jene berühmt sind. Mancher würde sich oft wundern zu hören, daß diese und jene ihm wohlbekannten Ansichten von einem, ihm dem Namen nach wohlbekannten berühmten Manne herrühren, der eben durch Aufstellung solcher Ansichten berühmt ward, die zu seiner Zeit neu waren, später alltäglich geworden sind. Das Gesagte dürfte in hohem Grade auf Rousseau Anwendung erleiden und auf so vieles, was er im Gebiete der Religion, Politik und Pädagogik Neues, jetzt aber fast trivial Gewordenes, aufbrachte.

Eine Charakteristik dieses Mannes ist außerordentlich schwer, was man schon daraus abnehmen könnte, weil er von den Einen in den Himmel erhoben, von den Andern in gleichem Maaße heruntergesetzt wurde. Was noch mehr ist: seine entschiedensten Gegner loben Einzelnes sehr an ihm, dagegen enthusiastische Verehrer nicht umhin können zu gestehen, daß er sich öfters als ein Narr, ja als sehr böse gezeigt habe.

Rousseau hatte die eminentesten natürlichen Gaben. Mit genialer Originalität trat er kühn, neu, piquant seinen abgelebten heruntergekommenen Zeitgenossen entgegen; ein vollendeter Meister des Styls übte er eine unerhörte geistige Gewalt über sie. Mit verzehrendem, schonungslosem Ingrimm fluchte er dem tiefen, sittlichen Verderben seiner Zeit, ward aber selbst von ihren trüben Fluten fortgerissen. Ergriffen, ja besessen von einer bittern Reue, sagte er im

1) Schon früher schrieb ich eine Charakteristik Rousseaus. Siehe meine „vermischte Schriften. Berlin 1819 bei Reimer." Thl. 1, 110 sqq. Vgl. Beil. VIII.

eigenen Namen und im Namen des in Sünden versunkenen Frankreichs die Beichte. Allein es war eine Reue zum Tode, und statt des Friedens der Absolution versank er selbst tief in feindseligen Haß; den Andern aber verkündete er mit Entschiedenheit das Strafgericht der hereinbrechenden Revolution. Verzweifelnd sehnte er sich aus seinem unseligen Zustand heraus nach einem klaren unschuldigen Dasein, doch nie die eigene Schuld eingestehend. —

Wir können viel von ihm lernen, besonders wenn er, empört über Sünde und Unnatur seiner Zeit, divinatorisch das Gegentheil des Herkömmlichen lehrt. Aber wir dürfen uns ihm nie hingeben, wir haben es mit einem komplicierten, versatilen, unreinen, eiteln Manne zu thun, welcher den Unachtsamen durch eine Virtuosität in der Sophistik, die kaum ihres Gleichen hat, irre führt. Besonders in religiöser Hinsicht, wie wir sehen werden.

Aus diesem Grunde müssen wir, um Rousseau's höchst wichtiges, eben so lehrreiches als verführerisches pädagogisches Werk — den Emil — richtig zu würdigen, den Mann so viel möglich nach seinem Leben und aus seinen anderweitigen Schriften kennen lernen; seine Verhältnisse zu Freunden und Feinden, zu seiner Vaterstadt Genf, zu Frankreich, zu Europa, ja zu der, 12 Jahre nach seinem Tode ausgebrochenen, französischen Revolution, der er Schlagworte und Mißideale hinterließ.

Das wichtigste Werk, um Rousseau's Persönlichkeit kennen zu lernen, sind seine berühmten und berüchtigten Confessions, welche er im 58sten Jahre schrieb. Sie liegen vorzüglich der folgenden Darstellung zum Grunde.

Charakteristisch ist die Einleitung des merkwürdigen Buchs, welche so lautet:

„Ich unternehme etwas Beispielloses, dessen Ausführung keinen Nachahmer haben wird. Ich will meinem Geschlechte einen Menschen in der ganzen Wahrheit der Natur zeigen, und dieser Mensch bin ich selbst."

„Ich allein. Ich fühle mein Herz und kenne die Menschen. Ich bin nicht geschaffen wie irgend einer von denen, welche ich gesehen; ich wage es, zu glauben anders beschaffen zu sein, als irgend einer auf der Erde. Bin ich nicht besser als alle, so bin ich wenigstens anders. Ob die Natur gut oder bös daran gethan, die Form zu zerbrechen, in welcher sie mich gebildet, darüber kann man nur urtheilen, nachdem man mich gelesen hat." —

„Möge die Posaune des jüngsten Gerichts erschallen, wann es auch sei; ich werde kommen und mich vor den höchsten Richter, mein Buch in der Hand, stellen. Laut werde ich sagen: siehe das habe ich gethan, das habe ich gedacht, das war ich. Mit derselben Freimüthigkeit habe ich Gutes wie Böses von mir ausgesagt. Ich habe nichts Böses verschwiegen, nichts Gutes zugesetzt, und wenn ich etwa irgend eine unbedeutende Ausschmückung anbrachte, so geschah es nur, um eine Gedächtnislücke auszufüllen; ich konnte wohl einmal irrig etwas als wahr annehmen, wenn ich wußte, daß es wirklich wahr sein konnte, nie etwas, wovon ich wußte, es sei falsch. Ich habe mich ganz so gezeigt, wie ich war,

verächtlich und niederträchtig, wenn ich es war; gut, großmüthig, erhaben, wenn ich es war; ich habe mein Inneres enthüllt, ſo wie du es ſelbſt geſehen haſt, ewiges Weſen; verſammle um mich die zahlloſe Menge meiner Mitmenſchen; ſie mögen meine Bekenntniſſe hören, ſie mögen ſeufzen über meine Unwürdigkeit, ſie mögen erröthen über meine Elendigkeiten. Möge jeder von ihnen ſeinerſeits zu den Füßen deines Thrones mit derſelben Aufrichtigkeit ſein Herz aufdecken, und dann möge auch nur ein Einziger, wenn er es wagt, zu dir ſprechen: ich war beſſer als dieſer Menſch." —

Wer nur einige Selbſterkenntnis hat, wird über dieſen Eingang erſchrecken, was ſoll er aber erſt ſagen, wenn er das Buch zu Ende lieſt? — Konnte Rouſſeau bei wachem Gewiſſen ſo ſchreiben, und wenn ſein Gewiſſen ſchlief, wie konnte er dann bekennen? — Er erklärt ſein Unternehmen, Bekenntniſſe zu ſchreiben, für beiſpiellos. Kannte er Auguſtins berühmte Confessiones nicht? . . . Ein anderer Mann hatte auch ſchon 12 Jahre vor ihm — 1758 — Bekenntniſſe geſchrieben, welche aber erſt ſpäter gedruckt wurden; dieß war Hamann. Nichts dürfte geeigneter ſein, den Charakter der Rouſſeau'ſchen Confessions in ſeinem wahren Lichte zu zeigen, als die Mittheilung einiger Parallelſtellen von Auguſtinus und Hamann.

Jener ſchreibt im 10ten Buche ſeiner Bekenntniſſe: „Wer die Wahrheit thut, kommt an das Licht. Ich will ſie bekennend vor dir in meinem Herzen thun, in meiner Schrift aber vor vielen Zeugen. Und dir zwar, o Herr, vor deſſen Augen der Abgrund des menſchlichen Gewiſſens aufgedeckt iſt, was könnte Dir in mir verborgen ſein, wollte ichs Dir auch nicht bekennen? Ich würde wohl Dich vor mir, nicht aber mich vor Dir verbergen. Jetzt aber, nun ich mir ſelbſt mißfalle, da leuchteſt Du mir freundlich und wirſt von mir geliebt und erſehnt, daß ich über mich erröthe, mich verwerfe, Dich erwähle, und weder mir noch Dir gefallen möchte, es ſei denn durch Deine Gnade. . . . Welche Frucht wird es nun bringen, o mein Herr, dem mein Gewiſſen täglich beichtet, wenn ich vor Deinem Angeſicht auch den Menſchen durch dieſe Schrift bekenne, wie ich gegenwärtig ſei. Wollen ſie mir Glück wünſchen, wenn ſie gehört, wie weit ich mich Dir durch Deine Gnade nähere, oder wollen ſie für mich beten, wenn ſie vernehmen, wie ſehr ich durch meine irdiſche Schwere von Dir zurückgehalten werde? So Geſinnten will ich mein Inneres zeigen. . . . Das brüderliche Gemüth liebe an mir, was Du ihm als liebenswürdig, es bedaure an mir, was Du als bedauernswürdig bezeichneſt; jenes brüderliche Gemüth, das, wenn es mein Thun billigt, ſich zugleich über mich freut, wenn es mich aber ſtraft, dann zugleich über mich betrübt iſt, weil es mich liebt, möge es mich loben oder tadeln. — Was ich Gutes habe, iſt Dein Werk und Geſchenk, was Böſes, iſt meine Sünde und Deine gerechte Strafe. Du aber, o Herr, erbarme Dich meiner nach Deiner großen Barmherzigkeit, um Deines Namens willen,

gib nicht auf, was Du in mir angefangen haſt, vollende, was an mir noch unvollkommen.“[1]

So weit Auguſtinus; folgende Worte aus Hamann's „Gedanken über meinen Lebenslauf“ mögen ſich anſchließen. „Ich habe,“ ſagt Hamann,[2] „in denſelben mit Gott und mit mir ſelbſt geredet; den erſten in Anſehung meines Lebens gerechtfertigt und mich angeklagt, mich ſelbſt darin angegeben und entdeckt, alles zum Preiſe des allein guten Gottes. . . . . Mein Sohn gib mir Dein Herz! — Da iſt es, mein Gott! Du haſt es verlangt, ſo blind, hart, felſig, verkehrt, verſtockt es war. Reinige es, ſchaffe es neu, und laß es die Werkſtatt Deines guten Geiſtes ſein. Es hat mich ſo oft getäuſcht, als es in meiner Hand war, daß ich ſelbiges nicht mehr für meines erkennen will. Es iſt ein Leviathan, den Du allein zähmen kannſt, durch Deine Einwohnung wird es Ruhe, Troſt und Seligkeit genießen.“

Der Leſer vergleiche ſelbſt Rouſſeau, wie er, ſeine Confessions in der Hand, in verblendeter Dreiſtigkeit Gott und Menſchen herausfordernd, hintritt, mit Auguſtin und Hamann. — Der Leviathan, den Gott allein zähmen kann, iſt ungezähmt Rouſſeau's Götze; ſein Herz iſt ihm die höchſte Inſtanz, an welche er wiederholt appelliert als an den Richter über Wahrheit und Irrthum, über Gut und Böſe. Daß ſich aber das Wort: wer ſich auf ſein Herz verläßt, iſt ein Thor, an Rouſſeau als wahr bewähre, davon werden wir uns wiederholt überzeugen, wenn wir nun ſein Leben, vorzüglich nach Anleitung der Confessions kennen lernen. —

Rouſſeau iſt im Jahre 1712 zu Genf geboren; ſeine Mutter ſtarb bei ſeiner Geburt. Sein Vater war ein wenig begüterter Uhrmacher. Mit ihm las er ſchon vor dem ſiebenten Jahre Nächte hindurch Romane, welche die Mutter hinterlaſſen, begriff nichts davon, fühlte aber alles.[3] Im Sommer 1719 waren Vater und Sohn mit den Romanen fertig; nun kam die Reihe an die vom mütterlichen Großvater, einem Prediger, ererbten Bücher, an Boſſuet und Ovid, Fontenelle und Labruyere; beſonders aber fand der Knabe Gefallen am Plutarch.

Rouſſeau geſteht, Kinderfehler gehabt zu haben. „Ich war geſchwätzig, ſagt er, gefräßig, zuweilen log ich. Ich würde Obſt, Bonbons, Eßwaaren geſtohlen haben, aber nie fand ich Vergnügen daran, Böſes zu thun, etwas zu verderben, jemanden zu ſchlagen.“ Unmittelbar darauf erzählt er jedoch, wie er den Topf einer Nachbarin verunreinigt, worüber er noch lachen müſſe. „Das iſt,“ fährt er dann fort, „die kurze, wahrhaftige Erzählung meiner kindiſchen Miſſethaten. Wie hätte ich auch böſe werden ſollen,“ ſagte er, „da ich nur Beiſpiele von Sanftmuth vor Augen hatte und die beſten Menſchen mich umgaben?“[4] —

1) Confess. X, 1—4.
2) Hamann's Schriften 1, 215.
3) Je n'avois rien conçu, j'avois tout senti.
4) Conf. XIX., 10.

So erzählt Rouſſeau, in einem Athem, Böſes aus ſeinen Jugendjahren, und verſichert zugleich, ganz unſchuldig geweſen zu ſein.

Weiterhin ſagt er von dieſer ſeiner unſchuldigen Knabenzeit:[1] „So begann ſich mein Herz zu bilden und zu äußern, das zugleich ſtolz und zärtlich, und mein Charakter, der weibiſch und dennoch unbezähmbar war, der, ſtets zwiſchen Schwachheit und Muth, Weichlichkeit und männlicher Tugend ſchwankend mich bis ans Ende mit mir ſelbſt in Widerſpruch geſetzt hat.“ Wegen eines Streits mußte Rouſſeau's Vater Genf verlaſſen, worauf der Knabe zu einem Pfarrer kam, ſpäter bei einem Kupferſtecher in die Lehre gethan wurde. Er geſteht, daß er[2] „trotz der beſten Erziehung eine große Neigung zum Ausarten gehabt; denn das habe ſich bei ihm raſch und ohne alle Mühe entwickelt.“ Weiterhin erzählt er, wie er dem Nachbar Spargel, dem Meiſter Aepfel geſtohlen und dafür geſchlagen worden ſei. Im Andenken an einen übel abgelaufenen Apfeldiebſtahl müſſe er noch zugleich zittern und lachen.[3] — Aus Furcht vor Züchtigung wegen zu ſpäten Nachhauſekommens entlief Rouſſeau ſeinem Meiſter, kam zu einem katholiſchen Pfarrer, der ihn nach Annecy zu einer Frau von Warens ſchickte, welche ihn weiter nach Turin beförderte, wo er im Jahre 1728, ſechzehn Jahre alt, von der reformierten zur katholiſchen Confeſſion übertrat. Im Hoſpiz der Katechumenen[4] ward er zum Uebertritt vorbereitet und erlebte dort an Lehrern und Mitſchülern Entſetzliches. Er geſteht, daß er ſich wegen dieſes Schrittes vergebens mit Mangel an Kraft zum Widerſtande entſchuldige. „Wir fallen,“ ſagt er, „endlich in den Abgrund, indem wir zu Gott ſprechen: warum haſt Du mich ſo ſchwach gemacht: Aber wider unſern Willen antwortet er uns durch unſer Gewiſſen: ich habe dich zu ſchwach gemacht, um aus dem Abgrund herauszukommen, weil ich dir hinlängliche Stärke verlieh, um nicht hineinzufallen.“[5]

Sobald der Knabe übergetreten war, entließ man ihn mit blutwenigem Gelde. Nach mancherlei abenteuerlichem Herumtreiben und Sündigen kehrte er 1732 zur Frau von Warens zurück, welche in Chambery wohnte und blieb bis zum Jahre 1741 dort,[6] arbeitete mit an einem Kataſter, zeichnete und muſicierte. Eine gefährliche Krankheit erinnerte ihn an den Tod; die Frau von Warens, mit welcher er — wie viele Andere — in verbotenem Umgang lebte, tröſtete ihn,[7] indem ſie die Hölle leugnete, das Fegfeuer annahm, erklärte: die Bibel werde gar zu buchſtäblich ausgelegt und ſich dabei entſchieden der katholiſchen Kirche unter-

1) Ib. 13.

2) Ib. 45. Il faut que, malgré l'éducation la plus honnête, j'eusse un grand penchant à dégénérer, car cela se fit très rapidement, sans la moindre peine.

3) Ib. 50. Man vergleiche den luſtigen Ton dieſer Erzählung mit Auguſtins ernſten Betrachtungen über einen Birndiebſtahl, den er in der Jugend verübt.

4) Ib. 95. L'hospice des catechumenes.

5) Ib. 102.

6) Ib. XX., 1., 6.

7) Ib. 89—95.

warf. Bei ihr, sagt Rousseau, habe er alle Maximen gefunden, um seine Seele gegen die Schrecken des Todes und der Ewigkeit zu schützen, und an dieser Quelle habe er mit Sicherheit Vertrauen geschöpft. — Nur machten ihn einige jansenistische Schriften dennoch unruhig, mitten in seinem unschuldigen Leben;[1] es beruhigten ihn aber zwei liebe Jesuiten und löschten die traurigen Eindrücke des rigoristischen Jansenismus aus,[2] so daß er fortan ohne große Gewissensbisse über die Vergangenheit lebte,[3] und nie der Weisheit so nahe war — wie er sagt — als in dieser glücklichen Epoche.

In dieser Epoche studierte er die Philosophen: Locke, Leibnitz, Descartes, Malebranche mit möglichster Hingebung. Dann wandte er sich zur Mathematik. Bei Euklid fand er mehr eine Kette von Demonstrationen, als eine wahre Ideenverknüpfung. Die Anwendung der Algebra auf die Geometrie war ihm zuwider. „Ich[4] mochte dieß Verfahren nicht," sagt er, „da man nicht sieht, was man thut: ein geometrisches Problem durch Gleichungen zu lösen, das kam mir vor, wie das Hervorbringen einer Melodie durch bloßes Umdrehen der Kurbel an der Drehorgel." Da Rousseau durch Calcul das Quadrat von a + b gefunden, so wollte er seiner Rechnung nicht glauben, bis er sie durch eine Figur anschaulich gemacht.

Das Latein machte ihm viele Mühe, besonders die Grammatik mit ihren unzähligen Regeln. Durch Zeit und Uebung brachte er es dahin, ziemlich geläufig die lateinischen Autoren zu lesen, aber nie bis zum Latein sprechen und schreiben, nie zur Festigkeit in der Prosodie.

Ein Jahr lang war Rousseau Erzieher im Hause eines Herrn von Mably in Lyon.[5] „Ich hatte," sagt er, „ungefähr die für einen Lehrer nöthigen Kenntnisse, und glaubte auch das dazu nöthige Talent zu besitzen. Ein Jahr beim Herrn von Mably reichte hin, um mir meinen Irrthum zu benehmen. Mein sanftes Naturell würde mich für diesen Beruf geschickt gemacht haben, hätte nicht mein Aufbrausen drunter gedonnert. So lange alles gut gieng und ich sah, daß meine Sorge und Mühe, woran ichs nicht fehlen ließ, Frucht brachte, so lange war ich ein Engel. Aber ich war ein Teufel, wenn es schlecht gieng. Verstanden mich meine Zöglinge nicht, so war ich außer mir, zeigten sie Bosheit, so hätte ich sie gern umgebracht; das war freilich nicht der rechte Weg, sie gelehrt und weise zu machen..... Durch Geduld und kaltes Blut hätte ich vielleicht Erfolg gehabt, weil mir aber beides mangelte, so taugte mein Thun nichts und

1) Ib. 115. Au milieu d'une vie innocente autant qu'on la puisse mener . . . .

2) Ib. 116. Rousseau warf mit einem Steine nach einem ihm ganz nahen starken Baum, traf er, so wollte er es als ein Zeichen nehmen, daß er selig, verfehlte er ihn, daß er verdammt würde. Kein Wunder, daß er ihn traf.

3) Ib. 117. Je n'ai jamais été si près de la sagesse . . . sans grands remords sur le passé . . .

4) Ib. 107.

5) Ib. 156.

meine Zöglinge geriethen ſchlecht. Es fehlte mir nicht an Mühſamkeit, wohl aber an einem gleichförmigen Benehmen und ganz beſonders an Klugheit. Ich wandte nur drei Erziehungsmittel (instrumens) an, welche immer unnütz und oft gefährlich für die Kinder ſind, nämlich das Rühren (sentiment), das Raiſonniren und den Zorn. Bald rührte ich mich ſelbſt bis zum Weinen, und wollte dadurch den einen Knaben rühren, als wäre der einer wahren Herzlichkeit fähig, bald erſchöpfte ich mich gegen ihn mit Darlegung von vernünftigen Gründen, als wenn er im Stande geweſen wäre, mich zu verſtehen; und da er mir zuweilen ſehr feine Dinge entgegnete, ſo hielt ich ihn in allem Ernſt für raiſonnabel, da er doch nur ein Raiſonneur war. Der andere Knabe war noch unbequemer; denn da er nichts verſtand, nichts antwortete, durch nichts gerührt wurde, dazu eine unüberwindliche Hartnäckigkeit hatte, ſo triumphierte er nie beſſer über mich, als wenn er mich in Wuth verſetzte; dann war er der Weiſe, ich aber war das Kind. — Ich ſah alle meine Fehler und fühlte ſie; ich ſtudierte meine Zöglinge, durchſchaute ſie ſehr gut und glaube nie, daß ſie mich durch ihre Liſt hinters Licht geführt haben; aber was half mirs, das Böſe zu ſehen, ohne mich aufs Heilen desſelben zu verſtehen? Während ich alles durchſchaute, verhinderte ich nichts und that von Allem, was ich hätte thun ſollen, das Gegentheil.“ —

Rouſſeau verließ ſeine Schüler, überzeugt, daß er nicht im Stande ſei, ſie gut zu erziehen. Auf kurze Zeit kehrte er zu Frau von Warens zurück und reiſte dann 1741 nach Paris, in der Hoffnung, dort ſein Glück zu machen durch die Erfindung, Muſiknoten vermöge Ziffern zu erſetzen.[1] In die Akademie durch Reaumür eingeführt, las er hierüber 1742 eine Abhandlung. Rameau widerſprach ihm; das Leſen der Ziffern, ſagte er, ſei eine Verſtandesoperation, welche mit der Exekution nicht gleichen Schritt halte![2]

Rouſſeaus pariſer Leben ward unterbrochen, indem er als Sekretär achtzehn Monate beim Grafen Montaigu, franzöſiſchen Geſandten in Venedig lebte. Von ſeinen ſkandalöſen Abenteuern in dieſer Stadt, welche der 58jährige Bekenner mit brennendem Blute lüſtern erzählt, will ich ſchweigen.

Nach Paris zurückgekehrt, lernte er Thereſe Le Vaſſeur kennen[3] und erklärte ihr: ſie nie zu verlaſſen, aber auch nie zu heiraten. Ich habe nie einen Funken Liebe gegen ſie gefühlt, ſagt er.[4] Thereſe war, wie ſich aus Rouſſeaus eigenen Schilderungen ergibt, eine ſehr gemeine Perſon;[5] wie gemein er aber ſelbſt, trotz der ſublimſten, verzückteſten Liebestiraden und des immer wiederkehrenden Selbſtrühmens, daß er das zärtlichſte Herz habe, wie gemein er über Liebe dachte, dafür könnten eine Menge Zeugniſſe aus den Confessions angeführt werden, — könnten ſie angeführt werden. Aus dieſer Gemeinheit ſeiner Fleiſches-

1) Ib. 164. — 2) Tom. XXI. 12—15. — 3) Ib. 91. — 4) Ib. 235.

5) Zehn Jahre vor ſeinem Tode ließ ſich Rouſſeau dennoch mit Thereſe kopulieren; nach ſeinem Tode heiratete ſie, 55 Jahre alt, einen Stallknecht! Auf Barreres Vorſchlag erhielt ſie 1790 eine Penſion von 1200 Livres; dennoch ſtarb ſie 1801 in großer Armut.

luſt erklärt es ſich am beſten, daß ihm völlig ein väterliches Herz gegen die mit der Le Vaſſeur erzeugten Kinder fehlte. Das älteſte[1] gab er mit einem Erkennzeichen ins Findelhaus, wiewohl ſich Thereſe ſehr dagegen ſträubte. Vier nachfolgende Kinder ſchickte er, trotz Thereſens Widerſpruch, ebenfalls ins Findelhaus, aber ohne alles Erkennungszeichen.[2] Nicht er, ſondern die Marſchallin von Luxemburg, wollte ſpäterhin jenes älteſte Kind aus dem Findelhauſe holen laſſen. „Sie wußte," erzählt Rouſſeau, „daß ich in die Windeln des älteſten eine Chiffer legen laſſen; ſie verlangte von mir die Gegenmarke;" allein das Kind ward nicht herausgefunden.

Was Rouſſeau auch zur Vertheidigung ſeines herzloſen, unmenſchlichen Verfahrens vorbringt; es wäſcht ihn nie rein, und er hätte beſſer gethan, jede Rechtfertigung aufzugeben. So[3] erzählt er, daß er um die Zeit, da ſein erſtes Kind geboren ward, gewöhnlich mit erzlüderlichen Menſchen zuſammen gegeſſen, da man denn bei Tiſche nur ſcandalöſe Geſchichten von betrogenen Männern, verführten Frauen vorgebracht, und der, welcher die Findelhäuſer am meiſten bevölkert habe, ſei dabei am meiſten applaudiert worden. „Das gewann mich," ſagt er, „ich bildete meine Denkweiſe nach der, welche ich bei dieſen ſehr liebenswürdigen und im Grunde ſehr honnetten Leuten im Schwange ſah."[4] Der 58jährige Bekenner nennt ſolche Leute liebenswürdig und honnett!

Wir lernen aus den Confessions viele bedeutende Männer, beſonders die berühmten und berüchtigten Encyclopädiſten, Diderot, d'Alembert u. A. kennen; Rouſſeau ſelbſt nahm Theil an der Herausgabe der Encyklopädie, er lieferte ein Dictionnaire de Musique, welches er ſpäterhin ganz umarbeitete.

Im[5] Jahre 1749 fand er zufällig in einem Zeitungsblatt folgende Preisfrage der Akademie in Dijon: „Haben die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und Künſte zur Reinigung der Sitten beigetragen?" So wie er dieß las, ward er äußerſt ergriffen und beſchloß ſogleich die Frage zu beantworten. In ſchlafloſen Nächten arbeitete er die Antwort aus, und diktierte ſie im Bette. „Aber dieß Werk," ſagt er, „wiewohl voller Wärme und Kraft, ermangelte durchaus der Logik und der Ordnung; von allen Werken, die ich geſchrieben, iſt dieſes hinſichtlich des Raiſonnement am ſchwächſten. Aber, welche Talente uns ſonſt auch angeboren ſein mögen, die Kunſt zu ſchreiben lernt man nicht mit einem Mal." — Im folgenden Jahre 1750 erhielt Rouſſeau von der Akademie den Preis für ſeine Schrift, in welcher er Künſte und Wiſſenſchaften auf dem Altar der Tugend — ſeiner Tugend — opfert, mit dem eiſenharten Sinn eines Ikonoklaſten

1) Ib. 116.

2) Ib. . . . au chiffre près qui fut négligé.

3) Tom. XXI, 113 etc.

4) Der erſte dieſer liebenswürdigen, honnetten Menſchen war „le commandeur de G. . . vieux débauché, plein de politesse et d'esprit, mais ordurier . . dann le commandeur de N., chevalier de toutes les filles de l'opéra etc.

5) Ib. 128.

und Knox.[1] Die Nachricht, daß er den Preis erhalten, versetzte den Verfasser seltsamer Weise, wie er selbst erzählt, in einen Enthusiasmus für die Tugend. „Ich fand," sagt er, „nichts groß und schön, als frei und tugendhaft zu sein, erhaben über Glück und Meinung, und sich selbst zu genügen." Daß die Beschreibung dieses, durch den akademischen Preis bewirkten ethischen Rausches, den Leser nicht zu sehr enthusiasmiere, dafür hat Rousseau, wohl unwillkührlich, gesorgt. Es geht nämlich seiner Beschreibung eine Erzählung von schändlicher Unzucht voraus, an welcher er, bei einem deutschen Geistlichen in Paris zu Gaste, Antheil nahm; es folgt ihr der Bericht, wie ihm sein drittes Kind geboren worden, das er wieder aus vernünftigen Gründen und zwar ohne Gegenmarke, ins Findelhaus gethan.[2] „Alles wohl erwogen," sagt Rousseau, „so wählte ich für meine Kinder das Beste oder das, was ich für das Beste hielt. Ich hätte gewünscht, daß ich so wie sie erzogen worden wäre, ja ich wünschte es noch." (!) Ganz entgegengesetzt äußerte er sich früher: „Wer nicht," sagt er im Emil, „die Pflichten des Vaters erfüllen kann, hat nicht das Recht, Vater zu werden. Weder Armut noch Arbeiten noch Rücksicht auf Menschen entbinden ihn davon, seine Kinder zu ernähren und selbst zu erziehen. Leser, ihr könnt mir dieß glauben. Ich versichere jedem, der ein Herz hat und so heilige Pflichten verabsäumt, daß er lange Zeit bittere Thränen über seine Schuld vergießen und sich nie darüber trösten werde." —[3] Wie viele ähnliche Widersprüche lassen sich bei Rousseau nachweisen! — Ein Mann, welcher bei einem durchdringenden Blick die größte Verachtung gegen jede Ziererei mit Tugend hatte, der würde wahrscheinlich Rousseaus Preisschrift oder vielmehr ihren Verfasser nicht ganz so beurtheilt haben, als er es gethan, wenn er ihn, besonders seine Confessions, schon gekannt hätte. Der Mann ist Lessing, welcher jene Preisschrift im Jahre 1751 anzeigte.[4] Er gab einen Auszug derselben und fügte einige treffende Bemerkungen hinzu. —

Rousseaus Abhandlung zerfällt in zwei Theile; der erste sucht vorzugsweise das Mißverhältnis zwischen ethischer und intellektueller Bildung historisch nachzuweisen; letztere Bildung habe die Menschen geselliger gemacht, urbaner, habe ihnen aber statt wahrer Tugenden die Kunst, tugendhaft zu scheinen, gelehrt. An die Stelle offener Sünden seien feige, heuchlerische getreten; statt groben Beleidigens finde sich Verläumdung, statt der Unwissenheit Zweifelsucht; Laster gälten

1) Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon en l'année 1750, sur cette question proposée par la même Académie: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Die Schrift führt das Motto: Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis. Ovid.

2) Tom. XXI, 139, 140.

3) Emil, Livre I. — Er erwähnt diese Stelle in den Confessions mit der Bemerkung, daß er im Begriff gewesen, sein Geheimnis zu verrathen.

4) In dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes," einer monatlichen Beilage zur Berliner Vossischen Zeitung.

für Tugenden. Das verdanke man vorzüglich den Wissenschaften und Künsten; die Tugend sei entflohen in dem Maaße, als die Sonne der Aufklärung über den Horizont sich erhoben. So sei es in Aegypten, Griechenland, Rom ꝛc. geschehen, dagegen habe man Tugend und siegreiche Tapferkeit bei minder aufgeklärten Völkern gefunden, bei den alten Persern, Scythen, Deutschen, Spartanern ꝛc. Besonders sei in Rom die muthige, kriegslustige Vaterlandsliebe verschwunden, als Philosophen, Künstler ꝛc. einzogen und in ihrem Gefolge Luxus und Laster. Solcher Fluch treffe alle, welche aus Stolz nach Wissen trachten, die ewige Weisheit habe uns zu einer glücklichen Unwissenheit bestimmt.

Im zweiten Theile seiner Schrift spricht Rousseau zuerst von den Quellen der Wissenschaften, welche sehr unlauter seien. Astronomie stamme aus Aberglauben, Beredsamkeit aus Ehrgeiz, Haß, Schmeichelei, Geometrie aus Geiz, Physik aus Fürwitz, Moral aus Stolz; kurz alle Wissenschaften und Künste stammen von unsern Lastern. Ebenso verwerflich seien sie ihren Objekten nach. Die Künste dienen dem Luxus; wozu die Rechtsgelehrsamkeit, wenn die Ungerechtigkeiten der Menschen wegfielen? Was würde aus der Geschichte, wenn es keine Tyrannen, keine Kriege ꝛc. gäbe? — Eben so seien die Wissenschaften wegen ihrer Wirkungen anzuklagen. Sie befördern den Müssiggang, indem sie uns abhalten, Gutes zu thun; ja noch schlimmer: sie bilden eitle Declamatoren, die mit gräulichen Paradoxieen allen Glauben und alle Tugend untergraben, nur um sich auszuzeichnen. Aus den Künsten stamme der Luxus, welcher dem kriegerischen Muth Abbruch thut, arme einfache Völker seien siegreich gewesen. Das hätten die Gothen gewußt, welche den besiegten Griechen ihre Bibliotheken ließen, als Ableiter kriegerischer Begeisterung. — Eine unsinnige Erziehungsweise vernachlässige das Sittliche, auf dessen Unkosten bilde sie den Verstand. Es sei überhaupt dahin gekommen, daß man nicht mehr nach der Rechtschaffenheit, nur nach den Talenten eines Menschen frage, nicht darnach, ob ein Buch nützlich, sondern nur, ob es gut geschrieben sei. Angenehme Talente würden den nützlichen vorgezogen; wir hätten Physiker, Geometer, Maler, Philosophen, aber keine Bürger mehr. Und diese Philosophen seien ein Haufe wahrer Charlatans; jeder schreie die Leute an: kommt zu mir, ich allein betrüge euch nicht. Einer lehre immer unsinniger als der andere, und durch die Buchdruckerkunst würde die Tollheit auf die Nachkommen gebracht. Die würden, wofern sie nicht noch unsinniger, als wir, sprechen: allmächtiger Gott, befreie uns von der Aufklärung und den verderblichen Künsten unserer Väter und gieb uns die Unwissenheit wieder, die Unschuld und die Armut, die einzigen Güter, welche uns glücklich machen können. Wenn nun der Fortschritt der Wissenschaften und Künste nicht unsere wahre Glückseligkeit vermehrt, unsere Sitten verdorben habe und mit den Sitten unsern Geschmack, was sollten wir zu den Menschen sagen, welche die Wissenschaften zu populariſieren suchen, die Thüren ihrer Tempel eingeschlagen und unwürdigen Pöbel hineingelassen hätten? — Nein, nur die größten Geister,

wie Newton, Baco, Descartes, sollten sich den Wissenschaften weihen, nur sie, kein mittelmäßiger Kopf; sie sollten auch den Königen zur Seite stehen.

„O Tugend, schließt Rousseau, du erhabene Wissenschaft einfältiger Seelen, braucht es so vieler Zurüstungen, um dich kennen zu lernen, bist du nicht jedem ins Herz geschrieben? Ueberlassen wir neidlos den berühmten Schriftstellern ihren Ruhm und unterscheiden wir uns von ihnen durch diese glorreiche Unterscheidung, welche man einst zwischen zwei großen Völkern machte: das eine verstehe es, gut zu sprechen, das andere, gut zu handeln."

Dieß ist in der Kürze der Inhalt der Rousseauschen Preisschrift, welche das größte Aufsehen machte, viele Gegenschriften hervorrief, auch eine von Stanislaus, ehemaligem König von Polen. Ich will nur einige von Lessings treffenden Gegenbemerkungen mittheilen. Verfall der Sitten und Staaten, sagt er, begleiteten einander, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Das tugendhafte Sparta sei mit der Zeit eben sowohl zu Grunde gegangen, als das witzige Athen. Wenn Rousseau behaupte, die kriegerischen Eigenschaften der Völker verschwänden durch Gemeinmachung der Wissenschaften, so frage es sich, ob das für ein Glück oder für ein Unglück zu halten sei. „Sind wir deswegen auf der Welt," fragt Lessing, „daß wir uns unter einander umbringen sollen?" Und wenn Künste und Wissenschaften den strengen Tugenden nachtheilig seien, so wäre es blos durch Misbrauch derselben; es liege nur an uns, wenn die Künste uns so zum Schaden gereichen. — Indem ich diesen Bemerkungen Lessings ganz beipflichte, will ich hier noch nicht untersuchen, was Rousseau eigentlich unter Tugend verstehe. So viel ist gewiß, daß von christlicher Tugend bei ihm nicht die Rede ist, vielmehr vom ethischen Pseudoideal der Stoiker. Christliche Tugend steht nimmermehr mit gottgefälliger Kunst und Wissenschaft im Widerspruche. Wollte man übrigens Alles verwerfen, was je von Menschen gemißbraucht worden, so würde man alle Gaben Gottes verwerflich finden, man müßte, wo möglich, Sonne, Mond und Sterne zerstören, weil die himmlischen Körper zu Zeiten angebetet worden sind. —

Es fällt in die Augen, in wie genauem Verhältnis die Rousseausche Preisschrift zu seinem Emil steht. Die Kinder sollen in ethischer wie in intellektueller Hinsicht ausgebildet werden, beide Bildungselemente sollen einander möglichst fördern. Hätte aber Rousseau Recht, diese zwei Elemente als einander feindselig entgegengesetzte darzustellen, wie dann? Was soll der Erzieher thun, wenn Tugend mit Ignoranz, Wissenschaft mit Laster unzertrennlich verbunden sind? . . . . .

Wiewohl mit Rousseau nicht einverstanden, wünscht Lessing doch bei genauer Kenntnis der französischen Literatur — wenn auch minder genauer Rousseaus — den Franzosen mehr solcher Tugendprediger. „Welcher Damm," fragt er, „wird die Laster, die bei ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die

Schriften aber, welche die Religion untergraben und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust ins Herz flößen, sind bei ihnen unzählbar." — Lessing ahnete nicht, daß der strenge Tugendprediger Rousseau solcher Art Schriften viele herausgeben würde. Hätte dieser doch, statt der mehr abstrakten Bearbeitung der Aufgabe, eine Charakteristik der meisten französischen Gelehrten und Künstler seiner Zeit und ihres ruchlosen Lebens gegeben, dieses Lebens, das er, wie sich aus den Confessions ergiebt, um so genauer kannte, als er Mitgenosse desselben war. Hätte er doch nach dem Worte: die Weisheit kommt nicht in eine boshaftige Seele und wohnet nicht in einem Leibe der Sünde unterworfen — hätte er nach diesem die Weisheit Diderot's, Grimm's, Voltaire's und seine eigene geprüft und gerichtet. Einer solchen gottlosen Weisheit ist freilich die einfältigste fromme Einfalt und Bildungslosigkeit vorzuziehen; sie nöthigt zum Abhauen brandiger Glieder.[1] Doch ich kehre zu Rousseaus Lebensgeschichte zurück.

Um das Jahr 1752 ward er sehr krank, sein Arzt glaubte, daß er nur noch sechs Monate zu leben hätte.[2] In solchem Zustande kam ihm zuerst der Gedanke, fortan in unabhängiger Armut zu leben. „Ich strengte," sagt er, „alle meine Seelenkräfte an, um die Fesseln der Meinung zu zerbrechen und muthig alles zu thun, was mir recht schien, ohne mich irgend um das Urtheil der Menschen zu bekümmern." — Durch Notenschreiben wollte er sich Unterhalt verschaffen. Er legte die seidenen Strümpfe und den Degen ab, verkaufte die Uhr, und trug fortan eine runde Perrücke;[3] auf solche Weise suchte er sich dem primitiven Naturstande möglichst zu nähern. Ein Dieb, der seine feine Wäsche stahl, erleichterte ihm dadurch sein Bemühen, sich zu vereinfachen. — „Getäuscht durch meinen thörichten Stolz," erzählt Rousseau selbst, „hielt ich mich für fähig, alle Blendwerke zu zerstreuen, und glaubte, um mir Gehör zu verschaffen, müsse ich mein Leben mit meinen Grundsätzen in Einklang bringen.[4] Bis dahin war ich gut, nun ward ich tugendhaft, oder wenigstens tugendtrunken. Diese Trunkenheit begann in meinem Kopfe, war aber ins Herz übergegangen. Der edelste Stolz keimte in demselben auf den Ruinen einer ausgereuteten Eitelkeit." — War diese wirklich ausgereutet? Hatte er den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben? Tritt nicht vielmehr in jener Zeit bei ihm ein stetes Schwanken zwischen der servilsten Eitelkeit und dem radikalsten Stolz hervor, z. B. bei der Aufführung seiner Oper: le Devin du village? Der große Beifall, welchen das Publikum,

1) Die Texte zu Rousseaus Preisschrift finden sich bei Montaigne, dessen kurz hingeworfene Bemerkungen Rousseau mit der Virtuosität eines sophistischen Rhetors ausgeführt und übertrieben hat. Man vergleiche besonders Montaignes Kapitel: „von der Pedanterei." Rousseau selbst beruft sich in seinem Discours auf Montaigne's Ausspruch: daß er die einfache gesellige Ordnung (Police) nordamerikanischer Wilden den Gesetzen Platos, ja allem, was die Philosophie nur an Staatsweisheit ausinnen könne, vorziehe. (I)

2) Ib. 147.

3) Ib. 150. Statt der Alongeperrücke.

4) Ib. 239.

besonders der König Ludwig XV. dieser Oper schenkte, machte den freiheitssüchtigen Verfasser überschwenglich selig. Gesteht er doch selbst, daß die Effervescenz seiner stoischen, stolzen Jugend nur vier Jahre gewährt habe.

Im Jahre 1753 gab die Akademie von Dijon wieder eine Preisaufgabe, und zwar: über den Grund der Ungleichheit unter den Menschen. Rousseau beantwortete dieselbe, erhielt jedoch den Preis nicht.[1] Er meditierte seine Abhandlung im Walde von St. Germain, da fand er das Bild der Urgeschichte, welches er keck ausmalte. „Ich bekämpfte," erzählt er von seiner Arbeit, „die kleinen Lügen der Menschen, ich wagte es, die menschliche Natur in ihrer Nacktheit darzustellen, den Fortschritt der Zeit und der Dinge zu verfolgen, durch welchen diese Natur entstellt wurde, und, indem ich den Menschen des Menschen mit dem natürlichen Menschen verglich, dem Leser in seiner eingebildeten Vollkommenheit die wahre Quelle seiner Elendigkeiten zu zeigen." „Ihr Unsinnigen," ruft er aus, „die ihr euch unaufhörlich über die Natur beklagt, lernt, daß alle eure Leiden von euch selbst kommen."[2]

Rousseau erklärt selbst, daß er bei seiner Untersuchung von allen Thatsachen der Geschichte abgesehen.[3] Er malt fingirte Naturmenschen und ihre Verhältnisse, erzählt, wie sich aus dem primitiven Naturstande der gegenwärtige, ganz entsetzliche civilisirte Zustand allmählich entwickelt habe; diese Erzählung giebt er dem Leser als die Geschichte seines Geschlechts. Dennoch tadelt er es zum Schein, daß den meisten nicht eingefallen sei, an einem solchen Naturzustande zu zweifeln, da doch nach Moses, dem sie als christliche Philosophen Glauben schenken müßten, Adam, von Gott unterrichtet, nicht mehr ein bloßer Naturmensch gewesen sei. Nichts desto weniger, sagt er, dürfe man Vermuthungen aufstellen, was wohl aus dem Menschengeschlecht geworden wäre, wofern es ganz sich selbst überlassen geblieben wäre. — Eine seltsame Biographie des Menschengeschlechts! Als wollte man die Lebensgeschichte eines Menschen schreiben mit völligem Absehen, daß er einen liebevollen Vater gehabt, der freundlich für seine hülflose Jugend gesorgt; als wäre die Erde ein großes Findelhaus, in welches Gott der Vater den Adam ausgesetzt, sich selbst überlassen und völlig preisgegeben hätte. — Doch von Gott dem Vater ist nicht die Rede, nur von einer gewissen Mutter Natur. Wie sehr nun Rousseau den fingirten Urstand der Menschheit phantastisch ausmalt und preist, so wird sich doch jeder Leser, der nur einiges Gefühl, der nur die leiseste Ahnung davon hat, was es mit dem Ebenbilde Gottes auf sich habe, mit Widerwillen von seinem rohen Idyll wegwenden. „Wenn ich

1) Question proposée par l'Académie de Dijon: Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes, et si elle est autorisée par la loi naturelle? Oeuvres de Rousseau. Tome I.

2) Conf. l. c. 192.

3) Discours sur l'origine p. 45. 46. 47.

den Menschen," sagt er,[1] „aller übernatürlichen Gaben entkleide, welche er erhalten, und aller künstlichen Fähigkeiten, die er nur in einem langen Entwicklungsproceß erlangen konnte, indem ich ihn, mit einem Wort, so betrachte, wie er aus der Hand der Natur hervorgehen mußte, so sehe ich in ihm ein Thier schwächer, minder gewandt als manche andere Thiere, doch alles zusammengenommen, vortheilhafter organisirt als alle übrigen."

Diese Thiere, Menschen genannt, lebten nun, nach Rousseau, ohne Obdach, in Wäldern sich herumtreibend, ohne Sprache, ohne alle Sehnsucht nach ihres Gleichen, vielleicht ohne sich irgend persönlich zu kennen, ohne Ehe sich zufällig begattend.[2] Nach der Begattung liefen sie wieder aus einander.[3] „Die Mutter stillte zuerst die Kinder, weil es ihr selbst gut that, länger ernährte sie die Kinder nur, weil sie ihr durch Gewohnheit lieb geworden; diese verließen aber die Mutter, sobald sie nur irgend Kraft hatten, sich selbst ihre Nahrung zu suchen. Da es damals fast kein anderes Mittel gab, sich wieder zu finden, als daß man sich nicht aus den Augen verlor, so dauerte es nicht lange, und Mutter und Kinder kannten einander nicht mehr." Vom Vater war nicht die Rede, er kannte seine Kinder nie, Erziehung fiel ganz weg.[4] Die ersten Menschen lebten auch stumm, da die Sprache erst im Laufe von Jahrtausenden erfunden ward.[5]

Es wird kaum nöthig sein, Rousseaus weitere Ausführung und Ausmalung dieser Naturmenschen zu verfolgen, so wie sie nach ihm „aus der Hand der Natur hervorgegangen." Wer ist denn diese Natur Rousseaus? Ist sie etwa jenes ewig verschlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer Göthes? Jedenfalls wäre

1) Ib. 49.

2) Ib. 69. 90.

3) 97. Ce penchant aveugle, dépourvu de tout sentiment de coeur, ne produisoit qu'un acte purement animal. Le besoin satisfait, les deux sexes ne se reconnoissoient plus; et l'enfant même n'étoit plus rien pour la mère, sitôt qu'il pouvoit se passer d'elle.

4) S. 91.

5) S. 68. Voltaire schrieb im Jahre 1755 an Rousseau über dessen Abhandlung folgenden charakteristischen Brief: „Ich habe Ihr neues Buch gegen das menschliche Geschlecht erhalten und danke Ihnen dafür. Sie werden den Menschen, welchen Sie die Wahrheit sagen, gefallen, aber sie nicht bessern. Man kann nicht mit stärkern Farben die Gräuel der menschlichen Gesellschaft malen, von welcher sich unsere Unwissenheit und Schwachheit so viel Liebes versprechen. Nie hat Jemand so viel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen; liest man Ihr Buch, so wandelt einem die Lust an, auf allen Vieren zu laufen. Jedoch, da ich schon über sechzig Jahre diese Gewohnheit abgelegt, so fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, sie wieder anzunehmen, und ich überlasse andern diesen Naturgang, welche dessen würdiger sind, als Sie und ich. Auch kann ich mich nicht einschiffen, um die Wilden in Kanada zu besuchen, erstlich, weil die Krankheiten, zu denen ich verdammt bin, mir einen europäischen Arzt nöthig machen, dann, weil jetzt in jenem Lande Krieg ist und das Beispiel unserer Nationen die Wilden fast so böse gemacht hat, als wir selbst sind. Ich beschränke mich darauf, als ein friedlicher Wilder in der, Ihrem Vaterlande benachbarten, einsamen Gegend zu leben ꝛc." (Oeuvres de Rousseau, Tom. XXV. S. 285.)

sie eine pfuschernde herzlose Künstlerin, wenn ihre Menschen so waren, wie Rousseau sie schildert. Er behauptet dennoch: diese Menschen hätten „ruhige und unschuldige Tage verlebt," ihr Herz sei in Frieden, ihr Leib gesund[1] gewesen; leider nur seien sie durch ihre „Perfektibilität"[2] jenes Paradieslebens beraubt worden.

Es würde mich zu weit von meinem Ziele entfernen, wollte ich hier die hypothetische Geschichte der Entwicklung vom Naturzustande zum civilisirten, wie uns Rousseau dieselbe in der Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen erzählt, verfolgen. Zum Verständnis der französischen Revoluon ist ein genaues Studium dieser Abhandlung wie der späteren: über den gesellschaftlichen Vertrag, von größter Wichtigkeit. Wenn Voltaire alles that, um jedes Reine zu beschmutzen und in den Franzosen den letzten Funken Ehrfurcht gegen das Heilige auszulöschen, so wirkte er nur zerstörend. Rousseau dagegen organisirte positiv, besonders durch jene zwei Werke, die Revolution. Predigt auch er Zerstörung des Alten, so geschieht es mit Hinweisung auf einen neuen Tempelbau. Von ihm rühren die Schlagworte der Revolution: Freiheit und Gleichheit, Volkssouverainetät, der König ein Mandatar des souverainen Volks u. a. Diesen Mißidealen Rousseaus folgten die Revolutionairs, dieß waren ihre Irrlichter; — den Contrat social nannten sie selbst: den Pharus der Revolution. Aber nicht einzig zum Verständnis der politischen Revolution, auch zum Verständnis der pädagogischen durch den Emil trägt die Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen sehr bei. Gewissermaßen läßt Rousseau seinen Emil dieselbe Entwicklung erleben, welche nach jener Abhandlung das ganze Menschengeschlecht durchlebte. In den Knabenjahren möglichst Naturmensch, nähert er sich, wie er heranwächst, allmählich dem unseligen civilisirten Zustande, wird zuletzt vom Strudel der Welt ergriffen und dadurch höchst unglücklich. —

Müssen wir Rousseau's Abhandlung auch phantastisch schelten, so hat sie doch, wie seine frühere Preisschrift, nach einer Seite hin entschiedene Wahrheit. Umgeben von einem gottlosen, ruchlosen Geschlechte, selbst angesteckt vom Verderben, wandte er seinen Blick verzweifelnd zu Völkern, in denen er das Gegentheil französischer Ueberkultur sah, und berief sich wiederholt auf Hottentotten und Karaiben,[3] deren Art zu sein, dem Naturstande des Menschen noch am nächsten stehe. Er gleicht einem Arzte, der die klarste Einsicht in den desperaten Zustand eines Kranken hat, das rechte Heilmittel aber verkennt und verschmäht, und deshalb sich nach falschen umthut.

Ich kehre nun zum Leben Rousseaus zurück. —

Im Jahre 1754 sah er auf einer Reise nach Genf, nach 13 Jahren, die

1) S. 77.

2) Ib. 61.

3) Z. B. S. 53. 59. 65. 88. Les Caraïbes, celui de tous les peuples existans, qui jusqu'ici s'est écarté le moins de l'état de nature. S. 109.

Frau von Warens noch einmal. „Ich[1] sah sie wieder," ruft er, „aber in welchem Zustande! Wie war sie heruntergekommen! Was blieb ihr noch von ihrer frühern Tugend?" Das war die Frau, durch welche Rousseau einst gegen das Schrecken des Todes getröstet wurde. —

In Genf trat er zur reformierten Konfession zurück, nur weil er sich schämte, als Katholik von den Rechten eines genfer Bürgers ausgeschlossen zu sein.[2] Das Fundament der verschiedenen konfessionellen Bestimmungen, sagt er, sei ein und dasselbe, nämlich das Evangelium; dem Staate komme es zu, festzusetzen, welche Konfession bei ihm als die alleinige gelten solle. Dieser müsse sich jeder Bürger des bestimmten Staates anschließen. Ueber die konfessionellen Unterschiede erklärt sich Rousseau kraft seines Bibelstudiums und seiner Philosophie erhaben, er halte fest am Wesentlichen. — Ein[3] Geistlicher unterrichtete ihn, vor sechs Geistlichen sollte er sein Glaubensbekenntnis ablegen, brachte aber nur Ja! und Nein! vor, so daß jene statt seiner sprechen mußten.

Rousseau wollte nach Genf ziehen, gab es aber vorzüglich auf, weil Voltaire um diese Zeit seinen Wohnsitz in der Nähe von Genf, in Ferney, aufschlug.[4]

Im Jahre 1756 bezog Rousseau l'Hermitage, unweit Paris. Dort arbeitete er an einem großen Werke über politische Institutionen. Dreizehn Jahre früher faßte er dazu in Venedig den ersten Gedanken, sein ganzes Leben wollte er ihm widmen, es sollte seinem Rufe das Siegel aufdrücken[5] und die Frage beantworten, welche Regierungsform am geeignetsten sei, ein Volk zur höchsten Tugend, Aufklärung, Weisheit und Güte zu bilden? Das Werk kam nicht zur völligen Ausführung, nur der Contrat social, ein Theil des Werkes, ward gedruckt.

In jener Zeit sann Rousseau, durch eine Dame veranlaßt, auf ein System der Erziehung. Aus Freundschaft zur Dame, sagte er, sei ihm der Gegenstand, wiewohl er an sich weniger nach seinem Geschmack war, dennoch vor allem werth gewesen.[6]

Ich übergehe die Erzählung Rousseau's von seinen Verhältnissen und Mißverhältnissen mit Weibern und Männern und seiner wachsenden Misanthropie. Besonders zerfiel er mit Grimm und Diderot.

1757 zog er nach Montmorency. Dort schrieb er zugleich die neue He-

1) Conf. Tom. XXI. 197.

2) Ib. 198. Fêté, caressé dans tous les états, je me livrai tout entier au zèle patriotique, et honteux d'être exclu de mes droits de citoyen par la profession d'un autre culte que celui de mes pères, je résolus de reprendre ouvertement ce dernier. Sonst gibt er keinen Grund an.

3) Ib. 199. 200.

4) Ib. 206.

5) Ib. 219 . . . qui devoit mettre le sceau à ma réputation.

6) Ib. 229.

loise, den Emil und den Contrat social. Jene[1] erschien zuerst im Jahre 1761; sie war nach Rousseaus Bemerkung in Paris sehr, im übrigen Europa weniger, am wenigsten in der Schweiz bewundert. „Herrschen denn, fragt der eitle Autor, Freundschaft, Liebe und Tugend mehr in Paris als anderweitig? Nein, antwortet er, das Verderben ist allgemein. Sitten und Tugenden sind aus Europa verschwunden; aber wenn sich für beide irgendwo noch eine Liebe regt, so ist's in Paris."[2] So äußert er sich bei Gelegenheit eines Werks, in welchem er, nach dem Ausdruck des Erzbischofs von Paris „das Gift der Wollust beibringt, während er sie zu verdammen scheint."[3]

Um jene Zeit forderte der Buchhändler Rey Rousseau auf, Memoiren zu schreiben. Dieser gieng darauf ein. „Ich beschloß," sagt er, „aus ihnen ein Werk zu machen, das einzig wäre durch beispiellose Wahrhaftigkeit, damit man wenigstens einmal einen Menschen so sähe, wie er in seinem Innern beschaffen ist." „Ich hatte, fährt er fort, immer über die falsche Naivetät Montaignes gelacht, der, indem er sich stellte, als gestehe er seine Fehler, sehr bemüht ist, sich nur liebenswürdige beizulegen, während ich, der ich mich, alles in allem gerechnet, von jeher für den besten Menschen von der Welt hielt und noch halte, wohl fühlte, daß es kein menschliches Innere gebe, möge es auch noch so rein sein, das nicht irgend ein häßliches Laster in sich versteckte."[4] —

Im Jahre 1759 zog Rousseau in das Schloß des Marschall Luxenburg in Montmorency; 1760 las er der Marschallin den Emil vor. Buchhändler Duchesne bezahlte das Manuscript mit 6000 Franken, Rey gab, fast um die gleiche Zeit, 1000 Franken für den Contrat social.[5]

In jener Zeit schon fürchtete Rousseau, und er nicht allein, den nahen

1) Tom. XXII, 72. 121.

2) Ib. 122.

3) Stärker drückt sich Voltaire in seinem Briefe an den Dr. J. J. Pansophe aus. (Ib. Tom. 31, 309): Vous avez barbouillé un roman ennuyeux, où un pedagogue suborne honnêtement sa pupile en lui enseignant la vertu etc. Diese Schülerin, Julie, später an einen Herrn von Wolmar verheiratet, wird Mutter mehrerer Kinder. Derselbe Wolmar sucht zu beweisen, niemand sei geeigneter für das heilige Amt, diese Kinder gemeinschaftlich mit Julie zu erziehen, als eben jener pedagogue, „l'ancien amant de Julie" (Vol. 3. Brief 20). Im 26sten Briefe des 3. Theils wird die von Julie befolgte Erziehungsweise mitgetheilt, vieles stimmt wörtlich mit dem Emil; Rousseaus Erziehungsprincip ist im 5ten Briefe des 4ten Bandes so ausgesprochen: Tout consiste à ne pas gâter l'homme de la Nature, en l'appropriant à la société.

4) Ib. Tom. XXII. 74. . . . tandis que je sentois, moi qui me suis cru toujours et qui me crois encore, à tout prendre, le meilleur des hommes, qu'il n'y a point d'intérieur humain, si pur qu'il puisse être, qui ne recèle quelque vice odieux.

5) Vom Jahre 1817 bis 1824 sollen in Paris 13 verschiedene Ausgaben von Rousseaus Werken gedruckt, und über 480,000 Exemplare verbreitet worden sein. —

Verfall Frankreichs, er dachte sogar darauf, ob er nicht, bevor die Unruhen ausbrächen, außerhalb des Königreichs ein Asyl suchen sollte![1]

Während der Emil gedruckt ward, welchen Rousseau sein bestes und würdigstes Werk nennt, bekam er Anzeigen persönlicher Gefahr, er wußte aber nicht, ob diese von Jesuiten, Jansenisten oder Philosophen drohe. —

Vom größern Publikum ward nun der Emil, als er endlich im Jahre 1762 erschien, nicht mit so großem Beifall aufgenommen, als andere Werke Rousseaus; Urtheile einzelner Sachverständiger bestätigten aber den Verfasser in der Meinung, daß es seine beste und zugleich wichtigste Schrift sei. Bald nachher erfuhr Rousseau durch die Marschallin von Luxenburg, daß der Hof und das Parlament entschlossen seien, ihn wegen dieses Werks sogleich verhaften zu lassen, worauf er in die Schweiz, zunächst in das später durch Pestalozzi so bekannt gewordene Yverdon, floh.

Er erzählt,[2] daß er früher beim Schlafengehen die Bibel wohl fünf bis sechsmal durchgelesen und die Geschichte des Leviten von Ephraim[3] (im Buch der Richter) einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Auf seiner Flucht verarbeitete er die Erzählung der entsetzlichen That zu einem kleinen Gedichte, das, sagt er, „wenn nicht das beste, doch das beliebteste unter meinen Werken bleiben wird." Es herrsche in demselben eine rührende Sanftmuth der Sitten, frisches Colorit, Naivetät u. s. w., alle Philosophen möchten es nur versuchen, in einer ähnlichen Lage ein ähnliches Buch zu schreiben! . . . Wer die Erzählung im Buche der Richter kennt, wird dieses unbegreiflich finden. — Bald darauf vertrieben die Berner Rousseau aus Yverdon, worauf er sich nach Motiers im Fürstenthum Neuchatel unter den Schutz des Königs von Preußen begab.

Ehe wir die letzten sechzehn Lebensjahre Rousseaus (1762—1778) betrachten, fragen wir: wie doch ein pädagogisches Werk seinem Verfasser solche Verfolgungen zuziehen konnte, und dieß in einem Lande, wo Diderot u. A. die ruchlosesten Bücher publicierten. Wir könnten glauben, persönliche Intriguen müßten hierbei stark eingewirkt haben, erführen wir nicht, daß das vom Pariser Parlament und vom Pariser Erzbischof verdammte Buch zugleich von den Genfer Reformierten verbrannt worden sei. —

Es ist vorzüglich eine Episode des Emil, welche von den Richtern bei ihrem Verdammungsurtheil ins Auge gefaßt wurde, eine Episode, die so selbständig und vom übrigen Werke getrennt ist, daß wir sie für sich betrachten können. Sie führt die Ueberschrift: Glaubensbekenntnis eines savoyischen Vikars.

Im ersten Theile dieses Bekenntnisses gibt Rousseau eine sich möglichst einschmeichelnde Darstellung einer sogenannten natürlichen Religion; im zweiten

1) Ib. 155, 156. Eine ähnliche, nur stärkere, Aeußerung findet sich im Emil.
2) Ib. 180.
3) Richter 19, 21.

eine, meist hämische Kritik der Offenbarung. Mitten drin findet sich, befremdend genug, eine Stelle zum Preise Christi und der h. Schrift. Wahres und Falsches ist nämlich theils vermengt und innigst gemischt, theils steht es auch ganz unvermittelt neben einander. Viele Begriffe sind irrig definiert und aus dem Irrigen werden die stärksten Folgerungen gezogen. Man kann sich nicht einen Augenblick der Führung Rousseaus anvertrauen, sondern muß stets nüchtern und wachsam auf seiner Hut sein. Wer ihn und Lessing studiert, dem dürfte in den spätern rationalistischen Angriffen gegen das Christenthum wenig Neues aufstoßen. —

Ich will nur Einiges zur Charakteristik jenes berühmten und berüchtigten Glaubensbekenntnisses mittheilen; lernen wir in ihm doch Anfang und Ziel der Pädagogik Rousseaus kennen, seine Ansicht vom Menschen, von Gott und vom Verhältnis der Menschen zu Gott, d. i. von der Religion. — Fast am Eingange des Bekenntnisses finden sich die stärksten Angriffe gegen die Philosophen, man meint einen gläubigen Christen zu hören. Jene seien allzumal stolz, rechthaberisch, glaubten, Alles zu wissen, bewiesen nichts, spotteten einer über den andern, triumphierten, wenn sie angriffen, zeigten sich schwach, wenn sie sich vertheidigten; Gründe brächten sie nur vor, wenn es gälte, etwas zu zerstören. Dahin führten Beschränktheit und schrankenloser Stolz. Mit Geheimnissen umringt, wolle man doch Alles erkennen, und erkenne am wenigsten die Schranken seines Wissens. Nicht um die Wahrheit sei es diesen Menschen zu thun, sondern nur darum, ihren Systemen Geltung zu verschaffen[1] und sich irgendwie auszuzeichnen. —

Der Vikar, d. i. Rousseau selbst, beschließt nun, einzig das „innere Licht" zu befragen, nur das „als evident anzunehmen, dem er in der Aufrichtigkeit seines Herzens die Zustimmung nicht versagen könne."

Auf dieses innere Licht beriefen sich bekanntlich die verschiedensten Schwärmer aller Zeiten, phantastisch Abergläubige, wie phantasielose, übernüchterne, mißverständige Ungläubige; es ist das, Abergläubigen und Ungläubigen gemeinsame, Princip der Pseudo-Inspiration. —

Nun stellt Rousseau die Dogmen seiner natürlichen Theologie auf. „Ich glaube," sagt er, „erstlich, daß ein Wille das Universum bewegt und die Natur belebt" — zweitens „daß eine nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie lehre, es sei eine Intelligenz." „Dieß Wesen, das da will und kann, das durch sich thätig das Universum bewegt und Alles ordnet, nenne ich Gott." „Zur Intelligenz, Macht, Willen Gottes füge ich als nothwendige Folge (?) die Güte." —

Als Rousseau diese wohlfeile trostlose Weisheit aufstellte, erkannte er da auch nur entfernt die Schranken seines Wissens?

1) Emile. Genève 1793. Tom. 3. S. 23. 24.

Wer darf ihn nennen
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn? —

So fragt man mit vollem Recht jeden natürlichen Theologen. —

Wenn es dem Bösen gut, dem Guten bös in diesem Leben geht, so muß, nach Rousseau, um Gottes Gerechtigkeit zu rechtfertigen, die Unsterblichkeit des Menschen geglaubt werden.

Ein späterhin oft wiederholter Satz, auf welchen Psalm 130 denen, die da wähnen, Gläubiger Gottes zu sein, antwortet: Herr, wenn Du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? — Einzig im Namen Christi darf der Mensch es wagen, an die höchste Instanz, das jüngste Gericht, zu appellieren. —

Vom Tode sagt Rousseau: „Wer möchte wohl ewig leben? Der Tod heilt die Uebel, welche ihr euch selbst zufügt, die Natur wollte nicht, daß ihr ewig littet." — Ist das ein Trost am Sterbebett?

Ueber das Gewissen äußert er sich so: „es sei ein göttlicher Instinkt, ein sicherer Führer des Menschen, der Vorzug seiner Natur und die Moralität seiner Handlungen, der Richter über gut und böse, es mache den Menschen Gott ähnlich;" — weiterhin: „es sei eine Stimme der Natur, eingeschüchtert werde es furchtsam, treibe zur Liebe des Guten, welche Liebe uns so natürlich sei, als die Selbstliebe."[1] —

Macht das Gewissen uns Gott ähnlich, ist es das Organ einer uns von Natur inwohnenden Liebe des Guten, kann es je furchtsam sein? — Hier scheint es, müssen wir das Princip des Rousseauschen Pelagianismus suchen, welches seiner ganzen Pädagogik als Protonpseudos zu Grunde liegt.

Das Gewissen an sich macht uns so wenig Gott ähnlich, daß es uns vielmehr aufs Schmerzlichste unsere Unähnlichkeit, unsere Entfernung von Gott fühlen läßt. Es ist wahrlich keine sanfte, furchtsame Naturstimme, sondern eine entsetzliche, furchtbare, es ist jener Geist, bei dessen Erscheinung dem Menschen die Haare zu Berge stehen;[2] es ist keine Stimme der Natur, sondern die Stimme des heiligen Gottes gegen die unerkannte Sünde unserer Natur. Wer sie hört, der erschrickt wie Adam nach dem Falle, Kain nach dem Brudermorde; Furcht Gottes ergreift ihn, eine so unerträgliche Furcht, daß Verbrecher sich selbst angaben, um auf dem Schaffot in Reue Frieden für ihre Seele zu finden. Organ der Furcht, aber nimmermehr der Liebe Gottes, entstand das Gewissen mit dem Sündenfalle, ein Korrelat der Erbsünde, ein dem Menschen inwohnender Fluch zum Segen, ein lebendiger Beweis, daß Gott uns nicht ganz verlassen, seinen heiligen Geist nicht vom gefallenen Menschengeschlecht nehmen wolle, ein Zuchtmeister, auch der Heiden, auf Christum, durch welchen Zuchtmeister die Hoffnung der Erlösung und einstiger Kindschaft erhalten ward. Wie konnte

1) Ib. 83—85.
2) Hiob 4, 15.

freilich Rousseau das Gewissen kennen, er, der sich selbst für den besten Menschen von der Welt hielt, der zu sagen sich erfrechte, er wolle sich, wenn die Posaune des jüngsten Gerichts erschalle, seine, zum Theil ekelhaft schmutzigen, lüsternen Konfessionen in der Hand, vor den höchsten Richter stellen?

Ich muß dieß fest und scharf ins Auge fassen; denn hier liegt, ich wiederhole es, hier liegt der fundamentale Irrthum Rousseaus und seiner Pädagogik. Er selbst spricht anderwärts offen diesen Irrthum so aus: „[1]Das Grundprincip aller Moral," sagte er, „auf welches ich mein Raisonnement in allen meinen Schriften gebaut, und welches ich im Emil mit aller mir möglichen Klarheit entwickelt habe, ist: daß der Mensch ein von Natur gutes Wesen sei, das Gerechtigkeit und Ordnung liebe, und daß keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen wohne." — Im Emil selbst sagt er: „Halten wir als unbestreitbare Maxime dieß fest, daß die ersten Bewegungen der Natur immer richtig sind; es gibt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen; es findet sich in ihm kein einziges Laster, von welchem man nicht nachweisen könnte, wie, und auf welchem Wege es hineingekommen." Beginnt doch der Emil mit den Worten: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, alles artet aus unter den Händen des Menschen." Rousseau spricht hier nicht von der ersten Schöpfung, nicht von der Güte Adams vor dem Falle, sondern von der Güte jedes neugebornen Kindes. Wie werden aber aus engelreinen Kindern böse Menschen? Sie werden, antwortet Rousseau, von den Eltern, Lehrern, Erziehern, kurz von der ganz verderbten Generation der sie umgebenden Erwachsenen verdorben. Und was verdarb diese Generation? Die ihr vorangehende verdorbene. Das Kind wird also vom Vater, dieser vom Großvater, der Großvater vom Aeltervater verdorben. So gehts in aufsteigender Linie, — denn wo und warum sollen wir still stehen? — bis zum Stammvater des Menschengeschlechts. Daher mußte, näher betrachtet, Rousseau sein Sündergeschlechtsregister mit dem letzten Gliede, mit neugeborenen Kindern anfangen, und auf das erste Glied, auf Adam zurückführen, statt daß man jenes Register in umgekehrter Ordnung zu betrachten pflegt. Nur bleibt der Unterschied, daß Rousseau leugnet, aus sündlichem Samen erzeuget und in Sünden empfangen zu sein, daß er glaubt, man könne Trauben lesen von den Dornen. Alles Böse wird ja, nach der erwähnten Ansicht Rousseaus, den Kindern erst von andern beigebracht. Welche entsetzliche Sünde und Verantwortung ladet er so auf Eltern, Lehrer, Erzieher des Kindes, alle sind Verführer desselben; sich selbst überlassen, wäre es wohl ein reiner (ob ein unsterblicher?) Engel geblieben. Wäre es nöthig, so könnten wir uns gegen diese antichristliche, thörichte Ansicht am besten auf Rousseaus eigenes Beispiel berufen. Er sagte, wie ich schon anführte, von

1) Oeuvres de Rousseau Tom. XI, S. 18, im Briefe Rousseaus an den Erzbischof von Paris.

seiner Knabenzeit: „wie hätte ich doch sollen böse werden, da ich nur Beispiele von Sanftmuth vor Augen hatte, und nur die besten Menschen mich umgaben.“ Das sagte er, nachdem er erzählt, wie er gefräßig, lügenhaft, zum Stehlen geneigt gewesen, der Nachbarin einen Topf verunreinigt. War er zu allem diesem Bösen nun nicht durch seine Umgebung verführt, wie er ja selbst versichert, so bleibt einzig die Annahme, daß er die bösen Triebe mit auf die Welt gebracht. Ja er bekennt: „Ich muß trotz der besten Erziehung eine große Neigung zur Ausartung gehabt haben; denn diese entwickelte sich rasch und ohne die geringste Mühe.“ — Bei Rousseaus Ansicht von der ursprünglichen Reinheit jedes Menschen, bei gänzlich mangelnder Erkenntnis seiner eigenen Sündenschuld, konnte er die Erlösung der Menschheit von Sünde und Tod nicht begreifen, sich nicht nach ihr sehnen. Den Tod, der Sünde Sold, wähnte er mit Euphemismen, leeren Redensarten, zu beseitigen.

So darf es uns nicht wundern, wenn er im zweiten Theile[1] seines Glaubensbekenntnisses unverholen erklärt, daß er an der Naturreligion volle Genüge, und alle Bücher der Offenbarung zugeschlagen habe. „Nur ein Buch,“ sagt er, „liegt vor aller Augen offen, das Buch der Natur. In diesem erhabenen Buche lerne ich seinem göttlichen Urheber dienen und ihn anbeten. Keiner ist zu entschuldigen, der nicht in demselben liest, weil es zu allen Menschen in einer allen Geistern verständlichen Sprache spricht. Wäre ich in einer wüsten Insel geboren, hätte ich niemanden als mich selbst gesehen, nie gelernt, was sich vor Zeiten in einem Winkel der Welt (Bethlehem ꝛc.) begeben: übe ich aber meine Vernunft, kultiviere sie, gebrauche ich der unmittelbaren Fähigkeiten, welche Gott mir gibt, so würde ich durch mich selbst lernen, ihn zu lieben, seine Werke zu lieben, das Gute zu wollen, was er will, und ihm zu Gefallen alle meine Pflichten auf Erden zu erfüllen. Was kann mich alles menschliche Wissen mehr lehren?“ —

Ich will gar nicht auf die Charakteristik zurückweisen, welche Rousseau von dem Thiere gab, welches er Naturmensch nannte, in welchem keine Spur von Gottähnlichkeit, Religion und Erkenntniß der Natur sich zeigte.[2] Und zu diesen Thieren mußte er sich doch selbst auf seiner wüsten Insel rechnen. — Was legt er sich nun Alles bei, was vermißt er sich aus eigener Kraft zu erkennen und zu üben! Wie anders spricht Pascal über diese sogenannte Naturreligion, ein Mann, der aufrichtig, tiefsinnig und mit heiligem Ernst sich selbst erkannte und den herben Schmerz seiner Sünde nicht mit flachem sophistischem Geschwätz zu heilen vermeinte. Er sagt: „Wenn ich die Blindheit und das Elend der Menschen sehe, und die auffallenden Widersprüche, welche man in seinem Wesen entdeckt, wenn ich das ganze Universum stumm und den Menschen ohne Licht sehe, sich selbst überlassen und wie verirrt in einem Winkel des Universi, ohne zu

1) S. 131.
2) Oeuvres Tom. XI, 86, im Brief an den Erzbischof von Paris.

wissen, wer ihn dahin gesetzt hat, wozu er da ist, was aus ihm im Tode wird: so ergreift mich ein Schauder, wie einen Menschen, den man schlafend auf eine wüste fürchterliche Insel getragen, und der erwacht, ohne zu wissen, wo er sich befindet, und ohne irgend ein Mittel zu haben, von der Insel zu entkommen. Und dann kann ich mich nur wundern, wie man über eine so elende Lage nicht in Verzweiflung geräth. — Ich blicke nach allen Seiten umher und sehe überall nur Finsternis. Die Natur bietet mir nichts, was mir nicht Zweifel und Unruhe erregte. Sähe ich gar nichts, was auf Gott deutete, so würde ich mich zum völligen Unglauben entschließen, fände ich überall Spuren des Schöpfers, so würde ich im Frieden des Glaubens ruhen. Aber da ich zu viel sehe, um zu leugnen, und zu wenig, um gewiß zu werden, so bin ich in einem beklagenswerthen Zustande." — Es sei vergeblich, sagt Pascal an einer andern Stelle, Gottlose durch Hinweisung auf die Werke Gottes, auf den Lauf des Mondes, der Planeten ꝛc. bekehren zu wollen. Die Schöpfung predige eben nur denen den Schöpfer, welche schon lebendigen Glauben im Herzen trügen.[1] — Wie anders Rousseau! Nachdem er seine Naturreligion für hinlänglich ausreichend, die Natur für ein Buch erklärt hat, aus welchem alle und jede zur Genüge Gotteserkenntnis schöpfen könnten, wendet er sich frech spottend gegen die geoffenbarte Religion. „Wir haben in Europa," sagt er, „drei Hauptreligionen. Die eine nimmt eine, die andere zwei, die dritte drei Offenbarungen an. Jede verabscheut die andere, klagt sie der Lüge an. Welcher Unparteiische würde über sie zu entscheiden wagen, wenn er nicht vorher ihre Beweise erwogen, ihre Gründe gehört? Die Religion, welche nur eine Offenbarung annimmt, ist die älteste, und scheint die sicherste; die, welche drei annimmt, ist die neueste und erscheint als die konsequenteste; die, welche zwei annimmt und die dritte verwirft, kann vielleicht die beste sein, aber gewiß hat sie alle Vorurtheile gegen sich; die Inkonsequenz springt in die Augen."

Da haben wir den Grundgedanken von Lessings Nathan. Es wird hier von Rousseau das Christenthum im Verhältnis zum Judenthum und Muhammedanismus hintangestellt, aus einem Grunde, der nur einem Ignoranten genügen könnte, weil der Christ nämlich das alte und neue Testament annimmt!

„Wenn uns," heißt es an einer andern Stelle, „eine Offenbarung nur absurde, unvernünftige Dinge lehrte, einen zürnenden, parteiischen Gott, so würde sich mein Herz nicht zu diesem schrecklichen Gott hingezogen fühlen, und ich würde mich hüten, meine natürliche Religion für eine solche geoffenbarte hinzugeben." „Euer Gott, würde ich zu den Anhängern dieser Offenbarung sagen, ist nicht der unsere; ein Gott, welcher damit anfängt, sich ein einziges Volk auszuwählen und die übrigen zu proskribieren, er ist nicht (der gemein-

1) Pascal pensées. Amsterdam 1701. S. 47, 48. R. v. Raumers „Kreuzzüge." I. S. 129.

same) Vater der Menschen." So mußte ein Mann, der bei schlafendem Gewissen von keiner Furcht Gottes wußte, über das alte Testament, diese Offenbarung der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, raisonnieren. Er vergißt auch oder verschweigt die Verheißung, daß in Abraham alle Völker der Erde gesegnet werden sollten.

Nur so viel als Probe. Wiewohl nun Rousseau die heilige Schrift angriff, glaubte er dennoch aus den Offenbarungen, welche Juden, Christen und Muhammedaner annehmen, lasse sich — wie aus Betrachtung der Natur — eine allgemeine, alle drei Religionen umfassende, Religion abstrahiren. In seinem Briefe an den Erzbischof von Paris läßt er Bekenner jener drei Religionen zusammenkommen, um, nach Verjagung der Theologen, eine Union zu stiften. Hierauf stellt er Fragen. Ihr Juden, was denkt ihr vom Ursprung des Menschengeschlechts? Antwort: Wir glauben, es habe einen gemeinsamen Stammvater. Und ihr Christen? — Einverstanden. — Und ihr Türken? — Einverstanden. — Weiter sind alle einig, daß der Schöpfer Himmels und der Erde den Stammvater erschaffen, sie einigen sich auch über Vorsehung, Unsterblichkeit u. s. w. „Bildet nun aus diesen wenigen Artikeln eine Universalreligion," sagt Rousseau. „Wenn jemand gegen dieselbe lehrt, so werde er aus der Gesellschaft verbannt als ein Feind ihrer Grundgesetze." — Das sagt derselbe Rousseau, welcher überall Toleranz predigt, und gegen die Intoleranz der Christen schreit. Sic nos, non nobis. Und würden nicht die unirten Juden, Christen und Muhammedaner alle Heiden aus ihrem Staat verbannen müssen? — Ich mag die sophistischen Einwürfe, die höhnende Skepsis und den ebenso flachen als frechen Spott, welchen Rousseau über das Christenthum ausgießt, nicht weiter mittheilen. Aber, als hätte der Mann es darauf angelegt, alle Welt an sich irre zu machen, so hat er in den Koth seiner Feindseligkeit einen Edelstein hineingeworfen. Ich meine folgende Stelle, da er Christum mit Sokrates vergleicht, und jenem weit den Vorzug vor diesem gibt. „Ich gestehe euch," sagt er, „daß die Majestät der heiligen Schrift mich in Erstaunen setzt. Die Heiligkeit des Evangeliums spricht zu meinem Herzen. Seht die Bücher der Philosophen mit all ihrer Hoffart, wie klein sind sie doch neben diesem! Ists möglich, daß ein zugleich so erhabenes und einfaches Buch Werk von Menschen sei? Ists möglich, daß der, dessen Geschichte es enthält, selbst nur ein Mensch sei? Ist das der Ton eines Enthusiasten oder eines ehrgeizigen Sektenstifters? Welche Sanftmuth, welche Reinheit in seinen Sitten! Welche Erhabenheit in seinen Maximen! Welche tiefe Weisheit in seinen Reden! Welche Gegenwart des Geistes, welche Feinheit und Trefflichkeit in seinen Antworten! Welche Herrschaft über seine Leidenschaften! (?) Wo ist der Mensch, der Weise, der es versteht, ohne Schwachheit und Prahlerei zu handeln, zu leiden und zu sterben? Wenn Plato sein Ideal eines Gerechten malt, der mit aller Schande des Verbrechens bedeckt und des Lobes jeder Tugend würdig ist, so zeichnet er Jesum Christum Zug für *Zug;* die Aehnlichkeit ist so schlagend, daß alle Kirchenväter sie bemerkten. Welche

Vorurtheile, welche Verblendung es zu wagen, den Sohn des Sophroniskus mit dem Sohn Marias zu vergleichen! Welch weiter Unterschied zwischen beiden! Sokrates, ohne Schmerz, ohne Schmach sterbend, führte seine Rolle ohne Mühe bis ans Ende durch, und hätte dieser leichte Tod nicht seinem Leben Ehre gebracht, so könnte man zweifeln, ob er mit all seinem Geiste mehr als ein Sophist gewesen sei. Man sagt: er erfand die Moral. Andere hatten sie geübt, aus ihren Beispielen entwickelte er nur seine Lehren. Aristides war gerecht, ehe Sokrates definierte, was gerecht sei; Leonidas war für sein Vaterland gestorben, ehe Sokrates die Vaterlandsliebe als Pflicht aufgestellt: ehe er eine Definition von Tugend gegeben, hatte Griechenland einen Ueberfluß an tugendhaften Männern. Aber woher hatte Jesus unter seinem Volk diese erhabene und reine Moral genommen, die er allein zugleich übte und lehrte? Aus dem Schooße des wüthendsten Fanatismus heraus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfalt der heldenmüthigsten Tugenden warf Glanz auf das verächtlichste unter allen Völkern. Der Tod des Sokrates, welcher ruhig mit seinen Freunden philosophierend starb, er ist der sanfteste, den man sich nur wünschen könnte; der Tod Christi dagegen, welcher unter Qualen verschied, geschmäht, verhöhnt, verflucht von einem ganzen Volk, dieser Tod ist der entsetzlichste und furchtbarste. Sokrates, indem er den Giftbecher nimmt, segnet den Mann, welcher ihm weinend den Becher reicht: Jesus bittet für seine wüthend hassenden Henker mitten unter den fürchterlichsten Qualen. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates eines Weisen Leben und Tod ist, so ist das Leben und der Tod Christi eines Gottes Leben und Tod. Sollen wir sagen, die Geschichte des Evangelii sei willkürlich erfunden? Nein, so erfindet man nicht; und die Thaten des Sokrates, welche niemand bezweifelt, sind minder beglaubigt als die Christi." — Was sollen wir zu dieser Stelle sagen? Gehört sie zu den vielen Beweisen, daß Christus auch die Starken, auch die widerstrebenden Starken zum Raube habe?

Reißt man die Stelle aus dem Zusammenhange heraus, so besticht sie das Urtheil; man glaubt, nur wer Christum von Herzen liebe und verehre, könne sie geschrieben haben. Aber vor ihr her geht und nach ihr folgt das frevelhafteste Verhöhnen des Christenthums.

Zum Schluß des Glaubensbekenntnisses steht, wie auf den ersten Blättern, eine Warnung gegen gewisse Menschen, welche man wiederum sehr zum Vortheil Rousseaus auslegen müßte, wofern er nur nicht selbst entschieden jenen Menschen zuzuzählen wäre, vor denen er warnt.[1] „Fliehet diejenigen," sagt er, „welche .... unterm hochmüthigen Vorwande, daß sie allein aufgeklärt, wahr, redlich seien, uns gebieterisch ihren schneidenden Entscheidungen unterwerfen wollen, und die Verstandessysteme welche sie in ihrer Imagination gebaut, für die wahren Principien der Dinge ausgeben. Uebrigens werfen sie alles um, was dem Menschen heilig

1) Ib. 145.

ist, zerstören es, treten es mit Füßen, rauben so den Betrübten ihren letzten Trost im Elend, nehmen den Mächtigen und Reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften; den Gewissensbiß reißen sie aus dem tiefsten Herzen wie die Hoffnung der Tugend, und rühmen sich dann noch, Wohlthäter des Menschengeschlechts zu sein. Nie, sagen sie, ist die Wahrheit den Menschen schädlich; ich glaube dieß wie sie, und meiner Meinung nach ist dieß ein großer Beweis, daß, was sie lehren, nicht Wahrheit ist."

Nämlich weil die Lehren dieser Menschen Quelle so großen Unheils. Wessen Lehren haben aber mehr Unheil gestiftet als Rousseaus? —

So viel über dieß berüchtigte Glaubensbekenntnis. Rousseau sagt von demselben: ich werde es immer für die beste und nützlichste Schrift meines Jahrhunderts halten.[1]

Aber das Parlament urtheilte anders; es beschloß am 9. Juni 1762, das Buch, in welchem es enthalten (der Emil) solle zerrissen und verbrannt, der Verfasser in die Conciergerie gesperrt, sein Vermögen konfiscirt werden.

Acht Tage später, den 18. Juni, ließen die Genfer das Werk verbrennen[2] und unterm 20. August 1762 erschien auch von Seiten des Pariser Erzbischofs Christoph von Beaumont ein Verdammungsurtheil gegen dasselbe.

Der Erzbischof gibt in seinem Urtheil eine meisterhafte Charakteristik der Schattenseite Rousseaus. „Der Unglaube," sagt er, „zeige sich in allen Gestalten, um sich allen Altern, Charakteren und Ständen zu akkommodieren.[3] Bald leichtsinnig in schmutzigen Romanen, bald sich tiefsinnig gebärdend, als stiege er zu den ersten Principien hinab, bald Toleranz predigend. Bald endlich, diese verschiedenen Formen verbindend, vermischt er Ernst und Scherz, reine Maximen und Obscönitäten, große Wahrheiten mit großen Irrthümern, Glauben und Blasphemie; er unternimmt mit einem Worte, Licht mit Finsternis, Christus und Belial zu vereinigen. Und gerade dieß ist der Zweck, den man beabsichtigt zu haben scheint in einem neulich erschienenen Werke, dessen Titel Emil. — Aus dem Schooß des Irrthums ist ein Mensch hervorgegangen, der nur die Sprache der Philosophie spricht, ohne wahrhaft Philosoph zu sein, ein Geist mit vielen Kenntnissen, die ihn jedoch nicht aufgeklärt, mit deren Hilfe er aber andere verfinstert hat, ein Charakter voll Paradoxie, in Meinungen wie im Leben, welcher Simplicität der Sitten mit Stolz der Gedanken, Eifer für antike Grundsätze mit

1) (La profession de foi). Je la tiendrai toujours pour l'écrit le meilleur et le plus utile dans le siècle où je l'ai publié. Oeuvres de Rousseau XI. p. 58 im Briefe an den Erzbischof von Paris.

2) Confessions. Tom. XXII, 97. Vergleiche Tom. XII, 197, die Lettres écrites de la Montagne. Mit dem Emil zugleich verdammte man in Genf den Contrat social, deux ouvrages téméraires, scandaleux, impies, tendans à détruire la religion chrétienne et tous les gouvernemens.

3) Se proportionner.

der Wuth, Neuerungen einzuführen, obscure Zurückgezogenheit mit dem Streben, aller Welt bekannt zu sein, verbindet. Man sah ihn die Wissenschaften angreifen, welche er doch kultivierte, die Herrlichkeit des Evangeliums rühmen, dessen Lehren er zerstörte, die Schönheiten der Tugenden malen, welche er in der Seele der Leser auslöschte. Er hat sich zum Lehrer des Menschengeschlechts aufgeworfen, um es zu betrügen, zum öffentlichen Warner, um alle Welt irre zu leiten, zum Orakel des Jahrhunderts, um es vollends zu verderben. In einem Werke über die Ungleichheit der Stände hat er den Menschen zu den Thieren erniedrigt, in einem neueren Werke (Heloise) hat er das Gift der Wollust beigebracht, während er sie zu verdammen schien; im Emil bemächtigt er sich der ersten Lebensperiode des Menschen, um das Reich der Irreligion zu gründen."[1]

Der Erzbischof begreift es auch nicht, wie Rousseau, nachdem er sich aufs Aeußerste angestrengt, um die Glaubwürdigkeit der Bibel zu erschüttern, dennoch die (oben angeführte) Stelle über die Majestät der heiligen Schrift ꝛc. habe schreiben können. Er theilt selbst diese Stelle zur Erbauung mit und sagt, man könne nicht leicht ein schöneres Zeugnis für die Authenticität des Evangeliums ablegen.

* * *

Ehe ich nun den Emil charakterisiere und kritisiere — denn wie nöthig eine wachsame, nüchterne Kritik beim Lesen Rousseauscher Schriften sei, haben wir gesehen — will ich nur noch einige Worte von den sechzehn letzten Lebensjahren des Mannes sagen.

Wir verließen ihn 1762 in Motiers unterm Schutz des Königs von Preußen. Hier gieng er mit der reformierten Gemeinde zum Abendmahl. Später kam das Gerücht von seinen Irrlehren an diese Gemeinde, nun ruhte man nicht, bis er den Ort verlassen mußte. Er zog sich auf die Petersinsel im Bieler See zurück und beschäftigte sich dort mit Botanik. Aber die Berner Regierung befahl ihm, die Insel zu verlassen.[2]

Gegen die Verdammungsurtheile des Erzbischofs von Paris und der Genfer schrieb er;[3] beide Gegenschriften wurden 1765 in Paris öffentlich verbrannt.

Dennoch erhielt er 1766 einen freien Geleitsbrief, um nach Paris zurückzukehren; bald darauf im März 1766 folgte er der Einladung von David Hume nach England. Aber schon im Juli desselben Jahres überwarf er sich mit

1) Oeuvres de Rousseau Tom. 28, 253 etc. im „Mandement de Monseigneur l'Archévêque de Paris, portant condamnation d'un livre qui a pour titre Emile."

2) Bis hierher reichen die biographischen Nachrichten in den Confessions.

3) J. J. Rousseau citoyen de Genève à Christophe de Beaumont. Oeuvres. Tom. XI. Gegen die Genfer sind die Lettres de la Montagne gerichtet. Tom. XII.

Hume[1] und kehrte nach Paris zurück. Später zog er nach Ermenonville, einem Landhause des Marquis von Girardin. Seine Misanthropie stieg mit jedem Jahre, wovon Folgendes zeugt. Er schrieb in jener Zeit eine lange Selbstrechtfertigung.[2] Das Manuscript versuchte er auf den Altar der Kirche Notre Dame in Paris niederzulegen; auf diesem Wege sollte es, wie er hoffte, an Ludwig XVI. gelangen. Folgende Zuschrift fügte er dem Manuscript bei: „Depositum der Vorsehung anvertraut. Beschützer der Unterdrückten, Gott der Gerechtigkeit und der Wahrheit, empfange dieß Depositum, welches ein unglücklicher Fremdling auf Deinem Altar niederlegt und Deiner Vorsehung anvertraut." Weiterhin nennt er sich, zur „ewigen Vorsehung" gewendet, „einen Menschen ohne Galle und ohne Schminke, einen Feind der Ungerechtigkeit, der nie jemanden Unrecht gethan noch thun wollen." Da er wegen eines Gitters nicht an den Altar gelangen konnte, so glaubte er in der ersten Aufwallung „der Himmel selbst sei mit dem Werk der Ungerechtigkeit der Menschen einverstanden."

Rousseau starb 1778 im 66sten Lebensjahre; man glaubte, er habe sich selbst vergiftet;[3] ein Glaube, den Girardin späterhin zu widerlegen suchte. In Ermenonville ward er begraben; zur Zeit der Revolution brachte man seine Gebeine nach Paris und setzte sie im Pantheon bei. Dort ruhen sie neben Voltaires Gebeinen. Beide Männer, die einander im Leben grimmig haßten, wurden von ihren gemeinschaftlichen Schülern und Jüngern, einer ruchlosen Rotte Revolutionairs, kanonisiert und zum zweiten Male im Triumph begraben. Aber die zweimal Begrabenen ruhen nicht und verführen fort und fort die Lebendigen. Das bezeugen die zahllosen Exemplare von Rousseaus Werken, welche bis auf den heutigen Tag wie ein Heer unheimlicher apostolischer Geister und stummer Prediger in alle Welt giengen und gehen. —

Emil.

Dieß Werk ist kein System der Pädagogik im gewöhnlichen Sinn. Mein System, sagt Rousseau, ist der Entwicklungsgang der Natur. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung spricht er im ersten Buche von der Behandlung neugeborner Kinder, insbesondere Emils, bis zum Zeitpunkt, da dieser sprechen lernt; das zweite Buch begreift seine Erziehung von jenem Zeitpunkt bis zum zwölften Jahre; das dritte endet, da der Knabe fünfzehn Jahre alt wird; das vierte führt ihn bis an die Zeit des Heiratens; im fünften wird Sophie, Emils Frau, und ihre Erziehung geschildert. —

Das Werk entfernt sich noch mehr von einem Systeme dadurch, daß es eine

1) Oeuvres. Tom. XXXI, 35.
2) „Rousseau jugé de Jean Jacques." Tom. XXIII.
3) Oeuvres XXXIV, 96.

Menge Digreſſionen enthält über Gegenſtände, welche mit der Pädagogik wenig oder gar nichts zu ſchaffen haben. Es wäre ein vergebliches Bemühen, wollte man dasſelbe in eine ſyſtematiſche Form einzwängen. Ich werde daher dem Verfaſſer Schritt vor Schritt folgen,[1] und ſo einen Ueberblick ſeines Buches geben. Der Leſer des Emil wird durch Rouſſeaus ſchriftſtelleriſche Virtuoſität leicht ſo fortgeriſſen, daß es ihm ſchwer fällt, deſſen Paradoxieen beſonnen zu würdigen und ſeine Sophiſtereien zu durchſchauen. Möchte der folgende Ueberblick als ein überſichtlicher Plan jenes Rouſſeauſchen Labyrinths, möchten die hinzugefügten Bemerkungen zu einiger Orientirung in jenem Labyrinthe dienen.

Vorrede.

„Das Buch, ſagt hier der Verfaſſer, war urſprünglich nur für eine denkende Mutter geſchrieben. Taugen die in demſelben enthaltenen Gedanken etwa nichts, ſo dürften ſie doch geeignet ſein, gute Gedanken in andern zu erwecken. — Alle Welt ſchreibt und ſchreit gegen die gewöhnliche Erziehungsweiſe, aber niemand ſchlägt eine beſſere vor. Die Wiſſenſchaften unſres Jahrhunderts zielen viel mehr auf Zerſtören als auf Erbauen. —

Man kennt die Kindheit nicht. Die Geſcheuteſten halten ſich beim Lehren an das, was dem Manne zu wiſſen nöthig, ohne zu beachten, was die Kinder zu lernen fähig ſind. Sie ſuchen immer den Mann im Kinde, ohne daran zu denken, was das Kind ſei, bevor es ein Mann wird.

Mein Syſtem iſt der Entwicklungsgang der Natur, das wird manchen Leſer an mir irre machen; er wird mein Buch nicht für eine Abhandlung über die Erziehung, vielmehr für Träumereien eines Viſionärs halten. Ich ſehe einmal nicht wie die übrigen Menſchen, aber kann ich mir andere Augen geben? Meine Anſichten kann ich nicht ändern, nur ihnen mißtrauen.

Man ſagt mir wiederholt: ſchlage nur vor, was ſich ausführen läßt — das heißt etwa ſo viel als: ſchlage vor, das zu thun, was man thut, oder wenigſtens etwas Gutes ſolcher Art, daß es ſich mit dem gegenwärtigen Böſen verträgt. Aber bei einer ſolchen Verbindung verdirbt das Gute, ohne daß das Böſe geheilt wird. Lieber bleibe ich ganz beim Herkömmlichen, als daß ich halbe Maßregeln ergriffe.

Sollen Vorſchläge für annehmbar und ausführbar gelten, ſo müſſen ſie der Natur der Sache entſprechen; ſo muß im vorliegenden Falle die vorgeſchlagene Erziehungsweiſe der Natur des Menſchen gemäß ſein. Eine zweite Betrachtung berückſichtigt erſt zufällige Verhältniſſe, wie z. B. Verhältniſſe der Menſchen in beſtimmten Ländern oder Ständen; auf ſolche Verhältniſſe laſſe ich mich nicht ein, ich handle nur von der Erziehung eines Menſchen an ſich.“ —

* * *

1) Natürlich mit Beſeitigung der erwähnten Digreſſionen.

So wie Rouſſeau in der Abhandlung über die Ungleichheit der Menſchen den früheren Entwicklungsgang unſers Geſchlechts vom Naturzuſtande zum civiliſirten beſchrieb, ſo ſtellt er ſich hier, wie wir ſehen werden, eine ganz ähnliche Aufgabe. Emil, ſein Zögling, iſt die perſonifizirte Menſchheit im Naturzuſtande des Kindes; der Hofmeiſter erzieht das Naturkind natürlich; ſpäterhin ſoll es dennoch in den civiliſirten Zuſtand, in die Verhältniſſe der gegenwärtigen Welt eintreten, etwa in Paris unter Ludwig XV. leben. Wird nicht Emil einſt als ein Natur-Don Quixote in den hohen Cirkeln gelten — wie Rouſſeau dafür galt?

Vom Herkömmlichen will Rouſſeau gar nichts wiſſen, ſetzt ſeine Erziehungsprincipien als etwas abſolut Gutes jenem als etwas abſolut Böſem entgegen. Ohne nähere Unterſuchung läßt ſich mit Sicherheit behaupten, daß nur Einer das Recht hatte zu ſagen: man faſſet nicht Moſt in alte Schläuche.

Ob es gerathen ſei, von der Erziehung eines Menſchen in abstracto, eines perſonifizirten Begriffs von einem Menſchenkinde zu ſprechen, ſtatt von der Erziehung eines Franzoſen, Deutſchen, eines Bürgers, Bauern ꝛc., das werden wir im Verfolg näher ſehen. Nur ſo viel vorläufig, auch hier ſteht Rouſſeau mit ſich ſelbſt im Widerſpruch: Emil iſt, näher betrachtet, doch ein Franzoſe in puris naturalibus, der, als er heranwächſt, in einen galonnirten Rock geſteckt wird, die Perrücke auf dem Kopf, den Degen an der Seite. Doch war es gewiß heilſam, wenn Rouſſeau die Franzoſen daran erinnerte, daß ſie nackend auf die Welt kommen und nackend von dannen fahren.

Erſtes Buch.

Einleitung. Emils erſtes Lebensjahr.

1. Natur und Kunſt.

„Alles iſt gut, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, alles artet aus unter den Händen des Menſchen. Er zwingt ein Land, die Früchte eines andern hervorzubringen, einen Baum, das Obſt eines andern zu tragen; er vermengt die Klimate, Elemente und Jahreszeiten; er verſtümmelt ſeinen Hund, ſein Pferd, ſeinen Sklaven, ſtellt Alles auf den Kopf, verunſtaltet Alles; er liebt die Mißbildung, die Ungeheuer; nichts will er ſo, wie es die Natur gemacht, ſelbſt den Menſchen nicht, man muß ihn, wie ein Schulpferd, für ihn abrichten, oder modiſch, wie einen Baum ſeines Gartens, zuſtutzen. Geſchähe dieß nicht, ſo würde alles noch ſchlimmer gehen, unſer Geſchlecht will nicht bloß halb gemodelt ſein. In dem Zuſtande, worin ſich jetzt die Dinge befinden, würde ein Menſch, der von ſeiner Geburt an ſich ſelbſt überlaſſen unter den Andern lebte,

am meisten entstellt werden. Vorurtheile, Autorität, Zwang, Beispiel, alle geselligen Einrichtungen, welche uns über dem Kopf zusammenschlagen, würden in ihm die Natur ersticken und nichts an ihre Stelle setzen. Er würde einem Bäumchen gleichen, das zufällig auf einer Straße gewachsen bald verkommen muß durch die Vorübergehenden, welche es von allen Seiten stoßen und nach allen Richtungen biegen. — Ich wende mich an dich, zärtliche, vorsichtige Mutter, die du dein Kind von der Landstraße zu entfernen, und das aufkeimende Bäumchen vor dem Stoße menschlicher Meinungen zu bewahren verstandest."

Baco definirte die Kunst: homo rebus additus. Wir denken uns dabei daß dem Menschen, als dem Ebenbilde Gottes, nicht bloß die Herrschaft über die Natur, sondern eine Art Erziehung derselben übertragen sei, damit sie unter seinen Händen schöner, ja human werde. Rousseau, statt diese ächte, gottgefällige Kunst ins Auge zu fassen, sieht in seiner Bitterkeit nur Caricaturen, nur das, was der verkehrte Mensch zur Verhäßlichung der Natur gethan, nennt auch in einem Athem solche Verschimpfirungen und sehr erfreuliche Veredlungen. Zieht Rousseau den Holzapfel einem Borstorfer vor — wie er den rohen thierischen Naturmenschen dem veredelten Geiste vorzieht? — Das Kind selbst wird, nach ihm, durch die gewöhnliche Erziehung eine Carikatur, die Mutter soll es möglichst bewahren; ihr, weit mehr als dem Vater, kommt die Erziehung zu. Hierin ist Rousseau ein Vorgänger Pestalozzis.

2. Drei Erzieher. Erziehung zum Menschen und zum Bürger.

„Wir kommen schwach auf die Welt und bedürfen Kräfte, entblößt von Allem und bedürfen Beistand. Alles was wir bei unserer Geburt nicht haben, und brauchen, wenn wir erwachsen sind, das wird uns durch die Erziehung gegeben. Diese Erziehung erhalten wir durch die Natur, oder die Menschen oder die Dinge. Die innere Entwicklung unserer Kräfte und unserer Organe ist die Erziehung der Natur; der Gebrauch, welchen man uns von dieser Entwicklung machen lehrt, ist die Erziehung durch Menschen, und was wir durch eigene Erfahrung an den auf uns wirkenden Gegenständen lernen, ist die Erziehung durch Dinge.

Die Erziehung durch die Natur haben wir nicht in unserer Gewalt, daher müssen sich die beiden andern Erziehungen nach jener ersten richten. — Man sagt: Natur sei nichts als Gewohnheit; ja, wofern die Gewohnheit der Natur entspricht, nicht gewaltsam, widernatürlich aufgedrungen ist.

Sensibel geboren, suchen oder fliehen wir Gegenstände, je nachdem sie uns angenehm oder unangenehm sind, unser Glück und unsere Vervollkommnung zu fördern oder zu hindern scheinen. Diese Zuneigungen und Abneigungen, wofern sie nicht durch Meinungen mehr oder minder Aenderungen erleiden, sind das, was ich in uns Natur nenne. Auf sie müßte man in der Erziehung alles beziehen, wofern jene drei Erziehungsweisen ganz harmonirten. Aber Natur und

bürgerliche Verhältniſſe widerſprechen einander vielfach, und man muß ſich entſcheiden, ob man einen Menſchen oder einen Bürger erziehen will. Jede partielle Geſellſchaft (z. B. die eines Volks ꝛc.) entfremdet der allgemein menſchlichen. Dennoch iſts vor Allem Noth, gut gegen die zu ſein, mit denen man lebt. Traut keinem Kosmopoliten, welcher die Tartaren liebt, um der Pflicht, ſeine Nachbarn zu lieben, überhoben zu ſein. —

Der Naturmenſch iſt alles für ſich ſelbſt, er iſt die numeriſche Einheit, ein abſolutes Ganze, welches ſich nur auf ſich ſelbſt oder auf ſeines Gleichen bezieht. Der bürgerliche Menſch iſt nur ein Bruch, der vom Nenner abhängt und deſſen Werth durch ſein Verhältnis zum Ganzen, zum geſellſchaftlichen Körper beſtimmt wird. Die Erziehungsweiſen ſind für die Geſellſchaft gut, welche es am beſten verſtehen, dem Menſchen die Natur auszutreiben (dénaturer), ihm ſeine abſolute Exiſtenz zu rauben, um ihm eine relative zu geben, ſo daß er ſich forthin nur als ein Glied der Geſellſchaft betrachtet und fühlt.

Dieſem Gegenſatz der Erziehung zum Bürger und zum Menſchen entſpricht der Gegenſatz der öffentlichen gemeinſchaftlichen und der häuslichen Privaterziehung. Erſtere exiſtirte in Sparta, jetzt exiſtirt ſie nicht mehr, da es kein Vaterland mehr gibt und keine Bürger. —

So bleibt uns nur die häusliche Erziehung oder (?) die der Natur.[1] Aber was wird ein nur für ſich erzogener Menſch einſt für andere ſein; darüber zu urtheilen müßte man ihn völlig ausgebildet ſehen, überhaupt einen Naturmenſchen kennen. Zu einer ſolchen Kenntnis ſoll dieß Buch verhelfen.

Was ſoll man nun thun, um einen Naturmenſchen zu bilden? Viel, ohne Zweifel, nämlich verhindern, daß etwas[2] gethan werde.

Das Kind ſoll für den gemeinſamen Menſchenberuf, nicht für einen beſonderen Stand erzogen werden, es ſoll ſchlechtweg leben, Gutes und Böſes, wie das Leben es bringt, mehr durch Uebungen als durch Lehren ertragen lernen. „Sieht man auf den Unbeſtand menſchlicher Dinge, auf den unruhigen, aufrühreriſchen Geiſt dieſes Jahrhunderts, der alles umkehrt, ſo könnte man keine unſinnigere Erziehungsmethode erſinnen, als die iſt, wenn man das Kind ſo behandelt, als werde es nie genöthigt werden, ſeine Stube zu verlaſſen, als werde es immer von ſeinen Leuten umgeben ſein. Wenn der Unglückliche nur eine Stufe herabſteigen muß, ſo iſt er verloren.

Man denkt nur immer auf Erhaltung ſeines Kindes; es muß ja doch einmal ſterben. Es handelt ſich weniger darum, ihm den Tod abzuwehren, als zu ſchaffen, daß es lebe. Leben heißt aber nicht: athmen, ſondern handeln, mit Or-

1) Reste enfin l'éducation domestique ou celle de la nature.

2) Beaucoup sans doute, c'est d'empêcher que rien ne soit fait. Cramer überſetzt: verhindern, daß nichts geſchehe — was unverſtändlich. Man ſoll verhindern, daß etwas gethan werde, was der natürlichen Entwicklung und Erziehung in den Weg tritt.

ganen, Sinnen, Fähigkeiten, mit allem, was uns das Gefühl unſres Daſeins gibt, thätig ſein."

So weit die Einleitung, zum Theil mit der Vorrede übereinſtimmend. — Je genauer man hinſieht, um ſo nebliger und unbeſtimmter erſcheinen uns hier mehrere Begriffe Rouſſeaus. Vor allem der Begriff: Natur. Sie ſoll den Menſchen erziehen, indem ſie ſeine Kräfte und Glieder entwickelt — dann iſt ſie ihm wieder eine inſtinktmäßige oder auch mehr oder minder rationelle Sympathie und Antipathie im Menſchen.

Wozu der Ausdruck: Erziehung der Natur? Wenn das Samenkorn in der Erde ſich entfaltet, die Pflanze ſich entwickelt und wächſt, ſo nennt das niemand: Gärtnerkunſt der Natur, vielmehr ſetzt man überall Kunſt — und die Erziehung iſt eine Kunſt — der Natur entgegen. —

Wer im wohlgeordneten, auf Liebe gegründeten Familienleben das Fundament eines geordneten Volkslebens ſieht, der wird die häusliche Erziehung nicht der bürgerlichen ſchroff entgegenſtellen, vielmehr ſie für die einzige halten, aus welcher gute Bürger hervorgehen, Bürger, welche ihre Könige und Fürſten nicht als dienende Mandatare anſehen und kritiſieren, ſondern als Obrigkeiten von Gott eingeſetzt ehren. — Iſts aber zu verwundern, wenn Rouſſeau, ein Zeitgenoſſe des abſcheulichen Regenten und Ludwigs XV. ſo ſpricht, im Vorgefühl der herannahenden Revolution, die alle geheiligten Bande löſte? —

3. Neugeborne Kinder. Mütter. Ammen.

„Hebammen modeln den Kopf der Kinder äußerlich, Philoſophen innerlich; die Karaiben ſind beſſer daran als wir.

Das Wickeln der Kinder iſt die unnatürlichſte Marter, es hemmt alle nothwendige Bewegung der Glieder und des Bluts. Wärterinnen haben es aus Bequemlichkeit erfunden.

Mütter ſtillen ihre Kinder nicht mehr; Ammen theilen des Kindes Liebe mit der Mutter, welche ihrem Vergnügen nachgeht. Hierin liegt ein Hauptgrund der Auflöſung aller Familienverhältniſſe, aller gegenſeitigen Liebe unter den Familiengliedern; jeder denkt nur an ſich und geht ſeinem Gelüſte nach. Der Reiz des Familienlebens iſt aber das beſte Gegengewicht böſer Sitten.

Entgegengeſetzt iſt das verweichlichende Verziehen der Kinder von Seiten der Mütter. Schont doch die Natur des Kindes nicht; durch Zahnen und anderes macht ſie ihm viel Schmerzen und härtet es ab. Warum folgt ihr hierin nicht der Natur? — Ueberhaupt behandelt man die Kleinen meiſt verkehrt. Entweder thun wir alles, was ihnen beliebt, oder fordern von ihnen was uns beliebt; wir unterwerfen ſie unſern oder uns ihren Launen. So befiehlt das Kind, ehe es nur reden, gehorcht, ehe es nur handeln kann, es wird ein Menſch nach unſerer Phantaſie, kein Naturmenſch aus dem Kinde. Soll es ſeine urſprüngliche Eigen-

Besonders mögen sie Sehen mit dem Fühlen vergleichen. Durch Bewegung lernen sie Räumliches kennen, so daß sie nicht mehr nach weit entfernten Dingen greifen."

Rousseaus Rath, Kindern, selbst solchen die noch nicht sprechen können, die ersten Eindrücke methodisch beizubringen, ist von Basedow, Wolke, auch von Pestalozzi wiederholt und möglichst befolgt worden! —

„Kinder sprechen zuerst eine allgemeine Natursprache, die zwar nicht artikulirt, aber accentuirt und verständlich ist. Ammen verstehen sie besser als wir und unterhalten sich in dieser Sprache mit den Kindern; Worte, welche sie dabei brauchen, sind gleichgültig, nur der Accent kommt in Betracht. — Dazu gesellen sich Gesten und rasch wechselndes Mienenspiel der Kinder. Weinen ist ihr Ausdruck für Hunger, Hitze, Kälte ꝛc. Erwachsene suchen, dieß Weinen zu verstehen und zu stillen, mißverstehen es aber oft und wollen das Kind durch Schmeicheln oder Schläge beschwichtigen.

Die ersten Thränen eines Kindes sind Bitten, achtet man ihrer nicht, so werden sie bald zu Befehlen; es fängt damit an, sich helfen, und endigt damit, sich dienen zu lassen.

Alle Bosheit der Kinder kommt aus Schwachheit; macht es stark und es wird gut sein. Wer Alles vermöchte, würde nie Böses thun.

Ehe wir zu Verstande kommen, ist in unsern Handlungen keine Moralität, obgleich sich diese zuweilen in der Empfindung der Kinder bei dem, was andere ihnen thun, äußert.

Der Zerstörungstrieb der Kinder stammt nicht aus Bosheit, sondern aus lebhafter Begierde nach Thätigkeit. Die Schwachheit der Kinder wehrt größerm Schaden, den jener Trieb anrichten könnte. — Sie suchen bald die Erwachsenen als Instrumente zu behandeln, diese sollen ersetzen was ihrer Schwachheit abgeht, so werden sie zu boshaften Tyrannen und es entwickelt sich in ihnen die Herrschsucht, welche sie nicht ursprünglich haben, die sie aber zeitlebens behalten."

Diese eben so seltsamen als unwahren Behauptungen — wir werden noch viele ähnliche lesen — bezielen: die angeborene Unschuld der Kinder darzuthun. Rousseau behauptete ja: es lasse sich nachweisen, wie all und jedes Böse in den Menschen von außen hineingekommen. Böses, dessen Herkunft nun nicht nachweisbar ist, soll aber durchaus nicht böse, nicht sauer, sondern süß sein. Wie entgegengesetzt ist Augustinus dem Rousseau! „War es etwa," fragt Augustinus, „beim Kinde etwas Gutes, wenn es weinend verlangte, was ihm nur zu seinem Schaden hätte gewährt werden können? wenn es ihm nicht unterworfenen, freien, erwachsenen Menschen, ja seinen Eltern heftig zürnte; wenn es sich bemühte, Klügeren, weil sie ihm nicht auf den Wink gehorchten, durch Schläge zu schaden? Die Schwachheit der Glieder, nicht das Gemüth der Kinder ist unschuldig. (Ita imbecillitas membrorum infantilium innocens est, non animus infantium.)"

„Man helfe den Kindern, wo sie es nöthig haben, achte aber nicht auf ihre Einfälle, lasse sie auch, so viel möglich, sich selbst helfen. —

Unnützem Weinen der Kinder steuert man am besten, indem man es gar nicht beachtet; auch das Kind bemüht sich ungern vergeblich. Man kann das Weinen stillen, indem man die Aufmerksamkeit des Kindes auf einen frappierenden Gegenstand lenkt, ohne ihm dabei merken zu lassen, als bemühe man sich seinetwegen.

Man entwöhne, wenn die Zähne durchbrechen.

Kostbares Spielzeug ist Ueberfluß, wohlfeiles, einfaches thut dasselbe. —

Kinder hören sprechen, ehe sie es verstehen und nachsprechen können. Die Ammen mögen ihnen vorsingen, aber nicht unaufhörlich Worte vorschwätzen, die sie nicht verstehen. Man spreche den Kindern vielmehr wiederholt wenige leicht auszusprechende Worte vor, welche Dinge bezeichnen, die man ihnen zugleich zeigt. Die unglückliche Leichtigkeit, uns mit Worten, die wir nicht verstehen, abzufinden, beginnt früher, als man denkt, nicht erst in Schulen. — Das Vocabular der Kinder sei möglichst klein, sie müssen nicht mehr Worte als Ideen erhalten. Kinder haben ihre eigene Grammatik. Ihre Syntax hat allgemeinere Regeln als die unsere und folgt bewundernswürdig genau gewissen Analogieen, welche regelmäßig aber von uns nicht anerkannt sind. So sagte ein Kind irai-je-t-y? nach der Analogie von vas-y. Man muß nicht pedantisch solche Sprachfehler der Kinder verbessern wollen, sie verlieren sich mit der Zeit von selbst; sprecht in ihrer Gegenwart nur selbst correct.

Ein großer Mißbrauch ists, daß man den Kindern sehr zusetzt, recht früh sprechen zu lernen: eben dadurch lernen sie später und zudem verworren reden.

Bauerkinder sprechen deutlicher als verzogene vornehme Kinder. Recitieren auf Schulen verbessert die Aussprache so wenig, daß die Knaben sich vielmehr beim Auswendiglernen des zu Recitierenden ans Plappern gewöhnen; beim Recitieren selbst stocken und stottern sie, so oft das Gedächtnis sie verläßt. —

Kinder, welche man zu früh zum Sprechen antreibt, haben nicht hinlänglich Zeit, um das zu begreifen, was man sie nachsprechen läßt, sie mißverstehen es. Das Kind darf nicht mehr sagen, als es zu denken vermag. Ein großer Fehler ist das accentlose, ausdruckslose, seelenlose Sprechen. — Der Ausdruck lügt weniger als das Wort; vielleicht fürchten ihn deshalb die wohlerzogenen Leute so sehr und sprechen alles und jedes in demselben Ton. Oder man verfällt auch in einen lächerlichen, affectierten, modischen Accent, welcher an den Franzosen so sehr mißfällt.“ —

Viele dieser Ansichten Rousseaus über die Erziehung in frühester Kindheit haben mit Recht Anerkennung gefunden, wiewohl sie auch hin und wieder zu Extravaganzen verleiteten. Vorzüglich dadurch, daß man französische und deutsche ꝛc. Kinder wie junge Wilde behandeln wollte, während im Ganzen die Le-

bensweise unverändert französisch blieb. Kleine Prinzen liefen barfuß. — Wenn Rousseau verlangt: das Kind solle nicht mehr sagen, als es zu denken vermöge, so trifft er hierin ganz mit Comenius zusammen.

Zweites Buch.

Emils Kindheit bis zum zwölften Lebensjahre.

7. Unnützes Mitleid. Unnützes Lehren. Gegenwart der Zukunft geopfert.

„Mit dem Sprechen beginnt eine neue Lebensperiode; es ersetzt vieles Weinen.

Man bezeuge den Kindern nicht unnützes Mitleid bei Schmerzen, diese sollen sie ertragen lernen.

Man lehre ihnen nichts, was sie von selbst lernen; so z. B. nicht das Gehen. Gängelbänder und andere Hülfen taugen nichts; laßt sie auf weicher Wiese immerhin hundertmal hinfallen und wieder aufstehen. — Mit den Kräften entwickelt sich in den Kindern die Fähigkeit, diese Kräfte zu beherrschen und hierdurch ein selbstbewußtes individuelles Dasein. — Durch das Gedächtnis wird das Leben eine Einheit, man muß die Kinder fortan als moralische Wesen betrachten.

Verkehrte Erzieher machen die Kinder elend, indem sie die Gegenwart der Kindheit für nichts achten und nur die Zukunft des Kindes ins Auge fassen, welche es vielleicht gar nicht erlebt. Das Kindesalter, sagt man, sei die Zeit, da man am leichtesten böse Triebe verbessern könne. Seid ihr denn eurer Sache gewiß, daß eure schönen Lehren wirklich einst zum Glück des Kindes gereichen werden? Und was ist denn Glück? Am glücklichsten ist der, welcher am wenigsten leidet, am unglücklichsten der, welcher am wenigsten Freuden genießt. Kommen die bösen Neigungen nicht etwa mehr von euren mißgreifenden Bemühungen, als von der Natur her? — Seht im Kinde nur das Kind." —

Mit Recht eifert Rousseau gegen das unnütze Lehren dessen, was das Kind von selbst lernt; gegen ein Lehren, wie es auch vielfach in Elementarschulen gefunden wird. Verwirft er es, daß die Zucht gegen das Böse in den Kindern ankämpft, so folgt dieß aus seinem Verwerfen der Erbsünde.

8. Abhängigkeit der Kinder statt des Gehorsams.

„Der wahrhaft Freie will nur, was er kann und thut daher, was ihm gefällt. Dieß wende man auf die Kinder an.

Das Kind soll seine Schwachheit fühlen, nicht darunter leiden; es muß abhängig sein, aber nicht gehorchen, es muß bitten, aber nicht befehlen. Es genießt einer unvollkommenen Freiheit.

Es gibt eine Abhängigkeit von den Dingen, welche in der Natur, eine Abhängigkeit von Menſchen, welche im geſellſchaftlichen Zuſtande gegründet iſt. Die erſtere hat nichts mit der Sittlichkeit zu ſchaffen und verletzt daher die Freiheit nicht, die andere iſt eine Quelle von Laſtern. Man halte das Kind nur in dinglicher Abhängigkeit, ſetze ſeiner Anmaßung phyſiſche Hinderniſſe entgegen, oder Strafen, die aus ſeinen eigenen Handlungen entſpringen. Erfahrung und Ohnmacht müſſen ihm ſtatt des Geſetzes ſein. —

In dem, was die Natur zur leiblichen Ausbildung fordert, laſſe man den Kindern möglichſte Freiheit, im Laufen, Springen ꝛc.; verlangen ſie aber etwas, das andere für ſie thun müſſen, ſo ſei man auf der Hut, und unterſcheide wohl, ob ein wirkliches Bedürfnis oder Laune ſie zu ſolchem Verlangen treibt.

Trotzigem Weinen der Kinder gewähre man nichts; lehre ſie gegentheils auch nicht durch höfliche Redensarten zu befehlen. In reichen Häuſern bedeutet das s'il vous plait im Munde der Kinder ſo viel als il me plait, und je vous prie ſo viel als je vous ordonne. Beſſer das Kind ſagt ohne Umſtände: thu das.

Gewährt dem Kinde ja nicht alles was es verlangt, ſolch Fordern hat keine Gränze, ihr müßtet Gott ſelbſt ſein, um ihm zu genügen. Ihr nährt durch Gewähren die Hab- und Herrſchſucht der Kinder und macht ſie höchſt unglücklich, wenn ſie nun früher oder ſpäter abſchlägliche Antworten erhalten und erhalten müſſen.

So wenig dem Kinde das Befehlen zukommt, ſo wenig dürfen es Erwachſene launenhaft tyranniſieren und dadurch einſchüchtern. Euer Kind muß nichts bekommen, weil es nach etwas verlangt, ſondern weil es etwas bedarf; es muß nichts aus Gehorſam thun, ſondern aus Nothwendigkeit; die Worte gehorchen und befehlen ſind aus ſeinem Wörterbuch zu ſtreichen, noch mehr die Ausdrücke: Schuldigkeit und Verpflichtung; aber die Worte Kraft, Nothwendigkeit, Ohnmacht und Zwang müſſen in dem Vocabular die größte Rolle ſpielen. Ehe das Kind zu Verſtande kommt, kann es von ſittlichen Weſen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen nichts begreifen, daher müſſen Worte, welche ſich auf dieſe beziehen, vermieden, das Kind muß ganz an die phyſiſche Welt verwieſen werden."

Im rouſſeauſchen Vocabular des Kindes fehlt das wichtigſte Wort: Liebe, dankbare Liebe. Darum muß an die Stelle des Gehorſams der mit der Liebe innig eins iſt, eine harte, herzloſe, dingliche Nothwendigkeit treten. — Wie anders Peſtalozzi! — Fein iſt Rouſſeaus Bemerkung, daß die Kinder angelernte Bittformeln zum Befehlen mißbrauchen, ſehr richtig die Warnung gegen das gränzenloſe Gewähren deſſen, wonach ſie gelüſten.

9. Räſonnieren mit Kindern.

„Man befolgt jetzt allgemein Lockes Maxime, mit den Kindern zu räſonnieren. Der Erfolg ſpricht eben nicht für dieſelbe; nichts Alberneres, als dieſe

Kinder, mit denen man viel räsonniert hat. Entwickelt sich doch unter allen Fähigkeiten zuletzt der Verstand, und ihn will man anspannen, um die andern entwickeln zu helfen. Das heißt mit dem Ende den Anfang machen. Verstünden die Kinder vernünftige Gründe, so brauchten sie gar nicht erzogen zu werden, indem man aber mit ihnen von früh auf eine Sprache spricht, die sie nicht verstehen, so gewöhnt man sie daran, sich an bloßen Worten zu begnügen, alles zu bemäkeln, was man ihnen sagt, sich für eben so weise als ihre Lehrer zu halten, streitsüchtig und widerspenstig zu werden, und was man von ihnen durch vernünftige Gründe zu erhalten wähnt, das thun sie nur aus Begehrlichkeit oder Furcht und Eitelkeit, welche man genöthigt ist, neben jenen Gründen anzuspannen.

Kinder seien Kinder. Wollen wir die Ordnung verkehren, so werden wir frühreife, geschmacklose Früchte ziehen, die bald verderben; wir werden junge Doctoren und alte Kinder haben. Man kann dem Kinde eben sowohl zumuthen, es solle fünf Fuß hoch sein, als es solle im zehnten Jahre Urtheil haben.

Indem man versucht, den Zögling von der Pflicht des Gehorsams zu überzeugen, fügt man Gewalt, Drohungen, oder, was schlimmer ist, Schmeicheleien oder Versprechungen hinzu. So durch Eigennutz gelockt oder durch Gewalt gezwungen, stellen sie sich, als seien sie durch Gründe überzeugt. Gelangweilt, eingeschüchtert habt ihr sie, und bildet euch ein, sie überzeugt zu haben. So gewöhnt ihr sie, ihre geheimen Beweggründe hinter scheinbaren zu verstecken und euch zum Besten zu haben. Den Kindern zeigt Stärke, nicht Autorität, den Männern Gründe. Gewährt ihnen gern, verweigert ungern, was ihr aber verweigert, das sei unwiderruflich verweigert, keine Zudringlichkeit bestimme euch je euer Nein! zurückzunehmen. Hier ist kein Mittelweg; entweder fordere man gar nichts vom Kinde, oder beuge es ohne Umstände zum unbedingtesten Gehorsam. Die schlimmste Erziehung ist die: wenn ihr das Kind zwischen seinem und eurem Willen in der Schwebe laßt, und mit ihm unaufhörlich disputiert, wer von euch Meister sein soll. Hundertmal besser ists, das Kind ist Meister für immer." — Ganz vortrefflich!

10. Gegen jesuitische Erziehungsmittel.

„Seit man Kinder erzieht, hat man keine andern Mittel, sie zu leiten, ersonnen, als Wetteifer, Neid, Eifersucht, Habsucht, niedrige Furcht, diese leicht erreglichen, allergefährlichsten, seelenverderblichsten Leidenschaften. Bei jeder voreiligen Lehre, die man ihrem Kopf beibringen will, pflanzt man ihnen ein Laster tief ins Herz hinein; unsinnige Lehrer glauben Wunder zu bewirken, wenn sie die Kinder böse machen, um ihnen den Begriff des Guten beizubringen. Dann sagen sie gravitätisch: ja, so ist der Mensch. Ja, so wird er durch eure Zucht.

Euer stetes Hofmeistern geniert die Kinder; wenn ihr den Rücken wendet, so entschädigen sie sich durch lose Streiche." — Sehr wahr.

11. Gegen Erbsünde.

„Es gibt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen; es ist ht ein einziges Laster im Herzen, von welchem man nicht nachweisen könnte, e und auf welchem Wege es in dasselbe gekommen sei. Die einzige angeborne denschaft ist Selbstliebe, welche von Natur gutartig ist.

Das Kind kann manches Böse thun, ohne bös zu handeln, d. i. mit der sicht Schaden zuzufügen. Hätte es auch nur einmal diese Absicht, so wäre es t hoffnungslos böse.“[1]

12. Negative Erziehung bis zum zwölften Jahr.

„Die gewöhnliche Kindererziehung ist der Art, als wenn die Kinder von der utterbrust mit einem Sprung zu Verstande kämen. Eine völlig entgegengesetzte nöthig, eine ganz negative, welche nicht Tugend und Wahrheit lehrt, sondern s Herz vor dem Laster, den Verstand vor Irrthum zu bewahren sucht. Könn- ihr euren Zögling gesund und stark ins zwölfte Lebensjahr bringen, ohne daß seine rechte Hand von der linken zu unterscheiden fähig wäre, so würden sich Augen seines Verständnisses bei eurer ersten Lection der Raison öffnen; da ohne Vorurtheil, ohne Angewöhnung, so wäre nichts in ihm, was der Wirk- nkeit eurer Bemühungen in den Weg träte. Bald würde er unter euren inden der weiseste Mensch werden, und indem ihr mit Nichtsthun begonnen, rdet ihr ein Wunder der Erziehung gewirkt haben.

Thut nur das Gegentheil des Herkömmlichen und ihr werdet fast immer s Rechte thun.[2]

Weil man aus dem Kinde nicht ein Kind, sondern einen Doctor machen ll, daher das viele Tadeln, Schmeicheln, Drohen, Räsonnieren der Väter und rer. Seid so räsonnabel, mit dem Zögling nicht zu räsonnieren. Uebt viel- hr seinen Leib, seine Glieder, Sinne, Kräfte, aber seine Seele haltet möglichst thätig, laßt in den Kindern den Kindercharakter reifen. Durch solch zögernde rückhaltung gewinnt ihr Zeit, die allmählich hervortretende Eigenthümlichkeit es Zöglings kennen zu lernen, bevor ihr sie zu leiten unternehmt und übereilt ißgriffe thut.“

Rousseau bekämpft mit Recht jene superklugen Anstrengungen, die Kinder früh als möglich altklug zu machen, lieber gar nicht lehren und erziehen als widerkindlich. Es gibt aber eine dem Kindesalter entsprechende positive Zucht d Lehre, von welcher Rousseau, wie wir sehen werden, nichts weiß und nichts ssen will.

13. Erziehung auf dem Lande.

„Es ist schwer, vielleicht unmöglich, das Kind ganz gegen böse Einflüsse zu

1) Hierüber verweise ich auf die Einleitung.

2) Prenez le contre-pied de l'usage, et vous ferez presque toujours bien.

schützen, am ersten noch auf dem Lande. Der Erzieher muß hier die Liebe der Umgebung und diese Umgebung eben dadurch für den Zögling zu gewinnen suchen."

14. Juristische Lectionen.

„Es ist widersinnig, zu den Kindern von ihren Pflichten, nicht von ihren Rechten zu sprechen, da doch das erste Rechtsgefühl beim Kinde nicht von dem herrührt, wozu sie verpflichtet sind, sondern von dem, was man ihnen schuldig ist. —

Zuerst ist den Kindern der Begriff des Eigenthums beizubringen (!), mehr thatsächlich als durch Erklärungen." — Von Liebe ist nie die Rede.

15. Sittlich religiöse Erziehung.

„An allen Lügen der Kinder sind die Lehrer schuld. Warum lassen sie sich so viele Versprechen geben, warum inquirieren sie, wenn etwas vorgefallen ist?

Will man die Kinder fromm machen, so führt man sie in die Kirche, wo sie sich langweilen. Indem man sie unaufhörlich Gebete hermurmeln läßt, zwingt man sie nach dem Glück zu trachten, nicht mehr zu Gott beten zu müssen. Um ihnen Barmherzigkeit einzuflößen, läßt man sie Almosen geben, als wenn man es verschmähte, diese selbst zu geben. Nicht das Kind, der Lehrer sollte geben. Und was gibt das Kind? Geld, das ihm keinen Werth hat, oder etwas, das ihm gewiß wieder erstattet wird. Locke räth, es so einzurichten, daß das Kind sich überzeuge, der Freigebige fahre am Besten. Das heißt ein Kind scheinbar zur Freigebigkeit, in Wahrheit aber zum Geiz erziehen. —

Die einzige sittliche Lehre für Kinder ist: thue Niemanden Böses. Dem nachzukommen muß man sich möglichst isolieren, denn in der menschlichen Gesellschaft zieht das, was dem Einen zu gute kommt, nothwendig Böses für den Andern nach sich.[1] —

Unmöglich können die Kinder widerspenstig, bös, lügnerisch, habsüchtig werden, wofern man nicht selbst den Samen dieser Laster in ihre Herzen säet." —

Welche entsetzliche Versündigung gegen die Kinder ladet Rousseau auf die Seelen aller Eltern und Erzieher, einzig um seine Irrlehre von Nichtexistenz der Erbsünde durchzusetzen. Nach seiner sophistischen Weise gibt er diesen Behauptungen den Schein der Wahrheit, indem er Fälle anführt, da Erzieher wirklich irrig oder gar ärgerlich verfahren.

16. Würdigung der Kinder.

„Wirkliche Beschränktheit ist bei Kindern schwer von der scheinbaren zu unterscheiden, welche auf einen starken Geist hindeutet. Das wirklich dumme Kind

1) Dans l'état social le bien de l'un fait nécessairement le mal de l'autre.

ist zu allem unfähig, dem scheinbar dummen sagt nichts zu. Darum beurtheile man die Kinder nicht voreilig; laßt die Natur lange gewähren, ehe ihr an ihrer Stelle thätig einzugreifen wagt. Die Leichtigkeit, mit welcher Kinder lernen, ist nur scheinbar; sie behalten nur Worte, die sie nicht verstehen." Sehr wahr.

17. Bilder. Ideen.

„Die Bilder (images) sind nichts als vollendete (selbständige, innerliche) Abbilder der sinnlichen Gegenstände,[2] Ideen aber sind Begriffe der Gegenstände, bestimmt durch Verhältnisse. Ein Bild kann ganz allein im Geiste dessen sein, der es sich vorstellt, aber jede Idee setzt andere Ideen voraus. Beim Imaginieren schaut, beim Begreifen vergleicht man. Für sinnliche Eindrücke verhalten wir uns nur leidend, dagegen unsere Ideen aus einem thätigen, urtheilenden Princip stammen.

Ehe das Kind zu Verstande kommt, nimmt es nur Bilder, Töne ꝛc., nicht aber Ideen in sich auf und behält sie; unfähig zu urtheilen, hat es kein eigentliches Gedächtnis."

18. Worte. Sprachenlernen.

„Die Pädagogen lehren den Kindern Worte, Worte, nichts als Worte, nicht aber Realkenntnisse.

Was man auch sage, so glaube ich nicht, daß je ein Kind, Wunderkinder ausgenommen, vor dem zwölften oder fünfzehnten Jahre zwei Sprachen wirklich gelernt habe. Hat doch jede Sprache einen eigenthümlichen Geist, und die Gedanken nehmen die Farbe der Idiome an.

Das Kind hat, bis es zu Verstande kommt, einzig seine Muttersprache. Um zwei Sprachen zu haben, müßte es Ideen vergleichen können.

Aber es gab Kinder, welche fünf bis sechs Sprachen redeten, erwidert man. Doch wie sprachen sie? Ein deutsches Kind sprach deutsch-französisch, deutsch-italienisch, seine Worte waren dann nicht deutsch, wohl aber seine Sprache.

Die alten Sprachen sind todt, man ahmt nach, was man in den lateinischen Klassikern findet, das nennen sie latein sprechen. Französisches läßt man von den Knaben in lateinische Worte übersetzen, später läßt man sie Phrasen aus Cicero, Verse aus Virgil zusammen flicken. Dann glauben auch die Schüler, latein sprechen zu können, wo sind die Leute, dem zu widersprechen?" —

Der deutsche Knabe wird gewöhnlich, wenn er latein spricht, entweder *etwas* in deutsch-latein oder *nichts* in auswendig gelernten lateinischen Phrasen sagen.

Gegen die bloßen Wortlehren ohne alles reale Fundament, gegen das stete Beschäftigen mit einer Welt von Abbildern, mit der Sprachwelt, ohne sich im mindesten um die Urbilder zu bekümmern, eiferte schon Comenius.

1) Les images ne sont que des peintures absolues des objets sensibles, les idées sont des notions des objets, déterminées par des rapports. Vgl. 32. 42.

19. Geographiſcher Unterricht.

„In jeder Wiſſenſchaft iſt die Kenntnis von Zeichen, ohne Kenntnis der bezeichneten Dinge, nichtig. Beim Unterricht der Kinder bleibt man aber bei den Zeichen ſtehen. So beim geographiſchen, da man Karten zeigt und die darauf verzeichneten Namen von Ländern, Orten ꝛc. beibringt, welche für das Kind eben nur auf dem Papier exiſtieren. Ein geographiſches Lehrbuch begann mit der Frage: was iſt die Welt? Antwort: es iſt eine Kugel aus Pappe. — Nach zweijährigem, gewöhnlichem geographiſchen Unterricht der Art, findet ſich ein Schüler nach den erhaltenen Regeln nicht von Paris bis nach Saint Denis, er findet ſich nicht in ſeines Vaters Garten nach einem Plane zurecht. So ſind die Doctoren, welche über Peking, Iſpahan, Mexiko und alle Länder der Erde genauen Beſcheid wiſſen.“

20. Geſchichtsunterricht.

„Man lehrt hiſtoriſche Thatſachen, deren Sinn und Zuſammenhang der Schüler nicht faßt. Wenn Alexander die Arznei ſeines Arztes trinkt, welcher des Verraths beſchuldigt war, ſo bewunderte ihn ein Knabe, weil er den widerwärtig ſchmeckenden Trank mit einem Zuge hinunterſchluckte. Gelehrte treiben es freilich eben ſo urtheillos.

21. Auswendig lernen

ſoll der Zögling nichts, auch nicht La Fontaine's Fabeln, welche, trotz ihrer anſcheinenden Naivetät, von keinem Kinde verſtanden werden; verſtünde es ſie, deſto ſchlimmer.“

22. Leſen lernen.

„Leſen iſt die unſelige Beſchäftigung der Kinder. Emil muß im zwölften Jahre kaum wiſſen, was ein Buch iſt. Wie viele Künſteleien erfand man, um das Leſenlernen zu erleichtern. Das wichtigſte Erleichterungsmittel für den Lehrer iſt es, wenn er im Zögling ein Intereſſe am Leſen erweckt. Je weniger man die Kinder zu etwas treibt und drängt, um ſo ſicherer erlangt man es. Gerade weil mir wenig daran liegt, ob der Knabe vor dem fünfzehnten Jahre leſen kann, wird er vielleicht ſchon im zehnten Jahre ſchreiben und leſen können.“ —

Die ängſtliche, thörichte Beſorgnis der Eltern, daß ihre Kinder nicht früh genug leſen lernen möchten, ſcheint in unſerer Zeit mit jedem Jahr zu wachſen, und zugleich die Menge ſchwächlicher, Kindlichkeit affectierender Kinderſchriften, eben für jene Kinder beſtimmt, welche zu früh leſen gelernt.

23. Erziehen zur Geiſtesgegenwart.

„Befolgt ihr Regeln, welche den herkömmlichen geradezu widerſprechen, bemüht ihr euch, euren Zögling immer in ſich geſammelt[1] und aufmerkſam auf

das zu erhalten, was ihn unmittelbar berührt, statt ihn unaufhörlich in andere Klimaten, andere Zeiten, bis an die Enden der Erde, ja bis zu den Himmeln herumirren zu lassen, dann werdet ihr ihn späterhin zum Begreifen, zum Festhalten im Gedächtnis, ja selbst zum Räsonnieren fähig finden; so ist die Ordnung der Natur." Ist es hier auf ein Leben in der Gegenwart nach Art der alten Griechen oder nach Art der Karaiben abgesehen?

24. Leibesübung.

„Zugleich übt den Leib des Zöglings auf alle Weise; es ist ein erbärmlicher Irrthum, wenn man wähnt, das thue der Geistesbildung Abbruch. Laßt den Zögling nur aufwachsen, ohne auf Schritt und Tritt gegängelt und gehofmeistert zu werden, so daß er sich selbst helfen und rathen muß, dann wird er immer Leib und Seele zugleich üben. So üben freie Wilde, aber nicht dienstbare Bauern den Leib. Möge der Zögling einst den Verstand eines Weisen mit der Stärke des Athleten in sich vereinen!" Freie Wilde, Athleten — bedenkliche Worte.

25. Verhaltungsregeln für den Hofmeister.

„Es ist eine schwere Kunst, den Zögling ohne stetes Befehlen zu leiten und Alles zu thun, indem man nichts thut.

Das Kind liest gewöhnlich viel besser in der Seele des Lehrers, als dieser im Herzen des Kindes, daher das Kind meist im Vortheil gegen den Lehrer ist.

Herrscht so, daß das Kind sich frei glaube und nicht gereizt sei, sich gegen euch zu verstellen, eure Schwächen zu erspähen und euch auf den Dienst zu passen.

Die Capricen der Kinder sind meist Frucht verkehrter Erziehung, da man sich nach Laune befehlen läßt und ihnen gehorcht!" Wahrheiten, welche Rousseau aus eigener Erfahrung — er war ja Hofmeister — entnommen zu haben scheint.

26. Der Leib vermittelt die Geistesbildung. Abhärtung.

„Was der menschliche Verstand aufnimmt, wird ihm durch die Sinne zugeführt, das Sinnliche bildet die Basis des Intellectuellen; unsere Füße, unsere Hände, unsere Augen lehren uns zuerst Philosophie. Darum muß man Glieder und Sinne als Instrumente unserer Intelligenz üben, und eben deswegen muß der Leib gesund und stark sein. Gymnastik gab den Alten diese Energie des Leibes und der Seele, welche sie auffallend vor den Neueren auszeichnet.

Man gebe weite Kleider, in denen sich das Kind frei und bequem bewegen kann, selbst im Winter trage es Sommerkleider; keine Kopfbedeckung, auch erhitzt trinke es kalt Wasser; es schlafe nicht in weichen Betten. — Schwimmen lernen ist wichtiger als Reiten lernen." Rousseau lobt Lockes Weise, die Kinder leib-

1) A le tenir toujours en lui même; geistesgegenwärtig, das Gegentheil von zerstreut.

lich abzuhärten, nur verwirft er dessen Warnung gegen das Trinken und das Lagern auf feuchtem Boden, wenn das Kind erhitzt ist. Aus Haß gegen französische Verweichlichung und Bewunderung karaibischer Abhärtung übertreibt er Alles.

27. Sinnenbildung. Das Gefühl.

„Die Sinne bilden sich am frühesten im Kinde aus; ihre Vervollkommnung sollte man daher zuerst ins Auge fassen, aber eben sie vergißt oder vernachlässigt man am meisten. — Uebt nicht bloß die Kräfte der Kinder, übt alle Sinne, welche die Kräfte regieren, benützt möglichst jeden Sinn, prüft die Eindrücke des einen Sinnes durch die der andern. Meßt, zählt, wägt, vergleicht.

Die Blinden haben das feinste Gefühl, sehende Kinder könnten es eben so ausbilden durch Uebungen und Spiele im Finstern, wodurch auch die in der Dunkelheit durch Thätigkeit der Phantasie bewirkte Furcht vertrieben würde.

Die Fingerspitzen sollten feinhäutig und reizbar sein; durchs Befühlen erfährt man vieles klarer und gewisser als durch die Augen. Dagegen sollten die Fußsohlen zum Barfußgehen abgehärtet werden.“ — Rousseau bringt mit großem Recht auf Ausbildung der Sinne. Doch geschieht es mehr, als wollte er ein Karaibenkind für die sciences exactes der Franzosen befähigen oder ein französisches Kind für die Lebensweise eines Wilden. Von Ausbildung des Auges für das Schöne ist nicht die Rede, wie überhaupt nicht von schönen, nur von nützlichen Künsten.

28. Das Gesicht.

Zeichnen. Geometrie.

„Das Gesicht irrt oft durch sein weites Feld und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche es umfaßt; es verleitet zu vorschnellem Urtheil. — Die Täuschungen der Perspective sind uns zur Schätzung des Raumes unentbehrlich, ohne die Abstufungen der Größe und des Lichts könnten wir keine Entfernung schätzen, oder es gäbe vielmehr für uns keine. Wenn uns von zwei gleich großen Bäumen der auf 100 Schritt entfernte eben so groß und klar erschiene, als der nur 10 Schritt entfernte, so würden wir meinen, beide stünden neben einander. Erschienen uns alle Gegenstände in ihrer wahren Größe, so würden wir keinen Raum bemerken. —

Die Größe des Augenwinkels, unter welchem wir Gegenstände wahrnehmen, wird zugleich durch die Größe und die Entfernung derselben bestimmt. Wie sollen wir aber unterscheiden, wenn uns ein Gegenstand kleiner als der andere erscheint, ob dieß durch seine wahre Größe oder durch seine weitere Entfernung bewirkt wird? —

Die Kinder müssen im Schätzen der Größen und Entfernungen geübt werden, so wie Architekten, Feldmesser u. a. hierin geübt sind. Ohne Fühlen, ohne

fortschreitende Bewegung, ohne Messen würden uns auch die besten Augen keinen Begriff vom Raume geben. Für die Auster ist das Universum ein Punkt. — An die Uebungen des Schätzens schließt sich das Zeichnen der Kinder an, welches ganz auf den Gesetzen der Perspective beruht. Man lasse aber nicht nach Vorlegeblättern, sondern nach der Natur zeichnen; es ist hierbei mehr drauf abgesehen, daß der Zögling richtig sehen und auffassen, als daß er kunstmäßig zeichnen lerne. —

Geometrie ist für Kinder, wie Zeichnen, zunächst eine Augenkunst, auf Anschauung gegründet. Macht genaue Figuren, setzt sie zusammen, deckt eine mit der andern, prüft ihre Verhältnisse. Von Beobachtung zu Beobachtung fortschreitend, werdet ihr die ganze Elementargeometrie finden, ohne daß von Definitionen und Problemen die Rede wäre, noch von einer andern Beweisform als durch Deckung.

Man vernachlässigt die Richtigkeit der Figuren, man setzt sie voraus und hält sich an die Beweisführung. Uns, im Gegentheil, wird es vornehmlich wichtig sein, möglichst gerade, richtige, gleiche Linien zu ziehen, möglichst vollkommene Quadrate und Kreise zu zeichnen.

In Turin gab man einem Knaben Waffeln von gleichem Umfange, aber von der verschiedensten Gestalt, der Knabe bot alles auf, um herauszubringen, welche Gestalt den größten Inhalt hatte.

Kinderspiele sollten das Auge, ja alle Organe üben. Was Kinder schon leisten können, zeigt sich, wenn sie Seiltänzerkünste machen. Gibts einen Zeitvertreib der Kinder, welchen der Hofmeister nicht lehrreich für sie machen könnte?" — Was Rousseau hier über das Lehren der Geometrie sagt, dürfte vorzüglich Berücksichtigung verdienen. Aus wahren, reinlichen geometrischen Zeichnungen entwickeln sich wahre, reinliche geometrische Begriffe.

29. Das Gehör.

Sprechen. Singen.

„Das Kind vergleiche Gesichts- und Gehöreindrücke, die zusammengehören, es bemerke z. B., daß der Blitz früher gesehen wird, als man dessen Donner hört.

Die Stimme entspricht als thätiges Organ dem leidenden des Hörens, beide bilden einander wechselseitig.

Der Zögling spreche schlicht. Laßt ihn ja nicht declamieren; er wird zu viel gesunden Sinn haben, um Dinge, die er nicht versteht, mit Betonung, Gefühle, die er nicht hat, mit Ausdruck vorzutragen. Lehrt ihn ohne Anstoß deutlich, ohne Affectation und so laut sprechen, daß er verstanden werde; lehrt ihn richtig und wohlklingend singen, nur keine Opernmusik; bildet sein Ohr für Tact und Harmonie." — Der musikalische Sinn Rousseaus läßt ihn hier einmal sein Huronenideal vergessen, auch fragt er nicht: wozu die Musik nütze sei.

30. Der Geschmack.

„Im Urstande waren den einfachen Menschen die Nahrungsmittel, welche ihnen am besten schmeckten, auch am gesündesten. Den Kindern ist der primitive Geschmack möglichst zu erhalten, ihre Nahrung sei gewöhnlich und einfach, nicht pikant; Fleischspeisen sind nicht für sie. — Bei solcher Nahrung laßt sie essen, so viel sie mögen. — Essen ist die Leidenschaft der Kinder. Daher lassen sie sich durch gute Bissen (par leur bouche) führen; jedenfalls ist dieß natürliche, sinnliche Motiv dem der Eitelkeit weit vorzuziehen. Gefräßigkeit tritt zurück, Eitelkeit nimmt zu mit den Jahren.“ —

31. Der Geruch.

„Er verhält sich zum Geschmack, wie das Gesicht zum Gefühl. Bei den Kindern ist er nicht sehr thätig.“

32. Sens commun. Ideenbildung.

[1]„Ein sechster Sinn entspringt aus dem gehörigen Gebrauch der übrigen Sinne, nämlich der Sens commun (Gemeinsinn.) Er wohnt im Gehirn, seine nur innerlichen Empfindungen nennt man ‚Perceptionen oder Ideen‘ (?) Die Zahl dieser Ideen bestimmt den Umfang unserer Kenntnisse, die Kunst, sie unter einander zu vergleichen, nennt man menschliche Vernunft. Die sensitive oder Kindervernunft bildet einfache Ideen durch das Zusammenfassen mehrerer sinnlicher Eindrücke (sensations); die intellectuelle Vernunft bildet zusammengesetzte Ideen aus mehreren einfachen.“

33. Charakteristik des zwölfjährigen Emil.

„Sein Aeußeres verräth Sicherheit (assurance) und Zufriedenheit; er spricht naiv, einfach und schwätzt nichts unnützes. Seine Ideen sind beschränkt, aber klar; er weiß nichts auswendig gelerntes, aber viel durch Erfahrung. Liest er weniger gut in unsern Büchern, so liest er desto besser im Buch der Natur; er hat weniger Gedächtnis als Urtheilskraft; er spricht nur eine Sprache, versteht aber, was er sagt; spricht er nicht so gut als die andern, so ist er geschickter als sie zum Thun. Routine, Gebrauch, Angewöhnung kennt er nicht, sein gestriges Handeln bestimmt das heutige nicht. Weder Autorität noch Beispiel imponieren ihm, er handelt und spricht nur, wie es ihm zusagt. Er weiß nichts von einstudierten Reden und Manieren, aber sein Ausdruck entspricht seinen Ideen, seine Aufführung entspringt aus seinen Neigungen.

Er hat wenige, aber seinem Alter entsprechende moralische Begriffe. Sprecht ihr ihm von Pflicht, Gehorsam, so weiß er nicht, was ihr wollt; befehlt ihm etwas, so versteht er euch nicht, sagt ihr aber zu ihm: wenn du mir das zu

1) Vgl. 17 und 42.

Gefallen thust, so werde ich dir gelegentlich wieder etwas zu Gefallen thun, so wird er augenblicklich sich beeifern, euren Wunsch zu erfüllen, denn nichts ist ihm lieber als Erweiterung seiner Herrschaft und Rechtsansprüche an euch zu erlangen, welche er für unverletzlich hält.

Hat er selbst Hilfe nöthig, so nimmt er den ersten, der ihm begegnet, in Anspruch, gleichviel ob es ein König oder ein Bedienter ist; alle Menschen sind noch in seinen Augen einander gleich. Ihr seht es dem Bittenden an, daß er fühlt, niemand sei verpflichtet, ihm die Bitte zu gewähren. Er ist einfach und lakonisch in seinen Ausdrücken, weder kriechend noch herrisch. Gewährt ihr ihm seine Bitte, so wird er euch nicht danken, aber fühlen, daß er euer Schuldner geworden ist; gewährt ihr sie nicht, so wird er sich nicht beklagen, nicht in euch dringen, sondern sich darein schicken. —

Lebhaft, thätig, unternimmt er nichts, was seine Kräfte übersteigt, die er erprobt hat und kennt. Er hat ein aufmerksames, verständiges Auge: er thut keine unnütze Fragen über alles was er sieht, sondern untersucht es selbst. Da seine Imagination noch unthätig ist und man nichts gethan hat, sie aufzuregen, so sieht er nur was wirklich da ist, überschätzt die Gefahren nicht und bleibt stets bei kaltem Blute.

Mag er sich beschäftigen oder spielen, beides ist für ihn gleich, seine Spiele sind seine Beschäftigungen; er findet zwischen beiden keinen Unterschied. Unter den Stadtkindern ist keines geschickter, alle sind schwächer als er; den Bauernkindern an Stärke gleich, übertrifft er sie in Gewandtheit. Im Laufen, Springen, Schätzen der Entfernungen ist er Meister. Er ist gemacht, seine Altersgenossen zu leiten, durch Talent und Erfahrung, ohne andere Autorisation. Ohne befehlen zu wollen, wird er den Andern voranstehen, sie werden ihm gehorchen, ohne es zu bemerken.

Er ist ein reifes Kind und hat ein Kinderleben geführt, sein Glück auch nicht für seine Bildung hingegeben. Stirbt er jung, so hat man doch nur seinen Tod, nicht auch sein Leben zu beweinen.

Für einen so gebildeten Knaben haben gewöhnliche Menschen freilich kein Auge, sie sehen in ihm nur einen Schlingel (polisson). Der Lehrer kann nicht mit ihm Parade machen, ihm nichts abfragen und darauf geht doch die Lehrweise der Meisten aus."

Ein gesunder, starker, gewandter, sinnengeübter Knabe, ein methodisch für eine rein irdische Existenz und kalte Selbstständigkeit dressierter, ein französiertes Karaiben- oder karaibisiertes Franzosenkind, ohne Phantasie, ohne Poesie, ohne Liebe, ohne Gott. —

Drittes Buch.

Emil vom zwölften bis zum fünfzehnten Lebensjahre.

34. Wissenstrieb. Methode. Autoritätsglaube.

„Neugierde wird nun rege, sie bewegt den Knaben von jetzt an. Zur natürlichen Neugierde gesellt sich das eitle Streben, für gelehrt zu gelten. — Sinnliche Eindrücke müssen zu Ideen ausgebildet werden, nur müssen wir nicht plötzlich von sinnlichen zu intellectuellen Objecten überspringen. Die Welt, Thatsachen, nicht Bücher müssen die Lehrer sein, es müssen nicht bloße Worte gelernt werden.

Der Zögling wisse nichts, weil ihr es ihm gesagt, sondern weil er es begriffen hat, er lerne die Wissenschaft nicht, er erfinde sie. Wenn ihr ihm je eine Autorität statt der Gründe gebt, so wird er nicht mehr selbst denken, sondern das Spielwerk fremder Meinungen sein." —

Ein Aeußerstes zieht das entgegengesetzte Aeußerste nach sich. Behandelten früher unverständige, harte Lehrer die Knaben als todte Gefäße, in welche man lateinische Vocabeln, geometrische Beweise u. s. w. hineinfüllte, so sollen sie nach Rousseau alles selbst erfinden; machten früher tyrannische Lehrer überall ihre Autorität gewaltsam geltend, so soll plötzlich keine Autorität mehr gelten. Aus einem pädagogischen Siècle de Louis XIV. werden wir in eine pädagogische Revolutionszeit versetzt.

Wehe den Knaben, denen keine Autorität mehr heilig ist, welche aller Ehrfurcht und Liebe gegen Eltern und Lehrer baar sind.

35. Anfänge der Astronomie.

„Ein schöner Sonnenaufgang. Der Lehrer ist in Entzücken, der dreizehnjährige Knabe aber noch nicht reif, um an einem herrlichen Frühlingsmorgen Freude haben zu können. Es wäre thöricht, wenn der Lehrer sich abmühte, dem Zögling sein Entzücken einzureden.

Für den Knaben gehören keine Beschreibungen, keine Beredsamkeit noch Poesie, von Gefühl und Geschmack ist bei ihm keine Rede. Bleibt gegen ihn klar, einfach und kalt. Macht den Knaben nur auf die Aufgangs- und Untergangspunkte der Sonne aufmerksam und laßt ihn darüber grübeln, wie die Sonne aus Westen nach Osten zurückkehre. Die Beobachtung, wie sie von Osten nach Westen über den Himmel zieht, deutet auf die Antwort. — Weiter macht aufmerksam auf den Wechsel der Auf- und Untergangspunkte nach den Jahreszeiten. Alles dieß, ohne eine Armillarsphäre zu Hilfe zu nehmen, deren Kreise den Knaben verwirren."

Als müßte man beim schönen Sonnenaufgang entweder auf Rousseaus Weise pseudopoetisch sieden, oder — was er dem zwölfjährigen Knaben auferlegt — bei astronomischer Beobachtung frieren. Giebt es kein Drittes?

36. Anfänge der Geographie und Physik. Methode.

„Der geographische Unterricht gehe vom Wohnhause und Wohnort aus. Der Zögling entwerfe Karten von der Umgebung, um zu lernen, wie Karten entstehen und was sie vorstellen. —

Es gilt weniger, dem Knaben Wissenschaften zu lehren, als ihm Geschmack an denselben einzuflößen und Methoden zu geben, um sie zu erlernen, wenn sich sein Geschmack erst mehr entwickelt hat. — In diesem Alter muß man ihn auch daran gewöhnen, einen Gegenstand mit ausdaurender Aufmerksamkeit zu verfolgen, doch nie bis zum Ueberdruß. — Frägt er, um sich zu unterrichten, so antwortet ihm so viel als nöthig, um seine Neugierde zu reizen, laßt euch aber nicht von ihm durch unaufhörliches, albernes Fragen ermüden. — Die Philosophie entwickelt die Wissenschaften von Prinzipien aus, nicht so die Lehrmethode. Hier weist und führt ein einzelnes Object auf ein folgendes, da fesselt Neugier die Aufmerksamkeit. — —

Hat der Zögling die Mittagslinie nach dem Schatten gefunden und gezogen, so bemerkt er auch, daß der Kompaß ihm die Mittagslinie ersetzt.

Der Unterricht in der Physik beginne mit den einfachsten Erfahrungen, ja nicht mit Instrumenten. Diese müssen vielmehr aus solchen Erfahrungen hervorgehen, ja, wenn auch noch so unvollkommen, vom Lehrer und Zögling selbst angefertigt werden. Durch solche selbständige Thätigkeit erwirbt man Begriffe von größerer Klarheit und Gewißheit. —

Die vielen Instrumente, welche man erfand, um uns beim Experimentiren zu führen und der mangelhaften Sicherheit der Sinne zu Hilfe zu kommen, sie sind schuld, daß man die Sinne weniger übt. Je mehr sich unsere Werkzeuge vervollkommnen, um so grober und ungeschickter werden unsere Organe.

Rein speculative Kenntnisse sind nicht für Kinder, selbst nicht für solche, welche sich dem Jünglingsalter nähern. Doch müßt ihr darauf sehen, daß alle ihre Experimente eine Kette bilden, um sie mit Hilfe dieser Kette im Verstande zu ordnen, denn ganz vereinzelte Thatsachen und Beweisführungen haften nicht im Gedächtnis. —

Beim Aufsuchen der Naturgesetze beginnt immer mit den gemeinsten und augenfälligsten Erscheinungen."

Meist vortreffliche Bemerkungen über naturwissenschaftlichen Elementarunterricht. Den geographischen Unterricht wollte schon früher Comenius, später Pestalozzi mit den nächsten Umgebungen beginnen. Frische Knaben orientieren sich aber, wofern man ihnen nur Freiheit läßt, ohne mit dem Lehrer langweilige topographische Spaziergänge zu machen. Man lehre doch nichts was der Knabe

frei, ohne alle Anweisung erlebt. Rousseaus Hofmeister, welcher bei jedem Ausflug, ja bei jedem Spiel, den Kindern etwas beibringen will, müßte diesen unleidlich sein.

37. Keine Autorität.

„Das Kind thue nichts aufs Wort; ihm ist nur das gut, was es selbst als gut erkennt. Ihr raubt ihm durch eure Weise den Mutterwitz, ihr gewöhnt es, sich immer leiten zu lassen, nur eine Maschine in anderer Händen sein. Vom Kinde Gelehrigkeit verlangen, heißt verlangen, daß es erwachsen leichtgläubig werde und sich am Narrenseil führen lasse. Es hilft nichts, dem Knaben zu sagen: man befehle ihm etwas zu seinem eigenen Besten, später werde er das einsehen. Das heißt jedem Schwärmer, Charlatan und Betrüger in die Hände arbeiten, welcher den Knaben in spätern Jahren in sein Netz locken will."[1]

38. Gegen vorgreifendes Lernen. Wozu nütze?

„Das Kind lerne, was es für sein Alter, nicht vorgreifend das, was es in spätern Jahren zu wissen nöthig hat. Aber, sagt ihr, kann man denn das Nöthige erlernen im Moment, da man es anwenden soll? Ich weiß nicht, aber das weiß ich, man kann es nicht früher lernen, denn unsere wahren Lehrmeister sind Erfahrung und Gefühl, und nur durch bestimmte Lagen, in welche der Mensch im Leben geräth, lernt er, was das Rechte sei. Wenn wir dem Zögling den Begriff des Nützlichen beigebracht, so haben wir hierdurch ein neues Mittel, ihn zu leiten; er sieht ein, daß sich dieß Wort auf sein gegenwärtiges Wohlsein bezieht. Wozu ists nütze? Das ist forthin das geheiligte Wort, das Wort, welches zwischen Lehrer und Schüler alles Thun mißt, es ist die Frage, mit welcher jener eine Menge unnützer Fragen des Schülers zurückweist, aber auch die, welche der Schüler gelegentlich an den Lehrer richtet."

Es giebt verwerfliche, aber auch nothwendige Anticipationen beim Lernen. Samenkörner werden in die Kinderseele gelegt, welche Jahre lang, wie todt schlummern, aber sich lebendig regen, wenn der entsprechende Moment eintritt. Greise trösteten sich in der Todesstunde mit Versen aus Sterbeliedern, die sie als Kinder gelernt.

39. Schwächen verhehlen. Wortkarg sein. Eitelkeit als Motiv.

„Wo ist der Lehrer, welcher gegen den Schüler eingestehen mag, daß er geirrt? — Hat der Lehrer auf Fragen des Schülers keine Antwort zur Hand, so mag er dieß ohne Umstände sagen.

Ueberhaupt vermeide man weitläuftige Explicationen, welche von Lehrern oft nur gegeben werden, um sich vor gegenwärtigen Erwachsenen sehen zu lassen.

1) Vgl. 34.

Man bleibe bei der Sache. Wir legen zu großes Gewicht auf Worte, und nsere geschwätzige Erziehung bildet Schwätzer. Ein Knabe, der sich verirrt, :fährt so besser, wozu das Orientiren nach der Sonne nütze sei, als durch lan- :s Demonstriren. Wo man kann, lehre man durch die That.

Was der Knabe nur durch Anspannung seiner Eitelkeit lernt, mag er lieber ır nicht lernen." — Vortrefflich.

40. Bücher. Robinson. Werkstätten.

„Aus Büchern lernt man über Dinge sprechen, die man nicht versteht. — Es giebt aber ein Buch, das als der trefflichste Tractat über naturgemäße rziehung betrachtet werden kann; ein Buch, das lange Zeit die ganze Bibliothek s Zöglings bilden möge — nämlich Robinson Crusoe. Robinson, isolirt auf ner Insel, genöthigt, alles, was ihm nöthig, durchaus selbst zu schaffen, werde s Knaben Ideal, der fortan nur nach dem fragen wird, was ihm auf einer obinsoninsel nöthig sei.

Der Lehrer besuche mit dem Zögling Werkstätten, lasse ihn selbst Hand legen, wodurch er alles besser verstehen lernt, als durch vieles Erklären. Er rne zugleich die wahrhaft nützlichen Handwerker höher achten, als die in der elt mehr geschätzten, sogenannten Künstler. Ein Schlosser soll ihm höher hen als ein Goldschmied. Steinschneider, Vergolder sind in seinen Augen agediebe, welche sich mit unnützen Spielereien beschäftigen, selbst Uhrmacher lten ihm wenig. Er würdigt alle menschlichen Arbeiten, und eben so alle aturerzeugnisse, je nachdem sie zu seinem Nutzen, seiner Sicherheit und zu seinem ohlbefinden beitragen; Eisen hält er viel höher als Gold, Glas höher als den iamant. —

Es ist nicht gemeint: der Zögling solle alle und jede Gewerbe kennen lernen, ır die ihm nöthigsten kenne er genau und in ihrem Zusammenhange." —

Hier ergiebt sichs klarer, was Rousseau mit der Frage: wozu nütze? meint. uf rohe Weise schätzt er nur das, was durchaus dem Menschen zu seiner Sub- tenz nöthig ist,[1] zu einem möglichst vollkommenen thierischen Dasein. Sogar hrmacher gelten ihm wenig — die höhere, schöne Kunst erwähnt er nicht ein- al, so unnütz muß sie ihm erscheinen.

41. Egalité. Revolution. Handwerk erlernen.

„Eure Erziehung des Menschen richte sich nach dem, was er an sich selbst , nicht nach etwas Aeußerm. Indem ihr ihn ausschließlich für einen bestimm- n Stand bildet, macht ihr ihn für jeden andern Stand unnütz und nur un- ücklich, wenn seine Lage sich etwa ändert. Wie lächerlich ist ein großer Herr,

1) Quousque possunt bestiae.

der zum Bettler geworden und die Vorurtheile der Geburt in seinem Elende festhält; wie verächtlich ein verarmter Reicher, der sich völlig erniedrigt fühlt!

Ihr verlaßt euch auf die gegenwärtige gesellige Ordnung, ohne daran zu denken, daß diese Ordnung unvermeidlichen Veränderungen unterworfen und es euch unmöglich ist, die Revolution vorauszusehen, und zu verhindern, welche eure Kinder treffen kann. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch Unterthan. Wir nähern uns einer Krisis, dem Jahrhundert der Revolutionen. Es ist unmöglich, daß die großen Monarchien Europas noch lange dauern. Wer kann euch dafür gut sagen, was dann aus euch wird? Was Menschen geschaffen, können Menschen zerstören, nur der von der Natur aufgeprägte Charakter ist unauslöschlich und die Natur schafft weder Fürsten, noch Reiche, noch große Herren. Was wird dann in seiner Erniedrigung jener Satrap anfangen, welchen ihr nur für einen hohen Stand erzogen habt? Was in seiner Armut der Generalpächter, welcher nur von Golde lebt? — Glücklich der, welcher es dann versteht, den Stand zu verlassen, welcher ihn verläßt, und ein Mensch zu bleiben dem Schicksal zum Trotz. — Der Ackerbau ist zwar das vorzüglichste Gewerbe, doch steht, wenn böse Zeit einbricht, der Handwerker unabhängiger. Laßt drum euren Sohn ein ehrliches, d. i. ein nützliches Handwerk lernen, z. B. das Schreinerhandwerk. Auch deswegen, um die Vorurtheile gegen das Handwerk zu überwinden. Nur hüte man sich, neue Eitelkeit zu erzeugen, indem man sich bemüht, Eitelkeit zu bekämpfen.

Das große Geheimnis der Erziehung ist: es so einzurichten, daß Leibes- und Geistesübungen einander zur Erholung dienen."

Hier weißagt Rousseau die französische Revolution fast 30 Jahre vor ihrem Eintritt. Wie ein großer Baumeister den Dom beschreibt, dessen Bild vor seiner Seele steht, ehe auch nur der Grundstein gelegt ist, so steht dem großen Meister des Zerstörens das Bild des Greuels der Verwüstung vor der Seele, ehe die von ihm gelehrten Gesellen Hand ans Werk gelegt.

42. Sinnliche Eindrücke. Ideen. Urtheilen.

[1] „Nachdem wir Leib und Sinne des Zöglings zuerst geübt, übten wir auch seinen Verstand und seine Urtheilskraft. Zuletzt lehrten wir ihn, seine Glieder im Dienste seiner Fähigkeiten zu gebrauchen. Wir haben ein handelndes und denkendes Wesen aus ihm gebildet; um den Menschen zu vollenden, müssen wir aus ihm nur noch ein liebendes und fühlendes Wesen machen, das heißt seine Vernunft durch das Gefühl vervollkommnen.

Hatte der Zögling zuerst nur sinnliche Empfindungen (sensations), so hat er nun Ideen und urtheilt. Denn durch Vergleichung mehrerer auf einander folgender oder gleichzeitiger sinnlicher Eindrücke und durch ein Urtheil über

1) Vgl. 32. 17.

dieselben entsteht eine Art zusammengesetzter Empfindung, ‚welche ich Idee nenne.' Beim (einfachen) sinnlichen Eindruck verhält sich die Urtheilskraft rein leidend, sie bestätigt nur, daß man wirklich fühle, was man fühlt; bei dem Begriff (perception) oder der Idee ist die Urtheilskraft thätig; sie stellt zusammen, vergleicht und bestimmt Verhältnisse, welche der Sinn nicht bestimmt.

Urtheilen verführt zu Irrthümern, besonders Gelehrte, weil die Eitelkeit, durch Urtheile zu glänzen, ihrer Einsicht vorausläuft. Unwissenheit, die da spricht: was gehts mich an? bewahrt allein vor Irrthum. So sprechen Wilde und Weise. Unser Zögling darf nicht so sprechen, er ist ein Wilder, aber bestimmt, in Städten zu wohnen. —

Am besten lernt man urtheilen, wenn man auf Vereinfachung der Erfahrungen hinarbeitet und gewitzigt mehr auf Vermeiden des Irrens ausgeht, als auf positive Erkenntnis der Wahrheit, auch lieber seine Unwissenheit bekennt, als etwas unzureichend darzuthun sich bemüht."

43. Emil im fünfzehnten Lebensjahre.

„Genöthigt, durch sich selbst zu lernen, gebraucht er seinen eigenen, nicht anderer Menschen Verstand und giebt nichts auf Autorität. Kommen doch unsere meisten Irrthümer weniger von uns selbst als von andern. Durch diese stete Uebung hat sein Geist eine Kräftigkeit, ähnlich der, welche man dem Leibe durch Arbeit und Strapazen erwirbt. Eben dadurch schreitet er auch nur nach Maßgabe des Wachsthums seiner Kräfte fort. Ins Gedächtnis legt er einzig das nieder, was sein Verstand sich angeeignet hat. Er hat daher zwar nur wenige, aber keine halben Kenntnisse. Er weiß, daß er Vieles nicht weiß, sein Geist ist offen, entschlossen, und wenn nicht unterrichtet, doch unterrichtsfähig. Bei Allem was er thut, weiß er wozu es nütze; bei Allem was er glaubt, warum ers glaubt. Er schreitet wenig, aber sicher fort. Er hat nur Naturkenntnisse, keine geschichtlichen, von Metaphysik und Moral weiß er nichts. Er versteht es wenig, Ideen zu generalisiren und Abstraktionen zu machen; er bemerkt Eigenschaften, die mehrern Körpern gemeinsam, ohne über das Wesen dieser Eigenschaften zu räsonniren. Was ihm fremd, würdigt er nur im Verhältnis zu sich, aber diese Würdigung ist genau und sicher. Was ihm am nützlichsten, das hält er am höchsten und giebt nichts auf die Meinung.

Emil ist arbeitsam, mäßig, geduldig, fest, muthig. Seine, auf keine Weise erhitzte Phantasie vergrößert ihm nie die Gefahren, er kann standhaft Leiden ertragen, weil man ihm nicht beigebracht, sich gegen das Geschick aufzulehnen. Was der Tod sei, weiß er noch nicht recht, aber gewöhnt, sich ohne Widerstand dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, wird er, wenn er sterben muß, ohne Seufzen und ohne sich anzustellen sterben. Mehr verlangt die Natur nicht von uns in diesem von Allen verabscheuten Moment. Frei leben, sein

Herz wenig an menschliche Dinge hängen, das ist das sicherste Mittel, sterben zu lernen.

Gesellschaftliche Tugenden fehlen dem Emil. Er betrachtet sich ohne Rücksicht auf andere; es ist ihm recht, daß andere nicht an ihn denken. Er macht an niemanden Anforderungen und glaubt, niemandem etwas schuldig zu sein. Allein in der Gesellschaft stehend, rechnet er nur auf sich selbst, und kann es mehr als andere seines Alters. Er hat keine Irrthümer und Laster, die unvermeidlichen ausgenommen. Sein Leib ist gesund, seine Glieder sind geschickt, sein Verstand richtig und ohne Vourtheile, sein Herz frei und ohne Leidenschaften. Die Eigenliebe, die erste und natürlichste von allen Leidenschaften, ist in ihm kaum hervorgetreten. Ohne jemandes Ruhe zu stören, hat er so zufrieden, glücklich und frei gelebt, als die Natur nur immer erlaubt. Findet ihr, daß ein also in sein fünfzehntes Lebensjahr eingetretenes Kind seine früheren Jahre verloren habe?" — So fragt Rousseau, als wäre er seiner Sache ganz sicher. Was ich vom zwölfjährigen Emil gesagt,[1] gilt vom fünfzehnjährigen in noch größerem Maaße. Man friert bei der Charakteristik des kalten Knaben, welcher durch die große Kunst des Hofmeisters zu einer Selbständigkeit gediehen ist, daß er nicht nach Gott und Menschen fragt, kein Bedürfnis nach Liebe fühlt, keinen Sinn für Poesie hat. Ein flaches Verstehen der Sinnenwelt und die leiblichen Fertigkeiten eines Wilden sind das Höchste, was erstrebt wird; von einem ächten, ethischen Ideale kann da nicht die Rede sein, wo das Herz aller Tugenden, die Liebe fehlt. Nur das irdische Dasein ist ins Auge gefaßt; der Tod macht solchem pädagogischen Meisterstück ein Ende; Emil würde ihn mit thierischer Resignation erdulden. —

Viertes Buch.

Emil vom fünfzehnten Lebensjahre bis zu seiner Verheiratung.

44. Pubertät. Selbstliebe. Eigenliebe. Unschuld.

„Die Pubertät tritt nun ein, mit ihr regen sich die Leidenschaften, deren Quelle die Selbstliebe (l'amour de soi). Diese Liebe treibt jeden, für seine Erhaltung zu sorgen. Was uns dient, suchen wir daher, was uns dienen will, lieben wir; was uns schadet, fliehen wir, was uns schaden will, hassen wir. Das Kind fühlt anfangs Wohlwollen, weil alle ihm dienen, welche ihm nahen. Erweitert sich aber der Kreis seiner Umgebungen, so erwacht das Gefühl seiner Verhältnisse zu den Andern, es vergleicht sich mit ihnen; seine Selbstliebe ver-

1) S. Nr. 33.

wandelt sich in Eigenliebe (amour propre), welche sich über andere erhebt und sogar fordert, daß diese ihn höher halten sollen als sich selbst. Haß und Zorn entspringen aus der Eigenliebe. — Es ist wahr, daß die Kinder, da sie nicht immer allein leben können, schwerlich immer gut leben werden. Aus der in Eigenliebe verwandelten Selbstliebe entspringt in kleinen Seelen Eitelkeit, in großen, Stolz; Leidenschaften, welche nur durch unsere Schuld in Kinderherzen keimen, bei Jünglingen aber selbst gegen unsern Willen. —

Die Pubertätsentwicklung wird widernatürlich beeilt, man halte sie vielmehr möglichst zurück. — Ueber Geschlechtsverhältnisse belüge man die Kinder nicht, hüte sich besonders, ihre Neugier in Bezug auf dieselben zu reizen, schweige darüber, sage ihnen aber, was man nicht für immer geheim halten kann. —

Ein Kind, das nicht mit bösen Anlagen geboren ist (qui n'est pas mal né) und bis zum zwanzigsten Jahre seine Unschuld bewahrt hat, das ist in diesem Alter der großmüthigste, beste, liebendste und liebenswürdigste Mensch. So etwas habt ihr nicht gehört, ich glaube es wohl, eure im tiefsten Verderben der Schulen aufgewachsenen Philosophen können das freilich nicht wissen."

Emil tritt in die Jahre, da bei wachsender Freiheit die Sünde freier hervortritt, und die Feigenblätter rousseauscher Sophistik immer weniger ausreichen, sie zu bedecken. Dennoch bleibt der Verfasser möglichst dabei, daß alles Böse nicht aus dem Herzen, sondern einzig durch Andere ins Herz komme.

45. Glück. Liebe. Mitleid. Dankbarkeit.

Es folgen nun Anweisungen zur ethischen Erziehung, z. B. man solle den Jüngling bewahren, daß er nicht glänzendes Scheinglück für wahres, wünschenswerthes Glück halte; solle ihm nicht heuchlerische Phrasen von Liebes- und Mitleidsbezeugungen lehren, vielmehr ächtes Mitleidsgefühl einflößen. Undank sei dem Menschen nicht natürlich, er werde aber durch Wohlthäter erregt, die sich selbstsüchtig zeigen. —

46. Menschenkenntnis.

„Wenn in Emil die Eigenliebe erwacht, so vergleicht er sich mit seines Gleichen und sucht unter ihnen den ersten Platz zu behaupten. Jetzt ist es Zeit, ihn mit den socialen Verhältnissen, mit der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit der Menschen bekannt zu machen. Er soll die Menschen in und unter ihrer geselligen Maske kennen, sie beklagen, nicht aber sie hassen lernen. Emil wisse, daß die Menschen von Natur gut sind, er begreife aber, wie sie durch die Gesellschaft schlecht und verkehrt werden; in ihren Vorurtheilen sehe er die Quelle aller ihrer Laster; er fühle sich getrieben, jeden Einzelnen zu schätzen, die Menge aber zu verachten."

Mit Locke einverstanden, breche ich hier ab, um so mehr, als schon im vierten Buche des Emil die Digressionen sich vervielfältigen und das pädagogische Ziel mehr und mehr aus den Augen verloren wird.[1]

Der von mir gegebene Auszug wird es rechtfertigen, daß ich den Emil ein eben so lehrreiches als verführerisches Werk genannt habe. Umgeben von einer in Fäulnis übergegangenen Civilisation, fand der Misanthrop viel lehrreiches durch bloßes Verwerfen des Gebräuchlichen. Aber Haß dringt nicht in das Wesen der Wahrheit, noch auf den tiefsten Grund des Verderbens der Völker. Das vermag nur die Liebe, sie allein vermag auch nur zu heilen. — Verführerisch wird Rousseau, indem er Wahrheit und Lüge, Heilsames und Heilloses aufs künstlichste vermischt, so daß nur ein unausgesetzt wachsamer, kritischer Leser das Gute vom Bösen scheidet. — Ich schließe mit dem wiederholten Wunsche: möchte der vorstehende Auszug und die hinzugefügten Bemerkungen dem Leser diese kritische Scheidung erleichtern!

11. Philanthropin.

Wenn Rousseau in Frankreich einen unberechenbaren politischen Einfluß übte, wenn er der Pharus der Revolutionsmänner war, so ward er dagegen in Deutschland und in der Schweiz Pharus vieler Pädagogen.

Ein großes Aufsehen machte das im Jahre 1774 zu Dessau gestiftete Philanthropin, in welchem man ganz den rousseauschen Ansichten folgte und sie auf alle Weise ins Leben zu rufen suchte. —

Der Name Philanthropin lebt noch fort, er ist fast zum Spottnamen geworden, um flache pädagogische Bestrebungen zu bezeichnen. Bei näherer Betrachtung dürfte es sich aber ergeben, daß der gegenwärtige Begriff des Philanthropinismus doch mehr einer von den Hyperphilologen gebildeten Caricatur, als dem einstigen dessauischen Philanthropin selbst entspreche.

Eine getreue Schilderung des Philanthropins muß manches vergessene Wunderliche, ja Alberne, wieder ins Gedächtnis rufen, sie wird aber auch viele redliche, uneigennützige Bemühungen treuer Arbeiter und heilsame Früchte jener Anstalt in Erinnerung bringen, welche auch vergessen sind. —

Der Mann, welcher mit unermüdlichem Eifer die Stiftung des Philanthropins zu Stande brachte, war Basedow.[2]

1) Doch finden sich einzelne treffende Bemerkungen in diesem Buche, so über Keuschheit der Bibel-Sprache, Unkeuschheit der französischen, über ausschweifendes Leben aus purer Eitelkeit u. s. w.

2) Vgl. Schwarz Erziehungslehre 2, 1. S. 460; dann „Vierteljährige Nachrichten von Basedows Elementarwerk. 1771." S. 4—31, wo Basedow biographische Nachrichten von sich gibt, und „Beiträge zur Lebensgeschichte Joh. Bernhard Basedows. Magdeburg 1791."

Er wurde in Hamburg 1723 geboren, der Sohn eines Perruquiers und einer bis zum Wahnsinn melancholischen Mutter. Sein Vater hielt ihn so streng, daß der Knabe fortlief und Bedienter bei einem holsteinischen Landphysikus wurde. Auf heftiges Zureden des Vaters kehrte er nach Verlauf eines Jahrs ins väterliche Haus zurück und besuchte das Johanneum, wo er sich durch unnütze Streiche auszeichnete. Im Jahre 1741 kam er auf das Gymnasium; hier war unter andern der bekannte Reimarus (der Verfasser der wolfenbüttler Fragmente), sein Lehrer. Als Gymnasiast machte er viele Gedichte, z. B. eins in 100 Strophen über die Geschichtskunde. Durch Gelegenheitsgedichte und Informieren verdiente, durch Ausschweifungen verthat er Geld. Sein Studieren war ohne Regel und Ausdauer. Im Jahre 1744, 21 Jahre alt, gieng er auf die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen. Dort studierte er, wie er erzählt, fast nur auf seiner Stube, doch hörte er Crusius. Durch die wolfische Philosophie kam er „in eine Mitte zwischen dem Christenthum und Naturalismus," und gewann, wie er sich ausdrückt, „ungelernte Meinungen in der Philosophie." Im Jahre 1746 gieng er als Candidat nach Hamburg, 1749 erhielt er, 26 Jahr alt, eine Hofmeisterstelle bei einem Herrn von Quaalen in Holstein. An seinem siebenjährigen Zögling versuchte er eine neue Methode des Sprachunterrichts, wobei er selbst erst latein sprechen und schreiben lernte.[1] Französisch lehrte ihn die Gouvernante des Hauses, welche er heiratete. Im Jahr 1753 ward er Professor der Moral und schönen Wissenschaften auf der Ritterakademie zu Soröe. Eine von ihm herausgegebene „praktische Philosophie für alle Stände," zog ihm durch ihre Heterodoxie den Unwillen des Oberhofmeisters der Ritterakademie, Grafen Danekiold, zu,[2] und er ward deshalb 1761 als Professor an das Gymnasium zu Altona versetzt. Hier verfaßte er zwei ebenfalls heterodoxe Bücher: „Philalethie" und „Methodischer Unterricht, sowohl in der natürlichen als biblischen Religion." Mehrere Theologen, unter ihnen der Senior Götze in Hamburg, schrieben gegen diese Bücher, der hamburger Magistrat warnte; der lübecker Magistrat verbot sie bei 50 Thaler Strafe. Basedow ward nebst seiner Familie in Altona und der Nachbarschaft vom Abendmahl ausgeschlossen. — Von 1763 bis 1768 verfaßte er eine Menge theologischer Streitschriften. Im letzteren Jahre publicirte er eine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt," mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntnis. Zugleich schrieb er an Kaiser, Könige, Akademien, Frei-

1) Von dieser Methode gab er Nachricht in seiner Dissertation: De inusitata et optima honestioris juventutis erudiendae methodo. Kilonii 1752.

2) Doch soll Gellert dem Buche Beifall gegeben haben. (Beiträge 13.) Unter Anderm nahm Basedow auch damals Theil am Nordischen Aufseher, worüber er mit Lessing in Streit gerieth. Vgl. Berliner Literaturbriefe.

maurerlogen, Gelehrte ꝛc., um sie für das von ihm herauszugebende Elementarbuch zu interessiren, und es glückte ihm bei den meisten.

Der dänische Minister Bernstorf, um ihm Muße für seine pädagogischen Bestrebungen zu verschaffen, entband ihn von seinen Amtspflichten, indem er ihm zugleich einen Gehalt von 800 Thalern zusicherte. —

Das erste zur Dauer bestimmte Buch für das Schulwesen war, wie Basedow selbst sagt, das „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker."[1] Hierin gab er „einen Plan aller seiner auf das Schulwesen gerichteten Wünsche und Vorsätze." Wie dieß Buch für Erwachsene bestimmt war, so das genannte, zu gleicher Zeit bearbeitete „Elementarwerk mit Kupfern" für Kinder. Dieß wurde im Jahr 1785 zum zweiten Male aufgelegt, durch reichliche Unterstützungen ward die erste Ausgabe möglich, denn Kupfer kosten Geld, sagt Claudius.[2] Mit Hülfe der Kupfersammlung sei im Elementarbuch gesorgt, wie Basedow bemerkt: a) für elementarischen Unterricht in Sach- und Wörterkenntnis; b) für eine unvergleichbare und durch die Erfahrung bestätigte Methode, die Kinder ohne Verdruß und Zeitverlust lesen zu lehren; c) für Naturkenntnis; d) für Sittenlehre, Seelenerkenntnis und Vernunftlehre; e) „für einen sowohl gründlichen als ins Herz dringenden Unterricht in der natürlichen Religion und für eine solche unparteiische Beschreibung der übrigen Religionen, daß sie schlechterdings nicht anzeigt, von welcher Religion der Verfasser selbst sei;" f) für Kenntnis der bürgerlichen Gesellschaft, des Commerzwesens ꝛc. Man sieht: es war auf eine ebenso umfassende Encyklopädie alles für Kinder Wissenswürdigen abgesehen, wie einst bei des Comenius Orbis pictus; das Werk sollte mit seinen charakteristischen Kupferstichen den Orbis pictus des 18ten Jahrhunderts vorstellen.[3] Es erschien 1774 in vier Bänden und 100 größtentheils von Chodowiecki entworfenen Kupfertafeln. Von Mangelsdorf ward es, unter des bekannten Hofrath Klotz Aufsicht ins Lateinische, von Huber ins Französische, später auch ins Russische übersetzt. Etwas früher, im Jahre 1771, erschien Basedows „Agathokrator oder von Erziehung künftiger Regenten." „Ich habe,

1) Ich habe die dritte Auflage dieses Buchs vom Jahre 1773 vor mir.

2) Im Jahre 1771, ehe die erste Ausgabe vollendet war, erhielt Basedow schon 7000 Reichsthaler Beihülfe. (Viertelj. Nachr. S. 20.) König Christian VII von Dänemark gab 900 Thaler, Kaiserin Katharina 1000 Thaler, der Großfürst Paul 500 Thaler, der Erbprinz von Braunschweig 200 Thaler. „Der hochvermögende Stand in Basel" 150 Thlr., die königliche Regierung in Osnabrück 50 Thlr., Fürst Czartorycki 50 Thlr., Nicolaus von der Flüe, Abt zu Maria-Einsiedel 42 Thlr. u. s. w. Ich führe dieß aus Basedows Verzeichnis der Beförderer des Elementarwerks an, zum Beweise, wie die verschiedensten Menschen in den verschiedensten Ländern, großen Antheil an dieser Angelegenheit nahmen und Großes hofften.

3) Mehreres zur näheren Charakteristik des Elementarwerks weiter unten. Der Text kostete 4 Thaler, die Kupfer 8 Thaler. Das Methodenbuch und das Elementarbuch wurden von Barve (in der leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften) außerordentlich gelobt; die berliner Bibliothek stellte Basedow zu Locke und Rousseau.

sagt er, die Erziehung eines alethinischen Prinzen, auch die nöthigen Vorbereitungen zu derselben, ferner die Wirkungen, als er König ward, darinnen beschrieben. Ich hoffe, diese werde eine der wirksamsten aller meiner Schriften, zum großen Segen der Nachwelt." — Ein Menschenalter ist seit Erscheinen des Buchs verflossen, wo spürt man dessen Wirkungen, ja wie viele mögen noch wissen, daß je ein solches Buch existirt hat?[1] —

Basedows wiederholte Aufforderungen, für das Erziehungswesen thätig zu sein, fanden aber nicht bloß in der Beförderung seiner schriftstellerischen Unternehmungen Anklang. Ein trefflicher junger Regent, Leopold Friedrich Franz Fürst von Anhalt Dessau, ward durch den, aus Göthes Leben bekannten Behrisch, den Hofmeister des Erbprinzen von Dessau, auf Basedow aufmerksam gemacht. Der Fürst entschloß sich, aus dem reinsten Wohlwollen und dem Wunsche, eine heilige Angelegenheit zu fördern, Basedow im Jahre 1771 mit 1100 Thaler Besoldung nach Dessau zu berufen, und dem, von diesem im Jahre 1774[2] gestifteten, Philanthropin späterhin 12,000 Thaler, Gebäude und Garten zu geben.

In jenes 1774ste Jahr, noch vor Stiftung des Philanthropins, fällt Basedows Bekanntschaft mit Göthe, den er in Frankfurt besuchte. Hier faßte Basedow an seinem Geburtstage (den 11. September) den festen Entschluß, ein Erziehungsinstitut anzulegen und dasselbe Philanthropin zu nennen. Von Frankfurt reiste er mit Göthe und Lavater nach Ems und dem Rhein. Göthe in seinem Leben charakterisiert Basedow aufs Meisterhafteste, zum Theil im grellsten Gegensatz gegen Lavater; er erzählt: „Basedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entschiedneren Contrast konnte man nicht sehen als Lavater und Basedow. Schon der Anblick Basedows deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die basedowschen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und fromm unter sehr breiten Augenlidern; Basedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbraunen hervorblickend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von dem sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt schien. Basedows heftige, rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, Alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht, und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Ge-

1) Prinz Albert von Dessau schenkte an Basedow für ein übersandtes Exemplar des Agathokrator 100 Thaler, Joseph II. eine Schaumünze mit seinem Bildnis.

2) Der 27. December 1774, des fünfjährigen Erbprinzen von Dessau Geburtstag, galt als der Geburtstag des Philanthropin. Vgl. Wolke, Beschreibung der zum Elementarwerk gehörigen Kupfertafeln S. VIII. und „das Philanthropinum." Erstes Stück. S. 101.

müther zu erbauen, noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte; und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los. Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen, daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir lobenswürdig und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zur Beförderung der Thätigkeit und einer frischeren Weltanschauung lag: allein mir mißfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerkes noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt nur das Mögliche beisammen steht, und sie deshalb, ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und scheinbaren Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk zersplittert sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht, weswegen es auch jener sinnlich methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen. — Viel wunderbarer jedoch und schwerer zu begreifen als seine Lehre, war Basedows Betragen. Er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publikum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und jedermann gab ihm gern zu, was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavatern. Wenn dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalt, ja Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für geltend annahm und für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel, alles zu verneuen, und sowohl die Glaubenslehren, als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am unbarmherzigsten jedoch, und am unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschreiben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten, oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Concilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen, oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dieß allgemein zugestandene Geheimnis zu argumentieren. Auch ich hatte im Privatgespräch von dieser Unterhaltung sehr viel zu leiden, und mußte mir die Hypostasis und Ousia, so wie das Prosopon immer wieder vorführen lassen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Pa-

raboxie, überflügelte seine Meinungen und wagte, das Verwegene mit Verwegenerem zu bekämpfen. Dieß gab meinem Geiste wieder neue Anregung und weil Basedow viel belesener war, auch die Fechterstreiche des Disputierens gewandter als ich Naturalist zu führen wußte, so hatte ich mich immer mehr anzustrengen, je wichtigere Punkte unter uns abgehandelt wurden. — Eine so herrliche Gelegenheit, mich, wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen lassen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterschied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavatern ausging! Reinlich wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Taback rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr, als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm, nach ausgerauchter Pfeife, sogleich wieder aufschlug und mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat basedowschen Stinkschwamm und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen; woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung, recht zum Ekel, umständlich auseinandersetzte, und mit großer Schadenfreude sich an meinem Abscheu behagte. Denn dieses war eine von den tiefgewurzelten Eigenheiten des so trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangensten tückisch anzustechen beliebte. Ruhen konnte er Niemand sehen; durch grinsenden Spott mit heiserer Stimme reizte er auf, durch eine überraschende Frage setzte er in Verlegenheit, und lachte bitter, wenn er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man schnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab. — Ich brachte immer einen Theil der Nacht mit Basedow zu. Dieser legte sich nie zu Bette, sondern dictierte unaufhörlich. Manchmal warf er sich aufs Lager und schlummerte, indessen sein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig sitzen blieb, und sogleich bereit war fortzuschreiben, wenn der halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dieß alles geschah in einem dichtverschlossenen, von Tabacks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz aussetzte, sprang ich zu Basedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu disputieren bereit war, und, wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch ehe ich die Thür hinter mir anzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig dictierend aufnahm, als wenn weiter nichts gewesen wäre. — Basedow brachte das Einzige vor, das Noth sei, nämlich eine bessere Erziehung der Jugend; weshalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er, durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredsamkeit, die Gemüther wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff,

und er, ohne das mindeste Gefühl, wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinn höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spaziergänge, suchten Mittel gegen dieses Unheil; die Verstimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine christliche Unterhaltung, die man sich von Lavaters Gegenwart versprochen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte, alles war auf einmal gestört und aufgehoben."[1]

Anfangs hatte Basedow in Dessau nur drei Gehülfen: Wolke, Simon und Schweighäuser. Der erste erscheint im Lehramt als der thätigste unter den dreien.[2] Er war 1742 in Jever geboren und starb in hohem Alter, besonders durch seine seltsamen Bemühungen für deutsche Orthographie bekannt. Erst im 20. Jahre wandte er sich zum Studieren, früher lernte er ohne Lehrer Zeichnen und Radiren. In fünf Semestern absolvierte er die Sprachstudien: latein, griechisch und französisch, ging dann 1763 nach Göttingen (wo er vorzüglich Mathematik, Naturwissenschaft und Französisch trieb), 1766 nach Leipzig, da gab er in Mathematik und Latein Unterricht. Durch Büsch kam er 1770 zu Basedow nach Altona, um ihm bei Ausarbeitung des Elementarwerks zu helfen.

Hier wurde nun von Wolke der erste Versuch einer neuen Unterrichtsweise an Basedows eigener Tochter, Emilie, gemacht, welche wahrscheinlich nach Rousseaus Emil genannt war. Dieser Versuch steht in so genauem Bezug zum Philanthropin, er ist so charakteristisch, daß ich Wolkes eigene Darstellung desselben mittheilen will.

„Als ich, erzählt Wolke, um Neujahr 1770 zu dem Herrn Professor Basedow (damals in Altona) kam, um im Fache der Naturkunde und Mathematik ein Mitarbeiter am Elementarwerke zu werden, war seine kleine Tochter, Emilie, drei Vierteljahr alt. Meine Neigung, mich mit Kindern abzugeben, veranlaßte, daß ich ihrer sorgfältig erziehenden Frau Mutter täglich etwa drei halbe Stunden half, kleine Uebungen, die, wenn man Menschen so viel als möglich vervollkommnen will, wichtiger sind, als sie Unerfahrnen scheinen, mit Emilie anzustellen. Ich lehrte sie z. E. nach einer gewissen Wahl und Ordnung allerlei Gegenstände und ihre Beschaffenheiten durch Vorzeigen und durch deutliches, unverstümmeltes Vorsprechen; ferner die Art, aufzustehen, vorsichtig zu fallen, durch Anklammern und auf andere Weise das Fallen zu vermeiden u. s. w. Sorgfältig verhüteten wir die durch Scherz und Ernst in der gewöhnlichen Erziehung gemeiniglich verursachte Verwirrung der Begriffe, z. E. im Spiegel sah Emilie ihr Bild, nicht sich selbst, auf Gemälden keinen Menschen, kein Thier, keinen Baum, aber

1) Göthes Werke. 22, 273—278. 279. 280. 291. Ausgabe von 1840.

2) Selbstbiographie Wolkes in Basedows Schrift: „Das in Dessau errichtete Philanthropinum. 1774."

wohl ihre Abbildung; das gekochte Fleisch mit Knochen von einem Huhn hieß nicht mehr Huhn, die Puppe nicht Kind, der Zahlpfennig nicht ein Dukaten u. s. w. Durch eine solche Sorgfalt, die ich allen Kinderfreunden eifrigst empfehle, und durch eine solche Methode, als nun im Elementarwerke gelehrt ist, lernte Emilie schon in ihrem dritten halben Jahre mit einer Richtigkeit urtheilen, die bei allen ihren Zuhörern Verwunderung erregte. Da sie ein und ein halb Jahr alt war, sprach sie nicht nur viel deutlicher und richtiger, als andere Kinder von solchem Alter pflegen, sondern konnte auch (vermöge unserer besondern Art, das Buchstabieren vor der Kenntnis der Buchstaben zu lehren) schon Sätze verstehen, von denen man ihr bloß die Buchstaben nach einander vorsagte. Wenn z. E. Jemand die Buchstaben nach einander nannte: b, u; s. o, l, st; i, tz, t; e, i, n, e, n; z, w, i, b, a, k; b, e, k, o, m, m, e, n; so sagte sie: du solst itzt einen Zwieback bekommen. Der von dem Herrn Professor Basedow vorausgesehene Nutzen dieser Uebung und Fertigkeit wurde erst sehr auffallend, als Emilie, ohne des verdrießlichen Buchstabierens im Buche weiter zu bedürfen, innerhalb einem Monate zu ihrem und meinem Vergnügen lesen lernte. Dieß geschah am Ende ihres dritten Jahres. Ein Vierteljahr hernach verließ der Herr Professor Basedow sein Haus auf zehn Wochen. Um ihm bei seiner Rückkehr eine Freude, deren er bei der Arbeit am Elementarwerke so wenig genoß, zu machen, übte ich Emilie während dieser Zeit in der französischen Sprache, wovon sie vorher noch kein Wort gehört hatte. Nach dritthalb Monaten konnte sie von ihren Bedürfnissen und Umständen so französisch sprechen, daß sie der Einmischung deutscher Wörter in unserem Unterrichte nicht mehr bedurfte. Etwas Aehnliches in der lateinischen Sprache habe ich seit Johannis dieses Jahres bei einem fünfjährigen Knaben geleistet, wovon unten mehr. Das französische Lesen lernte Emilie eben so geschwind, als das deutsche. Ich brauchte dazu ein Buch, genannt: joujou de nouvelle façon, weil das elementarische manuel d'éducation noch nicht da war. Etwa 1½ Monate nach dem Anfang dieses Lesenlernens war Emilie einige Tage mit uns bei Ihro hochwürdigen Gnaden, dem Herrn Domherrn von Rochow, wo sie von verschiedenen Herrn, Predigern und Offiziers aus Brandenburg und Potsdam wegen ihrer Fertigkeit im deutschen und französischen Lesen bewundert wurde. Um diese Zeit las sie geschriebene und gedruckte, deutsche und lateinische Schrift, kannte einen ansehnlichen Theil der natürlichen Dinge und Werkzeuge, nebst ihrem Ursprunge und Gebrauche, unterschied mit Anwendung auf vorkommende Fälle die mathematischen Linien, Flächen und Körper, zählte vorwärts oder addierend bis 100, rückwärts oder subtrahierend einzeln und bei Paaren, von 20 oder 21 bis 0 oder 1; übte sich im Zeichnen und Schreiben durch Ausführung der mit Bleistift vorgeschriebenen Züge, dictierte zuweilen einen Brief an ihren Herrn Vater u. s. w. Bei allen diesen Kenntnissen, welche Emilie spielend, das ist ohne Anstrengung und ohne schädliches Stillsitzen lernet, vermeiden wir sorgfältig den (bei gleichen Umständen sonst gewöhnlichen) Fehler,

aus ihr ein sogenanntes gelehrtes Frauenzimmer zu machen, welches sich wegen ihrer Wissenschaft über ihr Geschlecht erhebt, und die weiblichen Geschäfte vernachlässigt. Ihr wird vielmehr auf alle Weise Liebe für weibliche Arbeiten eingeflößt und darinnen Unterricht gegeben. Sie ist oft und mit vielem Vergnügen bei der Zubereitung der Speisen in der Küche beschäftigt, deckt den Kindertisch, hält das Tischzeug und andere Sachen, die sie zusammenlegt, in ordentlicher Verwahrung; und hat längst angefangen zu nähen und zu stricken. Ich habe jede Gelegenheit wahrgenommen, Emilie auf die Größe, Güte und Weisheit Gottes in Betrachtung der Natur aufmerksam zu machen. Sie freuet sich deswegen sehr oft über Gott, als über ihren und aller Menschen höchst weisen, höchst mächtigen und höchst gütigen Vater. Sie freuet sich bei Blitz und Donner, weil sie das Gewitter und den darauf folgenden Regen als eine uns unentbehrliche göttliche Wohlthat erkennt, wodurch die uns und den Thieren nahrhaften Gewächse und die angenehmen Blumen zum Wachsthum befördert werden. Sie freuet sich über die Geschicklichkeit und menschliche Gestalt ihres Körpers, über die Vernunft ihrer Seele; auch über Regen, Wind, Schnee, nächtliche Finsternis und dergleichen Vorfälle, und zuweilen eben zu der Zeit, da sie selbst ein wenig leidet, und andere Menschen gewohnt sind zu klagen. Der Anblick der Raupen, Spinnen, Mäuse, Schlangen und Eidechsen ist ihr weder ekelhaft, noch furchtbar. Wegen Hexen, Gespenster und Teufel hat sie noch nie Angst empfunden, weil sie ihr nicht als Namen solcher Dinge, die den Menschen wirklich schaden, vorgesagt werden. Die albernen Teufelsgestalten sind ihr nur lächerlich, nicht schreckhaft. Von der christlichen Religion weiß sie viele Umstände, aber nur solche, die in diesem ihren Alter ihr als eine Vorbereitung zur Tugend, zum Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit nützen können. Ob Emilie gleich von vielerlei Dingen spricht und urtheilt, so hat sie die ihr mitgetheilte Kenntnis vom Ursprung der Menschen doch niemals gemißbraucht. Emilie hörte bis zu Michaelis 1773, da sie 4½ Jahr alt war, kein Wort Latein. Ich wollte, da ihr Herr Vater um diese Zeit des Elementarwerkes wegen nach Berlin reisete, ihm bei seiner Rückkunft eine ähnliche Freude über die Kenntnis seiner Tochter in der lateinischen Sprache, wie vor einem Jahre vorher in der französischen, verursachen. Ich hatte aber so viel Geschäfte, daß ich nur ein Paar Stunden des Tages mit Emilie sprechen konnte. Noch mehr wurde der Unterricht unterbrochen durch meinen Aufenthalt in Berlin, während des Novembers. Dennoch spricht Emilie itzt Latein mit einer Fertigkeit und Richtigkeit, die von Vielen bewundert wird. Um derer willen aber, welche die Wahrheit meiner bisherigen Erzählung bezweifeln, und doch gern davon überzeugt sein wollen, will ich, wenn sie selbst zu uns kommen, oder Jemanden, dem sie trauen', zur Anhörung bestellen, ein Examen halten (welches ich sonst gern vermeide), worinnen sie hören werden, daß Emilie (die niemals ein Wort schulmäßig auswendig gelernt hat,) auf jeden, von irgend Jemanden zufällig aufgeschlagenen zweien Blät-

tern des Cellarischen Wörterbuchs (denn die Meisten nehmen bisher die Menge der Vocabeln zum Maße) wenigstens 50 Vocabeln, und also in diesem Buche von 120 Blättern, wenigstens dreitausend Wörter weiß, und zwar nicht schulknabenmäßig, sondern wie Wörter ihrer Muttersprache. Nun kann ich jedesmal die fünfzig Wörter (durch Deklination und Conjugation) so abändern, daß daraus wenigstens 500 verschiedene Fragen entstehen, die Emilie beantworten wird. Daher Niemand zweifeln mag, daß mit allen Wörtern des Cellarischen Wörterbuchs (außer welchen sie noch eine Menge kennt) ihr über dreißigtausend von einander verschiedene Fragen können gemacht werden, die sie versteht, richtig deutsch erklären oder lateinisch beantworten kann, welches ihr lieber ist."[1]

Basedow gab selbst eine Nachricht über seine Emilie,[2] aus welcher sich klar ergibt, wie man bei der Erziehung den Lehren Rousseaus folgte.[3] Er erzählt, daß sie kaum 3½ Jahre alt, anfienge „die Fehler der unrichtig Redenden, sowohl in der französischen als teutschen Sprache zu bemerken." Und vorgreifend sagt er: „vor Endigung des 9ten Jahres wird sie lateinische Autores fertig im Teutschen herlesen." — Frägt man: wo hinaus: so antwortet Basedow: „Ich bestimme Emilien (mit Erwartung des Schicksals) zur Lehrerin anderer Töchter."

Dieß Wunderkind ward wiederholt vorsätzlich vom Vater und von Wolke in Schriften und im Leben ausgestellt, damit man an demselben einen Maßstab dessen hätte, was man vom Philanthropin zu erwarten habe. Diese Erwartungen wurden vorzüglich durch eine Zeitschrift angespannt, welche Basedow herausgab unterm Titel: „Philanthropisches Archiv. Mitgetheilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit .... auch an Väter und Mütter, welche Kinder ins dessauische Philanthropin senden wollen, Dessau 1776." Die Vorrede vom 1. Februar 1776 ist überschrieben: „Vormünder, Fürsprecher, Wohlthäter der Menschheit, verständige Cosmopoliten!"

Diese seltsame Adresse wird im zweiten Stück des Archivs überboten, welches im Namen des Philanthropins vier Regenten dediciert ist. Erstlich: Joseph dem Zweiten, dem „Landesvater von Germanien." „Ihn verehr ich, heißt es, als den vornehmsten aller Weltbürger und als einen der besten; als meinen mittelbaren Oberherrn und Beschützer; als den Grund meiner Hoffnung auf beßre Zeiten in Deutschland" ꝛc. In der Dedication an den König von Däne-

1) Ib. S. 44—52.

2) Vierteljährige Nachrichten. Sechstes Stück. 1778.

3) Und doch wie viel verstieß man gegen Rousseau, der z. B. gegen frühes Sprachenlernen eifert, dessen Emil im zwölften Jahre kaum wissen sollte, was ein Buch sei, während Basedows Emilie 3½ Jahr alt drei Sprachen liest. Diese Verstöße erklären sich einfach dadurch, daß Basedow außer dem Rousseau einem zweiten Herrn diente, dem Publicum, welches an ihn Forderungen machte, die zum Theil den rousseauschen diametral entgegengesetzt waren. Ihm zu gefallen stellte er dressierte Wunderkinder zur Schau, welche alle früheren pädagogischen Leistungen überbieten sollten. Il faut donc exister. Vgl. den Brief an Campe über den Unterricht im Latein.

mark nennt sich Basedow einen Cimbrier; der Kaiserin Catharina verspricht er ein „Catharineum für Weltbürgerinnen" zu stiften.

Das Philanthropin bestand 17 Monate, als das erste Stück des Archivs erschien. Basedow lud auf den 13., 14. und 15. Mai 1776 zu einem großen Examen ein.

„Sendet Kinder, heißt es, zum glücklichen jugendlichen Leben in gewis gelingenden Studien. Diese Sache ist nicht katholisch, lutherisch oder reformirt, aber christlich .... Wir sind Philanthropen oder Cosmopoliten. Rußlands oder Dänemarks Souverainität wird in unsern Lehren und Urtheilen nicht nachgesetzt der Schweizerischen Freiheit." Dazu fügte er wiederholte Aufforderungen zur Beisteuer.[1] —

Weiterhin heißt es: [2]„der Zweck der Erziehung muß sein, einen Europäer zu bilden,[3] dessen Leben so unschädlich, so gemeinnützig und so zufrieden sein möge, als es durch die Erziehung veranstaltet werden kann. Es muß also dafür gesorgt werden, 1) daß ihm wenig Verdruß, Schmerz und Krankheit bevorstehe, 2) daß er sich zum aufmerksamen Genusse des Guten gewöhne." ...

„Die Kunst aller Künste ist die Tugend und Zufriedenheit. Es sind aber noch wenig Uebungen der Tugenden, so wie sie in der Erziehung angestellt werden müßten, erfunden. Hört ihr Weisen, ihr Menschenfreunde unter den Schriftstellern! Ein Plan für die Eltern und Schulen, Tugendübungen ordentlich anzustellen, ist eines der wenigen wichtigen Bücher zum Besten der ganzen Menschheit. Wären wir reich, wir setzten 10,000 Thaler auf das beste Buch dieser Art, das innerhalb zweier Jahre erschiene."[4]

„Für die väterliche Religion eines jeden Zöglings, bemerkt dann Basedow, sorgt die Geistlichkeit hiesigen Orts. Die natürliche Religion aber und Sittenlehre ist der vorzüglichste Theil der Philosophie, wofür wir selbst sorgen. Im Philanthropin ist anfangs erst Erbauung zum Glauben an Gott den Schöpfer, Erhalter und Herrn der Welt. — Wenn wir aber erst eine, von geltenden Personen in allen Kirchen gebilligte allgemeine christliche philanthropinische Liturgie haben, so versprechen wir auch eine allgemeine christliche Privaterbauung zu halten, welche, wegen Verschweigung der Unterscheidungspunkte, weder einen Katholiken noch Protestanten oder Griechen ärgern, sondern vielmehr einem jeden Christen, wenn sie auch noch so weit verschieden sind als Zinzendorf und Foster, nothwendig gefallen muß."[5] —

Bei der allgemeinen Privaterbauung, heißt es weiterhin,[6] wird „mit keinem Worte und keiner That etwas geschehen, was nicht von jedem Gottesverehrer (er sei Christ, Jude, Mohamedaner oder Deist) gebilligt werden muß. Und

1) Die Pensionärs zahlten 250 Thaler. Archiv. S. 38. —

2) Archiv. S. 16.

3) Unter einem Europäer „verstehen wir einen Menschen unter gesitteten Völkern, welche, solche Sitten und Einrichtungen haben, als in Europa fast allgemein sind."

4) Ebend. S. 20. 21. — 5) Ebend. S. 39 — 6) Ebend. S. 63.

eben so allgemein-gefällig werden wir allen Freunden christlicher Systeme werden, von Zinzendorf bis an Foster, in den gemein christlichen Erbauungen." Zuletzt könnten Geistliche die Kinder verschiedener Confessionen „von der väterlichen Religion belehren, überreden, überzeugen."[1] Alle philanthropinischen Lehrbücher sollten frei sein von „theologisirenden Entscheidungen für das Christliche wider Juden Mohamedaner, Deisten und wider die sogenannten Dissidenten, welche an einigen Orten Ketzer heißen." —

„In[2] des Allvaters Tempel werden dissidentische Mitbürger bei Haufen brüderlich anbeten. Und dann noch eben so brüderlich gehen, der Eine (so lange der Unterschied dauert), in die heilige Mess; der Andere mit Erzbrüdern zu beten: Unser Vater; und der dritte mit Erzbrüdern: Vater unser, zu beten."[3]

Dieß wird Basedows religiöse Tendenz charakterisieren, wie er vom umfassendsten Deismus als dem allgemeinsten (nur nach Rousseaus Vorgang die armen Heiden ausschließenden) Begriffe, heruntersteigt auf den engern Begriff eines allgemeinen Christenthums. Aber den engsten, nach Basedows Ansicht, engherzigsten Begriff der christlichen Confession, gibt er der Geistlichkeit preis, die ihn den Kindern beibringen mag. — Was er nun Positives aufstellte, das werde ich zum Schluß mittheilen. —

Von dem, was Basedow über die sittlich religiöse Tendenz des Philanthropins in seinem Einladungsschreiben sagt, gehe ich zu dem über, was er hinsichtlich der intellectuellen Bildung leisten wollte, ja schon geleistet zu haben vorgab.

Er verspricht latein, deutsch und französisch, Natur- und Kunst-Kenntnis nebst Mathematik.

1) Ganz übereinstimmend schreibt Basedow (1776) an Campe (Philanthrop. Archiv, Drittes Stück. S. 41): „Wer einen Gott und ewigen Werth der Tugend glaubet, der sei auf dem Institute kein Ketzer." Oeffentliche Gewissensübungen seien „wie bisher, bloß Gottesverehrend oder bloß gemein christlich. Die ersten (wenn er sie verstünde) müßte der Oberrabbi und der Mufti nicht mißbilligen dürfen; durch die letzte muß sich der Katholik, der Grieche, der Protestant, der böhmische Bruder und der Socinianer erbauen können. Das Uebrige laß dem geistlichen Amte."

2) Ebend. S. 112.

3) Merkwürdig ist die Theilnahme, welche Freimaurer und Juden dem Philanthropin bewiesen. So schenkten vier hamburger Logen 500 Thaler, eine leipziger 100 Thaler, die göttinger 25 Thaler. Ein gewisser Meyer übersetzte eine „Erläuterung der Freimaurerei" aus dem Englischen, und empfahl das Philanthropin der Unterstützung der Maurer. „Das Basedowsche Philanthropin, sagt er, dieser ganz maurerische Entwurf, das arme Menschengeschlecht durch eine vernünftigere Erziehung der Jugend dem Zwecke seines Daseins entsprechender zu machen; Tugend, Religion und Kenntnisse zu verbreiten, Vorurtheile auszurotten ꝛc." (Pädagogische Unterhaltungen von Basedow. Erstes Stück. S. 104.) Hatte sich Basedow doch, ohne Freimaurer zu sein, an diese gewendet, an die „ehrwürdigen, verbrüderten Bauleute des Rathhauses der Weltbürgerschaft, Salomons Lehrlinge und des Sokrates," wie er sie nennt. („Das Philanthropinum" S. VIII.) — Von Juden (besonders aus Berlin) erhielt Basedow einmal 518 Thaler ꝛc. Unter Andern interessierte sich Mendelssohn für ihn.

[1]„Memoriert, sagt er, wird bei uns sehr wenig. Zum Studienfleiße werden die Lernenden nicht gezwungen, auch nicht durch Verweise. Doch versprechen wir durch die Güte unserer Lehrart und durch die Uebereinstimmung derselben mit der ganzen philanthropinischen Erziehung und Lebensart, mindestens doppelt so viel Fortgang in den Studien, als man in den besten Schulen, Pensionsanstalten oder Gymnasien gewohnt ist. Und besonders versprechen wir viel Cultur der gesunden Vernunft durch Uebung der wahrhaftig philosophischen Denkart."—

„Die Wirkungen, die schon geschaut werden können, zeigen, es sei wahr, was wir versprechen. Im Erzählen und wenn man die Mittel nicht sieht, sind sie unglaublich.[2] Alles ist bei uns so vergnügt, daß niemand nach Hause zurückwünscht. An fünfzehn ist innerhalb eines Jahres nur selten Nothwendigkeit einiger Strafe vorgefallen. Die Jugend lernt, ohne viel zu sitzen, mehr außer als in den Lehrstunden. Von der Methode können wir (Gott weiß es, mit Aufrichtigkeit und mit Ueberlegung), Folgendes sagen. Wenn wir erst alle Hilfsmittel und Einrichtungen haben werden, so wird ein zwölfjähriger Knabe, der an Sitten nicht zu sehr verdorben gesendet wird, und von mittelmäßiger Fähigkeit ist, wenn er nur die Lesekunst und Schreibkunst in der Muttersprache, sonst nichts, mitbringt, bei uns ohne Zwang und Unlust in 4 Jahren, in aller Betrachtung einer der tüchtigsten Bürger auf einer Universität, um in den höhern Facultäten zu studieren. Denn was in der philosophischen Facultät für alle und jede Studierende gemeinnützig ist, hätte er bei uns schon so gelernt, daß er keines Lehrers als sich selbst und der Bücher bedürfte, um höhere Grade zu erreichen. Aus diesem Maße der Wirkung unsers Verfahrens kann man alles Uebrige schließen."

„Ihr weisen Cosmopoliten, so reden keine thörichten Projectmacher, keine eitlen Prahler, sondern Männer, die Eure Freundschaft und Eure Beisteuer verdienen."[1]

[2]„Eine Sprache bei uns kostet, wenn sie durch grammatikalische Uebungen nicht zur genauesten Richtigkeit gebracht werden soll, 6 Monat, um in ihr, wie in einer Muttersprache etwas Gehörtes und Gelesenes verstehn, und sie ohne Regel nach und nach auch selbst reden und schreiben zu lernen." — Dann „bedürfen wir noch 6 Monate grammatikalischer Uebungen, um einen so vollkommenen, oder so wenig unvollkommenen Lateiner oder Franzosen zu liefern, als er ohne sonderbares Glück, Genie und Bemühen aus den gewöhnlichen Schulen nicht kommen kann." Im Mai 1775 wurden ein 17 und ein 13jähriger Knabe in das Philanthropin gebracht. „Sie haben, heißt es, Seelen von gewöhnlicher Fähigkeit. Niemand von ihnen hatte den geringsten Grad der Studien, noch den geringsten Anfang in der lateinischen Sprache. Sie verstehen jetzund (den 1. Februar 1776, also nach 9 Monaten) einen lateinischen

1) Ph. Archiv. S. 39 ff.

2) Ebend. S. 41. Erinnert an Lichtenbergs Anschlagzettel für Philadelphia.

Vortrag, in welcher Wissenschaft man will, wenn man die Kunstwörter erklärt und die ungewöhnlichen Wörter durch lateinische Synonymen oder durch den Zusammenhang verständlich macht. Sie lesen mit Verstand einen klassischen Schriftsteller, wenn er leicht (das ist, wenn er gut) ist. Sie drücken sich, schriftlich oder mündlich über alles so aus, daß sie im alten Rom weit, weit besser schon fortkommen könnten, als in Leipzig der, der nur plattdeutsch redete und schriebe." [3] Das ist schalkhaft. —

Weiterhin rühmt sich Basedow,[4] Methoden ausgesonnen zu haben, um die Arbeit des Erlernens „dreimal so kurz und dreimal so angenehm zu machen, als sie gemeiniglich ist." „Alle Wissenschaften müssen nach einem einzigen Plane durch die Einförmigkeit der Lehrbücher in solche Verbindung gesetzt werden, daß immer ein Theil den andern verkürze und erleichtre." Nur das Gemeinnützige aus jeder Wissenschaft wird gelehrt.

Zur Erzänzung des hier aus der Einladungsschrift Mitgetheilten, stehe hier Folgendes aus dem, in demselben Jahre verfaßten Schreiben Basedows an Campe, welches uns, wie man zu sagen pflegt, in die Karte sehen läßt. Das Latein, heißt es hier, sollte vorzugsweise durch Sprechen erlernt werden, daher Basedow von den Lehrern verlangte: sie müßten Alles aufbieten, um es im Lateinsprechen zur Fertigkeit zu bringen. Alle Muße sollten sie zum Lesen der erasmischen Colloquia, des Terenz ꝛc. verwenden, „in Gesellschaften die sie nichts angehenden Gespräche still in Gedanken zu übersetzen suchen," „ihre Erbauung nur aus Castalions Bibel halten."

„Die wesentlichen Vorzüge, fährt er hier fort, die das Institut hat und erwerben wird, können es nicht unterhalten. Aber Latein, Latein, wenn man erst sehen wird, daß das Ende unsers sehr gebahnten und kurzen Weges auch zur Richtigkeit und Zierlichkeit dieser Sprache (der sonderbaren Fertigkeit zu geschweigen) hinführt, das allein kann uns sichern. O wohl dir, du liebe junge Nachwelt! Du lernst Latein, Latein, ohne Ruthe und Stock! Griechisch wollen wir, wenn es zu große Schwierigkeit haben sollte, nicht durch Reden beibringen. —

O ihr alten und fremden Sprachen, ihr Plagegeister der Jugend, ihr Schmeichler der mit Gedächtnis und Geduld begabten Undenker, wann wird es möglich sein, den Namen eines Wohlerzogenen, Vernünftigen und Gelehrten zu führen, ohne sich anfangs von eurer Zucht und dann von eurer Schmeichelei verderben zu lassen!"

Ich kehre zu Basedows Einladungsschrift zurück. Er fordert in derselben sehr offen zum Beisteuern auf. „Theuerste Cosmopoliten, sagt er, Euer Wollen mag herzlich gut und die Zusage aufrichtig sein, so können wir doch nur durch die That in Ordnung kommen."

1) Ebend. S. 72. — 2) Ebend. S. 70. 3) Ebend. 56. 4) Ebend. 69.

Hören wir zuletzt, wie dringend er einlud.[1] „Wir versichern, sagt er, bei Strafe des Hohngelächters, es werde an dem gesagten 13. Mai (1776) im Philanthropin den verständigen Vormündern der Menschheit im Schulwesen so viel Wichtiges zu sehen, zu hören, zu untersuchen und zu berathschlagen gegeben werden, daß es der Mühe werth wäre, einige von ihnen auf Befehl des deutschen Reichstages, aus Kopenhagen, Petersburg und den entferntesten Gegenden zu uns zu senden, weil es vermöge der moralischen Rechenkunst Pflicht ist, in Ansehung guter Werke, die von großer Wirkung sein können, nach Wahrscheinlichkeit zu handeln. Gott, du Vater der Nachwelt, schaff uns, wir flehen dir, Gehör bei den weisen Weltbürgern." —

Das Examen, welches über Sein oder Nichtsein des Philanthropins entscheiden sollte, kam heran, und wurde, nach Basedows Ausdruck, „von vielen Kundigen und größtentheils aus der Fremde zu diesem Endzweck hergereisten Weltbürgern" besucht. Unter andern kamen von Berlin Nicolai und Teller, von Halberstadt der Consistorialrath Struensee, aus Leipzig Plattner und Zollikofer, Resewitz und Schummel aus Magdeburg, Campe aus Potsdam, Stroth aus Quedlinburg, Bode[2] aus Hamburg, Rochow aus Rekahn.

Aber nur 13 Philanthropisten zählte das Institut mit Einschluß von Emilie und Friedrich Basedow.

Zwei Berichte über das gehaltene Examen liegen mir vor; einer von Basedow, ein zweiter, welchen der (ebengenannte) Professor Schummel unterm Titel: „Fritzens Reise nach Dessau" herausgab.[3] Beide stimmen überein und ergänzen einander; der Reisebeschreibung, welche in Form von Briefen eines etwa zwölfjährigen Knaben, der mit seinem Vater zum Examen nach Dessau reist, abgefaßt ist, will ich aber vorzugsweise folgen, da sie von einem Unbetheiligten herrührt. —

Im dritten Brief erzählt der Knabe: [4]„Eben komme ich vom Philanthropin her: Ich kenne schon Hrn. Basedow, Hrn. Wolke, Hrn. Simon, Hrn. Schweighäuser und die kleinen Philanthropisten alle mit einander. Ach ich bin ganz entzückt, und ich weiß nicht, wo ich zuerst anfangen soll."

Fritz besucht mit dem Vater das Philanthropin: [5]„Es sind zwei große Häuser neben einander, alle beide weiß angestrichen, und gleich davor ein großer, weiter Platz mit Bäumen, und zwischen den Häusern und den Bäumen geht die Straße durch! Einer von den Schülern, aber nicht von den rechten, nur von den niedri-

1) Ebend. 58.

2) Bode ist der Uebersetzer des Montaigne.

3) Basedows Bericht findet sich im zweiten Stück des philanthropischen Archivs; Fritzens Reise erschien 1776 bei Crusius in Leipzig. Auf letztere beruft sich Wolke in seiner Beschreibung der Kupfertafeln des Elementarwerks (S. VIII.), sie gilt daher mit Recht als Zeugnis.

4) S. 23.

5) S. 25—27.

gen, sie nennen sie da Famulanten, der stand an der Thüre und fragte uns, ob wir den Herrn Professor Basedow sprechen wollten? Wir sagten ja; da führte er uns gleich ins andere Haus, wir pochten an, und: herein. Herr Basedow stand ganz hinten am Pulpet im Schlafrock und schrieb. Wir kamen ihm ein Bißchen zur ungelegenen Zeit, aber er war doch sehr freundlich, und sagte zu Papaen, er möchte es nicht übel nehmen, er hätte auf morgen noch eine Menge zu arbeiten, gegen Abend wollte er uns in unserm Quartiere besuchen. Wir gingen also gleich wieder weg, und herum ins Philanthropinum. Papa fragte nach Herrn Wolke.

Er war eben bei Tische, kam aber gleich heraus. Er ist ein großer, langer Mann, und sieht im Gesichte sehr hager aus, aber ich weiß schon, das kommt vom vielen Arbeiten her, denn er arbeitet oft Tag und Nacht. Sonst sieht er so gut aus und so freundlich, man muß ihm aufs erstemal gut sein. Er fragte uns, ob wir wollten mit hereinkommen, und die Philanthropisten speisen sehen? Den Augenblick machte er die Thür auf, und führte uns herein. Der ganze Tisch saß voll von Groß und Kleinen, ein allereinziges Frauenzimmer war dabei, das war Madame Wolke."

Im vierten Briefe beschreibt er die Philanthropisten.[1] „Sie haben alle mit einander abgeschnittene Haare, und es braucht kein einziger einen Perucquenmacher. Die Kleinen gehen ohne Halsbinde, mit offenem Halse, und das Hemd ist über ihr Kleidchen zurückgeschlagen."

Im fünften Briefe beschreibt Fritz ein schon erwähntes Mädchen, „schneeweiß angezogen, kohlpechschwarze Haare, einen Blumenkranz drauf. Das Kind, erzählt er, guckt mich an und sagt zu mir auf lateinisch Salve, und dabei warf sie mir einen Kuss zu", es war Emilie Basedow.

Mit Recht beschreibt er dann den Fürsten und die Fürstin als das schönste Paar; erzählt, daß der Fürst in Frankreich und Italien gewesen, und höchst beliebt sei.[2]

Er nennt Wieland, Göthe, Lavater als erwartet, aber nicht erschienen, dann charakterisirt er die Gäste: Teller, Rochow, Zollikofer, Bode ꝛc. Vom Consistorialrath Struensee aus Halberstadt, einem ausgezeichneten Schulmanne, sagt er: dem wollts nicht recht gefallen, wenigstens sah er immer so ernsthaft vor sich weg.

1) S. 31.

2) Der Verfasser schmeichelt hierdurch dem trefflichen Fürsten nicht. Er war ein sehr gebildeter Mann; man brauchte nur das von ihm zum Garten umgeschaffene Wörlitz zu sehen, um sich davon zu überzeugen. Ja sein kleines Land ward durch ihn großentheils zum Garten. Und, was mehr sagen will, er sorgte väterlich für jeden, auch den letzten Unterthan, und ward von allen herzlich geliebt. — Ich bin in Wörlitz geboren, mein Vater diente diesem Fürsten über 50 Jahre, mir selbst gab er Beweise seines Wohlwollens, darum, verzeihe man diese Bemerkung, welche ich aus dankbarem Herzen und der Wahrheit gemäß schreibe.

Im achten Brief kommt er auf das Examen. „Die kleinen, erzählt er, haben dir drolliges Zeug gemacht. Erst spielten sie das Kommandirspiel, die andern alle mit, es waren wohl achte bis neune; siehst du, Karl, das ist so. Erst stellen sie sich alle in die Reihe, wie die Soldaten, und Herr Wolke ist Offizier, der commandirt auf lateinisch und sie müssen dann alles thun, was er sagt. Zum Exempel wenn er sagt: claudite oculos, so machen sie alle die Augen fest zu, oder: circumspicite, so sehen sie sich überall um, oder: imitamini sartorem, so nähen sie alle mit einander wie die Schneider, oder: imitamini sutorem, so ziehen sie Pechdraht wie die Schuster. Herr Wolke kommandirte tausenderlei drolliges Zeug."

„Das andere Spiel, das Versteckspiel, will ich dich auch lehren. Da schreibt man einen Namen hinter die Tafel, daß ihn die Kleinen nicht sehen können, etwan was aus dem menschlichen Körper, oder eine Pflanze oder ein Thier, oder ein Metall, und dann rathen sie so lange, bis es einer trifft: und wers trifft, der kriegt einen Apfel oder ein Stückchen Kuchen zur Belohnung. Einer von den Fremden schrieb einmal hinter die Tafel: intestina, die Eingeweide, und sagte dann zu den Kleinen, es wäre ein Theil eines menschlichen Körpers. Nun giengs los; der eine rieth caput, der andre nasus, os, manus, pes, digiti, pectus, collum, labium, genu, aures, oculi, crines, dorsum, und so noch eine ganze Weile fort, bis endlich einer rief, es sind die Eingeweide! Hernach schrieb Herr Wolke den Namen eines Thiers an, ich weiß es selber nicht mehr, was es war. Da giengs wieder, hast du nicht gesehen! Leo, ursus, camelus, elephas, verstehst du wohl, es war ein vierfüßiges Thier! Equus, bos, asinus, vacca, sus, canis, und so fort. Ach, nun fällt mirs ein! Zuletzt kam Einer und sagte: mus, die Maus, der hatts getroffen, und kriegte sein Stückchen Kuchen. Einmal wurde auch eine Stadt angeschrieben, und nun giengs: Lissabon, Madrid, Paris, London, Stockholm, Kopenhagen, bis einer Petersburg traf, die wars, die stand hinter der Tafel.

Ein Spiel spielten sie noch. Herr Wolke kommandirte lateinisch, und die Kleinen machten die Stimmen der Thiere nach: man hätte sich mögen schwach lachen. Bald brüllten sie, wie die Löwen, bald krähten sie, wie der Hahn, bald miauten sie, wie die Katzen, dann machten sie wieder den Esel nach, den Hund, den Raben, kurz alles, was ihnen gebrieen wurde."

„Herr Wolke brachte da ein Gemälde, hieng es auf und sagte: lieben Kinder, ich bringe euch hier ein Bild, das ihr noch nicht gesehen habt, aber ich sage euch vorher, es betrifft die ernsthafteste Sache von der Welt, also seid ernsthaft. Die Kinder waren es auch. Nun muß ich erst sagen, was auf dem Bilde war. Erst saß eine schwangere Frau auf einem Großvaterstuhle, und neben ihr stand der Mann und hatte sie bei der Hand. Hernach auf der andern Seite stund ein Tisch, darauf lagen zwei kleine Mützen, eine für ein Mädchen, und die andere für einen Knaben, und unten stund eine Wanne mit Wasser, und ein Schwamm

drinn. Da fing Herr Wolke denn an zu fragen, was das für eine Frau wäre, und warum sie so traurig aussähe, und warum sie der Mann bei der Hand angefaßt hätte; da sagten die Kleinen, es wäre eine schwangere Frau, und der bei ihr stünde, das wäre der Mann, der wolle sie trösten, denn sie wäre itzt in großer Gefahr, und sie könne wohl gar sterben. Darauf fragte Herr Wolke weiter, was die beiden kleinen Mützen bedeuten sollten? Da fingen etliche von den Zuschauern an zu lachen: aber da hätten Sie einmal Herrn Wolke sehen sollen, wie ernsthaft er wurde, und wie er mit einemmale auftrat und zu uns sagte: er bäte sich das recht sehr aus, daß wir nicht lachten, bei so einer ernsthaften Sache, sonst wollt er lieber gar nicht dociren! Den Augenblick wars mäuschenstille. Er fuhr dann gleich wieder fort, und fragte nach den beiden Mützen. Da sagten die Kleinen, man wüßte nicht, ob ein Junge oder ein Mädchen kommen würde, drum hätten die Eltern alle beide Mützen angeschafft. Ach, es war noch eine Menge, was Herr Wolke sagte und frug, als zum Exempel, von der Wanne mit Wasser sagte er, wenn das Kind zur Welt käme, so müßte es gleich in seinem Blut ersticken, wenn sich die guten Eltern nicht seiner annähmen, und es wüschen und reinigten. Hernach fieng Herr Wolke an und hielt eine Rede an die Kleinen, die werd ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Ich weiß auch fast noch alles, ob ich gleich immer fort weinen mußte. Hört, lieben Kinder, sagte er, wenn ich fähig wäre, Jemanden zu hassen, ob ich es gleich nicht bin, so wäre es derjenige unter euch, der so gottlos sein könnte, und könnte gegen seine Eltern undankbar sein. Bedenkt einmal, was eure Mutter für euch ausgestanden hat! Sie ist in Todesgefahr gewesen um eurentwillen, sie hat die unsäglichsten Schmerzen ausgestanden, eure Eltern haben schon für euch gesorgt, ehe ihr noch auf die Welt kamet! Was meint ihr wohl, könnet ihr dafür dankbar genug sein?"

„Herr Wolke fragte den kleinen Fabreau, wo denn die kleinen Kinder herkämen? Da fieng er an zu schmunzeln und sagte: Ja die Eltern erzählten das verschieden! Es gäbe vernünftige Eltern, und auch unvernünftige. Die vernünftigen, die sagten: die Mutter hat das Kind geboren! aber die unvernünftigen, die sprächen: der Storch hats gebracht! Darauf fragte er weiter: wenn dich nun also deine Mutter geboren hat, wem hast Dus denn zu verdanken, daß Du auf der Welt bist? J, sagte er, meiner Mutter hab ichs zu verdanken. Aber wenn Dich nun der Storch gebracht hat? Dann hab ichs dem Storche zu verdanken, sagte er, und lachte herzlich dabei. O, daß ich doch in meinem sechsten Jahre nicht so klug gewesen bin, wie Fabreau! Wie hätt ich unsre Muhme abführen wollen, wenn sie mir immer das alberne Zeug vom Storche erzählte! Itzt bin ich nun schon klüger: nun sollte sie nur noch einmal kommen!" [1]

Ich konnte dieses eben so rohe als superkluge Examen nicht unberührt lassen,

1) Ebend. 54—58. 65—70.

um so weniger als auch Basedow dasselbe mit Nachdruck erzählt. Er sagt: „wir sagen den Kindern die Wahrheit von Erzeugung der Thiere und der Menschen. Wir halten uns nicht auf bei der Handlung des Zeugens, sondern bei der Wirkung derselben, der beschwerlichen Schwangerschaft der Mutter." Das aufgehängte Bild war aus dem Elementarwerk entnommen und ins Große gemalt. Einige Zuhörer, erzählt Basedow, hätten gesagt: Nun kömmts! Nun kömmts! andere hätten gelacht, denen Wolke zugerufen: wir verbitten uns das Lachen; denn das wäre das einzige Lächerliche bei unserem Vorhaben! „O wie schwer ist es guten Neuerern, fügt er hinzu, sich durch die Hindernisse des Guten durchzudrängen!" [1] —

Nun kommt Fritz auf den Rechenunterricht. „Erst ließ sich Herr Wolke eine Zahl dictiren, die war so lang wie mein Arm; kaum stand sie an der Tafel, da fieng Emilie gleich an, 149,532 Quadrillionen, so und so viel Trillionen, so und so viel Billionen und dann die Millionen, und dann die Tausende, Hunderte, bis es alle war. Dann giengs ans Addiren! Herr Wolke machte eine lange Reihe von Zahlen übereinander, wohl zehne, und es hatte kein einziger von den Kleinen Kreide in der Hand: sie rechneten alles im Kopfe, oder zählten manchmal an den Fingern, und sie machten doch alles auf ein Haar, und manchmal corrigierten sie gar Herrn Wolke, wenn der es nicht recht machte; aber der that es nur bloß zum Spaße! So giengs eine ganze Weile, und die Zuschauer hatten alle ihre Freude daran, wie die Kleinen so fix waren, und ein Exempel ausrechneten, ehe man eine Hand umdrehte." [2]

Vom Rechnen gieng Wolke zu einem „Versuch mit allerhand kleinen Zeichnungen" über. „Drauf nahm er die Kreide, und fragte die Kleinen, was sie wollten gezeichnet haben? Leonem, leonem, riefen sie alle miteinander. Nun stellte sich Herr Wolke, als wenn er ihnen einen Löwen malen wollte, aber anstatt dessen malte er einen ganz gefährlichen Schnabel. Hu, da riefen sie: non est leo, non est leo. Warum denn nicht? quia habet rostrum, sagten sie, leones non habent rostrum. Darauf malte Herr Wolke die Ohren, aber entsetzlich lang. Da schrieen sie wieder, es wäre nicht recht, das wären Eselsohren. Kurz, sie schrieben Herrn Wolke alles vor, was er malen sollte, vom Kopfe bis zum Schwanze: und da hatten sie noch nicht genug daran. Sie verlangten auch, es solle ein Knabe darauf stehen, auf dem Thiere. Den Knaben macht

1) Das Philanthrop. 2tes Stück. S. 26. 27. Alles dieses ist aber höchst zartgehalten gegen einen Aufsatz Wolkes im zweiten Jahrgange der Pädagogischen Unterhaltungen (S. 370): „Wann und wie soll man die Kinder beleren, daß ire Väter und Mütter die Ursachen ihres Lebens sind." Besonders die hier aus Basedows Elementarwerk mitgetheilten Stellen. Eine Periode beginnt: „Es wird aber kein Weibsen schwanger" ꝛc. Es ergiebt sich aus der Abhandlung, daß Rousseaus: comment se font les enfants etc., das unsaubere Thema war, welches Basedow, dessen Wesen das Gegentheil von Lavaters Jungfräulichkeit, höchst gemein und unsauber variirte.

2) Fritzens Reise. 71. 72.

wieder Herr Wolke mit allem Fleiß nicht recht: bald fehlte ein Auge, bald ein Ohr, bald die Nase; aber die Kleinen merktens den Augenblick und ließens machen. Das war noch nicht genug! Das Thier mußte auch einen Zaum im Maul haben, und der Knabe mußte den Zaum in der Hand halten; es war eine Figur, um sich scheckicht zu lachen! Weil das vorbei war, so sagte Herr Wolke, er wolle ihnen nun was anders zeichnen, da riefen sie wieder alle: domum, domum! Gut, sagte Herr Wolke, was ist denn nun das erste beim Hause? Fundamentum, Fundamentum. Den Augenblick zeichnete er den Grund! Dann hießen sie ihn, er solle das erste, das zweite Stockwerk und dann das Dach machen; das that er auch! Was nun? Januam, januam. Wo soll denn die Thüre stehen? In medio, in medio. Aber ich will sie nun nicht in die Mitte machen, sagte Herr Wolke; hier soll sie stehen, und damit zeichnete er sie so ziemlich vorne hin. Ja, sagten die Kleinen, dann muß auf der andern Seite auch eine Thüre sein. Warum denn? Propter symmetriam. Weil dann die fertig war, so giengs an die Fenster. Herr Wolke zeichnete sie mit Fleiß wieder nicht recht; aber sie sagten gleich, wie es sein müßte, und welche zu groß oder zu klein waren. Nun kamen die Feuermauern dran, und da ließ sich Emilie einen Schornsteinfeger auf die eine malen mit einem Besen. Dann spielten sie noch ein Spiel, das hieß das Judicirspiel. Da wurde erst gewürfelt, und wens traf, der mußte eine Erklärung machen von einer Kupfertafel! Die Kupfertafel stellte allerhand Künstler vor. Den ersten kannte ich nicht; das war ein Drechsler! Die andern aber kannte ich alle; das war ein Bildhauer, ein Maler und ein Schreiber. Der Bildhauer hatte einen Meisel in der Hand und meiselte an einer Minerva, und die ganze Stube stand voll Statuen."[1] —

Im zwölften Briefe erzählt Fritz, was am letzten Examentage vorgekommen. War an den ersten Tagen eine Art Feier nach dem Zuschnitt von Basedows allgemeiner Religion gewesen, so heißt es dagegen vom letzten: „Erstlich war wieder Gottesdienst und zwar heute in der christlichen Religion." Basedow hat die an den drei Examentagen gehaltenen Gottesdienste mitgetheilt.[2] Zuerst „Eine allgemeine Gottesverehrung." Ein Liturg wechselte mit einem „Chor von erfahrenen Gottesverehrern" und mit der Gemeine. Es ist ein deistisch moralisches, prosaisches Machwerk; Christus wird nicht genannt. Als Beispiel dieß:

Gieb finstern Völkern heilsam Licht
Die Zweifler führ herbei!
Der Glaubenszwang verewge nicht
Durch Noth die Heuchelei.

Bewahr den Schwangern Leib und Herz,
Gieb ihrer Frucht Gedeihn!

1) Ebend. 72—75.
2) Philanthropin. Beilage S. 1 ꝛc.

Laß der Gebährerinnen Schmerz
Mit Freud ersetzet sein!

Die Jugend wachs an Werth und Stärk
In weiser Zucht vor dir,
Der Schulen gutes wichtigs Werk
Zu bessern gieb Begier.

Schaff Jugendfreunden Hülf und Rath,
Und nicht zu schwere Pflicht!
Jetzt wird verachtet unsre Saat;
Die Erndte werd es nicht![1]

Die zweite beim Examen gehaltene Gottesverehrung, welche Basedow mittheilt, ist überschrieben: „Für die Jugend[2] eine Grundlage des Unterrichts und der Erbauung des Glaubens an Gott aus dem Anschauen der Natur und dem Gefühl des Gewissens mit Hülfe des Glaubens und des Exempels der Erwachsenen." Auch hier ist nicht vom Christenthum die Rede, sondern in matter, poetischer Prosa, besonders von der Schöpfung, z. B.: „Vor dem Anfang der Dinge flüsterte kein sanfter Bach, rauschte kein fallender Strom." Der Liturg sagt: „Hört ihr Kinder, erfreuliche Lehren, welche ihr gewiß glauben werdet, wenn ihr sie versteht und bedenkt."

Zuletzt theilt Basedow den am dritten Examentage gehaltenen Gottesdienst mit.[3] Er führt die Ueberschrift: „Grundlage einer gemeinchristlichen Unterweisung und Gewissensübung für Kinder, mit Hülfe der Erwachsenen," und beginnt mit: „Wir glauben all an Jesum Christ." Der erste Vers: wir glauben all an einen Gott, wird als im vorangegangenen deistischen Gottesdienst abgethan, betrachtet. Das Ganze ist orthodox, an das apostolische Glaubensbekenntniß sich anschließend; da es gemeinchristlich, so wird für Katholiken, Griechen und Protestanten gebetet, für alle, die Gott und den er gesandt hat, erkennen — ja auch für die Juden.[4] —

An demselben dritten Examentage hielt Basedow eine Rede, deren Thema war: unterstützt das Institut! Er sagt: Väter! Väter! Mütter! Mütter! erbarmt Euch! Gebt doch einen Theil eures überflüssigen Düngers dem Pflanzengarten, wo man unsere (der Kinder und Kindeskinder) Glückseligkeit säet und ihrer wartet. Erinnert euch eurer eigenen Schulnoth." Wiederholt verlangt er 30,000 Thaler und lockt auf alle Weise zum Geben. „Wer 50 und drüber,

1) Nach der Melodie: Lobt Gott, ihr Christen ꝛc. Ueber den Vers: „Die Jugend," steht: die vorige Melodie höher.

2) Ebend. S. 15.

3) Ebend. S. 47.

4) Nach dem bisher über die Religionsansichten Basedows Mitgetheilten dürfte man sich über diese Orthodoxie wundern. Er wußte sich hierin, wie hinsichtlich des Lateinlehrens, in die Zeit zu schicken. War doch der so christlich gesinnte de Marées damals als Superintendent an der Spitze der Dessauischen Kirche.

und doch nicht 500 Thaler schenkt, dessen Name mit den Anfangsbuchstaben, wird in einem dazu befriedigten Lindenhaine, in die Rinde eines jungen Baumes geschnitten, mit einer Zahl, welche anzeigt, wie vielmal 50 Thaler in seinem Geschenke sind." —

Nach Basedows Rede examinirte Simon die Kleinen im Französischen. Er erklärte ihnen „ein Bild vom Frühlinge." „Erst fragte er sie, erzählt der Briefsteller, eins und das andre, hernach brachte er ein Modell von einem Pfluge und von einer Egge, und zeigte ihnen alles, woraus der Pflug bestünde, und wie es der Bauer machte, wenn er pflüge. Da hab ichs so recht gemerkt, was das thut, wenn man nach Herrn Basedows seiner Art Vokabeln lernt. Ich habe in meinem Leben nicht gewußt, was die Egge auf Französisch heißt: hier hörte ichs zum erstenmale, weil Herr Simon die Egge vorzeigte, la herse, und nun vergeß ichs gewiß nicht wieder."[1]

Weiterhin ward von Mangelsdorf, demselben, welcher das Elementarwerk ins Lateinische übersetzt hat, ein historisches Examen über Alexanders Zug nach Indien gehalten. Basedow rühmt: es sei sehr gut geantwortet worden, Fritze erzählt: Mangelsdorf habe einen Zögling vorzugsweise gefragt. Derselbe Zögling wird unter den vieren genannt, welche eine Stelle aus dem Curtius und aus Castellions Bibel das achte Capitel des Evangelii Johannis übersetzten. Basedow sagte die Stelle aus Curtius periodenweise vor, jene vier „übersetzten sie richtig und mit Fertigkeit. Dennoch, fügte er hinzu, hatte von ihnen niemand vor einem Jahre ein lateinisches Wort gehört, noch während dieses Jahres irgend ein Wort memorirt, oder etwas vom Donate oder der Grammatik gelernt." Nach einem Jahre versprach er, sollten dieselben Schüler aus jedem deutschen, ihnen verständlichen Buche, mündlich oder schriftlich, „grammatikalisch richtig und rhetorisch nicht übel übersetzen."[2] „Die Zuhörer, erzählt Fritze, waren sehr mit dem Lateinischen zufrieden, bis auf ein Paar, die hörte ich hinter dem Rücken verzweifelt raisonniren. Sie sagten, das wären alles nur Kindereien, man sollte nur einmal den Cicero, Livius, Horaz, Virgil oder dergleichen aufs Tapet bringen, dann würde man erst sehen, ob die Philanthropisten lateinisch könnten." —

In der Geographie und Naturgeschichte ward nicht examinirt. Zwei größere Philanthropisten bewiesen den pythagoreischen Lehrsatz und lösten eine trigonometrische Aufgabe.

Auf das Examen folgte die Aufführung zweier Lustspiele durch die Kinder, eines französischen und eines deutschen. — Mit großer Freundlichkeit sorgte der edle Fürst für die zum Examen gekommenen Gäste in Dessau, wie in Wörlitz, so daß die Fremden einen angenehmen Eindruck vom Examen, von Dessau und besonders von dem schönen, wohlwollenden Fürstenpaare erhielten und mit sich

1) Fritzens Reise 82. 83.

2) Ebend. S. 15. Jüngere Schüler übersetzen aus des Erasmus Colloquia.

fortnahmen. Vortheilhafte Berichte über das Ergebnis der Prüfung wurden bald nach dem Examen im deutschen Merkur und in der allgemeinen deutschen Bibliothek mitgetheilt.[1]

Unter den Männern, welche sich für das Philanthropin erklärten, war Kant. Im Jahre 1777 ließ dieser Folgendes in die königsberger Zeitung rücken:[2]

An das gemeine Wesen.

„Es fehlt in den gesitteten Ländern von Europa nicht an Erziehungsanstalten und an wohlgemeintem Fleiße der Lehrer, jedermann in diesem Stücke zu Diensten zu sein; und gleichwohl ist es jetzt einleuchtend bewiesen, daß sie insgesammt im ersten Zuschnitt verdorben sind, daß weil alles darin der Natur entgegenarbeitet, dadurch bei weitem nicht das Gute aus dem Menschen gebracht werde, wozu die Natur die Anlage gegeben, und daß, weil wir thierische Geschöpfe nur durch Ausbildung zu Menschen gemacht werden, wir in Kurzem ganz andre Menschen um uns sehen würden, wenn diejenige Erziehungsmethode allgemein in Schwang käme, die weislich aus der Natur selbst gezogen, und nicht von der alten Gewohnheit roher und unerfahrener Zeitalter sclavisch nachgeahmt worden. Es ist aber vergeblich, dieses Heil des menschlichen Geschlechts von einer allmählichen Schulverbesserung zu erwarten. Sie müssen umgeschaffen werden, wenn etwas Gutes aus ihnen entstehen soll; weil sie in ihrer ursprünglichen Einrichtung fehlerhaft sind, und selbst die Lehrer derselben eine neue Bildung annehmen müssen. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dieses bewirken. Und dazu gehört nichts weiter, als nur eine Schule, die nach der ächten Methode vom Grunde aus neu angeordnet, von aufgeklärten Männern, nicht mit lohnsüchtigem, sondern edelmüthigem Eifer bearbeitet, und während ihrem Fortschritte zur Vollkommenheit, von dem aufmerksamen Auge der Kenner in allen Ländern beurtheilt, aber auch durch den vereinigten Beitrag aller Menschenfreunde, bis zur Erreichung ihrer Vollständigkeit unterstützt und fortgeholfen würde. Eine solche Schule ist nicht bloß für die, welche sie erzieht, sondern, welches unendlich wichtiger ist, auch für diejenigen, denen sie Gelegenheit gibt, sich nach und nach in großer Zahl bei ihr nach der wahren Erziehungsmethode zu Lehrern zu bilden, ein Samenkorn, vermittelst dessen sorgfältiger Pflege in kurzer Zeit eine Menge wohl unterwiesener Lehrer erwachsen kann, die ein ganzes Land bald mit guten Schulen bedecken

1) Im Merkur des Jahres 1776 findet sich der Bericht des Domherrn von Rochow; Stroth in Quedlinburg schrieb auch über das Examen; Professor Eck in Leipzig, Oberprediger Rambach in Quedlinburg u. A. priesen dasselbe in Briefen an Basedow, welche dieser drucken ließ (Philanthropin 2tes Stück. S. 107 ꝛc.); Probst Rötger in Magdeburg schrieb: „Briefe eines unparteiischen Kosmopoliten," ebenfalls über diese Prüfung.

2) Pädagog. Unterh. Erster Jahrgang. 3tes Stück. 296. 301.

werden. Die Bemühungen des gemeinen Wesens aller Länder sollten nun darauf zuerst gerichtet sein, einer solchen Musterschule von allen Orten und Enden Handreichung zu thun, um sie bald zu der ganzen Vollkommenheit zu verhelfen, dazu sie in sich selbst schon die Quellen enthält. Denn ihre Einrichtung und Anlage sofort in andern Ländern nachahmen zu wollen, und sie selbst, die das erste vollständige Beispiel und Pflanzschule der guten Erziehung werden soll, indessen unter Mangel und Hinderniſſen in ihrem Fortschritt zur Vollkommenheit aufhalten, das heißt so viel, als den Samen vor der Reife aussäen, um hernach Unkraut zu ernten. Eine solche Erziehungsanstalt ist nun nicht mehr bloß eine schöne Idee, sondern zeigt die Thunlichkeit dessen, was längst gewünscht worden, in thätigen und sichtbaren Beweisen. Gewiß, eine Erscheinung unserer Zeit, die, ob zwar von gemeinen Augen übersehen, jedem verständigen und an dem Wohl der Menschheit theilnehmenden Zuschauer viel wichtiger sein muß, als das glänzende Nichts auf dem jederzeit veränderlichen Schauplatze der großen Welt, wodurch das Beste des menschlichen Geschlechts, wo nicht zurückgesetzt, doch nicht um ein Haar breit weiter gebracht wird. Der öffentliche Ruf und vornehmlich die vereinigten Stimmen gewissenhafter und einsehender Kenner aus verschiedenen Ländern, werden die Leser dieser Zeitung schon das dessauische Edukationsinstitut (Philanthropin) als dasjenige einzige kennen gelernt haben, was diese Merkmale der Vortrefflichkeit an sich trägt; wovon es eine nicht der geringsten ist, daß es, seiner Einrichtung gemäß, alle ihm im Anfange etwa noch anhängende Fehler natürlicher Weise von selbst abwerfen muß. Die dawider sich hie oder da regende Anfälle und bisweilen Schmähschriften sind so gewöhnliche Griffe der Tadelsucht und des sich auf seinem Miste vertheidigenden alten Herkommens, daß eine ruhige Gleichgültigkeit dieser Art Leute, die auf alles, was sich als gut und edel ankündigt, jederzeit hämische Blicke werfen, vielmehr einigen Verdacht wegen der Mittelmäßigkeit dieses sich erhebenden Guten erregen müßte. Diesem Institute nun, welches der Menschheit, und also der Theilnehmung jedes Mitbürgers gewidmet ist, einige Hülfe zu leisten (welche einzeln nur klein, aber durch die Menge wichtig werden kann) wird jetzt die Gelegenheit dargeboten. Wollte man seine Erfindungskraft anstrengen, um eine Gelegenheit zu erdenken, wo durch einen geringen Beitrag das größtmögliche, dauerhafteste und allgemeinste Gut befördert werden könnte, so müßte es doch diejenige sein, da der Same des Guten selbst, damit er sich mit der Zeit verbreite und verewige, gepflegt und unterhalten werden kann. Diesen Begriffen und der guten Meinung zufolge, die wir uns von der Anzahl wohldenkender Personen unsers gemeinen Wesens machen, beziehen wir uns auf das 21ste Stück dieser gelehrten und politischen Zeitung, zusammt der Beilage, und sehen einer zahlreichen Pränumeration entgegen: von allen Herren des geistlichen und Schulstandes, von Eltern überhaupt, denen, was zu besserer Bildung ihrer Kinder dient, nicht gleichgültig sein kann, ja selbst von denen, die, ob sie gleich

nicht Kinder haben, doch ehedem als Kinder Erziehung genossen, und eben darum die Verbindlichkeit erkennen werden, wo nicht zu Vermehrung, doch wenigstens zur Bildung der Menschen das Ihrige beizutragen. Auf diese von dem dessauischen Edukationsinstitut herauskommende Monatsschrift unter dem Titel: „Pädagogische Unterhaltungen," wird nun die Pränumeration mit 2 Rthlr. 10 Gr. unsers Geldes angenommen. Aber, da wegen der noch nicht zu bestimmenden Bogenzahl, am Ende des Jahres einiger Nachschuß verlangt werden könnte, so würde es vielleicht am Besten sein (doch wird dieses jedermanns Belieben anheimgestellt), der Beförderung dieses Werks einen Dukaten prä:umerationsweise zu widmen, wo alsdann jedem, der es verlangen würde, der Ueberschuß richtig zurückbezahlt werden soll. Denn gedachtes Institut macht sich die Hoffnung, daß es viele edeldenkende Personen in allen Ländern gebe, die eine solche Gelegenheit willig ergreifen würden, um bei dieser Veranlassung, über das Pränumerationsquantum, noch ein freiwilliges kleines Geschenk, als einen Beitrag zur Unterstützung des seiner Vollkommenheit nahen, aber durch den erwarteten Beistand nicht bei Zeiten fortgeholfenen Instituts hinzu zu fügen. Denn da, wie Herr O. C. R. Büsching sagt, die Regierungen jetziger Zeit zu Schulverbesserungen kein Geld zu haben scheinen, so wird es doch endlich, wofern solche nicht gar ungeschehen bleiben sollen, auf bemittelte Privatpersonen ankommen, diese so wichtige allgemeine Angelegenheit durch großmüthigen Beitrag selbst zu befördern."

Kant.

Es ist merkwürdig, daß Kant vom Philanthropin so große Hoffnungen hegte, wie später Fichte von Pestalozzis Anstalt; beide, von liebenswürdigem Wohlwollen beseelt, hofften zu viel.

Kant sah dieß später selbst ein, wie sich aus folgender Stelle seiner Schrift „über Pädagogik" ergibt. Er sagt:[1] „Man bildet sich zwar ein, daß Experimente bei der Erziehung nicht nöthig wären, und daß man schon aus der Vernunft urtheilen könne, ob etwas gut oder nicht gut sein werde. Man irrt hierin aber sehr, und die Erfahrung lehrt, daß sich oft bei unsern Versuchen ganz entgegengesetzte Wirkungen zeigen, von denen, die man erwartete. Man sieht also daß, da es auf Experimente ankommt, kein Menschenalter einen völligen Erziehungsplan darstellen kann. Die einzige Experimentalschule, die hier gewissermaßen den Anfang machte, die Bahn zu brechen, war das dessauische Institut. Man muß ihm diesen Ruhm lassen, ungeachtet der vielen Fehler, die man ihm zum Vorwurfe machen könnte; Fehler, die sich bei allen Schlüssen, die man aus Versuchen macht, vorfinden, daß nämlich noch immer neue Versuche dazu gehören. Es war in gewisser Weise die einzige Schule, bei der die Lehrer

1) [redacted] Rosenkranz.

die Freiheit hatten, nach eigenen Methoden und Planen zu arbeiten, und wo sie unter sich sowohl, als auch mit allen Gelehrten in Deutschland in Verbindung standen."

Im ersten Stück der pädagogischen Unterhaltungen findet sich auch der Brief „eines unbemittelten Landgeistlichen im Elsaß" an einen Professor des Philanthropins, an Simon, dessen Lehrer der Geistliche war. Dieser Geistliche ist kein anderer, als der unter uns wohlbekannte, treffliche Oberlin. Hier ist sein Brief:[1]

Mein lieber Fritze!

Du wünschtest von mir eben so geliebt zu werden, als Du mich liebst? So recht; so hör ichs gerne. Schließe nun selbst, ob ich dich liebe. Eure Erziehungsanstalt trage ich im Herzen. O wie gern wollte ich mich derselben aufopfern; aber Gott fordert hier mein Opfer. Wie sehnlich wünschte ich, wenigstens einige Monate, ja wenns nur Wochen wären, darin mich umzuschauen, zu hören, zu lernen, und sodann — reicher als jemals, in mein Steinthal zurückzukehren und auszulernen! Aber mein Gott untersagt mirs völlig; denn nichts, als mein Wunsch, ist meinem Wunsche günstig. Ich war immer kurz gehalten, und sehr gehemmt, und bin es wirklich aufs äußerste. O hätten wir doch Geld, das in manchen Händen so unnütze Geld! so dachte ich tausendmal, seit ich die Anstalt zu Dessau kenne; und so mußte ich und meine Frau aufs neue denken, da wir das dritte Stück eures Archivs lasen. Wir bedachten uns auf allen Seiten, ob wir denn gar nichts hätten, das wir zu Geld machen könnten? Ich trauerte, denn ich wußte nichts. Einsmals kömmt meine Frau stillschweigend in meine Stube, und bringt mir mit freudigen Augen ein Paar Ohrengehänge, mit Bitte, sie dem Philanthropin zu überschicken, oder den Werth davon, wenn wir sie anbringen könnten. Sie hatten ihr, vor zehn oder eilf Jahren, 30 Gulden gekostet. Ich schrieb dießfalls an Herrn * * in Straßburg, ohne ihm aber die Geberin zu nennen. Nun weiß ich nicht, lieber Freund, ob die Ohrengehänge oder das daraus gelöste Geld diesen Brief begleiten werden. Was mir diese Ohrengehänge für Freude gemacht, kannst Du denken. Ich kann dergleichen müßiges Zeug nicht leiden, da so ungeheuer viel für so ausgemergelte Kräfte und Beutel zu thun ist. Heute gibt Gott Brot, und aufs Künftige hat er mirs versprochen. Freund, ob schon jetzt außer Gott und uns niemand weiß, wer diese, an sich geringe Kleinigkeit gegeben; so ist doch dieß Geheimnis eurer Disposition völlig übergeben. — Ich weiß nicht, was man mir für ein Geschenk hätte machen sollen, das mir so lieb gewesen wäre, als die drei Exemplare vom Elementarwerke. Ich kannte mich nicht mehr; denn ich hatte immer die, die es kaufen konnten, fast mit neidischen Augen angesehen, und ich sah doch noch lange

1) Pädagogische Unterhaltungen. Erstes Stück. S. 97—100.

hinaus keinen Schatten von Hoffnung, es jemals kaufen zu können; denn ich und meine Caſſen ſind ganz verblutet. Ich ſuche, dieſes liebe Buch auch, wo ich kann, in Straßburg bekannt zu machen. Freund, ich darf offenherzig mit Dir reden: ſo viel Exemplarien, das erſchreckte mich und meine Frau. Ich konnte es nicht mehr aushalten; mußte mich verbergen, um auszuweinen. Dank und Freude und Schamröthe und Leid über mein Unvermögen, es dem Inſtitute und Euch wieder einzubringen, beſtürmten mich zu heftig. Nichts als Wünſche, Freunde, kann ich dafür zahlen; heiße Wünſche zu meinem lieben Gott, der mich ſo kurz hält, für euch und eure und meine Sache, das Erziehungsinſtitut. Ja, Freunde, Euren Ruf und Eure Arbeit halte ich für beneidenswerth. Gott ſtärke, ſegne, ermuntre Euch, und, was ich mir immer ſelbſt wünſche, gebe Euch zärtliche, immer zärtlichere Liebe zu Jeſu, und den, ihm ſo lieben, durch ſein Blut erkauften Kindern. Adjeu, mein Lieber, und Ihr alle, meine Freunde! Ich verbleibe bis in den Tod und ſodann vom Neuen wieder

Euer und Dein

ergebener, bereitwilliger, zärtlicher Freund Oberlin.

Waldersbach im Steinthal, auf der Grenze von
Elſaß und Lothringen, den 16. März 1777.

Im[1] Jahre 1776, demſelben, da das Examen gehalten wurde, übernahm Campe, bisheriger Feldprediger in Potsdam, die Curatur des Philanthropins, verließ es aber ſchon im folgenden Jahre.[2] Baſedow ward, nach Campes Abgang, wieder „Director der Lehre," Wolke Vicecurator. Als Lehrer trat Trapp aus Altona ein, welcher aber ſchon im Jahre 1778 zum Profeſſor der Pädagogik in Halle ernannt wurde.[3] Buſſe, „Candidat der Pädagogie," bekannt durch mathematiſche Lehrbücher, ſpäter Profeſſor der Mathematik bei der Bergakademie in Freiberg, wird 1778 ebenfalls unter den Lehrern aufgeführt.

In dieſem Jahre 1778 waren 33 Penſionairs.[4] Der Lehrplan iſt meiſt wie im Jahre 1776, Cicero, Terenz ꝛc. werden in Auszügen geleſen. „Zuletzt, zu allerletzt," will Baſedow Grammatices praecipua capita mittheilen. „Eine ſehr verkehrte Methode, nach dem Urtheile der Meiſten, ſagt Baſedow, aber wahrlich die Methode der Natur und der Vernunft."

1) Philanth. Archiv, 3tes Stück. Simon und Schweighäuſer verließen in demſelben Jahre das Inſtitut.

2) Pädagog. Unterhaltungen. Erſter Jahrg. 5tes Stück. S. 409.

3) Dieſe Berufung erhielt Trapp durch den damaligen preußiſchen Miniſter des Schulweſens, Hrn. von Zedlitz, welcher ſehr für Baſedow eingenommen war. In einer Rede: sur le patriotisme comme objet d'éducation, ſagte Zedlitz: „Die baſedowſchen Kupfer zum Elementarwerk ſollten das erſte Handbuch aller Erzieher ſein." Sie ſeien eine Gemäldegallerie, durch welche man auch den Kindern leicht und anſchaulich die erſten Begriffe von der bürgerlichen Geſellſchaft beibringen könnte. Pädagog. Unterh. Erſter Jahrg. S. 604.

4) Ebend. Erſter Jahrgang. 7tes Stück. S. 595.

Man ließ deutsche Ausarbeitungen machen. „Für jede Ausarbeitung, heißt es, werden dem Verfasser, nach Verhältnis ihres Werths, Billette des Fleißes gegeben, wodurch er sich goldne Punkte auf der weißen Meritentafel erwirbt.“[1]

Neuendorf, später Rector der Schule in Dessau, hatte besonders die Aufsicht über die Philanthropisten, denen er gelegentlich folgende Anrede hielt: [2]„Meine lieben Kinder, wir machen hier eine kleine Republik aus, worin jeder unter uns ein freies Mitglied ist; ihr seid meine jungen Freunde und ich euer älterer und erfahrenerer Freund.“ Trotzendorf constituierte auch seine Schule als Republik, erklärte sich aber nicht zum älteren Freunde der Jungen, sondern zum Dictator perpetuus. Neuendorf, als Rousseaus Schüler, sucht seinen Schülern dann die Nothwendigkeit der Gesetze für ihre Republik darzuthun.

Unter den Lehrgegenständen werden auch Drechseln und Hobeln aufgeführt, es wurde selbst gedroschen.[3]

* * *

Wenn das Philanthropin viele Freunde gewann, so fehlte es ihm auch nicht an Gegnern. Einer derselben schrieb den Roman: „Spitzbart, eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert. Parturiunt montes nascetur ridiculus mus 1779.“[4] Das Buch machte viel Aufsehen. Es war besonders gegen Basedow gerichtet. Im dritten Jahrgange der pädagogischen Unterhaltungen[5] findet sich „des Instituts Erklärung über den Spitzbart.“ „Obgleich unser Institut, schreiben sie, noch immer Philanthropin heißt, so ist es doch dem Philanthropin, das Basedow anlegte und aufführen wollte, so unähnlich — wie das Huhn dem Ei? — nein, wie das Huhn jedem andern Geflügel. Wenn nun auch Vorwürfe Basedow und seine Plane träfen, so träfen sie doch darum noch nicht uns, die wir sie nicht alle ausgeführt haben.“ Basedows Werk, heißt es weiterhin, hätten sie nicht untergehen lassen, sie schrieben aber keine Plane mehr, sondern führten sie aus.

Jedenfalls hatte die Kritik heilsam gewirkt.

Aus dem eben Angeführten ergäbe es sich schon, daß Basedow bereits wie-

1) Ebend. 607. Vier Zöglinge bekamen 1782 den Orden des Fleißes. (Ebend. Fünfter Jahrg. 281.)

2) Ebend. 615.

3) Die Beilage III. enthält einen vollständigen philanthropinschen Lectionsplan, welcher ebend. S. 626. 630 mitgetheilt ist.

4) Derselbe Professor Schummel, welcher früher als Lehrer in der Frauenschule in Magdeburg dem Examen in Dessau beiwohnte und „Fritzens Reise“ schrieb, eben derselbe ist der Verfasser des Spitzbart „einer Satyre, sagt sein Biograph Menzel, auf das philanthropische Erziehungswesen, dem er früher selbst gehuldigt hatte.“ Die Satyre dürfte vielleicht eine Nachwirkung der vorhergegangenen Ueberschätzung sein.

5) S. 555 ꝛc.

der vom Institut zurückgetreten, ja mit Wolke verfeindet war; eifersüchtig auf Wolke, hatte er allem Antheil an der Direction entsagt. Wolke ward nun Director, mit ihm lehrten 5 Professoren. Im Jahre 1781 traten Salzmann, bisher Prediger in Erfurt und Olivier aus Lausanne als Lehrer ein. Jener ward zugleich Liturg,[1] und gab als solcher „Gottesverehrungen, gehalten im Betsaale des Philanthropins" 1783 heraus.

Im Jahre 1782 wurden Matthisson, der Dichter, und Spazier Lehrer am Philanthropin.[2] Damals waren 53 Pensionisten, aus allen Ländern Europas, von Riga bis Lissabon.

Salzmann verließ schon im Jahre 1784 Dessau und legte, vom Herzog von Gotha unterstützt, seine bekannte Anstalt in Schnepfenthal an.[3]

Von 1778 an privatisierte Basedow in Dessau und gab durch manche Gemeinheit, besonders auch durch sein Trinken, großes Aergernis. Mit Wolke gerieth er in sehr heftige öffentliche Streitigkeiten, ja in einen Proceſs, der 1783 mit einer Aussöhnung endigte. — Er verfaßte wieder viele theologische Schriften. 1785 besorgte er die zweite Auflage des Elementarwerks und schrieb: „Von der Lehrform der Latinität durch Sachkenntnis," auch über das Lesenlernen. 1786 gab er heraus: „Neues Werkzeug zum Lesenlehren, zur Gotteskenntnis und zur nothwendigsten Sprachrichtigkeit von B. und einer für die Aufklärung arbeitenden Gesellschaft;" zugleich mit diesem: „Neues Werkzeug zur gemäßigten Aufklärung der Schüler durch die Lehrer des Mittelstandes." Seltsame Titel! Das Buch soll Tugendlehren und Grundsätze der Lebensweisheit enthalten. Seit 1785 reiste Basedow jedes Jahr auf einige Monate nach Magdeburg und gab dort Unterricht in einer Mädchenschule. — Im Juli 1790 gieng er wieder von Dessau nach Magdeburg. Hier überfiel ihn eine Hämorrhagie. Er fühlte sein Ende nahen, dictierte noch Anhänge zu seinem Testament, nahm zärtlichen Abschied von seinem jüngsten Sohne, und starb bei vollem Bewußtsein den 25. Juli in einem Alten vor 66 Jahren, 10 Monaten und 14 Tagen. Charakteristisch waren seine letzten Worte: „Ich will secieret sein zum Besten meiner Mitmenschen." Auf dem Kirchhofe der h. Geistgemeinde ward er begraben. — Er war zweimal verheiratet; die erste Frau starb schon in Soroe. Mit der zweiten, einer Dänin, lebte er 33 Jahre, sie starb 1788 und war sehr melancholischen

1) Ebend. Vierter Jahrg. 297.

2) Ebend. Fünfter Jahrg. 279.

3) Bis zum Jahre 1784 reichen die authentischen Nachrichten über das Philanthropin, welche mir vorliegen, so daß ich hier abzubrechen genöthigt bin. Mit dem fünften Jahrgange hören die „Pädagogischen Unterhaltungen" 1784 auf. Im Jahre 1796 kam ich als 13jähriger Knabe nach Dessau, und sah noch mehrere Lehrer des Philanthropin: den für Rousseau begeisterten Dutoit, Busse, Wolke, Nemendorf. Besonders war ich viel im Hause des redlichen, wohlwollenden, enthusiastischen Olivier, von dessen so bedeutender Lesemethode weiter unten die Rede sein wird.

Gemüths: besonders ward sie in Altona heftig über die Excommunication ihres Mannes betrübt. Die oft erwähnte Tochter Basedows, Emilie, heiratete 1789 einen Prediger Cautius, der nahe bei Bernburg lebte.

Blicken wir nun auf das Philanthropin noch einmal zurück. —

Es ist so viel seltsames, wunderliches über dasselbe von mir aus den Quellen mitgetheilt worden, daß das Ganze fast als eine pädagogische Caricatur erscheint. Doch wäre es höchst ungerecht, wollte ich das Gute des Instituts und seiner Vertreter in Schatten stellen.

Was zunächst die Lehrer am Philanthropin betrifft, so mögen wir von ihnen noch so verschieden denken, ihren redlichen, uneigennützigen Willen müssen wir mit Achtung anerkennen. Auch Basedows, trotz des unverschämten Geilens, was aus seinem, unaufhörlich Pläne ausbrütenden Gehirne kam, das ihn, nach Göthes Erzählung Tag und Nacht nicht ruhen ließ. Starb er doch arm und verlangte noch sterbend zum Besten seiner Mitmenschen seciert zu werden! Selbst seine Prahlereien, da er, zum großen spätern Schaden des Philanthropins, das Unmögliche zu leisten versprach, ja es sogar als geleistet beschrieb, selbst diese dürften wohl zum Theil einer rohen Begeisterung für sein Pläne zuzuschreiben sein. — Und die meisten philanthropischen Lehrer waren nicht mit halbem, sondern mit ganzem Herzem bei der Sache voll aufopfernder Liebe. Mit welcher unermüdeten, immer lebendigen Thätigkeit wirkte Wolke! Olivier lebte bis an sein Ende mit jugendlichem Enthusiasmus seinem Lehrerberufe; Salzmanns und Campes redliche, gewissenhafte und ausdauernde pädagogische Thätigkeit ist bekannt. —

Ist denn nun alle Arbeit dieser Männer vergeblich, ja mehr als vergeblich gewesen? Gewiß nicht. Wollen wir uns davon überzeugen, so müssen wir, wie bei der Würdigung Rousseaus, den Charakter der Pädagogik zu ihrer Zeit betrachten; nicht wie er in einzelnen eminenten Schulmännern sich zeigte, sondern wie er durchschnittlich bei weitem auf den meisten Schulen herrschte. —

Die Jugendzeit war damals für die meisten eine sehr geplagte Zeit, der Unterricht hart und herzlos streng. Die Grammatik ward dem Gedächtnis eingebläuet, ebenso Sprüche der h. Schrift und Liederverse.[1] Eine gewöhnliche

1) Pädagog. Unterhaltungen. Dritter Jahrgang. S. 467. Hier findet sich Folgendes: „Um diese Zeit starb Häuberle, Collega jubilaeus zu * * * einem Städtlein in Schwaben. Während der 51 Jahre 7 Monate seiner Amtsführung hat er, nach einer mäßigen Berechnung ausgetheilt: 911,527 Stockschläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineal, 136.715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüsse und 22,763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik. 777mal hat er Knaben auf Erbsen knieen lassen und 613 auf ein dreieckicht Holz; 5001 mußten Esel tragen und 1707 die Ruthe hoch halten, einiger nicht so gewöhnlichen Strafen, die er zuweilen im Falle der Noth aus dem Stegreif erfand, zu geschweigen. Unter den Stockschlägen sind ungefähr 800,000 für lateinische Vocabeln, und unter den Ruthenhieben 76,000 für biblische Sprüche

Schulſtrafe war das Auswendiglernen des 119ten Pſalms. Die Schulſtuben waren melancholiſch dunkel. Daß auch die Jugend irgend etwas mit Liebe arbeiten könne, das fiel niemanden ein, ſo wenig, als daß ſie die Augen zu irgend etwas Anderm als zum Schreiben und Leſen habe. Das heilloſe Zeitalter Ludwigs XIV brachte überdieß den armen Kindern in den höhern Ständen friſierte mit Puder und Pomade eingeſchmutzte Haare, galonnirte Röcke, kurze Beinkleider, ſeidne Strümpfe, einen Degen an der Seite; das war für rührige friſche Jungen die ärgſte Tortur.[1] —

Allem genannten Unheil trat nun das Philanthropin entgegen; daher war es kein Wunder, wenn nicht bloß flache, ſondern auch tiefſinnige, ernſte Männer, wie Kant, Fr. H. Jacobi, Euler[2] u. A. anfangs Großes vom neuen Inſtitut hofften, wenn es überhaupt nach allen Seiten, durch ganz Europa Anklang und Unterſtützung fand. Man fühlte das Unnatürliche in ſo vielem Herkömmlichen und ſehnte ſich nach Freiheit, nach dem, was man im beſten Sinne natürlich nennen könnte, man ſehnte ſich, wie Kant ſagt, nicht nur nach einer Reformation, ſondern nach einer Revolution, zur Befreiung der Jugend. —

Rouſſeaus redneriſche Ermahnungen hatten bewirkt, daß man auf eine verſtändigere Behandlung der kleinſten Kinder bedacht wurde; Mütter ſtillten wieder ſelbſt; man ließ ab von der Verweichlichung.

Im Philantropin befolgte man bei Erziehung der Knaben dieſelben Principien und berückſichtigte die leibliche Bildung auf eine Weiſe, wie es vorher in neuerer Zeit nie und nirgends geſchehen war.[3]

Die fratzenhafte peinliche Kleidung der Knaben, galonnirte Röcke, kurze Beinkleider, Friſur, Haarbeutel, Alles ſchaffte man ab. Man kann denken, wie wohl den Knaben wurde, wenn ſie aus den Zwangsfraks, Zwangshoſen und Zwangshaltstüchern herausgelaſſen, nun die bequemſten Matroſenjacken und Beinkleider

und Verſe aus dem Geſangbuch. Schimpfwörter hatte er etwas über 3000, davon ihm ſein Vaterland ungefähr ⅔ geliefert hatte, ⅓ aber von eigener Erfindung" war u. ſ. w.

1) Man betrachte nur die meiſten Kinder auf den Bildern des Elementarwerks. Wie die franzöſiſche Unnatur auf die Erziehung deutſcher Mädchen Einfluß übte, hat Göthe in einer Scene der frühern Recenſion von Erwin und Elmire lebendig dargeſtellt. Göthes Schriften, Ausgabe von 1840. Bd. 34, 211.

2) Von dieſem großen Mathematiker iſt das günſtige Zeugnis unterſchrieben, welches die petersburger Akademie Baſedow und dem Philantropin 1775 ausſtellte. Baſedow hatte ſein Buch, „das Philanthropin" nach Petersburg geſchickt. La Conférence jugea cet ouvrage digne de ses éloges. Elle applaudit surtout au zèle cordial, dont l'auteur est pénetré pour le bien du genre humain, et comme le plan d'éducation avec la méthode d'instruire la jeunesse, qu'il y propose, est à plusiers égards préférable à ceux, qu'on a suivi jusqu'ici, l'Académie ne doute en aucune façon, que s'il fût exécuté et imité aussi par les autres établissements, il n'en résulte un avantage réel pour le public.

3) Wozu im Philantropin der Anfang gemacht war, das führte Gutsmuths im Salzmannſchen Inſtitut zu Schnepfenthal weiter aus. In ſeiner „Gymnaſtik" erſcheint dieſer wiederum als Vorläufer Jahns.

von blau und weiß gestreiftem Zwillich erhielten, den Hals frei trugen, den Hemdkragen übergeschlagen;[1] wenn ihnen dann vollends der Schmutz von Puder und Pomade aus den Haaren weggeschafft, der Haarbeutel abgebunden wurde. „Bestehen die Eltern darauf, sagt ein Institutsbericht vom Jahre 1779, daß das Haar täglich von gewöhnlichen Friseurs gekräuselt und gepudert werde, so kann das Institut für die Unverderbtheit des Charakters ihrer Söhne nicht zur Verantwortung stehen, weil sie durch die Friseurs leicht Verbindung kriegen mit verderbten Personen außer dem Institut." Das wirkte.

Man sorgte dafür, daß der Leib geübt und abgehärtet wurde. Die Knaben lernten schreinern und drechseln, tummelten sich viel im Freien, machten Fußreisen ꝛc. Da der Unterricht möglichst von sinnlicher Anschauung ausgieng und man viel zeichnen ließ, so konnte es nicht fehlen, daß auch die Blüte alles Turnens, die Ausbildung der Sinne, insbesondere die des Auges nicht vernachlässigt wurde.

Hierher gehört auch, daß das Philanthropin und die sich ihm anschließenden Pädagogen vorzugsweise auf Heilung der entsetzlichen heimlichen Sünden sannen. —

Was den Unterricht betrifft, so haben die Lehrer des Philanthropins sich manche große Verdienste um denselben erworben.

Es lag ihnen sehr am Herzen, daß die Kinder mit Liebe lernen sollten, nicht mit Widerwillen. Hierin hatten sie gewiß recht, wenn sie sich auch vielfach in den Mitteln: Lernlust einzuflößen, vergriffen. Die lieblose Gleichgiltigkeit so vieler Lehren gegen die Kinder, gegen Freude und Freudlosigkeit derselben beim Lernen, sie straft sich schwer. Der Lehrer wird am meisten leisten, dessen Werk zugleich von treibenden natürlichen Gaben und von wacher Gewissenhaftigkeit seiner Schüler gefördert wird. Einzig nach dem Triebe der Kinder fragen, führt zum servilen Verziehen derselben, einzig ihre Gewissenhaftigkeit in Anspruch nehmen, zum Verkennen und Vernachlässigen der individuellen Gaben, dazu, daß man tyrannisch Alles von Allen fordert. — Im ersten Falle vernachlässigt man den Willen der Kinder und behandelt sie nur als personifizirte vegetirend sich entwickelnde Fähigkeiten, denen der Lehrer überall nachgehen und sich ihnen ganz unterordnen muß. Im zweiten Falle dagegen betrachtet man die Kinder als personifizirte Willen, muthet ihnen Alles zu, auch das Unmögliche zu wollen und zu leisten, so daß man wohl vom Blinden verlangt: er solle kraft seines Willens ein Maler werden. Im Philantropin hat man nun das ethische Element beim Lernen verhältnismäßig vernachlässigt, zu sehr Lust und Gefallen, zu wenig die gewissenhafte Entschlossenheit der Kinder in Anspruch genommen, ja selbst die heillose Eitelkeit zu Hilfe gerufen.[2] Es geschah dieß wohl im Gegensatz gegen die an-

1) Das war die Tracht der Kinder, welche Olivier erzog, wie ich sie im Jahr 1796 sah.

2) In der vierten Sammlung der „Gottesverehrungen, gehalten im Betsale des Philanthropins von Salzmann," wird eine „Gottesverehrung" mitgetheilt, bei welcher sieben Zöglingen „der Orden des Fleißes umgehangen wurde."

[illegible] —

Ich gehe nun zur Betrachtung der im Philanthropin beim Unterricht in den verschiedenen Sprachen befolgten Methode über.

Im Sprachunterricht schloß man sich darin an Comenius an, daß man das Lehren von Worten fremder Sprachen soviel als möglich mit dem Anschauen des durch die Worte Bezeichneten verband. Der Lehrer zeigte dem Knaben im Französischen das Bild einer Egge und nannte sie herse. Das Wort sollte sich durch die Anschauung, diese durch das Wort dem Gedächtnis einprägen. Auf solch ein verbundenes Kennenlernen der Dinge und ihrer Namen in verschiedenen Sprachen, zielte das Elementarwerk wie früher der Orbis pictus.

Ein Zweites, wodurch sich der Sprachunterricht auf dem Philanthropin vom anderweitigen unterschied, war dieß: daß man die fremde Sprache zuerst sprechend, dann durch Lesen der Autoren lehrte, und ziemlich spät die Grammatik eintreten ließ, mit welcher auf andern Schulen immer der Anfang gemacht wurde. Auch dieß ist nicht ganz neu. Auf solche Weise lernte, wie wir sahen, Montaigne lateinisch; Ratichius schickte das Lesen des Terenz der Grammatik voran; Aehnliches wollte Locke. Vornehmlich beriefen sich aber Basedow und Wolke auf mehrere Stellen in Gesners Isagoge, welcher sagte: es sei hundertmal leichter, durch den Gebrauch und die Uebung ohne Grammatik eine Sprache zu erlernen, als ohne Gebrauch, allein aus der Grammatik.

Um Wiederholungen zu vermeiden, verspare ich die nähere Betrachtung dieser pädagogischen Streitfrage, ich werde sie besonders bei Darlegung der hamiltonischen Methode wieder aufnehmen. Nur dieß bemerke ich, daß meines Wissens kein bedeutender Philolog aus dem Philantropin hervorgegangen ist. Hierüber kann man sich um so weniger wundern, als dem Basedow selbst aller Sinn für die Größe und Schönheit der alten Klassiker gänzlich gefehlt haben muß, und er, nach eigenem Geständnis, die alten Sprachen nur deswegen eifrig trieb und treiben ließ, weil das Philanthropin demohne nicht existiren konnte.

Der Unterricht im Rechnen mag sehr gut gewesen sein; wenigstens haben Busses, des mathematischen Professors, Lehrbücher viel Anerkennung gefunden. In der Geometrie scheint man sich nach Rousseaus Ansichten gerichtet zu haben, der, wie wir sahen, auf sauberes, möglichst genaues Zeichnen der geometrischen Figuren drang. Mit vollem Recht. Nirgends paßt der vornehm thuende Spiritualismus weniger hin, als in den Jugendunterricht. Dieser Spiritualismus verschmäht das Bild und verlangt unvermittelt den Begriff; die Jugend bedarf aber des schönsten wahrsten Bildes als ein Symbol des klarsten und wahrsten Begriffs.

Ich besitze eine Sammlung geometrischer Zeichnungen auf Pappe, deren man sich im Philanthropin beim Unterricht bedient hat. Da ist nichts verab-

säumt, was das Bild faßlicher, den Beweis handgreiflicher macht. Selbst entsprechende Illumination entsprechender Theile der Figur ist nicht verschmäht; einzelne Dreiecke aus Pappe lassen sich herausnehmen, um zu zeigen, wie sie andere Dreiecke der Figur decken u. s. w. Hätte doch der große Euklides selbst gewiß das Wort Decken nicht gebraucht, wofern er nicht auch wirklich eine Figur mit der andern gedeckt hätte.

Ueber den Unterricht in der Geographie, Naturgeschichte und Physik läßt sich einiges aus Basedows Elementarwerke entnehmen. Der geographische Unterricht ist in 2 Curse getheilt; er bietet nichts besonderes, man müßte denn des Verfassers wunderliche politische und religiöse Bemerkungen berücksichtigen, welche Männern widerlich, Kindern völlig unverständlich sind. Von der Lehrart heißt es: „der Anfang von dem Grundriß einer Stube, Wohnung, Stadt und bekannter Gegend, und alsdann erst der Fortgang zur Karte eines Landes, bis zum Welttheile, ist etwas Wesentliches.“ Dieß, wie Comenius und Rousseau; ob man wirklich diese Methode befolgte, ersah ich nicht.

An die Geographie schließt sich im Elementarwerk eine ziemlich confuse wiederum mit allerhand unnützen Bemerkungen ausgestattete Universalgeschichte an; dieser folgt etwas aus der Mythologie, auf höchst gemeine, ekelhafte Weise erzählt. —

Die Naturkunde des Elementarwerks theilt dieß und jenes von den 3 Reichen, mehr noch aus der Physik und Astronomie mit. Auch der Bau des menschlichen Leibes wird berücksichtigt. Manches Schwache ist dem damaligen Stande der Naturkunde zuzurechnen. — Technologie, eine Beschreibung der gewöhnlichsten Handwerke und Künste ist ebenfalls aufgenommen.

Alles dieses galt als Lehrgegenstand im Philanthropin, wo ja das Elementarwerk zu Hause war. Den Kindern mochten die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur und der Kunst, die ihnen wie ein Schattenspiel an der Wand vorübergeführt wurden, ein großer Zeitvertreib sein; welche Langeweile mußten sie dagegen bei den Saalbadereien über Moral, Politik und Religion erdulden! Basedow hatte auch nicht entfernt eine Ahnung davon, was den Knaben in diesen Regionen zugänglich sei, was ihn reize, was er begreife, was ihm zu Herzen gehe. — Auf nicht weniger als 61 Seiten behandelt er im Elementarwerk „Grundbegriffe von Staatssachen,“ erzählt von einem Demokratus im Lande Universalia, vom angesehenen Grafen Aristokratus, von klagbaren Beleidigungen u. s. w.

Die Religion ist das Fundament der Erziehung; von der Solidität dieses Fundaments hängt die Güte des ganzen Gebäudes ab. Basedows Haus war auf Sand gebaut; bei löblicher Ausführung einzelner Theile des Hauses war es daher unheimlich und unsicher. — Was wir im Elementarwerke und andern vom Philanthropin ausgegangenen Schriften über Religion finden, das

überbietet alles bisher Mitgetheilte. Man ist nur auf rationalistisch Langweiliges gefaßt, zur Verwunderung erhält man mehr. Hier einige Beispiele.

Mit Beifall wird von Wolke[1] der Aufsatz eines Dritten mitgetheilt, welcher so anfängt: „Heute entdeckte ich Fritzen das Dasein Gottes. Lange hatte ich ihn auf diesen wichtigen Zeitpunkt vorbereitet; nämlich dadurch, daß ich ihn auf alles in der Natur sorgfältig aufmerksam machte, ihn, wo er Wirkung fand, auch eine Ursache vermuthen ließ." Der Mann gieng nun 4 Tage mit dem Knaben nicht aus dem Dorfe, damit dieser am 5ten desto empfänglicher sein, desto mehr aufgeregt werden möchte, da er ihm Gott als Schöpfer der Sonne ꝛc. zum ersten Male nennen würde. Wolke machte hierzu die Anmerkung: „Wer die Eindrücke zu dieser Zeit noch tiefer prägen, das Entzücken über das Schöne der Natur und über dessen Urheber noch mehr erhöhen will, der muß noch mehr Tage zu Hause bleiben, und mit seinem Zöglinge die letzten Tage in einem Zimmer sich aufhalten, dessen Fenster Tag und Nacht geschlossen sind, und das nur durch ein schwaches Licht erleuchtet ist. Doch muß der Zögling von dem Vorhaben nichts wissen, und während des letzteren Aufenthalts genug und nicht mit Verdruß beschäftigt sein." — Jener Fritze hatte vor dem bestimmten Tage nie den Namen Gottes gehört — wenigstens ihn nicht hören sollen — erst nach dem Offenbarungstage wird er zum Beten angeleitet, bis dahin hatte er nach Tische nur seinem Pflegvater für Essen und Trinken gedankt. —

Etwas dem Aehnliches findet sich im Elementarwerk.[2] Es wird hier der Uebergang von der „kleinen Kindheit" zur „größeren Kindheit" so beschrieben. „Vorher werden Verordnungen der Eltern aufgesetzt, von der Veränderung des Verhaltens, sowohl des Kindes als Anderer gegen dasselbe und von der Feierlichkeit dieses Tages. Dem Kinde werden diese Verordnungen einige Zeit vorher stückweise erklärt, und Vorübungen angerathen und erleichtert, sich in eine so große und ehrenreiche Veränderung gut zu schicken, mit der Warnung, es könnte durch kleinkindische Aufführung einen Aufschub des gesetzten Tages veranlassen. — Der Tag erscheint. Als kleines Kind steht es noch auf. Einige Freundinnen der Mutter kommen mit Freude, ihm die neuen Kleider anzulegen. Es wird ein sehr gutes Frühstück verzehrt — Alles alte Geräth wird zusammen gelegt und weggeschafft, und das neue vorgewiesen, nebst allen Kleidungsstücken. — Das Kind wird glücklich geschätzt, daß es soweit gekommen sei. Man führt es in eine Kirche und belehrt es von dem Zwecke der dortigen Versammlung, doch noch nicht von der besondern Landesreligion. Man kömmt nach Hause. Der Vater spricht ein kurzes Gebet für sein Kind; ein Paar gute Sänger singen eine sich darauf beziehende Strophe. Nach einigen Fragen von den Eltern und Antworten von dem Kinde wird die Ruthe im Camin verbrannt. Nun betet das Kind knieend zum erstenmale nach einer Vorschrift. Der Vater

1) Pädagog. Unterh. 3ter Jahrg. S. 446.
2) Thl. 1, 87— 60.

betet wieder, die ſegnende Hand auf das Haupt ſeines Kindes. Eine abgeſungene Strophe beſchließt den ernſthafteren Theil der Feierlichkeit. — Alles im Hauſe und einige Gäſte mit ihren Kindern wünſchen Glück zu dieſer Veränderung. — Hernach wird bis 8 Uhr Abends eine Kindergeſellſchaft nach ihrer Art herrlich bewirtet und beluſtiget, doch nicht mit gar zu polternden, ſondern andern angenehmen Spielen; weil ſich jene zu der Ernſthaftigkeit dieſes Tages nicht ſchicken würden. Des Abends betet die Mutter mit der ſegnenden Hand über des Kindes Haupt; am folgenden Tage betet der Hofmeiſter für das Kind und über ihm, und gibt ihm im Namen der Eltern eine ſchöne Schreibtafel, deren Band röthlich iſt, und deren Titelkupfer eine ganze Geſellſchaft betender Kinder vorſtellt, denen ein Lehrer vorbetet. Am Tage der Feierlichkeit, bei jedem Artikel der Verordnung der Eltern, iſt ihm die Urſache geſagt von jeder Veränderung. Z. E. die röthliche Farbe iſt ein Denkmittel der ſchamhaften Ehrbarkeit, wozu in dieſen und jenen Umſtänden Kinder von einem ſolchen Alter ſchon gewöhnt werden müſſen u. ſ. w. Alſo iſt das Kindchen ein großes Kind geworden."

Welcher Art Gottesdienſt Baſedow als Ideal vorſchwebte, erſehen wir z. B. aus Folgendem: „Zu einer wöchentlichen und zu wenigen außerordentlichen Feierlichkeiten des Hauſes iſt, wenn die Umſtände es nicht hindern, eine Betkammer geheiligt, das iſt, zu dieſem einzigen Gebrauche abgeſondert. Daſelbſt iſt jeder Gegenſtand lehrreich und bedeutend, z. E. die Decke bedeutet den Himmel oder die erhöhte Glückſeligkeit der Tugendhaften nach dem Tode, und iſt, dieſes vorzuſtellen, eingerichtet. Die Hauptfarbe der Wände iſt mit ſchwarzen Streifen vermiſcht, um das Uebergewicht des Guten über das Uebel in dem irdiſchen Leben vorzuſtellen. Die Mitte des Fußbodens hat das Bild eines Sarges, um zur Beförderung der Weisheit die Menſchen des Todes zu erinnern. Am höchſten Orte hinter dem Sitze des Liturgs iſt eine Lade, worinnen das Geſetzbuch und Verheißungsbuch Gottes liegt. Der aufgeſchlagene Deckel hat einen Spiegel, die Nothwendigkeit unſerer Selbſtprüfung nach den Geſetzen Gottes anzuzeigen. An der Seite dieſer Lade brennen zwei Kerzen, die beiden Erkenntnisarten der Religion, durch fremde Belehrung und durch eigene Einſicht zu bedeuten. Ueber der Lade an der Wand ſind vorgeſtellt in Statuen, Gemälden oder Worten die 4 Haupttugenden: 1. die Bedachtſamkeit, 2. die Mäßigung, 3. die Gerechtigkeit, 4. die Wohlthätigkeit. Dieſe Vorſtellungsmittel werden durch Hülfe gewiſſer Worte, Gebärden und der Liturgie bei dem Anfange eines jeden feierlichen Gottesdienſtes gebraucht. Alle die in der Betkammer ſind, ſind reinlich bekleidet; niemand kehrt der Lade den Rücken zu."[1] —

Nachdem er noch mehr dergleichen Abſonderliches mitgetheilt, fügt er hinzu „Die Ausführung der häuslichen Liturgie und Feſte verdiente ein ganzes Buch.

1) Ebend. Th. 2, 110. 111. 113. Doch iſt ſolcher Cultus nur in Baſedows Alethinien zu finden. Es erinnert dieß ſehr an Wilhelm Meiſters Wanderjahre.

Freilich wird Mancher den Zweck dieſer Beſchreibung übel beurtheilen, lächeln, ſpotten. — Das mag er thun. Die Nachwelt entſcheidet zu ihrem Nutzen für ein Copernicaniſch Syſtem.“ — Man vergleiche ſolche Phantaſtereien mit Luthers ſchlichter Anweiſung, wie der Hausvater mit den Seinigen Hausandacht halten ſolle! Wahrſcheinlich ward Baſedow, als Nachahmer Rouſſeaus, durch eine Stelle im Emil zu ſeinen Abſonderlichkeiten verleitet. Dort heißt es: wir gebrauchen zu ſehr der nackten Vernunft, als wenn die Menſchen nur Geiſt wären. Indem man die Zeichenſprache hintanſetzt, welche zur Einbildungskraft redet, verliert man die allerenergiſchſte Sprache. Der Eindruck des Worts iſt immer ſchwach, und man ſpricht beſſer zum Herzen durch die Augen als durch die Ohren.“

An die vertracte Rhetorik in Baſedows zerzauſten geiſtlichen Reden ſchließen ſich würdig ſeine geiſtlichen Lieder an. Zur Probe einiges aus Folgendem, das überſchrieben iſt: „Die ganze natürliche Religion in Geſängen.“[1]

Mich kannte noch kein Sterblicher
In meiner Mutter Schooß!
Sie ſelbſt auch nicht! Sie glaubte nur,
Es würd' ein Menſchenkind!

Da lag ich vorbereitet, Ich!
Mit Seel und Leib, ſchon Ich!
Ich, bald ein Kind und bald ein Menſch,
Ganz vorbereitet da!

So war ich zubereitet, Ich!
Nicht nach der Eltern Plan!
Der, der mich ſo nach Abſicht ſchuf,
Der iſt mein Gott, mein Gott!

Der Gott iſts, der den Milchſaft macht,
Aus Speiſen und Getränk!
Und dieſen zu dem Blute führt,
Das Blut zu jedem Theil.

Der Leib nimmt, was ihm nützet, an,
Wirft, was ihm ſchadet, aus!
Durch Lungen, durch magnetſche Haut;
Das wirkt, das wirkt mein Gott!

Du, Gott, bedarfſt der Väter nicht,
Zu bilden Menſchenform.
Mein erſter Vater ward durch dich
Ohn Zeugung und Geburt.

Du führteſt ſeinen Weg den Wind,
Lehrſt zittern deine Luft,

1) Ebend. S. 150.

Daß dieser spricht und jener hört,
Und beide sich verstehn.

Verdünnt, verdichtet tönt sie nicht,
Und tödtet, was da lebt!
Du, Lebensvater, machst, daß sie
Sich häuft mit Mäßigung.

An die Stelle des christlichen, erneuernden, für Zeit und Ewigkeit belebenden Glaubens schuf man sich ein eigenes flaches, unerquickliches und absurdes Machwerk von natürlicher Religion. Aus einem solchen tauben Samenkorn erwächst nimmermehr eine in Zeit und Ewigkeit fruchtbringende Pflanze. —

* * *

Vom dessauer Philanthropin aus ging nun eine große pädagogische Anregung und Aufregung durch Deutschland und die Schweiz, ja durch einen großen Theil von Europa. Dieß ergab sich schon aus dem Verzeichnis der Beförderer des Basedowschen Elementarwerks, wie aus der Thatsache, daß man von Riga bis Lissabon Knaben in das Dessauer Institut sandte.

Bald entstanden auch aller Orten Erziehungsanstalten nach dem Muster des Philanthropins. Zuerst stiftete Ulysses von Salis eine solche 1775 zu Marschlins in der Schweiz. Zum Direktor wählte er den berüchtigten Doctor Bahrdt, welcher als Professor der Theologie in Gießen angestellt war, aber wegen seiner Heterodoxie von da entfernt werden sollte. Allein schon nach Verlauf eines Jahres entzweiten sich Salis und Bahrdt, worauf dieser einen Ruf des Grafen von Leiningen als Superintendent in Dürkheim annahm. Zugleich ward ihm vom Grafen das Schloß Heidenheim zur Errichtung eines philanthropischen Erziehungsinstituts eingeräumt. Aber auch dieses elende Institut hörte schon nach 3 Jahren (1779) auf, da Bahrdt wegen seiner theologischen Irrlehren durch den Reichshofrath abgesetzt wurde, jedoch durch die Vermittlung Tellers unter dem Schutz des Ministers Zedlitz, in Halle Aufnahme fand.

Ein drittes Institut stiftete Campe in Hamburg nach seinem Abgange von Dessau. Er übergab dasselbe im Jahre 1783 an Trapp, der es aber wahrscheinlich ganz eingehen ließ, da er 1786 nach Wolfenbüttel ging. Von der längsten Dauer war und ist Salzmanns Erziehungsanstalt, welche im Jahre 1784 gegründet, heute noch fortdauert. Unter den Lehrern dieser Anstalt wie unter den Schülern, die sie bildete, finden sich namhafte Männer wie Gutsmuths und Karl Ritter. —

Die philanthropische Schule wirkte aber nicht bloß durch diese Institute, sondern zugleich durch eine Masse von Schriften für Jung und Alt, womit sie Deutschland überschwemmte. An der Spitze der schreibenden Pädagogen stand Campe. Unter seinen Kinderschriften hat Robinson der Jüngere den größten

Beifall gefunden. Zur Herausgabe desselben ward er höchst wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß Rousseau den ursprünglichen Robinson des Defoe als ein für Kinder ganz geeignetes Buch dringend empfohlen hatte. Aber wie weit steht dieser jüngere Robinson jenem ursprünglichen alten nach, wie ist die campesche Erzählung besonders durch die hinzugefügten altklugen Kindergespräche, und durch saft- und kraftlose Moral- und Nützlichkeitspredigten entkräftet und verwässert! — Großen Eingang fanden auch die von Campe herausgegebenen Reisebeschreibungen, besonders die Entdeckung von Amerika; aber auch hier wird der wahrhaft poetische Stoff durch langweilige, für Kinder doppelt langweilige Betrachtungen abgekühlt. Rein moralische Kinderschriften Campes, wie sein „Theophron oder der erfahrene Rathgeber der Jugend," sie mußten frischen Knaben unleidlich sein. „Sobald Campe's Robinson in den Händen aller Kinder der gebildeten Stände war, traten die biblischen Geschichten zurück. Es ward dadurch in den Familien neben der praktischen Prosa unserer kleinen Verhältnisse auch noch eine theoretische herrschend. Es erwuchs ein neues Geschlecht nur aufs Handgreifliche, Häusliche, unmittelbar im äußern Leben Nützliche bedacht, voll kindischer Naseweisheit."[1] Wenn ein giftiger Wind von der Wüste her weht, so verschmachten und ergraun plötzlich alle zarten grünen saftigen Pflanzen — doch blieben viele Kinder bewahrt in jener Zeit, da der pädagogische Giftwind von Frankreich her über Deutschland hin wehte. —

Unter den Büchern, welche Campe für Pädagogen schrieb, dürfte sein Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens den ersten Platz einnehmen. Er gab es in Gemeinschaft mit andern ihm gleichgesinnten Erziehern und Schulmännern, mit Resewitz, Ekers, Trapp ꝛc. heraus. In diesem Werk findet man auch Uebersetzungen von Locke's Gedanken über Erziehung und von Rousseau's Emil; — es behandelt die wichtigsten pädagogischen Aufgaben, besonders solche, in denen der Gegensatz der neuen zur alten Schule hervortritt.

Nächst Campe dürfte Salzmann durch seine pädagogischen Schriften am meisten gewirkt haben.

Durch rastlose Thätigkeit gewannen nun die Philanthropen einen großen Einfluß auf das Erziehungswesen Deutschlands. Sie griffen auf alle Weise die alten Schulen an, welche sich hinter dem Herkommen verschanzten, von wo sie oft glückliche Ausfälle gegen die stürmenden Neuerer machten, die so viele Blößen boten.

Trotz dieser feindseligen Stellung beider Parteien konnten sich dennoch die alten Schulen nicht ganz dem Einflusse des Philanthropismus entziehen. Traten doch selbst einige Gymnasialrektoren in die Reihen der Philanthropen über; so

1) So Schloßer (Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts, 3, 2, 163 sqq.) in seiner treffenden Charakteristik Campe's. Was er über dessen Kinderschriften sagt, dem muß ich ganz beistimmen, in lebendiger Erinnerung des Eindrucks, welchen diese auf mich in meinen Knabenjahren gemacht.

Gedike, der Rektor am Berliner grauen Kloster. In einer Ode, in welcher dieser Basedow besang, heißt es:

Du, Nordalbiens Sohn, flammtest die Fackel an,
Schwangst die sprühende mit mächtigem Herkulesarm . . .
Viele rannten herbei, zündeten an deinem Licht
Ihre Fackel nun an, heller und heller wards,
Daß der Schnarcher selbst auffuhr
Und die blinzenden Augen rieb.

Gedike nahm auch Theil am Campeschen Revisionswerke. Ein solcher, ursprünglich der alten Schule angehöriger, legitimer Mann wie er, der würde den Philanthropen doppelt willkommen gewesen sein, hätten ihn nur die tüchtigsten Humanisten für einen bedeutenden Philologen gelten lassen. Ueberdieß war Gedike doch ein gar zu ungeschlachter Schulmann.

Wie weit über ihm stand um dieselbe Zeit Meierotto, der treffliche Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin. Seine Zeitgenossen sagten von ihm: er sei Friedrich der Zweite unter den Rektoren. Nimmermehr hätte er eine Ode auf Basedow verfaßt, wenn er aber geräuschlos sorgte, daß auf seinem Gymnasium Unterricht im Zeichnen gegeben, ein Naturaliencabinet angelegt, ein Turnplatz mit einigem Turngeräth eingerichtet wurde, so erscheint dieß als eine verständige Berücksichtigung der neuen Pädagogik von Seiten des ehrwürdigen ernsten Schulmanns. — Die isolirte selbständige Wirksamkeit der Philanthropen ward zu Ende des 18ten Jahrhunderts schwächer und schwächer,[1] bis am Anfange des 19ten eine neue Epoche der Neuerungen mit der Gründung des Pestalozzischen Instituts in Burgdorf begann und die allzutheoretischen Pestalozzianer an die Stelle der allzupraktischen Philanthropen traten. — In den Erziehungsanstalten und Schriften der Anhänger Basedows findet man meistens nur Nachahmungen, höchstens Variationen des im Philanthropin Geübten und Geschriebenen, ja, näher betrachtet nur, wie im Philanthropin selbst, Nachahmungen und Variationen des von Rousseau im Emil gegebenen Themas.

Indem wir im Verfolg von der eigentlichen philanthropischen Schule absehen, hat es für uns das größte Interesse nachzuspüren, wie Rousseau's pädagogische Gedanken und die Basedowsche Realisation derselben auf andere große Deutsche Einfluß geübt, ob sie sich dem Neuen zugewendet oder am Alten festgehalten, oder auch Altes und Neues zu versöhnen gesucht haben. Noch mehr: wir möchten vor Allem erfahren, welche eigenthümliche pädagogische Gedanken und Ansichten in solchen Männern durch eine so große pädagogische Revolution hervorgerufen wurden.

In der Charakteristik des Philanthropins wurden in dieser Hinsicht schon Goethe und Kant erwähnt. Diesen mögen sich nun Hamann und Herder an-

1) Nur die Schnepfenthaler Anstalt überlebt, wie wir sahen, das Jahrhundert.

ſchließen, zuletzt Friedrich Auguſt Wolf, der Amtsnachfolger und Antipode des Philanthropiſten Trapp, der genialſte Philolog neuerer Zeit, welcher es verſchmähen durfte, ſich beim Kampfe für claſſiſche Bildung hinter dem Herkommen zu verſchanzen.

12. Johann Georg Hamann.

J. G. Hamann iſt den 27ſten Auguſt 1730 in Königsberg geboren. Sein Vater, ein ehrenwerther Mann, war[1] „ein beliebter Wundarzt, welcher den Volksnamen des Altſtädtiſchen Baders allen ehemals wohlfeilen Ehrentiteln vorzog.“ Er war in der Lauſitz, die Mutter in Lübeck geboren; außer Johann Georg hatten ſie noch einen jüngern Sohn. Hamann berichtet: beide Eltern ſeien „Feinde des Müßiggangs und Freunde göttlicher und menſchlicher Ordnung geweſen.“[2] „Sie begnügten ſich nicht,“ fährt er fort, „mit dem bloßen Schein ihrer Pflichten und dem Ceremoniel der Erziehung, was ſo viele Eltern Schanden halber ihre Kinder genießen laſſen; ſie hatten unſer Beſtes zu ihrem Augenmerk, und thaten ſo viel ſelbſt, als ihre Umſtände und Einſichten es erlaubten. Unſre Lehrmeiſter mußten ihnen Rechenſchaft von unſerm Fleiß und Aufführung ablegen; wir fanden zu Hauſe eine Schule an der Aufſicht, ja an der ſtrengen Aufſicht und an dem Beiſpiel unſrer Eltern. Lügen, Umtreiben und Näſcherei waren drei Hauptdinge, die uns nicht vergeben wurden. . . . Wir können uns eher einer Verſchwendung in unſerer Erziehung rühmen, als über eine Sparſamkeit darin beſchweren. Die rechte Haushaltung und Wirthſchaft darin iſt die größte Kunſt.“

Den erſten Schulunterricht erhielt Hamann von einem Lehrer, der ihm das Latein ohne Grammatik beizubringen geſucht;[3] bei einem zweiten Lehrer lernte er, wie er ſelbſt erzählt, einen Römer verdeutſchen, ohne die Sprache noch den Sinn des Autors zu verſtehen. „So waren,“ ſagt er, „meine lateiniſchen und griechiſchen Zuſammenſetzungen: Buchdruckerarbeit, Taſchenſpielerkünſte, wo das Gedächtnis ſich ſelbſt überfrißt, und eine Schwindung der übrigen Seelenkräfte entſteht, weil es an einem geſunden und gehörigen Nahrungsſafte fehlt.“ Durch Dreſſur ſei er in der Rechenkunſt weit gebracht worden, aber das gehe verloren bei Kindern, die „ohne Aufmerkſamkeit und Verſtand fertig gemacht würden.“ „Es iſt,“ fährt Hamann fort, „eben ſo wie in der Muſik, wo die Finger nicht

1) Hamanns Schriften 7, 76. 161.
2) Ebend. 1, 153.
3) Ebend. 156 ꝛc.

allein, sondern hauptsächlich die Ohren und das Gehör gelehrt und geübt werden müssen. Wer noch so geschwind und richtig ohne Gefühl der Harmonie ein Stück oder hundert gelernt hat, spielt wie ein Tanzbär, in Vergleichung des elendesten Geigers, der seine eigenen Grillen auszudrücken weiß."

Wiewohl das Gedächtnis Hamanns bei solchem Unterricht vor Allem in Anspruch genommen ward, so klagt derselbe doch, daß gerade sein Gedächtnis durch diesen Unterricht „geschwächt" worden sei. Eine beherzigenswerthe Erfahrung, welche gegen das, bis aufs Abnutzen übertriebene Ueben einzelner Seelenkräfte warnt.[1] Allzuscharf macht schartig.

Seiner Erzählung fügt Hamann treffliche pädagogische Bemerkungen bei, dazu bewogen,[2] weil die Erziehung „ein so wichtig Werk" sei, und „er in seinem Herzen einen zärtlichen Ruf Gottes finde, Lämmer zu weiden."[3]

„Ein rechtschaffener Lehrmeister," sagt er, „muß bei Gott und sich selbst in die Schule gehen, wenn er die Weisheit seines Amtes ausüben will; er muß ihn nachahmen, so wie er sich in der Natur und in der heiligen Schrift offenbart, und vermöge beider in gleicher Art in unserer Seele. Der allmächtige Gott, dem nichts kostet, ist der sparsamste und langsamste Gott. Das Gesetz seiner Wirtschaftlichkeit von Zeit, womit er in Geduld die Früchte abwartet, sollte unsre Richtschnur sein. Es ist nichts daran gelegen, was? noch wie viel? Kinder und wir Menschen überhaupt wissen; aber alles, wie?" — „Die Mittel, Kinder zu unterrichten, können nicht einfach genug sein. . . . Sie müssen aber reich an Wirkungen, eine Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit zur Anwendung und Ausübung in sich schließen."

„Die Erlernung der fremden Sprachen sollte als ein Hülfsmittel, die Muttersprache besser zu verstehen, was ein bloßes Gedächtnißwerk zu sein scheint, als eine Vorbereitung und Uebung aller Seelenkräfte und höherer, wichtigerer, schwererer, ja geistlicher Dinge gebraucht werden."

Solche und andere Betrachtungen macht der achtundzwanzigjährige Hamann über die Erziehung, welche er genossen.[4] „Die Vollkommenheit der Welt," sagt er zuletzt, „scheint in der Entfernung von der Natur zu bestehen. Wie unnatürlich haben uns Moden und Gewohnheiten gemacht, und wie schwer fällt uns in unsern Zeiten, zur Einfalt und Unschuld der alten Sitten zurückzukehren!"

Im Jahre 1746, im sechzehnten Lebensjahre ward Hamann in Königsberg als Student immatrikuliert, und studierte zuerst Theologie, dann Jurisprudenz. Sehr früh aber, nur 22 Jahre alt, vertauschte er die Rolle des Lernenden mit der des Lehrers. Im Jahre 1752 ward er nämlich Hofmeister in Liefland, bei einer Baronin B., 12 Meilen von Riga. Er schildert die Familie.[5] „Ein

1) Man denke an das grenzenlose Memoriren der Schule Jacotot's und Ruthard's.
2) Ebend. 161.
3) Ebend. 158.
4) Ebend. 163.
5) Ebend. 175.

Kind von 9 Jahren, das sehr schüchtern, steif und zärtlich aussah. Außer ihm hatte ich seine jüngere Schwester und eine Waise, die von der Baronin erzogen ward." „Der Anfang," fährt er fort, „den ich in diesem neuen Berufe machte, war gewiß schwer. Ich hatte mich selbst, meinen Unmündigen und eine unschlachtige, rohe und unwissende Mutter zu ziehen. Ich ging wie ein muthig Roß im Pflug mit vielem Eifer, mit redlichen Absichten, mit weniger Klugheit, und mit zu vielem Vertrauen auf mich selbst und Zuversicht auf menschliche Thorheiten bei dem Guten, das ich that oder thun wollte. Wir sind von Natur geneigt, unsere Bemühungen zu überschätzen, die Wirkungen davon als eine unumgängliche Folge zu erwarten, anderer Pflichten nach unseren Vorurtheilen und Neigungen abzuwägen und zu berechnen. Der Ackersmann kann sich keine hundertfältigen Früchte von der sorgfältigen Wirtschaftskunst allein versprechen. Der Boden, die Witterung, die Eigenschaft des Samens, ein kleines Ungeziefer, Dinge, die unserer Aufmerksamkeit entgehen, haben ihren Antheil und über das alles das Gedeihen der göttlichen Vorsehung und Regierung. Meine Handlungen sollten von Menschen erkannt, bisweilen bewundert werden, ja sie sollten zu ihrer Beschämung gereichen. Dieß sind alles unlautere Triebe, die den Gebrauch unsrer Kräfte verwirren und zu Schanden machen."

„Ich schrieb[1] zwei Briefe an die Baronin über die Erziehung ihres Kindes, die ihr das Gewissen aufwecken sollten." Der eine dieser Briefe ist uns aufbehalten, er lautet:

„Weil ich nicht mehr weiß, was ich dem Herrn Baron nachdrückliches sagen soll, so bin ich ganz erschöpft und verzweifle, bei ihm etwas auszurichten. Ich sehe mich noch täglich genöthigt, ihn lateinisch lesen zu lehren, und immer das zu wiederholen, was ich schon den ersten Tag meines Unterrichts gesagt habe. Ich habe eine menschliche Säule vor mir, die Augen und Ohren hat, ohne sie zu brauchen, an deren Seele man zweifeln sollte, weil sie immer mit kindischen und läppischen Neigungen beschäftigt und daher zu den kleinsten Geschäften unbrauchbar ist. Ich verdenke es Ew. Gnaden nicht, wenn Sie diese Nachrichten als Verläumdungen und Lügen ansehen. Es kostet mir genug, die Wahrheit derselben stündlich zu erfahren, und es gibt Augenblicke, in denen ich des Hrn. Barons künftiges Schicksal mehr als mein jetziges beklage. Ich wünsche nicht, daß die Zeit und eine traurige Erfahrung meine gute Absicht bei Ihnen rechtfertigen möge. Ich bin genöthigt, weder an Rechnen, worin der Herr Baron so weit gekommen, daß ich ihn habe Zahlen schreiben und aussprechen lehren müssen, noch an Französisch und andere Nebendinge zu denken, weil er nur immer zerstreuter werden würde, je verschiedenere Dinge ich mit ihm vornehme. Ein Mensch, der nicht eine Sprache lesen kann, die nach den Buchstaben ausgesprochen wird, ist nicht im Stande, eine andere zu lernen, die nach Regeln

1) Ebend. 177.

ausgesprochen werden muß, wie die Französische. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ew. Gnaden um einige Hilfe bei meiner Arbeit anzusprechen. Man wird dem Herrn Baron ein wenig Gewalt anthun müssen, weil er die Vernunft oder Neigung nicht besitzt, seine eigene Ehre und Glückseligkeit aus freier Wahl zu lieben. Gewissenhafte Eltern erinnern sich bei Gelegenheit der Rechenschaft, die sie von der Erziehung ihrer Kinder Gott und der Welt einmal ablegen sollen. Diese Geschöpfe haben menschliche Seelen und es steht nicht bei uns, sie in Puppen, Affen, Papageyen oder sonst etwas noch ärgeres zu verwandeln. Ich habe Ursache, die Empfindungen und Begriffe einer vernünftigen und zärtlichen Mutter bei Ew. Gnaden vorauszusetzen, da ich von dem Eifer überzeugt bin, den Sie für die Erziehung eines einzigen Sohnes haben. Sie werden seinem Hofmeister nicht zu viel thun, wenn Sie ihn als einen Menschen beurtheilen, der seine Pflicht mehr liebt, als zu gefallen sucht."

„Man verstand meine Briefe nicht," fährt Hamann in seiner Erzählung fort, „und ich goß Oel ins Feuer." Näher beschreibt er dieß im folgenden Brief an seinen Vater.

„Den 14ten d. M., am Freitage, an dem die Frau Baronin fastet, bekam ich gleich nach dem Essen folgenden eigenhändigen Brief durch die Hausjungfer, nachdem der junge Herr wie eine Leiche eine Viertelstunde vorher herunter gekommen war; ich hatte unten gespeist.

Herr Hamann,

Da die Selben sich gahr nicht bei Kinder von Condition zur information schicken, noch mir die schlechte Briefe gefallen, worin Sie meinen Sohn so auf eine gemeine und niederträchtige Ahrt abmalen vielleicht kennen Sie nicht anders judiciren als nach Ihrem Eugenem pohtré, ich Sehe Ihnen auch nicht anders an als eine Seuhle mit vielen Büchern umbhangen welches noch gahr nicht einen geschickten Hoff Meister ausmacht, und mir auch schreiben Ihre Freuheit und Gemüthsruhe zu lieb haben sie auf eine Anzahl von Jahre zu verkauffen, ich will weder Ihre so vermeinte Geschicklichkeit noch Ihre Jahre verkauft in meinem Hause sehen, ich verlange Ihnen gahr nicht bei meinen Kindern, machen Sie sich fertig Montag von hier zu reisen.

Man hatte den jungen Baron sogleich oben rufen lassen, als ich meinen Laufzettel bekam. Die Frau Baronin war in die Badstube gegangen; ich wußte nicht, warum mein junger Herr nicht herunter kam. Ich ließ ihn daher, als sie sich badete, herunter rufen. Er kam mit weinenden Augen zu mir und entschuldigte sich; er hätte einigemal die Frau Baronin gebeten, ihn unten zu lassen, sie hätte ihm aber verboten, mich ferner zu sehen. Er fiel mir mit Thränen um den Hals und seine Treuherzigkeit machte mich weich. Ich wendete diese Viertelstunde so gut mit ihm an, als ich konnte, und ließ ihn noch all die Redlichkeit und Zärtlichkeit sehen, die ich für seine Erziehung gehabt hatte. Er drückte mich mit Thränen auf das stärkste an sich. Die Frau Baronin bekam

zu hören, daß ihr Sohn bei mir wäre. Sie ließ ihn sogleich rufen und verbot ihm von neuem, mich zu sehen. Er kam durch den Garten unvermuthet an das Fenster, klopfte an, und wünschte mir mit einer Wehmuth, die ich für aufrichtig halten kann, eine gute Nacht. Den Sonnabend schrieb er mir aus seinem Gefängnisse zwei Briefe, davon ich einen beantwortete. Montags sollte ich abreisen; ich schickte meinen Bedienten hinauf, um mich bei der Frau Baronin zum Abschiede anzumelden. Der Bediente brachte mir die Antwort, daß die Frau Baronin sich Geschäfte wegen entschuldigen und mir alles Gute anwünschen lasse. Ich gab dem Baron einen Wink, der oben in der Stube stand; er kam zu mir gelaufen und ich umarmte ihn. Wie ich schon im Wagen saß, kam er noch zu mir und fiel mir einigemal um den Hals."

Einige Monate nachher erhielt Hamann eine zweite Hofmeisterstelle, von welcher er dieß erzählt:

„Ich kam 1753 in der schönsten Jahreszeit nach Kurland zu dem General W. . ., der eine geborne Gräfin von K. . . zur Gemahlin und zwei Söhne hatte. Ich folgte hier zwei Hofmeistern, die zugleich gearbeitet hatten, davon der eine ein Windbeutel und roher Mensch, und der andere ein seichter Kopf gewesen war. Ich fand hier zwei Kinder von einer sehr verschiedenen Gemüthsart, als ich an meinem Baron gehabt hatte, wo mehr Zucht, Ansehen und Schärfe nöthig, und mehr zu hoffen war, weil der älteste große Fähigkeit besaß, mit dessen Neigungen ich aber niemals so zufrieden habe sein können, als meines ersten Zöglings mich gemacht haben. Gott erzeigte mir unsäglich viel Gnade gleichfalls in diesem Hause bei Kindern und Eltern, ja selbst bei allen Hausgenossen. Ich schrieb selbige gleichfalls zu viel auf meine Rechnung und machte zu große Gegenansprüche für meine Verdienste. Ich wurde unzufrieden, ungeduldig, heftig, aufs äußerste gebracht, — — — und hatte viele Mühe, ein Jahr auszuhalten, wo ich mit vielem Gram, Verdruß, Unwillen, zum Theil Unglimpf — wiederum nach Riga ging."[1]

Auf kurze Zeit übernahm er dieselbe Hofmeisterstelle noch einmal, die Todeskrankheit seiner Mutter rief ihn aber 1756 nach Königsberg zurück.[2] Von da reiste er über Berlin, Lübeck und Amsterdam nach London, wo er in Aufträgen eines Riga'schen Handelshauses vom 18. April 1757 bis zum 27. Juni 1758 blieb. Durch ein unkluges, wüstes Leben gerieth er hier in große Leibes- und Seelennoth. In dieser wandte er sich zum Lesen der Bibel, und ward dadurch auf wunderbare Weise ergriffen, erleuchtet, getröstet, bekehrt.[3] Wie gewaltig diese Wirkung gewesen, beweisen die tiefsinnigen „biblischen Betrachtungen

1) Vgl. 1, 179. 187.

2) Die Korrespondenz mit seinen zwei Zöglingen und ihrem nachmaligen Hofmeister G. E. Lindner ist in pädagogischer Hinsicht merkwürdig. Vgl. 1, 293. 297. 299. 300. 305. 308. 315. 323. 325. 331. Hamann hat zuletzt selbst jene Briefe nicht ganz gebilligt. 1, 446.

3) Ebend. 210—223.

eines Christen,“[1] welche er damals in London schrieb. Von nun an war und blieb ihm die heilige Schrift unerschütterliches Fundament, unbedingte oberste Instanz seines Denkens und Thuns, seines ganzen Lebens. „Gott hat mich zum bibelfesten Mann gemacht“ sagt er.[2] Gegen das Ende seines Londoner Aufenthalts schrieb er auch die „Gedanken über meinen Lebenslauf,“ bitter ernste, nichts verschweigende Konfessionen.[3]

Im Jahre 1758 erhielt Hamanns Bruder eine Lehrerstelle an der Domschule in Riga. Hamann war besorgt wegen dessen „Gleichgültigkeit,“ wie sich später zeigte, mit großem Recht besorgt. „Mein Bruder hat Ursach,“ schreibt er seinem Vater, sein Unvermögen wie Salomo zu erkennen und sich selbst als ein Kind anzusehen, das weder seinen Ausgang noch Eingang weiß, damit er um ein gehorsam und verständig Herz bitte, die Heerde, die ihm anvertraut ist, zu weiden mit aller Treue und zu regieren mit allem Fleiß.“[4] Späterhin tröstet, belehrt, warnt und straft er wiederholt den Bruder.[5] Als derselbe beim Examen eine Rede halten soll, schreibt er ihm:[6] „Wenn Du eine Rede zu halten hast, so rede so, daß Dich die Kinder verstehen können, und sieh mehr auf den Eindruck, den Du ihnen mittheilen kannst, als auf den Beifall gelehrter und witziger Maulaffen. — Du nennst Deine Arbeit ein Joch — Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.“

Ein andermal ermahnt er ihn, seinem Amte gewissenhaft vorzustehen. „Du willst besser als andere Leute sein,“ schreibt er weiter, „und brauchst den Sommer nicht, wozu er andern Menschen gegeben ist: die Freundlichkeit Gottes zu sehen und zu schmecken. Was Narren schreiben, darum bist du neugieriger, als was Gott thut; ja wenn Du auch nur jene zu verstehen und anzuwenden wüßtest! So bleibt aber alles todt und unfruchtbar in Dir.“[7]

Hamanns Ermahnungen wurden jedoch vom Bruder wenig beherzigt.[8]

„Du willst nichts von dem anwenden, was man Dir an die Hand giebt,“ schreibt ihm Hamann. „Deine Schüler werden Dir immer nachahmen und nichts recht lernen wollen, weil Du sie nicht recht lehren willst. Du bist so geheim mit Deinen Schulsachen gegen mich, als wenn es Staatsgeschäfte wären. —

1) Ebend. 51.

2) Ebend. 394.

3) Ebend. 149. Aus dieser Schrift ist Vieles im Vorigen entnommen. Sie steht den Konfessionen Augustins in eben dem Grade nahe, als sie von denen Rousseau's im tiefsten Grunde verschieden ist. Wie sehr sie von den nächsten Bekannten Hamanns mißdeutet wurde, bezeugt ein Brief H.'s an J. G. Lindner (1, 352). Namhaften Männern späterer Zeit, welche Hamann verurtheilten, dürfte das gelten, was er jenen Bekannten sagt: „Mein Lebenslau läßt sich nicht durchblättern und mit Eckel lesen. Herr B. . . wird noch Zeit nöthig haben und ganz andere Erfahrungen, als er bisher gehabt oder kennt, ehe er vieles darin verstehen kann.“

4) Ebend. 335. — 5) Ebend. 364. — 6) Ebend. 383. — 7) Ebend. 457. — 8) Ebend. 3, 8.

Wenn Du von der Wichtigkeit Deines Amtes recht eingenommen wäreſt, würde dieſe Luſt und die Idee davon nicht in hundert Kleinigkeiten hervorbrechen, in Fragen, Anmerkungen, Beobachtungen?" — Weiter ſagt er: „Wenn es Dir ängſtlich fällt, als ein Lehrer Deine Stunden anzuwenden, ſo gehe als ein Schüler in die Klaſſe und ſieh Deine Unmündigen als lauter Collaboratores an, die Dich unterrichten wollen; gehe mit einem Vorrath von Fragen unter ihren Haufen, ſo wirſt Du die Ungeduld der Wißbegierde beim Anfange der Lection in Dir fühlen und das Nachdenken eines ſolchen Schülers mit nach Hauſe bringen, der eine ganze Geſellſchaft von Lehrern auf einmal vergleichen und überſehen kann. — Wer von den Kindern nichts lernen will, der handelt dumm und ungerecht gegen ſie."

Hamann hatte dem Bruder eine griechiſche Grammatik von Wagner ſehr gelobt. Der Bruder antwortet:[1] „ſie iſt ſonſt ſehr gut, aber etwas zu kurz und ein bloßes Gerippe." Darauf ſchreibt Hamann: „Ein Gerippe muß trocken und dem Geſicht unangenehm ſein, von Adern, Sehnen und Fleiſch entblößt; widrigenfalls iſt es ein Aas. Dieſe dürren Knochen muß eben der Geiſt des Lehrers bekleiden und beſeelen. Das iſt die viva vox im Unterricht, eine Tochter der lebendigen Erkenntniß, und nicht wie vox humana, eine Orgelpfeife. Gründliche Einſichten ſind nicht leicht; ſie müſſen gegraben und geſchöpft werden."

Alle Ermahnungen Hamanns waren aber vergeblich; ſchon im Jahre 1760 gab der Bruder ſein Schulamt in Riga auf „und lebte von da an bis 1778 zu Königsberg in dumpfem Müſſiggange, zuletzt blödſinnig."[2]

Vom Jahre 1759 bis 1787 lebte Hamann faſt ununterbrochen in Königsberg. Vier Jahre (1759—1763) pflegte er ſeinen alten kränklichen Vater. Im Jahre 1767 erhielt er die Stelle eines Schreibers und Ueberſetzers bei der Acciſedirektion, 1777 ward er Packhofverwalter, 1787 bekam er den Abſchied.

Aus ſeiner mariage de conscience hatte er 4 Kinder, einen Sohn, Johann Michael, geboren 1769 und 3 Töchter. Eine neue pädagogiſche Lebens-Epoche trat durch die Kinder für ihn ein. Einſichtsvoll, gewiſſenhaft wie er war, von keiner väterlichen Affenliebe verblendet, fühlte er ſich oft ſehr unglücklich, wenn er an die Zukunft ſeiner Kinder dachte. „Was ich für ein wunderliches und ſchwaches Werkzeug von Vater bin", ſchreibt er an Herder, „läßt ſich gar nicht denken. Eine wahre Glucke, der man Enteneier untergelegt."[3] Im Jahre 1776 ſchreibt er ganz muthlos an denſelben:[4] „Meine drei Kinder haben ihre Mutter, ob ſie gleich eine harte Adamstochter iſt, und mich rechtſchaffene Wehen gekoſtet. Geſtern iſt meine älteſte Tochter die ganze Treppe hinunter gefallen. Die heiligen Engel im Himmel ſelbſt ſind nicht im Stande, Kinder zu hüten, geſchweige

1) Ebend. 13. 14.
2) Ebend. 1, XVI. Vgl. 5, 290 u. a. O.
3) Ebend. 6, 125.
4) Ebend. 5, 170. Vgl. ebenfalls 120. 267. 287.

zu erziehen. Gott Lob! sie ist ohne Schaden davon gekommen. Mit meinem Hans Michel geht alles krebsgängig und der Junge verlernt Lust und Sitte. Dieß ist mein höchster Kummer, der mir Angst und graue Haare macht, daß ich nichts selbst für seine Erziehung thun und eben so wenig daran wenden kann. Ich hatte einen Sonntag den grimmigen Einfall ihn über Hals und Kopf einzupacken und dem Pontifex maximus[1] in Dessau zu übermachen! Die Hitze hat sich wohl gekühlt, aber der Wurm nagt noch am Mark, was ich mit dem Knaben mit der Zeit anfangen soll. — Ach, über gaudia domestica geht nichts; hierin besteht der einzige Himmel auf Erden; aber mala domestica sind auch die wahre Hölle selbst für Patriarchen und David gewesen. Gottes Geist und des Menschen Sohn sind hier die einzigen Schulmeister."

Herder tröstete den verzweifelnden Freund.[2] „Ueber die Erziehung Ihres Hans Michel," schreibt er, „grämen Sie sich nicht, man richtet doch damit nichts aus. Gedulden Sie sich noch ein wenig; ich rücke jetzt ja selbst[3] dem Pontifex Max. in Dessau näher, und mein Knabe wächst auch heran, den er aber, so Gott will, nie sehen oder haben soll. Mir kommt alles erschrecklich vor, wie ein Treibhaus, oder vielmehr wie ein Stall voll menschlicher Gänse. Als neulich mein Schwager, der Jäger, hier war, erzählte er von einer neuen Methode, Eichwälder in zehen Jahren zu machen, wie sie sonst nur in fünfzig oder hundert würden, daß man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzel nähme, so schieße über der Erde alles in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum des Basedowischen Planes liegt, glaube ich, darin, und ihm, den ich persönlich kenne, möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen. Kurz, lieber Gevatter, laßt enern Zorn übergehen, und harret, wie ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erden."[4]

Doch verließen Hamann die Sorgen für seine Kinder nicht. Im Jahre 1782, sechs Jahre später, tröstet er Reichardt, der einen Sohn verloren hatte:[5]

„Welcher Fülle von Sorgen, Kummer, Verantwortung sind Sie überhoben! Je größer die Liebe eines Vaters, desto tödtlicher sind seine Sorgen und desto hölliſcher sein Schmerz. Je edler die Gaben unserer Kinder, desto mehr Gefahr ihrer Ausartung und Mißbrauchs und Verführung in einer Welt, die im Argen liegt, und kein Feind ist so gefährlich als unsere in mehr als einem Verstande blinde Zärtlichkeit und eitle Selbstliebe, sie als unsre eignen Geschöpfe zu be-

1) Basedow, welcher im Jahre 1776 den Kulminationspunkt seiner Berühmtheit erreichte.

2) Ebend. 183.

3) Herder kam damals von Bückeburg nach Weimar.

4) Man vergleiche dieß treffende Urtheil Herder's mit den großen Hoffnungen, welche Kant und Oberlin vom Philanthropin hegten. Hamann selbst schreibt (5, 158): „Basedow's Philanthropinum ist immer eine sehr merkwürdige Erscheinung; sein lächerliches Programm an die Kosmopoliten hat mir gestern viel Nachdenken und Antheil eingeflößt. Eine Revolution der Geister und unserer Erde oder ihres kleinsten Theiles scheint in Gährung zu sein."

5) 6, 257.

handeln, und die thörichte Befliſſenheit, ich weiß nicht, was für ein Ideal unſers Bildes und Namens ihnen einzuprägen." —[1]

Hamann ſah ganz klar, wo es ihm bei Erziehung ſeines Sohnes fehlte. Die ihm eigene ausgezeichnete Gabe, Sprachen zu lernen, Bücher zu leſen, verführte ihn, dem Sohne „ein Ideal ſeines Bildes und Namens einprägen" zu wollen. Im[2] Jahre 1780, da derſelbe erſt eilf Jahre alt war, las er mit ihm Plato's Phaedon; zwei Jahre ſpäter die Aeneide, Ilias, den Pentateuch im Grundtext, das neue Teſtament zum ſechſten Male;[3] im vierzehnten Jahre lernt der Knabe engliſch, franzöſiſch, polniſch,[4] und lieſt den Pindar.

Im Jahre 1783 nahm Hamann auf den dringenden Wunſch ſeines Freundes, des Hofrath Lindner in Mitau, deſſen achtzehnjährigen Sohn zu ſich.

„Seine Stärke oder Schwäche in Sprachen," ſchreibt er dem Vater,[5] „habe noch nicht unterſuchen können noch mögen. Nach einigen Wahrzeichen ſeiner Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit, iſt mir ſeine Verſicherung hinlänglich, daß es noch nicht bis zum Eckel gegen die gelehrten Sprachen gekommen." — Weiterhin ſagt er, der junge Lindner ſolle mit ſeinem Sohne Zeichnen und Mathematik treiben. „Lateiniſch, (Griechiſch, wenn er dazu Genüge hat) Franzöſiſch, Engliſch" nehme er, Hamann auf ſich; zu vier andern Sprachen ſei Gelegenheit. Später erſieht man aber den Krebsgang.[6] „Wir haben uns," ſchreibt Hamann dem Vater, „dieſe Woche vorzüglich mit dem Latein beſchäftigt, und hienächſt mit dem Franzöſiſchen, worin die Anfangsgründe bei ſeiner ſonſt ſtarken Routine ziemlich ſcheinen vernachläſſigt zu ſein. — Was den Styl anbetrifft, ſo werde für die Grundſätze und den Genium der Mutterſprache ſo viel Sorge tragen, als jede andere erfordert. Mit Chrien und Schulübungen bin ich nicht im Stande mich abzugeben, denn alles was ich davon weiß, läuft auf die einzige Zeile hinaus: „Scribendi recte **Sapere** est et principium et fons."

Ein Onkel nahm den Zögling auf die Redoute, es fanden ſich anderweitige Zerſtreuungen. Hamann ſchreibt dem Vater: er wolle dem Sohne ſeine Freiheit nicht nehmen, verabſcheue auch bei den eigenen Kindern allen Zwang ohne Noth. „Es kommt alles darauf an," fährt er fort, „die Wahl ſeiner Neigungen zu lenken durch feſte Grundſätze und nicht durch bloß äußerliche Formalitäten." In demſelben Briefe ſagt er:[7] „Beurtheilen Sie nicht den Fortgang Ihres Herrn Sohns aus ſeinen Briefen, und wenn Sie aus ſelbigen etwas zu

1) Beruhigter äußert ſich Hamann in einem Briefe an Jacobi vom Jahre 1785. „Wenn meine Kinder nur wachſen und zunehmen, ſagt er, ſo will ich alter Mann gern abnehmen und jene Freude gibt mir Gott in vollem Maße." Briefwechſel mit Jacobi 79.

2) 6, 117.

3) Ebend. 269.

4) Ebend. 308.

5) 6, 315.

6) Ebend. 322.

7) Ebend. 327.

ſchließen Anlaß hätten, ſo bitte ich, hierin auch aufrichtig mit mir zu Werke zu gehen. Ein guter Baumeiſter arbeitet in die Erde, ehe das Geringſte über derſelben ins Auge fällt. Je geſchwinder man mit dem Letzten eilt zur Schau, deſto weniger taugt der Grund."

„Ich weiß nicht anders zu verfahren," ſchließt er, „als wie ich es mit meinen eigenen Kindern mache, an deren Liebe mir mehr gelegen iſt, als an meinem väterlichen Anſehen, und deren Glück doch das einzige iſt, was Eltern wünſchen können für ſich ſelbſt." —

In den folgenden Briefen Hamanns nimmt ſeine Hoffnung für den Zögling mehr und mehr ab.[1] Latein iſt das Hauptaugenmerk, aber es will mit Declinieren und Conjugieren nicht recht fort; „Bälle, Koncerte, Theater iſt (des Zöglings) Element: Iſt es einem jungen Menſchen zuzumuthen, die Gegenſtände ſeines Dichtens und Trachtens ſobald zu verleugnen und ſie mit ganz entgegengeſetzten zu vertauſchen?" Der erwähnte Onkel hielt ihn in der Komödie frei, und dieſer mußte „mit Diskretion behandelt werden."

Eine jüngere Schweſter des jungen Lindner hatte ſich herausgenommen, dieſem im Gouvernantenſtyl zu ſchreiben, was Hamann ſcharf tadelt. Er ſagt: „Das Gute tief herein, das Böſe heraus treiben — ſchlechter *ſcheinen* als man wirklich *iſt*, beſſer wirklich ſein als man ſcheint; dieß halte ich für Pflicht und Kunſt." — Lindner hatte Bedenken geäußert über den Ton in den Briefen ſeines Sohnes. „Dergleichen Symptome des Leichtſinns," erwiderte Hamann, „hören von ſelbſt auf, wenn die Quelle gebeſſert wird, und müſſen eher befördert und avancirt, als zurück getrieben werden."

So ſteht die Erziehungsaufgabe noch zu Oſtern, aber am darauf folgenden Pfingſtmontage ſchreibt Hamann an Lindner:[2] „weder Bitten noch Anerbietungen werden mich bewegen können, Ihren Herrn Sohn länger als dieſen Sommer zu behalten." Es fehle „an der Pfingſtgabe des Geiſtes, dem Selbſttriebe." In einem andern Briefe[3] ſagt Hamann vom Zögling: „Neigung zu Moden, Komödien, geſellſchaftlichen Zeitvertreiben und den dazu gehörigen Verdienſten hatte allen Geſchmack an Gründlichkeit und Wiſſenſchaft ſtumpf gemacht. Gar kein Selbſttrieb von einer Seite und von der andern ein ſchon zu reif gewordener Beobachtungs- und Nachahmungsgeiſt des Schlendrians und der moyens de parvenir. Die Tiefe des ſtillen Waſſers wurde bald ergründet, und ich mußte mit meiner gemachten Probe zum Beſchluß eilen." —

Er hatte bedenklich und vorſichtig dem Vater gleich anfangs verſprochen, nur eine Probe zu machen. Warum dieſe ſo übel ausfiel, ergibt ſich aus dem Mitgetheilten. Iſt die Frage: ob Hamann nicht auch einen Theil der Schuld trage, ſo müſſen wir geſtehen, daß er, wie dem eigenen Sohne, ſo auch dieſem

1) 6, 332.
2) Ebend. 344.
3) Ebend. 358.

göttliche Gesinnungen in uns hervorzubringen, uns von dem sinnlichen Genuß zu entwöhnen, der doch nur vergängliche Speise ist und nicht bleibt in ein besseres Leben, noch zu einem höhern Genuß fördert."

* * *

Nachdem ich nun die in Hamanns Schriften zerstreuten pädagogischen Gedanken zusammengestellt, um den Ueberblick zu erleichtern, so wende ich mich wieder zu seinem meist gleichförmigen Lebenslauf. Bedeutende Männer, mit denen er in Königsberg verkehrte, — Kant und Hippel vor allen — ein Briefwechsel mit vielen andern, mit Herder, F. H. Jacobi, Moser, Klopstock u. s. w. belebte und würzte sein einfaches Stillleben.

Vielfach gerieth er in kümmerliche, bedrängte Umstände, bis ihn[1] zu Ende des Jahres 1784 Franz Bucholtz, Herr von Welbergen (in Westphalen), durch ein sehr bedeutendes Geschenk aus aller Noth, besonders von der Sorge für die Zukunft seiner Kinder befreite.

Auf dessen Einladung reiste er am 21. Juni 1787 mit seinem Sohne nach Westphalen, und hielt sich eine Zeitlang bei F. H. Jacobi in Pempelfort, dann in Welbergen und Münster bei Bucholtz auf. Hier wurden ihm Fürstenberg und die Fürstin Gallitzin vorzüglich werth. Seine Briefe aus den letzten Monaten des Jahres 1787 und den ersten von 1788 deuten wiederholt aufs Ende.[2] „Der mich unter so viel Wundern und Zeichen hergeführt hat," schreibt er am 14. November 1787, „wird mich auch mit Fried und Freud heimbringen ins rechte Vaterland, Kyrie Eleison! und mir jeden Himmel, jedes Elysium auf Erden zu verleiden wissen."

Und am 24. November:[3] „Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, desto heller wird der Morgenstern im Herzen, nicht durch den Buchstaben der Natur, sondern durch den Geist der Schrift, dem ich mehr als jenem zu danken habe."

Am 23. März 1788:[4] „Je mehr der äußere Mensch abnimmt, desto mehr der innere wächst, je älter und unvermögender, desto ruhiger, zufriedener und vergnügter ich werde. — Gott hat mir Feierabend gegeben, mich aus dem Gange öffentlicher Geschäfte ausgespannt, zu denen ich so wenig tauge, als zum Umgang mit der Welt... Wenn es einen Vorschmack des Himmels auf Erden gibt, so ist mir dieser verborgene Schatz zu Theil geworden, nicht aus Verdienst und Würdigkeit, sondern es ist Gnade und Gabe einer höhern Hand, die ich anbeten muß. Sie war mir nöthig zu meiner Reinigung und Stärkung."

1) 7, 184.
2) 339. Ebend.
3) 7, 400.
4) Ebend. 409.

zusuchen, um darauf mit einem Freunde nach Frankreich zu reisen. Der Zweck der Reise war: „die besten Erziehungsanstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen zu lernen . . . und bei seiner Rückkehr nach Riga alsdann ein Erziehungsinstitut zu errichten.“ — [1]

Auf der Seereise von Riga nach Nantes und in Frankreich schrieb Herder ein höchst merkwürdiges Tagebuch, [2] in welchem alle Elemente seiner späterhin klar sich entwickelnden Universalität jugendlich wild durch einander gähren; „jede seiner vielfachen Eigenschaften wogt hier in titanischen Hoffnungen auf.“ [3]

In diesem Tagebuche erwähnt er „ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung,“ das er liefern möchte. „Es fienge, sagt er, von der Kenntnis sein selbst, des weisen Baues an Leib und Geist an: zeigte die Endzwecke und Unentbehrlichkeiten jedes Gliedes an Leib und Seele; zeigte die Mancherleiheit, die dabei statt fände — alsdann Regeln und Anmahnungen, sich an Leib und Geist so auszubilden, als man kann. Dieß erst an sich, und so weit ist Rousseau ein großer Lehrer! Alsdann kommt ein zweiter Theil für die Gesellschaft, wo Rousseau kein Lehrer sein kann.“ [4] — Er fährt nun fort den Inhalt des beabsichtigten Werks anzugeben, erwähnt auch die christlichen Gegenstände, welche es behandeln solle. —

Im Verfolg des Tagebuches kommt er auf die ihm vorschwebenden pädagogischen Ideale, er will „den menschlich wilden Emil des Rousseau zum Nationalkinde Lieflands machen.“ „O ihr Locke und Rousseau, ruft er aus, und Clarke und Francke und Hecker's und Ehler's und Büsching's! euch eifre ich nach: ich will euch lesen, durchdenken, nationalisiren.“

Hierauf gibt Herder den vollständigen Plan einer Schule, [5] aus welchem der starke Einfluß hervorleuchtet, welchen Rousseau auf ihn übte. So bekämpfte er hier die Tyrannei des Latein, und hebt dagegen aufs stärkste die Realien heraus. „Meine Methode“, sagt er, „bildet sachenreiche Köpfe, indem sie Worte lehrt, oder vielmehr umgekehrt, lehrt Worte indem sie Sachen lehrt.“ [6] — „Keine Schule ist gut, wo man nichts als Latein lernt; ich habe ihm zu entweichen gesucht, da ich drei völlig unabhängige Realclassen errichtet, wo man fürs

1) Philos. und Gesch. 20, 107.

2) Ib. 21, 167. Dieß wichtige Tagebuch ist nicht vollständig, sondern „mit Weglassung vieler Stellen, deren Gedanken in andern Schriften des Verf. ausgearbeiteter vorkommen“ (?) in der cottaschen Ausgabe der herderschen Werke abgedruckt, vollständig dagegen in „d. Herders Lebensbild“ Bd. 2. S. 143 s.qq

3) Gervinus Neuere Geschichte der poet. National-Literatur 1, 1568. 4854. „Wir haben, sagt G., außer Göthes Jugendbriefen nichts, was die Titanomachie dieser Jahre, die prometheische Himmelsstürmerei so trefflich ausspricht, wie dieses Tagebuch.“ Ebend. 467.

4) Lebensbild 2, 191.

5) Ebend. 195. In der cottaschen Ausgabe, Philosophie 10, 311, mit der Aufschrift „Ideal einer Schule 1764.“

6) Ebend. 10, 332.

Winterquartiere bezog, lernte Herdern kennen, gewann ihn lieb und nahm ihn mit nach Königsberg, damit er dort Chirurgie studieren sollte. Aber bei der ersten Section, der er beiwohnte, fiel der Jüngling in Ohnmacht. Dieß entschied ihn die Chirurgie aufzugeben; am 9. August 1762 ward er, nach einem mit großem Lobe bestandenen Examen, als Theolog immatriculiert.

Damals hörte er bei Kant: Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physische Geographie. Um dieselbe Zeit lernte er Hamann kennen; beide sahen sich zuerst im Beichtstuhl; später lasen sie mit einander den Shakespear.

In ökonomischer Hinsicht war Herders damalige Lage sehr drückend; sie verbesserte sich, da er 1763, in seinem 19ten Jahre am Collegium Fridericianum eine Lehrstelle erhielt, welche er mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltete. „Ich verdanke diesem Docieren, sagte er später, die Entwicklung mancher Ideen und ihre klarere Bestimmtheit; wer sich diese in irgend einer Sache erwerben will, der docière sie."

Im Jahre 1764 ward Herder, vorzüglich auf Betrieb Hamanns,[1] Kollaborator an der Domschule in Riga. In einem Briefe an den Rector jener Schule, Lindner, gibt Hamann dem 20jährigen jungen Manne das Zeugnis „eines ziemlichen Umfangs historischer, philosophischer und ästhetischer Einsichten und einer großen Lust, den fruchtbarsten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäßigen Erfahrung der Schularbeiten."

Drei Jahre später (1767) erhielt Herder neben dem Schulamte in Riga eine Predigerstelle. Als Lehrer hatte er wie in Königsberg, so in Riga, das größte Lob. [2]„Seine Lehrmethode, schreibt einer seiner Schüler, war so vortrefflich, sein Umgang mit seinen Schülern so human, daß sie keiner Lection mit größerer Lust beiwohnten, als derjenigen, die von ihm gegeben ward."

In Riga gab er (1767) sein erstes bedeutendes Werk, die „Fragmente zur deutschen Literatur" heraus; in den Jahren 1768 und 1769 die „kritischen Wälder." In den Fragmenten findet man unter Anderm die tiefsinnigsten und wahrsten Gedanken über Hintansetzung der Muttersprache und Ueberschätzung des Latein, welches den Schulen Ton und Farbe gebe. Herder bekämpft dort die nachäffende Imitatio. Ausdruck und Gedanke sollten zugleich entstehen, sagt er, so sei es in der Muttersprache, nur in dieser könne man orginell schreiben.[3] Diese Schriften zogen ihm, besonders von Seiten des, durch Lessing unsterblich gewordenen Klotz, die heftigsten Angriffe und Schmähungen zu, welche ihn so verstimmten,[4] daß er sich im Jahre 1769, entschloß, um seine Entlassung nach-

1) Hamanns Schriften 3, 202.

2) Oberpastor Bergmann. lb. 94.

3) Herd. Werke, Literatur und Kunst, 2, 135 sqq. In dem Kapitel über das Lateinlernen sollen weiterhin mehrere treffliche Stellen aus jenen „Fragmenten" mitgetheilt werden.

4) Hamann tadelte Herdern scharf wegen seiner „Autor-Empfindlichkeit." Hamanns Schr. 3, 396. 399.

zusuchen, um darauf mit einem Freunde nach Frankreich zu reisen. Der Zweck der Reise war: „die besten Erziehungsanstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen zu lernen . . . und bei seiner Rückkehr nach Riga alsdann ein Erziehungsinstitut zu errichten.“ — [1]

Auf der Seereise von Riga nach Nantes und in Frankreich schrieb Herder ein höchst merkwürdiges Tagebuch, [2] in welchem alle Elemente seiner späterhin klar sich entwickelnden Universalität jugendlich wild durch einander gähren; „jede seiner vielfachen Eigenschaften wogt hier in titanischen Hoffnungen auf.“ [3]

In diesem Tagebuche erwähnt er „ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung,“ das er liefern möchte. „Es fienge, sagt er, von der Kenntnis sein selbst, des weisen Baues an Leib und Geist an: zeigte die Endzwecke und Unentbehrlichkeiten jedes Gliedes an Leib und Seele; zeigte die Mancherleiheit, die dabei statt fände — alsdann Regeln und Anmahnungen, sich an Leib und Geist so auszubilden, als man kann. Dieß erst an sich, und so weit ist Rousseau ein großer Lehrer! Alsdann kommt ein zweiter Theil für die Gesellschaft, wo Rousseau kein Lehrer sein kann.“ [4] — Er fährt nun fort den Inhalt des beabsichtigten Werks anzugeben, erwähnt auch die christlichen Gegenstände, welche es behandeln solle. —

Im Verfolg des Tagebuches kommt er auf die ihm vorschwebenden pädagogischen Ideale, er will „den menschlich wilden Emil des Rousseau zum Nationalkinde Lieflands machen.“ „O ihr Locke und Rousseau, ruft er aus, und Clarke und Francke und Hecker's und Ehler's und Büsching's! euch eifre ich nach: ich will euch lesen, durchdenken, nationalisiren.“

Hierauf gibt Herder den vollständigen Plan einer Schule, [5] aus welchem der starke Einfluß hervorleuchtet, welchen Rousseau auf ihn übte. So bekämpfte er hier die Tyrannei des Latein, und hebt dagegen aufs stärkste die Realien heraus. „Meine Methode“, sagt er, „bildet sachenreiche Köpfe, indem sie Worte lehrt, oder vielmehr umgekehrt, lehrt Worte indem sie Sachen lehrt.“ [6] — „Keine Schule ist gut, wo man nichts als Latein lernt; ich habe ihm zu entweichen gesucht, da ich drei völlig unabhängige Realclassen errichtet, wo man fürs

1) Philos. und Gesch. 20, 107.

2) Ib. 21, 167. Dieß wichtige Tagebuch ist nicht vollständig, sondern „mit Weglassung vieler Stellen, deren Gedanken in andern Schriften des Verf. ausgearbeiteter vorkommen“ (?) in der cottaschen Ausgabe der herderschen Werke abgedruckt, vollständig dagegen in „v. Herders Lebensbild“ Bd. 2. S. 153 s.qq

3) Gervinus Neuere Geschichte der poet. National-Literatur 1, 1568. 4854. „Wir haben, sagt G., außer Göthes Jugendbriefen nichts, was die Titanomachie dieser Jahre, die prometheische Himmelsstürmerei so trefflich ausspricht, wie dieses Tagebuch.“ Ebend. 487.

4) Lebensbild 2, 191.

5) Ebend. 195. In der cottaschen Ausgabe, Philosophie 10, 311, mit der Aufschrift „Ideal einer Schule 1769.“

6) Ebend. 10, 332.

ganze Leben lernt." „Es wird immer, weißagt er, einen ewigen Streit geben zwiſchen lateiniſchen und Realſchulen: dieſe werden für einen Erneſti zu wenig Latein, jene für die ganze Welt zu wenig Sachen lernen."

Die Gramatik ſoll, nach dieſem Plan, nicht am Latein, ſondern an der Mutterſprache erlernt werden.[1]

[2]„Grammatik, ſagt er, lerne man aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik, Styl aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künſtlichen Styl."

[3]„Nach der Mutterſprache, heißt es an einer andern Stelle des Schulplans, folgt die franzöſiſche: denn ſie iſt die allgemeinſte und unentbehrlichſte in Europa: ſie iſt nach unſerer Denkart die gebildetſte: der ſchönſte Styl und der Ausdruck des Geſchmacks iſt am meiſten in ihr geformt . . . . ſie iſt die leichteſte und einförmigſte, um an ihr einen praegustus der philoſophiſchen Grammatik zu nehmen: ſie iſt die ordentlichſte zu Sachen der Erzählung, der Vernunft und des Raiſonnements. Sie muß alſo, nach unſerer Welt, unmittelbar auf die Mutterſprache folgen, und vor jeder andern, ſelbſt vor der lateiniſchen, vorausgehen. Ich will, daß ſelbſt der Gelehrte beſſer Franzöſiſch als Lateiniſch könne."

So zeigt ſich auch in Bezug auf Spracherlernung Herders damalige höchſt realiſtiſche Anſicht, welche er concentriert ſo ausſpricht:[4] „Es wird Hauptzweck, dem Knaben von alle dem lebendige Begriffe zu geben, was er ſieht, ſpricht, genießt, um ihn in ſeine Welt zu ſetzen . . . . er wird ſich nie in einer andern Welt geboren zu ſein wünſchen, weil ihm durch keine andere der Kopf verrückt iſt, und die ſeinige ſein erſter Horizont wyrde." Und plötzlich fährt er fort: „O hätte ich einmal einen ſolchen Curſus durchgelehrt! und noch mehr, ihn ſelbſt durchgelernt! und zuerſt durchgelernt! und wäre ſo gebildet! Nun bleibt mir nichts als eine zweite Erziehung übrig: ich will mich in Frankreich bemühen, die Büffons und Nollets recht ſchätzen zu lernen, überall Kunſt und Natur und Auftritte der Menſchen aufzuſuchen und in mich zu prägen . . . . und die rechten Quellen von Büchern kennen zu lernen, um mich nach ihnen, wenn ich ſie habe, zu bilden." —

Der geniale fünf und zwanzigjährige Mann ward ſich auf einmal der Halbheit ſeiner Bildung bewußt. Aufgewachſen unter Büchern, erſcheint ihm dieſe Bücherwelt als eine Welt von Antitypen, Gegenbildern, und er entſchließt ſich, zu dieſen die Typen die Urbilder zu ſuchen! In dieſer ſeiner Reaction überſchätzt er das ihm Fehlende, und das was er beſitzt erſcheint ihm viel zu gering. Wie ſtark aber auch der franzöſiſche Einfluß auf Herder damals war, ſo berührte er doch mehr die Peripherie als den Mittelpunkt ſeines Weſens. Unangefochten von dem flachen Deismus des Franzoſen, empfiehlt er in demſelben Schulplan aufs Eindringlichſte — Luthers Katechismus. „Der, ſagt er, muß recht innig auswendig gelernt werden und ewig bleiben."

1) Ebend. 330. — 2) Ib. 330. — 3) Ib. 335. — 4) Ib. 314.

Wären jene französischen Elemente in Herders innerstes Wesen eingedrungen gewesen, so würden ihm während seines Aufenthalts in Frankreich gewiß nicht so bald die Augen über Franzosen und französische Sprache aufgegangen sein, wie sich dieß klar aus dem Verfolg seines Reisetagebuchs und aus Briefen ergibt. „Jetzt bin ich, schreibt er an Hamann, in Nantes, wo ich in weniger, aber vertrauter Gesellschaft, französische Sprache, Sitten und Denkart kennen lerne — kennen, aber nicht annehmen lerne, denn ich entferne mich immer mehr, je näher ich sie sehe."[1] Und in einem Briefe aus Paris bemerkt er: „Frankreich könne nie völlig sättigen, und er sei dessen herzlich müde."[2]

Rousseau selbst muß ihm, bei näherer Bekanntschaft mit Frankreich, in einem ganz andern Lichte erschienen sein, als früher.[3] „Bei Rousseau, sagt er im Verfolg des Tagebuches, muß alles die Wendung des Paradoxen annehmen, die ihn gemeine Sachen neu, kleine groß, wahre unwahr, unwahre wahr machen lehrt. Nichts wird bei ihm simple Behauptung; alles neu, frappant, wunderbar: so wird das an sich Schöne übertrieben, das Wahre zu allgemein und hört auf Wahrheit zu sein: es muß ihm seine falsche Tour genommen, es muß in unsere Welt zurückgeführt werden, wer aber kann das? Kann's jeder gemeine Leser? ists nicht oft mühsamer, als daß es lohnt, was man dabei gewinnt? und wird nicht also Rousseau durch seinen Geist unfruchtbar oder schädlich bei aller seiner Größe?"[4] — An einer andern Stelle[5] heißt es: Voltaire ist „eitel und frech auf sich, (Rousseau) stolz und hochmüthig auf sich; aber beide suchen nichts so sehr als das Unterscheidende. Nur jener glaubt sich immer schon unterschieden zu haben und verficht sich bloß durch Witz; dieser durch seine unausstehliche immer unerhörte Neuigkeit und Paradoxie! So sehr Rousseau gegen die Philosophen ficht, so sieht man doch, daß es auch ihm nicht an Richtigkeit, Güte, Vernunft, Nutzbarkeit seiner Gedanken gelegen ist; sondern an Größe, Außerordentlichem, Neuem, Frappantem. Wo er dieß finden kann, ist er Sophist und Vertheidiger; und daher haben die Franzosen so wenig Philosophen, Politiker, Geschichtschreiber; denn diesen drei Leuten muß es bloß an Wahrheit gelegen sein. Was aber opfert nun nicht Voltaire einem Einfall, Rousseau einer Neuigkeit auf!"

Wie nüchtern und wahr urtheilt hier der 25jährige Herder, wie ist er so

1) Lebensbild 2, 60.

2) Ebend. 124. Treffende Charakteristiken der Franzosen und des Französischen ebend. 288—295. 301. 302.

3) „Man kann keinen französischen Schriftsteller kennen, wenn man nicht die Nation kennt" schreibt Herder aus Frankreich. Philos. 20, 143.

4) Ebend. 265.

5) Ebend. 278. Daß Herder diese letzteren Urtheile über Rousseau erst in Frankreich geschrieben habe, ergibt sich hieraus. Am 5. Juli 1769 kam er in Nantes an (Lebensb. 2, 24), im folgenden October schreibt er von da an Hartknoch: er habe noch an seinem Tagebuch zu schreiben, „mit welchem ich, heißt es, noch immer auf dem Schiffe, und lange noch nicht einmal im Sunde bin."

bald von der frühern Ueberschätzung Rousseau's zurückgekommen! Davon werden wir uns sogleich noch mehr überzeugen, wenn wir sehen, wie er siegreich die heillose Gallikomanie und die Uebertreibungen der Philanthropinisten bekämpft. —

Frankreichs müde, verließ er zu Anfang des Jahres 1770 Paris und reiste über Holland nach Eutin und von da, als Hofmeister eines Prinzen von Holstein, nach Straßburg, wo er mit dem, um 5 Jahre jüngern Göthe, bekannt ward. Hier erhielt er einen Ruf als Consistorialrath nach Bückeburg, wo er vom Jahre 1771 bis 1776 blieb. Als er hier im Jahre 1771 den Emil Rousseaus von neuem liest, so bemerkt er:[1] „wir müssen ihn nicht loben, sondern thun." Dennoch äußert er sich fünf Jahre später (1776) mit dem, ganz nach Rousseau gemodelten Philanthropin Basedows durchaus unzufrieden.[2] Mir kommt alles erschrecklich vor, schreibt er an Hamann, wie ein Treibhaus oder vielmehr wie ein Stall voll menschlicher Gänse. Als neulich mein Schwager, der Jäger, hier war, erzählte er von einer neuen Methode, Eichwälder in zehen Jahren zu machen, wie sie sonst nur in fünfzig oder hundert würden, daß man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzel nehme, so schieße über der Erde alles in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum des Basedowschen Plans liegt, glaube ich darin, und ihm, den ich persönlich kenne, möchte ich keine Kälber zu erziehen geben geschweige Menschen." —

Wie hier, urtheilt er, mit tiefer, nüchterner Einsicht, in mehreren spätern Schulreden über die neuen, vielgepriesenen Erziehungsmethoden, und kämpft gegen die „lichte, leichte Methode in usum delphinorum aevi nostri." — Wer in die Wissenschaft, sagt er, „Licht hineineinlügt, wo keins ist, wer Faßlichkeit hinein lügt, wo sie nicht ist, ist Gaukler und nicht Lehrer."[3] Er erklärt sich gegen die, welche „Leibnitzische und Newtonische philosophie pour les enfants" einrichten, die da vermeinen: Sprachen ließen sich „ohne Gedächtnis, Mühe und Grammatik lernen."

In einer andern Rede spricht er davon,[4] daß man „statt des veralteten Worts ‚Schule' der Mode zu gut neue anständigere Namen beliebt, z. B. Erziehungsinstitut, Philantrhopin," zudem „viel von Genie, von Originalgenie, das sich selbst helfe und keines andern Lehrers bedürfe, von wunderbarer Ausbildung durch eigene Kraft geredet und gerühmet." „Solche leere Lobpreisungen eingebildeter Naturkräfte" seien der Jugend höchst schädlich geworden; „die sogenannte Natur" habe zur Zerrüttung der regelmäßigen, strengen, bedächtigen Kunst gewirkt. — Seien die alten Schulen rechter Art, so „werde wohl kein Verständiger einen wohlgegründeten öffentlichen Tempel der Wissenschaft und guten Erziehung für jene kleinen Dianentempelchen hingeben, mit denen man unter grünen Bäumen

1) Phil. und Gesch. 20, 208.
2) Hamanns Schr. 5, 184.
3) Herder Phil. und Gesch. 10, 24. 25.
4) Ib. 60.

durch manche Modekünste unserer Zeit Abgötterei treibe. Manche dieser Spielwerke hätten sich schon in ihrer Nichtigkeit gezeigt."[1]

Es ist eine Freude zu sehen, wie sich aus dem genialen gährenden Jüngling der besonnene geniale Mann entwickelt. Dieß tritt uns auch in Beziehung auf jenes oben mitgetheilte übertriebene Lob des Französischen entgegen, an welchem jeder deutsche Leser, wie jeder, der in die Natur des Französischen und sein Verhältnis zu andern Sprachen, besonders zum Latein, Einsicht hat, gewiß Aergernis nehmen mußte.

Der Leser wird sich aber mit Herder in dieser Hinsicht ganz aussöhnen, wenn er in den „Briefen zur Beförderung der Humanität,"[2] welche ungefähr ein Vierteljahrhundert später[3] als jener Schulplan geschrieben wurden, seinen eminenten Angriff gegen die „Gallikomanie, Franzosensucht" der Deutschen liest. „Eine viel tiefere Wunde, sagt er, hat uns diese geschlagen. —

Wenn Sprache das Organ unsere Seelenkräfte, das Mittel unserer innersten Bildung und Erziehung ist: so können wir nichts anders als in der Sprache unseres Volks und Landes gut erzogen werden; eine sogenannte französische Erziehung, (wie man sie auch wirklich nannte) in Deutschland muß deutsche Gemüther nothwendig mißbilden und irre führen. Mich dünkt, dieser Satz stehe so hell da, als die Sonne am Mittage.

Von wem und für wen ward die französische Sprache gebildet? Von Franzosen, für Franzosen. Sie drückt Begriffe und Verhältnisse aus, die in ihrer Welt, im Lauf ihres Lebens liegen; sie bezeichnet solche auf eine Weise, wie sie ihnen dort jede Situation, der flüchtige Augenblick, und die ihnen eigne Stimmung der Seele in diesem Augenblick angibt. Außer diesem Kreise werden die Worte halb oder gar nicht verstanden, übel angewandt oder sind, wo die Gegenstände fehlen, gar nicht anwendbar, mithin nutzlos gelernt. Da nun in keiner Sprache so sehr die Mode herrscht, als in der französischen, da keine Sprache so ganz das Bild der Veränderlichkeit, eines wechselnden Farbenspiels in Sitten, Meinungen, Beziehungen ist als sie; da keine Sprache, wie sie, leichte Schatten bezeichnet und auf einem Farbenklavier glänzender Lufterscheinungen und Strahlenbrechungen spielet; was ist sie zur Erziehung deutscher Menschen in ihrem Kreise? Nichts, oder ein Irrlicht! Sie läßt die Seele leer von Begriffen, oder gibt ihr für die wahren und wesentlichen Beziehungen unseres Da-

1) Ib. 114. Rede gehalten 1790.

2) Phil. und Gesch. 14, 80 sqq.

3) Der Schulplan ist von 1769, die Briefe erschienen in den Jahren 1793—1797. Wenn Herder späterhin (1801) die Ueberwachung der französischen Sprache durch die Pariser Akademie und selbst den Einfluß dieser Sprache auf andere europäische, besonders auf die deutsche rühmt, so scheint ihn hierzu Widerwille gegen eine deutsche „dunkle Metaphysik, die sich selbst kaum verstehet" gegen „verwirrte Begriffe, dunkle Knäuelsperioden" gereizt zu haben. Phil. und Gesch. 11, 58. 65. 66. Gervinus (l. c. 481) stellt dieß Rühmen mit Göthes Preisen der Anständigkeit Voltaire's zusammen.

terlandes falsche Ausdrücke, schiefe Bezeichnungen, fremde Bilder und Affektationen. Aus ihrem Kreise gerückt, muß sie solche, und wäre sie eine Engelssprache, geben. Also ist es gar nicht vermessen zu sagen, daß sie unserer Nation, in den Ständen, wo sie die Erziehung leitete, oder vielmehr die ganze Erziehung war, den Verstand verschoben, das Herz verödet, überhaupt aber die Seele an dem Wesentlichsten leer gelassen hat, was dem Gemüth Freude an seinem Geschlecht, an seiner Lage, an seinem Beruf gibt; und sind dieß nicht die süßesten Freuden?

Und doch besteht der ganze Werth eines Menschen, seine bürgerliche Nutzbarkeit, seine menschliche und bürgerliche Glückseligkeit darin, daß er von Jugend auf den Kreis seiner Welt, seine Geschäfte und Beziehungen, die Mittel und Zwecke derselben genau und auf's reinste kennen lerne, daß er über sie im eigensten Sinne gesunde Begriffe, herzliche fröhliche Neigungen gewinne, und sich in ihnen ungestört, unverrückt, ohne ein untergelegtes fremdes und falsches Ideal, ohne Schielen auf auswärtige Sitten und Beziehungen übe. Wem dieß Glück nicht zu Theil ward, dessen Denkart wird verschraubt, sein Herz bleibt kalt für die Gegenstände, die ihn umgeben: oder vielmehr von einer fremden Buhlerin wird ihm in jugendlichem Zauber auf lebenslang sein Herz gestohlen.

Was haben wir denn in der Welt schätzbareres als die wahre Welt wirklicher Herzen und Geister? Daß wir unsere Gedanken und Gefühle in ihrer eigensten Gestalt anerkennen und sie andern auf die treueste, unbefangenste Art äußern: daß andere dagegen uns ihre Gedanken, ihre Empfindungen wiedergeben, kurz, daß jeder Vogel singe, wie die Natur ihn singen hieß? Ist dieß Licht erlöscht, diese Flamme erstickt, dieß ursprüngliche Band zwischen den Gemüthern zerrissen oder verzauset; statt des allen sagen wir auswendiggelernte, fremde, armselige Phraseologien her. O des Jammers! der ewigen Flachheit und Falschheit! Eine Geist und Herz austrocknende Dürre und Kälte.

Im Jahre 1776 gieng Herder von Bückeburg nach Weimar, auf Göthes Betrieb als Consistorialrath in das dortige Oberconsistorium berufen, dessen Präsident er 25 Jahre später (1801) ward.

Nächst seinem Amt an der Kirche lag ihm hier vornehmlich die Verbesserung der Schulen am Herzen.[1] Im Jahre 1783 entwarf er einen neuen Schulplan und verschaffte den Lehrern eine Solderhöhung. Auf seinen Betrieb wurde 1787 ein Schulmeister-Seminar gestiftet. In die niedern Schulen suchte er das „Beste und Anwendbare" von der Pestalozzischen Lehrmethode einzuführen. Den Geistlichen gab er „die Befugnis einer strengen Aufsicht über die Landschulen."[2]

Herder wollte jenen seinen Schulplan durchaus nicht drucken lassen, „weil,

1) Phil. und Gesch. 22, 14 sqq.
2) Ib. 30.

sagt er, alle dergleichen laute Anfänge meistens elend ausgehen. Denn, fährt er fort, hier kommt alles auf Ausübung, auf lebendige Methode und Versuch an. Ein blendender Typus ist in einer halben Stunde zu entwerfen; er wird aber nachher eine Fessel, in der ein Vierteljahrhundert nachher lahm schleichet."

Seine Absicht war: „daß die untern Klassen Realschule für nützliche Bürger, die obern ein wissenschaftliches Gymnasium für Studierende werden" sollten.[1]

Er bat sichs aus, bei dieser Einrichtung freie Hand zu haben. „Seit meinem 19ten Jahre, sagte er, habe ich auf den ersten Klassen eines akademischen Kollegii docirt, und bin seitdem nie außer der Arbeit oder der Ephorie von Schulanstalten gewesen. Fremde, selbst katholische Länder haben mich bei ihren Einrichtungen um Rath gefragt, und mit der größten Bescheidenheit, mit der ich über mich selbst denke und rede, glaube ich hinzusetzen zu dürfen, daß ich das verstehe, wovon die Rede ist." —

Auf alle Weise bewährt Herder Einsicht in das Schulwesen, und Geschick, es zu behandeln. Besonders verband er im männlichen Alter die größte Pietät gegen das gute Alte mit der aufmerksamsten Anerkennung des guten Neuen. Immer strebte er jenes festzuhalten und gegen naseweise, unreise Neuerer zu vertheidigen; aber seine conservative Gesinnung machte ihn nicht blind gegen Aechtes und Anerkennenswerthes, das hier und da auftauchte. —

Diese nüchterne gesunde Betrachtung der Schulsachen ist bei Herders poetisch zartem Wesen wahrhaft zu bewundern; sie tritt uns unter Anderm in seinem Entwurf zu dem oben erwähnten „Schulmeister-Seminarium" klar entgegen.[2] Er sagt in diesem Entwurf: Es „ist der einzige Zweck eines Schulseminarii, fern von allen Ostentationen und pädagogischen Spielwerken unserer Zeit, jungen Leuten, die sich dem Schulstande widmen, eine bequeme Gelegenheit zu verschaffen, das Nothwendige und wahrhaft Nützliche ihres künftigen Berufs durch Unterricht und eigene Uebung zu lernen; denn die beste Geschicklichkeit eines Schullehrers wird nur durch Methode und Uebung erlernt." —

Auch auf ein theologisches Seminar war Herder bedacht. Er hielt dafür:[3] „das erste Samenkorn der Art müsse man in der Stille säen: weil, was laut angefangen werde, wie die Akten der vorigen Zeit zeigten, sich meistens sacht ende." So äußert sich hier wieder die weise Demuth, welche weiß, daß der Segen von oben kommt, Eitelkeit aber alles Gedeihen tödtet. —

In seinem Gutachten über ein Predigerseminar[4] sagt er: „Was bei den Aerzten das Klinikum, bei den Juristen das Formularium practicum ist, muß für die Theologen ein Seminarium für künftige Geistliche bewirken, zu dem

1) Ib. 36.

2) Ib. 39. Der erste Entwurf von 1780, ein zweiter von 1786, das genehmigte Regulativ von 1789.

3) Ib. 48.

4) Ib. 56. Es ist vom Jahre 1797.

nach jetziger Lage der Sache die Akademie vielen Beistand zu leisten außer Habitus ist. Geschickte und erfahrene Geistliche sind es, die es ausmachen können.

[1]Den jungen Theologen räth er, wie früher Luther that, sie sollten suchen, in Lehr- und zwar in öffentliche Lehrübungen zu kommen. „Ich sehe es, sagt er, als ein Glück meiner besten Jünglingsjahre an, daß ich lehren mußte . . . Ich weiß was ich damit gewonnen, etwas das mir das ewige Lesen und Zuhören schwerlich würde gegeben haben. . . . Prediger, die gute Schullehrer waren (wenn sie es nur nicht zu lange blieben), lernt man bald unterscheiden an Ordnung, Wissenschaft, reeller praktischer Kenntnis."

Er schrieb auch einen sehr lehrreichen „Entwurf der Anwendung dreier akademischen Jahre für einen jungen Theologen."[2] Hier räth er den Jünglingen, ja nicht zu früh die Universität zu beziehen, und empfiehlt ihnen das Studium der Geographie und Naturgeschichte. „Die Kenntnis unsres Wohnplatzes, sagt er, seiner Geschöpfe und Verfassung überhaupt, ist einem, der Gott einst predigen will, unentbehrlich." Der geniale Mann räth den Studierenden — das Nachschreiben, wodurch man „die Gedanken mehr sondere und digerire.[3]" — Er warnt gegen hyperkritisches Lesen der Bibel. „Das neue Testament, sagt er, treibe man in dem religiösen, simpeln und schlichten Sinn, wie es die Apostel schrieben und die ersten Christen lasen."

„Für sich selbst sollten die Studirenden nicht viel grübeln und lieber das Gute als das Böse lesen — nicht bis aufs Jota Alles erklären wollen" — sich an „die innere Uebereinstimmung, Reinheit, Kraft und Schöne des Wortes Gottes selbst" halten. —

Diesem Studienplan für angehende Theologen, schließen sich „Briefe an Theophron" an,[4] die an einen Jüngling gerichtet sind, welcher eben sein akademisches Studium der Theologie vollendet hat. Herder lobt besonders die liebevolle Gesinnung, welche Theophron gegen seine Lehrer gehabt, daß er so fern, „von Bubenstolz und unwissender Aufgeblasenheit" gewesen. Dann geht er auf die Klage des jungen Mannes ein: „daß ihm das Lesen der Bibel so gestört und entweiht sei, wie er den kritischen Blick nicht los werden könne, und ihm das Wort Gottes in der Hand der Kritik vorkomme, wie eine ausgedrückte Citrone." „Fassen Sie ein Herz, schreibt Herder, alle Schiefheiten zu überwinden, Berg und Thal zu ebnen, und wieder zu dem geraden Sinn zu gelangen, der Sie in ihrer Jugend einst beglückte und ohne den wir nie glücklich werden können."[5]

Am wichtigsten in Bezug auf theologisches Studium ist aber Herders „Gut-

1) In seinen Briefen das Studium der Theologie betreffend. Rel. und Theol. 14, 225. 226.
2) Ib. 15. 19.
3) Ib. 29.
4) Relig. und Theol. 15 59. Diese sind 1782 geschrieben.
5) Ib. 69.

achten über Vorbereitung junger Geistlicher auf die Akademie.“[1] — Veranlaßt ward dieß Gutachten durch die traurigsten Erfahrungen. Junge Theologen zeigten sich am Schlusse ihrer akademischen Lehrjahre häufig ganz untauglich zum Predigtamte. Man warf die Frage auf: ob man nicht die künftigen Geistlichen in eigenen theologischen Schulen bilden solle? Hiergegen tritt Herder, bei aller Anerkennung der bestehenden Uebelstände, auf, und gibt Rath, wie man diesen abhelfen könne, ohne die überkommene Studienweise abzuschaffen.

Zuerst[2] sucht er den Schaden nicht in der theologischen, sondern in der philosophischen Facultät, welche besonders angehenden Studierenden die Köpfe verdrehe, und sie für das nachfolgende theologische Studium verderbe. Dieß um so mehr, als „die jungen Leute zu früh und unreif auf die Akademie kämen;“ unreif an Verstand und Urtheil, unreif an Charakter, daher jeder intellectuellen und sittlichen Verführung preis gegeben. Als kräftigste Abhilfe räth Herder: die Schulzeit um ein Jahr zu verlängern, auf jedem Gymnasium eine Selecta zu stiften,[3] „in der die Jünglinge sich als academici betrachten lernen.“ „So werde ihnen das längere Verweilen auf der Schule nicht hart fallen, der Uebergang auf die Akademie sie nicht schwindelnd machen.“ Auf solche Weise beseitige man auch akademische Vorlesungen über Gegenstände, welche nur schulmäßig gründlich gelehrt werden können, indem man dieselben der Selecta zuwiese.

Zuletzt wollen wir einen Blick auf die trefflichen Schulreden werfen, welche Herder als Ephorus des weimarschen Gymnasii, meist an den Examentagen hielt.[4]

In zwei Reden preist er strenge Ordnung und Zucht der Schule, zumal in einer Zeit des größten Sittenverfalls. Wenn solche Zucht fehle, wenn der Lehrer nicht völlig in seiner Klasse Herr, seiner Schüler nicht mächtig, so sei das Schulgeschäft eine Höllenqual des Sisyphus und der Danaiden.[5] Aber das: **Maxima debetur puero reverentia** — dürften ihrerseits die Lehrer nicht vergessen. In einer dritten Rede spricht er von der Studiermethode, und gibt zu, daß sich dieselbe in manchen Disciplinen, (z. B. in der Naturlehre,) mit diesen Disciplinen selbst vervollkommnet habe. Dann aber bekämpft er die schwächlichen und schwächenden neu aufgekommenen Erleichterungsmethoden.

Eine Rede handelt von Schulübungen. Herder empfiehlt unter Anderm dringend das möglichst getreue und doch nicht peinliche Uebersetzen der Klassiker in die Muttersprache. Zudem fleißige Lectüre, wobei der Schüler vom Lehrer

1) Ib. 129. Leider nur „zusammengezogen aus zwei, inner den sechs letzten Lebensjahren des sel. Verf. darüber geschriebenen Gutachten ähnlichen Inhalts.“

2) Ib. 136.

3) Ib. 142.

4) Philosophie und Geschichte 10, unter dem Titel: „Sophron. Gesammelte Schulreden. Herausgeg. von J. G. Müller.“ Die erste Rede von 1779, die letzte von 1802.

5) Ib. 194.

berathen werden müsse. „Sehr ausgezeichnete Menschen, sagt er, bilden sich ohne Lehrer; es ist aber übel, wenn zu unserer Zeit sich alles ohne Lehrer bilden und oft nur durch seine Unförmlichkeit ausgezeichnet sein will." „Eine Schule guter Art, bemerkt er in derselben Rede, ist eine Gesellschaft Bienen, die ausfliegen und Honig sammeln, eine Schule lässiger Art wäre eine Gesellschaft der lastbaren Thiere, die hingehen, wohin sie getrieben werden, und auch von dem, was man ihnen auflegt, zeitlebens nichts erbeuten."

In der Rede [1] „Von Schulen als Gymnasien" spricht er wieder über die Ausbildung angeborener Anlagen durch Uebung. Dahin zählt er: Uebungen im sinnlichen Auffassen und Einprägen. Alle Uebungen, sagt er, müssen fortgehend und abwechselnd sein; edle Nacheiferung, Hesiods „gute Eris" müsse dabei walten. — Hinsichtlich solcher Uebungen stünden die Schulen weit über den, alle Uebung hintansetzenden, Universitäten. —

Zwei Reden handeln von der Rolle, welche die schönen Wissenschaften auf Schulen spielten.[2] Wehe einer Zeit, sagt Herder, welche „schön heißt, was uns leicht ist, wo angenehm ist, was uns in den Mund fliegt." Die Alten kannten den Ausdruck „schöne Wissenschaften" im Gegensatz der gründlichen und nützlichen gar nicht.

Durch **literae humaniores, studia humanitatis** drücken die Römer glücklich den richtigen Begriff der schönen Wissenschaften aus. Den Alten war das Schöne „wesentlicher Theil eines klaren, richtigen, verständigen, bildenden Vortrags, nicht Flitterstaat." „Allen Wissenschaften, sagt er, fehlt das Beste, wenn man ihnen das Schöne, d. i. das zur Menschlichkeit Bildende raubet, daß es aber jede auf ihre Art haben könne und haben solle, daß keine Wiessnschaft barbarisch und inhuman sein dürfe, daß selbst die abstractesten Kenntnisse ihren Reiz, ihre Schönheit haben" dieß ließe sich nachweisen.

„Vom Nutzen der Schulen."[3] Gegen pseudogeniale Neuerer, welche alle Tradition verachten, die wir vorzüglich durch Schulen überkommen. „Das ganze menschliche Geschlecht ist gewissermaßen eine, durch alle Jahrhunderte fortgesetzte Schule, und ein neugeborenes Kind, das plötzlich dieser Schule entnommen, das dieser Kette des Unterrichts entrissen, auf eine wüste Insel gesetzt würde, wäre mit allem seinem angebornen Genie ein armes Thier, ja in zehnfachem Betracht elender als die Thiere.

„Der Geist unserer Zeit geht mehr darauf aus zu zerstören als zu bauen . . . Einen Baum zu fällen, kostet nur einige Streiche; aber einen Baum wachsen zu machen, braucht es Jahre oder Jahrhunderte."

Dann wendet sich Herder gegen unwissende Lehrer. „Es ist bekannt, sagt er, daß ein Unwissender und Schwärmer eigentlich nichts Rechtes lehren kann,

1) Ib. 225.
2) Ib. 45 und 99.
3) Ib. 59. Die Rede ward oben schon erwähnt.

daß wer lehren will selbst müsse gelernt, d. i. sich klare und richtige Begriffe, nebst einer hellen, leichten, faßlichen Methode müße erworben haben. Daher sind alle Halbgelehrten so gern gegen den wahren Unterricht. Ich glaube, wir sind alle darüber einig, daß dieß faule Fische sind. . . . Je älter man wird, wenigstens je mehr die Vernunft bei uns zur Reife kömmt, um so mehr sieht man ein, daß es mit allem diesem Genieweſen, mit dieſer Begeiſterung, mit dieſer Beredſamkeit über Sachen, von denen man nichts weiß, mit dieſer Thätigkeit in Geſchäften, von denen man nichts verſteht, ganz und gar keine Art hat; und ich für meinen Theil habe einen Gräuel daran, wenn ich Genies dieſer Art predigen, ſprechen, handeln ſehe, leſe oder höre. Lerne was, ſo kannſt du was."[1] —

Scheint ſich doch alles, was hier Herder ſagt, von ſelbſt zu verſtehen! Und doch! Jacotot, deſſen Methode in neuerer Zeit ſo viel Aufſehen gemacht hat, er ſagt: ſeinen „Univerſalunterricht habe niemand begriffen, welcher ſich nicht für fähig halte, ſeinen Sohn in Dingen zu unterrichten, die er ſelbſt nicht verſtehe . . . Er beruft ſich dabei auf ſeine Erfahrung: denn er habe Holländiſch und Ruſſiſch gelehrt, was er nicht verſtanden, er habe in der Muſik unterrichtet, die er jetzt noch nicht könne."[2]

„Schule iſt, ſagt Herder weiter, wo wir eine Wiſſenſchaft, oder eine Sprache, Kunſt oder ein Geſchäft gründlich und nach Regeln lernen, wo wir uns nach dieſen Regeln üben, ſie uns zur Gewohnheit machen, wo unſere Fehler uns nach Gründen gezeigt und auf die leichteſte Art verbeſſert werden..... Nun verſtehet ſich aber von ſelbſt, daß ein Lehrer die Sache wiſſen muß, die er lehret; folglich kann ich ſie auch von ihm, und zwar beſſer als von mir ſelbſt, der ich nichts davon weiß, lernen." „Gewiß iſt's Lob und Empfehlung für einen Menſchen, heißt es an einer andern Stelle,[3] wenn man ſagt: er hat Schule; dagegen einem Rips-Raps, der von keiner Schule weiß, Feſtigkeit, Beſtimmtheit in ſeinen Arbeiten fehlet."

Auch gegen die bis zur äußerſten Caricatur, beſonders durch Jacotot, ausgebildete heuriſtiſche Methode, enthält dieſe Rede Herders ſchlagende Stellen. Er ſpricht gegen das ſelbſt Erfindenwollen von „Wiſſenſchaften, Regeln, Künſten, wie ſie uns der Geiſt oder vielmehr der Wind zuführet;" wir hätten übergenug an den längſt erfundenen Wiſſenſchaften zu lernen. —

„Nach Einführung einer Schulverbeſſerung. 1786." In dieſer Rede klagt er, daß das Publikum ſich ſo wenig für Schulen intereſſire, ſie ſo wenig achte. Er bekämpft die Meinung: als ſolle man auf Gymnaſien ſchon die künftige

1) In der Gedächtnisrede auf den verſtorbenen weimarſchen Rector Heinze lobt er dieſen als „einen Meiſter, der, was er nur halb verſtand, gar nicht lehren mochte." Ib. 129.

2) Jacotots Univerſalunterricht, dargeſtellt von Dr. Hoffmann S. 22.

3) Herder, Sophron, Philoſ. und Geſch. 10, 248.

bürgerliche Bestimmung der Schüler ins Auge fassen; zunächst sei es auf allgemein menschliche Bildung abgesehen.

„Ueber den Vorzug der öffentlichen oder Privatschulen 1790."[1]

„Den puren guten lateinischen Schulen" will Herder keine Vertheidigungsrede halten. Er tritt dem Vorwurf: daß die Schüler alle nach dem Latein geordnet, andere Kenntnisse nur als Nebenwerk behandelt würden, faktisch entgegen, indem er nämlich die neue Ordnung einführt, daß der Schüler künftig zwar nach Maßgabe seiner Tüchtigkeit im Latein, den Rang und Namen erhalten, allein auch in jeder andern Lection z. B. in der mathematischen, nach Maßgabe seiner Tüchtigkeit in derselben, hoch oder niedrig gesetzt werden solle. Die Schüler einer bestimmten lateinischen Klasse könnten hiernach in verschiedenen Lectionen verschiedene Plätze haben.

Wenn Herder in mehrern Reden als entschiedener Sprecher für das gute Herkömmliche, wenn er ganz conservativ erscheint, so empfiehlt er in der zuletzt erwähnten ebenso entschieden eine Neuerung, er empfiehlt, wie wir sagen würden, eine Verbindung des Klassen- und Fachsystems. Das von Alters her herrschende Latein soll freilich, nach wie vor, den ersten Rang auf Schulen behalten; allein die andern Lehrfächer erhalten auch Rang und Stimme, und erscheinen den Schülern fortan nicht mehr als gleichgültige Zugaben zum Latein, sondern als selbständige Disciplinen, welche auf fleißige Erlernung Anspruch machen. —

Und in mehreren andern Reden vertritt Herder, wie in seiner Jugend, den Realismus, aber einen geläuterten Realismus, nicht einen solchen, der stolz allein herrschen will. Wenn er 1798 „vom Fortschreiten einer Schule mit dem Zeitalter spricht,"[2] so will er der Zeit nicht in Uebertreibungen gehorchen, wohl aber „in dem, wo sie wahr und nützlich hinweiset." Aus voller eigener Ueberzeugung erkennt er nun an, daß die Zeit mit gutem Recht Ausbildung der Schüler im Verstehen, Reden und Schreiben der Muttersprache,[3] in Naturkunde, Mathematik und Geographie fordre. Voll großer Liebe ist seine Rede „von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie."[4] „Mit dem äußersten Vergnügen, sagt er, habe er dieselbe in den besten Jahren seines Lebens gelernt und mit eben so vielem Vergnügen andere gelehrt."[5] Er preist die Geographie, daß sie in Verbindung mit der Naturgeschichte, die Basis der Völkergeschichte sei. — Der frische Enthusiasmus, welcher diese Rede durchdringt, ist derselbe, der in den Ideen zur Geschichte der Menschheit lebt, deren erster Theil in demselben Jahre 1784 erschien, da diese Rede gehalten wurde. —

1) Ib. 112.

2) Ib. 212.

3) Hierüber das Nähere in der Rede: „Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen."

4) Ib. 77.

5) Ib. 78.

In einer zweiten Rede: [1]„Vom wahren Fortschritt in der Schule," spricht er stark gegen „alte, leere, träge Gewohnheit." „Jeder Lehrer, sagt er, muß sie sich mit Verstande erschaffen haben, sonst frommt er nicht." Dieß im stärksten Widerspruch gegen veraltetes Herkommen, da man nur in die Fußtapfen der Vordermänner treten mag. —

Höchst geistreich ist die Rede: „Vom Genius einer Schule;"[2] sie ist sehr charakteristisch für Herder. Der Genius ist ihm: „Personification der ganzen reinen und edeln Natur des Menschen;" die Personification der „Humanität." Sehr interessant ist es, diese Rede mit einer zweiten zu vergleichen, welche überschrieben ist: „Von Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes oder des heiligen Geistes."[3] Wie verhält sich der „Genius einer Schule" zum heiligen Geiste und zu dessen Wirken?

Ich breche hier ab, indem ich auf Herders Schriften verweise.[4] Es war nicht meine Absicht möglichst erschöpfende Auszüge zu liefern, nur so viel wollte ich geben als nöthig, um die Pädagogen unserer Zeit zu reizen, welche, bei Ueberschätzung der Gegenwart, tiefsinnige, gesunde und zeugungskräftige Gedanken rüstiger großer Geister leicht hintansetzen. —

* * *

Das Leben Herders hatten wir bis zum Jahre 1776 begleitet, da er nach Weimar kam. Wie sehr Schulen, Seminare, wie sehr die Bildung der Prediger und Lehrer ihm hier am Herzen lagen, wie er mit Rath und That eingriff, haben wir gesehen. In solcher Thätigkeit beharrte er standhaft und hoffnungsvoll, schien es auch oft: er arbeite vergeblich. Er beharrte bis an sein Ende, das am 18ten December 1803 erfolgte. Sein Leben brachte er auf 59 Jahre und 4 Monate.

14. Friedrich August Wolf.

geboren 1759, gest. 1824.

Der Preußische Minister von Zedlitz war ein enthusiastischer Verehrer der pädagogischen Ansichten und Unternehmungen Basedows. Daher kam es, daß er Trapp, der Lehrer am dessauischen Philanthropin war, nach Halle berief und für ihn eine eigene Professur der Pädagogik stiftete. Zugleich ward dem neuen

1) Ib. 254.
2) Ib. 146. Gehalten 1793.
3) Ib. 200. Gehalten 1797.
4) Der Sophron ist überdieß gesondert herausgegeben

Professor die Direction eines pädagogischen Instituts übertragen, in welchem nicht bloß Knaben erzogen, sondern auch Lehrer gebildet werden sollten.[1] —

Trapp gehörte ganz der basedowschen Richtung an, wie sein „Versuch einer Pädagogik" beweist. Ein selbstgefälliges, flaches und beschränktes Raisonnieren über Religion, Philosophie, Gelehrsamkeit, ein Erheben des Gemeinen und gemeines Verachten des Edeln tritt uns in diesem Buche überall entgegen. Nur ein Beispiel.[2] „Die Erlernung fremder Sprachen, sagt er, ist eins der größten unter den Uebeln, die die Schulen, besonders in Deutschland, drücken, und das Wachsthum der Menschen an Vollkommenheit und Glückseligkeit hindern." — „[3]Es fragt sich: wie viel Sprachen und was für welche der Erzieher lernen müsse? Wollte Gott, er brauchte keine als seine Muttersprache zu lernen! Aber wenn auch die Erziehung auf den besten Fuß gesetzt werden könnte: so würden doch Latein und Französisch nicht aus Deutschland zu verbannen sein."

Im Jahre 1783 legte Trapp seine Stelle nieder, um in Hamburg eine Erziehungsanstalt zu übernehmen; der Amtsnachfolger dieses Mannes, dieses rohen Widersachers classischer Studien war der größte Philolog seiner Zeit, Friedrich August Wolf.

Wolf ist im Jahre 1759 zu Hainrode geboren, einem unweit Nordhausen gelegenen Dorfe. Hier war sein Vater Schulmeister und Organist. Dieser suchte ihm, da er noch nicht gehörig sprechen und laufen konnte, latein und deutsch beizubringen. Nach zurückgelegtem zweiten Jahre, lange zuvor ehe er lesen und schreiben lernte, wußte er schon eine Menge lateinischer Wörter;[4] von der Mutter überkam er eine gute Aussprache und Liebe zur Musik.

Im Jahre 1765 wurde der Vater nach Nordhausen versetzt. Der erst sechsjährige Knabe trat in die dritte Klasse des dortigen Gymnasii ein, im eilften Lebensjahre ward er in die erste versetzt. Rector war Fabricius, ihm folgte Hake, ein sehr tüchtiger Mann, der auf Wolf großen Einfluß hatte, aber leider schon nach neunmonatlicher Amtsführung (1771) starb. Unter Hakes Nachfolger, dem Rector Alberti sank das Gymnasium. Der fünfzehnjährige Wolf wies in einer Lection dieses Mannes Unwissenheit nach, und beim öffentlichen Examen verrieth er, daß derselbe den Schülern die schwersten Fragen nebst den Antworten in die Feder dictiert habe, um so vor den Leuten scheinen zu können.[5] Von da an besuchte Wolf das Gymnasium wenig, studierte dagegen für sich mit übertriebenem Eifer die Alten, wobei ihn zwei Prediger und ein Arzt in Nordhausen, besonders aber der Collaborator Leopold in Ilefeld reichlich mit Büchern

1) Körte Leben Wolfs 1, 141. 145.

2) Versuch, 420.

3) Ib. 474.

4) . . . qui me adhuc pedibus linguaque titubantem vernaculam simulque latinam linguam docere coepit. Wolf in seiner Selbstbiographie bei Körte, Leben 2, 249.

5) Ebend. 29—31.

unterſtützten. Dann lernte er unter Anleitung des Muſikdirectors Frankenſtein engliſch, franzöſiſch, italiäniſch und ſpaniſch — ſo gut als es eben der Lehrer ſelbſt verſtand.[1]

Im 16ten Jahre brachte ihn der Vater zu dem bedeutenden nordhäuſer Organiſten Schroeter. Wiewohl er mit großem Eifer Klavier- und Orgelſpiel getrieben, ſo hatte er dennoch keine Neigung, ſich ganz der Muſik zu widmen. Dazu kam, daß Schroeter ihn mit mathematiſchen Demonſtrationen marterte. „Dieſe habe ich nie geliebt, ſchreibt Wolf, denn ich ſahe, daß, je ein beſſerer Mathematiker jemand war, um ſo unfähiger (ſtumpfer) zeigte er ſich zu den beſten andern Künſten.“[2]

Im Jahre 1777 bezog er die Univerſität Göttingen, wo er ſich, gegen allen Gebrauch, als Studiosus Philologiae immatriculieren ließ. Da ihm Heyne bemerkte: es gebe auf deutſchen Univerſitäten höchſtens vier bis ſechs gute philologiſche Profeſſuren, entgegnete Wolf: nun um eine von dieſen gedenke ich mich zu bewerben.[3] — Die Vorleſungen beſuchte er nicht eben fleißig, ſondern fuhr mit Hülfe der Bibliothek fort, aufs Eifrigſte für ſich zu ſtudieren. Er trat auch nicht in Heynes philologiſches Seminar — dagegen las er ſelbſt vor 16 Zuhörern über Xenophon und Demoſthenes.

Auf Heynes Empfehlung ward der zwanzigjährige Wolf im Jahre 1779 Collaborator am Pädagogium in Ilefeld, zwei Jahre ſpäter (1781) aber einſtimmig zum Rector in Oſterode erwählt, nachdem er daſelbſt über eine Ode des Horaz und zwei Kapitel des Thucydides eine glänzende Probelection gehalten.[4] —

Im Jahre 1776 hatte Friedrich II. durch eine Cabinetsordre an den Miniſter Zedlitz dem Studium der Griechen und Römer einen Impuls gegeben, was Veranlaſſung zu neuen Ausgaben der Klaſſiker wurde. Auch Wolf ward hierdurch veranlaßt, im Jahre 1782 Platos Sympoſion herauszugeben; der Beifall, den ſein Buch fand, war der Grund, daß ihn der Miniſter Zedlitz, wie wir ſahen, an Trapps Stelle nach Halle berief. — Hier traf er im Jahre 1783 ein.

In Wolfs Beſtallung heißt es:[5] er ſolle „die Professionem Philosophiae und in specie der Pädagogik ſeinen Pflichten gemäß verwalten .... jährlich ein gemeinnütziges auf die Erziehungskunſt Bezug nehmendes Publicum unentgeltlich

1) Ebend. 17.

2) Ib. 2, 256. Tum ille mathematicis rationibus — quas numquam amavi, vidi enim, quo quis melior mathematicus esset, eo ineptiorem (hebetiorem) ad optimas alias artes — me enecabat.

3) Körte 42.

4) In Oſterode heiratete er. Es wurden ihm ein Sohn und drei Töchter geboren. Der Sohn ſtarb früh, die Ehe ward im Jahre 1802 getrennt.

5) Körte 2, 211.

leſen, in Anſehung der pädagogiſchen Anweiſung im Seminario dieſelbe ſo viel als möglich praktiſch einrichten, und zu dieſem Behuf öfters ſelbſt in Gegenwart der Seminariſten in dem neuen Penſions-Inſtitut unterrichten, in Anſehung dieſes Inſtituts ſelbſt aber darüber die Aufſicht führen." —

Trapp hat wahrſcheinlich vom Miniſter ungefähr dieſelbe Inſtruction erhalten, aber ſo durchaus verſchieden der flache Trapp von dem genialen grundgelehrten Wolf war, ebenſo verſchieden war des letzteren inſtructionsgemäße eminente Wirkſamkeit von der aberwitzigen des erſteren. —

Nicht daß es Wolf gleich nach Antritt ſeiner halliſchen Profeſſur nach Wunſch gegangen wäre; im Gegentheil. Es herrſchte damals unter den dortigen Studierenden eine gemeine Denkungsart, ſo daß ſie einzig für das künftige Brodfach dreſſirt zu werden begehrten. Das geſetzliche akademiſche Triennium reducierten ſie gewöhnlich auf ein Biennium, daher blieb ihnen auch nur Zeit zu den allernothwendigſten Fachcollegien.[1] Wolf fand deshalb gar keine Theilnahme für ſeine philologiſchen Vorleſungen; ganz entmuthigt wollte er ſchon Logik und Metaphyſik leſen, als ihn Briefe von Bieſter und Zedlitz aufrichteten. Letzterer ſchrieb:[2] Wolf möge „helfen den Einen Vorwurf, der noch immer Halle träfe, abwälzen: daß man dort keine Philologen bildete." Dann fährt der Miniſter fort: „Das Publikum wird mir, das weiß ich, bald die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu geſtehen, daß ich auch hierin das Meinige gethan, indem ich in dieſem Fache einen Mann von Kenntniſſen, Gelehrſamkeit, Geſchmack und Eifer hinrief und ſo viel ich konnte belohnte. Dieſes Geſtändnis des Publikums zu meiner Ehre, werden Sie ihm, deſſen bin ich gewiß, abzwingen."

Allmählich erwachte wirklich unter den Studierenden die Liebe zu den humaniſtiſchen Studien. Vorzüglich trug dazu das, durch Wolfs Bemühungen im Jahre 1787 geſtiftete philologiſche Seminar bei. Bisher wurden nämlich die Schulmänner aus den Theologen genommen, Wolf beabſichtigte dagegen einen ſelbſtändigen vom Predigerſtand geſchiedenen Schulſtand zu bilden und zugleich der, von den Philanthropen ausgehenden Mißachtung der claſſiſchen Studien entgegenzutreten, „dem immer mehr ſinkenden Geſchmack an gründlicher, claſſiſcher Gelehrſamkeit aufzuhelfen."[3] Die Seminariſten ſollten nicht bloß theoretiſche Bildung, ſondern auch Gelegenheit zur praktiſchen, zum Lehren bekommen; das Inſtitut war in ſeiner ganzen Organiſation dem göttinger Seminar ähnlich.

1) Körte 1, 122. Wolf charakteriſiert wiederholt dergleichen Studierende. So ſagt er z. B. in einem Programm (Verm. Schr. 56): ſolche ſeien glücklich, wenn ſie einen Lehrer fänden, der ihnen alles vorkaue (minima mansa apponentem); denkfaul wollten ſie ſich einzig für die Praxis abrichten laſſen. An einer andern Stelle ſagt er ihnen: Persuasum habetote, neminem umquam vitae utiliter didicisse videri posse, nisi primum scholae probe didicerit. (Wolfs verm. Schr. 125. Vgl. ebend. 153.)

2) Ib. 124.

3) Wolfs eigene Worte. Körte, Leben 1, 217.

Merkwürdig ist Wolfs Anrede[1] an die ersten Seminaristen bei Eröffnung seines Seminars. Er habe, sagt er, immer ohne alle Nebenabsichten für das Beste der Studierenden gearbeitet. „Hätte ich, fährt er fort, so viele der gewöhnlichen Nebenabsichten gehabt, so würde ich meine Vorträge immer mehr für die Ohren als für den Verstand eingerichtet haben. Ich bin mir vielmehr bewußt, daß es mir niemals um Menge der Zuhörer zu thun gewesen ist, sondern bloß um Ausbreitung gründlicher Kenntnisse, also nur um wenige gut vorbereitete und lehrbegierige Zuhörer. Desto mehr Vergnügen macht es mir, die Liebe zur classischen Gelehrsamkeit auf unserer Universität wirklich wachsen zu sehen. Vor vier Jahren würde ich in großer Verlegenheit gewesen sein, zwölf Mitglieder zu einem solchen Institut zu finden, während ich jetzt die wahre Freude gehabt habe, aus einer größern Anzahl von Bewerbern so viele fleißige Mitglieder auswählen zu können."

Wolf konnte getrost sagen: er sei frei von „gewöhnlichen Nebenabsichten." Ein Mann, der sein Osteroder Rectorat aufgab, das ihm 700 Thaler eintrug, zugleich einen Ruf nach Gera zurückwies, wo ihm 1000 Thaler geboten wurden, dagegen die hallische Professur mit 300 Thaler Gehalt annahm, den mußte wahrlich nicht Geldgier, sondern ein edleres Motiv beherrschen.[2] Und ebensowenig bestimmte ihn Eitelkeit. Er suchte als Lehrer „den redlichen Gewinn" und war „kein schellenlauter Thor," der seine Vorträge mehr „für die Ohren als für den Verstand eingerichtet hätte." Es war in ihm ein solches Uebermaß von Tüchtigkeit und genialer Solidität, daß er zu dergleichen Flunkern unfähig war; ein steinreicher Mann verfällt nicht auf Falschmünzerei.

Mit jedem Jahre wuchs ihm der Beifall und die Menge der Zuhörer. Auch der Verfasser gegenwärtiger Charakteristik hatte das Glück, diesen beigezählt zu werden. Als er im Jahre 1798 zum ersten male einer Vorlesung Wolfs beiwohnte, war das Auditorium gedrängt voll, und ebenso war es in den Jahren 1803 und 1804 in allen Collegien, die er bei ihm hörte.

Hatte Wolf beim Anfang seines hallischen Amtes über die gemeine Philistergesinnung der Studierenden bittere Klage geführt, über eine Gesinnung, welche nur auf Dressur zum Broderwerb aus war, so konnte ihn nun ein Blick auf sein zahlreiches Auditorium, welches nur dem kleinsten Theile nach aus Philologen bestand, überzeugen, daß er im Kampfe gegen jene Gemeinheit gesiegt und ein edles Streben nach ächter allgemeiner Bildung unter den Studierenden erwacht war. — Wie sehr er es verstand anregend auf diese zu wirken, das können dem, welcher nicht das Glück hatte, sein Schüler zu sein, viele akademische Programme bezeugen, die er in seinen vermischten Schriften gesammelt hat. In[3]

1) Ib. 216.

2) Von 1200 Thalern, welche jährlich für das Seminar bestimmt waren, erhielt Wolf, als Director desselben, nur 100.

3) Verm. Schriften. 38. Vgl. 126.

dem ersten derselben legt er Senecas Ausspruch: nusquam est qui ubique est, zu Grunde und warnt gegen alles oberflächliche Vielerleitreiben, ohne es in irgend Einem auch nur bis zur Mittelmäßigkeit zu bringen. Im zweiten spricht er vom Gegensatz der griechischen Lehrweise in Gesprächsform und der jetzigen Kathedervorträge. Damit den Studierenden einigermaßen die Vortheile der alten Lehrweise zu Theil würden, seien jetzt Examinatoria und Disputatoria angekündigt. Fürchtet euch nicht vor diesen Namen,[1] fügt er hinzu, diese Uebungen werden euch vortreffliche Dienste leisten, nicht bloß zur Ausbildung der Fertigkeit im Sprechen, sondern auch im Urtheilen. — In einem dritten Programm[2] charakterisiert Wolf vortrefflich einen guten Lehrer. Vor Allem müsse er Wahres lehren und dieß wohl begründen. Aber ein Zweites müsse hinzukommen. „Ihr besinnt euch vielleicht, Commilitonen, fährt er fort, was dieß Zweite sei. Ich denke nicht so gering von eurer Urtheilsfähigkeit, um zu glauben: es könne einer unter euch denken, dieß Zweite seien süße Worte, Action und lebhafte Gesticulation. Solche Buhlerkünste gehören fürs Theater, nicht für den Lehrsaal; für Reden, um die Leidenschaften der Menge zu erregen, nicht für einen gelehrten Vortrag, bestimmt, Jünger der Weisheit zu bilden. Obgleich auch bei diesem ruhigen Vortrage eine gewisse Action statt hat, aber eine gemäßigtere, gleichförmige . . . . . Jenes zweite Erfordernis ist also nicht sowohl ein äußeres Mittel, die Rede zu heben, sondern etwas, das eng mit der Lehre selbst verbunden ist. Ich meine die jedem Lehrgegenstande angemessene Lehrweise, welche sich vorzüglich in der Ordnung zeigt, da man alles gut unterscheidet, jedes am rechten Orte vorbringt, und mit passender, reiner, klarer, angenehmer, und wo es hingehört, auch witziger Sprache, in einer solchen, welche der Gesellschaftssprache gebildeter Menschen entspricht."[3] — Dann müsse jeder Vortrag der Fassungskraft der Zuhörer angemessen sein; weil aber unter diesen starke und schwache, so solle sich der Lehrer eine mittlere Klasse denken, nach deren Fähigkeit er sich richte. — Nachdem Wolf so die Eigenschaften des Lehrers besprochen, wendet er sich zu dem, was von den Hörern gefordert werde. „Von euch, Commilitonen, sagt er, wird gegenseitig verlangt, daß ihr zu den neuen Vorlesungen (geistige) Ohren mitbringt, welche auf Schulen eine gute Vorbildung erhalten und der Auffassung jenes mittleren Lehrtones, eines solchen jedoch, wie er sich für die Universität ziemt, gewachsen sind." — In einem vierten Programm vertheidigt Wolf den Kathedervortrag, der eine Kunst und nach Maßgabe der Objecte und der Zuhörer sehr verschieden sein müsse. Je gelehrter der Professor sei, je Vortrefflicheres

1) Ib. 40. Ne itaque, Cives, reformidetis nomina examinatoriarum et disputatoriarum lectionum. Dieß erinnert an Gegenwärtiges.

2) Ib. 48.

3) Familiarem sermonem oportet esse lectionum, varium illum quidem pro varietate rerum et multiformem, neque tamen ulla parte similem libri — sagt Wolf in einem andern Programm. Ib. 192.

er lehre, um so mehr würden gebildete Zuhörer mehr darauf achten, was er sage als wie er es sage. Die gelehrtesten Männer seien aus der Schule solcher Lehrer hervorgegangen, welche aus ihrem Hefte dictiert, während andere, trotz ihres schönen (!) Vortrags, bei gescheidten und gelehrten Leuten nicht viel gegolten hätten.[1]

Gern führte ich mehr aus diesen Programmen an, doch wird das Mitgetheilte die freie, klare, lebendig anregende Weise, wie Wolf zu den Studierenden sprach, charakterisieren. Einige jener akademischen Schriften behandeln fehlerhafte Lesarten, an welchen die Ausleger sich erfolglos abgemüht. Wolf zählt gewöhnlich zuerst die früheren Erklärungen auf, zeigt, daß dieselben gezwungen und verfehlt seien, zuletzt löst er auf bewundernswürdig einfache Art den Knoten.[2] Wer diese philologischen Programme liest kann sich einen Begriff machen, wie sehr Wolfs mündliche Interpretation der Klassiker seine Zuhörer fesseln mußte. —

Hatte er nun in dem ersten Decennium seines hallischen Lehramts durch Schriften und Lehren in engern und weitern Kreisen gewirkt und Anerkennung gefunden, so erhielt er dennoch erst im Jahre 1795 eine europäische Berühmtheit. In diesem Jahre erschienen nämlich seine Prolegomena zum Homer, ein kleines Werk, welches aber eine Aufregung hervorrief, wie wohl kein philologisches Buch je hervorgerufen hat, und über dessen Resultat die größten Geister unter sich, ja mit sich selbst uneins wurden. Dieß Resultat war bekanntlich: es seien Ilias und Odyssee nicht von demselben Verfasser, ja jedes dieser Gedichte bestehe aus Rhapsodieen verschiedener Rhapsoden, welche Rhapsodieen durch Diaskeuasten zur Zeit der Pisistratiden und durch spätere Kritiker zusammengestellt seien.

Daß Wolf seine Untersuchung mit dem größten Scharfsinn und eminenter Gelehrsamkeit geführt und vortrefflich dargelegt habe, darüber waren alle Sachkundige einig, dagegen theilten sie sich in Bezug auf Anerkennung der Resultate. Wilhelm von Humboldt, G. Hermann, beide Schlegel und andere bedeutende Männer stimmten Wolf bei. Ruhnken schrieb ihm: [3]„ich habe die Prolegomenen mehr als einmal gelesen, gefesselt durch den Reichthum deiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit wie durch die Feinheit deiner historischen Kritik. In Bezug auf die Beweisführung gegen das Alter der Schreibkunst ergeht mirs, wie jenem, der Platos Phaedon las: so lange ich das Buch lese, stimme ich dir bei, lege

1) Ib. 205.

2) Als Beispiel diene S. 93 sqq., da er eine Stelle der Apologie des Sokrates einzig dadurch befriedigend erklärt, daß er für τούτου liest: τοῖτ' οὐ. Ebenso die treffliche einfache Verbesserung einer falschen Lesart im Meno. S. 112. sqq.

3) Körte Leben 304.

ichs weg, so ist auch die ganze Beistimmung weg." — Ebenso urtheilte Bossonade deutsche Lettern.[1]

Voß war gegen Wolfs Resultat, ebenso aufs stärkste Schiller. „Die Wolfsche Kritik, sagte dagegegen Wieland, muß uns armen Spätlingen in der epischen Dichtkunst schon darum sehr schmeicheln, weil doch nun der alte Sänger auf einmal seinen Heiligenschein verliert und wird wie unser Einer."

Eine naive Aufrichtigkeit, welche das Wort des Johannes umkehrt und spricht: ich muß wachsen, er aber muß abnehmen.

Göthes frühere Aeußerungen scheinen mit Wielands ganz übereinzustimmen, und doch gehen sie aus einem edlen Sinn hervor. Ich ziele auf die bekannten Verse:

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön.[2]

Späterhin aber schrieb Göthe, zur früheren Ansicht zurückgekehrt: er sei mehr als jemals von der Einheit und Untheilbarkeit der Ilias überzeugt."

„Mag unser Abfall niemand kränken,
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden."

Eine solche geistige Aufregung der größten Geister ward durch die Prolegomenen bewirkt. Sie hatten überhaupt höchst wichtige Momente in Frage gestellt.

Einmal so begann mit ihrem Erscheinen ein demokratischer Kampf gegen die Aristokratie der Geisterwelt; Homeriden oder Homer ward die Frage, welche sich späterhin oft bei den herrlichsten Werken der Vorzeit wiederholte.

Herders Stimmen der Völker, seine Ansichten über Poesie, hatten, wie Göthe sagt, ein Zeugnis gegeben, „daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer." —[3]

Und Wolf sagt:[4] „in jedem singenden Zeitalter ist fast Ein Säculum wie ein Mann. Alles ist Ein Geist und Eine Seele. Nur Verschiedenheit der Gegenden macht Differenzen."

1) Ib. „Novi quidem viri primarii Prolegomena, in quibus multa lectio elucet ac ingenii vis acerrima, summaque scribendi facultas et copia, sed tamen, quum mirari soleam, non rapit assensum, et subinde, inter legendum, libro e manibus deposito, verba Chremyli susurro:

οὐ γὰρ πείσεις, οὐδ' ἢν πείσῃς."

2) Ib. 278 Auf gleiche Weise äußert sich Göthe in einem Brief an Wolf. Er könne, sagt er, nun mit mehr Muth seine Achilleis ankündigen, da ihn nicht mehr „der hohe Begriff. von Einheit und Untheilbarkeit der homerischen Schriften abschrecke."

3) Göthe. Aus meinem Leben. 21, 239.

4) Körte 1, 307.

Wer sollte sich nicht freuen, daß die Dichtkunst nicht Prärogative weniger Begabter sei, während die andern ganz leer ausgiengen, daß sie eine „Völkergabe" sei. Aber über die Menge der Volksdichter ragen jene Fürsten der Poesie: Sophokles, Dante, Shakespear, Cervantes, Göthe — wie hohe Palmen und Zedern über niederes Gesträuch. — Nicht auch Homer? Oder sind Homeriden Fürsten der Volkspoesie? —

Ein zweites, wodurch die Prolegomenen Epoche machten, war die Kühnheit, mit welcher Wolf die gläubige Annahme von Jahrtausenden, daß ein einzelner Mensch, Homer, Ilias und Odyssee gedichtet, daß er diese Annahme einen Irrthum nannte, trotz Plato und Aristoteles. Er gab hiermit das Signal zu einer Kritik, welche keine Autorität mehr anerkannte, vielmehr eine Freude daran hatte, Alles kühn vor ihren Richterstuhl zu ziehen, auch das Heiligste. Besonders übte Wolf den größten Einfluß auf die biblische Exegese. [1] „Heiliger oder Profan-Schriftsteller, schreibt er, ist mir einerlei. Nebenbetrachtungen machen mich nicht schüchtern, so wie ich nicht geneigt bin, Schüchternheit zu affectieren. Die Demonstration, die nicht lange ausbleiben wird, daß der Pentateuch eine Composition von ungleichartigen Theilen mehrerer Saecula und erst aus dem Zeitalter kurz nach Salomo ist — eine solche Ausführung würde ich ohne Scheu einleiten."[2]

Doch rühmte sich Wolf, „von der Glaubsucht ebenso frei geblieben zu sein als von der Zweifelsucht,"[3] und bestritt den Irrwahn, als ob die höhere Kritik nur zerstörend wirke. —

In Wolfs Hörsaal stand eine einzige Büste, es war die Lessings; unter seinen Collegen schloß er sich vorzüglich an Semler an; wir sehen, was ihn zu diesen Männern hinzog; unmittelbar und mittelbar förderte er ja was jene angebahnt. —

Natürlich hatte Wolfs Auftreten gegen Autoritäten, die bis dahin als unantastbar galten, auch sehr großen Einfluß auf seine Zuhörer. Wenn das reifere Alter sich gern der Vergangenheit anschließt, und ein ungewohntes Neues scheut, was dem Alten scharf widerspricht, so gelüstets dagegen die Jüngern, alle Pietät und Autorität abzuschütteln und sich über die Vorfahren zu überheben. Doch eins dämpfte den etwaigen Uebermuth wolfscher Schüler. Es waren ja nicht aus

1) Körte 1, 309. Vgl. Ebend. 1, 28, wo Körte erzählt: Wolf sei schon als Schüler auf „den wunderlichen Gedanken" gekommen: er habe durch die unwissenden Lehrer alles falsch und verkehrt gelernt. „Ja er fieng an, heißt es, selbst seinem Vater zu mißtrauen . . . Kurz, er hielt es nicht für unmöglich, daß ihnen, den Schülern, da wo es historische Wahrheit galt, eitel selbst ersonnene Mährchen aufgebunden wären." — Sein schwacher Rector, dessen Ignoranz und Unwahrheit er aufdeckte, veranlaßte ihn zu diesen Zweifeln; ein merkwürdiges Vorspiel der Skepsis und Kritik seiner spätern Jahre. —

2) Ebend. 2, 223 wird erzählt, daß der alte Wieland sich auch deswegen über die Prolegomenen gefreut, weil nun die Reihe an die Bibel „an diesen Abgott komme."

3) Hahnhart 22.

der Luft gegriffene seltsame Einfälle, welche der Lehrer ohne allen Beweis hinstellte; das hätte freilich junge Gemüther verführen können, auch Einfälle zu haben, vielmehr waren es Früchte großer umfassender Arbeit eines genialen Mannes. — Darum imponirte Wolf einerseits den Schülern, demüthigte sie und dennoch stärkte er sie zu ausdauernder Thätigkeit, entschlossenem Forschen nach Wahrheit und entschiedenem Verachten des Scheinenwollens.

Welche ausgezeichneten Schüler aus Wolfs Schule hervorgiengen, ist bekannt. Die tüchtigsten haben es wiederholt ausgesprochen, wie viel sie ihm verdankten. So Boeckh.[1] Dieser widmete Wolf seine erste Druckschrift und dankte ihm hier mit vollem Herzen. Durch ihn, sagte er, sei ihm ein neues wissenschaftliches Leben aufgegangen, rathend und ermahnend habe er ihm wie ein zweiter Vater beigestanden. Dieselbe herzliche Dankbarkeit hatte Bekker gegen Wolf,[2] unter früheren Schülern Heindorf, und dieselbe Gesinnung hegten nicht bloß ausgezeichnete Philologen, welche aus seiner Schule hervorgiengen, sondern alle, welche ihn mit lebendiger Theilnahme gehört und die er durch wohlwollenden Rath, durch Mittheilung von Büchern und sonst gefördert hatte. —

Aber seine Wirksamkeit war keineswegs auf die Universität beschränkt, sie erstreckte sich auch auf die Gymnasien. War er doch selbst zuerst Lehrer an zwei gelehrten Schulen. Als Rector in Osterode scheint er, in der kurzen zweijährigen Amtsführung unglaubliches zur Erneuung der dortigen Anstalt geleistet zu haben. Weit umfassender und wichtiger war es aber, daß er in seinem Seminar eine große Zahl trefflicher Gymnasial-Lehrer bildete. Für diese hielt er die schon erwähnten ihm besonders übertragenen Vorlesungen über Pädagogik, welche späterhin gedruckt erschienen. Zuerst publizierte sie ein würdiger Schüler Wolfs, Herr Director Föhlisch in Wertheim,[3] später gab sie Körte heraus und fügte ihnen viele andere von Wolf hinterlassene Gutachten, Briefe und Fragmente pädagogischen Inhalts bei.[4] — Bevor ich einiges aus diesen Büchern mittheile, muß ich bemerken, daß sich manche Urtheile Wolfs finden, welche einander widersprechen, aber der Widerspruch verschwindet, sobald man näher hinsieht. Besonders muß man öfters ins Auge fassen, ob Wolf das Ideal charakterisiert, das er z. B. von einem Philologen hat, oder ob er, mit einer Art verzweifelnder Resignation, von dem spricht, was sich unter den gegebenen leidigen Umständen leisten lasse und was wirklich geleistet wird. Das Ideal tritt, wie natürlich, mehr in früheren, die Resignation in den spätern Schriften hervor. Ich gebe ein Beispiel.[5] „So

1) Körte 1, 232.

2) Ebend. 224 sqq.

3) „Consilia scholastica“ 1830, ein Schulprogramm.

4) „F. A. Wolf über Erziehung, Schule, Universität (Consilia scholastica). Aus Wolfs litterar. Nachlasse zusammengestellt, von W. Körte. Quedlinburg und Leipzig in der Basseschen Buchhandlung 1835.“

5) Körte consilia. 110.

gern ich, schreibt Wolf in einem Briefe, die Hoffnung faßte, daß das Studium der alten Sprachen mit dem Griechischen könnte begonnen werden, und mir eben hierin eine hohe Förderung der deutschen National-Cultur träumte, so bin ich doch in Absicht öffentlicher Schulen längst von diesem schönem Gedanken oder Traume zurückgekommen. Unsere ganze moderne Volksbildung widerstrebt demselben." Noch auffallender ist es, wenn er in einem pädagogischen Gutachten vom Jahre 1811 sagt: „[1]Von dem Griechischen und noch mehr von dem Hebräischen können (auf Gymnasien) alle die ausgeschlossen werden, bei welchen sich keine vorzügliche Lust zu Sprachkenntnissen erwecken läßt.[2] . . . . Die Erlernung des Griechischen könnte immer als eine Belohnung für vorzüglichen Fleiß in den übrigen Lectionen, namentlich den lateinischen, mehr bewilligt als aufgedrungen oder mühsam empfohlen werden."

Ein zweites Beispiel scheinbarer Widersprüche Wolfs sind seine Urtheile über Lateinsprechen und schreiben, welche späterhin angeführt werden sollen, wenn vom Unterricht im Latein die Rede ist.

Jenes pädagogische Gutachten von 1811 ist die ausführliche Bearbeitung eines früheren, welches Wolf im Jahre 1803 der philosophischen Facultät in Halle übergab. Es behandelt die „Gränzbestimmung zwischen Schulen, Universitäten und praktischen Bildungsanstalten."[3] Was die letzteren betrifft, so bemerkt Wolf: die Bildung des Geschäftsmannes müsse durch die Geschäfte geschehen, aber, fügt er hinzu, auf alle Weise muß verhindert werden,[4] „daß jemand ohne gründliche Kenntnis der Wissenschaften, auf deren Anwendung jede Art von praktischen Geschäften geht, zu den letzteren hinzukomme, weil sonst eine bloß ungelehrte, und wenn gleich in einzelnen Fällen nutzbare, doch im Ganzen unsichere Routine herauskömmt."

„Erst auf Universitäten, heißt es weiter, muß der Unterricht wissenschaftlich sein; auf den Schulen muß er vorbereitend, im Allgemeinen bildend und elementarisch sein." [5]„Man hat jedoch in neueren Zeiten, zu nicht geringem Schaden der Jugend, auch wissenschaftlichen Unterricht auf Schulen eingeführt. . . . Der auf Schulen immer mehr überhand nehmenden Oberflächlichkeit und Vielwisserei muß mit aller Kraft entgegengearbeitet werden. In den Schulen sind besondere Stunden für griechische und römische Litteratur, Theorie der schönen Wissenschaften und dergleichen mehr, durchaus überflüssig und nachtheilig. . . . Indes wäre es überall für den Jüngling besser nichts von solchen Sachen zu wissen, als sich mit einigen wenigen Vorbegriffen im Besitz solcher Wissenschaften zu dünken und selbst Verständige durch ein vier-

1) Ib. 103.
2) Nur die künftigen Theologen nimmt Wolf aus.
3) Das hallische Gutachten bei Körte. W.'s Leben 1, 240.
4) K. consilia 95.
5) Körte Leben, 1, 240.

telstündiges Mitsprechen zu täuschen. — Alles, was mehr das Gedächtnis und die Imagination beschäftigt, gehört der Schule; der Universität dagegen, was mehr den höheren Seelenkräften anheimfällt. Der Schüler soll nur Kenntnisse und befestigte Fertigkeiten auf die Universität mitbringen. Da der Uebergang zu dem eigentlich wissenschaftlichen Unterrichte auf der Universität nicht durch einen Sprung geschehen kann, so muß die Schule sich in der obersten Klasse allmählich der Universität nähern, ohne deshalb darum jedoch dieselbe in Sachen oder Form zu anticipieren."

Welch' eine klare Einsicht in den Zustand und in das Verhältnis von Schulen und Universitäten, wie in den naturgemäßen Bildungsgang der Jugend leuchtet nicht aus diesem Gutachten hervor, wie weise sind Wolfs Rathschläge, wie geeignet, Uebel zu heilen, welche, seit er dieß schrieb, entsetzlich gewachsen sind. Sind es doch nicht bloß die Schüler, welche auf Gymnasien das Universitätsleben vorweg nehmen und die Studenten spielen wollen; nein, auch so viele Lehrer möchten lieber den Schülern geistreiche Kathedervorträge zum Theil über Lehrgegenstände halten, die gar nicht in dem Bereich der Schule liegen, als daß sie ihnen, eben so demüthig als verständig, die nothwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten, wie sie den Fähigkeiten der Schüler entsprechen, auf angemessene Weise beibrächten. Hierin liegt der Grund einer gewissen abgelebten Unempfänglichkeit vieler Studierenden. Unzeitiges Naschen verdirbt den Magen und den Hunger, der sich bei Gesunden zur rechten Tischzeit einstellt. —

Sehr richtig würdigte Wolf aller Art Schulpläne, auch seine eigenen, in Bezug auf die Ausführbarkeit und Ausführung. An einen Rector (?), dem er Vorschläge gethan, schreibt er: „Mögen Sie mit Ihren jüngern Unterlehrern alle diese Vorschläge, die keine Vorschriften sind, in dem Geiste auffassen, worin ich sie schreibe, und davon so viel benutzen, als jeder kann und will. Denn auf diese beiden Hülfsverba kommt ja in jedem Geschäftskreise alles an, und so auch in der Schule. Ohne sie hilft alles Klagen nichts, und es ist der unwürdigste Papierverderb, der von oben her mit den papiernen Aufmunterungen und Anordnungen getrieben wird."[1]

Und Wolf urtheilt nicht etwa bloß über sein Fach und was dahin einschlägt treffend, sondern auch über so vieles, von dem man glauben könnte, es hätte ihm fern gelegen. Doch was lag zuletzt einem so genialen, classisch gebildeten, erfahrenen Manne fern?

Es mögen hier noch einige jener „Consilia" stehen, welche besonders Wolfs klaren Blick und seinen richtigen Tact, den größten pädagogischen Verkehrtheiten gegenüber, bezeugen. [2]„Die Kinder thun nichts gut, als was sie gern thun. Hieraus folgt, daß man alles, was sie lernen sollen, so einrichtet, daß sie es

1) Körte consilia 74.
2) Föhlisch 8.

gern thun. Noch beſſer iſts, es dahin zu bringen, daß ſie alles gern thun, was ſie thun müſſen."

[1]„Gedichte befördern mehr als alles eine gute Bildung und hier ſollte kein Unterſchied in den Ständen gemacht werden. — Bis ins ſiebente und achte Jahr müſſen Gedichte die Hauptſache ſein. Denn auf dieſes Alter macht die Poeſie die trefflichſte Wirkung, die höhere Schönheit der Proſa können ſie nicht empfinden. Es geht dieß wie mit der ganzen Nation. Der Uebergang in die Proſa iſt ſehr ſchwer."

(Sprachenlernen.) [2]„Das Gefühl muß zuerſt leiten, und dem geſchärften Gefühle folgt der Begriff. — Das Gefühl muß endlich in Regel verwandelt werden." — [3]„Unter dem vierzehnten Jahre müſſen die Formen ganz inne ſein. Der Verſtand muß anfangs gar nicht mitarbeiten — das Raiſonnement ſchwächt das Gedächtnis." — „Immer die Beiſpiele neben, ja vor den Grundſätzen und Regeln. Was witzig ſei, ſcharfſinnig ꝛc., muß ein Knabe früher fühlen und nachdem lernen — ſpäter erſt, (kaum auf der Schule) was eigentlich jedes ſolchen Dinges Weſen ſei."[4]

[5]„Von dem wiſſenſchaftlichen Studium unterſcheidet man (in der Pädagogik) das artiſtiſche, oder wie der Lehrer ſelbſt zum Künſtler gebildet wird.

[6]Pädagogiſche Schriften „von ungezogenen Schriftſtellern über Erziehung und von ungelehrten über die Kunſt und beſte Art zu lehren."

[7]„Die Alten raiſonnirten weniger und thaten mehr. Darum waren ſie klüger, und bedurften kaum Schriften über die Handgriffe."

„Nur eine außerordentlich Liebe zu dem Geſchäft, zu der Jugend ſelbſt, und eine, von ächter, innerer Religioſität ausgehende Neigung, für die nächſten Generationen zu arbeiten, kann die unſägliche Mühe, die mit dieſem Stande (dem Lehrſtande) verbunden iſt, erträglich machen. Auf Belohnung darf der Lehrer nicht rechnen, kaum auf Anerkennung."

Aus einer allgemeinen Inſtruction für den gelehrten Schulmann in Deutſchland: „Habe einige Liebe zu allen den Studien, die du treibſt, und zu den Jünglingen, die deiner Bildung anvertraut ſind; doch wo Colliſionen entſtehen, die größere Liebe zu den letzteren." „Sei immer geſund, und verſteh es, wo und wann es nöthig, leidenſchaftlich zu hungern." „Mache auf keine Achtung der Menſchen und auf keine Dankbarkeit Anſpruch, und verachte dafür hinwieder den Beifall aller derer, die dich verkennen."[8]

[9]„Es iſt beſſer, dieſelben Einmal gut gewählten Ausdrücke öfter zu wiederholen und dem Gedächtnis ganz einzudrücken, als andere auf Gerathewohl ergreifen, wodurch oft der rechte Geſichtspunkt verrückt wird. Nur die Fragen, wodurch man das ſchon Erlernte wiederholt, müſſen vielfach umgeändert werden."[10]

1) Ebend. 11. — 2) Ebend. 18. 20. — 3) Ebend. 52. — 4) Körte consilia, 134. — 5) Ebend. 18. — 6) Ebend. 27. — 7) Ebend. 29. — 8) Ebend. 85. — 9) Ebend. 133. — 10) Man vergleiche Luthers Vorrede zum kleinen Katechismus.

„Jeden Fähigen hat die Natur für eine Hauptwissenschaft bestimmt, in welche er unvermerkt die andern Wissenschaften mit hineinzieht; da aber ein Examen nach der Schnur auf jedes Fach zu sehen hat, so quält sich mancher Lernende, bloß um des Examens willen mit Dingen, die bei ihm doch nicht haften, und verdirbt dadurch viel Zeit, die er auf seine Weise besser anwenden könnte. Er wird in die Mechanik hineingezwängt. . . . Man will doch in keiner Sache geradezu schlecht bestehen, und gibt sich nun gerade mit dem Undankbarsten die meiste Mühe."[1]

Wiederholt spricht Wolf gegen das Unwesen, welches beim Examiniren wie beim Ausstellen von Censuren und Testimonien aller Art herrschte. „Censuren, sagt er, sind gewöhnlich ein hin- und herfunkelndes Wischiwaschi von Modewörtern, wahre Stylexercitien der Lehrer, wo sich die armen Menschen quälen, das Nämliche in Jahr und Tag hundertmal verschieden auszudrücken."[2] Wolf erklärt, daß er selbst nicht den Forderungen gewachsen sei, welche man den Abiturienten stelle, um die Note „unbedingt tüchtig" zu erhalten; er getraue sich nicht, ein völliges Dutzend solcher unbedingt Tüchtiger in Berlin aufzufinden![3] Und trotz dieser Forderungen an die Schüler klagt er: „mit jeden 5 Jahren seien junge Leute mit wenigern Fertigkeiten zur Universität gekommen, wenn gleich an mancherlei ungeordneten Kenntnissen reicher, oft eine splendida miseria."[4]

Ein andres mal eifert er gegen ungemessenes Loben und Tadeln beim Maturitätsexamen. „Die Reifen werden faul, sagt er, wenn sie ihre Vorzüge so bezeugt sehen, die Unreifen erhalten ein abschreckend Brandmark. — Manchem hat sein: Immaturus mehr Mühe gekostet, als einem andern seine Maturität, in den Jahren müssen aber die Natur-Anlagen keine Belohnungen erhalten; dieß gibt den jungen Leuten falsche Ideen vom menschlichen Werthe."[5] —

* * *

Nur ungern breche ich hier ab, indem ich den Leser an die „Consilia scholastica" selbst verweise.

Es bleibt mir noch übrig, einiges von den letzten Lebensjahren Wolfs zu sagen.

Leider bieten sie wenig Erfreuliches. Die unglückliche Schlacht von Jena ward der verhängnisvolle Wendepunkt seines Lebens. Am 17ten October 1806 rückten die Franzosen in Halle ein. Napoleon gegen die Universität erbittert, löste dieselbe auf. Göthe schrieb an Wolf einen Trostbrief und rieth ihm, mündliches Lehren durch schriftliches zu ersetzen, Bücher zu schreiben.

Im folgenden Jahre 1807 gieng er nach Berlin und kehrte, auch nach er-

1) Körte consilia 306. — 2) Ebend. 198. — 3) Ebend. 196. — 4) Ebend. 179. — 5) Ebend. 173.

folgter Wiederherſtellung der Univerſität Halle, nicht dahin zurück. Damit endet die Zeit ſeiner ausgezeichneten akademiſchen Wirkſamkeit. In Berlin kamen ihm ſehr Viele aufs Wohlwollendſte entgegen. Beſonders bot ſein vieljähriger Freund Wilhelm von Humboldt als einflußreicher Miniſter Alles auf, um Wolf in eine Lage zu verſetzen, in welcher er ſeine glänzenden Gaben bethätigen könnte. Aber es war, als wenn ſein Leben auf immer aus dem Gleiſe gekommen wäre. Eine unzufriedene, mißmuthige Stimmung hatte ſich ſeiner bemächtigt; kein Wirkungskreis ſagte ihm zu. Er beleidigte vielfach die bedeutenden Freunde, welche ihn früher ſo hochſchätzten, ja auch ſeine dankbarſten Schüler; daraus entſprangen häßliche Reibungen und litterariſche Fehden. Wenn er auch noch manches Bedeutende publizierte, ſo war es doch meiſt Reſultat früherer glücklicher Thätigkeit;[1] die treffliche Ueberſetzung der Wolken des Ariſtophanes dürfte eine Ausnahme machen.

Die ſtarke Seite der Exiſtenz und Wirkſamkeit Wolfs war wie gelähmt, — ſein großes Lehrtalent. Er fand in Berlin — vielleicht auch durch eigene Schuld — nur wenige Zuhörer; das kränkte ihn tief im Angedenken an die erfreuliche, begeiſternde Thätigkeit der früheren Jahre. Er charakteriſiert ſich ſelbſt als einen, „der niemals Schriftſteller, ſondern nur Lehrer ſein wollte," — „der ſich ſeit langer Zeit an den zarten Reiz gewöhnt hat, welcher in der augenblicklichen Entwickelung unſerer Gedanken vor geſpannten Zuhörern liegt und in deren von dem Lehrer leiſe empfundenen lebendigen Gegenwirkung, wodurch in ſeiner Seele auf Stunden und Tage eine geiſtvolle Stimmung geweckt wird, die der Sitz vor den leeren Wänden und dem gefühlloſen Papier ſo leicht niederſchlägt."[2] —

Von Berlin aus — es bringt die Stadt es ſo mit ſich — machte Wolf mehrere Erholungsreiſen. Im Jahre 1816 beſuchte er noch einmal die Orte ſeiner Jugend: Hainrode, Nordhauſen, Göttingen. — An ſeinem 65ſten Geburtstage, 1823, ſchrieb er den Anfang einer Selbſtbiographie.[3] Sie beginnt mit den Worten: „Hier, höchſtes Weſen, das die Welt regiert und auch des unbedeutendſten Einzelnen Schickſale leitet, wende ich mich an Dich mit gerührtem Danke für ſo viele unverkennbare Beweiſe Deiner Gnade, wodurch mein Leben beglückt, verſchönert und geſegnet worden iſt. O wie unwürdig fühle ich mich Deiner Güte." — Weiter ſagt er: „Zwar fühle ich meinen Geiſt noch lebhaft genug, der Körper aber will nicht mehr Schritt halten. — Ich bin ſo lebensmüde". . . . .

1) Dahin gehört ſeine „Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft" im erſten Bande des „Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft", welches er 1807 und 1808 mit Buttmann herausgab. Dieſe Darſtellung gieng aus ſeinen oft wiederholten früheren Vorleſungen über „Encyklopädie und Methodologie der Studien des Alterthums" hervor.

2) Aus einem Briefe Wolfs an W. v. Humboldt, im erſten Bande ſeiner Analekten S. VI. Dieſer Brief iſt für Leben, Lage und Stimmung Wolfs in Berlin charakteriſtiſch.

3) Körte Leben. 2, 147.

Am 14ten April 1824 trat er, ſchon krank, ſeine letzte Reiſe an.[1] Ueber Straßburg und Lyon gieng er in den heißen Tagen des Juni und Juli, ohne ſich Ruhe zu gönnen, nach Marſeille, wo er höchſt ermüdet am 16ten Juli ankam und am 18ten Auguſt die ewige Ruhe fand.[2] —

15. Peſtalozzi.

1. Peſtalozzis Jugendjahre. 1746—1767.

Johann Heinrich Peſtalozzi wurde den 12. Januar 1746 in Zürch geboren. Sein Vater war ausübender Arzt; ſeine Mutter aus Wädenſchwyl am zürcher See gebürtig, eine geborene Hotze, war Geſchwiſterkind mit dem öſterreichiſchen General Hotze, welcher 1799 bei Schännis fiel.[3]

Der Vater ſtarb frühe, als Peſtalozzi erſt 6 Jahre alt war, daher fehlte ihm von da an in ſeinen Umgebungen alles, deſſen die männliche Kraftbildung in dieſem Alter ſo dringend bedarf. Ich wuchs, erzählt er, an der Hand der beſten Mutter in dieſer Rückſicht als ein Weiber- und Mutterkind auf, wie nicht bald eins in allen Rückſichten ein größeres ſein konnte. Ich kam Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor; kurz alle weſentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungsart und männlicher Uebungen, mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bei der Eigenheit und bei den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte."[4]

Dieſe Eigenheit war, nach Peſtalozzis eigener Angabe, daß es ihm beim reizbarſten Gefühl und der lebhafteſten Imagination an verſtändiger Aufmerkſamkeit, an Nachdenken, Umſicht und Vorſicht fehlte.

Seine Mutter opferte ſich ganz der Erziehung ihrer drei Kinder auf, hierbei von einem treuen Dienſtmädchen vom Lande, Namens Babeli unterſtützt. Auf dem Todbett ließ Peſtalozzis Vater dieſe zu ſich kommen. „Babeli, ſagte er, um Gottes und aller Erbarmen willen, verlaſſe meine Frau nicht; wenn ich todt bin, ſo iſt ſie verloren, und meine Kinder kommen in harte fremde Hände." „Ich verlaſſe ihre Frau nicht, wenn Sie ſterben, antwortete Babeli. Ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn ſie mich nöthig hat." Ihr Wort beruhigte den ſterbenden Vater; ſie hielt ihr Verſprechen und blieb bis an ihren Tod bei der Mutter. Ihre große Treue, ſagt Peſtalozzi, ſei „Folge ihres hohen, einfachen

1) Ebend. 160.

2) Ebend. 166.

3) Peſtalozzi hatte einen Bruder und eine an den Kaufmann Groß in Leipzig verheiratete Schweſter.

4) Schwanengeſang 235.

und frommen Glaubens" geweſen. Da die Mutter in ſehr beſchränkter Lage war, ſo ſparte Babeli, wo ſie konnte; ſie hielt ſelbſt die Kinder, wenn ſie auf die Gaſſe wollten oder an irgend einen Ort, wo ſie nichts zu thun hatten, mit den Worten zurück: „Warum wollt ihr doch unnützer Weiſe Kleider und Schuhe verderben? Seht, wie eure Mutter, um euch zu erziehen, ſo viel entbehrt, wie ſie Wochen und Monate lang an keinen Ort hingeht und jeden Kreuzer ſpart, den ſie für eure Erziehung nothwendig braucht."[1] Doch griff ſich die Mutter bei ſogenannten Ehrenausgaben an, ließ es auch nicht an ſchönen Sonntagskleidern für die Kinder fehlen. Sie durften aber dieſelben nur wenig tragen und mußten ſie, ſobald ſie heimkamen, wieder ablegen. —

Ich ſah die Welt, ſagt Peſtalozzi, nur in der Beſchränkung der Wohnſtube meiner Mutter und in der eben ſo großen Beſchränkung meines Schulſtubenlebens; das wirkliche Menſchenleben war mir beinahe ſo fremd, als wenn ich nicht in der Welt lebte, in der ich wohnte."[2] —

Wie verſchieden war doch Rouſſeaus Jugendzeit von der Peſtalozzis! Jenem ſtarb die Mutter, als er geboren wurde; ſein wunderlicher Vater ſcheint ihn wenig geliebt zu haben. Peſtalozzi verliert dagegen früh den Vater, es bleibt ihm aber eine liebevolle Mutter und das treue, fromme, ſchlichte Babeli. Wie wirken dieſe erſten Jugendeindrücke auf das ganze Leben der beiden Männer! Liebe bleibt der Grundton Peſtalozzis bis ins Greiſenalter: ſeine übertriebene Verehrung der Mütter, ſein Preiſen der Wohnſtuben fließt aus der Pietät des Mutterkindes. Rouſſeau weiß von Mutter- und Vaterliebe wenig oder nichts, nichts von Heiligkeit der Wohnſtube, die eigenen Kinder gibt er ins Findelhaus; ſein Emil erfährt von warmer und erwarmender Vater- und Mutterliebe nichts, er gibt ihm als kaltes Surrogat einen kalten Hofmeiſter. —

Peſtalozzis Großvater von mütterlicher Seite war Pfarrer zu Höngg, einem Dorfe, das von Zürch eine Stunde entfernt iſt. Zu dieſem kam er vom neunten Jahre an alljährlich mehrere Monate. Der Alte war ein gewiſſenhafter Seelſorger und übte eben dadurch einen großen Einfluß auf die Dorfſchule aus; ſeine Frömmigkeit machte auf den Enkel einen tiefen bleibenden Eindruck.

Von ſeiner frühern Schulzeit erzählt Peſtalozzi Folgendes: [3]„In allen Knabenſpielen, ſagt er, war ich der ungewandteſte und unbehülflichſte unter allen meinen Mitſchülern, und wollte dabei doch immer auf eine gewiſſe Weiſe mehr ſein als die andern. Das veranlaßte, daß einige von ihnen gar oft ihr Geſpötte mit mir trieben. Einer hängte mir den Uebernamen ‚Hairi Wunderli von Thorliken' an.[4] Die meiſten liebten aber doch meine Gutmüthigkeit und

1) Ebend. 237.
2) Ebend. 241.
3) Ebend. 148.
4) Heinrich Wunderlich von Thorlingen.

meine Dienſtgefälligkeit; aber kannten allgemein meine Einſeitigkeit und Ungewandtheit, ſo wie meine Sorgloſigkeit und Gedankenloſigkeit in allem, was mich nicht ſehr intereſſierte."

„Obgleich einer der beſten Schüler begieng ich denn doch mit einer unbegreiflichen Gedankenloſigkeit Fehler, deren ſich auch keiner der ſchlechteren von ihnen ſchuldig machte. Indem ich das Weſen der Unterrichtsfächer meiſtens lebendig und richtig ergriff, war ich für die Formen, in denen es erſchien, vielſeitig gleichgültig und gedankenlos. Mitten indem ich in einigen Theilen eines beſtimmten Unterrichtsfachs hinter meinen Mitſchülern weit zurückſtand, übertraf ich ſie in einigen andern Theilen derſelben in einem ſeltenen Grad. Das iſt ſo wahr, daß ich einſt, da einer meiner Profeſſoren, der ſehr wohl griechiſch verſtand, aber durchaus kein rhetoriſches Talent hatte, einige Reden des Demoſthenes überſetzte und drucken ließ, die Kühnheit hatte, mit den beſchränkten Schulanfängen, die ich beſaß, eine dieſer Reden auch zu überſetzen und im Examen als Probeſtück meiner dießfälligen Fortſchritte niederzulegen. Ein Theil dieſer Ueberſetzung wurde im Lindauer Journal einem Aufſatze, Agis betitelt, beigedruckt. — So wie ich in einzelnen Theilen meiner Unterrichtsfächer ohne alles Verhältnis weniger als in andern Vorſchritte machte, ſo war mir überhaupt, ich darf nicht einmal ſagen, das eigentliche Verſtehen, ſondern vielmehr das gefühlvolle Ergriffenwerden von den Erkenntnisgegenſtänden, die ich erlernen ſollte, immer weit wichtiger, als das praktiſche Einüben der Mittel ihrer Ausübung. Dabei aber war mein Wille, einige Erkenntnisgegenſtände, die mein Herz und meine Einbildungskraft ergriffen, ausüben zu wollen, ob ich gleich die Mittel, ſie praktiſch ausüben zu können, vernachläſſigte, dennoch in mir ſelbſt enthuſiaſtiſch belebt, und unglücklicherweiſe war der Geiſt des öffentlichen Unterrichts in meiner Vaterſtadt in dieſem Zeitpunkt in einem hohen Grade geeignet, dieſen träumeriſchen Sinn, ſich für die Ausübung von Dingen, die man ſich gar nicht genugſam eingeübt, lebendig zu intereſſiren und dafür fähig zu glauben, bei der Jugend meiner Vaterſtadt allgemein ſehr belebt." [1]

Wie iſt doch Peſtalozzis Jugendzeit ein Vorbild ſeines ganzen ſpätern Lebens! [2]

Unter ſeinen Lehrern übten drei Einfluß auf den Jüngling Peſtalozzi: Bodmer, Breitinger und Steinbrüchel. Bodmer war von 1725 bis 1775 Profeſſor der Geſchichte; er iſt durch ſeine literariſchen Streitigkeiten mit Gottſched und Leſſing, durch die Herausgabe der Minneſänger und durch ſein Epos: die Noachide, bekannt. Breitinger, Profeſſor der hebräiſchen und griechiſchen Sprache von 1731—1776, war Herausgeber der Septuaginta. Steinbrüchel wird als ein witziger, gelehrter, aber zur ungläubigen Aufklärung ſehr geneigter Mann

1) Schwanengeſang. 248. 249.

2) Henning im Schulrath, 2te Lieferung, 164, bemerkt, daß Peſtalozzi im 18ten Jahre in das zürcher Collegium humanitatis getreten ſei.

geschildert. — „Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Losungswort unserer öffentlichen Bildung, sagt Pestalozzi. Aber das Mittel, zu allem diesem zu gelangen, das uns vorzüglich angepriesen wurde, die geistige Auszeichnung, war ohne genugsame und solide Ausbildung der praktischen Kräfte, die zu allem diesem wesentlich hinführen, gelassen. Man lehrte uns, träumerisch in wörtlicher Erkenntniß der Wahrheit Selbständigkeit suchen, ohne uns das Bedürfnis lebendig fühlen zu machen, was zur Sicherstellung sowohl unserer innern als unserer äußern, häuslichen und bürgerlichen Selbständigkeit wesentlich nothwendig gewesen wäre. Der Geist des Unterrichts, den wir genossen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellung dahin, die äußern Mittel des Reichthums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt gering zu schätzen und beinahe zu verachten."[1] „Das gieng so weit, daß wir uns in Knabenschuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntnisse vom großen griechischen und römischen Bürgerleben uns solid für das kleine Bürgerleben in einem der schweizerischen Kantone vorzüglich gut vorbereiten zu können."

Die Erscheinung Rousseaus, erzählt Pestalozzi weiter, sei ein vorzügliches Belebungsmittel der Verirrungen gewesen, zu denen der edle Aufflug treuer, vaterländischer Gesinnungen die vorzüglichere schweizerische Jugend geführt. Man sei in Einseitigkeit, Unbesonnenheit und Verwirrung gerathen, wozu Voltaires „verführerische Untreue am reinen Heiligthum des religiösen Sinnes und seiner Einfalt und Unschuld" mitgewirkt. Aus Allem sei eine „für den wirklichen Segen der altväterisch reichsstädtisch geformten Vaterstadt ganz unpassende neue Geistesrichtung erzeugt worden, die weder das alte Gute zu erhalten, noch irgend etwas solid Besseres zu erschaffen, geeignet und geschickt war."

In jener Zeit stiftete Pestalozzis Zeitgenosse, Lavater, einen Freundesbund, dem sich jener als 15jähriger Jüngling anschloß. Die Jünglinge, Lavater an der Spitze, verklagten den ungerechten Landvogt Grebel öffentlich, verunglimpften den Zunftmeister Brunner, befehdeten schlechte Pfarrer. —

„Sowie Rousseaus Emil erschien, sagt Pestalozzi,[2] war mein im höchsten Grade unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grade unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emils ansprach und forderte. Die Hauserziehung, so wie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neubelebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische

1) Schwanengesang. 250 251.
2) Ebend. 253. 254.

Streben nach einem größern, ſegensreichen Wirkungskreiſe für das Volk in mir. Knabenideen, was in dieſer Rückſicht in meiner Vaterſtadt zu thun nothwendig und möglich ſei, brachten mich dahin, den Stand eines Geiſtlichen, zu dem ich früher hinlenkte und beſtimmt war, zu verlaſſen, und den Gedanken in mir entkeimen zu machen, es könnte möglich ſein, durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder ſpäter Gelegenheit und Mittel zu verſchaffen, auf den bürgerlichen Zuſtand meiner Vaterſtadt und ſogar meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluß zu erhalten."[1]

Im Kanton Zürch war damals ein großer Zwieſpalt, beſonders zwiſchen Stadt und Land. Peſtalozzi hatte ſchon als Knabe, bei ſeinem Großvater, dem Dorfpfarrer, das Landvolk lieb gewonnen, und mochte früh die Klage der Landgeiſtlichen, omne malum ex urbe, vernommen haben. Ein grimmiger Haß gegen die, das Landvolk drückende Ariſtokratie entzündete ſich in ſeinem jugendlichen Herzen und erloſch auch bis ins Greiſenalter nicht ganz. Dieſes Zornesfeuer brannte in ihm neben dem Feuer der Liebe zum Volk; Göthes Wort;

Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb und Haß gewaltſam ſich bewegen

charakteriſirt nicht bloß den jungen Peſtalozzi, ſondern auch den Greis, es charakteriſirt und motivirt die meiſten ſeiner Schriften.

Henning erzählt: Peſtalozzi habe ihm einmal geſagt: „die Vaterlandsliebe und die Rechte der unterdrückten Partei hätten ſeine Bruſt (im Jünglingsalter) ſo mächtig bewegt, daß er auf alle Mittel zu ihrer Befreiung gedacht, und leicht hätte zum Mörder an denen werden können, die ihm als Deſpoten erſchienen ſeien."

Ein Freund, Bluntſchli, ſtand ihm damals zur Seite, aber eine Bruſtkrankheit brachte dieſen aufs Sterbebett. Da ließ er Peſtalozzi zu ſich kommen und ſagte zu ihm: „ich ſterbe, und du für dich ſelbſt gelaſſen, darfſt dich in keine Laufbahn werfen, die dir bei deiner Gutmüthigkeit und bei deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige ſtille Laufbahn und laſſe dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menſchen- und Sachkenntnis mit zuverläſſiger Treue beiſteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, deſſen Fehlſchlagen dir auf irgend eine Weiſe gefährlich werden könnte."[2] Eine Weißagung, deren Erfüllung durch das ganze Leben Peſtalozzis geht.

Bald nach ſeines Freundes Tode ward Peſtalozzi ſelbſt gefährlich krank,

1) Henning erzählt: Peſtalozzi ſei bei ſeiner erſten Predigt mehrmals ſtecken geblieben und habe das Vater unſer nicht richtig gebetet. Dieß ſei mit ein Grund, warum er die Theologie aufgegeben.

2) Schwanengeſang 254. Peſtalozzi führt dieſe ihm unvergeßlichen Worte ſchon in einer 1818 gehaltenen Rede an. P.'s Schriften 9, 254.

wahrſcheinlich in Folge der überſpannten Anſtrengung, mit welcher er juriſtiſche und hiſtoriſche Studien betrieben hatte. Die Aerzte riethen ihm, eine Zeit lang dem wiſſenſchaftlichen Treiben zu entſagen und ſich auf dem Lande zu erholen. Dieſen Rath, welcher durch Rouſſeaus antiwiſſenſchaftliche Diatriben verſtärkt ward, befolgte Peſtalozzi mehr als treulich. Er entſagte dem Bücherſtudium, verbrannte ſeine Manuſcripte, gieng zu ſeinem mütterlichen Verwandten, Dr. Hotze, nach Richterswyl und von da zu dem Landwirt Tſchiffeli nach Kirchberg[1] im Kanton Bern, welcher einen bedeutenden Ruf hatte. Bei ihm wollte er Rath ſuchen, wie er am Beſten ſeine Pläne fürs Landvolk verwirklichen könnte. „Ich gieng, ſagt Peſtalozzi, mit vielen einzelnen großen und richtigen Anſichten und Ausſichten über den Landbau als ein ebenſo großer landwirtſchaftlicher Träumer von ihm weg, wie ich mit vielen einzelnen, großen und richtigen bürgerlichen Kenntniſſen, Anſichten und Ausſichten als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam. Mein Aufenthalt bei ihm führte mich nur dahin, mich durch ſeine dießfälligen kühnen und großen, aber in der Verwirklichung ſchwierigen und zum Theil unausführbaren Pläne in den gigantiſchen Anſichten meiner Beſtrebungen von neuem wieder zu beleben und zugleich in der Gedankenloſigkeit über ihre Ausführungsmittel in eine Verhärtung verfallen zu machen, deren Folgen ſchon in den erſten Jahren meiner ländlichen Laufbahn auf das ökonomiſche Unglück meines Lebens entſcheidend einwirkten.“[2]

Tſchiffelis Krapp-Pflanzungen machten damals großes Aufſehen, und verführten Peſtalozzi zur Nachahmung. Er erfuhr, daß bei dem Dorfe Birr[3] eine große Strecke dürres, kalkiges, nur zur Schafweide benutztes Haideland feil ſei. Da verband er ſich mit einem reichen zürcher Kaufmannshaus und kaufte an 100 Morgen dieſes Landes, den Morgen zu dem Spottpreis von 10 Gulden. Ein Baumeiſter führte ihm auf dem gekauften Lande ein Wohnhaus in italieniſchem Geſchmack auf; Peſtalozzi ſelbſt nennt dieß einen unvorſichtigen zweckwidrigen Hausbau. Der ganzen Beſitzung gab er den Namen Neuhof.

Zu Peſtalozzis Jugendfreunden gehörte Schultheß, der Sohn eines ſehr wohlhabenden Kaufmanns in Zürich, deſſen ſchöne Schweſter Anna Schultheß er lieb gewann. Ein Brief, den Peſtalozzi dem edeln Mädchen ſchrieb, in welchem er ihr ſeine Hoffnungen und Entſchlüſſe, aber auch mit der redlichſten Offenheit und großer Selbſtkenntnis ſeine Fehler darlegt, dieſer Brief läßt uns einen tiefen Blick in ſein Herz, ja in die Zukunft ſeines Lebens thun. Er ſchreibt:[4]

1) Kirchberg, an der Emme, unweit Burgdorf.

2) Schwanengeſang. 255. 256.

3) Birr, zwiſchen Lenzburg und Brugg, unweit dem Stammſchloß Habsburg.

4) Der Brief ward von Niederer nach Peſtalozzi's Tode in Roſſel's Monatsſchrift für Erziehung 12, 162 mitgetheilt; ich entnehme ihn aus Blochmanns „Heinrich Peſtalozzi“ S. 18.

„Meine theure, meine innige Freundin!

Es iſt das ganze zukünftige Leben, es iſt unſer ganzes Glück, es ſind die Pflichten gegen unſer Vaterland und gegen unſre Nachkommen, es iſt die Gefahr der Tugend, Theure, die uns auffordert, der einigen richtigen Führerin in Handlungen, der Wahrheit zu gehorchen. Ich will Ihnen die ernſte Betrachtung, die ich in dieſen feierlichen Tagen über unſer Verhältnis gemacht habe, mit aller Offenherzigkeit ausſprechen; ich bin ſo glücklich, daß ich im voraus weiß, daß meine Freundin mehr wahre Liebe in der ſtillen Wahrheit dieſer, unſer wahres Glück ſo nahe berührenden Ueberlegungen, als in dem Drange der angenehmen, aber oft nicht gar zu weiſen Ergießungen eines fühlenden Herzens, die ich jetzt mit Mühe zurückhalte, finden werde.

Freundin, vor Allem muß ich Ihnen ſagen, ich werde mich in der nächſten Zeit nur wenig Ihnen nähern dürfen, ich bin jetzt ſchon zu oft und zu unvorſichtig zu Ihrem Bruder gekommen, ich ſehe, daß es Pflicht wird, meine Beſuche bei Ihnen einzuſchränken; ich habe nicht die geringſte Fähigkeit, meine Gefühle zu verleugnen. Meine einzige Kunſt in dieſem Falle beſteht darin, die zu fliehen, die ſie beobachten, ich wäre nicht im Stande, nur einen halben Abend mit Ihnen in Geſellſchaft zu ſein, ohne daß ein mittelmäßig ſcharfſichtiger Beobachter mich unruhig erblicken ſollte. Theure, wir kennen uns ſo weit, daß wir uns auf gegenſeitige grade Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit verlaſſen dürfen. Ich ſchlage Ihnen einen Briefwechſel vor, darin wir uns mit der Freiheit mündlicher Geſpräche ohne einige Verſtellung zu kennen geben. Ja ich will mich Ihnen ganz geben, will Sie gerade jetzt mit der größten Offenherzigkeit ſo tief in mein Herz hineinführen, als ich ſelbſt hineindringe, ich will Ihnen meine Abſichten in dem Lichte meiner jetzigen und künftigen Zuſtände ſo heiter zeigen, als ich ſie immer ſelbſt ſehe.

Theuerſte Schultheß, diejenigen von meinen Fehlern, die für die Lagen meines künftigen Lebens mir die wichtigſten ſcheinen, ſind Unvorſichtigkeit, Unbehutſamkeit und Mangel an Geiſtesgegenwart bei einſtmals entſtehenden unerwarteten Veränderungen meiner Zukunft. Ich weiß nicht, wie weit ſie durch meine Bemühungen, mit denen ich ihnen entgegenarbeite, durch ruhiges Urtheil und Erfahrung ſich verringern werden. Jetzt ſind ſie noch in einem ſolchen Grade da, daß ich ſie dem Mädchen, das ich liebe, nicht verhehlen darf; es ſind Fehler, meine Theure, die Ihre ganze Erwägung verdienen. Ich habe noch andre Fehler, die ſich aus meiner, dem Urtheile des Verſtandes ſich oft nicht unterwerfenden, Reizbarkeit und Empfindlichkeit herleiten laſſen; ich ſchweife im Lobe und Tadel, in Zuneigung und Widerwillen ſehr oft aus; ich hänge manchen Gütern ſo ſtark an, daß die Macht, mit der ich mich an ſie gebunden fühle, oft über die Schranken, welche die Vernunft ſetzt, hinausgeht, ich bin bei dem Unglück meines Vaterlandes und meiner Freunde ſelbſt unglücklich. Richten Sie Ihre Aufmerkſamkeit auf dieſe Schwäche; es wird Tage geben, wo die Heiterkeit und

Ruhe meiner Seele unter dieſer Schwäche leiden wird. Wenn ſie mich auch an der Ausübung meiner Pflicht nicht hindern ſoll, ſo werde ich doch kaum jemals groß genug ſein, ſie in ſolchem widrigen Zufall mit der Munterkeit und Ruhe des ſich ſelbſt immer gleichen Weiſen zu erfüllen. Von meiner großen, in der That ſehr fehlerhaften Nachläſſigkeit in allen Etiquetten und überhaupt in allen Sachen, die an ſich keine Wichtigkeit haben, bedarf ich nicht zu ſprechen, man ſieht ſie in meinem erſten Anblick. Auch bin ich Ihnen noch das offene Geſtändnis ſchuldig, meine Theure, daß ich die Pflichten gegen meine geliebte Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland ſtets für untergeordnet halten werde, und daß ich, ungeachtet ich der zärtlichſte Ehemann ſein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Thränen meines Weibes zu ſein, wenn ſie jemals mit denſelben mich von der graden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entſtehen möchte, abhalten wollte. Mein Weib ſoll die Vertraute meines Herzens, die Theilhaberin meiner geheimſten Rathſchläge ſein. Eine große, redliche Einfalt ſoll in meinem Hauſe herrſchen. Und noch Eins. Ohne wichtige, ſehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. Ich werde die Lehren Menalks und meine erſten Entſchlüſſe, mich ganz dem Vaterlande zu widmen, nicht vergeſſen, ich werde nie aus Menſchenfurcht nicht reden, wenn ich ſehe, daß der Vortheil meines Vaterlandes mich reden heißt; mein ganzes Herz gehört meinem Vaterlande, ich werde alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volk zu mildern. Welche Folgen können die Unternehmungen, die mich drängen, nach ſich ziehen, wie wenig bin ich ihnen gewachſen, und wie groß iſt meine Pflicht, Ihnen die Möglichkeit der größten Gefahren, die hieraus für mich entſtehen können, zu zeigen!

Meine liebe, meine theure Freundin, ich habe jetzt offenherzig von meinem Charakter und von meinen Beſtrebungen geredet. Denken Sie Allem nach. Wenn die Züge, die zu ſagen meine Pflicht war, Ihre Hochachtung gegen mich verringern, ſo werden Sie doch meine Aufrichtigkeit ſchätzen, und es nicht unedel finden, daß ich den Mangel Ihrer Kenntnis meines Charakters nicht zur Erreichung meiner innigen Wünſche mißbrauchte. Entſcheiden Sie nun, ob ſie einem Manne mit dieſen Fehlern und in ſolcher Lage Ihr Herz ſchenken und glücklich ſein können.

Meine theure Freundin, ich liebe Sie von Herzen und mit einer Innigkeit, daß mich dieſer Schritt viel gekoſtet hat; ich fürchte Sie, Theure, zu verlieren, wenn Sie mich ſo ſehen, wie ich bin; ich habe oft ſchweigen wollen, endlich habe ich mich überwunden. Mein Gewiſſen rief mir laut, daß ich ein Verführer und nicht ein Liebhaber ſei, wenn ich meiner Geliebten einen Zug meines Herzens oder einen Umſtand, der ſie einſt beunruhigen und unglücklich machen könnte, verſchweigen würde; ich freue mich nun dieſer That. Wenn die Umſtände, darein Pflicht und Vaterland mich rufen werden, meinem Streben und meinen Hoffnungen ein Ziel ſetzen, ſo bin ich doch nicht niederträchtig, nicht

lasterhaft gewesen, ich habe Ihnen nicht in einer Larve zu gefallen gesucht, habe Sie nicht mit chimärischen Hoffnungen eines nicht zu erwartenden Glücks betrogen, ich habe Ihnen keine Gefahr und keinen Kummer der Zukunft verschwiegen, ich habe mir nichts vorzuwerfen."

2. Oekonomische und pädagogische Versuche in Neuhof.

Es war im Jahre 1767, daß Pestalozzi nach Neuhof zog. Zwei Jahre später vermählte er sich am 24. Januar 1769, erst 24 Jahre alt, mit Anna Schultheß.

Nicht lange währte es, so brachen Leiden auf das junge Ehepaar ein. Die Krapp-Pflanzung gedieh nicht, ein Arbeitsgehülfe, welchen Pestalozzi angenommen, machte sich überaus verhaßt. Das zürcher Handelshaus, welches Geld vorgeschossen, schickte zwei Sachverständige, um die Lage des Guts zu untersuchen; beide berichteten so Unvortheilhaftes, besonders über den Hausbau, daß das Handelshaus es vorzog, sein Kapital mit Verlust zurückzuziehen, als es länger Pestalozzi anzuvertrauen. „Der Grund des Fehlschlagens meines Unternehmens, sagt er, lag wesentlich und ausschließlich in mir und in meiner, zu jeder Art von Unternehmung, die praktisch ausgezeichnete Kräfte anspricht, pronunzirten Untüchtigkeit."[1]

Trotz der größten Noth, in welche er gerieth, beschloß er die Landwirthschaft nicht nur fortzuführen, sondern auch mit ihr eine Armenanstalt zu verbinden. „Ich wollte, sagt er, mein Gut zu einem festen Mittelpunkt meiner pädagogischen und landwirthschaftlichen Bestrebungen erheben." Trotz aller Schwierigkeiten „wollte ich träumerisch in allen Rücksichten das Höchste, indessen mir ebenso in allen Rücksichten die Kräfte, Fähigkeiten und Fertigkeiten mangelten, von denen die gute Besorgung der ersten und niedersten Anfangspunkte und Vorbereitungsmittel des Hohen und Großen, das ich suchte, allein auszugehen vermag."[2] „So groß, unaussprechlich groß war bei der Eigenheit meines Sinnes der Contrast dessen, was ich wollte, mit dem, was ich that und mit dem, was ich konnte, der aus dem Mißverhältnis meiner gemüthlichen Belebung und meiner geistigen Kraftlosigkeit und bürgerlichen Ungewandtheit hervorgieng."

Unter geistiger Kraftlosigkeit müssen wir nur Mangel an Schule, an intellectueller Zucht des Geistes verstehen. Denn gerade bei dieser Gelegenheit bewährte sich Pestalozzis schriftstellerische Geisteskraft. Er trat mit einem Plane zur Errichtung der Armenanstalt auf. Seine Ansichten und Grundsätze gefielen, trotz des Mißtrauens gegen seine praktische Tüchtigkeit in ökonomischer Hinsicht so sehr, daß er in Zürch, Bern und Basel Handbietung fand und ihm viele arme Kinder zugeschickt wurden.

1) Schwanengesang 261.
2) Ebend. 262. 263. 264.

So begann im Jahre 1775 die neuhöfer Armenanstalt, bald hatte sie gegen 50 Zöglinge. Im Sommer sollten die Kinder vornehmlich mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und andern Handarbeiten beschäftigt werden. Bei den Handarbeiten unterrichtete sie Pestalozzi gleichzeitig; Redeübungen waren vorwaltend.

Aber nicht lange währte es, so kam die Anstalt herunter, wozu Vieles beitrug. Die Kinder, welche durch Arbeit ihren Unterhalt verdienen sollten, waren, obgleich Bettelkinder, verzärtelt und voller Ansprüche. Ihre Eltern, welche sonntäglich Neuhof bestürmten, bestärkten sie hierin, entführten sie auch, sobald sie neue Kleider erhalten hatten. Keine Behörde schützte Pestalozzi gegen solchen Unfug, durch welchen die Landwirthschaft sehr litt. [1] „Doch diese Schwierigkeiten, sagt Pestalozzi, wären nach und nach mehr oder minder zu überwinden gewesen, wenn ich meinen Versuch nicht in einer, mit meinen Kräften ganz unverhältnismäßigen Ausdehnung zu betreiben gesucht und mit einer beinahe ganz unglaublichen Gedankenlosigkeit gleich im Anfang in eine Unternehmung hätte verwandeln wollen, die absolut solide Fabriks-, Menschen- und Geschäftskenntnisse voraussetzte, die mir in eben dem Grad mangelten, als ich ihrer bei der Richtung, welche ich meiner Unternehmung jetzt ertheilte, dringend bedurfte. Ich, der ich das Voreilen zu den höheren Stufen des Unterrichts vor der soliden Begründung der Anfangspunkte ihrer niedern Stufen so allgemein mißbilligte und als das Grundübel der Zeiterziehung ansah, auch ihm in meinem Erziehungsplan selber mit allen Kräften entgegen wirken zu wollen glaubte, ließ mich durch die Vorspiegelung der größeren Abträglichkeit der höhern Zweige der Industrie, ohne weder sie, noch die Mittel ihres Erlernens und Einführens auch nur von ferne zu kennen, dahin lenken, im Spinnen- und Webenlehren meiner Schulkinder eben die Fehler zu begehen, die ich, wie ich eben gesagt, im Ganzen meiner Erziehungsansichten so sehr verwarf, mißbilligte und für den Hausfegen aller Stände gefährlich achtete. Ich wollte das feinste Gespinnst erzwingen, ehe meine Kinder auch nur im Groben einige Festigkeit und Sicherheit in ihre Hand gebracht, und ebenso Musselintücher verfertigen, ehe meine Weber sich genugsam Festigkeit und Fertigkeit im Weben gemeiner Baumwollentücher erworben. Geübte und gewandte Fabrikanten gehen bei einem solchen verkehrten Benehmen zu Grunde; wie vielmehr mußte ich damit zu Grunde gehen, der ich in der Beurtheilung alles dessen, was es hiezu forderte, so blind war, daß ich bestimmt sagen muß, wer nur einen Faden des Meinigen in seine Hand nahm, war sogleich im Stand, den halben Werth desselben darin für mich verschwinden zu machen. Auch steckte ich, ehe ich mich versah, in unerschwinglichen Schulden, und der größere Theil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau war gleichsam in einem Augenblick in Rauch aufgegangen. Unser Unglück war

1) Ebend. 266—268.

entschieden. Ich war jetzt arm. Die Größe und Schnelligkeit meines Unglücks war nebenbei auch dadurch herbeigeführt, daß ich in diesem Unternehmen, wie in dem ersten leicht, sehr leicht ein ungeprüftes Vertrauen erhielt. Mein Plan fand bald einen Grad von Zutrauen, das er bei ernster Aufmerksamkeit auf mein früheres dießfälliges Benehmen bei der gegenwärtigen Unternehmung gar nicht verdient hatte. Man ahnete, bei allen schon gemachten Erfahrungen meiner dießfälligen Fehler, dennoch den Grad meiner Kraftlosigkeit in allem praktischen Thun noch nicht so groß, als er wirklich war. Ich genoß eine Weile auch jetzo noch ein dem Anschein nach weitführendes Vertrauen. Aber da mein Versuch, wie er mußte, schnell scheiterte, verwandelte sich das, in meinen Umgebungen, in einen ebenso wenig genugsam überlegten Grad des Gegentheils, in eine völlig blinde Wegwerfung auch des letzten Schattens der Achtung meiner Bestrebungen und des Glaubens an meine Tüchtigkeit zur Erzielung irgend eines Theils derselben. Es ist der Weltlauf, und es gieng mir, wie es jedem, der also durch seinen Fehler arm wird, geht. Ein solcher Mensch verliert auch mit seinem Geld gemeiniglich den Glauben und das Zutrauen zu dem, was er wirklich ist und wirklich kann. Der Glaube an die Kräfte, die ich für meine Zwecke wirklich hätte, gieng jetzt mit dem Glauben an diejenigen verloren, die ich mir, in meinem Selbstbetrug irrend, anmaßte, aber wirklich nicht hatte."

So kam es, daß Pestalozzi die Anstalt in Neuhof im Jahre 1780, nachdem sie fünf Jahre bestanden, auflösen mußte. Seine Lage war entsetzlich. Oft fehlte es ihm in seinem allzuschönen Landhause an Geld, Brot, Holz, um sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Seine treue Frau, welche fast ihr ganzes Vermögen für ihn verpfändet hatte, verfiel in eine schwere, langwierige Krankheit. „Meine Freunde, erzählt Pestalozzi,[1] liebten mich nur noch hoffnungslos; im ganzen Umfang meiner Umgebungen ward das Wort allgemein ausgesprochen, ich sei ein verlorner Mensch, es sei mir nicht mehr zu helfen."

3. Die Abendstunde eines Einsiedlers.
1780.

Die Auflösung der Anstalt in Neuhof war ein Glück für Pestalozzi — und für die Welt. Er sollte seine Kraft nicht länger in Bestrebungen aufreiben, denen er nicht gewachsen war. Und doch sollte seine schwere innere und äußere Arbeit nicht vergeblich gewesen sein, sondern segensreiche Früchte tragen. Als die erste dieser Früchte erschien von ihm 1780 eine kurze, aber inhaltschwere Schrift in Iselins Ephemeriden unter dem Titel: Abendstunde eines Einsiedlers. Es ist eine Reihe Aphorismen, welche jedoch aus einem Gusse unter einander in innigster Verbindung sind. Frucht der vergangenen sind sie zugleich Saatkörner der folgenden Lebensjahre Pestalozzis, Programm und Schlüssel sei-

1) Ebend. 269.

nes pädagogiſchen Wirkens. „Iſelins Ephemeriden bezeugen, ſchreibt er 1801, auf dieſe „Abendſtunde“ anſpielend, daß ich jetzt den Traum meiner Wünſche nicht umfaſſender denke, als ich ihn damals ſchon auszuführen ſuchte.“

Es iſt kaum möglich, aus den gedrängten, gedankenvollen Aphorismen einen Auszug zu geben, um ſo mehr, als dieſelben, wie geſagt, ein ſchönes, geiſtreiches Ganze bilden, welches im Auszuge leidet. Doch will ich auf die Gefahr hin, einige Grundgedanken herausheben.

Mit melancholiſchem Ernſte beginnt die Schrift. „Hirten und Lehrer der Völker, kennt ihr den Menſchen, iſts euch Gewiſſensſache ſeine Natur und Beſtimmung zu erkennen? —

Die ganze Menſchheit iſt in ihrem Weſen ſich gleich, ſie hat zu ihrer Befriedigung nur *eine* Bahn. Die natürlichen Gaben aller ſollen zu reiner Menſchenweisheit ausgebildet werden. Dieſe allgemeine Menſchenbildung muß jeder Standesbildung zur Grundlage dienen.

Durch Uebung wachſen die Gaben.

Die Geiſteskraft der Kinder darf nicht in ferne Weiten gedrängt werden, ehe ſie durch nahe Uebung Stärke erlangt hat.

Der Kreis des Wiſſens fängt nahe um einen Menſchen her an, und dehnt ſich von da concentriſch aus.

Den Wortlehren, der Rederei müſſen Realkenntniſſe vorangehen. — Alle Menſchenweisheit beruht auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgſamen Herzens.[1] Wiſſen und Ehrbegierde müſſen dem innern Frieden und ſtillen Genuß untergeordnet werden.

Da die Bildung für die nächſten Verhältniſſe der Bildung für entferntere vorausgeht, ſo muß die Bildung zur Familientugend der Bildung zur Bürgertugend vorausgehen. Aber näher als Vater und Mutter iſt Gott, er „iſt die näheſte Beziehung der Menſchheit.“[2]

Glaube an Gott iſt „vertrauender Kinderſinn der Menſchheit gegen den Vaterſinn der Gottheit.“ Dieſer Glaube iſt nicht Folge und Reſultat gebildeter Weisheit, ſondern reiner Sinn der Einfalt; Kinderſinn und Gehorſam iſt nicht Folge einer vollendeten Erziehung, ſondern frühe und erſte Grundlage der Menſchenbildung. Aus dem Glauben an Gott erwächſt die Hoffnung des ewigen Lebens. „Kinder Gottes ſind unſterblich.“

Der Glaube an Gott heiligt und befeſtigt das Band zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Unterthanen und Fürſten; Unglaube löst alle Bande, vernichtet allen Segen.

Sünde iſt Quelle und Folge des Unglaubens, ſie iſt ein Handeln gegen das innere Zeugnis von Recht und Unrecht, Verluſt des Kinderſinns gegen Gott.

1) Weisheit Salom. 1, 4.

2) Deus interior intimo ſagt Auguſtinus.

Freiheit ruhet auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit auf Liebe, alſo auch Freiheit auf Liebe.

Familiengerechtigkeit, die reinſte, ſegensreichſte, hat Liebe zu ihrer Quelle.

Reiner Kinderſinn iſt die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruhet, und reiner Vaterſinn iſt die Quelle aller Regierungskraft, die, Gerechtigkeit zu thun und Freiheit zu lieben, erhaben genug iſt. Und die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltſegens, die Quelle der Liebe und des Bruderſinns der Menſchheit, dieſe beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes ſind, und daß der Glaube an dieſe Wahrheit der ſichere Grund alles Weltſegens ſei. In dieſem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geiſt aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volksſegen ſucht, denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruhet auf dieſem Grund des Glaubens der Menſchheit an Gott. — Und Gottesvergeſſenheit, Verkennung der Kinderverhältniſſe der Menſchheit gegen die Gottheit iſt die Quelle, die alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit in aller Menſchheit auflöſet. Daher iſt dieſer verlorene Kinderſinn der Menſchheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherſtellung dieſes verlorenen Kinderſinns iſt Erlöſung der verlorenen Gotteskinder auf Erden.

Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menſchheit das allgemein verlorene Gefühl des Kinderſinns gegen Gott wieder hergeſtellt, iſt der Erlöſer der Welt, er iſt der geopferte Prieſter des Herrn, er iſt Mittler zwiſchen Gott und der gottesvergeſſenen Menſchheit. Seine Lehre iſt reine Gerechtigkeit, bildende Volksphiloſophie, ſie iſt Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geſchlecht ſeiner Kinder.“[1]

* * *

Wie viel ließe ſich über dieſe Aphorismen ſagen, jeder iſt ein Text zu einer Abhandlung; ja Peſtalozzis Leben iſt eine factiſche Paraphraſe dieſer Texte. Wir werden die menſchliche Schwachheit beklagen, wenn die Verwirklichung ſeiner großen Ahnungen auch fernerhin kümmerlich ausfällt, ja nur zu oft mit ihnen im grellſten Widerſpruche ſteht. Der Plan eines genialen Baumeiſters behält aber ſeinen Werth, ſollte dem Meiſter ſelbſt auch das Geſchick mangeln, den Bau nach dem Plane auszuführen.

Rouſſeaus Emil erſchien 18 Jahre vor Peſtalozzis Abendſtunde; wie ver-

1) Die „Abendſtunde“ ward im erſten Bande von Peſtalozzis „Wochenſchrift für Menſchenbildung“ wieder abgedruckt. In der cottaſchen Ausgabe von Peſtalozzis Werken fehlt ſie, wie erwähnt. So kommt es, daß dieſelbe vielen, welche ſich ſehr für den großen Mann intereſſiren, dennoch unbekannt iſt. Dieß bewegt mich, ſie im Anhange abdrucken zu laſſen, und ich bitte meine Leſer dringend, das Ganze wiederholt zu leſen und ſich nicht mit meinem dürftigen Auszuge zu begnügen.

hält ſich Rouſſeau zu Peſtalozzi? Im Einzelnen ſtimmen ſie öfters mit einander. Wie Peſtalozzi, will Rouſſeau reale Kenntnis und ausgebildete Tüchtigkeit im Leben, nicht leeren Wortkram ohne ſachliche Einſicht und fertige Thatkraft. Wie Peſtalozzi, ſpottet auch Rouſſeau über das weitläuftige Wiſſen um Fernes, bei Unkenntnis der nächſten Umgebung, er will, wie Peſtalozzi, daß die Jugend zuerſt in dieſer Umgebung zu Hauſe ſei.

So ließe ſich noch manches nachweiſen, worin beide Männer übereinſtimmen, was vorzüglich aus ihrem gemeinſamen Wegwenden von einer fundamentloſen, todten Redefertigkeit ohne alle reale Einſicht, Kraft- und Thatfertigkeit, ſtammt. — Aber näher betrachtet, wie himmelweit ſind beide Männer im Weſentlichſten verſchieden!

Rouſſeau will Gott nicht genannt wiſſen vor den Kindern; er meint, lange phyſiſche und metaphyſiſche Studien befähigen erſt, an Gott zu denken. Für Peſtalozzi iſt Gott das dem Menſchen Näheſte, Innerlichſte, A und O ſeines ganzen Lebens. Rouſſeaus Gott iſt kein väterlicher Gott der Liebe, ſein Emil kein Kind Gottes. Der Mann, welcher ſeine Kinder ins Findelhaus gab, wußte von Vater- und Kinderliebe nichts; noch weniger von Fürſten, die Väter der Völker, und von kindlichem Gehorſam der Unterthanen; ſein Ideal war eine kalte, herzloſe Freiheit, die nimmermehr auf Liebe gegründet, ſondern abwehrend, iſolirend, durchaus egoiſtiſch war.

Während alſo, nach Peſtalozzi, der Glaube an Gott alle Verhältniſſe der Menſchen durchdringt, befeſtigt, ſtimmt, heiligt, die Verhältniſſe zwiſchen Regenten und Unterthanen, zwiſchen Vätern und Kindern, und die Vaterliebe Gottes zu ſeinen Kindern, den Menſchen, ſich überall abſpiegelt, — ſo iſt bei Rouſſeau von ſolchen Liebesbanden nie die Rede. —

Wie verhält ſich aber Peſtalozzis in der „Abendſtunde" aufgeſtellte Anſicht zur chriſtlichen Lehre? Dieſe wichtige Frage werde ich im Verfolge zu beantworten ſuchen.

4. Lienhard und Gertrud.
1781.

Ein Jahr nach Erſcheinung der „Abendſtunde," im Jahre 1781 erſchien der erſte Theil desjenigen peſtalozziſchen Werks, welches ſeinen Ruhm gründete, in weiten Kreiſen heilſam wirkte und in Zukunft fortwirken wird. Dieß Werk iſt „Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk."

Die Entſtehung dieſes höchſt wichtigen Buchs iſt zu merkwürdig, daß ich ſie nicht ſo, wie ſie von Peſtalozzi ſelbſt erzählt wird, mittheilen ſollte.

In der unglücklichſten Zeit, als er die neuhöfer Armenanſtalt aufgeben mußte, blieb ihm ein treuer Freund an Buchhändler Füßli in Zürch. „Dieſer ſagte mir gerade heraus, erzählt Peſtalozzi, meine alten Freunde hielten es beinahe für ausgemacht, ich werde meine Tage im Spital oder im Narrenhauſe

enden.“ Dieſer liebenswürdige Freund nahm innigen herzlichen Antheil an meinem Schickſale, fährt Peſtalozzi fort, und in eben der Stube, in der er mir dieß ſagte, ereignete ſich in gleichem Zeitpunkte ein Umſtand, der plötzlich eine Beſſerung meiner ökonomiſchen Lage, und das Ende der traurigen Verhältniſſe der Meinigen herbeizuführen geeignet ſchien. Füßli war wahrer Freund der alten bürgerlichen Anmaßungsloſigkeit und ſelber des veralteten Ueberreſtes der Einfachheit der Vorzeit in den Formen des öffentlichen Stadtdienſtes, und man war eben im Begriff, die krummen Wächter vor dem Rathhaus und unter den Thoren in eine, den damals entkeimenden, republikaniſch herrſchaftlichen Modeanſichten des Regierungsdienſtes angemeſſene Form umzugeſtalten. Dieſe Neuerung hatte mit dem erwachenden Modegeiſt des Militärprunks ohne Militärkraft engen Zuſammenhang und war von Einfluß habenden Perſonen unterſtützt, die an der Paradeſtellung müßiggängeriſcher bürgerlicher und bäuriſcher Soldaten mehr Freude hatten und ihr Dekorum und ihren Prunk beſſer zu beurtheilen wußten und höher ſchätzten als den Werth des Bürgerfleißes und der Bürgerehre, von denen der häusliche Segen der Vaterſtadt von Alters her ausgieng und ſich in der Vorzeit Jahrhunderte lang allgemein blühend erhielt. Dieſe Maßregel, wie ſie geſchah, mißfiel ſehr vielen altväteriſch denkenden Bürgern und auch mir. Ich machte in einem launigen Augenblick einen, dieſe Neuerung ins Lächerliche ziehenden, kleinen Aufſatz, der eben auf Füßlis Tiſch lag, als dieſer mit ſeinem Bruder, dem Maler, der, ſo viel ich weiß, jetzo noch in hoher Achtung in London lebt, über mein trauriges Schickſal redete und bekümmerte, daß er durchaus kein Mittel kenne, mir, wie ich ſei und wie ich mich benehme, aus meiner Lage zu helfen. Der Maler nahm in eben dieſem Augenblick die „Schnurre“ über die Umſtaltung der krummen, ſtaubigen und ungekämmten Stadtwächter unter unſern Thoren in gerade, gekämmte und geputzte, in die Hand, las ſie mehrere Male durch und ſagte dann zu ſeinem Bruder: „Dieſer Menſch kann ſich helfen, wie er will; er hat Talente, auf eine Art zu ſchreiben, die in dem Zeitpunkt, in dem wir leben, ganz gewiß Intereſſe erregen wird; muntere ihn dazu auf und ſage ihm von meiner Seite, er könne ſich als Schriftſteller ganz gewiß helfen, wenn er nur wolle.“ Mein Freund ließ mich auf der Stelle zu ſich kommen, und jubelte, indem er mir das ſagte und hinzuſetzte: „Ich kann gar nicht begreifen, wie es möglich war, daß mir das nicht von ſelbſt in den Sinn kam.“ Mir war es, wie wenn er mir einen Traum erzählte. Ich hatte mich im Drange meiner Schickſale kulturhalber ſo vernachläſſigt, daß ich bald keine Zeile mehr ſchreiben konnte, ohne Sprachfehler darin zu begehen, und glaubte, was Füßli auch immer ſagte, mich dazu gänzlich unfähig. Doch die Noth, von der man ſonſt ſo oft ſagt, ſie ſei ein böſer Rathgeber, war mir jetzt ein guter. Marmontels Contes moraux lagen eben, als ich heim kam, auf meinem Tiſch; ich nahm ſie ſogleich mit der beſtimmten Frage, ob es vielleicht möglich ſei, daß ich auch ſo etwas machen könne, in die Hand, und nachdem ich ein Paar dieſer Er-

zählungen gelesen, und wieder gelesen, schien es mir doch, das sollte nicht ganz unmöglich sein. Ich versuchte fünf oder sechs dergleichen kleine Erzählungen, von denen ich nicht mehr weiß, als daß mich keine von ihnen ansprach; die letzte war Lienhard und Gertrud, deren Geschichte mir, ich weiß nicht wie, aus der Feder floß und sich selbst entfaltete, ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopf hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Werth, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schlafe den Werth eines Glücks fühlt, von dem er eben träumt. Ich wußte kaum, daß ich wachte; doch fieng ein erneuerter Funke von Hoffnung an, sich in mir zu regen, daß es möglich sein möchte, meine ökonomische Lage auf dieser Bahn zu bessern, und den Meinigen erträglicher zu machen. Ich zeigte meinen Versuch einem Freunde Lavaters, der auch mein Freund war. Dieser fand ihn interessant, aber sagte dennoch: „So wie das Buch sei, könne es nicht gedruckt werden; es sei unerträglich inkorrekt und unliterarisch, und werde durch die Umarbeitung von einem Menschen, der schriftstellerische Uebung habe, sehr gewinnen mit Hinzusetzen, er wolle es, wenn es mir recht sei, einem Freund übergeben, den er hierzu sehr fähig glaube.“ Anmaßungslos, wie ein Kind, antwortete ich ihm: „das sei mir sehr recht,“ und übergab ihm die drei oder vier ersten Bogen des Buchs zu einer solchen Umarbeitung auf der Stelle. Aber wie erstaunte ich, als er mir diese Bogen mit ihrer Umarbeitung wieder zurückgab. Es war eine eigentliche theologische Studentenarbeit, die das reine Naturgemälde des wahren Bauernlebens, wie es von mir in seiner nackten, aber treuen Gestalt einfach und kunstlos dargestellt war, in frömmelnde Kunstformen umwandelte, und die Bauern im Wirthshause eine steife Schulmeistersprache reden machte, die von der Eigenthümlichkeit meines Buchs auch keinen Schatten mehr übrig ließ. Das konnte mir nicht behagen. Der Freund, der diesem jungen Menschen diesen Auftrag gegeben, schämte sich jetzt des Erfolges selber, und ich bedankte mich der weitern Umarbeitung meines Buchs. Ich wollte dasselbe durchaus nicht so verkrüppelt gegen mich selbst, wie es mir in dieser Umarbeitung in die Augen fiel, in die Welt hinausschicken, und entschloß mich, wenige Tage hernach auf Basel zu reisen, um mich mit Herrn Rathschreiber Iselin, den ich als Mitglied der helvetischen Gesellschaft in Schinznach kennen gelernt und über alles hochachtete, über mein Buch und über die Art seiner Herausgabe in allen Rücksichten zu berathen. Ich warf in dieser Angelegenheit mein Augenmerk vorzüglich auch darum auf ihn, weil ich von ihm sicher war, daß er in der Beurtheilung des Tons meines Buchs weniger kleinstädtische Rücksichten nehmen werde, als ich dieses von den meisten meiner übriggebliebenen Freunde voraussah und zu besorgen hatte. Aber sein Urtheil und sein Benehmen übertraf dennoch alle meine Erwartung. Der Eindruck, den es auf ihn machte, war ganz außerordentlich. Er sprach geradezu aus: „Es hat in seiner Art noch keines seinesgleichen, und die Ansichten die darin

herrſchen, ſind dringendes Bedürfnis unſerer Zeit; dem Mangel orthographiſcher Richtigkeit, ſetzte er hinzu, iſt leicht abzuhelfen," und übernahm die Sorge hierfür, ſowie diejenige für die Ausgabe desſelben und für ein anſtändiges Honorar, das mir dafür gebühre, ſogleich ſelber. Doch ſagte er dieſes letztern halber noch zu mir: „es wird wahrſcheinlich nicht bedeutend ſein, weil Sie als Schriftſteller neu ſind und noch keinen Namen haben." Er ſchrieb auch ſogleich an Decker nach Berlin, der mir einen Louisd'or für den Bogen bezahlte, dabei aber verſprach, wenn der Abgang des Buches eine zweite Auflage nothwendig mache, ſo wolle er mir für den Bogen abermal ſo viel zahlen. Ich war unausſprechlich zufrieden. Ein Louisd'or für den Bogen war mir in meinen Umſtänden viel, ſehr viel. Das Buch erſchien und erregte in meinem Vaterlande und in ganz Deutſchland allgemein ein ganz ausgezeichnetes Intereſſe. Bald alle Journale machten ſeine Lobrede, was faſt noch mehr iſt, bald alle Kalender wurden davon voll; was mir aber das unerwartetſte war, die ökonomiſche Geſellſchaft in Bern erkannte mir gleich nach ſeiner Erſcheinung ein Dankſchreiben mit ihrer großen goldenen Medaille zu, die ich aber ſo ſehr ſie mich freute, und ſo gern ich es gethan hätte, in meiner Lage nicht behalten konnte, ſondern nach einigen Wochen um den Geldwerth in ein Kabinet verkaufen mußte." [1]

Peſtalozzi ſelbſt hat ſich wiederholt über den Charakter und Zweck von Lienhard und Gertrud geäußert. In der Vorrede zur erſten Auflage des Werks ſagt er: „Ich habe mich in dem was ich hier erzähle, und was ich auf der Bahn eines thätigen Lebens meiſtens ſelbſt geſehen und gehört habe, ſogar gehütet, nicht einmal meine eigene Meinung hinzuzuſetzen zu dem, was ich ſah und hörte, das das Volk ſelber empfindet, urtheilt, glaubt, redt und verſucht. Und nun wird es ſich zeigen: ſind meine Erfahrungen wahr und gebe ich ſie, wie ich ſie empfangen habe, und wie mein Endzweck iſt, ſo werden ſie bei allen denen, welche die Sachen, die ich erzähle, ſelber täglich vor Augen ſehen, Eingang finden. Sind ſie aber unrichtig, ſind ſie das Werk meiner Einbildungen und der Tand meiner eigenen Meinungen, ſo werden ſie wie andere Sonntagspredigten, am Montag verſchwinden." [2] In der Vorrede zur zweiten Auflage gibt Peſtalozzi als Zweck des Buchs: „Eine von der wahren Lage des Volks und ſeinen natürlichen Verhältniſſen ausgehende beſſere Volksbildung zu bewirken." „Es war, ſagt er, mein erſtes Wort an das Herz der Armen und Verlaſſenen im Land. Es war mein erſtes Wort an das Herz derer, die für den Armen und Verlaſſenen im Land an Gottes Statt ſtehen. Es war mein erſtes Wort

1) Schwanengeſang. 270—275.

2) Sorgfältige Seeſorger ſprachen in Berichten über den Zuſtand ihrer Gemeinden aus: die Erfahrungen, welche ſie gemacht, ſtimmten ganz mit den Schilderungen, welche Peſtalozzi von den Dorfzuſtänden gibt, überein. Mit Recht haben daher bayeriſche Behörden Lienhard und Gertrud den Predigern und Schullehrern empfohlen.

an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab den Ihrigen zu ſein, was kein Menſch auf Erden an ihrer Statt ſein kann."

„Ich ſah das Elend des Volks," ſagt Peſtalozzi an einer andern Stelle,[1] „das Buch, das mein Gefühl von dieſen Lagen meiner Unſchuld auspreßte, Lienhard und Gertrud, war ein Werk meiner innern Unbehülflichkeit und ſtand unter meinen Zeitgenoſſen da, wie ein Stein, der Leben redet, und todt iſt."

„Ich wollte durch mein Leben nichts und will heute (1801) nichts anders, als das Heil des Volkes, das ich liebe und elend fühle, wie es wenige elend fühlen, indem ich ſeine Leiden mit ihm trug, wie ſie wenige mit ihm getragen haben."[2]

Die mitgetheilten Aeußerungen charakteriſieren die Seele von Lienhard und Gertrud. In den ſchweren Leidensjahren auf Neuhof ſchien Peſtalozzi vergeblich gearbeitet und gelitten zu haben. „Meinem Ziele, ſagt er, ſtanden der gänzliche Mangel an ausgebildeten praktiſchen Fertigkeiten und ein raſendes Mißverhältnis zwiſchen dem Umfange meines Willens und den Schranken meiner Kräfte entgegen."

Er hat aber nicht vergeblich gearbeitet, was ihm auf der einen Seite verſagt war, kam ihm auf der andern zu gut. Fehlte ihm alles Geſchick zur Ausführung ſeiner Ideen, ſo beſaß er dagegen im höchſten Grade die Gabe, Menſchen zu beobachten, aufzufaſſen und darzuſtellen. Wenn er der Welt ſeine Ideale nicht in der Wirklichkeit realiſiert zu zeigen vermochte, ſo war es ihm gegeben, die liebevolle Sehnſucht ſeines Herzens den Herzen anderer kraft ſeiner poetiſchen Darſtellungsgabe einzuflößen. Er konnte hoffen, daß auch Menſchen von praktiſcher Tüchtigkeit ſein Buch leſen und durch dasſelbe angeregt werden würden, das zu verwirklichen, was er nur zu ſchildern verſtand. Er hat ſolche Leſer gefunden.[3] —

Lienhard und Gertrud iſt in ſo vielen Händen, daß es faſt überflüſſig iſt, einen Auszug aus dem Werke zu geben. Nur dieß: Die Hauptperſon in demſelben iſt Gertrud, Frau des Lienhard, eines gutmüthigen, ziemlich ſchwachen Mannes, deſſen Halt und Vormund ſie iſt. Die Art, wie ſie ihre Haushaltung führt, ihre Kinder erzieht und unterrichtet, iſt Peſtalozzis Ideal. Solch Haushalten, ſolche Weiſe des Erziehens und Unterrichtens wünſcht er allem Volke. Gertrud wird ſelbſt bei Einrichtung der Dorfſchule zu Rathe gezogen. Ihre Haushaltung iſt die Lichtſeite der geſchilderten Verhältniſſe, ihr gegenüber eine entſetzliche Schattenſeite, eine Baurengemeinde im tiefſten Verderben. Es wird erzählt, was Arner, der ebenſo wohlwollende als einſichtsvolle Herr des Dorfes, thut, um dem Verderben zu ſteuren. —

1) „Wie Gertrud." S. 5.

2) Ebend. 323.

3) Henning erzählt: Lienhard und Gertrud ſei ins Däniſche überſetzt worden; Adlige, unter andern die Gräfin Schimmelmann, hätten auf ihren Dörfern, durch das Buch veranlaßt, Einrichtungen getroffen.

Dem Volke wollte Peſtalozzi beſonders durch einen guten Elementarunterricht die ihm nöthigen Kenntniſſe und Fertigkeiten beibringen. Wenn dieſer Unterricht von den rechten Anfängen aus richtig fortſchritte, wie würde, dachte er, aus ſo unterrichteten Kindern ein ganz anderes Geſchlecht hervorgehen, ein Geſchlecht ſelbſtändig durch Einſicht und Geſchick. Wie würde ein hierdurch erneutes Volk ausgebildete Kraft erhalten, ſeinen Bedrückern, den Ariſtokraten, die Stirn zu bieten, ja die Flachgebildeten zu überbieten!

Vergebens ſah ſich aber Peſtalozzi nach Elementarlehrern um, welche in ſeinem Geiſte, nach ſeiner Weiſe unterrichten könnten und wollten. Auch an Seminarien, wo ſolche Lehrer gebildet werden könnten, fehlte es. Da kam dem, in der Mutterſtube Aufgewachſenen der Gedanke: „Ich will die Bildung des Volks in die Hand der Mütter legen,“ ich will ſie aus der Schulſtube in die Wohnſtube verpflanzen. Gertrud ſollte das Muſter der Mütter ſein. Aber wie ſollen die Mütter in den niedern Ständen zum Unterrichten befähigt werden? Wer ſelbſt nichts weiß, wie kann der lehren? — Wir werden ſehen, wie Peſtalozzis Lehrbücher die Antwort auf dieſe Frage ſein, Wiſſen und Lehrkunſt erſetzen ſollen. Die Mütter haben ſich nur ganz genau an dieſe Bücher zu halten beim Unterrichten ihrer Kinder; thun ſie das, ſo wird die beſchränkteſte Mutter ebenſo gut unterrichten, als die geſcheidteſte; Lehrbücher und Methode ſollen die Geiſter egaliſiren, ſo war Peſtalozzis Meinung, auf welche ich ſpäter zurückkomme. —

Die nächſten Umgebungen Peſtalozzis ſahen höchſt beſchränkter Weiſe in ſeinem ſo theuer erlebten Buche ein Specimen, daß der Verfaſſer zum Romanſchreiben geboren ſei und ſich dadurch künftig ſein Brot erwerben könne.

Andere verſtanden es beſſer, das Buch zu würdigen. Karl von Bonſtetten bat Peſtalozzi, zu ihm auf ſeine Güter in der welſchen Schweiz zu ziehen; der öſterreichiſche Finanzminiſter, Graf Zinzendorf wünſchte ihn in ſeiner Nähe zu haben. Späterhin ward er durch Graf Hohenwart in Florenz dem Großherzog Leopold von Toscana bekannt, welcher ihn anzuſtellen im Begriff war, als er durch den Tod Joſephs II. auf den deutſchen Kaiſerthron gerufen ward, daher es nicht zur Anſtellung kam. — Frägt man: ob er in einer bedeutenden Stellung brauchbar geweſen ſein würde, ſo dürfte ein Wort Lavaters hierauf die Antwort enthalten: „Er ſagte einmal zu meiner Frau,“ erzählt Peſtalozzi, „wenn ich ein Fürſt wäre, ich würde Peſtalozzi in allem, was das Landvolk und die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber nie ihm einen Heller Geld anvertrauen. Ein andermal ſagte er zu mir ſelbſt: Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne einen Schreibfehler von Ihnen ſehe, ſo will ich Sie zu vielem, zu ſehr vielem fähig glauben, was ſie gerne thäten und gerne wären.“ [1]

1) Schwanengeſang 277.

5. Pestalozzis Leben und Schriften in den Jahren 1781—1793.

Seit Erscheinung von Lienhard und Gertrud setzte Pestalozzi noch 17 Jahre sein armes gedrücktes Leben auf Neuhof fort, wo er im Ganzen 30 Jahre zubrachte. Von seinem äußern Leben in jenen 17 Jahren erfahren wir sonst wenig. Merkwürdig ist es, daß er damals in den ungläubigen, forcirt aufklärenden, zerstörenden, aber nicht aufbauenden Illuminatenorden trat, ja zuletzt Haupt des Ordens in der Schweiz ward. Bald aber enttäuscht, trat er aus. Was durch Gesellschaft unternommen wird, sagt er, fällt gewöhnlich in die Hände der Intriguanten."[1] — Er schrieb in dieser Lebensperiode mehrere Bücher.

Im Jahre 1782 gab er „Christoph und Else" heraus. Die Veranlassung zu dieser Schrift erzählt er selbst.[2] Leser von Lienhard und Gertrud hätten aus diesem Buche die Lehre gezogen, alles Volksverderben gehe von den Unterbeamten in den Dörfern aus. „In Christoph und Else, sagt Pestalozzi, wollte ich den Zusammenhang der höheren, aber auch dadurch hochbemäntelten und hochverschleierten Ursachen des Volksverderbens mit den nackten, unbemäntelten und unverschleierten Ursachen derselben, wie diese sich auf den Dörfern in den schlechten Vorgesetzten offenbaren, dem cultivirten Publikum in die Augen fallen machen. Ich ließ zu diesem Endzweck eine Bauernhaushaltung Lienhard und Gertrud mit einander lesen und sich über die Geschichte desselben und die Personen, die darin auftreten, Sachen sagen, von denen ich dachte, daß sie nicht jedem von selbst zu Sinne kommen könnten."

So Pestalozzi im Jahre 1826;[3] anders aber in der Vorrede des Buchs von 1782. „Leser! sagt er, dieses Buch, das du in die Hand nimmst, ist der Versuch eines Lehrbuchs zum Gebrauch der allgemeinen Realschule der Menschheit, ihrer Wohnstube. — Ich wünsche, daß es in den Strohhütten gelesen werde."

Dieser Wunsch gieng nicht in Erfüllung, wie wir aus der Vorrede zur zweiten Ausgabe (von 1824) entnehmen, welche so beginnt: „Dieses Buch ist dem Volk gar nicht in die Hände gekommen. Es ist in meinem Vaterlande, selbst im Kanton meiner Vaterstadt und sogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, so fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt gewesen wäre."

Diese Thatsache beweist wohl, daß Pestalozzi in dem Buche nicht den Volkston getroffen habe.[4] Einzelnes ist trefflich; so die Schilderung der alten

1) Henning im Schulrath. Vierte Lieferung. 178.

2) Schwanengesang. 278.

3) Schwanengesang. 279.

4) Kommen doch Ausdrücke wie: Empirie, Rodomontade, per fas et nefas etc. drin vor, abgesehen von vielen allzu subtilen Demonstrationen und allzu feinem Witz.

und neuen Zeit;[1] der Angriff gegen Bibelverspottung u. a. Besonders merkwürdig ist die Entschiedenheit, mit welcher der feurige Mann gegen alles Revolutioniren, ja selbst gegen den Aufstand der alten Schweizer spricht; es ist, als hörte man Luther.

[2] „Wir danken Gott, sagt er, für die Folgen der Treue und des Muths der Stifter unserer Freiheit. Aber das Einzelne ihrer Handlungsweise, die eine Folge der eigentlichen Verzweiflung ihres unglücklichen Landes war, kann in keinem Fall, welche Segenswirkungen es auch immer gehabt haben mag, als das Beispiel der Rechtlichkeit irgend einer bürgerlichen Handlung angesehen und behandelt werden. Wir dürfen für unbedingt annehmen und die Geschichte zeigt es uns klar, daß unsere Väter alle Mittel erschöpft haben, durch Demuth, Geduld und Rechtlichkeit das Menschenherz der ihre Gewalt mißbrauchenden Vögte zu gewinnen, ehe sie sich zu einem Schritte der Selbsthülfe entschlossen. Aber so, wie wir Gott bitten müssen, daß kein Volk in diese unglückliche Lage versinke, so müssen wir zugleich beifügen, daß das Beispiel der Selbsthülfe unserer Väter durchaus nicht geeignet sei, irgend einen Menschen zu berechtigen, sein Land, unter welchen Umständen es auch sein möchte, den Gefahren auszusetzen, denen jedes Land durch den Versuch einer solchen Selbsthülfe nothwendig ausgesetzt ist, und denen auch unser Land nothwendig hätte unterliegen müssen, wenn Gottes Vorsehung uns nicht davor auf eine wunderbare Art bewahrt hätte. Oder wer hat je die Wage in die Hand genommen, gewogen und den Fall ausgezeichnet, wo Recht und Gerechtigkeit, wo Klugheit und Menschlichkeit und wo des Landes Nutzen und seine Noth erlauben und fordern, daß ein Mensch wider den Tyrannen seines Landes das Schwert in seine Hand nehme und ihn tödte. Ich, für mich, nehme hierüber die Hand vor meinen Mund und schweige. Gott Lob aber ist die Zeit des Faustrechts und der rohen Barbarei, in der man die gesetzlosesten Gewaltthätigkeiten, beides, der Obern gegen die Untern und umgekehrt, als gesetzlich und recht in die Augen fallen machte, vorüber. Gott Lob! die Stimme der Menschlichkeit, Weisheit und Liebe, die sich im göttlichen Wort ausspricht: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide, denn alle, die das Schwert brauchen, werden durch dasselbe umkommen‘ — wird in unserer civilisirten Welt, trotz ihrer bedauerlich steigenden Schwäche und ebenso bedauerlich steigenden Verirrungen, allgemein immer vielseitiger gefühlt. Auch unsre Schwächen und Verirrungen tragen dazu bei, daß dieses göttliche Wort der Liebe in unsrer Mitte immer mehr erkannt uud gefühlt werde. Der Sinn der Gewaltthätigkeit ist im einzelnen Menschen schon schrecklich und fürchterlich; collectiv in den Sinn von Menschenhaufen und Menschenmassen übergegangen, ist er entsetzlich und schauerlich.“

* * *

1) S. 433.

2) *Christoph und Else* 161—163.

In demſelben Jahre 1782 und in dem darauf folgenden gab Peſtalozzi „Ein Schweizerblatt“ heraus, von welchem wöchentlich ein Bogen erſchien. In dieſem theilte er unter Anderm Gedenkſchriften auf verſtorbene Freunde mit. So eine auf den jung hingeſchiedenen Pfarrer Frölich in Birr. „Er weihte ſich, ſagt er von ihm, dem Dienſt der großen Gottesbeſtimmung, aber die ewige Liebe weihte ihn der Freiheit des ewigen Lebens.“

Beſonders rührend iſt es, wie er von dem im Jahre 1782 geſtorbenen trefflichen Iſelin ſpricht. „In meiner Tiefe wäre ich erlegen, ſagt er, hätte mich nicht Iſelin aufgerichtet. Iſelin machte mich fühlen, daß ich doch etwas gethan, auch in der Armenanſtalt.“ [1]

Auch die Abhandlung „über Geſetzgebung und Kindermord“ erſchien im Jahre 1782.

Um das Jahr 1783 dachte Peſtalozzi auf ein Irrenhaus und eine Beſſerungsanſtalt, ſchrieb auch hierüber; die Handſchrift iſt verloren gegangen.

In den achtziger Jahren „in Tagen der annähernden franzöſiſchen Revolution und in den erſten Spuren der Gefahren, die ihr Einfluß auf die Schweiz haben könnte,“ [2] verfaßte er die „Figuren zu meinem Abc-Buch,“ welche aber erſt 1795 herauskamen und 1805 unter dem Titel „Fabeln“ neu aufgelegt wurden. Sie beziehen ſich vorzüglich auf damalige ſchweizeriſche Zuſtände.“ [3]

Im Jahre 1798 erſchienen Peſtalozzis „Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts.“ Er ſelbſt ſagt von dieſem Buche:[4] „Ich ſchrieb drei Jahre lang mit unglaublicher Mühſeligkeit an demſelben, weſentlich in der Abſicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir ſelbſt einig zu werden, und meine Naturgefühle mit meinen Vorſtellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen. Aber auch dieſes Werk iſt mir ſelbſt wieder nur ein Zeugniß meiner innern Unbehülflichkeit, ein bloßes Spiel meines Forſchungsvermögens, einſeitig ohne verhältnismäßige Kraft gegen mich ſelbſt, und leergelaſſen vom genugſamen Streben nach der praktiſchen Kraft, die ich zu meinen Zwecken ſo nothwendig hatte.

Die Unverhältnismäßigkeit meiner Kraft mit meinen Einſichten ſtieg nur deſto mehr. — Die Wirkung meines Buchs um mich her, war wie die Wirkung alles meines Thuns; es verſtand mich bald niemand, und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menſchen, die mir nicht halb zu verſtehen gaben, daß ſie das ganze Buch für einen Galimathias anſahen.“

1) Leider beſitze ich das Schweizerblatt nicht und citire nur aus Hennings und Heuslers Biographieen. — Wir haben geſehen, daß Iſelin ſich auch für das Philanthropin intereſſirte.

2) Peſtalozzis Worte in der Vorrede zu den „Figuren.“

3) Von ſeiner Schweſter in Leipzig veranlaßt, reiſte er im Sommer 1792 nach Deutſchland und lernte Göthe, Herder, Wieland, Klopſtock und Jacobi kennen, beſuchte auch Schullehrerſeminare. Blochmann 31.

4) Wie Gertrud. S. 7.

Andere haben dieſe Nachforſchungen ſehr gelobt.

Ein Biograph Peſtalozzis ſagt: die Abendſtunde eines Einſiedlers ſei in Orakelſprüchen abgefaßt. — Ich könnte mich verſucht fühlen mit Bezug hierauf das auf Peſtalozzi anzuwenden, was Plato im Phädrus von der Prophetin zu Delphi und den Prieſterinnen zu Dodona ſagt: „im Wahnſinn haben ſie vieles Gute in beſondern und öffentlichen Angelegenheiten unſerm Hellas zugewendet, in der Beſonnenheit aber weniges oder gar nichts.“

Die Orakelſprüche der Abendſtunde ſtehen mir hoch über der mühſeligen Beſonnenheit der Nachforſchungen, welche Beſonnenheit, wie mir es ſcheint, durchaus nicht, weder zu voller Klarheit einzelner Begriffe, noch einer Totalanſchauung durchgedrungen iſt. Zuweilen glaubt man Rouſſeau zu hören, dann klingen chriſtliche Töne durch, das höchſte Ideal erſcheint (anticipando) fichtiſch.

Peſtalozzi nimmt hier drei Zuſtände des Menſchen an; einen urſprünglichen inſtinktartigen, unſchuldigen, thieriſchen Naturſtand, aus welchem er in den geſellſchaftlichen übertritt. Dieß erinnert ganz an Rouſſeau. Aus dem geſellſchaftlichen Zuſtande arbeitet ſich der Menſch wiederum heraus und erhebt ſich zum ſittlichen; der geſellſchaftliche Menſch iſt in einer unglückſeligen Mitte zwiſchen thieriſchem Gelüſte und ſittlicher Veredlung.

Der urſprüngliche thieriſche Naturſtand läßt ſich bei keinem einzelnen Menſchen nachweiſen, die Harmloſigkeit desſelben hört mit dem erſten Geſchrei des neugeborenen Kindes auf, und „thieriſches Verderben entſpringt aus allem, was dem guten Zuſtand unſers thieriſchen Daſeins entgegen ſteht.“ Gegen dieß Verderben ſucht der Menſch im geſellſchaftlichen Zuſtande Abhilfe, findet ſie aber nicht, erſt der ſittliche Wille erlöſt ihn, „deſſen Kraft ſetzt er der Macht ſeiner Natur entgegen. Er *will* einen Gott fürchten, damit der Thierſinn ſeiner Natur ihn nicht in ſeinem Innerſten entwürdige. Er fühlt, was er in dieſer Rückſicht kann, und macht ſich nun das, was er kann, zum Geſetz deſſen, was er ſoll. Dieſem Geſetz, *das er ſich ſelber gibt*, unterworfen, unterſcheidet er ſich von allen Weſen, die wir kennen.“[1]

Hiernach wäre das Gewiſſen ſelbſt ein Produkt des menſchlichen Willens!

„Die Sittlichkeit iſt ganz individuell, ſie beſteht nicht unter zweien. Kein Menſch kann für mich fühlen ich bin. Kein Menſch kann für mich fühlen ich bin ſittlich.“[2]

Wenn wir hier Fichten zu hören glauben, ſo an andern Stellen die Bibel. Das Chriſtenthum nennt Peſtalozzi die Religion der Sittlichkeit; den ſittlichen Prozeß: Abtödtung, Wiedergeburt höchſte Anſtrengung, den Geiſt herrſchen zu machen über das Fleiſch. —

Ich beziehe mich auf das, was ich gegen Rouſſeaus Naturmenſchen geſagt.

1) Nachforſchungen. 57.

2) Ebend. 164. Von einer Kirche iſt nicht die Rede, deſto mehr vom Misbrauch kirchlicher Gewalt durch Regierungen.

Solche Anſichten haben mit den hiſtoriſchen Romanen Aehnlichkeit, mit dieſen Zwittergeburten von Wahrheit und Dichtung; wer möchte aus ihnen die Geſchichte kennen lernen? Eben ſo wenig lernen wir aus Peſtalozzis Nachforſchungen, noch weniger aus Rouſſeau, die Grundzüge der Lebensgeſchichte der Menſchheit oder eines einzelnen Menſchen kennen; der Verſtand beider phantaſiert, vergebens müht ſich der Leſer ab, ihre meiſt häßlichen Phantaſiegebilde in wirkliche Exiſtenzen zu überſetzen. Wo und wann exiſtierte z. B. je der unſchuldige, mit Inſtinkt begabte, thieriſche Naturmenſch Peſtalozzis? Weder auf Adam im Paradieſe — der nicht thieriſch, ſondern ein Herr der Thiere war, — noch weniger auf irgend ein Adamskind paßt jene Charakteriſtik. — Wie einfach und großartig umfaßt und charakteriſiert dagegen die heilige Schrift das A und O des Menſchengeſchlechts.

Damit will ich aber nicht etwa leugnen, daß Peſtalozzis Nachforſchungen nicht eine Menge ganz ausgezeichneter Stellen enthalten und den ernſten Leſer zum Nachdenken zwingen. Von jenen Stellen will ich nur eine ausheben. Wie in Chriſtoph und Elſe erklärt er ſich auch hier entſchieden gegen den Aufruhr, aber ebenſo enſchieden gegen den niederträchtigen Servilismus. „Wenn ich ſchon zweifle, ſagt er, daß das Volk durch den Aufruhr ſchlechter werde, als durch politiſche Täuſchung, ſo billige ich den Aufruhr ſo wenig, als falſche Gewaltthätigkeit der Staatskunſt. Das Verderben des geſellſchaftlichen Zuſtandes führet uns offenbar zu zwei Extremen, die unſer Geſchlecht auf ungleichen Wegen, aber beiderſeits gleich zu Grunde richten, und dieſe ſind Ruchloſigkeit und Erſchlaffung. Wir dürfen aber, um der Gefahren willen, welche die Ruchloſigkeit und ihr äußerſtes Verderben, der Aufruhr, über unſer Geſchlecht verhängt, diejenigen nicht verkennen, welche die bürgerliche Erſchlaffung im geſellſchaftlichen Zuſtand veranlaßt. Sie iſt gänzlicher Mangel des Glaubens an bürgerliche Tugend, gänzliche Gleichgültigkeit für das Weſen des geſellſchaftlichen Rechts. Wer durch ſie entwürdigt iſt, verachtet ſich ſelber, und haſſet den, der es nicht thut. Wenn vom Recht die Rede iſt, ſo ſpricht er, wir haben ja zu eſſen und zu trinken und ſchöne Häuſer; wenn vom Volk die Rede iſt, ſo fragt er: was iſt das? Das Menſchengeſchlecht, meint er, ſei die Geldkiſte, Freiheit, alles was einträgt und alles was wohlthut, Sklaverei, alles was koſtet und alles was weh thut. Mein Geſchlecht verbindet in dieſem Zuſtand die ekelhafteſte Großſprecherei, mit der tiefſten Niederträchtigkeit. Belaſtet mit Fluch des bürgerlichen Jochs, ohne bürgerliche Kraft, entblößt von irgend einem ſtärkenden Gefühl einer befriedigenden Selbſtſtändigkeit, tanzt es dann, den Ring an der Naſe ums Brot, bückt ſich, kniet und purzelt vor dem Mann, der es dieſen Dienſttanz mit dem Prügel in der Hand gelehrt hat. Der Menſch iſt ohne Wohlwollen gegen ſein Geſchlecht; wenn von der Noth ſeiner Kinder die Rede iſt, ſo ſagt er, ſorgen ſie auch, ich habe auch müſſen ſorgen, und eben ſo wenig rührt ihn die Nachwelt, ſein Geſchlecht und ſein Volk. Die Frage, ob der Menſch durch eine ſolche Erſchlaffung

nicht ſchlechter werden könne, als durch den Aufruhr, iſt alſo, ſo Gott will, keine verfängliche Frage.“ [1]

6. Peſtalozzi in Stanz. 1798.

So ſehen wir Peſtalozzi in den 18 Jahren (von 1780—1798) wenig oder gar nicht mit pädagogiſchen Unternehmungen beſchäftigt, auch ſeine Schriften aus dieſer Zeit ſind vorzugsweiſe philoſophiſchen und politiſchen Inhalts und beziehen ſich nur mittelbar auf Erziehung. Die franzöſiſche Revolution führte aber, wie für die Schweiz, ſo für Peſtalozzi, eine ganz neue Epoche herbei. —

Franzöſiſche Revolutionsheere drangen in das Land ein, alte Formen wurden zerbrochen, die ganze Schweiz wurde in eine untheilbare Republik zuſammengeſchmolzen, an deren Spitze, nach dem Muſter der damaligen franzöſiſchen Directorialregierung, fünf Directoren ſtanden. Unter dieſen war Legrand, ein Mann von einer Art, die immer ſeltener wird. Ich beſuchte den achtzigjährigen liebenswürdigen Greis im Steinthal, wo er früher mit ſeinem Freund Oberlin zum Segen der dortigen Gemeinden wirkſam war. Führte das Geſpräch auf Volksglück, Volksbildung, Erziehung der Jugend, ſo ward der alte Mann jugendlich enthuſiaſtiſch bewegt und die Thränen traten ihm in die Augen. [2]

Legrand war Peſtalozzis Freund; kein Wunder, da beide Männer in Geſinnung wie in enthuſiaſtiſcher Thätigkeit und Hoffnung einander ſehr ähnlich waren. Peſtalozzi ſchloß ſich an die neue Republik an, indem er Alles aufbot, das jakobiniſche Element in ihr nieder zu kämpfen. Er ſchrieb „Ueber die gegenwärtige Lage und Stimmung der Menſchheit.“ In dieſer Schrift, wie in dem „Schweizer Volksblatt,“ welches er, von der Regierung veranlaßt, herausgab, drang er auf Rückkehr zur alten Ehrenfeſtigkeit und Frömmigkeit: Erziehung und Unterricht der Jugend führe zu dieſem Ziele. — Damals erklärte er: ich will Schulmeiſter werden.

Legrand gieng hierauf ein; ſchon ſollte Peſtalozzi im Aargau eine Erziehungsanſtalt eröffnen, als ein Kriegsunglück dazwiſchen trat. Am 9. September 1798 wurde Stanz in Unterwalden von den Franzoſen verbrannt, der ganze Kanton war verwüſtet, eine Menge vater- und mutterloſe Kinder trieben ſich verlaſſen und ohne Obdach herum. Legrand fordert nun Peſtalozzi auf, nach Stanz zu gehen und ſich der Verlaſſenen anzunehmen. — Peſtalozzi gieng; was er in Stanz erlebte, hat er uns ſelbſt erzählt.[3]

Das dortige Urſulinerinnenkloſter wurde ihm eingeräumt; er zog, einzig von einer Haushälterin begleitet, in dasſelbe, ehe es nur zur Aufnahme von Kindern in Stand geſetzt war. Allmählich ſammelte er bis 80 zum Theil elternloſe, entſetzlich verwahrloſte, mit Krätze und Grind behaftete, mit Ungeziefer be-

1) Ebend. 43. 44. Vgl. auch S. 83.
2) Charaktere der Art zählt unſere Zeit leider dem Don Quixot zu.
3) Peſtalozzi und ſeine Anſtalt in Stanz. P. Schriften Th. 9.

ladene, vier- bis zehnjährige Bettelkinder um sich. Unter zehn von ihnen konnte kaum eins das Abc. Er erzählt die pädagogischen Experimente, welche er mit solchen Kindern machte, und nennt diese Experimente ein „Pulsgreifen der Kunst, die er suchte, einen ungeheuren Griff." „Ein Sehender, fügt er hinzu, hätte ihn gewiß nicht gewagt, ich war zum Glücke blind, sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt." [1]

Unter den schwierigsten Umständen wollte er z. B. durch seinen Versuch beweisen, daß die Vorzüge, welche die häusliche Erziehung hat, von der öffentlichen müßten nachgeahmt werden.

Er gab den Kindern keinen eigentlichen Religionsunterricht; als Reformierter und zugleich als Anhänger der neuen Regierung den katholischen Eltern verdächtig, durfte er es nicht; wenn aber das Leben eine Gelegenheit herbeiführte, so machte er ethische Nutzanwendungen. Das Lernen suchte er, wie früher in Neuhof, mit dem Arbeiten, die Unterrichts- mit der Industrieanstalt zu verbinden und beides in einander zu schmelzen. Doch ward ihm klar, dieser Verschmelzung müsse die Elementarbildung des Lernens gesondert von der des Arbeitens, vorangehen. Hier in Stanz war es auch, wo Pestalozzi, aus Mangel anderweitiger Gehilfen, Kinder durch Kinder unterrichten ließ, eine Weise, auf welche Lancaster gleichfalls durch die, vom Lehrer nicht zu bewältigende Kindermenge geführt wurde.[2] Das Ehrgefühl der Kinder erwachte hierdurch, bemerkt Pestalozzi nicht mißbilligend; eine Aeußerung, welche seiner Ansicht: das Monitorengeschäft gehe aus einer, der geschwisterlichen Liebe ähnlichen Gesinnung hervor, sehr widerspricht.

Ein Zweites, das gegenwärtig in unzähligen Elementarschulen nachgeahmt wird, versuchte Pestalozzi ebenfalls hier in Stanz, nämlich von einer Menge Kinder denselben Satz sylbenweise einstimmig aussprechen zu lassen.[3] „Die Verwirrung der nachsprechenden Menge, sagt er, führte mich auf das Bedürfnis des Taktes und der Takt erhöhte den Eindruck der Lehre."

Was Pestalozzi in Lienhard und Gertrud angeregt, wiederholt er in seinem Aufsatze über die stanzer Anstalt. „Mein Zweck war, heißt es, die Vereinfachung aller Lehrmittel so weit zu treiben, daß jeder gemeine Mensch leicht dahin zu bringen sein könne, seine Kinder zu lehren, und allmählich die Schulen nach und nach für die ersten Elemente beinahe überflüssig zu machen. Wie die Mutter die erste Nährerin des Physischen ihres Kindes ist, so soll sie auch von Gottes wegen, seine erste geistige Nährerin sein; und ich achte die Uebel, die durch das zu frühe Schulen und alles das, was an den Kindern außer der

1) Wie Gertrud ꝛc. S. 13.

2) Lancasters Monitoren, d. i. lehrende und beaufsichtigende Kinder. „Damals (1798) sprach noch kein Mensch vom enseignement mutuel" sagt Pestalozzi. (Schwanengesang 288.)

3) Das Zusammenlesen und Zusammensprechen der Schüler war schon früher in den österreichischen Schulen eingeführt.

Peſtalozzi wolle ſeine Stelle an ſich reißen; das Gerücht verbreitete ſich, der heidelberger Katechismus ſei in Gefahr, „man raunte ſich in die Ohren, erzählt Peſtalozzi, ich könne ſelber nicht ſchreiben, nicht rechnen und nicht einmal recht leſen. Es iſt an den Gaſſengereden nicht immer alles unwahr, fügt er hinzu, ich konnte wirklich weder recht ſchreiben, noch leſen, noch rechnen.“ [1]

Peſtalozzi verfolgte hier, ſo weit es die Schulordnung zuließ, die in Stanz begonnenen Experimente im Elementarunterricht. Der Vollziehungsrath Glayre, dem er ſeine Tendenz darzulegen verſuchte, ſagte ihm das ominöſe Wort: „Vous voulez méchaniser l'éducation.“ „Er traf, bemerkt Peſtalozzi, den Nagel auf den Kopf, und legt mir beſtimmt das Wort in den Mund, welches das Weſen meines Zweckes und aller ſeiner Mittel bezeichnete.“ [2]

Kein volles Jahr war Peſtalozzi burgdorfer Schulmeiſter, als er ſeine Bruſt angriffen fühlte, er gab die Stelle auf, und eine neue Lebensepoche begann für ihn.

Fiſcher, Secretär des helvetiſchen Miniſters für den öffentlichen Unterricht, wollte auf dem Burgdorfer Schloſſe ein Schulmeiſterſeminar gründen, ſtarb aber vor der Ausführung. Er hatte, dieſen Zweck im Auge, Krüſi nach Burgdorf gezogen, der aus Gaiß in Appenzell gebürtig, ſchon im 18ten Jahre dort Schullehrer ward, und von da im Jahre 1799 mit 28 Kindern auswanderte.[3] Nun that Peſtalozzi an Krüſi den Vorſchlag, mit ihm eine Erziehungsanſtalt zu ſtiften; Krüſi gieng gern darauf ein, durch ihn trat Tobler, welcher ſeit 5 Jahren in Baſel Hauslehrer war, durch Tobler Buß aus Tübingen hinzu; mit dieſen 3 Gehilfen eröffnete Peſtalozzi die Anſtalt im Winter 1800.

In Burgdorf war es, wo er am 1. Januar 1801 ein Werk begann, welches mit der „Abendſtunde“ und „Lienhard und Gertrud“ unter allen ſeinen Schriften hervorragt.

Es führt den ſeltſamen Titel: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Verſuch den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten.“ Der Titel möge nicht irre leiten; das Buch iſt nichts weniger als eine Anleitung für Mütter.

Wie auf dem Titel gehn innere Widerſprüche durch das ganze Buch, daher die Charakteriſtik desſelben eine ſehr ſchwierige Aufgabe iſt, welche ſich faſt nur dadurch löſen läßt, daß man es in ſeine Elemente zerlegt.

Nichts iſt ergreifender, als wenn der Verfaſſer von der Sehnſucht ſeines ganzen Lebens: dem armen Volke zu helfen, ſpricht, von ſeiner Unfähigkeit, dieſer Sehnſucht zu genügen, ſeinen vielen Mißgriffen und der Verzweiflung über ſich ſelbſt. Wenn er dann demüthig Gott dankt, der ihn erhalten, als er ſich ſelbſt wegwarf und ihn noch im Alter in eine beſſere Zukunft blicken ließ. Man kann

1) Wie Gertrud. 26.
2) Ebend. 32.
3) Von dieſer Auswanderung weiterhin mehr.

nichts herzergreifenderes leſen. — Das zweite Element dieſes Buchs iſt ein ingrimmiger fulminanter Kampf gegen die Sünden und Gebrechen ſeiner Zeit; im Sturmſchritt greift er an und wirft Alles vor ſich her mit unwiderſtehlicher Gewalt der Wahrheit. Vorzüglich wendet er ſich gegen die fundamentloſe Bildung unſerer Zeit, beſonders in den höhern Ständen. „Armſelige Wortmenſchen nennt er ſie, durch die Künſte ihres unnatürlichen Ganges unfähig gemacht zu empfinden, daß ſie ſelber auf Stelzen ſtehen und darum von ihren elenden hölzernen Beinen herabſteigen müſſen, um auch nur mit gleicher Kraft wie das Volk auf Gottes Boden zu ſtehen.“ [1]

An einer andern Stelle eifert Peſtalozzi gegen alle Bildung des jetzigen Geſchlechts. „Es opfert, ſagt er, das Weſen aller Lehre dem Wirrwarr iſolirter einzelner Lehren auf und mit Auftiſchung aller Arten von Brockenwahrheiten tödtet es den Geiſt der Wahrheit ſelber, und löſcht die Kraft der Selbſtändigkeit, die auf ihr ruhet im Menſchengeſchlecht aus. Ich habe gefunden und es lag mir offen am Tage, daß dieſes Unterrichtsweſen ſeine einzelnen Mittel weder auf Elementargrundſätze, noch auf Elementarformen zurückführt. Europa mußte ſeines Volksunterrichts wegen in den Irrthum oder vielmehr in den Wahnſinn ſinken, dem es wirklich unterlag. Es erhob ſich auf der einen Seite zu einer rieſenmäßigen Höhe einzelner Künſte, und verlor auf der andern Seite alle Fundamente der Naturführung für ſein ganzes Geſchlecht. So hoch ſtand auf der einen Seite noch kein Welttheil, aber auch ſo tief iſt auf der andern Seite noch keiner geſunken; er gränzt mit dem goldenen Haupt ſeiner einzelnen Künſte, wie das Bild des Propheten, bis an die Wolken; aber der Volksunterricht, der das Fundament dieſes goldenen Kopfes ſein ſollte, iſt dagegen allenthalben, wie die Füße dieſes gigantiſchen Bildes, der elendeſte, zerbrechlichſte, nichtswürdigſte Koth.“ [2]

Vorzüglich ſchuldet er wegen dieſes Mißverhältniſſes unſerer Cultur — die Buchdruckerkunſt, wodurch die Augen zu Buchſtabenaugen, die Menſchen zu Buchſtabenmenſchen geworden.

Ueberall kommt er auf das fundamentloſe Maulbrauchen, auf das Reden ohne Hintergrund. „Das Maulwaſchen unſerer Zeit, ſagt er, hängt zu ſehr mit dem Brotverdienſt und den Gewohnheitsanhänglichkeiten von Zehntauſenden und Hunderttauſenden zuſammen, als daß es nicht lange, lange gehen müßte, ehe unſere Zeit-Menſchen Wahrheiten, die ſo ſehr ihren ſinnlichen Verhärtungen entgegenſtehen, mit Lieb auf ihren Schooß nehmen werden. Da, wo die Grundkräfte des menſchlichen Geiſtes ſchlafend gelaſſen, und auf die ſchlafenden Kräfte Worte gepfropft werden, — da bildet man Träumer, die um ſo ſchattenhafter träumen, als die Worte groß und anſpruchsvoll waren, die auf ihr elendes gähnendes Weſen aufgepfropft worden ſind. Solche Zöglinge träumen dann frei-

1) Wie Gertrud. 248. Ich citire die Ausgabe von 1801.
2) Ebend. 273—275.

lich auch alles andere eher, als — daß ſie träumen und ſchlafen, aber alle Wachenden um ſie her fühlen ihre Anmaßungen und halten ſie — wenns gut geht — für Nachtwandler."

„Das grundloſe Wortgepränge einer ſolchen fundamentloſen Weisheit erzeugt Menſchen, die ſich in allen Fächern am Ziel glauben, weil ihr Leben ein mühſeliges Geſchwätz von dieſem Ziele iſt, aber ſie bringen es nie dahin, darnach zu laufen, weil es durch ihr Leben niemals in ihrer Anſchauung jenen anziehenden Reiz hatte, der weſentlich nothwendig iſt, irgend eine menſchliche Anſtrengung zu erzeugen. Unſer Zeitalter iſt voll ſolcher Menſchen und es liegt an einer Weisheit krank, die uns zum Ziel des Wiſſens, wie Krüppel auf die Rennbahn, pro forma hinträgt, ohne daß ſie dieſes Ziel jemals zu ihrem Ziele machen könnten, ehe ihre Füße curirt worden ſind." [1]

An andern Stellen greift er die Regierungen an, denen das Volksheil gleichgiltig ſei.[2] „Das Volk Europas, ſagt er, iſt vaterlos und elend, die meiſten von denen, die ihm nahe genug ſtehen, um ihm helfen zu können, haben immer etwas ganz anders zu thun, als daran zu denken, was ſein Heil ſei."

Von dieſem zweiten, dem polemiſchen Element des Werks, gehe ich zum dritten über, zu dem Poſitiven, was Peſtalozzi an die Stelle der falſchen Bildung unſerer Zeit ſtellen will. Aus jenen mitgetheilten polemiſchen Stellen könnte man dieß ſchon einigermaßen ahnen.

Er giebt die Aufgabe, welche er ſich ſetzte, ſo an. „Ich gieng in den empiriſchen Nachforſchungen über meinen Gegenſtand von keinem poſitiven Lehrbegriff aus; ich kannte keinen, und fragte mich ganz einfach: Was würdeſt du thun, wenn du einem einzelnen Kinde den ganzen Umfang derjenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten beibringen wollteſt, die es nothwendig bedarf, um durch eine gute Beſorgung ſeiner weſentlichſten Angelegenheiten zur innern Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu gelangen." [3]

Kenntniſſe und Fertigkeiten ſind alſo der wichtigſte Gegenſtand des Werkes, beſonders die Beantwortung der Fragen: welche Kenntniſſe und Fertigkeiten ſind den Kindern nothwendig, und wie bringt man ihnen dieſe bei? Es handelt ſich von einem klaren pädagogiſchen Ziele und dem Wege zu dieſem Ziele.

Doch iſt von Fertigkeiten verhältnismäßig nur ſehr wenig die Rede, ſo hoch Peſtalozzi dieſelben auch hält. „Das ſchrecklichſte Geſchenk, ſagt[4] er, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter machte, ſind vielleicht Kenntniſſe ohne Fertigkeiten." — Aber der Begriff der Fertigkeiten und die Methode, ſie zu erlangen, ſcheinen Peſtalozzi noch unklar geweſen zu ſein.

Dagegen iſt die Region der Kenntniſſe ſeine Heimat, hier Anfang, Weg und Ziel anzugeben, Hauptaufgabe ſeines Werks.

Seine Polemik gegen das fundamentloſe Sprechen zeigt darauf hin, daß er

1) Ebend. 311. — 2) Ebend. 339. — 3) Ebend. 334.— 4) Ebend. 335.

ein Fundament geſucht und gefunden habe, eine reale Wurzel des Baums, deſſen geiſtige Blüten Worte ſind.

Das A aller Kenntniſſe iſt ihm die Anſchauung, das letzte Ziel: der deutliche Begriff. Er ſagt:

„Wenn ich zurückſehe und mich frage: was habe ich denn eigentlich für das Weſen des menſchlichen Unterrichts geleiſtet? — ſo finde ich: ich habe den höchſten oberſten Grundſatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anſchauung, als dem abſoluten Fundament aller Erkenntnis feſtgeſetzt und mit Beſeitigung aller einzeln Lehren, das Weſen der Lehre ſelbſt und die Urform aufzufinden geſucht, durch welche die Ausbildung unſers Geſchlechts durch die Natur ſelber beſtimmt werden muß.“ [1]

An einer andern Stelle verlangt Peſtalozzi die Anerkennung,[2] „daß die Anſchauung das abſolute Fundament aller Erkenntnis ſei, mit andern Worten, daß jede Erkenntnis von der Anſchauung ausgehen und auf ſie müſſe zurückgeführt werden können.“

Was verſteht er aber unter Anſchauung? „Sie iſt, ſagt er, nichts anders, als das bloße vor den Sinnen ſtehen der äußern Gegenſtände und die bloße Regemachung des Bewußtſeins ihres Eindrucks.“[3] „Vor den Sinnen“ vornehmlich vor den Augen; das Sichtbare waltet vor. Doch ſoll auch dem Ohr ſein Recht geſchehen. „Das einfache vor die Ohren bringen der Töne, ſagt Peſtalozzi, und die bloße Regemachung des Bewußtſeins ihres Eindrucks durch das Gehör iſt für das Kind ſo gut Anſchauung, als das einfache vor Augen ſtellen der Gegenſtände, und die bloße Regemachung des Bewußtſeins durch ihren Eindruck auf den Sinn des Geſichts.“ [4]

Aus dem Buchſtabirbuch ſoll daher dem Kinde die Reihenfolge der Töne, die zum Fundament ſeiner Sprachkenntniſſe dienen, vor den Sinn des Gehörs gebracht werden, wie es aus dem Buch der Mütter die ſichtbaren Gegenſtände kennen lernt.

Anſchauung wäre hiernach wohl Alles was der Menſch durch Auge und Ohr in ſich aufnimmt.

Sind nach Peſtalozzi die übrigen Sinne ausgeſchloſſen? Nein, denn er ſpricht öfters von den Eindrücken der fünf Sinne, ſagt: unſer Verſtand faſſe die Eindrücke, welche die Sinnlichkeit von der Natur empfängt in ſeiner Vorſtellung zur Einheit, zu einem Begriff auf, und entwickle dann dieſen Begriff zur Deutlichkeit.[5] Und an einer andern Stelle: die mechaniſche Form alles Unterrichts ſei den ewigen Geſetzen zu unterwerfen, nach welchen ſich der menſchliche Geiſt von ſinnlichen Anſchauungen zu deutlichen Begriffen erhebt.[6]

Wiederholt charakteriſiert Peſtalozzi dieſen Erhebungsprozeß.

Vor allem müſſe der Anfangspunkt desſelben, die Anſchauung ins Auge ge-

1) Wie Gertrud ꝛc. 272. — 2) Ebend. 282. — 3) Ebend. 283. — 4) Ebend. 288. — 5) Ebend. 158. — 6) Ebend. 135.

faßt werden.[1] Man habe drauf zu ſehen, daß die Gegenſtände von den Kindern einzeln, nicht in dämmernder Ferne, ſondern klar in der Nähe betrachtet würden,[2] dann daß ſie charakteriſtiſche, nicht abnorme Exemplare — ſolche welche den Begriff des Dinges, deſſen weſentliche Eigenſchaften charakteriſirten — zu ſehen bekämen. So würde z. B. ein lahmer, einäugiger, ſechsfingriger Menſch nicht geeignet ſein, um den Begriff des menſchlichen Leibes zu repräſentiren.

Aus[3] der Anſchauung eines Dinges entſpringe zunächſt die Benennung desſelben, von der Benennung gehe man zur Beſtimmung ſeiner Eigenſchaften, d. i. zur Beſchreibung über; aus der klaren Beſchreibung entwickle ſich zuletzt die Definition, der deutliche Begriff desſelben. Dieß letzte Ausreifen des Ziels alles Unterrichts hänge weſentlich von der vollendeten Kraft ſeines erſten Entkeimens, von der Weisheit in der Führung zur Anſchauung ab. Anſchauungsloſe Definitionen erzeugten eine ſchwammigte, fundamentloſe Weisheit.

Glaubt man nun Peſtalozzis Gang begriffen zu haben, ſo führt er uns von neuem ins Ungewiſſe hinſichtlich des Begriffs Anſchauung.

Er erzählt:[4] erſt vor Kurzem ſei ihm der Gedanke gekommen, „daß alle unſere Erkenntnis von Zahl, Form und Wort ausgehe.“ — Von dieſem[5] dreifachen Fundamente müſſe die Kunſt ausgehen und

1) „die Kinder lehren, jeden Gegenſtand, der ihnen zum Bewußtſein gebracht iſt, als Einheit, d. i. von denen geſondert, mit denen er verbunden erſcheint, ins Auge zu faſſen.

2) Sie die Form eines jeden Gegenſtandes, d. i. ſein Maß und ſein Verhältnis kennen zu lehren.

3) Sie ſo früh als möglich mit dem ganzen Umfange der Worte und Namen aller von ihnen erkannten Gegenſtände bekannt zu machen.“

Schwierig war Peſtalozzi jedoch die Frage: „warum ſind alle Beſchaffenheiten der Dinge, welche uns durch die fünf Sinne bekannt werden, nicht eben ſo Elementarpunkte unſrer Erkenntnis, wie Zahl, Form und Namen?“ Er antwortet: „alle möglichen Gegenſtände haben unbedingt Zahl, Form und Namen, die übrigen Eigenſchaften aber, die durch die fünf Sinne erkannt werden, beſitzt kein Gegenſtand ſo mit allen andern gemein, ſondern nur mit dem einen dieſe, mit dem andern jene.“

Peſtalozzi hat nur an das Sichtbare gedacht, da er die Form als eine alles und jedes umfaſſende Kategorie bezeichnete, wie dieß die weitere Ausführung ſeiner Formenlehre zeigt, welche es zunächſt mit dem Ausmeſſen ſichtbarer Dinge zu thun hat.

Es giebt aber unzählige Anſchauungen, welche gar nichts mit Form und Zahl zu ſchaffen haben, z. B. Honig ſchmecken, Roſen riechen ꝛc.

Dieß Herausheben von Form und Zahl ward Veranlaſſung zu einer neuen

1) Ebend. 313. — 2) Ebend. 160. 161. — 3) Ebend. 313. — 4) Ebend. 162. — 5) Ebend. 165.

Bearbeitung der Geometrie und Arithmetik. Jene wurde ſpäterhin in Formen- und Raumlehre getrennt, da man Geſtalt und Größe (mathematiſche Qualität und Quantität) jede für ſich ins Auge faßte, mit Peſtalozzi an die Formenlehre das Zeichnen, an dieſes wiederum die Schreibkunſt anſchloß.[1]

Wie ſtund es aber um die Anſchauung als Fundament alles Begreifens wenn Peſtalozzi einſeitig Form und Zahl mit Hintanſetzung aller andern Qualitäten hervorhob? Geſetzt, man gibt dem Kinde einen Glaswürfel und es bemerkt an demſelben nichts, als eben die Würfelform, und zum Ueberfluß die Zahl, daß es Ein Würfel iſt — ſo unterſcheidet ſich hiernach dieſer Glaswürfel in nichts von einem Holzwürfel. Muß ich aber andere Eigenſchaften, als: Farbe Durchſichtigkeit, Schwere ꝛc. berückſichtigen, um den Glaswürfel in ſeiner Totalität auffaſſen und ſo beſchreiben zu können, daß er von jedem andern Würfel mit Sicherheit zu unterſcheiden ſei, dann muß ich auch nicht bloß Form und Zahl ſondern alle ſinnlichen Eigenſchaften als Elemente totaler ſinnlicher Anſchauungen ins Auge faſſen. —

Die Sprache[2] endlich hat mit der Anſchauung ſelbſt nichts zu thun, warum ſollte ich nicht eine vollkommene Anſchauung eines namenloſen Dinges haben können, z. B. einer bis dahin unbekannten und unbenannten Pflanze? Die Sprache gibt nur den Ausdruck für die ſinnlichen Eindrücke, in ihr ſpiegelt ſich die ganze Welt der Anſchauungen ab. „Sie[3] iſt, ſagt Peſtalozzi richtig, Rückgabe aller Eindrücke, welche die Natur in ihrem ganzen Umfange auf unſer Geſchlecht gemacht hat.“ Aber wie fährt er fort! — „alſo benutze ich ſie, um ſuche am Faden ihrer ausgeſprochenen Töne beim Kinde eben die Eindrücke ſelbſt wieder hervorzubringen, welche beim Menſchengeſchlecht dieſe Töne gebildet und veranlaſſet haben. Das Geſchenk der Sprache iſt groß. Sie gibt dem Kinde in einem Augenblicke, wozu die Natur Jahrtauſende brauchte, um es dem Menſchen zu geben.“

Auf ſolche Weiſe wäre jedes Kind ein reicher Erbe der Vorwelt, ohne alle Mühe des Erwerbens; Worte wären liquide zahlbare Anweiſungen auf das dur ſie Bezeichnete. — Aber Natur und Geſchichte proteſtiren gegen die Zahlung un geben nur dem, der da hat. — Proteſtirt doch Peſtalozzi ſelbſt wiederholt d gegen! „Das Chriſtenvolk unſers Welttheils, ſagt er, iſt in dieſe Tiefe geſun ken, weil man in ſeinen niedern Schulanſtalten leeren Worten ein Gewicht a den menſchlichen Geiſt gegeben, das nicht nur die Eindrücke der Natur ſ ber verſchlang, ſondern ſogar die innere Empfänglichkeit für dieſe Eindrücke i Menſchen ſelber zerſtörte.“[4]

1) Hiervon ein mehreres, wenn ich vom mathematiſchen Unterricht handeln werde.

2) Vgl. was Fichte ſagt S. 410.

3) Wie Gertrud. 215. Ich will hier unberührt laſſen, daß die Sprache nicht bloß e lebendige Abſpielung der Natur, der äußeren Welt der Erſcheinungen, ſondern auch des inn Menſchen iſt, und daß das Wort ſelbſt Object der Anſchauung ſein und beſprochen werden kön

4) Ebend. 218.

Peſtalozzis weitere Behandlung des Sprachunterrichts beweiſt klar, daß er mit ſich ſelbſt im Widerſpruche dem Worte wirklich eine magiſche Kraft zuſchreibt, daß er es mehr oder minder an die Stelle der Anſchauung ſetzt, und — mit Wolke zu reden — das Spiegelbild eines Dinges mit dem Dinge ſelbſt gleichſtellt. — Ich will dieſen Mißgriff Peſtalozzis, da er vom größten Einfluß iſt, näher charakteriſieren. Beim Sprachunterricht beginnt er mit der Tonlehre, ihr folgt die Wortlehre, dieſer die Sprachlehre.

1) Tonlehre. [1]„Das Buchſtabirbuch, ſagt Peſtalozzi, muß die Töne, aus denen die Sprache beſteht, in ihrem ganzen Umfang enthalten, und ſollte in jeder Haushaltung von dem Buchſtabirkinde, das ſich hierin übt, wie von den Müttern in Gegenwart des Kindes in der Wiege täglich repetirt werden, damit das Bewußtſein dieſer Töne dem letzteren durch die öftere Wiederholung tief eingeprägt und ihm unvergeßlich gemacht werde, ehe es noch im Stande iſt, einen einzelnen nachzuſprechen. Es ſtellt ſich niemand vor, in welchem Grade das Vorſprechen dieſer einzelnen Töne ba, ba, ba, da, da, da, ma, ma, ma, la, la, la ꝛc. die Aufmerkſamkeit unmündiger Kinder rege macht und für ſie Reiz hat."

So haben die Kinder in der Wiege vor dem Elementarlehren keine Ruhe, ſolch Gepapel und Geplärr: ba, ba, ba ꝛc., das ſind die ſchönen Wiegenlieder, vor welchen des Säuglings Schutzengel davon laufen möchten.

Sobald das Kind ſprechen lernt, ſoll es „täglich einige Reihen dieſer Töne nachſagen," dann folgen Buchſtabirübungen. —

2) „Wortlehre oder vielmehr Namenlehre."[2] Im Buche der Mütter kommen, nach Peſtalozzi, „die weſentlichſten Gegenſtände der Welt zur Sprache."

„Die Namenlehre beſteht in Reihenfolgen von Namen der bedeutendſten Gegenſtände aus allen Fächern des Naturreichs, der Geſchichte und der Erdbeſchreibung, der menſchlichen Berufe und Verhältniſſe. Dieſe Wörterreihen werden dem Kinde als bloße Uebung im Leſenlehren immediat nach Beendigung ſeines Buchſtabirbuchs in die Hand gegeben; und die Erfahrung hat mir bewieſen, daß es möglich iſt, die Kinder dieſe Namenreihen bloß in der Zeit, welche erfordert wird, die Kraft des Leſens in ihnen zur vollen Reifung zu bringen, bis zum vollkommen Auswendigkönnen geläufig zu machen; der Gewinn eines, in dieſem Zeitpunkte ſo weit vollendeten Bewußtſeins ſo vielſeitiger und umfaſſender Namenreihen iſt für die Erleichterung des ſpäteren Unterrichts für die Kinder unermeßlich."

Hier iſt auch nicht entfernt berührt, daß die Kinder die benannten Dinge kennten, an die Stelle der Anſchauungen treten Worte, pure Worte.

3) Sprachlehre. Das letzte Ziel der Sprache iſt, nach Peſtalozzi,[3] uns von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen zu führen, und zwar ſo: 1) „erkennen wir einen Gegenſtand im allgemeinen, und benennen ihn als Einheit,

1) Ebend. 171. — 2) Ebend. 182—183. — 3) Ebend. 187.

als Gegenſtand. 2) Wir werden uns allmählich ſeiner Merkmale bewußt und lernen dieſe benennen. 3) Wir erhalten durch die Sprache die Kraft, dieſe Beſchaffenheiten der Gegenſtände durch Zeit- und Nebenwörter näher zu beſtimmen."

Das Erſte, das Benennen der Gegenſtände iſt, wie wir ſahen, Object der peſtalozziſchen Namenlehre, jedoch, näher betrachtet, nicht das aus dem Erkennen entſpringende Benennen, ſondern die Namen an und für ſich ſind es.

Wenn Peſtalozzi bei der zweiten Operation, dem Bewußtwerden und Benennen der Merkmale,[1] den Kindern „Aal" hinſchreibt und dazu die Merkmale „ſchlüpfrig, wurmförmig, lederhäutig," ſo werden die Kinder ſich keineswegs durch Betrachtung eines Aals ſeiner Merkmale bewußt, und lernen ſie benennen, vielmehr bekommen ſie nur Adjectiva zu dem Subſtantiv Aal. Vom Prozeß, wie dieſe Beſchaffenheitswörter aus dem Anſchauen der Beſchaffenheiten hervorgehen, iſt wiederum nicht die Rede.

Noch ſtärker tritt dieſe Hintanſetzung der Anſchauung hervor, da Peſtalozzi weiterhin[2] das zu Lernende unter folgende Rubriken theilt:

1) Erdbeſchreibung. 3) Naturlehre.
2) Hiſtorie. 4) Naturgeſchichte.
5) Anthropologie.

Jede dieſer fünf Rubriken theilt er wieder in 40 Unterabtheilungen, ſo daß er 200 Unterabtheilungen erhält. Er gibt nun Reihenfolgen von Wörtern über alle dieſe Gegenſtände in alphabetiſcher Ordnung, welche den Kindern „bis zur Unvergeßlichkeit" einzuprägen ſind. Darnach ſoll dieſe alphabetiſche Nomenklatur in eine „wiſſenſchaftliche" verwandelt werden. [3]„Ich weiß nicht, ſagt Peſtalozzi, ob es nöthig iſt, die Sache noch mit einem Exempel zu erläutern; es ſcheint mir beinahe überflüſſig; doch ich will es wegen der Neuheit der Form thun. Z. E. Eine von den Unterabtheilungen von Europa iſt: Deutſchland; nun wird dem Kinde zuerſt die Oberabtheilung Deutſchlands in 10 Kreiſe bis zur Unvergeßlichkeit geläufig gemacht; dann werden ihm die Städte Deutſchlands zuerſt in bloß alphabetiſcher Ordnung zum Leſen vorgelegt; aber zum voraus iſt jede dieſer Städte mit der Zahl des Kreiſes bezeichnet, in dem ſie liegt. Sobald nun auch das Leſen dieſer Städte ihnen geläufig iſt, ſo macht man ſie auf den Zuſammenhang dieſer Zahlen mit den Unterabtheilungen ihrer Hauptrubriken bekannt, und das Kind iſt in wenigen Stunden im Stande, die ganze Reihenfolge der Städte Deutſchlands nach den Unterabtheilungen ihrer Oberrubriken zu beſtimmen, wenn man ihm z. E. folgende Oerter Deutſchlands mit Zahlen beſtimmt vor Augen legt:

1) Ebend. 192.
2) Ebend. 195.
3) Ebend. 198—200.

Aachen 8.	Allenbach 5.	Altenſalza 10.
Aalen 3.	Allendorf 5.	Altkirchen 8.
Abenberg 4.	Allerſperg 2.	Altona 10.
Aberthan 11.	Alſchaufen 3.	Altorf 1.
Acken 10.	Alsleben 10.	Altranſtädt 9.
Adersbach 11.	Altbunzlau 11.	Altwaſſer 13.
Agler 1.	Altena 8.	Alkerdiſſen 8.
Ahrbergen 10.	Altenau 10.	Amberg 2.
Aigremont 8.	Altenberg 9.	Ambras 1.
Ala 1.	Altenburg 9.	Amöneburg 6.
	Andernach 6.	

ſo lieſt es ſie alle auf folgende Weiſe:
Aachen liegt im weſtphäliſchen Kreiſe,
Abenberg im fränkiſchen Kreiſe,
Acken im niederſächſiſchen Kreiſe u. ſ. w.

So wird das Kind offenbar in den Stand geſetzt, 'beim erſten Erblicken der Zahl oder des Zeichens, in welche die Oberrubrike den Gegenſtand ſeiner Reihenfolge abtheilt, zu beſtimmen, in welche Kunſtanſicht jedes Wort dieſer Reihenfolge gehört, und ſo die alphabetiſche Nomenklatur, wie geſagt, in eine wiſſenſchaftliche zu verwandeln."

Eine Widerlegung dieſes Verfahrens iſt unnöthig.[1]

Weiterhin folgt eine Anweiſung, uns[2] „das Weſen, die Beſchaffenheiten und die Kräfte aller Gegenſtände, die wir uns durch die Namenlehre zum Bewußtſein gebracht und durch die Zuſammenſtellung ihrer Namen und ihrer Beſchaffenheiten auf einen gewiſſen Grad klar gemacht haben, noch mehr zu verdeutlichen." Die Mutter ſoll deshalb dem Kinde Redeübungsſätze vorſagen und nachſprechen laſſen. Unter dieſen Sätzen ſind viele, dem Kinde ganz unverſtändliche, z. B. der Gläubiger will bezahlt ſein. Das Recht muß gehandhabt ſein u. a.[3]

Es ſind Redeübungen ohne irgend einen Hintergrund von Anſchauung. —

* * *

Wir ſahen, daß Peſtalozzi vor Allem dieß ins Auge faßte: der Unterricht müſſe von der ſinnlichen Anſchauung ausgehen, aus welcher ſich zuletzt der deut-

1) Wie ſind auch die erſten beſten obſcuren Ortsnamen aufgegriffen, als Aberthan, Ala ꝛc. Höchſtens fünf von den 31 aufgeführten Orten würden in eine Schulgeographie Aufnahme verdienen. Von Karten iſt nicht die Rede.

2) Ebend. 202. 208.

3) Ebend. 210. Die gegebenen Beſchreibungen ſinnlicher Gegenſtände, welche ebenfalls zum Verdeutlichen beitragen ſollen, möchten weder dazu, noch an ſich genügen. Z. B. „Liegen iſt mit ſeinem in eine Horizontalſtellung gebrachten Körper auf irgend etwas ruhen."

liche Begriff entwickle. Er ſagte:[1] wir ſeien durch den Zauber einer Sprache geblendet, „die wir redeten, ohne von den Begriffen, die wir durch den Mund laufen ließen, irgend eine anſchauliche Erkenntnis zu haben.“ Er bekämpft[2] „jede Wiſſenſchaftslehre, die durch Menſchen dictirt, explicirt, analyſirt wird, welche nicht übereinſtimmend mit den Geſetzen der Natur reden und denken gelernt haben,“ deren „Definition wie ein Deus ex machina in die Seele gezaubert oder wie durch Theater-Soufleurs in die Ohren geblaſen werden muß,“ wodurch die Menſchen „zu einer elenden Komödiantenbildungsmanier verſinken.“ Er eifert gegen die [3]„anſchauungsloſen Definitionen.“ [4]„Definitionen, ſagt er, ſind der einfachſte und reinſte Ausdruck deutlicher Begriffe, ſie enthalten aber für das Kind nur in ſoweit wirkliche Wahrheit, als ſich dasſelbe des ſinnlichen Hintergrunds dieſer Begriffe mit großer umfaſſender Klarheit bewußt iſt; wo ihm die beſtimmteſte Klarheit in der Anſchauung eines ihm definierten ſinnlichen Gegenſtandes mangelt, da lernt es blos mit Worten aus der Taſche ſpielen, ſich ſelbſt täuſchen, und blindlings an Töne glauben, deren Klang ihm keinen Begriff beibringen oder einen andern Gedanken veranlaſſen wird, als daß es eben einen Laut von ſich gegeben habe.

Hinc illae lacrimae!“

Dieſe trefflichen Principien Peſtalozzis können nicht genug beherzigt werden. Legt man ſie aber als Maßſtab an ſeine eigene Unterrichtsweiſe, ſo ergibt ſichs, daß dieſe Weiſe jenen Principien ſchnurſtracks zuwider läuft. Nicht mit Anſchauung beginnt er, ſondern mit Worten; Subſtantiva ſind ihm ſtatt der Anſchauung von Dingen, Adjectiva ſtatt der Anſchauung dinglicher Eigenſchaften. So mit dem Worte, ſtatt mit der Anſchauung beginnend, muß ſeine Polemik gegen die leere Wortweisheit auch ſeine eigene Unterrichtsweiſe treffen. Fichte[5] ſagt ſehr treffend in Bezug auf Peſtalozzis Anſicht: „Im Felde der objectiven Erkenntnis, die auf äußere Gegenſtände geht, fügt die Bekanntſchaft mit dem Wortzeichen der Deutlichkeit und Beſtimmtheit der innern Erkenntnis, für den Erkennenden ſelbſt durchaus nichts hinzu, ſondern ſie erhebt dieſelbe bloß in den völlig verſchiedenen Kreis der Mittheilbarkeit für andere. Die Klarheit jener

1) Ebend. 302.

2) Ebend. 306.

3) Ebend. 311.

4) Ebend. 310. Peſtalozzi zeigt auch kurz und wahr, daß nur unter Sachverſtändigen ein wahrhaftiges Verſtändigen durch die Rede möglich ſei. „Was mir nicht ganz klar iſt,“ ſagt er, von dem kann ich nicht beſtimmt ſagen, wie es beſchaffen iſt, geſchweige, was es iſt; ich kann es nicht einmal beſchreiben, geſchweige, daß ich es definieren könnte. Wenn mir nun ein Dritter die Worte in den Mund legt, wodurch ein anderer, dem die Sache klar war, dieſelbe Leuten von ſeinem Schlage deutlich macht, ſo iſt ſie um deswillen mir noch nicht deutlich, ſondern ſie iſt und bleibt in ſo weit die deutliche Sache des andern und nicht die meinige, als die Worte dieſes Anderen das für mich nicht ſein können, was ſie für ihn ſind: der beſtimmte Ausdruck der vollendeten Klarheit ſeines Begriffes.“ Ebend. 311.

5) Reden an die deutſche Nation. S. 170.

Erkenntnis beruht gänzlich auf der Anſchauung, und dasjenige, was man nach Belieben in allen ſeinen Theilen, gerade ſo wie es wirklich iſt, in der Einbildungskraft wieder erzeugen kann, iſt vollkommen erkannt, ob man nun dazu ein Wort habe oder nicht. Wir ſind ſogar der Ueberzeugung, daß jene Vollendung der Anſchauung der Bekanntſchaft mit dem Wortzeichen voraus gehen müſſe, und daß der umgekehrte Weg gerade in jene Schatten- und Nebelwelt, und in das frühe Maulbrauchen, welche beide Peſtalozzin mit Recht ſo verhaßt ſind, führe, ja, daß der, der nur je eher je lieber das Wort wiſſen will, und der ſeine Erkenntniſſe für vermehrt hält, ſo bald er es weiß, eben in jener Nebelwelt lebt, und bloß um deren Erweiterung bekümmert iſt."

Wir hätten von Peſtalozzi Belehrung erwartet; einmal, wie man die Sinne der Kinder üben und zum klaren Auffaſſen der Dinge geſchickt machen ſolle; dann, wie ſie die ſinnlichen Eindrücke ſprachlich ausdrücken, die ſtummen Anſchauungen in Worte überſetzen ſollen. —

Doch Peſtalozzi gibt einige Winke, insbeſondere wie der Naturunterricht methodiſch zu betreiben ſei. Nicht[1] in den Wald und auf Wieſen müſſe man das Kind gehen laſſen, ſagt er, um Bäume und Kräuter kennen zu lernen, „Bäume und Kräuter ſtehen hier nicht in den Reihenfolgen, welche die geſchickteſten ſind, das Weſen einer jeden Gattung anſchaulich zu machen, und durch den erſten Eindruck des Gegenſtandes zur allgemeinen Kenntnis des Faches vorzubereiten." Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich dieſe — ich habe beim beſten Willen kein beſſeres Wort dafür — dieſe überſchwengliche, methodiſche Pedanterei widerlegen,[2] gegen welche ſich ſchon jedes friſche, für die Schönheit der Natur empfängliche Gemüth mit richtigem Takt ſträubt.

Wenn aber in dem vorliegenden Werke, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," nichts näheres über Sinnenbildung und der aus ihr erwachſenden Sprachbildung geſagt iſt, ſo verweiſt Peſtalozzi in dieſer Hinſicht auf ſein „Buch der Mütter." Die Anſicht: das Lernen des Kindes müſſe mit dem ihm Nahen beginnen, ſcheint ihn auf den Gedanken gebracht zu haben: nichts ſinnliches ſei dem Kinde näher, als ſein eigener Leib, darum müſſe es mit deſſen Betrachtung anfangen. Das Buch der Mütter beſchreibt nun den Leib und alle ſeine Glieder und Theile der Glieder bis ins Einzelnſte. Wenige Menſchen — von Aerzten ſchweige ich — möchten ihren Leib ſo genau kennen, wie das Kind ihn kennen lernen ſoll, wenige verſtehen, was etwa mit folgendem gemeint ſei: „Die mittleren Zeigefingerknöchel liegen außen an den mittleren Zeigefingergelenken, zwiſchen den hintern und mittleren Gliedern der Zeigefinger" ꝛc. Die Mutter ſoll das Buch mit dem Kinde wörtlich, mit ſteter Hinweiſung auf des Kindes Leib, durchgehen.

Ich behalte mir vor, über dies Buch wie über andere ſogenannte Uebungen

1) Ebend. 316.

2) Schon früher habe ich mich hierüber in meinen „Vermiſchten Schriften" (Th. 2, S. 110) erklärt, worauf ich verweiſe.

der Anſchauung mehr zu ſagen, wenn ich von Sinnenbildung ſpreche. Ich werde zu zeigen ſuchen, daß es ein großer Mißgriff Peſtalozzis war, des Kindes Leib als erſtes Object herauszuwählen, an welchem es ſein Auge und ſein Sprechen üben könne, und daß überhaupt die ſogenannten Uebungen der Anſchauung Peſtalozzis und ſeiner Schule eigentlich als Redeübungen betrachtet werden müſſen, bei denen man vielmehr darauf ausgeht, den Kindern Worte und Sätze beizubringen, als einen klaren, bleibenden Eindruck und eine wahrhaftige Kenntnis der beſprochenen Dinge. Wer geſtern einen Menſchen ſah und ſein Bild innerlich ſo feſt auffaßte, daß er ihn heute nach der innern Anſchauung malen könnte — wer eine Melodie, die er geſtern hörte, heute aus dem Kopfe richtig ſingen kann — wer geſtern Eſſig roch und ihm heute bei der Erinnerung an den Geruch das Waſſer im Munde zuſammenläuft u. ſ. w., deſſen Anſchauungen ſind durch eine ſolche Conception erprobt, wenn er ſie auch nicht in Worte überſetzt.

Nie wird durch Peſtalozzis und der Peſtalozzianer Uebungen, wie ſie in der Regel ſind, ſolch Imaginiren[1] der Anſchauungen bewirkt werden.

Zum Schluſſe ſeines Werkes frägt Peſtalozzi:[2] „Wie hängt das Weſen der Gottesverehrung mit den Grundſätzen zuſammen, die ich in Rückſicht auf die Entwicklung des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen für wahr angenommen habe?“

Es iſt ſchwer, ihm bei Beantwortung dieſer Frage zu folgen. Alles Höhere im Menſchen geht nach ihm hauptſächlich von dem Verhältnis aus, das zwiſchen dem unmündigen Kinde und ſeiner Mutter ſtatt hat. Liebe, Vertrauen, Dank des Kindes gegen die Mutter entfaltet ſich und wird ſpäter, von dem durch die Mutter ermahnten Kinde, auf Gott übergetragen. Dieß bezeichnet Peſtalozzi als den einzigen Weg der Bildung zur Religioſität, und ſetzt dabei eine engelreine Mutter und ein urſprünglich ganz unſchuldiges Kind voraus. Die Mutter ſoll auch das Kind als eine Heilige unter ihre Flügel nehmen, wenn es heranwächſt und von der Welt, die nicht „Gottes erſte Schöpfung,“ nicht unſchuldig iſt, zum Böſen gelockt wird. Mutterloſe Waiſen müßten nach Peſtalozzi ganz ohne religiöſe Bildung bleiben. Vom Vater iſt gar nicht die Rede, nur einmal heißt es: er ſei „an ſeine Werkſtatt gebunden,“ könne ſich mit dem Kinde nicht abgeben.

Kurz die Mutter wird als die Mittlerin zwiſchen Gott und dem Kinde hingeſtellt. Aber mit keinem Wort wird erwähnt, daß ſie ſelbſt eines Mittlers bedürfe; Chriſti Name iſt im ganzen Buche nicht genannt. Daß die Mutter eine chriſtliche Mutter ſei, Glied der Kirche, daß ſie dem Kinde lehre, was ſie

1) Imaginiren, Einbilden d. i. ſich die imagines, Bilder ſinnlicher Objecte einprägen geiſtig aneignen. Vgl. mein Geſpräch mit Peſtalozzi S. 357, und in meiner Ausgabe der Confeſſionen Auguſtins S. 48, Note 10; S. 165, Note 9; S. 238 und 239. Das 8te Cap. dazu die Noten 2 und 10.

2) Ebend. 350.

als Glied der Kirche ſelbſt gelernt, das iſt nirgends erwähnt. Die heilige Schrift wird ignorirt; aus dem eigenen Herzen ſchöpft die Mutter ihre Theologie. In dieſem Werke herrſcht alſo eine entſchiedene Entfremdung von Chriſto. Wir werden aber ſpäter ſehen, daß es ungerecht wäre, wollten wir Peſtalozzis Religioſität nach der, in den letzten Kapiteln jenes Werks aufgeſtellten, haltloſen Theorie ermeſſen. —

Nachdem wir nun den Inhalt des in Burgdorf gewordenen und geſchriebenen Buchs betrachtet, eines Buchs, welches pädagogiſche Fundamentalgedanken, Gedanken von der weſentlichſten Wahrheit neben den entſchiedenſten pädagogiſchen Misgriffen und Verkehrtheiten enthält, ſo muß es vom größten Intereſſe ſein zu hören, wie Peſtalozzi als Director ſeiner Anſtalt und Lehrer in Burgdorf gewirkt habe. Hievon giebt uns eine kleine, aber in vieler Hinſicht höchſt intereſſante und leſenswerthe Schrift, Nachricht.[1] Es iſt dieß die „Kurze Skizze meines pädagogiſchen Lebens von Johannes Ramſauer.“ Der Verfaſſer, Sohn eines Handelsmannes, zu Heriſau in Appenzell 1790 geboren, wanderte im Jahre 1800, da viele Cantone, auch Appenzell, durch die franzöſiſche Revolution ganz heruntergekommen waren, nebſt 44 andern Knaben von 10 bis 14 Jahren aus, und kam ſo nach Schleumen, unweit Burgdorf, von wo aus er zuerſt die untergeordnete Stadtſchule beſuchte, in welcher Peſtalozzi, wie erwähnt, unterrichtete. Von dieſem Unterricht erzählt Ramſauer:

„Schulgerecht lernte ich da nichts, ſo wenig als andere Schüler; ſein (Peſtalozzi's) heiliger Eifer aber, ſeine hingebende, ſich ſelbſt ganz vergeſſende Liebe, ſeine, ſogar in die Augen der Kinder fallende, ernſte gedrückte Lage machten den tiefſten Eindruck auf mich und knüpften mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das ſeinige.“[2]

„Ein deutliches Bild dieſer Schule zu geben iſt unmöglich, daher hier nur einige Bruchſtücke. In dieſer Schule ſollte, nach Peſtalozzis Ideen, aller Unterricht ausgehen und wieder zurückgeführt werden auf Sprache, Zahl und Form. Ein eigentlicher Schulplan war nicht vorhanden, auch kein Stundenplan, weshalb ſich auch Peſtalozzi an keine beſtimmten Stunden band, ſondern meiſtens 2—3 Stunden dasſelbe trieb. Wir waren etwa 60 Knaben und Mädchen, von 8—15 Jahren, hatten Unterricht von 8—11 Uhr Vormittags und von 2—4 Uhr Nachmittags. Aller Unterricht beſchränkte ſich auf Zeichnen, Rechnen und Sprachübungen. Es wurde weder geleſen noch geſchrieben, daher hatten die Schüler weder Schreib- noch Leſebücher; ebenſowenig wurde weder etwas Weltliches, noch etwas Geiſtliches auswendig gelernt. Zum Zeichnen bekamen wir weder Vorſchriften, noch Bedingungen, nur Röthel und Tafeln, und während uns Peſtalozzi Sätze aus der Naturgeſchichte (als Sprachübungen) vorſagte, ſo ſollten

1) Wenn Peſtalozzi ſelbſt von ſeinem Unterrichten erzählt, ſo vermiſcht er zu ſehr das, was er ahndete und wollte, mit dem, was er wirklich that und ausführte.

2) Ramſauer 6.

wir zu gleicher Zeit zeichnen, ‚was wir wollten.‘ Wir wußten aber nicht was zeichnen, daher kam es, daß die Einen Männchen und Weibchen, Andre Häuſer, noch Andre Striche, Schnörkel und Arabesken, und was ihnen in den Sinn kam, zeichneten. Auch ſah Peſtalozzi nie nach, was wir gezeichnet, oder vielmehr geſchmiert hatten, aber an den Kleidern, beſonders an dem Aermel und Ellbogen konnte man allen Schülern anſehen, daß ſie mit Röthel umgegangen waren. Zum Rechnen hatten wir, je zwei und zwei Schüler zuſammen, eine kleine, auf Pappe gezogene Tabelle, auf der in viereckigen Feldern Punkte verzeichnet waren, die wir zählen, zuſammenzählen, abziehen, mit einander multiplicieren und in einander dividieren mußten. Aus dieſen Uebungen bildeten Krüſi und Buß zuerſt die Einheiten- und ſpäter die Bruchtabellen. Da Peſtalozzi aber nur der Reihe nach vor- und nachſprechen ließ, und nie fragte, keine Aufgaben gab, ſo blieben dieſe Uebungen, die ſonſt ſehr gut waren, ohne großen Nutzen. Er war auch nicht geduldig genug, um wiederholen zu laſſen oder Fragen zu geben, auch ſchien er ſich in ſeinem ungeheuren Eifer gar nicht um den einzelnen Schüler zu bekümmern. Das Beſte was wir bei ihm hatten, waren die Sprachübungen, wenigſtens diejenigen, die er an den Tapeten des Schulzimmers mit uns vornahm, und die wahre Anſchauungsübungen waren. Dieſe Tapeten waren ſehr alt und zerriſſen und vor dieſe mußten wir uns oft 2—3 Stunden nach einander hinſtellen und von den darauf gemalten Figuren und eingeriſſenen Löchern ſagen, was wir hinſichtlich ihrer Form, Zahl, Lage und Farbe ſahen und das Geſehene und Bemerkte in immer größere Sätze zuſammenfaſſen. Dann fragte er: „Buben, was ſeht Ihr?“ (die Mädchen nannte er nie).

Antwort:

Ein Loch in der Wand.

Ein Schranz (Riß in der Wand).

Peſtalozzi: Gut, ſprecht mir nach:

Ich ſehe ein Loch in der Tapete.

Ich ſehe ein langes Loch in der Tapete.

Hinter dem Loch ſehe ich die Mauer.

Hinter dem langen ſchmalen Loche ſehe ich die Mauer.

Peſtalozzi: Sprecht mir nach:

Ich ſehe Figuren an der Tapete.

Ich ſehe ſchwarze Figuren an der Tapete.

Ich ſehe runde ſchwarze Figuren an der Tapete.

Ich ſehe eine viereckige gelbe Figur an der Tapete.

Neben der viereckigen gelben Figur ſehe ich eine ſchwarze runde.

Die viereckige Figur iſt durch einen dicken ſchwarzen Strich mit der runden verbunden u. ſ. w.

Weniger zweckmäßig waren die Sprachübungen, die er aus der Natur-

geſchichte nahm, und wobei er uns vorſprach, während wir, wie oben geſagt, zeichnen mußten. Er ſprach vor:

Amphibien. Schleichende Amphibien.
Kriechende Amphibien.
Affen. Geſchwänzte Affen.
Ungeſchwänzte Affen u. ſ. w.

Hiervon verſtanden wir kein Wort; denn es wurde kein Wort erklärt und es wurde ſo ſingend und überhaupt ſo ſchnell und undeutlich vorgeſprochen, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn jemand etwas davon verſtanden und etwas dabei gelernt hätte, zudem ſchrie Peſtalozzi ſo entſetzlich laut und anhaltend, daß er uns auch nicht nachſprechen hören konnte, und das um ſo weniger, da er nie auf uns wartete, wenn er einen Satz vorgeſprochen hatte, ſondern ununterbrochen fortfuhr, und eine ganze Seite in einem fort vorſprach. Was er uns ſo vorſprach, war auf einen halben Bogen großen Carton (Papp) aufgezogen, und unſer ganzes Nachſprechen beſtand größtentheils darin, daß wir am Ende „en — en“ oder „Affen, Affen“ ſagten. Vom Fragen und Wiederholen war nie die Rede. Da Peſtalozzi ſich in ſeinem Eifer an keine Zeit band, ſo trieb man das, was er um 8 Uhr mit uns angefangen hatte, gewöhnlich bis 11 Uhr, und er war ſchon um 10 Uhr ganz müde und heiſer. Daß es 11 Uhr ſei, merkten oder hörten wir am Lärm anderer Schüler auf der Straße, und wir liefen dann gewöhnlich alle fort, ohne Abſchied zu nehmen. — So ſtrenge Peſtalozzi jederzeit ſeinen Gehülfen jede körperliche Strafe verboten hatte, ſo wenig unterließ er dieſelbe in dieſer Schule und gab gar oft rechts und links Ohrfeigen. — Die meiſten Schüler dieſer Schule machten ihm aber das Leben ſehr ſauer, ſo daß ich wahres Mitleid mit ihm hatte und mich deſto ſtiller verhielt; das bemerkte er auch bald und nahm mich deswegen manchmal um 11 Uhr mit ſich zum Spazieren, wo er bei gutem Wetter tagtäglich nach der Emme gieng und zur Erholung und zur Zerſtreuung Steine ſuchte. Letzteres mußte ich auch thun, wiewohl es mir ſonderbar vorkam, da Millionen da lagen und ich nicht wußte, welche davon geſucht werden ſollten. Er ſelbſt kannte nur wenige Steine, ſchleppte aber dennoch täglich ſeine Taſche und ſein Taſchentuch voll von da nach Hauſe, wo ſie — nie mehr angeſehen wurden. Dieſe Liebhaberei behielt er ſein ganzes Leben hindurch, und in Burgdorf war im ganzen Inſtitut nicht leicht ein ganzes Taſchentuch zu finden, weil alle vom Steinſchleppen zerriſſen waren. Etwas (zwar Unwichtiges) darf ich nicht vergeſſen: das erſte Mal, als ich in Peſtalozzis Schule geführt wurde, küßte und begrüßte er mich herzlich, wies mir dann ſchnell einen Platz an und ſprach den ganzen Vormittag kein Wort mehr mit mir, ſondern ſprach beſtändig vor, ohne Halt zu machen. Da ich nun von allem nichts verſtand, als jedesmal am Ende des Satzes das Wort „Affe, Affe,“ und Peſtalozzi äußerlich ſehr häßlich war und ohne Halstuch, ohne Rock in bloßen langen Hemdärmeln, die ihm über die nachläſſig herumſchwenkenden Arme und Hände

herunterhiengen — wie wild in der Stube herumrannte, ſo kam mir ein wahr
Grauen an, und bald würde ich geglaubt haben, daß er ſelbſt ein Affe wär
Auch fürchtete ich mich in den erſten Tagen um ſo mehr vor ihm, da er m
bei meiner Ankunft mit ſeinem ſtarken, ſtechenden Bart einen Kuß gegeben hatt
den erſten, den ich meines Wiſſens in meinem Leben empfangen habe."[1]

Vom Unterricht der andern Lehrer erzählt Ramſauer weniger; eine Frut
ihres Unterrichts waren die unter Peſtalozzis Namen 1803 erſchienenen Eleme
tarbücher, nämlich: 1) „Abc der Anſchauung oder Anſchauungslehre der Maßv
hältniſſe. 2) Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe." Nur das dritte Eleme
tarbuch iſt von Peſtalozzi ſelbſt ausgearbeitet; es iſt das ſchon erwähnte „Bu
der Mütter oder Anleitung für Mütter ihre Kinder bemerken und reden zu lehren

Die Anſtalt machte mehr und mehr Aufſehen, beſonders zog, „Wie Gertrud
Männer aus der Ferne herbei. Decan Ith, von der helvetiſchen Regierung 18(
zur Prüfung des Inſtituts geſchickt, berichtete über dasſelbe ſehr günſtig, ſo d
es von der Regierung als ein öffentliches anerkannt ward, die Lehrer auch klei
Beſoldungen erhielten.

Bald darauf, 1803, ward aber jene Regierung von Napoleon aufgehol
und die Cantonsverfaſſung wieder hergeſtellt. Die Berner Regierung beſtimm
nun das Schloß Burgdorf zum Sitz eines Oberamtmanns; Peſtalozzi mußte
am 22. Auguſt 1804 räumen. —

In der Zeit ſeines Aufenthalts in Burgdorf, im Jahre 1802, berief N
poleon Schweizer Deputirte nach Paris. Zwei Diſtricte wählten Peſtalozzi z
Deputirten. Vor ſeiner Abreiſe publicirte er „Anſichten über die Gegenſtän
auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk zu richten hat." Ein M
moire über das, was der Schweiz Noth thue, übergab er dem erſten Con
welcher es ſo wenig beachtete als Peſtalozzis pädagogiſche Beſtrebungen, und
klärte, er könne ſich ins Abclehren nicht miſchen.[2]

8. München-Buchſee.
1804.

Die berner Regierung räumte an Peſtalozzi das Kloſter Buchſee für ſ
Anſtalt ein und ließ dasſelbe einrichten. Nahe Buchſee liegt Hofwyl, wo Fel
berg wohnte. Die Lehrer der Anſtalt übergaben an Fellenberg die Direc
derſelben, „nicht ohne meine Einwilligung, ſagt Peſtalozzi, aber zu meiner
ſten Kränkung."[3]

Er geſteht jedoch Fellenberg große Regierungsfähigkeit zu. Bei ihm herr
der Verſtand vor, wie bei Peſtalozzi das Gemüth; es fehlte daher der Anſta
Buchſee „die allgemein belebende Liebe und Wärme, die alle in Burgdorf

1) Ebend 7—11.
2) Mönnich 52.
3) Lebensſchickſale 9.

glücklich machte, es war da überhaupt alles anders. Dennoch hatte Buchsee den Vorzug, daß daselbst mehr Ordnung herrschte und man mehr lernte als in Burgdorf."[1]

Pestalozzi sah, daß seine Anstalt nie von Fellenberg unabhängig werden würde, so lange sie in Buchsee bliebe, und gieng deshalb gern auf die höchst vortheilhaften Vorschläge der Stadt Iferten zur Aufnahme seines Instituts ein. Mit einigen seiner Lehrer und acht Zöglingen reiste er dorthin, ein halbes Jahr später folgten die übrigen Lehrer nach,[2] denen, wie Pestalozzi bemerkt, „das Regiertwerden sehr bald weit mehr als das Nichtregiertsein unter meiner Regierungsunfähigkeit je mißfallen hatte."

9. Iferten.

a. Von 1805 bis zu Schmids Austritt 1810.

Wir treten nun in eine Periode, da Pestalozzi und sein Institut eine europäische Berühmtheit erlangte, pestalozzische Lehrer in Madrid, Neapel und Petersburg unterrichteten, der Kaiser von Rußland persönlich dem Greise sein Wohlwollen bezeigte, und Fichte in Pestalozzi und seinem Wirken den Anfang einer Erneuung der Menschheit erblickte.

Die Charakteristik dieser Periode fällt aber ungemein schwer. Den Bewunderern Pestalozzis gegenüber stehen bittere Tadler; bei näherer Beleuchtung gibt man beiden Recht, beiden Unrecht. Im Institut selbst bildet sich eine entsetzliche Entzweiung der Lehrer, an der Spitze der zwei Parteien stehen Niederer und Schmid, sie schmähen sich gegenseitig auf unerhörte Weise. Wem soll man beipflichten, keinem oder beiden?

Frägt man: zu welcher Partei hielt sich Pestalozzi, oder stand er über den Parteien? will man sich ganz nach seinem Urtheil richten, so geräth man in noch größere Verwirrung. Zu verschiedenen Zeiten urtheilt er über denselben Mann höchst verschieden, sah in ihm bald einen hülfreichen Engel, vor dem er sich über die Gebühr demüthigte und von dem er alles Heil für die Anstalt erwartete, bald einen fast teuflischen Menschen, welcher nur auf den Ruin der Anstalt sinne und hinarbeite.[3]

Glaubt man etwa, eine sichere Quelle zu haben an dem im Jahre 1807 erschienenen, von Pestalozzi und Niederer verfaßten „Bericht an die Eltern und das Publikum über den Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt"; so wird man durch Anmerkungen enttäuscht, welche Pestalozzi selbst dem spätern Abdruck[4] dieses Berichts beifügte, noch mehr aber durch seine letzte Schrift

1) So urtheilt Ramsauer 19. 20.

2) Es waren 7—8 Lehrer und etwa 70 Zöglinge. Heußler 42.

3) Man vergleiche z. B. Pestalozzis Urtheil über Niederer in der Rede am Neujahrstage 1811 mit dem, welches er an verschiedenen Stellen seiner „Lebensschicksale" fällt.

4) In der Ausgabe seiner Werke. Thl. 11.

„Meine Lebensſchickſale.“ Dieſe Schrift ſteht überhaupt in Widerſpruch mit denen, welche die peſtalozziſche Anſtalt, wie ſie früher war, ſehr lobten. Vom Jahre 1810 an, in welchem die Spaltung zwiſchen Niederer und Schmid ausbrach, treten die meiſten Berichterſtatter auf Niederers Seite, während Peſtalozzi ſelbſt vom Jahre 1815 bis an ſeinen Tod unwandelbar mit Schmid zuſammenhält. —

Ich würde verzweifeln, mich in dieſem Labyrinthe einigermaßen zurecht zu finden, wenn ich nicht vom October 1809 bis Mai 1810 im Inſtitut gelebt und dort Perſonen und Umſtände näher kennen gelernt hätte. Doch der Leſer wird nach meiner Beglaubigung fragen, fragen: ob ich mich denn allein aller Parteilichkeit entäußert und dadurch einen ungetrübten Blick bewahrt habe? Darauf entgegne ich: mit dem beſten Willen trat ich in die Anſtalt und hatte keine Ahnung von der, in den Naturen und Charakteren mehrerer Lehrer ſchlummernden Disharmonie. In wie fern ich beim Ausbruch der Streitigkeiten Partei nahm — wenn man es ſo nennen will — das werde ich ſo viel mir möglich unparteiiſch erzählen. 37 Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, vier dieſer Jahre ſtund ich ſelbſt an der Spitze einer Erziehungsanſtalt, ſo habe ich manche Erfahrung gemacht und genug Zeit gehabt, um ein ruhiges Urtheil über die Verhältniſſe des peſtalozziſchen Inſtituts in mir reifen zu laſſen. Ich will nun erzählen, wie ich zu dem Entſchluß kam, zu Peſtalozzi zu gehen, was ich in Iferten fand und weshalb ich es verließ.

Nachdem ich in Göttingen und Halle ſtudiert, widmete ich mich in Freiberg mehrere Jahre unter Leitung Werners der Mineralogie, unterſuchte deutſche und franzöſiſche Gebirge und reiſte dann im Herbſt 1808 nach Paris, um meine Studien fortzuſetzen.

Hier gieng in mir eine große Umwandlung vor, welche von zweien Seiten vorbereitet war. Einmal hatte ich aus Erfahrung gelernt, wie wenig der Einzelne auch beim beſten Willen und mühſamſten Fleiße für die Gebirgsforſchung zu wirken im Stande ſei, daß es vielmehr der vereinigten, verſtändigen, ausdauernden Arbeit vieler bedürfe, um aus dem Glauben zum Schauen der Gebirgsgeſetze durchzudringen. So überzeugte ich mich, man müſſe nicht bloß ſelbſt für die Wiſſenſchaft arbeiten, ſondern nach zurückgelegten Lehrjahren Andere unterrichten und für die Wiſſenſchaft erziehn. Wie viel mehr, dachte ich, iſt es nicht, Einen neuen Arbeiter als Eine einzelne neue Arbeit zu liefern, da jener ja viele Arbeiten ausführen, ja ſelbſt wieder Arbeiter erziehen kann. Wenn mich dieſe Ueberlegung auf das Erziehungs- und Unterrichtsweſen hinwies, ſo noch mehr ein Zweites. Die traurige Zeit ſeit 1806 hatte mich krampfhaft ergriffen, menſchenſcheu gemacht und ganz geſtimmt, mich der einſamſten Gebirgsforſchung zu ergeben. In Paris ſteigerte ſich dieſe Stimmung unter den übermüthigen Verächtern des deutſchen Vaterlandes. Aber hier war es auch, wo mir zuerſt eine Hoffnung *aufgieng*, ein einſames Licht in der finſtern Nacht entgegen leuchtete. Ich las

Peſtalozzi und das was Fichte in ſeinen Reden an die deutſche Nation über Erziehung und Peſtalozzi ſagt. Der Gedanke: es müſſe ein neues beſſeres Deutſchland auf den Trümmern des alten emporwachſen, reine Jugendblüten auf verwitterter Pflanzenerde, ergriff mich mächtig. So erwachte der Entſchluß, nach Iferten zu Peſtalozzi zu gehen.

Fichtes Reden[1] hatten auf mich den größten Einfluß. Von Franzoſen umgeben, zeigte der tapfere Mann ſeinen berliner Zuhörern, auf welche Weiſe ſie das franzöſiſche Joch abſchütteln und ihre Nationalität erneuen und ſtark machen könnten.

Beſonders verſprach er Rettung durch eine Nationalerziehung der Deutſchen, welche er als den Anfang einer gänzlichen Umſchaffung des Menſchengeſchlechts bezeichnete, durch welche der Geiſt die volle Herrſchaft über das Fleiſch erringen ſollte. Auf die Frage: „an welches in der wirklichen Welt ſchon vorliegende Glied die Ausführung der neuen Erziehung ſich anknüpfen ſolle?“ antwortete Fichte: „an den von Heinrich Peſtalozzi erfundenen, vorgeſchlagenen und unter deſſen Augen ſchon in glücklicher Ausführung begriffenen Unterrichtsgang.“

Er charakteriſiert nun Peſtalozzi, vergleicht ihn mit Luther, beſonders in ſeiner Liebe zum armen verwahrloſten Volke. Dem habe er zunächſt durch Erziehung helfen wollen, aber ſtatt Volkserziehung habe er etwas Größeres, eine alle umfaſſende Nationalerziehung gegeben.

Weiterhin äußert er ſich auf ſeine eigenthümliche Weiſe über Peſtalozzis Methode, und kritiſiert ſie. Er ſpricht gegen deſſen irrige Anſicht der Sprache, „als eines Mittels unſer Geſchlecht von dunkler Anſchauung zu deutlichen Begriffen zu erheben“; auch gegen das Buch der Mütter. Dringend empfiehlt er dagegen die von Peſtalozzi in Anregung gebrachte Entwicklung der körperlichen Fertigkeiten;[2] auch um die ganze Nation kriegsfertig zu machen und dadurch die ſtehenden Heere zu beſeitigen. Das Geſchick, ſich ſein Brot zu verdienen, ſtellt er, wie Peſtalozzi, hoch als Bedingung eines ehrenfeſten bürgerlichen Daſeins.

Beſonders legt er dem Staate die Verpflichtung auf, ſich der Erziehung anzunehmen. Er ſprach in der, durch den unglücklichen Krieg der vorangehenden Jahre tief gedemüthigten Hauptſtadt Preußens, in der hoffnungsloſeſten Zeit Deutſchlands.

„Möchte der Staat, ſprach er zu preußiſchen Zuhörern, unter denen ſich hohe Staatsbeamte befanden, möchte der Staat und alle die denſelben berathen, es wagen, ſeine eigentliche, dermalige Lage ins Auge zu faſſen und ſie ſich zu geſtehen; möchte er lebendig einſehen, daß ihm durchaus kein anderer Wirkungs-

1) Reden an die deutſche Nation. 1808.

2) Ich will hier nicht auf Beſtreitung der Fichteſchen Anſicht von der urſprünglichen ſittlichen Güte der Menſchennatur eingehen, während er mehr als irgend einer von dem gänzlichen Verderben der Erwachſenen überzeugt iſt. Ich verweiſe auf das, was ich hierüber gegen Rouſſeau geſagt.

kreis übrig gelaſſen iſt, in welchem er als ein wirklicher Staat, urſprünglich und ſelbſtändig, ſich bewegen und etwas beſchließen könne, außer dieſem, der Erziehung der kommenden Geſchlechter; daß, wenn er nicht überhaupt nichts thun will, er nur noch dieſes thun kann; daß man aber auch dieſes Verdienſt ihm ungeſchmälert und unbeneidet überlaſſen werde. Daß wir es nicht mehr vermögen, thätigen Widerſtand zu leiſten, iſt, als in die Augen ſpringend und von jedermann zugeſtanden, ſchon früher von uns vorausgeſetzt worden. Wie können wir nun die Fortdauer unſers dadurch verwirkten Daſeins gegen den Vorwurf der Feigheit und einer unwürdigen Liebe zum Leben rechtfertigen? Auf keine andere Weiſe, als wenn wir uns entſchließen, nicht für uns ſelbſt zu leben, und dieſes durch die That darthun; wenn wir uns zum Samenkorne einer würdigen Nachkommenſchaft machen, und lediglich um dieſer willen uns ſo lange erhalten wollen, bis wir ſie hingeſtellt haben. Jenes erſten Lebenszwecks verluſtig, was könnten wir dennoch anders thun? Unſere Verfaſſungen wird man uns machen, unſere Bündniſſe und die Anwendungen unſerer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Geſetzbuch wird man uns leihen, ſelbſt Gericht und Urtheilsſpruch und Ausübung derſelben wird man uns bisweilen abnehmen; mit dieſen Sorgen werden wir auf die nächſte Zukunft verſchont bleiben. Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; ſuchen wir ein Geſchäft, ſo laßt uns dieſes ergreifen! Es iſt zu erwarten, daß man in demſelben uns ungeſtört laſſen werde. Ich hoffe — vielleicht täuſche ich mich ſelbſt darin, aber da ich nur um dieſer Hoffnung willen noch leben mag, ſo kann ich es nicht laſſen, zu hoffen — ich hoffe, daß ich einige Deutſche überzeuge und ſie zur Einſicht bringen werde, daß es allein die Erziehung ſei, die uns retten könne von allen Uebeln, die uns drücken. Ich rechne beſonders darauf, daß die Noth uns zum Aufmerken und zum ernſten Nachdenken geneigter gemacht habe. Das Ausland hat andern Troſt und andere Mittel; es iſt nicht zu erwarten, daß es dieſem Gedanken, falls er je an dasſelbe kommen ſollte, einige Aufmerkſamkeit ſchenken, oder einigen Glauben beimeſſen werde; ich hoffe vielmehr, daß es zu einer reichen Quelle von Beluſtigung für die Leſer ihrer Journale gedeihen werde, wenn ſie je erfahren, daß ſich jemand von der Erziehung ſo große Dinge verſpreche."[1]

Man kann ſich denken, welch tiefen Eindruck ſolche Worte auf mich machten, als ich ſie, tief melancholiſch über die ſchmähliche Knechtſchaft meines geliebten armen Vaterlandes, in Paris, im Kaiſerſitz der Tyrannei las. Dort auch vertiefte ich mich in Peſtalozzis: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Die tiefgemüthlichen Stellen des Buchs ergriffen mich gewaltig, die neuen großen Gedanken erregten große Hoffnungen, auf ihren Flügeln ſchwebte ich damals über Peſtalozzis Mißgriffe und Irrthümer hinweg, auch mangelte es mir an Erfahrung, um dieſe leicht herauszufinden und kritiſch zu würdigen.

1) Seite 191. 192.

Um dieſelbe Zeit las ich den erwähnten Bericht an die Eltern über den Zuſtand der Peſtalozziſchen Anſtalt; er benahm mir jeden Zweifel an der Möglichkeit, meine kühnſten Hoffnungen realiſirt zu ſehen. Darauf hin entſchloß ich mich ſogleich, nach Iferten zu gehen, das mir als eine grüne Oaſe voll friſcher lebendiger Quellen mitten in der großen, unter dem Fluche Napoleons liegenden Wüſte meines theuren Vaterlandes erſchien.

Ein Freund begleitete mich nach Iferten, wo wir Ende October ankamen. Es war am Abend eines kalten Regentages, wir traten im rothen Hauſe ab. Am andern Morgen giengen wir in das alte von Karl dem Kühnen erbaute Schloß, das mit ſeinen vier großen runden Türmen einen Hof einſchließt. Hier trafen wir eine Menge Knaben; man führte uns zu Peſtalozzi. Er war im nachläſſigſten Aufzuge, im alten grauen Ueberrock ohne Weſte, kurze Beinkleider, bis auf die Pantoffeln herabhängende Strümpfe; das ſchwarze, ſtarke ſtruppige Haar ungekämmt und wüſt. Seine Stirn tief gefurcht, dunkelbraune Augen, bald ſanft und mild blickend, bald voll Feuer. Man merkte es kaum, daß der von Genialität ſtrotzende Mann häßlich ſei; lange Leiden und große Hoffnungen las man in ſeinen ſeltſamen Geſichtszügen. — Bald darauf ſahen wir Niederer, der mir den Eindruck eines jungen katholiſchen Geiſtlichen machte; Krüſi etwas beleibt, blond, blauäugig, mild und wohlwollend; Schmid, wo möglich noch cyniſcher als Peſtalozzi im Anzug, mit ſcharfen Zügen und Augen eines Raubvogels.

Damals[1] wohnten 137 Zöglinge von 6 bis 17 Jahren im Schloſſe, 28 außerhalb desſelben in der Stadt, die aber auch zu Mittag im Schloß aßen, zuſammen alſo 165. Unter ihnen waren 78 aus der Schweiz, die übrigen aus Deutſchland, Frankreich, Rußland, Italien, Spanien und Nordamerika. Im Schloſſe wohnten 15 Lehrer, worunter 9 Schweizer, welche in der Anſtalt gebildet waren. Dazu kamen 32 Erwachſene, welche die Methode ſtudierten; 7 davon waren Schweizer. Das innere des Schloſſes machte einen düſtern Eindruck, deſto ſchöner war die Lage. Eine große Wieſe trennt es von dem Südende des herrlichen Neuenburger Sees, an deſſen Abendſeite ſich der mit Weingeländen bedeckte Bergzug des Jura erhebt. Auf den Jurahöhen, über dem durch Karl des Kühnen Niederlage berühmten Granſon, überblickt man die ganze Alpenkette vom Pilatus bei Luzern bis zum Montblanc, auch ſieht man weit weit in Frankreich hinein. —

Kurze Zeit nach meiner Ankunft zog ich in das Schloß, ſchlief und aß mit den Kindern. Wollte ich für mich arbeiten, ſo geſchah es an einem Stehpult mitten im Getümmel einer Klaſſe. Kein Lehrer hatte eine eigene Wohnſtube. Ich war nun feſt willens, forthin alle meine Kräfte der Anſtalt zu widmen, weshalb ich auch Fritz Reichardt, den Bruder meiner Braut, einen Knaben von 8 Jah-

1) Henning l. c.

ren, mit mir genommen hatte und der Anſtalt übergab. Meine Lage war ganz geeignet, um den Bericht über das Inſtitut mit dem zu vergleichen, was ich täglich ſah und erlebte. Je höher meine Erwartungen durch jenen Bericht geſteigert waren, um ſo tiefer war freilich der Schmerz, als ich allmählich enttäuſcht wurde; ich wähnte ja die letzten Hoffnungen meines Vaterlandes ſchwinden zu ſehen. —

Kaum brauche ich dieſe Enttäuſchungen näher zu charakteriſiren; ergeben ſie ſich doch aus Peſtalozzis Anmerkungen zum ſpätern Abdruck ſeines Berichts, vornehmlich aber aus dem Buche: „Meine Lebensſchickſale.“ Doch will ich einige Hauptpunkte herausheben.

Vor Allem das, was im Bericht über den innerſten Geiſt der Anſtalt geſagt iſt, der ein Geiſt der reinſten Familienliebe ſei.[1] „Wir dürfen, heißt es, öffentlich mit gutem Gewiſſen es ſagen: die Kinder unſerer Anſtalt ſind froh und glücklich, ihre Unſchuld wird bewahrt, ihre Religioſität genährt, ihr Geiſt gebildet, ihr Wiſſen vermehrt, ihr Herz erhoben. Die Einrichtungen, welche hiefür beſtehen, haben eine ſtille, innere Kraft. Sie ruhen vorzüglich auf dem liebreichen und wohlwollenden Charakter, der die Lehrer unſeres Hauſes auszeichnet, und der durch eine kraftvolle Thätigkeit unterſtützt iſt. Im Ganzen herrſcht der Geiſt eines großen häuslichen Vereins, in welchem nach dem Bedürfnis eines ſolchen ein reiner, väterlicher und brüderlicher Sinn überall hervorleuchtet. Die Kinder fühlen ſich frei, ihre Thätigkeit findet in ihren Beſchäftigungen ſelbſt einen lebendigen Reiz; Anhänglichkeit und Vertrauen erhebt ihr Gemüth.“ „Das Leben des Hauſes iſt Schule der häuslichen Anhänglichkeit und des häuslichen Zuſammenhangs in einem ſeltenen Umfange.“[2] „Alle Lehrer gemeinſam, als ein organiſirtes Ganzes, thun das an allen Kindern, was die ſorgfältige Mutter allein an ihren wenigen Kindern thut.“[3] Die Maſſe der Lehrer „erhebt ſich zur vollkommenſten Einheit des Sinns und Thuns und erſcheint den Kindern nur als eine Perſon.“[4]

„Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß wir allenthalben den Geiſt des Friedens, der Liebe und gegenſeitiger brüderlicher Handbietung zu wecken und zu nähren ſuchen. Die Maſſe unſeres Hauſes iſt gut. Ein Geiſt der Kraft, der Ruhe und der Anſtrengung weht über das Ganze. Vieles zeichnet ſich in unſerer Mitte ſehr aus. Einige Zöglinge zeigen Engelherzen, voll Liebe und Ahndung eines höhern Sinns und Lebens. Die Schlechtheit fühlt ſich im Ganzen unſers Thuns und unſers Seins nicht behaglich; hingegen findet jeder Funke des Edeln und Guten, das auch im Schlechten noch da iſt, in unſerer Mitte Nahrung und Belebung. Das Gemüth der Kinder wird im Allgemeinen weder durch Strafen verhärtet, noch durch Belohnungen veroberflächlicht und vereitelt.

1) Bericht 138. 139. In Peſtalozzis Werken. Th. 11.
2) Ebend. — 3) Ebend. 140. — 4) Ebend. 142.

Das ſanftſchonende der liebevollſten Haushaltung hat in unſerer Mitte den ungeſtörteſten Spielraum. Die Kinder werden nicht leicht gekränkt. Der Schwache wird nicht dahingelenkt, ſich mit den Stärkern, ſondern mit ſich ſelbſt zu vergleichen. Wir fragen den Zögling niemals: kannſt du was ein Anderer? Wir fragen ihn nur: kannſt du die Sache? Aber wir fragen ihn immer: kannſt du ſie vollkommen? Zwiſchen Zögling und Zögling findet ſo wenig Colliſionsſtreit ſtatt, als zwiſchen liebreichen Geſchwiſtern, die in einer glücklichen Lage mit einer liebevollen Mutter leben."[1]

„Wir leben brüderlich vereinigt, frei und froh nebeneinander, und ſind für das, was wir für das einzige Nothwendige erkennen, Ein Herz und Eine Seele. Auch dürfen wir es ſagen: Unſere Zöglinge ſind mit uns Ein Herz und Eine Seele. Sie fühlen, daß wir väterlich an ihnen handeln; ſie fühlen, daß wir ihnen dienen, und daß wir froh ſind, ihnen zu dienen; ſie fühlen, daß wir ſie nicht bloß unterrichten; ſie fühlen, daß wir alles, was in ihnen Menſch iſt, zu ihrer Bildung in Bewegung und ins Leben ſetzen. Auch hangen ſie mit ganzem Herzen an unſerm Thun. Sie leben in ſtetem Bewußtſein ihrer Kraft."[2]

Mußte nicht ſelbſt ein nüchterner Leſer der mitgetheilten Stellen glauben, daß in der Peſtalozziſchen Anſtalt auf ſeltne Weiſe ein Geiſt der herzlichſten Liebe und Eintracht walte? Wie viel mehr mußte ich dieß glauben, der ich tief betrübt vom Unglück jener Tage, durch Fichte begeiſtert, in Iferten die in Liebe ſtarken Anfänge einer beſſern Zeit erblickte und zu erblicken mich ſehnte. Wer jene Schmerzensjahre, in denen die Ungerechtigkeit zunahm und die Liebe in Vielen erkaltete, wer ſie nicht mit durchlebt hat, der mag vielleicht über den Enthuſiasmus der Verzweiflung ſpotten.

Peſtalozzi ſelbſt ſagt von der Anſtalt, ſie habe ſchon, als ſie von Buchſee nach Iferten verlegt ward, „die Keime ihres innern Verderbens — es ſind ſeine Worte —[3] in der Ungleichheit und im Widerſpruche der Neigungen, Geſinnungen, Kräfte und Anſprüche ihrer Glieder in ſich ſelbſt getragen; obgleich dieſe Entzweiung ſich noch nichts weniger als allgemein frei und grell ausgeſprochen." Viele Glieder ſeien jedoch noch für den Frieden, andere gemäßigt geweſen. „Doch die Keime unſeres Verderbens waren gelegt und hatten, wenn auch vielſeitig noch unſichtbar, tief gewurzelt. Von der Reinheit, Einfachheit und Unſchuld unſerer erſten Beſtrebungen durch Zeitverführung und Scheinglück im Innerſten unſerer Gefühle abgelenkt, unter uns ſelbſt in unſerm Innerſten getrennt und durch die Heterogenität unſerer Eigenheit zum Voraus unfähig gemacht, jemals im Geiſt und in der Wahrheit für unſere Zwecke ein Herz und eine Seele zu werden, ſtanden wir äußerlich vereinigt und zwar in Rückſicht auf die innere Wahrheit der Neigung zu dieſer Vereinigung uns ſelbſt täuſchend, neben einander und wandelten unglücklicherweiſe, und zwar jeder Einzelne nach ſeiner Art,

1) Ebend. 149. 150. — 2) Ebend. 188. — 3) Meine Lebensſchickſale, 28.

mit feſten und zum Theil gewaltſamen Schritten auf einer Bahn, die uns, ohne daß wir uns deſſen eigentlich bewußt waren, mit jedem Tage mehr von der Fähigkeit, jemals für unſere Zwecke in Einfachheit, Wahrheit und Unſchuld wirklich einig zu werden, entfernten.“ [1]

Hiermit ſtimmt Ramſauer ganz überein. In Burgdorf, ſagt er, habe ein gemüthliches Leben geherrſcht. „Dieß hörte auf, als das Familienleben ſich mehr in ein verfaſſungsmäßiges Staatsleben im Inſtitut ausbildete. Nur konnte der Einzelne leichter in der Menge ſich verlieren: dadurch entſtand denn der Eifer, ſich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer ſchrofferen Formen hervor. Neid und Mißgunſt wucherten in vielen Herzen.“ [2]

„Man ſprach zwar viel von einem ‚Familienleben‘, das in einer Erziehungsanſtalt vorherrſchen müſſe, wie man ſtets gar viel von ‚einer harmoniſchen Entwickelung aller Kräfte der Zöglinge‘ ſprach und ſchrieb, — beide exiſtirten aber mehr in der Theorie, als in der Ausführung. Es war zwar im Allgemeinen viel gemeinſchaftliche Theilnahme, den Einzelnen ließ man aber doch ziemlich gehen und ſtehen, wie er eben gerade ſtehen und gehen konnte, und der ganze Ton des Hauſes war mehr ein Ton des Haſchens und Treibens, als ein häuslicher Ton.“ [3]

Im Bericht heißt es: [4] „In Rückſicht der Ausübung der Sache, in Rückſicht auf das Inſtitut, dürfen wir beſtimmt ſagen: ſie hat die Feuerprobe 8 ſtrenger Jahre beſtanden und iſt darin bewährt erfunden worden.“

Hierzu bemerkt Peſtalozzi im Jahr 1823: [5] „Das was zur Beſtätigung dieſer Anſicht (das Inſtitut ſei in der Feuerprobe 8 ſtrenger Jahre bewährt erfunden worden) hier geſagt wird, iſt allgemein eine Folge der in dieſem Zeitpunkt ſtattgefundenen großen Täuſchung, daß alles das, wozu wir freilich einen ſehr belebten Willen und einige klare Anſichten in uns ſelbſt trugen und was durch äußere glückliche Umſtände uns noch doppelt irre führte, wirklich ſo ſei, wie es hätte ſein ſollen und wie wir es auch gerne gemacht hätten. Aber die Folgen der einſeitigen Wahrheit, die wir diesfalls in uns ſelbſt trugen, wurden durch Mangel an genugſamen Kräften, Kenntniſſen und Fertigkeiten zu ihrer Ausführung in unſerer Mitte allgemein ſtille geſtellt, verwirrt und zum Saamen eines vielſeitigen Unkrautes, das die guten Körner, die in unſerm Boden lagen, von allen Seiten drängte, beengte und hie und da erſtickte. Auch haben wir es in dieſem Zeitpunkt nicht erkannt, und konnten es, wie wir in demſelben lebten, dachten, handelten und träumten, nicht erkennen.“

Ich weiß wohl, daß man dieſe ſpätern Aeußerungen Peſtalozzis theils ſeiner Altersſchwäche, theils dem Einfluſſe Schmids hat beimeſſen wollen. Dem kann ich nicht beipflichten. Sagte Peſtalozzi ja ſchon am Neujahrstage 1808, zu derſelben Zeit, als jener Bericht erſchien, zu ſeinen Lehrern: „Mein Werk

1) Ebend. 28, 29. — 2) Ramſauer 22. — 3) Ebend. 25, 26. — 4) Seite 137—139. 5) Seite 137.

war durch Liebe gegründet; die Liebe ſchwand in unſerer Mitte; ſie mußte ſchwinden. Wir täuſchten uns über die Kraft, die dieſe Liebe fordert; ſie mußte ſchwinden.[1] — Ich bin nicht mehr im Stande zu helfen. Das Gift, das am Herzen unſres Werks nagt, häuft ſich in unſrer Mitte. Die Weltehre wird dieſes Gift ſtärken. O Gott! gib, daß wir unſerer Täuſchung nicht länger unterliegen. Ich achte die Lobeeren, die man uns ſtreut, für Lorbeeren, die man einem Todtengerippe aufſetzt. Ich ſehe das Todtengerippe meines Werks, in ſofern es mein Werk iſt, vor meinen Augen. Ich habe es Euch vor die eurigen ſtellen wollen. Ich habe das Todtengerippe, das in meinem Haus iſt, belorbeert vor meinen Augen erſcheinen und den Lorbeer plötzlich in Feuer aufgehen ſehen. Er mag das Feuer der Trübſale, die über mein Haus kommen werden und kommen müſſen, nicht ertragen; er wird verſchwinden; er muß verſchwinden. Mein Werk wird beſtehen. Aber die Folgen meiner Fehler werden nicht vergehen. Ich werde ihnen unterliegen. Meine Rettung iſt mein Grab. Ich gehe hin, Ihr aber bleibet. Möchten dieſe Worte jetzt mit Feuerflammen vor Euren Augen ſtehn! — Freunde! werdet beſſer als ich war, damit Gott ſein Werk durch Euch vollende, da er es durch mich nicht vollendet. Werdet beſſer, als ich war. Bringt Euch durch Eure Fehler nicht eben die Hinderniſſe in den Weg, die ich mir durch die meinigen in den Weg gelegt habe. Laßt Euch vom Schein des Erfolgs nicht täuſchen, wie ich mich davon täuſchen ließ. Ihr ſeid zu hoher, Ihr ſeid zu allgemeiner Aufopferung berufen, oder auch Ihr rettet mein Werk nicht. Genießet der heutigen Tage, genießet der Fülle der Weltehre, deren Maß für uns auf die oberſte Höhe geſtiegen; aber gedenket, daß ſie verſchwindet wie die Blume des Feldes, die eine kleine Zeit blühet, bald aber verſchwindet.“[2]

Welche Widerſprüche! Quillet auch aus einem Brunnen ſüß und bitter? Wollte man durch den Bericht die Welt geradezu täuſchen? —

Nimmermehr, war auch Peſtalozzi nicht ganz frei von einer unglücklichen berechnenden, meiſt aber ſich verrechnenden Weltklugheit. Immer voll von Gedanken, durch ſeine Erziehungs- und Unterrichtsweiſen in kürzeſter Zeit über viele Länder Glück zu verbreiten, lag ihm Alles daran, daß man vom Inſtitut die beſte Meinung hegen ſolle. Das Inſtitut erſchien ja dem größern Publikum als der faktiſche Beweis für oder gegen die Güte und Ausführbarkeit ſeiner pädagogiſchen Ideen, dieſe ſtanden und fielen ihm mit demſelben. — Wie viel Peſtalozzi nun am Rufe ſeiner Anſtalt gelegen war, das trat vorzüglich hervor, wenn Fremde, beſonders Hochgeſtellte, nach Iferten kamen. „So viele hundert Fremde jährlich, erzählt Ramſauer,[3] das Peſtalozziſche Inſtitut beſuchten, ſo viele

1) Peſtalozzis Werke 11, 257.

2) Ebend. 258, 259.

3) S. 42. 43. In der Beilage VII habe ich aus Hennings Mittheilungen (Harmiſch, Schulrath, Heft 10, 1817. S. 38. seq.) ein Verzeichnis namhafter Fremden gegeben, welche kürzere oder längere Zeit in Peſtalozzis Anſtalt waren.

hundertmale ließ ſich Peſtalozzi in ſeiner Begeiſterung von denſelben täuſch
Bei jedem neuen Beſucher der Anſtalt gieng er zu den vertrauteſten Lehrern u
ſagte: ‚das iſt eine wichtige Perſon, die Alles kennen lernen will. Zeige ih
was wir leiſten, nimm deine beſten Schüler, nimm deine ‚Cahier's‘ (über t
Fächer ausgearbeiteten Hefte) und zeige ihr, was wir können und wollen u. ſ. w
Hundert und hundertmal kamen neugierige, alberne, oft ganz ungebildete Perſ
nen, die nun einmal kamen, weil es ‚Mode‘ war. Dieſerwegen mußten w
gewöhnlich den Klaſſen-Unterricht unterbrechen und eine Art von Examen halte
1814 kam der alte Fürſt Eſterhazi; Peſtalozzi rannte im ganzen Haus herum u
ſchrie: Ramſauer, Ramſauer, wo biſt du? Komm ſchnell mit deinen beſt
Schülern (in der Gymnaſtik, im Zeichnen, Rechnen und in der Größenlehre) i
rothe Haus (das Abſteigequartier des Fürſten), das iſt eine höchſt wichtige, u
endlich reiche Perſon, hat tauſende von Leibeigenen in Ungarn und Oeſtreic
der wird gewiß Schulen errichten und Leibeigene frei geben, wenn er für d
Sache eingenommen wird ꝛc.“ Ich nahm etwa 15 Schüler in den Gaſtho
Peſtalozzi ſtellte mich dem Fürſten vor mit den Worten: „Das iſt der Lehr
dieſer Zöglinge, ein junger Mann, der vor 15 Jahren mit andern Armen au
dem Kanton Appenzell auswanderte und zu mir kam, er wurde aber fr
und ungehindert nach ſeinen individuellen Kräften elementariſch geführt. Je
iſt er ſelbſtändiger Lehrer, hier ſehen Sie, wie in Armen ebenſoviel, oft no
mehr Kräfte liegen, als im Reichſten, bei erſteren werden ſie aber ſelten u
dann auch nicht methodiſch entfaltet. Daher iſt das Verbeſſern der Volksſchul
ſo ſehr wichtig. Er wird Ihnen aber alles beſſer zeigen, als wie ich es könnte, w
wir leiſten, ich empfehle mich daher unterdeſſen.“ Nun examinirte ich die Sch
ler, ſprach, erklärte, und ſchrie mich im Eifer ganz heiſer, glaubend, daß d
Fürſt von Allem vollkommen überzeugt ſei. Nach einer Stunde kam Peſtalo
wieder, der Fürſt bezeugte ihm ſeine Freude über das Geſehene ꝛc. Wir vera
ſchiedeten uns und Peſtalozzi ſagte auf der Treppe: „Er iſt ganz überzeu
ganz überzeugt und wird gewiß Schulen auf ſeinen ungariſchen Gütern einrichte
Unten am Hauſe ſagte Peſtalozzi: „Donnerwetter! Donnerwetter! was hab
am Arm, er thut mir ſo weh, ja ſieh! er iſt ja ganz geſchwollen, ich kann i
nicht mehr biegen,“ und wirklich war ihm der weite Rock viel zu enge gew
den. Ich ſahe den ½ Zoll dicken Hausthürſchlüſſel des Maison rouge an u
ſagte zu Peſtalozzi: ‚Ja ſeht, Ihr habt Euch, als wir vor einer Stunde z
Fürſten giengen, an dieſen Schlüſſel angeſchlagen,‘ — und bei näherer Beſ
tigung hatte Peſtalozzi denſelben mit dem Ellbogen wirklich krumm geſchla
und es in der erſten Stunde im Eifer und vor Freude nicht gemerkt. So feu
und eifrig war der damals ſchon 70jährige Mann, wenn er glaubte, Gu
wirken zu können. Und ſolche Beiſpiele könnte ich viele anführen. — Es war
Sommer nichts Seltenes, daß an demſelben Tage 4—5mal Fremde ins Sch
kamen, und daß wir dieſerwegen 2—3—4mal den Unterricht unterbrechen mußte

Ich theile dieſe höchſt charakteriſtiſche Erzählung mit, und frage nun den Leſer: ob er gegen den liebenswürdigen enthuſiaſtiſchen Greis einen Stein aufheben will? Ich will es gewiß nicht, wenn ich auch herzlich wünſchte, daß er, im Kleinen getreu, des Senfkorns eingedenk, ſein Werk ſtill gepflanzt hätte und daß es kerngeſund langſam, wenn auch nur von Wenigen beachtet, gewachſen wäre. —

Die Quelle des innern Widerſpruchs, welcher durch das ganze Leben Peſtalozzis geht, war, wie wir aus ſeinen eigenen Bekenntniſſen erſahen, daß er, trotz ſeiner großen, die ganze Menſchheit umfaſſenden Ideale, nicht Fähigkeit und Geſchick beſaß, um nur der kleinſten Dorfſchule vorzuſtehen. Bei einer höchſt regen Phantaſie ward von ihm das, wonach er ſich ſehnte, was er auch über kurz oder lang realiſirt zu ſehen hoffte, als in der Anſtalt ſchon exiſtirend gedacht und beſchrieben. Im gegenwärtig Geleiſteten ſah ſeine ahnende und hoffende Seele künftige Entwicklungen voraus und muthete auch Andern zu, ſolche Entwicklungen wohlwollend ſchon im Gegebenen zu ſchauen. Die kühne Zumuthung wirkte auf Viele, beſonders auf die Lehrer des Inſtituts. Dieß ſcheint es zu erklären, wie in dem Bericht über die Anſtalt bona fide ſo Manches geſagt werden konnte, was ein nüchterner Beobachter geradezu unwahr nennen mußte.[1]

Aber dieſe Selbſttäuſchung des Enthuſiasmus iſt nie auf die Dauer; der überſchwenglichen Stimmung folgt eine hoffnungsloſe, verzagende. Iſt das Herz des Menſchen ja ein trotzig und verzagt Ding! Solch eine wechſelnde Ebbe und Fluth von hoher Begeiſterung und verzweifelter Verſtimmung zieht durch Peſtalozzis ganzes Leben, und die deſperate Bußrede, welche er im Jahre 1808 an ſeinem Sarge hielt, erſcheint faſt als das caput mortuum des ſublimirenden Berichts, als nothwendige Ergänzung desſelben; die im Bericht verſchwiegene Wahrheit macht ſich reuevoll Luft. Ruhiger beichtet Peſtalozzi ſpäter in ſeinen „Lebensſchickſalen“ über die erſte Zeit in Iferten. Mehr als 16 Jahre ſind verfloſſen, die Leidenſchaft hat ſich abgekühlt; er erkennt nüchtern, was er in der frühern Zeit gewaltſam enthuſiaſtiſch ſehen und durchſetzen wollte, erkennt, wie er ſich ſelbſt getäuſcht und kann daher nun ſo wahr und klar die Geſchichte des Inſtituts erzählen, ſo treffend urtheilen. Die ihm näher ſtehende Zeit wirkt dagegen noch zu gegenwärtig auf ſein Gemüth, iſt ſeinem leidenſchaftlich afficirten Auge noch zu nahe, als daß er ſie in jenem Werke mit derſelben hiſtoriſchen Klarheit ſchildern könnte. —

Ueber den Unterricht im Inſtitut wird im „Bericht“ auf eine Weiſe geſprochen, daß Leſer, welche nicht enthuſiaſtiſch für Peſtalozzi eingenommen waren, entſchieden hätten Anſtoß nehmen müſſen. Man höre:[2] „Was ſich in Hinſicht auf

1) Man vergleiche die ſchon mitgetheilte Bemerkung Peſtalozzis über die große Selbſttäuſchung, in welcher er und ſeine Lehrer in Iferten gelebt.

2) Peſtalozzis Werke Th. 2. S. 162, 163.

die Gegenstände des Unterrichts im Allgemeinen sagen läßt, ist Folgendes: Das Kind lernt sich selbst, d. h. seine körperlichen, intellektuellen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Anlagen, Kräfte und Thätigkeiten fühlen und anschauen, kennen und üben. Diesem Anschauungsunterrichte an und über sich selbst steht der Anschauungsunterricht an und über die Natur gegenüber, und hält mit dem ersten gleichen Schritt. Von sich selbst und seinen häuslichen Umgebungen aus erweitert sich dieser Unterricht auf die menschliche Natur nach allen obigen Rücksichten überhaupt. Und ebenso erweitert er sich von seinem sinnlichen Erfahrungskreise aus über die ganze äußere Natur. Vom ersten Punkt aus wird es zur Einsicht der wesentlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Verhältnisse; vom zweiten aus zur Einsicht der Verhältnisse, in denen es und das Menschengeschlecht zur äußern Natur und diese zu jenem steht, geführt. Der Mensch, die Natur, das gegenseitige Verhältnis beider zu einander, und was aus ihrer Betrachtung und Erkenntnis für die Bildung und Veredlung der Kinder in jeder Hinsicht hervorgeht, machen also die Grundansicht und den Urstoff des Unterrichts aus, und aus ihnen entwickeln sich alle einzelnen Kenntnisse und Bildungsfächer. Allein es muß hier als die Hauptsache und als die durchaus wesentliche Grundlage unsers Unterrichts bemerkt werden, daß hiebei gar nicht davon die Rede ist, die Natur, den Menschen und ihre gegenseitigen Verhältnisse bloß äußerlich und sinnlich aufzufassen, d. h. bloß in soferne sie abgerissene empirische Merkmale darbieten, die man nach der ersten besten Reihenfolge, oder nach einer vereinzelten, logischen Verknüpfung zusammenstellte. Die Rede ist davon, die Dinge und ihre Erkenntnis selbst als ein lebendiges und organisches, nach nothwendigen und ewigen Gesetzen harmonisch in einander greifendes, und als solches von etwas Einfachem und Ursprünglichem aus sich darstellendes und entwickelndes Ganzes anzuschauen, um aus dieser Anschauung so zu entwickeln, wie eines im andern und durch das andere gegründet ist und besteht. Nicht von irgend einer Form, sondern vom Wesen und Leben selbst geht das Ganze aus, und jede Form erscheint bloß als der Ausdruck und die Darstellung dieses angeschauten Wesens und Lebens."

Eine Anmerkung, welche Pestalozzi 15 Jahre später zu dieser Stelle schrieb, überhebt mich jeder Kritik derselben.[1] „In diesen und mehrern andern Stellen, sagt der Greis, spreche ich mich nicht sowohl in der ursprünglichen Einfachheit meiner mir eigenen Ansichten des Erziehungswesens als in mir unreifen und wesentlich fremden und unverständlichen philosophischen Ansichten aus, bei denen damals, aller unserer guten Absichten ungeachtet, die Köpfe der meisten Glieder unseres Hauses und auch der meinige schwindeln mußten, und welche mich persönlich im Wesen meiner Bestrebungen verwirrten und stille stellten, auch den Flor des Hauses und der Anstalt, die in diesem Zeitpunkt zu einer glänzenden Scheinhöhe gelangten, in seinen Wurzeln verfaulen machten, und eigentlich

1) Ebend. 168.

als die verborgene Quelle alles Unglücks, das ſeit dieſem Zeitpunkt in der Anſtalt über mein Haupt zuſammengefloſſen, anzuſehen ſind."

Es würde mich zu weit führen, wollte ich dem Bericht in der Charakteriſtik der einzelnen Unterrichtsfächer folgen. Ueberall will man ſich ganz neu zeigen, und eben dadurch verſieht man es. Als Beiſpiel folgendes über den Unterricht[1] in der Erdbeſchreibung. „Die Behandlung derſelben, heißt es, geht von der Anſchauung und Auffaſſung des Geſichtskreiſes und ſeiner geographiſchen Verhältniſſe, oder deſſen, was die Erdoberfläche darbietet, aus, und theilt ſich dann 1) in den Elementarunterricht, der für einmal in die phyſiſche, mathematiſche, phyſikaliſche, klimatiſche und politiſche Anſicht zerfällt wird, und 2) in den topographiſchen Theil, in welchem jede einzelne Anſicht der geographiſchen Auffaſſung des Geſichtskreiſes in geordneter Stufenfolge und in ſyſtematiſchem Zuſammenhang durchgeführt, ihre gegenſeitigen Verhältniſſe entwickelt, und die Zöglinge durch dieſes Fundament zu einer reinen und umfaſſenden Anſicht der Erd- und Menſchengeſchichte und ihres gegenſeitigen Einfluſſes auf einander, der Menſchen, der Staats- und Völkerverhältniſſe, des Culturganges unſers Geſchlechts, und endlich der Naturwiſſenſchaft in ihren größern Umriſſen und Beziehungen vorbereitet werden. Der ſtatiſtiſche Theil, d. h. die Produkte, Einwohnerzahl, Verfaſſung u. ſ. w. werden tabellariſch in Ueberſichten den Kindern bekannt gemacht."

Iſt es nach dem Mitgetheilten irgend zu verwundern, wenn Peſtalozzi in ſeinen „Lebensſchickſalen" über die frühere Zeit in Iferten ſo urtheilt: „Die an ſich unnatürlichen Gelüſte zum Regieren wurden in dieſem Zeitpunkte in unſerer Mitte, einerſeits durch den noch nach unſerer Rückkunft in Iferten allgemein ſich immer vermehrenden Ruf unſerer Unterrichtsmittel und das unſinnige Taumelglück, das in dieſem Zeitpunkte bald jedem Thoren zuſtrömte, der den Wortſchild einer, in der Realität noch gar nicht exiſtirenden Elementar-Methode aushängte, andrerſeits durch die Frechheit unſers Benehmens gegen alle Welt und gegen alles, was in der Erziehung geſchah, und nicht in unſer Modell paſſen wollte, belebt. — Die Sache iſt traurig; aber ſie iſt wahr. Wir armen Neſtvögel maßten uns beim Brüten unſrer unausgeſchloffenen Eier Hochflüge an, die die ſtärkſten Vögel nur mit gereiften und ausgewachſenen Jungen verſuchen. Wir kündigten öffentlich Dinge an, wozu wir weder Kraft noch Mittel, ſie zu vollbringen, in unſern Händen hatten. Ich mag von hundert und hundert dieſer Großſprechereien nicht reden."[2]

Kein Wunder, daß ſich bei dieſer Sachlage eine entſchiedene Oppoſition gegen das Inſtitut bildete. Beſonders in der Schweiz, erzählt Peſtalozzi,[3] fiengen Journale an, „entſchieden gegen unſere Anmaßungen zu ſprechen, unſer Thun

1) S. 167.
2) Meine Lebensſchickſale S. 37, 38.
3) Ebend. 39—41.

ſei durchaus nicht das, was wir davon halten und davon vorgeben. — Aber anſtatt in uns ſelbſt gehend zur Beſcheidenheit zurückzukehren, ſetzten wir uns dieſen Oppoſitionen mit Derbheit entgegen. Ich ſelbſt fieng mitten in der Theilnahme an dieſen, mir jetzt unbegreiflichen, Kühnheiten dennoch an zu fühlen, daß wir auf Wegen wandeln, die fehlen könnten, und daß Vieles in unſerer Mitte in der Wahrheit nicht ſo ſei, wie es ſein ſollte und wie wir ſuchten, es der Welt in die Augen fallen zu machen."

Andere Glieder des Inſtituts dachten ganz anders; ſie drangen, voll Selbſtvertrauen, auf eine feierliche Prüfung des Inſtituts; man wandte ſich deshalb im Mai 1809 an die in Freiburg verſammelte ſchweizeriſche Tagſatzung. Die Bitte ward gewährt und der Land-Amman d'Affry beauftragte die Herren Merian, Mitglied des kleinen Raths in Baſel, Trechſel, Profeſſor der Mathematik in Bern und Pater Girard in Freiburg mit der Unterſuchung. —

Im November 1809, als ich eben in Iferten angekommen war, traf dieſe Unterſuchungskommiſſion ein und blieb fünf Tage. Es waren fünf ſchwüle Tage für Peſtalozzi und ſeine Lehrer; man fühlte durch, daß die Commiſſion, welche ſich einzig an das wirklich Geleiſtete hielt, keinen enthuſiaſtiſchen Bericht erſtatten werde. Pater Girard ſchrieb den Bericht franzöſiſch, Profeſſor Trechſel überſetzte ihn ins deutſche, am 12. Mai 1810 ward er der zu Solothurn verſammelten Tagſatzung übergeben. Im folgenden Jahre 1811 wurde Peſtalozzi von der Tagſatzung der Dank des Vaterlandes zuerkannt, damit hatte die Sache ihr Bewenden.[1]

Ich glaube, daß die Commiſſion unparteiiſch geurtheilt hat, der Schluß des Berichts ſpricht dafür. „Die Bildungsmittel der Anſtalt, heißt es, ſtehen nur in ſehr unvollſtändiger Verbindung mit unſern Stiftungen für den öffentlichen Unterricht. Das Inſtitut hat es überhaupt nicht darauf angelegt, mit dieſen öffentlichen Schulen in Harmonie zu kommen. Entſchieden um jeden Preis alle Anlagen der Kindheit anzuſprechen, um ihre Entwicklung nach ſeinen Grundſätzen zu leiten, hat es nur ſeine eigenen Anſichten zu Rathe gezogen, und verräth die unwiderſtehliche Begierde, ſich neue Bahnen zu öffnen, ſollte es auch nie diejenigen betreten, welche der Gebrauch nun einmal eingeführt hat. Dieß war vielleicht das rechte Mittel, zu nützlichen Entdeckungen zu gelangen, aber auch ein Vorſatz, der die Uebereinſtimmung unmöglich machte. Das Inſtitut ſchreitet auf ſeinem Wege fort; die öffentlichen Anſtalten verfolgen den ihrigen, und es iſt keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß beide ſobald zuſammentreffen werden. Schade, daß die Gewalt der Umſtände Herrn Peſtalozzi immer über die Laufbahn hinaustrieb, die ihm ſein reiner Eifer und ſeine innige Liebe vorgezeichnet hatten. Der guten Abſicht, den edlen Anſtrengungen, der unerſchütterlichen Beharrlichkeit ſoll und wird ſtets Gerechtigkeit widerfahren. Benutzen

1) Nach Henning (S. 64 ꝛc.), welcher auch den Schluß des Commiſſionsberichts mittheilt.

wir die trefflichen Ideen, die der ganzen Unternehmung zum Grunde liegen, befolgen wir lehrreiche Beiſpiele, aber bedauern wir auch, daß ein widerwärtiges Verhängnis über einem Manne ſchweben muß, der durch die Gewalt der Umſtände ſtets gehindert wird, gerade das zu thun, was er eigentlich will."[1]

Nach Publication des Berichts entſpann ſich eine lange, literariſche, widerlich heftige Fehde, durch welche das Anſehen des Inſtituts nichts weniger als gewinnen konnte.[2] Zu dieſem Kriege gegen äußere Feinde geſellte ſich leider ein innerer Krieg, welcher damit endete, daß Schmid und einige andere Lehrer das Inſtitut verließen.

Ein Biograph Peſtalozzis erzählt: Schmids Stolz und Anmaßung ſeien gewachſen, ſo daß er gegen Peſtalozzi, Niederer und Krüſi mit der größten Härte aufgetreten ſei. „Veranlaſſung dazu," fährt der Biograph fort, „gaben ihm einige Ideen, die er von zwei wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, die ſich damals bei Peſtalozzi aufhielten (einer von ihnen lebt jetzt als ein angeſehener Mann in Schleſien) einſeitig aufgefaßt hatte. Vielleicht hatten jene Männer dieſe Ideen damals ſelbſt in keiner Klarheit."[3]

Der Biograph meint mich und meinen Freund;[4] es werde mir deshalb nicht mißgedeutet, wenn ich in der Kürze das Betreffende mittheile.

Ich war gekommen, um zu lernen und zu dienen. Deshalb zog ich ganz in das alte Inſtitutsgebäude, ſchlief in einem der großen Schlafſäle, aß mit den Kindern, beſuchte die Lehrſtunden, das Morgen- und Abendgebet und die Lehrerconferenzen. Schweigend ſah ich und hörte ich aufmerkſam, war aber weit entfernt, daran zu denken, ſogleich ſelbſt lehren zu wollen. Mein Urtheil über Alles was ich ſah und hörte ward ſehr durch die Rückſicht auf den mir anvertrauten achtjährigen Knaben beſtimmt, nach dem was ihm zum Frieden diente oder nicht. Mehrere Wochen verfloſſen ſo, als ich eines Abends mit Peſtalozzi und den übrigen Lehrern im Gaſthof zum wilden Manne war, wo man ſich, ich meine alle 14 Tage verſammelte. Nach dem Eſſen rief mich Peſtalozzi in ein Nebenzimmer, wir waren ganz allein. Meine Lehrer ſcheuen dich, ſagte er, weil du ſchweigend nur zuhörſt und zuſchauſt, warum unterrichteſt du nicht? ich antwortete: vor allem Lehren wolle ich lernen, ſchweigend lernen. Nachdem

1) Ebend. 65—67.

2) Der bekannte K. L. von Haller zeigte nämlich den Commiſſionsbericht in den göttingiſchen gelehrten Anzeigen vom 13. April 1811 ſehr lobend an, indem er zugleich das Peſtalozziſche Inſtitut anklagte, daß es den Zöglingen Abneigung gegen Religion, Obrigkeit und Ariſtokratie einflöße. Dagegen ſchrieb Niederer: „Das Peſtalozziſche Inſtitut an das Publikum." Neu bearbeitet erſchien dieſe Schrift 1812 unter dem Titel: „Peſtalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitkultur." Gegen erſtere Schrift ſchrieb Bremi in Zürich; gegen Bremi wiederum Peſtalozzi und Niederer. Letzterer will dem Bremi 92 Lügen, 36 Verfälſchungen und 20 Verleumdungen nachgewieſen haben.

3) Henning im Schulrath. S. 71. Vgl. Mönnich S. 63.

4) Rudolf von Przyſtanowski. Er ſtarb in Mexiko.

das Geſpräch noch dieß und jenes berührt, ſprach er ſich gegen mich mit ei
Offenheit über mehrere ſeiner Lehrer aus, die mich in Erſtaunen ſetzte, und
dem, was ich im Bericht geleſen, in ſchroffem Widerſpruch ſtand, nicht aber
dem, was ich ſelbſt ſchon beobachtet oder geahnet hatte. Dieſen Eröffnun
ſchloß Peſtalozzi den Antrag an: ich und mein Freund ſolle in Gemeinſch
mit Schmid, den er, beſonders in Bezug auf ſeine praktiſche Tüchtigkeit u
Thätigkeit ſehr lobte, zur Erneuung des Inſtituts Hand anlegen.

Der Antrag kam mir ſo unerwartet, daß ich mir Bedenkzeit ausbat u
die Angelegenheiten mit meinem Freunde beſprach, der eben ſo ſehr überraſ
war, wie ich. Natürlich traten wir beide hierdurch in ein näheres Verhält
mit Schmid, lernten die arcana imperii in kurzer Zeit kennen, und überleg
redlich: was dem Gedeihen der Anſtalt im Wege ſtehe und wie geholfen werd
könne.

Zuvörderſt war es die Vermengung deutſcher und franzöſiſcher Knab
welche mir doppelt wehe that, da ich ja von Paris kam. Anders dachten
Eltern der Kinder, welche eben in dieſer Vermengung ein glückliches Zuſamme
treffen erblickten, um ihre Kinder auf die leichteſte Weiſe zur Zweizüngigkeit
bilden, während dieſe zuletzt weder deutſch, noch franzöſiſch konnten. Das I
ſtitut war bei ſolchem Kindermang ohne herrſchende Mutterſprache und nahm
Charakterloſigkeit zwitterhafter Gränzprovinzen an. Hielt doch Peſtalozzi je
Morgen- und Abendgebet zuerſt deutſch, dann franzöſiſch! Ich fand franzöſiſ
Kinder in den auf deutſche berechneten deutſchen Sprachſtunden, welche die
wöhnlichſten deutſchen Worte nicht verſtanden. Dieß und ſo vieles, was
ſonſt noch gegen dieſe Vermengung ſagen ließ, ward nun mit Peſtalozzi beſp
chen und darauf der Antrag gegründet: nicht etwa die franzöſiſchen Kinder a
zugeben, ſondern die eine Anſtalt in zwei, eine deutſche und eine franzöſiſche
trennen. Nur auf ſolche Weiſe könne jede gedeihen. — Der Vorſchlag gie
nicht durch, vorzüglich äußerer Hinderniſſe wegen, die jedoch zu überwinden
weſen wären. Daß Peſtalozzi ſpäterhin mit uns ganz harmonirte, bezeugt e
Stelle in ſeinen „Lebensſchickſalen.“ Er nennt es dort[1] einen unnatürlic
Umſtand, daß die Anſtalt von Burgdorf nach Iferten „von deutſchem auf fr
zöſiſchen Boden“ verſetzt ward. „Im Anfang unſeres Hierherkommens, fährt
fort, waren unſere Zöglinge faſt insgeſammt nur Deutſche; jetzt aber kam
bald eine faſt eben ſo große Anzahl franzöſiſcher Zöglinge hinzu. Die meiſ
deutſchen wurde jetzt ohne bedeutende Rückſicht auf elementariſche oder un
mentariſche Erziehung uns übergeben, um in einem deutſchen Hauſe franzöſ
zu lernen, und das war eigentlich das, was wir am wenigſten gut konnt
ebenſo thaten es die meiſten der franzöſiſchen Eltern, die uns ihre Kinder üb
gaben, ohne Rückſicht auf elementariſche oder unelementariſche Erziehung,

1) S. 17.

sie in unserem deutschen Hause deutsch lernen zu lassen: und wir standen in der Mitte dieser beiden Ansprüche gleich unfähig, sie genugthuend zu befriedigen, da. Indes waren diejenigen Personen, die uns von beiden Seiten ihre Kinder anvertrauten, so wenig bei sich selbst klar, was sie eigentlich in der Wahrheit bei uns suchten und wollten, als wir auch über den Grad unserer Unfähigkeit, sowohl die einen als die andern in dem, was sie eigentlich von uns wünschten, zu befriedigen, in uns selbst heiter dachten. Aber da es nun einmal auf deutschem und französischem Boden Mode war, uns Kinder von allen Seiten zuzuschicken, so gieng es eine beträchtliche Zeit in Rücksicht auf Geldressourcen und ehrenhaftes Lobgeschwätz forthin seinen alten Schein- und Trug- und Glanzweg."[1]

Ein zweiter Uebelstand war dieser. So viel auch im Bericht davon die Rede ist, das Leben in der Anstalt habe ganz den Charakter eines gemüthlichen Familienlebens, ja übertreffe dieses in vieler Hinsicht, so war doch nichts ungemüthlicher als dieß Leben. Abgesehen von Pestalozzis Wohnung, gab es in dem alten Schlosse wohl Schlafsäle, Eßsäle, Lehrsäle, aber die von Pestalozzi mit Recht gepriesene Wohnstube fehlte den Kindern durchaus. Größere Knaben, welche, wie man es unzart ausdrückt, schon in den Schlingeljahren waren, mochten diesen Mangel weniger empfinden, desto mehr aber war dieß bei den jüngsten, bei den Kindern von 6 bis 10 Jahren der Fall. Ich fühlte dieß tief in die Seele meines achtjährigen Fritz hinein, der, bis er in die Anstalt kam, unter der Pflege einer höchst sorgsamen Mutter im schönen Familienkreise aufwuchs. Seine jetzige unheimliche ja wüste Existenz bekümmerte mich sehr und beunruhigte mein Gewissen. Für ihn und zugleich für die übrigen Kleinen baten wir Pestalozzi eine Wohnung in der Nähe von Iferten zu miethen, wo die Kinder einen freundlichen Ersatz für die verlorne häusliche Lebensweise im Familienkreise fänden. Wir erboten uns, bei ihnen zu bleiben.

Auch dieser Vorschlag gieng nicht durch. Man kann denken, daß bei Berathung desselben die schwache Seite des Instituts, die mangelnde Wohnstube, ja die Unersetzlichkeit des Familienlebens sehr zur Sprache kam.[2]

Unvergeßlich bleiben mir viele Unterredungen, welche ich mit Pestalozzi hatte. Eine betraf die Lehrer des Instituts, besonders die Unterlehrer. Ich sah, wie viele unter ihnen mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit arbeiteten, ja sich wahrhaft für die Anstalt aufopferten. Ich brauche in dieser Hinsicht nur auf die Selbstbiographie des redlichen tüchtigen Ramsauer zu verweisen. Aber etwas fehlte den meisten Lehrern, Pestalozzi selbst mußte das fühlen. In der Neujahrs-

1) Ebend. 17. 18.

2) Einen dritten Vorschlag thaten wir, weil es uns unmöglich schien, daß Pestalozzis Ideen in Iferten unter den obwaltenden Umständen realisirt werden könnten. Wie forderten ihn auf, im Aargau die längst versprochene Armenanstalt zu stiften und erboten uns, nach Kräften Hand anzulegen. Als er auch hierauf nicht eingieng, so hielt ich es, besonders um des mir anvertrauten Knaben willen, für Pflicht, die Anstalt zu verlassen.

rede von 1811[1] ſprach er zu ihnen: „Gebet der Kraft, wohl unterrichten zu
nen, keinen größern Werth, als ſie im Ganzen der Erziehung gewiß hat.
habt vielleicht zu viel und zu früh Steine und Laſten getragen, das hat die
lichkeit eurer jugendlichen Blüthe vielleicht etwas gemindert; aber ihr bed
ihrer als Erzieher nothwendig. Ihr müßt ſie in Euch wieder herſtellen.
verkenne Eure Kraft, Euren Verdienſt nicht, aber eben darum, weil ich ſie
kenne, möchte ich ihnen die Krone des lieblichen Weſens aufſetzen, das E
Werth erhöhen und Eure Kraft ſelber zum Segen machen wird."

Wo fehlte es nun bei den Lehrern? Eins bezeichnet Peſtalozzi: viele
Inſtitut aufgewachſen, hatten zu früh Steine und Laſten getragen und waren
ununterbrochener Anſpannung geblieben. „Beſondes ſtreng,"[2] erzählt Ramſ
hatten es diejenigen Lehrer, welche Zöglinge Peſtalozzis geweſen waren; d
von dieſen forderte er zu jeder Zeit viel mehr, als von den andern Lehre
ſie ſollten ganz dem Hauſe leben, Tag und Nacht für das Wohl des Hauſes
der Zöglinge beſorgt ſein. Alle Laſten, alle Unannehmlichkeiten, alle häusli
Sorgen ſollten ſie tragen helfen, für Alles verantwortlich ſein. So mußten
z. B. in freien Stunden (d. h. wenn ſie keinen Unterricht zu ertheilen hat
bald täglich einige Stunden im Garten arbeiten, bald Brennholz ſpalten, ja
nige Zeit des Morgens früh die Stuben heizen, oder auch abſchreiben u. ſ.
„Es[3] gab Jahre, in denen Keiner von uns nach 3 Uhr Morgens im Bette
funden wurde, und man arbeitete Sommer und Winter von 3 — 6 Uhr."[4]
alle Arbeit war für das Lehramt, es blieb weder Muße noch friſche Kraft, e
germaßen an die eigene Ausbildung zu denken. Ein zweites kam hinzu.
meiſten Lehrer des Inſtituts konnte man als Autodidakten betrachten, welche
den erſten Unterricht dort empfangen hatten, aber allzufrüh vom Lernen
Lehren übergiengen und ſehen mochten, wie ſie ſich durchſchlugen. Von eig
lichen pädagogiſchen Vorleſungen war nie die Rede. Bei einem ſolchen Bildu
gange der Lehrer konnte es nicht fehlen, daß nicht eigenthümliche Wege hier
da eingeſchlagen worden wären, wovon Schmid ein Beiſpiel gab. Allein
ſo nothwendig mußte ſich die gewöhnliche Beſchränktheit der Autodidakten gel
machen: ein großer Mangel an Selbſterkenntnis und richtiger beſcheidener W
digung deſſen, was man geleiſtet.

Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen;

ich muß wiſſen, was Andere in meiner Wiſſenſchaft geleiſtet, um meinen Leiſ
gen den rechten Platz und Rang anzuweiſen. Es iſt unglaublich, wie viele W
griffe und Mißurtheile Peſtalozzis und ſeiner Lehrer aus dieſer Quelle flo

1) Werke 11. 322.

2) Ramſauer 26, 27.

3) Ebend. 29.

4) Man vergleiche ebend. S. 35 den Studentenzettel Ramſauers; von Morgens 1
Uhr bis Abends 9 Uhr hatte er faſt nur Amtsgeſchäfte.

Es war aber ein Drittes, was ich gegen Peſtalozzi hervorhob: ſeine Anſicht von den Lehrern und ihrem Verhältnis zur Methode und den methodiſchen Lehrbüchern. Sollten doch, wie erwähnt, die Lehrbücher alle Lehrgabe und alle Lehrfertigkeit ſo gut als entbehrlich machen. Dieſe methodiſchen Lehrbücher glichen Dreſſirmaſchinen, welche unglücklicher Weiſe ihren Platz nicht ganz ausfüllten, doch noch einen Menſchen brauchten, wie etwa auch bei der vollkommenſten Druckerpreſſe immer ein Menſch angeſtellt werden muß, der freilich kaum den gewöhnlichſten Menſchenverſtand nöthig hat.

Nicht viel beſſer war Peſtalozzis Ideal eines Lehrers; ein ſolcher hatte nach ihm nichts zu thun, als pedantiſch genau das Lehrbuch mit ſeinen Schülern der Gebrauchsvorſchrift gemäß durchzugehen, ohne etwas davon, noch dazu zu thun. Er brauchte den Schülern immer nur um einen Schritt voraus zu ſein. Wie wenn dem zur Nachtzeit Reiſenden ein Führer mit einer Laterne zugegeben würde, der aber nicht bloß dem Reiſenden leuchten, ſondern mit Hilfe der Laterne ſelbſt erſt den Weg auskundſchaften müßte. Dem rechten Lehrer muß Ziel und Weg ſo lebendig vor der Seele ſtehen, daß er ohne Laterne — ohne Methodebuch — die Schüler führen kann. La methode c'est moi, ſpricht er.[1] — Kann man ſich aber eine elendere Sklavenarbeit erſinnen, als die eines Lehrers der ſtreng an ein Peſtalozziſches Lehrbuch gebunden iſt? Iſt nicht damit jede eigenthümliche, freie Lehrgabe durchaus gefeſſelt, jede friſche, lebendige, geiſtesgegenwärtige, entſchloſſene Bewegung und Verſtändigung abgewieſen, jedes liebevolle Verhältnis zwiſchen Lehrer und Schüler unmöglich gemacht?[2] — In trüben Augenblicken erſchien mir damals das Inſtitut wie eine große lärmende Bildungsfabrik; den hölzernen Maſchinenlärm nahmen viele für eine Aeußerung der jugendlichen Freudigkeit beim Lernen. —

Die Anſicht von der Aufgabe der Lehrer gieng zu ſehr aus der pädagogiſchen Totalanſicht Peſtalozzis hervor, ſie waren im Inſtitut zu ſehr realiſiert, als daß an eine Aenderung zu denken geweſen wäre, wiewohl der Greis ſchmerzlich fühlte, daß meine Bemerkung nicht aus der Luft gegriffen ſei. — Späterhin, als der Glanz des Inſtituts mehr und mehr abnahm, mußte Peſtalozzi es erleben, daß ſeine Unterlehrer, wie er erzählt, im Jahre 1817 „plötzlich wie inſurgirende engliſche Fabrikarbeiter zuſammen ſtanden, allgemein aufhörten, ihre Pflichten zu erfüllen und ſich in Maſſe erklärten, keine Unterrichtsſtunden mehr zu geben, ſondern in vollem Inſurrectionsmüßiggang zu bleiben, bis einem jeden ſein Sold verdoppelt werde.“ —

1) „Jeder Lehrer, ſagt Herder, muß ſeine eigene Methode haben, er muß ſie ſich mit Verſtande erſchaffen haben, ſonſt frommt er nicht.“ Herders Werke. Philoſophie und Geſchichte 10, 254.

2) Als ich Iferten 1810 verließ und nach Berlin kam, wohnte ich in der Plamannſchen Anſtalt einem Examen bei. Wie ſtach das freie, ſelbſtändige und ſelbſtbewegliche Lehren von Frieſen und Harniſch gegen das kalte, methodiſch genirte vieler Peſtalozziſcher Lehrer ab! —

Peſtalozzi drang in mich, Mineralogie zu lehren und dabei eine kleine Steinſammlung, welche die Anſtalt beſaß, zu benutzen. Ich wandte ein, daß ich, wenn ich es thäte, ganz von der Lehrweiſe des Inſtituts abgehen müſſe. Wie ſo? fragte Peſtalozzi. — Nach jener Lehrweiſe, erwiederte ich, müßte ich nichts thun als eine Stufe der mineralogiſchen Sammlung nach der andern den Knaben hinhalten, bei jeder den Namen nennen, z. B. das iſt Kalkſtein, und hierauf unisono von der ganzen Klaſſe dreimal nachſprechen laſſen: das iſt Kalkſtein. — So glaube man zugleich für reale Anſchauung und Sprachbildung zu ſorgen. — Ich ſuchte nun klar zu machen, daß eine ſolche Weiſe nur auf den Schein arbeite, Worte gebe, ehe die Bilder der Steine eingebildet ſeien; daß dieſer Einbildungsprozeß, dieſes ſinnlich-geiſtige Concipieren überdieß durch Hineinreden der Lehrer und Redenlaſſen der Schüler nur geſtört werde, daher am beſten ſchweigend geſchehe. — Als Peſtalozzi dagegen ſprach, fragte ich ihn: warum die Kinder doch ſprachlos geboren würden, erſt etwa nach 3/4 Jahren reden lernten; warum man dem 8 Tage alten Kinde ein Licht hinhalten und nicht drei mal, ſondern hundert mal vergeblich „Licht" vorſagen würde, weil es gewiß nicht verſuchen werde, das Wort nachzuſprechen. Ob wir hierdurch nicht von hoher Hand den Fingerzeig erhielten, daß Zeit nöthig ſei, wenn die äußere, ſinnliche Anſchauung innerlich angeeignet werden ſolle, ſo daß das Wort erſt als eine reife Frucht der ausgetragenen innern Anſchauung hervortrete? — Was ich vom Schweigen der Kinder ſagte, frappierte Peſtalozzi. —

So weit meine Erinnerung reicht, habe ich nun das Wichtigſte mitgetheilt, was zwiſchen Peſtalozzi, Schmid und mir verhandelt wurde. Ich möchte heute noch meine damaligen Anſichten vertreten, aber durch ſo manche Erfahrung belehrt, vielleicht mit größerer „Klarheit" als damals.

Hier will ich aber keineswegs mich als rein hinſtellen, andere anklagen. Wenn ich ſachlich Recht zu haben meine, ſo fehlte ich perſönlich in mehrerer Hinſicht, was nur durch die unglücklichen Verhältniſſe im Inſtitut einigermaßen entſchuldigt wird. Ich will nur dieß andeuten. Leider ſtunden ſchon damals Niederer und Schmid durch Gaben, Leiſtungen, Richtung in völliger Oppoſition, beim beſten Willen war eine Vermittlung zwiſchen beiden unmöglich, man mußte ſich dem einen oder dem andern anſchließen. Peſtalozzi ſelbſt verband mich mit Schmid, deſſen entſchloſſene, raſtloſe Thätigkeit mir Bürge war, daß er bei Reformen kräftig helfen würde. — So kam ich faſt unwillkürlich mit Niederer in Oppoſition. Wenn ich auch ſeinen Anſichten nicht überall beipflichtete, ſo hätte ich doch ſeinen aufopfernden Enthuſiasmus entſchieden anerkennen ſollen. Zu Krüſis mildem Weſen fühlte ich mich hingezogen, allein auch er ſtand gegen Schmid.

Den jüngern Lehrern war mein ſchweigendes Beobachten unheimlich; kann ich es ihnen verdenken? Während ſie mit unerhörter Anſtrengung vom Morgen bis zum Abend arbeiteten, auf ſolche Weiſe ſchon Jahre lang gearbeitet hatten,

sah ich ihrem mühsamen Leben mit kritischem Blick zu. Ich erschien ihnen als ein fremder, recensierender, unthätiger Eindringling und mußte ihnen so erscheinen. Sie wußten ja nicht, daß ich mit einer so hohen Meinung von den Leistungen des Instituts gekommen war, daß ich zuerst nur zusehen, nur lernen wollte, um später zu lehren und zu helfen, wo ich könnte.

Jene hohe Meinung hatte ich besonders durch den Bericht eingesogen. Er verführte mich, das Institut zu überschätzen, und dieß Ueberschätzen verführte mich wiederum in Iferten, die Leistungen in der Anstalt zu gering zu achten. Ich hätte den redlichen, gewissenhaften, mühsamen Fleiß mehrerer Lehrer z. B. Ramsauers auch dann anerkennen sollen, wenn sie gleich nicht immer lauter Neues zu Tage förderten; durch den Bericht mißleitet, hoffte ich freilich nur Neues zu finden.

Aller Uebelstände ungeachtet wäre ich aber gewiß länger in Iferten geblieben und hätte ausdaurend geduldig in Hoffnung gearbeitet, wofern ich es nicht für Pflicht gehalten, den mir anvertrauten Knaben zu entfernen. Ich verließ mit ihm im Mai 1810 Iferten. — Bald darnach brach dort die lang verhaltene Feindschaft in offene Fehde aus. Schmid verließ das Institut und schrieb gegen dasselbe.[1]

Iferten.

b. Von 1810 bis 1825.

Am liebsten schwiege ich von diesen, meist durch die schmählichsten Zwiste und Prozesse getrübten Jahren. Die Berichte, welche über die Ergebnisse jener Zeit vorliegen, widersprechen einander oft schroff, weil sie von Anhängern zweier, einander diametral entgegengesetzter Parteien geschrieben sind. Ich will nur einiges bedeutende mittheilen.

Im Sommer 1811 kam der Franzose Jullien nach Iferten, Napoleons Waffengefährte in Aegypten und Ritter der Ehrenlegion. Er blieb 6 Wochen im Institut, aus seinen dortigen Beobachtungen giengen zwei Werke hervor.[2]

Während des Krieges von 1814 verlangte die Spitalverwaltung der österreichischen Armee: das Institutsgebäude solle zu einem Spitale hergegeben werden. Glücklicherweise war Kaiser Alexander in Basel: Pestalozzi reiste sogleich zu ihm, fand die freundlichste Audienz; das Spital kam, auf des Kaisers Verwendung, gar nicht nach Iferten, und im November 1814 erhielt Pestalozzi den russischen Wladimirorden 4ter Klasse. —

Schmids Austritt aus dem Institut verursachte eine sehr bedeutende, schmerzlich gefühlte Lücke. Wie übel es in der Anstalt aussah, bezeugen Briefe aus jener Zeit, welche Pestalozzi an Niederer schrieb. „O Niederer, so klagt er,

1) „Ansichten und Erfahrungen über Erziehung, Institute und Schulen."

2) Précis sur l'institut d'Yverdon en Suisse 1812, und Esprit de la méthode d'éducation de M. Pestalozzi. 2 Tom.

ohne Reinheit und Kraft in den Umgebungen sind alle Anstrengungen für das Hohe und Große verloren, wo Lümmelei und Schwäche aus allen Ecken hervorguckt, da bildet sich das Erhabene und Gute nicht leicht — unsre größten Feinde sind unter unserm Dach und essen mit uns aus einer Schüssel — es ist besser allein zu sein, als von Schlechtheit Scheinhülfe anzunehmen."

In einem zweiten Briefe Pestalozzis heißt es: „die innere Schwäche unsers Hauses hat den Schwächsten unter uns das Maul aufgethan, daß sie uns Affenräthe geben und offene Versammlung über uns unter sich selbst haben. Das Haupt übel unsers Hauses kommt von den bei mir Männer spielenden Knaben, die an allen andern Orten nur Lehrbuben wären."[1]

In jene Zeit fällt auch der Besuch des preußischen Staatskanzlers von Beyme, welcher „mit großer Vorliebe für Pestalozzi" das Institut betrat und ehe er Iferten verließ sich dahin äußerte: „Wenn diese Anstalt sich noch ein Jahr halte, so sehe er es für das größte Wunder an, es mangeln in dem Unterricht, den er hier gesehen, Sachen, über deren Vernachlässigung man sich auch in den niedersten Dorfschulen schämen müßte."[2]

Vorzüglich fühlte Niederer die durch Schmids Abgang im Institut entstandene Lücke. Schon zu Ende des Jahres 1813 schrieb er an Schmid[3] aufs Versöhnlichste, und am 10. Februar 1815: „Ich setze mit Pestalozzi Leib und Gut daran, dich hierher zu bringen." „Allein kann ich nichts. Du weißt was mir fehlt, aber mit dir und ein paar andern ausgezeichneten und edeln Menschen zweifle ich nicht an der Verwirklichung eines pädagogischen Himmels auf Erden."

Pestalozzi führt diese Stellen als sichere Beweise der Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit Schmids an: sie bezeugen aber auch eine ehrenwerthe Gesinnung Niederers, welcher seiner praktischen Unfähigkeit kein Hehl hatte und eine tief begründete Antipathie gegen Schmid unterdrückte, um seine pädagogischen Ideale zu verwirklichen.

Schmid stund damals einer Schule zu Bregenz vor. Auf Niederers dringende Einladung kehrte er um Ostern 1815 nach Iferten zurück und begann nun eine durchgreifende Reform des Instituts, besonders auch in ökonomischer Hinsicht. Bald entspann sich ein allgemeiner, stiller Widerwille gegen ihn.

Am 11. December 1815 starb, fast 80 Jahre alt, Frau Pestalozzi; 45 Jahre lang, auch in schwerer Leidenszeit, die treue, geduldige Lebensgefährtin ihres Mannes. An ihrem Sarge sprach Pestalozzi, nachdem man ein Sterbelied gesungen. „Wir waren," sagte er zur Todten gewendet, „von Allen geflohen und verspottet, Krankheit und Armut beugten uns nieder und wir aßen unser trockenes Brot mit Thränen; was gab dir und mir in jenen schweren Tagen Kraft auszudauern und unser Vertrauen nicht wegzuwerfen?" Drauf er-

1) Biber 79. 88.
2) Lebensschicksale 60.
3) Ebend. 84. 86.

griff er eine in der Nähe liegende Bibel, drückte ſie der Todten an die Bruſt und rief: „aus dieſer Quelle ſchöpfteſt du und ich Muth und Stärke und Frieden.“[1] — Unter zwei hohen Wallnußbäumen des Schloßgartens iſt ihr Grab. — An dieſem Trauertage brach zuerſt der bisherige ſtille Widerwille Vieler gegen Schmid laut in offene Feindſchaft aus, welche fortan nicht wieder beſänftigt wurde, und die letzten 12 Lebensjahre des beklagenswerthen Greiſes wahrhaft vergiftete. Aller Segen wich ſeitdem von der Anſtalt und von jeder neuen Unternehmung Peſtalozzis.

Die meiſten Lehrer waren gegen Schmid. Blochmann, ſpäter Director eines blühenden Erziehungsinſtituts in Dresden, ſetzte eine förmliche Anklageſchrift gegen ihn auf, welche Krüſi, Ramſauer, Stern,[2] Ackermann,[3] u. a., in Allem 12 Lehrer, unterſchrieben.[4] — Im Jahre 1816 verließen dieſe die Anſtalt, auch Krüſi, der vieljährige Mitarbeiter Peſtalozzis. „Vater, ſchrieb er an Peſtalozzi, meine Zeit, Deine Nähe zu genießen, iſt vorüber. Ich muß Deine Anſtalt, wie ſie jetzt iſt und geleitet wird, verlaſſen, wenn ich meinen Muth und meine Kraft Dir und Deinem Werke zu leben, nicht immer mehr verlieren ſoll. Für Alles, was Du mir warſt und was ich Dir ſein konnte, danke ich Gott, für Alles, worin ich Dir fehlte, bitte ich Gott und Dich um Verzeihung.“[5]

Zuletzt, im Jahre 1817 trennte ſich auch Niederer vom Inſtitut;[6] vergeblich verſuchte es Peſtalozzi im folgenden Jahre, ihn mit Schmid zu verſöhnen. Beide erkannten Peſtalozzi als ihren Meiſter und dennoch war die Verſöhnung unmöglich. Sie waren einander zu ſehr entgegengeſetzt, nicht bloß in Naturgaben, ſondern in dem was jeder wollte, in dem pädagogiſchen Ideale was er im Inſtitut zu realiſieren ſtrebte.

Niederer ſah in Peſtalozzi einen Mann, der mit inſtinktmäßigem Tiefſinn das Weſen der Menſchenbildung erfaßt, aber nur fragmentariſch dargeſtellt habe, und welcher die Ideen, von denen er gleichſam beſeſſen ſei, nicht beſonnen gewältigen könne. Zu einer philoſophiſchen Gewältigung derſelben fühlte Niederer ſich berufen, dazu, aus jenen mächtigen pädagogiſchen fragmentariſchen Werkſtücken eine vollſtändige ſyſtematiſche Theorie aufzubauen. — Peſtalozzi konnte ſich in ihn anfangs nicht finden, er verſtand Niederers philoſophiſche Sprache nicht. Später ſah er in ihm den einzigen Mann des Inſtituts, welcher auf der Höhe deutſcher Kultur ſtehend, am geeignetſten ſei, der neuen Methode im

1) „H. Peſtalozzi“ (S. 87) von Blochmann, ein Buch, das für die Geſchichte des Inſtituts, beſonders für die Jahre 1810—1816 eine ganz vorzügliche Quelle iſt.

2) Später Seminardirector in Karlsruhe.

3) Später Lehrer in Frankfurt am Main.

4) Vgl. Blochmann l. c. 91—102.

5) Biber 106.

6) Er erklärte ſeinen Austritt in einer Pfingſtpredigt, die er bei einer von ihm zu vollziehenden Confirmationshandlung hielt! Blochmann 106.

Reiche der Bildung ihre rechte Stelle anzuweiſen. Nur durch einen ſolchen Mann, glaubte er, könne die gebildete Welt, beſonders Deutſchland, für ſeine Erziehungspläne gewonnen, durch ihn müſſe ſein ſchweizer Idiom erſt in ein verſtändliches Hochdeutſch überſetzt werden. Ja, er glaubte eine Zeit lang, Niederer verſtehe ihn beſſer, als er ſich ſelbſt verſtehe. — Praktiſches Geſchick zur Verwirklichung ſeiner pädagogiſchen Theorie fehlte Niederer, wie er ſelbſt öfters eingeſtand. Er wollte im Inſtitut mehr die Thätigkeit der dort wirkenden praktiſchen Talente beobachten und auf ſolche Weiſe lernen, zugleich aber auch wachen, daß alle Lehrer in Einem Sinn und auf Ein und dasſelbe Ziel hinarbeiteten — auf Verwirklichung der pädagogiſchen Theorie.

Kein Wunder, wenn ſich Peſtalozzi durch Niederers Eigenthümlichkeit von Natur nicht angezogen fühlte, wie er dieß wiederholt äußerte, ſelbſt in Zeiten, da beide Männer ſehr freundlich gegen einander ſtanden, ebenſo wenig darf es uns wundern, wenn der Greis ſpäterhin ein Verhältnis ganz löſte, das vielmehr ſein Wille als ſeine Neigung geknüpft[1] hatte. —

Wie ſo ganz entgegengeſetzt war aber ſein Verhältnis zu Schmid! „Unerklärliche Gefühle, ſagt er,[2] zogen mich vom Augenblick ſeiner Erſcheinung in unſerm Kreiſe an ihn hin, wie ich mich noch nie an irgend einen Zögling hingezogen fühlte.“ Charakteriſtiſch iſt es, wenn Peſtalozzi ſchreibt: „Ich muß die Kraft, die uns in dieſem böſen Zuſtand noch allein zuſammen zu halten fähig ſchien, von ihrem Urſprung aus ins Auge faſſen.“[3] Dieſe perſonifizierte Kraft war eben der, von den Tyrolerbergen nach Burgdorf eingewanderte Hirtenknabe Schmid. Bald habe er ſeine Lehrer hinter ſich gelaſſen, ſagt Peſtalozzi. „Er überflügelte, fährt er fort, durch ſeine Realkraft und unabläſſige Thätigkeit den Einfluß eines jeden Andern im Hauſe. . . . Ich verbarg nicht, daß ich die Kraft dieſes noch ſo jungen Zöglings als die erſte Stütze meines Hauſes anſehe.“[4] Eben ſo charakteriſiert Peſtalozzi den Schmid in einer Rede, welche er im Jahre 1818 hielt. „Ich[5] will, ſagt er, aus ihm nicht mehr machen, als er mir iſt. Ich kenne ihn. Er hat eine Naturkraft, die in ihrer Kunſtloſigkeit hindringt, wo eine große Kunſt oft vor meinen Augen zurückſtand.“ — Schmid „warf ſich wie eine harte Schale um den Kern meines hinſchwindenden Thuns und rettete mich.“[6]

Die Kraft und Thätigkeit Schmids erkannte auch Niederer in vollſtem Maße an. Wie Peſtalozzi ſah er in ihm den unermüdlichſten Lehrer der Mathematik und des Zeichnens, welcher durch ſein Beiſpiel wie durch derben Tadel

1) Vergl. unten die Rede, welche Peſtalozzi 1818 an ſeinem 73ſten Geburtstage hielt.
2) Lebensſchickſale 23.
3) Ebend. 22.
4) Ebend. 26.
5) Peſtalozzis Werke 9, 268.
6) Ebend. 258.

auch die übrigen Lehrer zu gewissenhafter Thätigkeit antreiben könnte; er sah in ihm auch den Mann, welcher, ein Zögling Pestalozzis, für eine Frucht der Methode galt und dadurch den besuchenden Fremden imponierte, sie für die Methode gewann. Daher kam es, daß er im Jahre 1814 Alles von einer Wiedervereinigung mit Schmid hoffte. Wie fand er sich aber getäuscht, als Pestalozzi diesem das Scepter über das ganze Institut einhändigte.

Auch Blochmann erkennt in seiner Anklageschrift gegen Schmid an diesem: „Thätigkeit, Beharrlichkeit, Ausdauer, Pünktlichkeit, administrative Gewandtheit, seine Verdienste um größere Ordnung in der Anstalt, seine Geschicklichkeit in den Elementarfächern der Mathematik — eine seltene Kraft." Lauter Eigenschaften, welche sich weder bei Pestalozzi noch bei Niederer fanden, und Schmid daher als ein nothwendiges ergänzendes Glied des Lehrerpersonals bezeichneten. Wenn aber Blochmann und die übrigen Unterzeichner der Anklageschrift dieß anerkannten, warum drangen sie dennoch auf Schmids Entfernung? Weil, antworten sie in jener Schrift, „die Quelle alles Schmidschen Thuns die vollendete Selbstsucht ist, Kraft ohne Demuth, ohne Liebe, ohne Selbstverleugnung, ein tönendes Erz, eine klingende Schelle, Schmid klug wie die Schlangen, aber nicht ohne Falsch wie die Tauben ist."

In einem Briefe macht Niederer dem Pestalozzi Vorwürfe, daß er Schmid und überhaupt die Kraft an sich überschätzt habe.[1] „Das Verderben, sagt er, trat in Ihre Anstalt ein, als Sie durch einzelne glänzende Erfolge und Kräfte hingerissen und geblendet, das, was seiner Natur nach bloß im Stillen wirkt und wirken muß, ob es gleich höher als jenes steht, und das Hervortreten jenes erst möglich macht, keiner wesentlichen Beachtung mehr würdigten; als sie anfiengen so zu handeln, als seien Sie dem, womit sie brilliren konnten, alles, dem was dazu nicht tauglich war, nichts schuldig."

„In diesem Grundirrthum, ich sage mehr in dieser Grundungerechtigkeit, wurde die mathematische Seite der Methode und Anstalt hervorgehoben, als wäre sie einzig und allein das Wesen der Methode und das Heil der Menschheit. Einseitige, niedrige Kräfte ehrte man auf Kosten der höhern. Die Kraft des Gemüths, die Treue, die Liebe, wenn sie nicht mit jenen äußeren Kräften verbunden waren, wurden in den Personen, in denen sie wirkten, hintangesetzt und herabgewürdigt. Sie setzten in der Art des Lobes, das Sie den Handwerksfertigkeiten durchaus unerfahrner Jünglinge in einzelnen Fächern ertheilten, diese Fertigkeiten über Einsicht, Wissenschaft und Erfahrung."[2]

Kehren wir nun zur Geschichte der Anstalt zurück.

1) Der Brief ist vom 19. März 1818. Biber 123.

2) In dem Buche: „Pestalozzis Erziehungsunternehmung" (S. 369 ff.) charakterisiert Niederer sich und die Art seiner Wirksamkeit am Institut. In der Streitschrift Pestalozzis „Erklärung gegen Bremis Zeitungsfragen", findet sich eine Charakteristik Niederers aus der Zeit,

Oſtern 1816 ließ ſich der ſchon erwähnte Jullien in Iferten nieder, und brachte 24 Zöglinge aus Frankreich mit, aber ſchon im folgenden Jahre verließ er, man ſagt von Schmid gekränkt,[1] das Inſtitut.

Niederer trennte ſich, wie ſchon erwähnt, im Jahre 1817 vom Inſtitut und leitete in Gemeinſchaft ſeiner Frau fortan nur die Töchteranſtalt. Ueber dieſe entſpann ſich in demſelben Jahre der ſchmählichſte, bedauernswertheſte pecuniäre Proceß zwiſchen Peſtalozzi und Schmid einerſeits, Niederer andererſeits, ein Proceß, welcher ſieben Jahre dauerte. „Es war im Juli 1817, als ich, erzählt Peſtalozzi, durch einen auf jenen Streit bezüglichen Brief plötzlich in eine innere Wuth gerieth, die mit einem Ausbruche von eigentlicher Raſerei begleitet war und wodurch ich Gefahr lief, meinen Verſtand vollends zu verlieren und in vollkommene Sinnloſigkeit zu verfallen.“[2] Schmid brachte den Greis nach Bület auf den Jura, deſſen kühlende Höhen heilſam auf Peſtalozzis gefährdeten Nervenzuſtand wirkten. Dort ergoß er ſein Leiden in Gedichten, in denen ſeine, von den ſchwerſten unedelſten Verhältniſſen gefangene und umſtrickte Seele ihre Sehnſucht nach himmliſcher Freiheit wehklagend ausſpricht. Hier eins dieſer Gedichte.[3]

Regenbogen, Regenbogen,
Du verkündeſt Gottes Wonne!
Schein auch mir mit deiner Farben
Mildem Glanze, ſchein in meinen
Wilden, lebenslangen Sturm!
Künde mir den beſſern Morgen,
Künde mir den beſſern Tag,
Regenbogen, Regenbogen!

In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen,
Meine Seele lobe Gott:
Muß ich ſterben,
Eh Du mir erſcheinſt,
Und mir Freude bringſt
Und den beſſern Tag:
Muß ich austrinken
Den Kelch des Zanks,
Den Kelch der Unverſöhnlichkeit

da er Peſtalozzi am nächſten ſtund. Mit dieſer vergleiche man die Schilderung Niederers in den „Lebensſchickſalen,“ Ich theile jene zwei Charakteriſtiken in der Beilage VI. mit und füge auch das bei, was Peſtalozzi, ebenfalls in den „Lebensſchickſalen“, über Schmid ſagt.

1) Henning 76.

2) Lebensſchickſale 125.

3) „H. Peſtalozzis bis dahin unedirte Briefe. Bern bei Jenni 1834.“

Bis auf ſeine Hefen:
Muß ich ſterben, eh mein Friede
Kommt, der Friede, den ich ſuche?
Ich erkenne meine Schuld,
Ich erkenne meine Schwäche,
Und in Liebe und mit Thränen
Verzeih ich Allen ihre Schuld;
Doch im Tode ſind ich Frieden,
Und im Tode wird erſcheinen
Mir mein beßrer Tag!
Künder meiner beßren Tage,
Lieblich wirſt du dann erſcheinen
Ueber meiner öden Gruft:
Regenbogen! Regenbogen!

Wie der friſchgefallne Schnee,
Wie des Winters helle Flocken,
Die beim Tode meiner Gattin,
In der Sonne lieblich glänzend,
Sanken auf ihr offnes Grab:
Regenbogen, Regenbogen,
So erſcheine dann auch mir
Lieblich, lieblich, wenn ich ſterbe.
In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen!
Meine Seele lobe Gott!

Ein Verſuch Peſtalozzis, ſich mit Fellenberg 1817 zu verbinden, mißglückte.[1] Im Jahre 1818 ſchloß Schmid mit Cotta einen Kontrakt zur Herausgabe ſämmtlicher Werke Peſtalozzis; es liefen bedeutende Subſcriptionen ein. Der Kaiſer von Rußland unterſchrieb 5000 Rubel, der König von Preußen 400 Thaler, der König von Bayern 700 Gulden. Da lebten Peſtalozzis Hoffnungen wieder auf. In einer ſchon erwähnten merkwürdigen Rede, welche er an ſeinem 73ſten Geburtstage, den 12. Januar 1818 hielt,[2] beſtimmte er „50000 franzöſiſche Livres, die die Subſcription abtragen werde," zu pädagogiſchen Zwecken.

In jener Rede ſpricht Peſtalozzi frei von ſeinen Verhältniſſen zu Niederer und Schmid und rechtfertigt es, warum er ſich vom erſtern getrennt, an letztern aber angeſchloſſen. Auf Niederer zielt er wohl vorzüglich, wenn er ſagt: „Ich bin einer hohen innigen Liebe in mir ſelbſt für ihn ſicher. Nur ſoll er nicht fordern, daß ich das an ihm würdige, was ich nicht verſtehe: nur ſoll er die Schwäche meines Kopfs nicht der Härte meines Herzens zuſchreiben, und mich nicht darum für undankbar erklären, weil ich das nicht genugſam würdige, was ich nicht genugſam erkenne. Doch was will ich ſagen? Eben hier liegt die

1) Ebend. S. 20 sqq. verglichen mit „Lebensſchickſale" S. 128.
2) Peſtalozzis W. 9, 235.

Grundanklage, die gegen mich ſtatt hat, ‚ich vermöge nämlich dem Geiſt, der meinem Streben zum Grund liegt, nicht mehr zu folgen, und ſtöre und erlahme durch mein dießfälliges Unvermögen die Kraft derer, die im Geiſt und in der Wahrheit meines Strebens weiter vorgerückt ſeien als ich.‘ Es iſt ſchon eine alte Klage: ‚mein Geiſt habe mich verlaſſen; ich habe mich ſelbſt überlebt, und die Wahrheit und das Recht meines Strebens ſei aus meiner Hand in andere übergegangen.‘ Ich weiß auch wohl und fühle es tief, daß ich einige Kräfte, die zur Beförderung meiner Zwecke weſentlich ſind, ganz und gar nicht beſitze; hingegen weiß ich eben ſo beſtimmt, daß ich alle diejenigen Kräfte, die ich jemals hiezu beſeſſen, gewiß auch jetzt noch mit einiger Lebendigkeit und mit einigem Drang, ſie anwenden und benutzen zu können, in mir ſelbſt fühle.“ [1]

Für Letzteres liefert die Rede hinreichende Beweiſe; ich will einige Stellen mittheilen.

„Der Menſch hat ein Gewiſſen. Die Stimme Gottes redet in jedem Menſchen und läßt keinem unbezeugt, was gut und was bös, was recht und was unrecht iſt.“ [2]

„Faſſe den Menſchen im ganzen Umfang ſeiner Entfaltung ins Aug. Siehe, er wächſt, er wird gebildet, er wird erzogen. Er wächſt durch die Kraft ſeiner ſelbſt, er wächſt durch die Kraft ſeines weſentlichen Seins ſelber. Er wird gebildet durch den Zufall, durch das Zufällige, das in ſeiner Lage, in ſeinen Umſtänden und in ſeinen Verhältniſſen liegt. Er wird erzogen durch die Kunſt und den Willen des Menſchen. Das Wachsthum des Menſchen und ſeiner Kräfte iſt Gottes Sache. Es geſchieht nach ewigen göttlichen Geſetzen. Die Bildung des Menſchen iſt zufällig und abhängig von wechſelnden Umſtänden, darin ſich der Menſch befindet. Die Erziehung des Menſchen iſt ſittlich.“ [3] „Durch Uebereinſtimmung des Bildungs- und Erziehungseinfluſſes mit den ewigen Geſetzen des menſchlichen Wachsthums wird der Menſch allein wirklich gebildet und erzogen; durch den Widerſpruch ſeiner Bildungs- und Erziehungsmittel mit dieſen ewigen Geſetzen wird der Menſch verbildet und verzogen.“

Trefflich ſchildert Peſtalozzi den Gegenſatz der alten und neuen Zeit. „Die Tage, in denen wir leben, ſagt er, ſind wirklich Tage einer hohen und raffinirten Verkünſtlung unſers Geſchlechts gegen den reinen und hohen Sinn der Unſchuld, der Liebe und des Glaubens, und der aus ihnen hervorgehenden kraftvollen Anhänglichkeit an Wahrheit und Recht. Wer von uns nicht ein Fremdling und weder die Tage unſerer Gegenwart und ihren Geiſt kennt, noch die Tage der Väter und ihren Geiſt erforſcht hat, muß nicht eingeſtehen, die Tage unſrer Väter waren beßre Tage, ihr Geiſt war ein beßrer Geiſt, die Reinheit

1) Ebend. 266, 267.

2) Ebend. 163. Dieſe Worte theile ich nur mit, weil ſie mit den oben aus Peſtalozzis „Nachforſchungen“ angeführten in glücklichem Widerſpruch ſtehen.

3) Ebend. 164, 165. Vgl. Rouſſeau über dreifache Erziehung des Kindes.

ihres Willens war durch Religiösität des Herzens, durch kraftvollen Ernst im häuslichen und bürgerlichen Leben, und durch tägliche Uebungen des Fleißes in den guten Werken eines einfachen befriedigenden Berufslebens unendlich tiefer und besser begründet, als er es in unserm unermeßlichen Zutodtkünsteln unsrer Leibes- und Seelenkräfte unmöglich sein kann. Die Alten waren in hoher Einfachheit gutmüthig, verständig und wohlwollend. Ihre Umgebungen waren kraftvoll geeignet, sie täglich und stündlich in aller Unschuld im Glauben und in der Liebe zur Gutmüthigkeit, zur Ueberlegung, zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit hinzulenken; aber das Leben unserer Väter und die Quellen ihrer sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Höhe sind uns durch unsere Verkünstlung zum Ekel geworden. Wir sind gleichsam ganz aus ihrem Geist und aus ihrem Leben herausgefallen. Darum aber ist es auch, warum wir in Rücksicht auf Armenbildung und Volkserziehung in die Tiefen versunken, in denen wir leben. Wir haben jetzt den Schein des Glaubens ohne Glauben, den Schein der Liebe ohne Liebe, den Schein der Weisheit ohne Weisheit, und leben in dem Blendwerk unsers Seins wirklich ohne die Kräfte unserer Väter, indessen diese im Besitz ihrer Kräfte durchaus nicht, wie wir, mit sich selbst zufrieden waren. Der gute fromme Boden, den unsre Väter in ihrem Leben selber für ihre Ansichten, Gesinnungen, Meinungen und Gewohnheiten überhaupt und besonders in Rücksicht der Kinderzucht und des Armenwesens hatten, ist durch den Trug des Kunstzustandes unsers in der Frivolität gewaltsamen und in der Gewaltsamkeit frivolen Zeitlebens unter unsern Füßen versunken. Wir sind nicht mehr, was wir waren, und haben sogar das Gefühl, daß wir im Geist und in der Wahrheit wieder werden sollen, was wir waren, in uns selbst verloren. Indessen heucheln wir zu unsrer Väter Lob mit dem Munde, mit dem Herzen sind wir fern von ihnen und mit unserm Thun stehen wir ihnen auf eine Weise entgegen, daß die Gegenfüßler auf unserm Erdball uns unmöglich auf eine grellere Art entgegen stehen könnten. Wir haben ihr Wohlkönnen des Nothwendigen und ihr Nichtwissen des Unnützen in das Vielwissen des Unnützen und in das Nichtkönnen des Nothwendigen umwandelt. Anstatt ihres gesunden, im Mutterwitz geübten Geistes haben wir Weltformen, nicht so fast des Denkens als der wörtlichen Ausdrücke über das Gedachte, die dem Bonsens das Blut aussaugen, wie ein Marder, der sich an den Hals einer armen Taube ansetzt. Wir kennen unsre Nachbarn, unsre Mitbürger, selber unsre ärmern Verwandten nicht mehr, dafür aber lesen wir die Zeitungen und Journale, kennen die Geschlechtsregister der Könige der Welt, die Anekdoten der Höfe, des Theaters, der Hauptstädte und erheben uns selber in politischen und religiösen Meinungen zu einem täglichen Wechsel, wie in den Kleidern, und gehen auf der einen Seite vom Unglauben zur Capucinade und von der Capucinade zum Unglauben, eben wie von der Hosenlosigkeit zum Tragen von Schnürbrüsten und Führbändern hinüber. Die Väter bildeten ihre Denkkraft allgemein einfach und kraftvoll, aber wenige von ihnen bemüheten sich mit

Nachforſchungen über höhere, ſchwer zu ergründende Wahrheiten, wir aber thun gar wenig, zur Bildung einer allgemeinen und tiefen Denk- und Nachforſchungskraft fähig zu werden; aber wir lernen alle, von erhabenen und faſt unergründlichen Wahrheiten viel ſchwatzen, und ſtreben eifrig darnach, durch populäre Wortdarſtellungen die Reſultate des tiefſten Denkens in Kalendern und täglichen Flugſchriften zu leſen zu bekommen und ſie dem John Bull allgemein in den Mund zu bringen. Bei den Vätern ſuchte jeder brave Mann wenigſtens eine Arbeit, nämlich diejenige, die ſein Beruf war, wohl zu können, und jedermann durfte mit Ehren jeden Beruf lernen und auslernen; jetzt werden unſere Notabeln meiſtens zu ihren Berufen geboren. Zahlloſe Menſchen ſchämen ſich des Standes und des Berufs ihrer Väter und glauben ſich berufen, die Berufswiſſenſchaft aller Stände zu erforſchen und zu bekritteln und das Schwätzeln über alle Berufe und das Schlechtbetreiben ſeines eigenen Berufs wird unter unſern notabeln und unnotabeln Zeitmenſchen immer allgemeiner. Aller Geiſt der bürgerlichen Kraft iſt aus unſerer Mitte gewichen. Wir fragen in unſern Umgebungen nicht mehr darnach, was wir eigentlich ſind, ſondern was wir haben und was wir wiſſen, und wie wir all' unſer Haben und all' unſer Wiſſen zur Schau ausſtellen, feil tragen und gegen Mittel, uns gütlich zu thun, austauſchen können, um uns mit den Raffinementsgenießungen aller fünf Welttheile zu kitzeln, deren Gelüſte bei einem ſolchen Benehmen faſt unausweichlich in uns erzeugt werden müſſen. Und wenn wir es auf dieſem Weg dahin gebracht haben, in Rückſicht auf die reinen Anſprüche der Menſchlichkeit unſerer Natur und des ewigen göttlichen Weſens ihrer Fundamente, an Leib und Seel kraftlos und entwürdigt dazuſtehen, ſo ſuchen wir dann im Taumel unſrer Fieberſchwäche noch den Schein deſſen zu erzwingen, deſſen wahres und reines Weſen uns ganz mangelt. Wir ſuchen dann in dieſer Lage mit Gewaltſtreichen von Geiſt und Herz tödtenden Abrichtungs- und Verhüllungsmitteln die äußern Erſcheinungen unſrer Kraftloſigkeit und Verödung zu bedecken, und wahrlich, wir ſind in vielen Gegenſtänden der Volkserziehung und des Armenweſens zu ſolchen Geiſt, Herz und Menſchlichkeit tödtenden Abrichtungsmitteln und Verhüllungseinrichtungen verſunken. So iſt es, daß wir das innere Weſen unſrer Kräfte, unſere göttlich menſchlichen Anlagen in uns ſelber tödten, und wenn dann noch ein Schatten der getödteten Kräfte in uns ſpukt, ſo verzieren wir die Werke ſeines Spukens noch mit goldenen Rahmen, hängen ſie in Prachtzimmer auf, deren gleißender Boden keine guten Werke des gewohnten Erdenlebens zu tragen vermag."[1]

An einer andern Stelle ſagt er: „Der Gärtner pflanzt und wäſſert, Gott aber gibt das Gedeihen." — „Der Erzieher iſt es nicht, der irgend eine Kraft des Menſchen in ihn hineinlegt, er iſt es nicht, der irgend einer Kraft Leben und Athem gibt; er ſorgt nur, daß keine äußere Gewalt den Entfaltungsgang

1) Ebend. 168—172. Vergl. hiermit S. 187: wie man früher, wie jetzt, für die Armen ſorgt. S. 198: über die Unhäuslichkeit der Armenanſtalten u. A.

der Natur in seinen einzelnen Kräften hemme und störe; er sorgt dafür, daß die Entfaltung jeder einzelnen Kraft der Menschennatur nach den Gesetzen derselben ihren ungehemmten Lauf finde."[1] „Die sittlichen, die geistigen und die Kunstkräfte unsrer Natur müssen an sich gleichsam aus sich selbst hervorgehen und durchaus nicht aus den Folgen der Kunst, die sich in die Bildung derselben eingemischt hat. Der Glauben muß wieder durch das Glauben und nicht durch das Wissen und Verstehen des Geglaubten, das Denken muß wieder durch das Denken und nicht durch das Wissen und Kennen des Gedachten, oder der Gesetze des Denkens, die Liebe muß wieder aus dem Lieben und nicht aus dem Wissen und Kennen des Liebenswürdigen und der Liebe selber, und auch die Kunst muß wieder aus dem Können und nicht aus dem tausendfachen Gerede über das Können hervorgebracht werden."[2]

Der Leser urtheile nach den mitgetheilten Stellen über die Geistes- und Herzensjugendfrische des 73jährigen Greisen.[3]

Aber seine „unübertreffliche Regierungsunfähigkeit", wie er es selbst nennt, verließ ihn auch jetzt nicht.[4] Eine Armenanstalt wurde von ihm 1818 in der Nähe von Iferten, zu Clindy, gestiftet, man begann mit 12 armen Knaben. „Sie sollten als Arme erzogen, zur Erziehung und zum Unterricht für die Armen gebildet werden," sagt Pestalozzi.[5] Bald nahm man aber auch Kinder gegen eine Pension von 12 Louisd'or auf; die Zahl wuchs in wenigen Monaten auf 30. Man kann denken, daß Pensionairs den Charakter der Armenanstalt verwirrten. Im höchsten Grade geschah dieß aber durch merkwürdige, wahrhaft widersinige Unterrichtsexperimente. Ein[6] Engländer, Greaves, kam 1819 nach Iferten; sein Anerbieten, diese armen Schweizerkinder unentgeltlich im Englischen zu unterrichten, ward angenommen. Pestalozzi bemerkt freilich selbst: „Es machte dieß einen uns für die ursprüngliche Bestimmung dieser Kinder sehr irrelenkenden Eindruck." Dem englischen Unterricht schloß sich bald darauf französischer und lateinischer an. In den Elementarfächern, erzählt Pestalozzi, hätten die armen Kinder Außerordentliches geleistet. „Ich hatte, sagt er jedoch, schon kein Armenerziehungsinstitut mehr, hingegen zwei wissenschaftlich zu bildende, die ich aber nicht mehr getrennt von einander bestehen lassen konnte. So ward denn die so-

1) Ebend. 173.

2) Ebend. 174.

3) Ich werde weiter unten noch zwei Stellen aus dieser Rede zur Charakteristik der religiösen Gesinnung Pestalozzis mittheilen.

4) Ebend. 276 sagt Pestalozzi: „Ich sollte den Abt im Kloster vorstellen und taugte in gewissen Rücksichten wahrlich mehr zum Klosteresel oder wenigstens zum Klosterschaf, als zum Klosterabt. Freunde, ich rede frei heraus."

5) Lebensschicksale 194.

6) Ebend. 199, 200. Im Jahre 1819 trat ein zweiter Engländer in die Anstalt als Religionslehrer englischer Zöglinge, die man aufgenommen. Ja später wurden „über ein halb Dutzend arme Kinder" aus England in die Anstalt gesandt. (!) Ebend. 227.

genannte Armenanstalt von Clindy mit dem Institut in Iferten vereinigt." Die armen Kinder sollen, nach Pestalozzis Erzählung, den Institutszöglingen „nachahmungswürdige Muster" gewesen sein, besonders hinsichtlich ihrer Kenntnisse. Vielfach wurden sie selbst zum Unterrichten verwendet. [1]„Der Unterricht, den die Zöglinge in unserer Anstalt gaben, sagt Pestalozzi, wurde in Rücksicht auf seine Solidität und Naturgemäßheit dem Unterricht der gebildetsten ältern Lehrer unsers Hauses vorgezogen." (!) Vorzüglich warfen sie sich auf Zahl- und Formenlehre. War es ein Wunder, daß diese armen Kinder bald anfiengen, sich den Institutskindern gleichzustellen, in den Freistunden lieber mit diesen spielen, als Holz hacken und Mist laden wollten; — daß sie, in drei fremden Sprachen unterrichtet, nicht mehr Armenschulmeister werden, das Latein nicht zwecklos gelernt haben mochten?

Zu spät erkannte Pestalozzi, [2]„daß die Anstalt eine Richtung genommen, daß sie durchaus nicht mehr als eine Armenanstalt, sondern als eine, die elementarische Begründung der wissenschaftlichen Ausbildung bezweckende Anstalt anzusehen war." Der Grund des Mißlingens habe besonders darin bestanden, „daß diese Kinder nunmehr in Kenntnisse, Gewohnheiten, Ansprüche, Träume und Gelüste hineingeführt wurden, die für das Wesen ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht paßten, und sie eigentlich dafür verbilden mußten."

Die unseligen Streitigkeiten mit Niederer u. A. dauerten in dieser Zeit ununterbrochen fort. Endlich kam durch die edle Bemühung des Regierungsstatthalters du Thon eine Versöhnung zu Stande. Niederer gab unterm 31. Dezember 1823 in seinem und Krüsis Namen an Schmid eine Ehrenerklärung, in welcher zugleich gesagt war, daß etwaiger künftiger Zwiespalt durch Schiedsrichter geschlichtet werden solle.[3]

Leider hat das Publikum diesen innern Hader aus Zeitungen und Streitschriften in jenen Jahren allzugenau und bis zum Ekel kennen gelernt. Die ärgsten Feinde hätten nichts erfinden und ersinnen können, was geeigneter gewesen wäre, den Enthusiasmus für Pestalozzi zu ersticken.

Wer möchte das Widerwärtige noch einmal den Lesern vor Augen stellen? um so weniger, als es fast nur Privatinteressen betraf. Am 1. Februar 1823 schrieb Pestalozzi an Niederer einen Versöhnungsbrief, der wie ein heller Edelstein aus dem Schmutz dieser Prozesse entgegenglänzt. Gern theile ich folgende Stelle aus diesem Briefe mit. [4]„Lieber Herr Niederer! Wiederhole doch in deinem Gedächtnisse, was wir einst von einander hofften und was wir einander waren. Ich möchte von Euch wieder hoffen, was ich ehemals von Euch hoffte,

1) Ebend. 206.
2) Ebend. 203, 204.
3) Pestalozzis Werke 12, XI.
4) Lebensschicksale 248—250. Im November 1824 ward der erwähnte Geldprozeß durch ein Schiedsgericht beendet.

und möchte Euch gern wieder sein, was ich Euch ehemals war. Aber wir müssen einander den Weg dazu möglich machen; wir müssen einander den Weg dazu, und zwar jeder von dem Standpunkte aus, auf dem er steht, bahnen helfen. Laßt uns das thun. Laßt uns vor Allem uns ohne alle Krümmungen und ohne alle Klauseln einander verzeihen, und uns mit einem reinen innern Willen zu einer wahren Liebe, zu einer wahren Freundschaft und zu einem gegenseitig segnenden Benehmen vereinigen. Niederer! werde so viel du kannst wieder mein alter Niederer, wie du es vor zwanzig Jahren warst. Frau Niederer! Sei mir auch du wieder in Wahrheit etwas von dem, was du mir damals warst. Ich will Euch so gern, so viel ich kann, auch wieder sein, was ich Euch damals war. O Gott, wie sehne ich mich darnach, daß unsere Herzen uns wieder zu uns selbst bringen und wir auf dem Wege einer wahren Selbsterkenntnis zu der Liebe gelangen, die im gleichen Grade die Pflicht unsers Christenthums, als sie auffallend das dringende Bedürfnis unserer Lagen, unserer Umstände und unserer Verhältnisse ist. O Niederer! wie sehne ich mich darnach, daß wir von dieser erneuerten Liebe gestärkt und geheiligt, beim nächsten Fest einmal auch wieder zum heiligen Nachtmahl gehen dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß die ganze Gemeinde, in der wir leben, von unserm Thun geärgert, ob unserm zum Nachtmahl Kommen schaudern, und ihre Blicke sowohl mit Unwillen, als Bedauern auf uns werfen müsse. O Niederer! Auf der Bahn dieser erneuerten Liebe findet sich der einzige Weg zur wahren Ehre, so wie zur Wiederherstellung einer verlornen Scheinehre. O Niederer! Denke doch nicht, daß uns je Advokatenkniffe und Trölerkünste auf irgend eine Weise zur Höhe der Ehre bringen können, zu der wir uns durch die Wiederherstellung unserer Liebe selber erheben können. Alter Freund! Laßt uns das Inwendige der Schüssel reinigen, ehe wir uns um den Scheinglanz ihres Aeußern bemühen."

Natürlich hatten diese bedauernswürdigen Prozesse die schlimmste Rückwirkung auf das Zwitter-Institut. Pestalozzi fühlte dieß aufs Schmerzlichste und hoffte, der Segen werde über seine Armenanstalt kommen, wenn er sie nur von dem unglücklichen Iferten weg verlegte und zwar nach Neuhof im Aargau, nach demselben Neuhof, wo er vor langen Jahren die ersten schweren pädagogischen Versuche gemacht hatte. Er ließ dort zu dem Behuf ein neues Haus bauen.

Jedes der armen aufgenommenen Kinder hatte sich verbindlich gemacht, fünf Jahre, von 1818 bis 1823, in der Anstalt zu bleiben. Die fünf Jahre giengen zu Ende; Pestalozzi hoffte gewiß: viele dieser Kinder würden ihm nach Neuhof folgen und den Stamm der neuen Anstalt bilden. Aber kein einziges blieb. Durch den genossenen Unterricht hatten sie, wie gesagt, größere Gedanken eingesogen und suchten anderweitig ihr Glück zu machen. „Sie fanden es, sagt Pestalozzi, unter ihrer Würde, an einer Pestalozzischen Armenanstalt in Neuhof angestellt zu werden." [1] Als zuletzt auch ein Lieblingszögling Pestalozzis alle

1) Ebend. 237.

seine Anerbietungen ausschlug und heimlich von Iferten weggieng, da hatte der Greis doch einmal genug. Die Täuschung, sagt er, von der Möglichkeit der Verpflanzung dessen auf Neuhof, wovon in Iferten kein Fußbreit guter Boden eigentlich mehr mein war, war nun in meiner Seele endlich auch ganz ausgelöscht. Es mußte wirklich soweit kommen, um mich dahin zu vermögen, meine gänzliche Hoffnung, meine dießfälligen Zwecke als für mich vollends unerreichbar aufzugeben. Ich that es endlich und publicirte unterm 17. März 1824 das gänzliche Unvermögen, darin ich mich befinde, den Erwartungen und Hoffnungen, die ich durch meine projectirte Armenanstalt und Stiftung in den Herzen so vieler edlen Menschen- und Erziehungsfreunde erregte, weiter entsprechen zu können."[1]

Endlich, im Jahre 1825, löste Pestalozzi auch das Institut auf, nachdem dasselbe ein Vierteljahrhundert bestanden, und kehrte als 80jähriger lebensmüder Greis nach Neuhof zurück, wo er gerade vor einem Halbenjahrhundert — 1775 — seine erste Armenanstalt angefangen hatte. „Wahrlich, es war mir, sagt er, als mache ich mit diesem Rücktritte meinem Leben selber ein Ende, so weh that es mir."[2]

10. Pestalozzis letzte Jahre.
1825 bis 1827.

Pestalozzi hatte nur ein Kind, einen Sohn, geboren 1770, welcher schon im Jahre 1794 starb und selbst einen Sohn hinterließ.[3] Dieser Enkel Pestalozzis war im Besitz von Neuhof; zu ihm zog der Greis.

In diesen letzten Lebensjahren schrieb er den „Schwanengesang" und seine „Lebensschicksale." Mit tiefem Schmerz blickte er auf so manche gescheiterte Unternehmung zurück und bekannte sich schuldig, da seine Unfähigkeit, das Steuerruder zu führen, die Schiffbrüche herbeigeführt. Eben so offen spricht er, wie wir sahen, über seine Mitarbeiter.

Man hatte diese letzten Schriften Pestalozzis vielfach als melancholisch matte Herzensergießungen eines resignirenden Greises angesehen. Was die Urtheile des Alten über das Institut betrifft, wie es zur Zeit meines Aufenthalts in Iferten war, so bemerkte ich schon, daß ich sie meist für höchst treffend halte, für Beweise, daß es ihm wahrlich auch im Greisenalter nicht an männlicher Klarheit und Einsicht gebrach.

Im Mai des Jahres 1825 ward er zum Vorstand der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach erwählt, deren ältestes Mitglied er war. Im folgenden Jahre las er noch der Kulturgesellschaft in Brugg eine Abhandlung vor: über die einfachsten Mittel, womit die Kunst das Kind von der Wiege an bis ins

1) Ebend. 241.

2) Ebend. 242.

3) Die Wittwe, eine treffliche Frau, heiratete später Herrn Kuster und hieng mit treuer Liebe an Pestalozzi.

ſechste Jahr im häuslichen Kreiſe erziehen könne. So blieb bis an ſein Ende die liebevolle Wohnſtubenerziehung der Gegenſtand ſeiner Liebe, wie ſie ſchon vor 56 Jahren der Gegenſtand ſeiner Liebe war, als er Lienhard und Gertrud ſchrieb.

Am 21. Juli 1826 beſuchte Peſtalozzi mit Schmid des trefflichen Zeller Anſtalt in Beuggen. Die Kinder empfiengen ihn mit Geſang. Man reichte ihm einen Eichenkranz, er nahm ihn nicht an: „Nicht mir, ſondern der Unſchuld gebührt der Kranz," ſagte er. Die Kinder ſangen ihm das in Lina und Gertrud aufgenommene goetheſche Lied:

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den der doppelt elend iſt
Doppelt mit Erquickung fülleſt, —
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all' der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede!
Komm ach komm in meine Bruſt!

Da erſtickten Thränen die Stimme des Greiſes. —

Von [1]Jugend auf war Peſtalozzi ſchwächlich und wiederholt ſchwer krank. Im Jahre 1806 ward er des Nachts plötzlich von einer Deichſel unter die Pferde geſtürzt. [2]„Es war ein großes Wunder, ſagte er in einer Rede, daß ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet wurde. Seht da, ſie zerriſſen das Gewand über meinem Rücken und berührten meinen Rücken nicht: ſeht, ſie riſſen das Gewand von meiner Schulter und von meinen Armen, und berührten meine Schulter und meine Arme nicht."

Im Jahre 1812 litt er ſehr ſchmerzhaft lange Zeit, da er ſich eine Stricknadel zufällig ins Ohr ſtieß.

Aber trotz Kränklichkeiten und gefährlicher Unfälle erhielt Gott ſein Leben bis ins hohe Greiſenalter.

„Endlich nahete er ſich dem Ziele ſeines Lebens. Vor ſeinem Tode ſprach er noch: ‚Ich vergebe meinen Feinden, mögen ſie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe! Ich hätte gern noch einen Monat gelebt für meine letzten Arbeiten, aber ich danke auch wieder der Vorſehung, die mich von dieſem Erdenleben abruft. Und ihr, die Meinigen, bleibet ſtill für euch und ſuchet euer Glück im ſtillen häuslichen Kreiſe.' Bald darauf verſchied er. Nur wenige Tage war er krank gelegen. Den 15. Februar 1827 hatte man ihn von ſeinem Landhauſe nach Brugg gebracht, damit er dem Arzte näher wäre; den 17ten Vormittags ſtarb er nach heftigen Fieberkrämpfen, und den 19ten ward er zur Erde beſtattet. Seine Leiche wurde bei dem neuen Armenhauſe

1) Das Folgende meiſt nach Heußler 59.
2) Peſtalozzis Werke 11, 225. Rede am Neujahrstage 1808.

vorbeigetragen, das er angefangen hatte zu bauen, aber nicht vollenden konnte, und in Birr beigeſetzt, unter einer ſtillen, beſcheidnen Grabesfeier. Wenige Fremde wohnten ſeinem Begräbniſſe bei, denn es lag viel Schnee und ſeine Beerdigung fand viel früher ſtatt, als man erwarten konnte; man hatte in Aarau kaum Kunde davon erhalten. Schullehrer aus den umliegenden Dorfſchaften und Dorfkinder ſangen dem Verewigten in kunſtloſem Geſang ihren Dank ins Grab nach.“[1]

11. Peſtalozzi und das Chriſtenthum.

Ein armer Müdling ruht Peſtalozzi im Grabe.

Am Grabe tritt eine Sabbathsſtille ein; wir blicken zurück auf das vergangene, wir blicken aber zugleich vorwärts in das ewige Leben des Geſtorbenen, und fragen: ob er ſich ernſt auf die Ewigkeit in dieſer Zeitlichkeit vorbereitet habe; ob alle Arbeit ſeines Lebens in dem Herrn gethan und ob er in dem Herrn geſtorben ſei. —

Nicht wie ſtrenge Todtenrichter fragen wir, ſondern in aller Demuth miterlöſter ſündiger Mitmenſchen des Todten, wir fragen mit dem Wunſche der Liebe, daß er ſelig werde. —

In einem Briefe vom Jahre 1793[2] ſchreibt Peſtalozzi: „Ich ging ſchwankend, zwiſchen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die mich von derſelben weglenkten, den todten Weg meines Zeitalters; ich ließ das Weſentliche in der Religion in meinem Innerſten erkalten, ohne eigentlich gegen die Religion zu entſcheiden.“ —

Das iſt das Urtheil, welches er im 48ſten Jahre über ſich ausſprach; zur Zeit Robespierres, da das irdiſche politiſche Element dermaßen in den Gemüthern herrſchte, daß dem religiöſen keine ſtille Heimath blieb.

Die Abendſtunde des Einſiedlers, 13 Jahre früher geſchrieben, als die Welt noch ruhiger, noch nicht aus den Angeln war, enthält Stellen, die von chriſtlicher Salbung durchdrungen ſind. Vornehmlich gehört dahin der ſchon mitgetheilte Schluß des Ganzen, da es von Chriſto heißt: er ſei „der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menſchheit das allgemein verlorene Gefühl des Kinderſinns gegen Gott wieder hergeſtellt, der Erlöſer der Welt, der geopferte Prieſter des Herrn, der Mittler zwiſchen Gott und der gottesvergeſſenen Menſchheit; ſeine Lehre ſei Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geſchlecht ſeiner Kinder.“

Andre Stellen dieſer Schrift ſtehen aber, ſo anlockend ſie auch klingen, mit weſentlichen Lehren des Chriſtenthums in Widerſpruch. So wenn Peſtalozzi ſagt: „Glaube an Gott, du biſt reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unſchuld auf den Ruf der Natur, daß Gott Vater iſt.“

1) Heußler 59, 60.
2) Ebend. 80. 81.

Wo findet sich das Ohr der Unschuld? Es heißt: „Vor dir ist kein Lebendiger gerecht, auch nicht einer, da ist nicht der nach Gott frage; sie sind alle abgewichen und allesammt untüchtig geworden, da ist nicht der Gutes thue, auch nicht einer."

Wo ist das Ohr der Unschuld? Wäre es unter den Menschen zu finden, so könnte es freilich einen Ruf der Natur vernehmen, daß Gott Vater sei. Dann hätten auch die Heiden: Vater unser beten können. Aber nirgends findet sich eine Spur, daß die Alten ihre Götter, geschweige denn Gott kindlich geliebt.

Und könnte der Mensch von Natur Gott lieben, wozu wäre dann Christus, „der Wiederhersteller des verlornen Kindersinns der Menschheit?" Aber dieser Ausdruck selbst dünkt mir fast ein Euphemismus für das: der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. —

Wie tief die Ansicht Pestalozzis von der Unschuld der Kinder auf seine Pädagogik Einfluß übte, sahen wir schon bei Betrachtung des Buchs: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt"; er will, wie Rousseau, Feigen von den Disteln lesen. — Ob er der Ansicht bis an sein Ende anhieng? wir werden die Frage verneinen.

In Lienhard und Gertrud ist alles Gewicht auf das thätige Christenthum gelegt, die Liebe zuweilen fast im Gegensatz des Glaubens hingestellt, indem der todte Heuchlerglaube nicht immer scharf genug vom ächten Glauben, der in Liebe thätig ist, unterschieden wird. Der Geistliche in Lienhard ist ein redlicher Mann, doch zum bloßen Moralisieren stark hinneigend; seine Seelsorge ist mehr die eines treuen, persönlichen Feundes als in Geist und Kraft einer Kirche.

In den „Nachforschungen" wird das Christenthum eine Religion der Sittlichkeit genannt, eine Anstrengung, den Geist über das Fleisch herrschen zu lassen. Wenn Pestalozzi nach dem angeführten Briefe zwischen Gefühlen schwankte, die ihn zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die ihn von ihr weglenkten, so tritt gerade in der genannten Schrift, diesem mühsamen Verstandesprodukte, Gefühl und Christenthum zugleich zurück.

Im Buche „Wie Gertrud" ist die pädagogisch religiöse Seite, wie wir sahen, sehr schwach, es ist mehr eine rhetorische, von Christus entfremdete Verstandestheorie. —

Aber auch in diesem Buche blickt sein Gefühl wiederholt durch, es tritt uns die Sehnsucht und das Ziel seines mühevollen Lebens, die Tiefe einer Liebe entgegen, welche dem armen unbeholfenen Manne unzählige Schmerzen brachte, ja ihn fast zur Verzweiflung trieb. Aus tiefer Noth schreit er dann zu Gott, bittend, hoffend, dankend. „Freund, schreibt er an Gesner, laß mich jetzt einen Augenblick mein Thun und mein Ziel vergessen, mich ganz dem Gefühl der Wehmuth überlassen, die mich anwandelt, daß ich noch lebe und nicht mehr ich selbst bin. Ich habe Alles verloren, ich habe mich selbst verloren; dennoch hast du, o Herr, die Wünsche meines Lebens in mir erhalten, und das Ziel meiner

Schmerzen nicht vor meinen Augen zertrümmert, wie du das Ziel von tauſend Menſchen, die ſich ihre eigenen Wege verdarben, vor ihren und meinen Augen zertrümmert haſt. Du haſt das Werk meines Lebens mir mitten in meiner Zerſtörung erhalten, und mir in meinem hoffnungslos dahinſchwindenden Alter noch eine Abendröthe aufgehen laſſen, deren lieblicher Anblick die Leiden meines Lebens aufwiegt. Herr! ich bin nicht werth der Barmherzigkeit und Treue, die du mir erwieſen. Du, du allein haſt dich des zertretnen Wurms noch erbarmt; du allein haſt das zerknickte Rohr nicht zerbrochen; du allein haſt den glimmenden Docht nicht ausgelöſcht, und dein Angeſicht nicht bis an meinen Tod von dem Opfer weggewandt, das ich von Kindesbeinen an den Verlaſſenen im Lande habe bringen wollen und nie habe bringen können!"

Ehe ich den religiöſen Charakter ſpäterer Schriften Peſtalozzis betrachte, will ich den ſeines Inſtituts ins Auge faſſen. Am beſten wird derſelbe von Ramſauer geſchildert. Als zehnjähriger Knabe trat dieſer im Jahre 1800 in die Anſtalt zu Burgdorf; 26 Jahre alt verließ er ſie als Oberlehrer, da er von Iferten nach Würzburg gieng. So hat er lernend und lehrend die religiöſe Richtung der Anſtalt kennen lernen. Als in ſpätern Jahren die Tiefe der Wahrheit und der ernſten Heiligkeit des Chriſtenthums ſeinem erweckten Gewiſſen aufgieng, das ihn zur Selbſterkenntnis trieb, da lernte er erſt jene religiöſe Richtung würdigen. Er erzählt:

[1]„In Burgdorf gieng mir ein ganz neues thätiges Leben auf, es herrſchte ſo viel Liebe und Einfachheit, ich möchte beinahe ſagen, ein patriarchaliſch-gemüthliches Leben in der Anſtalt, man lernte zwar nicht viel, aber Peſtalozzi war der Vater, und die Lehrer waren die Freunde der Zöglinge; Peſtalozzis Morgen- und Abendgebete hatten eine Innigkeit und Einfachheit, daß ſie jeden daran Theilnehmenden unwillkürlich hinriſſen; er betete ſo innig, las und erklärte ſo eindringlich die Gellertſchen Lieder, ermahnte die Zöglinge jeden einzeln zum Selbſtbeten, und ſah darauf, daß in den Schlafſälen jeden Abend von einigen Zöglingen die Gebete laut geſprochen wurden, die ſie zu Hauſe gelernt hatten, während er zugleich erklärte, wie das auswendige Herplappern von Gebeten ohne Werth ſei, daß man hingegen aus ſeinem eigenen Herzen beten ſolle. Solche Ermahnungen kamen in Yverdun immer ſeltener vor, und das Lautbeten hörte ganz auf, wie ſo vieles Gemüthliche. Man fühlte, daß doch mehr als in Burgdorf gelernt werden müſſe, dadurch gerieth man aber zu ſehr in ein unruhiges Treiben und die Einzelnen in ein Haſchen nach Auszeichnung. Peſtalozzi blieb zwar derſelbe edle, ſich ſelbſt ganz vergeſſende und nur für das Wohl Anderer lebende und das ganze Haus begeiſternde Greis; da es aber nicht ſowohl in der geiſtigen Einrichtung und in Peſtalozzis Grundſätzen lag, daß ein ſo gemüthliches Leben in Burgdorf geherrſcht hatte, als vielmehr in deſſen Perſönlichkeit, ſo

1) Ramſauer 21—24.

konnte dieſer Geiſt auch nicht lange bleiben, ſich nicht erſtarken und zu einem chriſtlichen Geiſte ſich erheben. So lange hingegen die Anſtalt klein war, konnte Peſtalozzi durch ſeine überaus liebenswürdige Perſönlichkeit jeden kleinen Mißton ſogleich ausgleichen, er ſtand jedem einzelnen Gliede des Hauſes viel näher, konnte alſo auch jedem etwas ſein, und er konnte auch jede Perſönlichkeit beachten und auf dieſelbe nach Bedürfnis einwirken. Dieß hörte auf, als ſich das Familienleben mehr in ein verfaſſungsmäßiges Staatsleben im Inſtitute ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter in der Menge ſich verlieren; dadurch entſtand denn der Eifer ſich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer ſchroffern Formen hervor. Neid und Mißgunſt wucherten in vielen Herzen. Der Unterricht, nur auf die Entwicklung des Geiſtes berechnet, nährte die Selbſtſucht und den Dünkel, und das Gegengewicht, welches allein die Furcht Gottes geben konnte, kannte man nicht. Anſtatt uns zu ſagen, daß nur der Lehrer mit Segen wirken könne, der zur Erkenntnis und zum Glauben der höchſten Wahrheiten und hiermit zur Einſicht gekommen ſei, daß er aus ſich ſelbſt nichts ſei, und daß er Alles, was er Gutes thue, allein Gott zu danken habe, und daß er, wenn er mit wahrem Segen wirken wolle, des täglichen Gebets zu ſeinem Berufe unumgänglich bedürfe, ja, daß jeder Chriſt, und beſonders der Erzieher, täglich Urſache habe, Gott zu bitten um Geduld, Liebe, Demuth und hiermit um die Weisheit im Thun und Laſſen u. ſ. w., ſtatt deſſen hörten wir täglich, daß der Menſch Alles könne, was er wolle, daß er Alles aus ſich ſelbſt machen, daß nur er ſich ſelbſt helfen könne ꝛc. Hätte der ſonſt ſo edle Peſtalozzi es verſtanden, die Bibel zum Fundament aller ſittlichen und religiöſen Bildung zu machen, wahrlich das Inſtitut würde noch beſtehen, ſo gut als die Anſtalten beſtehen, und mit Segen wirken, welche der ſelige Francke vor mehr denn 100 Jahren mit ſo geringen Mitteln, aber im alleinigen Vertrauen auf Gott begründete. Anſtatt aber die Schüler mit der Bibel vertraut zu machen, kam Peſtalozzi und diejenigen ſeiner Gehülfen, die den ſogenannten Religionsunterricht ertheilten, oder die ſogenannten Morgen- und Abendgebete hielten, von Jahr zu Jahr immer tiefer in ein leeres Moraliſiren, und ſo iſt es auch erklärlich, wie es kommen konnte, daß ich in dieſer Anſtalt aufgewachſen bin, da confirmirt wurde und 16 Jahre ein ſehr thätiges und moraliſch gutes Leben führte — ohne auch nur eine Ahnung vom Worte Gottes zu bekommen. Ich hörte wohl die Bibel manchmal nennen, auch ſelbſt von Peſtalozzi darüber Klage führen, daß Niemand in ihr leſe, und ſagen, daß dieſes in ſeiner Jugend beſſer geweſen ſei; hörte auch bei dem ſonntäglichen Hausgottesdienſt, wie auch bei meinem Confirmationsunterricht manchmal einzelne Bibeltexte vorleſen und — willkürlich — erklären, aber eine Ahnung von der Heiligkeit und vom Zuſammenhange des Wortes Gottes bekamen weder ich noch Andere. So wie Peſtalozzi durch ſeine Perſönlichkeit die meiſten ſeiner Gehülfen Jahre lang ſo an ſich feſſelte, daß ſie ſich ſelbſt ebenſo vergaßen, wie er ſich ſelbſt vergaß, wenn es

[illegible]

[illegible] religiöse Wahrheit zu geben. [illegible] Quelle aller religiösen Ansichten [illegible]

1) Bericht. Lestalozzis Werke 11, 146—149. Es ist wohl keinem Zweifel unterm daß diese Stelle aus Niederer Feder ist.

Menschen und in ihren Trieben, Verhältnissen, Kräften und Bedürfnissen auf, damit das Kind die Wahrheit in jeder Hülle und das Wesen in jeder Form unterscheiden lerne. Der Gang zur Erzielung des letztern Gesichtspunktes oder der religiöse Elementar- und Vorbereitungsunterricht auf die positiven Lehren der Offenbarung und des Christenthums beruht speciell auf der Beantwortung folgender Fragen: 1) Was liegt als ursprünglich religiöse Anlage in der menschlichen Natur, oder welches sind die Elemente und Urstoffe aller religiösen Entwicklung und Bildung, insofern diese im Menschen und im Menschengeschlechte selbst liegen, und als etwas von Gott in sie gelegtes von ihnen ausgehen? Diese Elemente sind Anschauungen und Gefühle. 2) Wodurch und wie werden diese ursprünglich religiösen Anschauungen und Gefühle nothwendig in ihnen erregt und zum Bewußtsein gebracht? Hier sind es besonders die Eltern, die Natur und die Menschheit, oder das reine Verhältnis zu Vater und Mutter, zur Natur und zur Gesellschaft, die als religiöse Erregungs- und Bildungsmittel ins Auge gefaßt werden. 3) Wodurch und wie drücken der Mensch und das Menschengeschlecht die in ihnen erregten religiösen Anschauungen und Gefühle ursprünglich und nothwendig aus? Und wozu leitet die Menschen dieses Alles? Wir finden hier wesentlich den Ausdruck der religiösen Stimmung als Gebärde; den Ausdruck der religiösen Vorstellung als Wort; den Ausdruck der religiösen Anschauung als Bild. Erstere erscheint und bildet sich als Ceremonie, das Zweite als Unterricht und Lehre, das Letzte als Symbol und Bilderdienst aus. An den Gang dieser Ausbildung knüpft sich die Entwicklung dessen, was als wahrhafte und ewige Religion unwandelbar und überall wirkend in der Menschennatur sich ausspricht, und was als sinnliche Ausartung, als leidenschaftliche Verirrung und persönliches Verderben zum Aberglauben und zum Unglauben, zur Abgötterei und zum Götzendienst, zur heuchlerischen Täuschung seiner selbst und anderer, und endlich zu schnöder Wegwerfung alles Göttlichen und Heiligen hinführt. Den Schlüssel zur deutlichen Einsicht davon findet der Zögling in dem intuitiven Bewußtsein des Erwachens und Gangs seiner eigenen Gefühle, in den Eindrücken der Dinge auf sein Gemüth und in den religiösen Einrichtungen und Aeußerungen um ihn her. Als Thatsache ist das Ganze in der religiösen Kulturgeschichte der Menschheit von jeher ausgesprochen. Die Bezeichnung dazu, oder der Faden, an den sich die Darstellung für den Unterricht anknüpfen muß, ist in der Sprache eines jeden Volks vorhanden. Was dadurch als nothwendig im Zögling erzeugt werden soll, ist: Er soll die Wahrheit und das Ewige in ihrem Ursprung ergreifen. Er soll sich selbst und das Menschengeschlecht wesentlich religiös ins Auge fassen und als ein organisch und nach nothwendigen und göttlichen Gesetzen sich entwickelndes Ganzes, oder als eine religiöse Natur anschauen. Er soll den Abfall von Gott und dem Göttlichen ebenso in seinem Ursprung und in seinem Wachsthum erkennend, sich um so inniger und treuer an den Weg der Rückkehr zu Gott und an das Leben in ihm anschließen, damit so vor-

bereitet die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, die Bedeutung des ewigen Evangeliums ihm aufgehe; damit er zu einem innern göttlichen Dasein gelange, wie er äußerlich in einem verständigen Dasein lebt."

Ich theile diese ganze Stelle mit; sie zeigt wie weit der Religionsunterricht von aller gläubigen Innigkeit und Kindereinfalt entfernt war, von jener christlichen Einfalt, wie sie uns in Luthers kleinem Katechismus entgegentritt. Aber diese Stelle charakterisiert nur den Religionsunterricht im Institut, keineswegs Pestalozzis Religiosität.

Doch ist es klar, daß auch er in Iferten viel weniger die christlich sittliche, als die intellectuelle Bildung im Auge hatte. Durch letztere wollte man der Welt augenfällige Resultate der Methode vorlegen; wie soll man aber durchreisenden Fremden Resultate der christlich sittlichen Bildung, demüthige und liebevolle Herzen der Kinder zeigen, oder gar durch ein Examen roh enthüllen? Dazu kam, daß Pestalozzi darauf resignierte, bei der Menge der Knaben jeden einzeln ins Herz zu schließen, wie ein Vater — der ja nie seine Kinder nur in Masse liebt. —

Ich kehre nun zu Pestalozzis Schriften zurück und komme zu denen, welche er als Greis schrieb.

In mehrern seiner Reden an sein Haus sind Stellen, welche bezeugen, daß auch während der in Iferten verlebten Jahre, das Christenthum im tiefsten Herzen Pestalozzis fortlebte; friedliche Sonntags- und Festtagstöne schweben über dem unruhigen, lärmenden Wochentreiben. So in seiner Weihnachtsrede von 1810.[1]

„Ich habe, sagt er dort, von den Alten gehört, und zum Theil noch selbst gesehen: die Weihnacht war dem Menschen eine Nacht, die keiner irdischen Nacht glich. Der Tag der höchsten irdischen Freude war nicht ihr Schatten. Die Jahrestage der Landeserlösung von Knechtschaft, die Jahrestage der Freiheit waren ihr nicht zu vergleichen. Sie war ganz eine himmlische Nacht, eine Nacht himmlischer Freuden. In ihrem stillen, Gott geweihten Dienst ertönten die Worte: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein reines Gemüth. Als noch die Engel sich gleichsam ob den Häuptern der Menschen in dieser Stunde versammelten, und Gott priesen, daß der Heiland der Welt geboren ward, — welch' eine Nacht war die Weihnacht! wer kann ihre Freuden beschreiben; wer kann ihre Wonne erzählen! die Erde war in ihr in einen Himmel umwandelt. In ihr war Gott in den Höhen gefeiert, Friede war auf Erden, und in ihr zeigten die Menschen ein frohes Gemüth. Brüder, Freunde, Kinder, könnte ich Euch hinführen in die alte Christenwelt, und Euch die Feier dieser Stunde in den Tagen der Unschuld und des Glaubens zeigen, wo es die halbe Welt noch für ein Geringes hielt, für den Glauben an Jesum

1) Ich habe diese Rede selbst gehört.

Chriſtum zu ſterben! Brüder, Freunde, könnte ich Euch die Freuden der Weihnacht zeigen im Bild dieſer Tage! das Herz voll des heiligen Geiſtes, und die Hand voll menſchlicher Gaben — ſo ſtand der Chriſt in dieſer Stunde im Kreis ſeiner Brüder. So ſtand die Mutter im Kreis ihrer Kinder. So ſtand der Meiſter im Kreis ſeiner Geſellen; der Herr im Kreis ihm eigener Leute. So ſtand die Gemeinde vor ihrem Pfarrer, im Herzen voll des heiligen Geiſtes und ihre Hand voll menſchlicher Gaben; ſo gieng jetzt der Reiche in die Kammer des Armen. Der Feind bot in dieſer Stunde dem Feinde die Hand der Verſöhnung. Der Sünder kniete in dieſer Stunde in Thränen über ſeine Vergehungen nieder, und freute ſich des Heilandes, der ihm ſeine Sünden verziehe. Die Stunde der himmliſchen Freude war die Stunde der himmliſchen Heiligung. Die Erde war in dieſer Stunde eine himmliſche Erde und der Wohnſitz der ſterblichen Menſchen duftete Gerüche des unſterblichen Lebens.“ [1] „Möchte uns die Freude dieſer Stunde, möchte uns die Freude über die Geburt unſers Erlöſers dahin erheben, daß Jeſus Chriſtus uns jetzt als die ſichtbare göttliche Liebe erſchiene, wie er ſich für uns aufgeopfert, dem Tode hingegeben. Möchten wir uns der Stunde ſeiner Menſchwerdung freuen, weil er uns in dieſer Stunde die große Gabe ſeines Todes auf die Welt brachte und auf den Altar der göttlichen Liebe hinlegte. Er war von dieſer Stunde an der für uns geopferte Prieſter des Herrn. Freunde, Brüder, Schweſtern! Laſſet uns beten: O Gott gib ſie uns wieder die ſchönen Tage der Welt, wo das Menſchengeſchlecht ſich des Erlöſers Jeſus Chriſtus, ſich ſeiner Geburt wahrhaft freute! Gib uns die Zeiten wieder, wo die menſchlichen Herzen in dieſer Stunde voll waren des heiligen Geiſtes, und ihre Hände voll menſchlicher Gaben für ihre Brüder! Vater im Himmel, du gibſt ſie uns wieder, wenn wir ſie wieder wollen.“ [2]

In der ſchon erwähnten Rede, die Peſtalozzi als 72jähriger Greis im Jahre 1818 hielt, kommen Stellen vor, welche tief gehn. Da ſpricht er aus: nur vom Chriſtenthume ſei Heil zu erwarten. „Unſer verkünſtelter Zeitgeiſt, ſagt er, hat auch den Einfluß, den der religiöſe Sinn unſrer Väter auf dieſen Mittelpunkt des menſchlichen Wohlſtandes macht, zernichtet. Dieſer religiöſe Geiſt, der das Heil der ſtillen beſchränkten häuslichen Verhältniſſe machte, iſt in unſrer Mitte, alles innern Lebens beraubt, zu einem rüſtigen Raiſonnirgeiſt über alles Heilige und Göttliche verſunken; doch müſſen wir auch geſtehen, die erſte Quelle des eigentlichen Gifts unſrer Verkünſtlung, der irreligiöſe Sinn der Zeitwelt ſcheint im Innerſten ſeiner verderblichen Kräfte erſchüttert; der Segensgeiſt der wahren Chriſtuslehre ſcheint mitten im Verderben unſers Geſchlechts wieder tiefere Wurzel zu ſchlagen und in tauſend und tauſend Menſchen inneres, reines Leben zu erhalten, und es iſt wahrlich nur allein von dieſer Seite zu erwarten, daß wir uns Volksbildung halber wirklich zu Maßregeln erheben werden, die

1) Peſtalozzis Werke 11, 349.
2) Ebend, 352. 353.

geeignet sind, mit genugsamer Kraft in die Ansichten, Gesinnungen, Gelüste und Gewohnheiten unsers Zeitlebens einzugreifen, die wir als die Urquelle unsers Volksverderbens und unsers Zeitunglücks ansehen und anerkennen müssen." [1] —

Vorzüglich wichtig ist folgender Schluß jener Rede. „Freunde! Brüder! werdet Erneuerer meines Hauses, Wiederhersteller seines alten Geistes, und Zeugen, daß der Sinn meiner Jugend, daß der Sinn, der sich in „Lienhard und Gertrud" blühend, und in „wie Gertrud ihre Kinder lehrt", der Reifung näher sich ausspricht, noch in mir lebe. Ja, er lebt noch in mir; ich lebe noch in ihm, und ich will in ihm leben, bis an mein Grab. Freunde, Brüder! In diesem Sinn meiner jungen, und in diesem Sinn meiner jetzigen Tage werdet Mitstifter des heutigen Resultats der alten, ursprünglichen, menschenfreundlichen und wohlthätigen Zwecke meines Hauses. In diesem Sinn und in keinem andern rufe ich Euch alle, alle Glieder meines Hauses! zu einer heiligen Vereinigung unsrer selbst in der Liebe und durch die Liebe. Liebet einander, wie uns Jesus Christus geliebet hat. Die Liebe ist langmüthig und freundlich; die Liebe eifert nicht; die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht. Sie stellet sich nicht ungebärdig; sie suchet nicht das Ihre; sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie verträgt Alles; sie glaubet Alles; sie hoffet Alles; sie duldet Alles. Freunde, Brüder! Thut Gutes denen, die Euch hassen, segnet die, die Euch verfluchen. Sammelt feurige Kohlen auf das Haupt eurer Feinde. Lasset die Sonne nicht untergehen über Euerm Zorn. Wenn du opferst, versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, und dann erst opfere deine Gabe. Jede schonungslose Härte sei ferne von unserm Hause, sie sei auch gegen den fern, der uns unrecht thut. Jede menschliche Härte verliere sich in der Sanftheit unsers Glaubens. Sie muß sich in der Sanftheit des christlichen Glaubens verlieren. Keiner unter Euch entschuldige seine Härte gegen den, der unrecht hat. Keiner sage, Jesus Christus hat den nicht geliebt, der unrecht hatte, und unrecht that. Er hat ihn geliebt. Er hat ihn mit göttlicher Liebe geliebt. Er ist für ihn gestorben. Er hat nicht die Gerechten, er hat die Sünder berufen zur Buße. Er hat auch den Sünder nicht gläubig gefunden, er hat ihn gläubig gemacht. Er hat ihn auch nicht demüthig gefunden, er hat ihn demüthig gemacht, er hat ihn durch seine Demuth demüthig gemacht. Wahrlich, wahrlich, es ist mit dem hohen göttlichen Dienst seiner Demuth, daß er den Stolz des Sünders überwunden, und ihn durch den Glauben an das göttliche Herz seiner Liebe gekettet. Freunde, Brüder! Werden wir dieses thun, werden wir einander lieben, wie uns Jesus Christus geliebet hat, so werden wir alle Schwierigkeiten, die dem Ziel unsers Lebens entgegenstehen, überwinden, und im Stand sein, das Wohl unsers Hauses auf den ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott selber das Wohl des Menschengeschlechts durch Jesum Christum gebauet hat. Amen!" [2]

1) Ebend. Thl. 9. 201—202.
2) Ebend. 298—300.

Am Grabe fragte ich nach dem Glaubensbekenntnis Peſtalozzis; ich ſuchte es in ſeinen Schriften wie in ſeinem Leben, und theilte mit, was er ſelbſt 1793 über ſein Chriſtenthum in der Lebensperiode bekannte, da er ſich vielleicht am weiteſten von Chriſto entfernt hatte, und nur in einem ſpeculativen und politiſchen Element lebte. „Ich gieng ſchwankend," ſo lautete ſein Bekenntnis, „zwiſchen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die mich von derſelben weglenkten, den todten Weg meines Zeitalters." — Dieß Bekenntnis fanden wir in Schriften wie im Leben beſtätigt, doch ſo, daß in ſeinen früheſten und wieder in ſeinen ſpäteſten Schriften das religiöſe Gefühl den ſkeptiſchen Verſtand überflog. — Und wie hoch ſchwebt ſein langes Leben hindurch eine nicht zu ermüdende, bei keinem Leiden, keinem Undank reſignierende Liebe, wie ſchwebt ſie hoch über allen Zweifeln in reiner Himmelsluft! Oberflächliche Reflexion verlockt zum Unglauben, eine Reflexion, welche das Maß menſchenmöglicher Einſicht verkennend und überſchätzend da zu urtheilen ſich vermißt, wo eine klare Selbſterkenntnis verſtändig reſignierend glaubt. Aber Chriſtus, welcher die Starken zum Raube hat, herrſcht fort und fort im tiefſten Herzen der Chriſten als Episcopus in partibus infidelium; auch in Zeiten da ihr Glaube wankt, bleibt er ihnen treu. Das erfahren wir an Peſtalozzi, in Wort und Werk.

12. Rückblick.

Wer darf gegen ihn einen Stein aufheben, wer darf ihn verdammen? Ihm iſt viel vergeben, denn er hat viel geliebt.

Ja, eine Liebe zieht ſich durch ſein ganzes mühevolles Leben, eine Sehnſucht, dem armen verlaſſenen Volk zu helfen. Jene Liebe war ſeines Herzens Leidenſchaft, ihr Feuer entzündete in ihm einen ſtarken Zorn gegen Alle, die ſeinem Liebesſtreben in den Weg traten.

Freilich war er ſich ſelbſt vorzüglich im Wege. Bei Gott iſt Beides, Rath und That, bei Menſchen iſt nur zu oft rathloſe That oder thatloſer Rath. So ſahen wir Peſtalozzi bei klarſter Kenntnis der Menſchen unfähig, ſie zu behandeln und zu regieren; bei den liebenswürdigſten Idealen blind, wenn er den Weg zu dieſen Idealen zeigen ſollte. Ja, oft ergreift er das ſeinen großen Gedanken Entgegengeſetzteſte und Widerſtrebendſte, um dieſe Gedanken zu verwirklichen.

Niemand war ferner von einer reinlichen, haushälteriſchen Exiſtenz als er; aber niemand ſehnte ſich mehr nach einer ſolchen, ihren ganzen Werth fürs Leben anerkennend. Die Schilderungen der Haushaltung Gertruds beweiſen, daß ein Dichter nicht bloß das vortrefflich darzuſtellen verſteht, was er im vollen Maße beſitzt, ſondern auch das, wonach er ſich deshalb von ganzem Herzen ſehnt, weil es ihm im vollen Maße mangelt.

Den größten Theil ſeines Lebens brachte er in drückender Armut zu, ſo konnte ihm das wahre, ungeſuchte Mitleiden mit den Armen und Verlaſſenen kaum fehlen. — In beſſern Tagen war er aus Grundſatz cyniſch, wenn ers in

böſen Tagen aus Noth war. Dem leiblichen Cynismus entſprach in ihm etwas, was ich nicht geiſtliche Armut, ſondern geiſtigen Cynismus nennen möchte: ein Widerwille gegen die Ariſtokratie der Bildung. Und dennoch, wie ſein Charakter ja voller Widerſprüche iſt, dennoch fühlte er ſich berufen, dem hohen Gebäude dieſer Bildung, ſtatt der alten ſchadhaften, neue Fundamente unterzulegen. Er wollte das obere Stock des Gebäudes ſtützen, ohne ſich um dieſes Stock zu bekümmern. Rühmte er ſich doch, ſeit 30 Jahren kein Buch geleſen zu haben.

Daher, wie ich ſchon erwähnte, machte er ſo viele, den Autodidakten gewöhnliche Mißgriffe. Es fehlt ihm das hiſtoriſche Fundament; was andere längſt hatten, erſcheint ihm ganz neu, wenn es ihm oder einem ſeiner Lehrer in die Gedanken kommt. Er plagt ſich auch, Dinge zu finden oder zu erfinden, die längſt erfunden und fertig von ihm hätten benutzt werden können, wofern er nur um ſie gewußt. Wie würde ihm z. B. die Kenntnis von des trefflichen Werners Behandlung der mineralogiſchen Kennzeichenlehre förderlich geweſen ſein, beſonders bei Beſtimmung der Begriffe: Anſchauung, Namengebung, Beſchreibung ꝛc. Als Autodidakt ſchleppte er täglich auf ſeinen Spaziergängen Steine zuſammen. Die Betrachtung eines einzigen Steins hätte ihn geiſtig weiter gefördert, wäre er in der Zucht der Freiberger Schule geweſen, als große, mühſam zuſammengetragene Steinhaufen dem Ungeſchulten je fruchten konnten. — Zucht der Schule, ſage ich, fehlt den Autodidakten. Nicht genug, daß ſie auf dem Gebiete des Intellectuellen oft erſt nach langen Irrfahrten finden, was ſie, als ein längſt Gefundenes, leicht auf gradem, gebahntem, richtigem Wege hätten erlangen können; ſie ermangeln auch der ethiſchen Zucht, welche uns abhält, nach Willkür und Laune intellectuellen Gelüſten, Leckereien und Genießeleien nachzugehen und uns heilſam nöthigt, uns ſelbſt zu verleugnen und den uns vom Lehrer gewieſenen Weg zu verfolgen. —

Mancher fürchtet wohl, der Orakel ertheilende Inſtinkt der Autodidakten möchte durch die Schule leiden. Iſt aber dieſer Inſtinkt ächter und die Schule rechter Art, ſo erſtarkt jener durch dieſe; tiefgefühlte, träumeriſche, paſſive Ahnungen verklären ſich in ein geſundes waches Schauen.

Dieſer Autodidaktencharakter Peſtalozzis zeigte ſich bei Behandlung mehrerer Lehrfächer. Was ſind ſeine Städtenamen, die er aus einem Index irgend einer Geographie ohne alle Sachkenntnis nach dem Alphabet zuſammenſtellt, was die aus Schellers Lexikon ausgeſchriebenen Worthaufen, was ſind ſie anders als Glücksverſuche eines Ungeſchulten, neue Wege tappend zu finden, auf neue Weiſe Schulbücher zu ſchreiben?

Wenn aber der Autodidakt die alten Landſtraßen verläßt, ſo findet er, trotz vielen Irregehens, doch auch manchen Seiten- und Richtweg, deſſen Kenntnis den Leuten vom Fache lieb iſt und ſie veranlaßt, ſelbſt Neues zu verſuchen. Auf ſolche Weiſe hat Peſtalozzi auch auf Widerſacher Einfluß geübt.

Er influirte perſönlich überhaupt weniger auf die Unterrichtsweiſe in einzel-

nen Diſciplinen, nöthigte dagegen die Pädagogenwelt, das Ganze ihrer Aufgabe von Neuem ins Auge zu faſſen, über das Weſen und die Beſtimmung des Menſchen nachzudenken, wie über den Weg, um ihn von Jugend auf dieſer Beſtimmung zuzuführen. Und dieß geſchah nicht nach der oberflächlichen, rationaliſtiſchen Weiſe Baſedows und ſeiner Schule, ſondern ſo tiefſinnig, daß ein Mann wie Fichte hierin das Größte ſah und ahndete.

Zu beklagen iſt es aber, daß die praktiſchen Verſuche Peſtalozzis und ſeiner Mitarbeiter, in verſchiedenen Diſciplinen neue Lehrweiſen aufzuſtellen, ſo vorzugsweiſe Anklang und Nachahmung fanden. Eine Prüfung der tiefen Principien Peſtalozzis, Einſicht in den Widerſpruch zwiſchen dieſen Principien und ſeiner Praxis hätte vielmehr antreiben müſſen, neue, den Principien wirklich entſprechende Wege ausfindig zu machen. Das gilt z. B. von dem, was ich über die fälſchlich ſo genannten Uebungen der Anſchauung geſagt. Die meiſten Nachahmer des großen Mannes haben ſich gerade in ſeine Schattenſeite, in das méchaniser l'éducation verliebt. Wenn jenes méchaniser, jene ganz äußerlichen pädagogiſchen Kunſtmittel und Kunſtgriffe, wenn ſie einſt bis zur Unkenntlichkeit modificiert oder ganz zurückgetreten und vergeſſen ſein werden — dann werden noch Peſtalozzis „Lienhard und Gertrud," die „Abendſtunde eines Einſiedlers" und „wie Gertrud ihre Kinder lehrt" fortleben und fortwirken, ſind auch dieſe Werke, wie alles Menſchliche, nicht ganz rein und fleckenlos.

Tiefſinnige Gedanken, welche eine heilige Liebe unter ſchweren Wehen geboren hat, ſie ſind Gedanken des ewigen Lebens und hören, wie die Liebe, nimmer auf.

Beilagen.

Beilage 1.

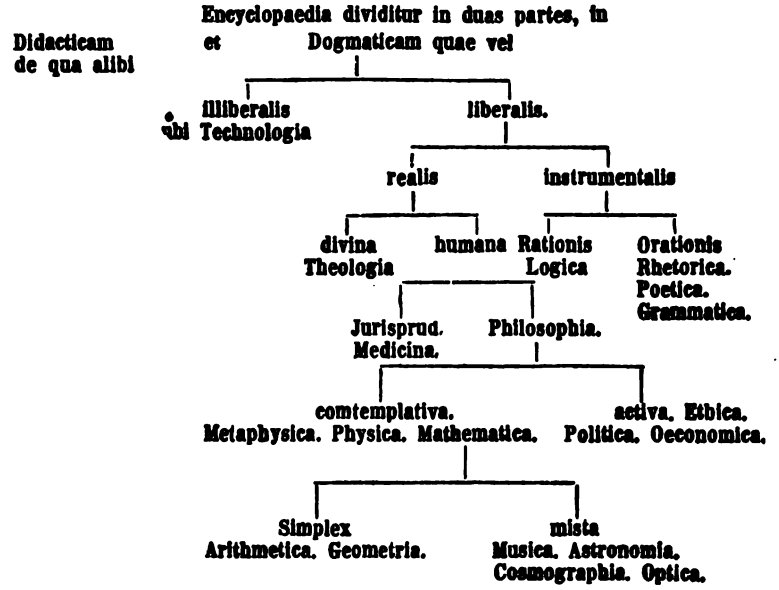
Wolfgang Ratich.

A. Literatur.

Ratich verfaßte eine Menge Schriften. Ich kenne folgende:

1. Encyclopaedia universalis pro Didactica Ratichii. Cothenis 1619. Wahrſcheinlich einerlei mit der „Allunterweiſung nach der Lehrart Ratichii. 1619.“ Dieſe Encyklopädie begreift auf 13 Seiten faſt nur Definitionen von 32 wiſſenſchaftlichen Diſciplinen. Z. B. Quid est Encyclopaedia? — Enc. est habitus omnium entium intelligibilium mentem humanam rite informandi. Quomodo dividitur? In Dogmaticam et Didacticam. Quid est Dogmatica? — Dog. est habitus quascunque disciplinas methodice explicandi. u. ſ. w.

Zum Schluß findet ſich folgender Ueberblick.



2. Grammatica universalis pro Didactica Ratichii. Cothenis 1619.[1] Sie gibt, wie die Encyklopädie, in katechetiſcher Form auf 20 Seiten meiſt Definitionen. Z. B.

1) Erſchien auch deutſch, italiäniſch, franzöſiſch. Niemeyer, C. 22.

Quid est Grammatica? — Gr. est habitus instrumentarius ad purum sermonem.

Quot sunt in puro sermone consideranda? — Duo: Essentia et Affectio.

Quid est essentia puri sermonis? — Essentia puri sermonis est illius cum probatis autoribus congruentia etc.

An dieſe Katecheſe ſchließt ſich ein tabellariſcher Ueberblick der lateiniſchen Conjugationen und Declinationen. Die Encyklopädie wie die Grammatik ſind jedoch wenig geeignet, um Ratichs Methode aus denſelben kennen zu lernen.

3. Methodus institutionis nova .... Ratichii et Ratichianorum edita studio M. Johannis Rhenii. Lipsiae 1626. Hierin ſind folgende Tractate:

a. Wolfgangi Ratichii in methodum linguarum generalis introductio.

b. Ratichianorum quorundam Praxis et Methodi delineatio in lingua latina, quae et in caeteris linguis exemplaris loco esse potest.

c. Artikel auf welchen fürnehmlich die Ratichianiſche Lehrkunſt beruhet.

Rhenius ſagt in der Vorrede: er habe dieſe 3 Schriften aus der Hand ſeines Freundes Ratich erhalten, zwei davon ſind von Augsburger Mitarbeitern Ratichs.[1] Mein verehrter Freund, Herr Rector Vömel in Frankfurt, theilte mir dieſelben gütigſt mit; ſie ſind zur Charakteriſtik der Ratichiſchen Methode ſehr wichtig. Ich citiere a. Methodus. b. Praxis. c. Artikel.

Ratich hat, außer den unter 1. und 2. aufgeführten Lehrbüchern, noch folgende herausgegeben, welche Jöcher, Schwarz und Maßmann anführen. Ich konnte ihrer nicht habhaft werden, wiewohl ich mich deshalb nach Köthen wandte, wo ſie erſchienen.

Nova Didactica. 1619.

Rhetorica.

Physica. (Allgemeine Naturkündigung.)

Metaphysica. (Weſenkündigung.)

Compendium Grammaticae latinae.

Compendium Logicae. 1621. (Kurzer Inbegriff der Verſtandlehre.)

Griechiſche Sprachübung. 1620.[2]

Lehrbüchlein für die angehende Jugend.

Jede dieſer Schriften hat den Zuſatz pro Didactica Ratichii.

4. Memorial, welches zu Frankfurt auf dem Wahltag Anno 1612 den $^{27}/_{28}$ Mai dem deutſchen Reich übergeben. Dieſes ſchriftliche Memorial befindet ſich auf dem Frankfurter Stadt-Archive.

An dieſe Schriften Ratichs ſchließen ſich zunächſt folgende wichtige Gutachten von Zeitgenoſſen des Mannes an:

1) Hinſichtlich dieſer Mitarbeiter vgl. S. 36, Anm. 2.

2) Dieſe iſt eine Ueberſetzung von: τοῦ Ἑλληνισμοῦ γύμνασμα πρὸς τὴν διδακτικήν. 1620.

5. Kurtzer Bericht von der Didactica, oder Lehrkunſt Wolfgangi Ratichii. Darinnen er Anleitung gibt, wie die Sprachen, Künſte und Wißenſchaften leichter, geſchwinder, richtiger, gewiſſer und vollkömmlicher, als bishero geſchehen, fortzupflantzen ſeynd. Geſtellet und ans Licht gegeben durch Christophorum Helvicum SS. Theologiae Doctorem und Joachimum Jungium Philosophum, Beyde Profeſſoren zu Gießen. Gedruckt im Jahr 1614.

Dieſen Bericht erhielt ich (wie den folgenden) durch meinen Freund, Profeſſor Maßmann, welcher denſelben mit bedeutenden Zuſätzen im erſten Heft des 7. Bandes der freimüthigen Jahrbücher der deutſchen Volksſchulen von Schwarz, Jahrgang 1827, hat abdrucken laſſen.

6. Bericht von der Didactica, oder Lehrkunſt Wolfgangi Ratichii, Darinnen er Anleitung gibt, wie die Sprachen gar leicht und geſchwinde können ohne ſonderlichen Zwang und Verdruß der Jugend fortgepflantzet werden. Auf begeren geſtellet und beſchrieben durch etliche Profeſſoren der Univerſität Jena, in welchem zugleich auf etlicher nichtige und vergebliche Einrede geantwortet wird. Jehna 1614.

Am Ende des Berichts ſind unterſchrieben: A. Grawerus der H. Schrifft Dr. und Profeſſor. Zacharias Brendel Phil. et Med. D. et Prof. publ. Balthaſar. Gvaltherus M. Hebräiſcher und Griechiſcher Sprache Profeſſor. M. Michael Wolfius Physices Prof. publ. Ich citiere „Grawer."

7. Bericht vom newen Methodo: wie es in den Schulen des Weymariſchen Fürſtenthumbs mit Unterweiſung der Jugend gehalten werden ſoll, allermeiſt ſo viel betrifft die deutſchen Claſſen, item in etwas auch mit belangende die lateiniſchen Claſſen der Grammaticken. Geſtellet durch Johannem Kromeyer F. S. Hoffprediger und der General-Superintendenz verordneten Inspectorem daſelbſt. Weymar bei J. Weidnern. 1619.

Auch dieſe wichtige Schrift verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Prof. Maßmann, welcher ſie auf der Münchner Bibliothek fand.

8. Vnterthänige Relation. Von der Lehrart Herrn Wolfgangi Ratichii. Königl. Maytt. vndt der Reiche Schweden Hochverordneten Raths vndt Cantzlers Excellentz zu eigenen handen vberliefert im Quartier Großen-Sömmerda den 15 Martii anno 1634.

Zum Schluß: Signatum Erfurdt am 10. Martii 1634.

Hieronymus Brückner D. Joh. Matthäus Meyfart,
Stephanus Ziegler. SS. Th. D.

Dieſe, an den Kanzler Orenſtierna gerichtete Relation hat Herr Director Dr. Niemeyer in einem Examenprogramm, Halle 1840, abdrucken laſſen, in welchem er außerdem bedeutende Beiträge zur Charakteriſtik des Ratichius gibt. Das Original jener Relation iſt auf der herzoglichen Bibliothek in Gotha aufbewahrt. Zu jenen Beiträgen gehören Auszüge aus einer, ebenfalls in Gotha ſich befindenden Abſchrift einer Ratichſchen Schrift, deren Titel: „Die allge-

meine verfaßung der chriſtlichen Schule, welche in der wahren Glaubens Ra und Sprachen Harmony, auß Heiliger Göttlicher Schrifft, der Natur und Sp chen anzuſtellen, zu beſtetigen und zu erhalten, zu der Lehr Art Ratichj. A ſchrieben durch . . ., Rat. Symb. Gewohnheit verſchwind, Vernunfft überwi wahrheit platzfind. Kranich-Feld. 1632."

Drei andere Programme des Herrn Dr. Niemeyer aus den Jahren 184 1842 und 1843 ſetzen die intereſſanten Mittheilungen über Ratichius fort. S citiere das Programm von 1840 durch „Niemeyer A.", das zweite durch „N meyer B.", das dritte durch „Niemeyer C.", das vierte durch „Niemeyer D."

In den Programmen A. und D. citiert Herr Dr. Niemeyer unter ande noch folgende, Ratich betreffende Schriften:

a. Kurze Nachricht von einem berühmten Pädagogen des vorigen Jah hunderts, Wolfgang Ratichius . . . . von J. C. Förſter. Halle verlegt v Michaelis. 1782.

b. Interusurium didacticum s. meditationes quaedam et psephisma eruditorum εἰς ἑκάτερον scripta: unde ferme constat quid censendum sit methodo, quae vulgo Ratichiana dicitur: ex schola Magdeburgensi edidit J. Biocius. 1621. 4.

c. Außſchreiben Eines Ehrn Veſten Raths Dero Stadt Magdeburgk, Her Wolfgangi Ratichii didacticam . . . betreffend. Magdeburg 1621. 4.

d. Hientzſch Wochenblatt für das Volksſchulweſen. Jahrg. 1. N. 5—8.

e. Desiderata methodus nova Ratichiana..... Halae Sax. 1615. 12.

f. Vockerodt Programm von Evenius. Gotha 1724.

B. Drei Briefe des Helvicus an Jungius.[1]

1.

Jam accinctus ad iter quod Deus fortunet, volui valedictorias has scri bere, licet verbis maluissem, si fieri potuisset. An Augustae adhuc siti ignoro; ubi ubi haeretis, precor vobis divinam opem, benedictionem, gratiam presentiam: loco tristium tenebrarum, quae hactenus obtinuerunt, vobis vivi ficos radios; loco tempestatum horridarum, benignum coeli vultum; loco dia bolicarum tentationum, clementem Dei refocillationem: breviter nil nisi bonum plura non queo. Ego, quo me Deus vocat, pergo: Francofurtum, si quas a me voletis, mittite litteras unde recte ad me deportabuntur. Valete itaqu interim imo perpetuo, ex animi sententia. Si Deus nobiscum, quis contra nos

Ulmae ultimo Maji 1615 raptim.

Christoph Helvicus.

1) Guhrauer 290.

2.

Meinen freundlichen gruß und alles liebe Zuvorn, Ehrenveſter inſonders vertrauter Freund, euer Schreiben iſt mir wohl zukommen, vernehme darauß, daß ihr noch friſch und geſund, welch's mir ein freud, hat aber verhofft, ihr würdet auch von succes der Didacticae bei euch etwas zu ſchreiben gehabt haben. Iſt mir gleichwohl lieb, daß ihr in der Arbeit fortgefahren. Allhier Gottlob hab' ichs ziemlich fortgebracht, und obwohl zu meiner Ankunfft etliche ſehr ſcharpfe widrigkeiten ſich gleichſam die quer in den Weg gelegt, und aufs äußerſt mich und mein vorhaben außgemacht und inſonderheit das post scriptum oder Nachbericht durchgezogen, als ob alle Dieberei, Räuberei, Büberei dem alten methodo simpliciter werden zugemeſſen, darüber denn von etlichen gar feindſelig mir zugeſetzt worden, ſo iſt doch aus fürſtlicher Autorität ein Experiment in dem Paedagogio particulatim fürgenommen worden dieſen Winter über, und Gottlob glücklich abgangen. Und iſt nun mehr in der consultation wie dieſer modus docendi völlig ins paedagogium mit der Zeit zu bringen. Denn auch dieſen Sommer in Lateiniſcher Sprach, beliebts Gott, ein Anfang wirdt gemacht werden, und ſehen die hiebevor ſo grimmige widerſacher nunmehr freundlicher aus. Demnach auch die Studiosi, welche im privato collegio Hebraeo bei mir angeführet worden, das Werk ſehr berühmen, und ſchon allbereit ſorgen, ich möchte die collegia privata nicht fortführen. Dieſen Winter über habe ich ſie in die ſprach geführt, und die ganze hebräiſche grammaticam dabeneben abſolvirt, welches ihnen trefflich wol gefellet. Inſonderheit berichtete mich einer, daß nunmehr über ein halb Jahr auf einer nahmhaften Akademie ein Profeſſor Hebraeus nicht weiter in docenda lingua hebraea kommen, als auf die puncta servilia. (Er erklärt aber die grammaticam Schindleri.) Gott weiß, wenn er zum Ende kommen wird. So ſchreibt mir D. Wegelinus, daß er, wie er auf Univerſitäten ſtudiret, ein ganz Jahr an einem Ort Hebraea gehört, aber nicht mehr als das paradigma פקד daſelbſt durchgebracht worden, nun iſts leicht zu rechnen, wie viel Jahr zu den andern gehören werden, summa die Augen beginnen den Leuten aufzugehen. Ich muß mich gleichwohl ein etwas accomodiren noch zur Zeit, denn es gehet der alten Gewohnheit zu gar ſauer ein, ſonderlich wegen des deutſchen. Aber es ſeind gleich anfangs etliche Vornehme ganz richtiger Meinung geweſen, und noch, daß ſolches ſo nützlich, ſo nöthig ſei, auf's deutſch alles zu richten, es wird nun näher mit der Zeit der deutſchen Sprachkunſt von nöthen ſein. Möchte wünſchen, daß ich eure darin gethane Arbeit zur Hand hätte. Ich hab wenig laboriren können den Winter über, wegen großer Mühe der collegiorum privatorum und wegen der pädagogiſchen Inſtitution, welche M. Henricus Modicus verrichtet, und ſchickt ſich wohl zum Handel. Sonſten hab ich ſchöne compendia Gottlob in Hebraea et latina lingua. Den Syntax im Lateiniſchen proponire ich auf einem Blatt all mit einander und in den radicibus finde ich auch treffliche Vorthel, und hoff es werd Gott noch mehr mit der

praxi geben, wie den in Etymologia und anderſt ich wol beſſere ſchon vorlengſt gehabt, als wir zu Augsburg ausgeſonnen. Gott gebe ſein Seegen. Hiemit Gott befohlen.

23. Martii. Gießen 1616. S. g. Freund
Chriſtoph Helvicus.

(Aufſchrift: Dem Ehrenveſten und Hochgelehrten Herrn M. Joachimo Jungio, fürtrefflichen Philosopho und Mathematico, meinem inſunders vertrauten Herrn und Freundt zu Lübeck. Bei H. Johann Lübbers zu erfragen.)

3.

S. P. Plurima, quae scriberem, haberem, si tabellarii pateretur festinatio, amice plurimum dilecte. Scripsi in nundinis ac puto redditas dudum esse. Darmstadium nuper evocatus ab illustrissima vidua Vinariensi, expertus sum illam, candore principe digno, etiamnunc hoc negotium curare adeoque λυμεῶνος nostri plane pertaesam. Aderat et Kromaierus et Brendelius (ille . . . ., ** subscripsit olim) uterque integerrimus. Expetebant meam in introducenda Didactica operam, adeoque omnia integritate fideque Germana comperi ab illis agi. Itaque constitui plane, si illuc avocer (consentiente principe meo, id quod absque ullo dubio fiet,) morem gerere, tantisper dum satisfactum ipsorum voto fuerit. Vehementer etiam ardet eodem voto Junior princeps Vinarensis, qui gubernacula rerum nunc suscepit. Ego jam incipio libros parare. Nondum tamen mecum certus sum, num velim Grammaticam Latinam Latine an vero Germanice proponere; illud suadet praesens status rerum, hoc juventutis commodum. Ratichius nunc vivit Waldecae insalutatoque hospite Erfordia relicta, ubi tamen sumptibus Vinariensibus sustentatus fuit. Waldecae quoque audio, quo comes Waldeccus ipsum vocavit, Philiberto suasore (is nunc in Belgium reversus est,) non admodum gratum esse. Ego opto illi sanam mentem et sui cognitionem. Retulit mihi Kromaierus (aulicus concionator) quasdam suspiciones; quae si verae sunt, miseret me illius. Suspicatur ille de spiritu familiari, circino cuidam incluso, quem circinum aliquando Augustae summa indignatione correptus protulerit, verborum etiam nonnullorum in prandio, te presente habitorum mentionem faciebat. Ego doleo certe hominis vicem, Deus illum convertat et ad frugem reducat. Porro ex literis Garmeri ad me plura cognosces, quas una mitto, cum non detur otium describendi. Nemini tamen ostendas, cum sint communis amici litterae.

Vale. Raptim. Giessae 28. April 1616. C. Helvicus.

Salutat te mea uxor ut et uterque Dnni. Lubbers.

Oblitus nuper indiculum rationum illum, nunc mitto; si quid desideras aut si quid a me omissum, monebis. A Principe meo nondum residuum sumptuum Francofurtensium recepi, nec animus est nunc reposcere. Quod

si grave tibi erit, illorum sumptuum partem ferre, significa libere. Porro particulatim si solvere volueris, prout commodum fuerit, non repugnabo. Nec aegre te laturum spero, quippe cui rerum mearum status non omnino sit incognitus. Iterum vale.

C. Eingang von

„Christophori Helvici Libri didactici. Giessae 1619".

Delineatio

Didacticae Generalis.

Didactica est ars organica, dirigens intellectum in apprehensione faciliore rerum.
vel: est habitus instrumentalis efficiendi in intellectu faciliorem apprehensionem et firmiorem impressionem.
vel: est ars repraesentandi aliquid intellectui, ut facilius id apprehendat et firmius retineat.

Itaque Praecepta tam Praeceptori quam Discipulo praescribit.

Est vel

Generalis	Specialis
generalia praecepta continens, spectantia ad res omnes docendas	ad distinctas linguas ac disciplinas accommodata. Itaque est

Linguarum — Disciplinarum.

Generalis

continet paecepta:

1. De ipsis rebus docendis ac discendis.
2. De rerum signis, quae sunt { Sermo / Scriptura.
3. De intellectu discentis.
4. De externis quibusdam circumstantiis.

1. De ipsis rebus haec sunt Axiomata.

1. Non nisi unum uno tempore.
2. Idque crebro.
3. Nec dimittendum, priusquam solide sit perceptum.
   Consect. 1) Non nisi unus autor in una re.
   2) Non nisi una materia uno die
   3) In explicatione Praeceptorum Grammaticorum, tentandus est discipulus, an assecutus sit nec ne, priusquam ad alia procedatur.
   4) Nihil discipulus legat extra autorem.
   5) Praeceptor non nisi exemplis ex autore petitis doceat.
   6) Nomenclaturis igitur ediscendis locus non est.
4. Omnia docentur per notiora.
   Consect. 1) Itaque nulla lingua docetor ex Grammatica eiusdem linguae, si ignota sit.
   2) Omnia primum in lingua vernacula, post in linguis aliis.

5. Omnis superfluitas vitanda.
   Consect. 1) Igitur nihil peregrini in disciplinis admiscetor.
   2) Ad quamvis linguam discendam sufficiunt 3. libri } Autor. Grammatica. Lexicon.
   3) Termini Grammaticales sint iidem, in quibusvis linguis.
   4) Nihil dediscendum docetor.
   5) Nihil quod caret usu docetor.
   6) Analysis Logica autoris in linguis et disciplinis est inutilis.
   7) Analysis Orationum in Classe Rhetorica ne sit nimis scrupulosa, sed principalia tantum argumenta et figuras amplificationum evidentiores attingat.
6. Ne modus rei tractetur ante rem.
   Consect. 1) Ne praecepta ante autorem seu materiam.
   2) Nulla lingua docetor ex Grammatica, sed ex uno aliquo autore, eoque bono.
   3) Praecepta non tam dirigunto, quam confirmanto.
7. Omne studium in certa intervalla distribuitor.
   [Intervalla autem in certos annos, quod facile fieri potest, quum classium talis distributio instituatur, ut singulis mensibus aliquid certi perpetuo absolvatur in singulis. Unum igitur certum studium quovis semestri constituendum, nec alia conjungenda, nisi quodpiam minus principale, quod tamen repetitioni potius rei prius cognitae quam noviter addiscendae assignetur.]
8. Notitia confusa praecedat distinctam.
9. Universalia docentor in singularibus, totum in partibus.
10. Omnia ad harmoniam.
11. Magis necessaria et faciliora prius docentor.

II. De signis rerum haec sunt Axiomata.

12. Situs rei discendae ornate in libro dispositus esto.
   Consect. 1) Igitur novae lineae crebro usurpandae.
   2) Diversae materiae titulis dirimendae in medio paginae.
   3) Tituli rerum, quae sunt sub eodem genere proximo, conformi typo exarentur.
   4) Tituli iidem in diversas paginas si inciderint situ paginarum, quantum fieri potest, conformentur.
   5) Quaelibet pagina in frontispicio gerat titulum materiae, quam continet brevissime comprehensum.
   6) Diversitas typi mediocris adhibenda.
   7) Quae eandem rationem habent, conformi typo perpetuo excudantur. [Itaque eaedem voces in diversis regulis retinendae.]
13. Praecepta nervosa perspicuitate conscribantur.
14. Charta sit munda et typus elegans.
15. Libri ne sint nimis prolixi.

III. De intellectu discentis

16. Omne taedium diligentissime evitandum.
17. Prima repraesentatio quae fit intellectui, sit accurata.
18. Omnia absque violentia (salva disciplinae morum administratione)

Consect. 1) Localis memoria per imagines interdicta esto.
2) Recreatio honesta sit quotidiana.
3) Repetitio solitaria discipuli in re non satis cognita, est prohibita.
4) Verbera non tam ob studia, quam ob mores infligenda.
5) Autor in qualibet lingua sit jucundus et discipulo accommodatus.
6) Omnia ita docenda, ut discipulus statim aliquem fructum percipiat.
7) Non igitur semper sequendus ordo praeceptorum, prout in libro descriptus est.

19. Non omnia, quae discenda sunt, simul objiciantur intellectui.
20. Prima aetas solo auditu discat, confirmatior vero et visu et auditu.
21. Repetitio crebra non tantum sit continua, sed etiam fiat per intervalla.

IV. De externis circumstantiis sunt haec Postulata.

1. Universa juventus ad scholam mittitor.
2. Parentes ac Praeceptores blandis verbis juventutem tractent, et praemiis ad discendum alliciant ex axiom. 18 (III).
3. Institutionis initium a sacris esto.
4. Nulla hora negligitor.
5. Prima aetas ultra quadrantem horae, confirmatior vero ultra horam in lectione ne detinetor.
6. Quotidie ultra 4 horas lectiones ne habentor.
7. Varia recreationum genera instituuntor.
8. Horae duae praelegendo ne continuantor (praesertim a meridie).
9. Praeceptor doceat, Inspector disciplinam curet.
10. Eo annitendum, ut discipulus amet et revereatur Praeceptorem non metuat aut oderit.
11. In discipulo nullum sit praejudicium.
12. Discipulus in silentio attendat.
13. Discipulus horam lectionis adventu suo anticipet.
14. Locus scholae sit amoenus, capax, et compitis instructus, pro recreationum horis.
15. Omnia praeviis precibus, et pio proposito.
16. Experientiae nulla autoritas praejudicet, nec consuetudo aut praeconcepta opinio praevaleat.
17. Singulis linguis et disciplinis singulae classes distinctim tribuendae.
18. Discipulus tardioris ingenii, diutius in una classe relinquitor, donec ad aliam cum fructu transire queat.
[Id non erit tam molestum quam hactenus solitum fuit, cum liberalis et nullo modo plagosa sit institutio.]
19. In Classe Linguarum et Artium, semper una hora quotidie extraordinarie assumatur, pro Repetitione linguae aut disciplinae eius quae proxima classe edocta fuit.
[Id in lingua Latina non opus est, quia nulla lingua peregrina ante Latinam docetur. Sed in Graeca, Hebraea, Chaldaea opus est. Ac in iis quidem tres tantum horae quotidie abunde sufficiunt, quia facilius quam Latina addiscuntur, ob Autoris ut et Grammaticae conformitatem.]

Beilage II.

Comenius.

A. Pädagogiſche Werke des Comenius.

1. J. A. Comenii Janua linguarum reserata aurea sive seminarium linguarum et scientiarum omnium, hoc est, compendiosa latinam (et quamlibet aliam) linguam, una cum scientiarum artiumque omnium fundamentis, perdiscendi methodus, sub titulis centum, periodis mille comprehensa. Editio postrema, prioribus castigatior et mille circiter vocabulis auctior, cum versione germanica et gallica, absolutissimoque titulorum et vocum indice. Amstelodami apud Joannem Janssonium. 1642.

Die erſte Ausgabe kenne ich nicht. Die Vorrede des Comenius iſt unterſchrieben: Scribebam in exilio 4 Martii 1631.

2. J. A. Comenii Physicae ad lumen divinum reformatae Synopsis. Lipsiae 1633.

3. J. A. Comenii Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum, Pictura et Nomenclatura. Editio secunda, multo emaculatior et emendatior. Noribergae Typis et sumpticus Michaelis Endteri. 1659. Die ſichtbare Welt, das iſt aller vornehmſten Welt-Dinge und Lebens-Verrichtungen Vorbild und Benahmung.

Die erſte Ausgabe kenne ich nicht. Von ſpätern Editionen beſitze ich einen Orbis pictus quadrilinguis, lateiniſch, deutſch, italieniſch und franzöſiſch, welchen Coutelle 1755 bei Endter herausgab.

4. J. A. Comenii Opera didactica omnia, variis hucusque occasionibus scripta, diversisque locis edita, nunc autem non tantum in unum, ut simul sint, collecta, sed et ultimo conatu in Systema unum mechanice constructum, redacta. Amsterdami impensis D. Laurentii de Geer excuderunt Christophorus Conradus et Gabriel a Roy. Anno 1657. 4. Voll. Folio.

Im erſten Theile findet ſich folgendes zwiſchen den Jahren 1627 und 1642 Geſchriebene.

1. De primis occasionibus quibus huc studiorum delatus fuit Author, brevissima relatio.

2. Didactica magna. Omnes omnia docendi artificia exhibens.

3. Schola materni gremii, sive de provida Juventutis primo sexennio Educatione.

4. Scholae vernaculae delineatio.

5. Janua latinae linguae primum edita. Ein Abdruck der erſten Edition der Janua.

6. Vestibulum ei praestructum.

7. Proplasma Templi Latinitatis Dav. Vechneri.

8. De sermonis Latini studio.

9. Prodromus Pansophiae.

10. Variorum de eo Censurae etc.

Der zweite Theil enthält die vom Jahre 1642 bis 1650, besonders in Auftrag der Schweden verfaßten Schriften, nämlich:

1. De novis Didactica studia continuandi occasionibus.

2. Methodus linguarum novissima.

3. Lat. linguae Vestibulum, Rerum et linguae cardines exhibens.

4. Januae linguarum novissimae Clavis, Grammatica latinovernacula.

Der dritte Theil begreift die von Comenius in Ungarn vom Jahre 1650 bis 1654 verfaßten Schriften, nämlich:

1. De vocatione in Hungariam relatio.

2. Scholae pansophicae delineatio.

3. De repertis studii pansophici obicibus.

4. De ingeniorum cultura.

5. De ingenia colendi primario instrumento, Libris.

6. De reperta ad Authores latinos prompte legendos et clare intelligendos facili, brevi, amoenaque via.

7. Eruditionis scholasticae pars I. Vestibulum, Rerum et linguae fundamenta ponens.

8. Eruditionis scholasticae pars II. Janua rerum et linguarum structuram externam exhibens. Hierin

a. Lexicon januale.

b. Grammatica janualis.

c. Janualis rerum et verborum contextus, Historiolam rerum continens. Eine umgearbeitete Janua reserata, 100 Artikel und 1000 Sätze wie in der ersten Edition.

9. Eruditionis scholasticae pars III. Atrium rerum et linguarum ornamenta exhibens. Hierbei eine Schrift, die in hundert Artikeln 1000 Sätze enthält, der Janua ähnlich, aber eine Stufe höher als diese.

10. Fortius redivivus, sive de pellenda Scholis ignavia.

11. Praecepta morum in usum Juventutis collecta. Anno 1653.

12. Leges bene ordinatae scholae.

13. Orbis pictus. Nur Ankündigung.

14. Schola Ludus: h. e. Januae Linguarum praxis comica. — Wiederum ungefähr der Inhalt der Janua reserata in dialogischer Form.

15. Laborum scholasticorum in Hungaria obitorum Coronis. Schulrede zum Abschied von Patak 1654 gehalten.

Der vierte Theil enthält die in Amsterdam bis zum Jahre 1657 verfaßten Schriften.

1. Vita gyrus, sive de occasionibus vitae, et quibus Autorem in Belgium deferri, iterumque ad intermissa didactica studia redire contigit.

2. Parvulis parvulus, Omnibus omnia, h. e. Vestibuli latinae linguae Auctarium, voces primitivas in sententiolas redigens.

3. Apologia pro latinitate Januae linguarum.

4. Ventilabrum sapientiae, sive sapienter sua retractandi ars.

5. E scholasticis labyrinthis exitus in planum, sive Machina didactica mechanice constructa.

6. Latium redivivum, hoc est, de forma erigendi latinissimi Collegii, seu novae romanae civitatulae, ubi latina lingua usu et consuetudine addiscatur.

7. Typographeum vivum, hoc est: ars compendiose et tamen copiose ac eleganter sapientiam non chartis sed ingeniis imprimendi.

8. Paradisus juventuti christianae reducendus, sive optimus scholarum status, ad primae paradisiacae scholae ideam delineatus.

9. Traditio lampadis, [1]hoc est studiorum sapientiae christianaeque juventutis et scholarum, Deo et hominibus devota commendatio. —

10. Paralipomena didactica.

Zuletzt kann erwähnt werden, daß Comenius die Theologia naturalis sive liber Creaturarum des Raymundus de Sabunde umarbeitete. Das Buch erſchien 1661.

B. Januae in linguam graecam Vestibulum.

Briefliche Mittheilung des Herrn Pfarrer Dr. Kahle von Kirche Calmen.

„Zufällig beſitze ich von einem Zeitgenoſſen des Comenius ein Vestibulum zur griechiſchen Sprache, das dem lateiniſchen Vestibulum des Comenius nachgebildet iſt, und folgenden Titel führt: *Σὺν θεῷ. Τὸ τῆς εἰς τὴν ἑλληνικὴν γλῶσσαν θύρας ΠΡΟΘΥΡΟΝ, κατὰ τὴν τοῦ Κωμηνίου μέθοδον κατεσκευασμένον, παρὰ ΖΑΧΑΡΙΟΥ ΤΟΥ ΣΧΝΕΙΔΗΡΟΥ, τοῦ ἐν τῇ ἀκαδημίᾳ τῇ Λειψιακῇ ἠθικοδιδασκάλου.* Cum DEO. Januae in linguam graecam VESTIBulum ad DN. COMENII methodum adornatum etc. Lipsiae 1640.

Die Vorrede vom 25. Januar 1636 beginnt folgendermaßen:

Linguae graecae tironibus S. In lucem prodiit ante annum circiter in usum pueritiae literariae adornatum ab ipso Dn. Comenio, viro meritissimo, a me vero aliquot usitatiorum vocabulorum centuriis auctum atque locupletatum Januae Latinitatis Vestibulum. Intellexeramus quippe, per Januam paucis abhinc annis patefactam ad vastissimum rerum vocabulorumque theatrum sine fructu magno admitti tirunculos, nisi prius in Vestibulo substitissent parumper, atque communium et quotidie fere occurrentium tam rerum quam verborum notitia animum praeparassent. Quod enim contingere illis solet, qui ex tenebris in apricum derepente prodeunt, ut ad solis splendorem insue-

1) Baco de Augm. sc. 6, 2 hat denſelben Ausdruck, jedoch in einem andern Sinn.

tum caligent atque caecutiant: idem ne puerulis eveniret, Januae Vestibulum praestruere placuit. Quam bene vero cesserit hoc institutum, non prolixe praedico equidem, abunde autem scholae, tam publicae quam privatae non paucae, literario hoc adiumento usae contestantur etc. Am Schluß der Vorrede verſpricht er eine Janua, wenn die Kriegsunruhen es geſtatten würden; und unterſchreibt: L. Zacharias Schneider, Acad. Professor publ. & Decemv."

C. Umfaſſender Plan

von Comenius niedergeſchrieben am 12. September 1640.[1]

Die Größe meiner beabſichtigten Arbeiten bedürfen eines Gönners, mag man nun ihren Umfang, die Nothwendigkeit von Hilfs-Arbeitern oder endlich die Koſten derſelben berückſichtigen.

Was den Umfang betrifft, ſo beabſichtige ich, das Studium der Wiſſenſchaften, der Weisheit und Frömmigkeit allen zugänglicher und zur beſſern Geſtaltung den menſchlichen Angelegenheiten nutzbringender zu machen, als dieß bisher der Fall war. Hierzu ſind Bücher doppelter Art nothwendig für den philologiſchen und für den realen Unterricht. Die erſtern ſind zunächſt zum Unterricht in der lateiniſchen Sprache beſtimmt und ihrer ſind im Ganzen acht.

1. Ein Vestibulum Latinitatis.
2. Eine Janua Latinitatis.
3. Ein Palatium Latinitatis.
4. Ein Lexikon, welches die etymologiſche Bedeutung aller lateiniſchen Wörter in der Mutterſprache gibt.
5. Ein Lexikon, welches die Bedeutung aller Wörter der Mutterſprache in der lateiniſchen gibt, und insbeſondere Phraſen der erſtern, entſprechende der zweiten zur Seite ſtellt.
6. Ein lateiniſches Lexikon, welches ſich mit der Erklärung der Feinheiten der Sprache befaßt.
7. Eine kleine blos die Declinationen und Conjugationen enthaltende und mit dem Vestibulum zu verbindende Grammatik.
8. Eine vollſtändige mit der Janua zu verbindende Grammatik.

Bücher für den realen Unterricht ſind im Ganzen drei.

1. Die Pansophie. Dieſes Buch müßte den geſammten Schatz menſchlicher Weisheit in ſich vereinen und in einer Weiſe geben, daß es für das gegenwärtige und künftige Bedürfnis ausreichen müßte. Die Methode, die in demſelben einzuhalten wäre, müßte alles auf beſtimmte Principien zurückführen und von denſelben ableiten, ſo daß kein Theil der menſchlichen Erkenntnis außer denſelben liegen dürfte. Solche Principe ſind: Gott, die Welt, die allge-

1) Gindely 488.

meine Einsicht. Ein solches Buch müßte eine wahre Wohlthat für das Menschengeschlecht sein.

2. Die Weltgeschichte (Panhistoria). Diese müßte das Merkwürdigste aller Zeiten in sich aufnehmen. Denn wenn die Phantasie nach dem Grunde aller Dinge forscht und die Gesetze des Zusammenhanges erforscht und mit einem Blicke das Universum überschauen läßt, so dient ihr die Weltgeschichte als herrliche Beigabe. Der Unterricht in der Geschichte müßte stufenweise und sehr bald vor sich gehn. Am besten wäre er in sechs Klassen abzutheilen.

Für die 1. Klasse wäre die biblische Geschichte,
„ „ 2. „ „ „ Naturgeschichte,
„ „ 3. „ „ „ Geschichte der Erfindungen,
„ „ 4. „ wären ausgezeichnete Tugendbeispiele,
„ „ 5. „ wäre die Geschichte verschiedener Religions-Gebräuche (historia ritualis),
„ „ 6. „ „ „ Weltgeschichte
am passendsten.

3. Die allgemeine Dogmatik. Sie würde die verschiedensten Meinungen, welche bisher die menschliche Einbildungskraft ersonnen hat, mögen sie nun wahr oder falsch sein, erörtern und dadurch den Rückfall in leere Träumereien oder gefährliche Irrthümer verhüten.

Da Ein Mann der Ausführung so umfangreicher Arbeiten nicht gewachsen ist, so sind Mitarbeiter nöthig. Es müssen dieß einige gute Philologen, etwa drei Philosophen, ein tüchtiger Historiker, endlich ein Polymath, der große bibliographische Kenntnisse besitzt, sein.

Beilage III.

Hausordnung im Philanthropin.

Um 5 Uhr weckt ein Hausbedienter einen Famulanten, dieser einen Lehrer und die übrigen Famulanten. Dann visitirt der Lehrer die Stuben derselben, sieht, ob die Sachen in guter Ordnung sind, und die Geschäfte gehörig verrichtet worden. Um ein Viertel vor 6 Uhr wird von einem Hausbedienten oder Famulanten die Reveille geschlagen. Dann stehen alle Lehrer und Philanthropisten auf. Darauf besucht der jedesmalige Lehrer und Inspicient alle Zöglinge auf ihren Stuben, und bemerkt diejenigen, welche er in irgend einer Sache der Nachlässigkeit schuldig findet. Wann nun die Philanthropisten unter Aufsicht angezogen und gereinigt sind, versammeln sie sich im Auditorio IV. zur Morgenandacht. Nach Endigung derselben gehen alle zum Frühstück, und dann, wäh-

rend des Winters um 8 Uhr, während des Sommers um 7 Uhr, in die Lehrstunden. Es wird aber in denselben folgendes getrieben:

Für die erste Classe der größeren Pensionisten.

Von 8—9 Bildung des Geschmacks und des deutschen Stils, vom Professor Trapp, über gewählte Theile aus Ramlers Batteux, aus Schützens Lehrbuch zur Bildung des Verstandes und des Geschmacks, aus Sulzers Vorübungen. Dieses nur in den ersten 3 Tagen der Woche. In den 3 folgenden wird die natürliche Religion und Moral, über Basedows natürliche Weisheit im Privatstande, vom Professor Trapp gelehrt.

Von 9—10 Tanzen bei Tänzer, Reiten bei Bereiter Schrödter, unter der Aufsicht von Feder und Hauber, abwechselnd, die ganze Woche durch, außer Mittwoche und Sonnabend. Jenes geschieht im Aud. IV., dieses auf der hochfürstlichen Reitbahn.

10—12. In der lateinischen Sprache lehrt Basedow in seinem Hause entweder die alte Historie (mit dem Zubehör) oder die praktische Philosophie nach Ciceronis libris de officiis.

12—1. Tischzeit.

1—2. Mäßige Leibesübung: als Dreschen, Hobeln und Tischlern, in denen von unserm Landesvater eingeräumten Zimmern des fürstl. Dietrichschen Pallastes.

Von 2—3 Mont. und Dienst. Geographie von Hauber, über Pfennigs Geographie. Mittw. Kenntnis des menschlichen Körpers, und etwas von der Chymie, bei dem hochfürstlichen Hofrath und Leibmedicus Kretzschmar, in seinem Hause, wo die Praeparata und Instrumente vorhanden sind. In den 3 letzten Tagen Uebung im mathematischen Zeichnen, bei Prof. Wolke.

3—5. Uebung in der französischen Sprache und in der Universalhistorie von Professor Trapp über Schröckh's Universalhistorie und über histoire universelle par Millot, in 5 Tagen. Am Sonnabend hält Hauber in dieser Stunde ein Zeitungs-Collegium, um die Staatsverfassungen und merkwürdigen Begebenheiten den Erwachseneren nach und nach bekannt zu machen.

5—6. Mathematik von Buße, über Eberts nähere Anweisung zu den philosophischen und mathematischen Wissenschaften, in den ersten 3 Wochentagen; in den 3 letzten die Physik über Erxlebens Naturlehre.

6—7. Einige Kenntniß des Himmels und der Erde, bei Wolke, nach Schmids Buche von den Weltkörpern, 2mal in der Woche; 4mal Griechisch bei Danner, über Rector Struths chrestomathiam graecam, über Luciani Timonem und Xenophontis memorabilia Socratis.

Für die zweite Classe der Größeren.

Von 8—9. Gleicher Unterricht mit der ersten Classe bei Prof. Trapp.

9—10. Reiten und Tanzen mit der ersten Classe abwechselnd, d. i. die

heute reiten, tanzen morgen, und die heute tanzen, reiten morgen. Ausübung der Rechenkunst für Einige, bei Prof. Trapp.

10—11. Latinität von Hauber, über Auctores in Basedowii chrestomathia hist. antiq.

11—12. Latinität von Danner, über Basedowii chrestomath.

1—2. Drechseln und Hobeln mit der ersten Classe, abwechselnd.

2—3. Handzeichnen bei Doctor Samson. Einige nehmen an dem Unterricht der ersten Classe Theil. Einige haben Ausübung der Rechenkunst bei Buße.

3—5. Gleiche Beschäftigung mit der ersten Classe.

5—6. Mathematik bei Danner, in 3 Tagen; in den übrigen Tagen nehmen Einige an dem Unterricht der ersten Classe Theil, und Einige haben Privatbeschäftigung.

6—7. Englisch über den Vicar of Wakefield, bei Prof. Trapp.

Für die erste Classe der kleineren Philanthropisten.

Von 8—9. Uebung im Deutschlesen, bei Jahn; die Lesebücher sind von Rochows und Weißens Kinderfreund, Campens Sittenbüchlein für Kinder in gesitteten Ständen, Fedderſens Beispiele der Weisheit und Tugend, Funks kleine Beschäftigungen für Kinder, Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

9—10. Uebung im Schreiben, bei Vogel, mit der zweiten Classe abwechselnd, die ganze Woche durch. Und lehrreicher Umgang bei Rector Neuendorf, auf seiner Stube oder beim Spatzierengehen.

10—11. Latinität bei Feder, über Phaedri fabulas, Büschingii librum latinum, und über gewählte Stücke aus Basedowii libro elementari und chrestomathia Colloquiorum Erasmi.

11—12. Französisch bei Jasperson.

1—2. Musik, und Freistunde unter Feders Aufsicht.

2—3. Uebung im Handzeichnen, bei Doctor Samson, unter der abwechselnden Aufsicht von Jasperson, Vogel und Spener.

3—4. Uebung im Tanzen, bei Tänzer, unter Vogels Aufsicht.

4—5. Französisch bei Spener, über gewählte Stücke aus Basedows Manuel d'éducation.

5—6. Lateinisch bei Feder, über gewählte Stücke aus dem lateinischen Elementarbuche.

6—7. Eine Freistunde zum Umgange, unter Neuendorfs Aufsicht. (Siehe oben.)

Für die zweite Classe der kleineren Philanthropisten.

8—9. Uebung im Schreiben, bei Vogel.

9—10. Rechtschreibung und Freistunde zum Umgange, abwechselnd mit der ersten Classe. (S. erste Classe.)

10—12. Lateiniſch bei Wolke.

1—2. Wie bei der erſten Claſſe.

2—3. Zeichnen, wie oben.

3—4. Tanzen, wie oben.

4—5. Franzöſiſch bei Jaſperſon, über gewählte Stücke aus dem Manuel d'éducation.

5—6. Uebung im Leſen lehrreicher Bücher, bei Jahn, auf ſeiner Stube.

6—7. Freiſtunde zum Converſiren mit Neuendorf. Den 1ſten und 15ten Tag jedes Monats wenden die kleineren Philanthropiſten an zum Briefſchreiben. An zweien Nachmittagen in der Woche wird ſpatzieren gegangen.

Beilage. IV.

Peſtalozzi.

Literatur.

Peſtalozzis Werke. 15 Bände. Tübingen bei Cotta. 1819—1826.

Hierin:

a. Lienhard und Getrud. Theil 1—4.

b. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Th. 5.

c. An die Unſchuld, den Ernſt und den Edelmuth meines Vaterlandes. Th. 6.

d. Meine Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Th. 7.

e. Ueber Geſetzgebung und Kindermord. Th. 7 u. 8.

f. Ueber die Idee der Elementarbildung. Eine Rede, gehalten in Lenzburg. 1809. Th. 8.[1]

g. Peſtalozzis Brief an einen Freund über ſeinen Aufenthalt in Stanz. Th. 9.[2]

h. Anſichten über Induſtrie, Erziehung und Politik. Th. 9.

i. Rede an mein Haus, gehalten den 12. Jänner 1818. Th. 9.

k. Figuren zu meinem Abc-Buch. (Fabeln.) Th. 10.

l. Anſichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend. Th. 11.[3]

m. Ueber die Grundſätze und den Plan einer im Jahre 1807 angekündigten Zeitſchrift. Th. 11.

1) „So iſt ein großer Theil der Lenzburger Rede Hrn. Niederers Werk" Biber S. 11. Sie erſchien zuerſt in der „Wochenſchrift für Menſchenbildung."

2) Erſchien ebenfalls früher in der „Wochenſchrift für Menſchenbildung."

3) Früher erſchienen unterm Titel: „H. Peſtalozzis Anſichten, Erfahrungen u. Mittel zur Beförderung einer der Menſchennatur angemeſſenen Erziehungsweiſe. Leipzig 1807."

n. Bericht an die Eltern und an das Publicum über den Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt im Jahre 1807.[1] Th. 11.

o. Ein Wort über den Zustand meiner pädagogischen Bestrebungen und über die Organisation meiner Anstalt im Jahr 1820. Th. 11.

p. Einige Reden an mein Haus in den Jahren 1808. 1809. 1810. 1811 u. 1812. Th. 11.

q. Christoph und Else. Th. 12.

r. Pestalozzis Schwanengesang. Th. 13.

s. Zahl- und Formlehre. Th. 14.

t. Form- und Größenlehre. Th. 15.

u. Rede, den 26sten April 1826 in Langenthal gehalten. Th. 15.

Gegen diese Gesammtausgabe sind einige treffende Ausstellungen gemacht worden.[2] Zuerst: daß sie unvollständig sei. Es fehlt:

a. Agis, über die spartanische Gesetzgebung. (Pestalozzis erste Schrift.)

b. Die Abendstunde eines Einsiedlers.[3]

c. Ein Schweizer-Blatt, in 2 Bänden. 1782. 1783.[4]

d. „Pestalozzis Elementarbücher," besonders das von ihm selbst verfaßte „Buch der Mütter." Tübingen 1803. Die „Anschauungslehre der Maßverhältnisse" und die „Anschauungslehre der Zahlverhältnisse", von Krüsi ausgearbeitet, sind für Pestalozzis Wirken eben so wichtig, als die von Schmid herrührende Zahl-, Form- und Größenlehre, im 14ten u. 15ten Bande der Werke Pestalozzis.[5]

e. Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, von Pestalozzi. Bern 1802.

f. Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf u. Iferten, von Pestalozzi. Leipzig 1826.

g. Die Kinderlehre der Wohnstube (in Rossels Monatschrift).

h. Wochenschrift für Menschenbildung. 4 Bände. 1807—1811. Der Brief Pestalozzis über seinen Aufenthalt in Stanz, der Bericht über die Anstalt in Iferten und die Lenzburger Rede sind, wie erwähnt, aus der Wochenschrift entnommen.

i. Pestalozzis Erziehungs-Unternehmung im Verhältnis zur Zeit-Cultur (von Niederer). 1812. Hierin ein Brief Pestalozzis an Niederer.

1) Früher erschienen in der Wochenschrift für Menschenbildung, in der Gesammtausgabe erhielt sie aber wichtige Zusätze.

2) Von Herrn Heußler.

3) Erschien zuerst in Iselins Ephemeriden 1780, und ward in der Wochenschrift für Menschenbildung 1807 wieder abgedruckt.

4) Ich kenne dieß nicht, weiß daher nicht, ob es ganz von Pestalozzi verfaßt ist. Um das Jahr 1798 gab er noch „ein Schweizer Volksblatt" von der Regierung autorisiert heraus.

5) Seltsam, daß der Redacteur dieser Gesammtausgabe Werke von Pestalozzi wegließ, eigene aufnahm!

k. Erklärung gegen Herrn Chorherr Bremi's drey Dutzend Bürkliſche Zeitungsfragen, von Peſtalozzi. Iferten 1812.

Mit Recht wird auch getadelt, daß Lienhard und Gertrud, wie es in der Geſammtausgabe ſteht, „überarbeitet und durch Einmiſchung von Anſichten, die ſeinen ſpätern Lebensſphären angehören, verunſtaltet" ſei.

Der Schriften über Peſtalozzi und ſeine Beſtrebungen haben wir eine große Menge. Ich will nur einige der bedeutendern anführen:

1) Briefe aus München-Buchſee über Peſtalozzi und ſeine Elementar-Bildungsmethode von W. von Türk. 2 Thle. Leipzig 1806.

2) Mittheilungen über H. Peſtalozzis Eigenthümlichkeit, Leben und Erziehungs-Anſtalten, von Henning (in Cöslin). In Harniſch „Schulrath an der Oder." Erſte Lieferung. 1814.

3) Johann Heinrich Peſtalozzi nach ihm ſelbſt u. Andern geſchildert von Dr. W. B. Mönnich. In den „Zeitgenoſſen. Leipzig 1831".

4) Peſtalozzis Leiſtungen im Erziehungsfache, von Dr. Heußler, Lehrer am Gymnaſium zu Baſel. Baſel 1838.

5) Kurze Skizze meines pädagogiſchen Lebens. Mit beſonderer Berückſichtigung auf Peſtalozzi u. ſeine Anſtalten, von J. Ramſauer. Oldenburg 1838.

6) Amtlicher Bericht über die Peſtalozziſche Anſtalt, von Johann Ith, Dekan u. Präſident des Erziehungsraths in Bern. 1802.

7) Peſtalozzis Idee eines ABC der Anſchauung von Herbart. Göttingen 1804.

8) Bemerkungen gegen Peſtalozzis Unterrichts-Methode, von Steinmüller, Pfarrer. 1803.

9) Aufſätze für u. gegen die Peſtalozziſche Unterrichtsmethode. 1806.

10) Beitrag zur Biographie Heinrich Peſtalozzis, von Eduard Biber. 1827. (Wichtige Actenſtücke zur Kenntnis der letzten 14 Lebensjahre Peſtalozzis; im Urtheil über Peſtalozzi ein Non plus ultra von Impietät und Ungerechtigkeit.)

11) Heinrich Peſtalozzi. Züge aus dem Bilde ſeines Lebens und Wirkens nach Selbſtzeugniſſen, Anſchauungen und Mittheilungen von Dr. K. J. Blochmann, Geheimer Schulrath und Profeſſor. 1846.[1]

1) Zweierlei bleibt zu wünſchen. Einmal, daß von einem ſachkundigen Manne die bedeutendſten Schriften Peſtalozzis, welche in der Cotta'ſchen Ausgabe fehlen, geſammelt und herausgegeben würden; dann daß man eine Auswahl der wichtigſten Werke Peſtalozzis mit kritiſcher Sorgfalt edirte. Zunächſt lege ich beide Wünſche Herrn von Cotta vor, um ſo mehr als jede Buchhändler-Colliſion vermieden würde, wenn er die Sache in die Hand nähme.

Beilage V.

Peſtalozzi: Abendſtunde eines Einſiedlers.

Der Menſch, ſo wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches ſich gleich iſt, der Menſch in ſeinem Weſen, was iſt er? Warum ſagens die Weiſen uns nicht? Warum nehmens die erhabenen Geiſter nicht wahr, was ihr Geſchlecht ſei? Braucht auch ein Bauer ſeinen Ochſen und lernt ihn nicht kennen? Forſchet ein Hirt nicht nach der Natur ſeiner Schafe?

Und ihr, die ihr den Menſchen brauchet und ſaget, daß ihr ihn hütet und weidet, nehmet auch ihr die Mühe des Bauern für ſeinen Ochſen? Habt auch ihr die Sorge des Hirten für ſeine Schafe? Iſt eure Weisheit Kenntnis eures Geſchlecht und eure Güte, Güte erleuchteter Hirten des Volks?

Was der Menſch iſt, was er bedarf, was ihn erhebt, und was ihn erniedrigt, was ihn ſtärket, und ihn entkräftet, das iſt Bedürfnis der Hirten der Völker, und Bedürfnis des Menſchen in den niedrigſten Hütten.

Allenthalben empfindet die Menſchheit dieſes Bedürfnis. Allenthalben ſtrebet ſie mit Mühe und Arbeit und Drang empor. Darum welken ihre Geſchlechter unbefriedigt dahin, und ruft das Ende der Tage der mehrern Menſchheit laut, daß die Vollendung ihrer Laufbahn ſie nicht geſättigt habe. Ihr Ende iſt nicht die Reifung vollkommener Früchte der Jahrszeit, die nach vollendeter Beſtimmung ſie zur Ruhe des Winters hinabſinken läßt.

Warum forſchet der Menſch Wahrheit ohne Ordnung und Endzweck? Warum forſchet er nicht nach den Bedürfniſſen ſeiner Natur, daß er darauf baue den Genuß und den Segen ſeines Lebens? Warum ſucht er nicht Wahrheit, die ihn in ſeinem Innerſten befriedigt, die ſeine Kräfte entwickelt, ſeine Tage erheitert, und ſeine Jahre beſeligt?

Befriedigung unſers Weſens in ſeinem Innerſten, reine Kraft unſerer Natur, der Segen unſers Daſeins, du biſt kein Traum. Dich zu ſuchen, und nach dir zu forſchen iſt Ziel und Beſtimmung der Menſchheit, und auch mein Bedürfnis biſt du und Drang meines Innerſten, dich zu ſuchen, Ziel und Beſtimmung der Menſchheit.

Auf welcher Bahn werde ich dich finden, Wahrheit, die mich zur Vervollkommung meiner Natur emporhebt? Der Menſch von ſeinen Bedürfniſſen angetrieben, findet die Bahn zu dieſer Wahrheit im Innerſten ſeiner Natur.

Alle reinen Segenskräfte der Menſchheit ſind nicht Gaben der Kunſt und des Zufalls. Im Innern der Natur aller Menſchen liegen ſie mit ihren Grundanlagen. Ihre Ausbildung iſt allgemeines Bedürfnis der Menſchheit.

Standpunkt des Lebens, Individualbeſtimmung des Menſchen, du biſt das Buch der Natur. In dir liegt die Kraft und die Ordnung dieſer weiſen Führerin; und jede Schulbildung, die nicht auf Grundlage der Menſchenbildung gebaut iſt, führt irre.

Der befriedigte Säugling lernt, was ihm seine Mutter ist auf dieser Bahn, und sie bildet in ihm Liebe, das Wesen des Danks, ehe der Unmündige kann den Schall von Pflicht und von Dank hören lassen, und der Sohn, der seines Vaters Brot isset, und sich mit ihm an seinem Heerde wärmt, findet den Segen seines Wissens und der Pflichten des Kindes auf dieser Bahn der Natur.

Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Darum wird die Wahrheit, die rein aus dem Innersten unsers Wesens geschöpft ist, allgemeine Menschenwahrheit sein, sie wird Vereinigungswahrheit zwischen den Streitenden, die bei Tausenden ob ihrer Hülle sich zanken werden.

Mensch du selbst, das innere Gefühl deiner Kräfte ist der Vorwurf der bildenden Natur.

Allgemeine Emporbildung dieser innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit, ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigsten Menschen. Uebung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und seiner Weisheit in den besondern Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet sein.

Auf Einfalt und Unschuld gegründete Weisheit und Kraft ist in jeder Lage und jeder Tiefe der Menschheit segnender Theil, so wie sie in jeder Höhe ihr unumgängliches Bedürfnis ist.

Wer nicht Mensch ist, in seinen innern Kräften ausgebildeter Mensch ist, dem fehlt die Grundlage zur Bildung seiner nähern Bestimmung und seiner besondern Lage, die keine äußere Höhe entschuldigt! Zwischen dem Vater und dem Fürsten, zwischen dem mit schweren Nahrungssorgen beladenen Dürftigen und dem unter noch schwerern Sorgen seufzenden Reichen, zwischen dem unwissenden Weib und dem berüchtigten Vielwisser, zwischen dem trägen Schlummerer und dem Genie, dessen Adlerskraft in alle Welt wirkt, sind Klüfte. Aber wenn dem Einen in seiner Höhe reine Menschlichkeit mangelt, so werden finstere Wolken ihn da umhüllen, indem in niedrigen Hütten gebildete Menschlichkeit, reine, erhabne und befriedigte Menschengröße von sich strahlet.

So lechzet in seiner Höhe ein Fürst nach weisen und gerechten Gesetzen für seine Gefangene, aber vielleicht wirft er den golderfüllten Beutel umsonst zum Preis dar. Heb' er im Kriegsrath, in seinem Jagd- und Rentamte Menschlichkeit und im Innern seines Hauses reinen Vatersinn empor, so wird er Richter und Hüter seiner Gefangenen weise und ernst und väterlich bilden.

Ohne dieses ist der Schall erleuchteter Gesetze der Schall von der Liebe des Nächsten im Munde herzloser Menschen.

So fern bist du vielleicht, Fürst, von dem Segen der Wahrheit, die du suchst.

Indessen handeln Väter im Staub unter deinen Füßen weise mit unge-

rathenen Söhnen. Fürst, lerne in den Thränen ihrer Nachtwachen und in dem Kummer ihrer Tageslasten Weisheit für deine Gefangene, und gib dein Recht über Leben und Tod Männern, die auf dieser Bahn Weisheit suchen. Fürst, der Segen der Welt ist gebildete Menschlichkeit, und nur durch sie wirket die Kraft der Erleuchtung und der Weisheit und der innere Segen aller Gesetze.

Ausgebildete Kraft der Menschheit, diese Quelle ihrer starken Thaten und ihrer ruhigen Genießungen, ist kein ungebildeter Drang und kein täuschender Irrthum.

Die Bahn der Natur, welche die Kräfte der Menschheit enthüllet, muß offen und leicht, und die Menschenbildung zu wahrer beruhigender Weisheit einfach und allgemein anwendbar sein.

Die Natur enthüllet alle Kräfte der Menschheit durch Uebung, und ihr Wachsthum gründet sich auf Gebrauch.

Ordnung der Natur in der Bildung der Menschheit ist die Kraft der Anwendung und Ausübung seiner Erkenntnisse, seiner Gaben und seiner Anlagen.

Daher ist der Mann der Einfalt und Unschuld, der, indem er mit reiner folgsamer Anwendung seiner Erkenntnisse, und mit stillem Fleiße jede seiner Kräfte und Anlagen übet und braucht zur wahren Menschenweisheit von der Natur gebildet, da hingegen der Mann, der diese Ordnung der Natur in seinem Innersten zerrüttet und den reinen Sinn der Folgsamkeit seiner Erkenntnisse schwächt, für den Genuß des Segens der Wahrheit unfähig wird.

Mensch, Vater deiner Kinder, dränge die Kraft ihres Geistes nicht in ferne Weiten, ehe er durch nahe Uebung Stärke erlangt hat, und fürchte dich vor Härte und Anstrengung.

Wenn die Menschen dem Gange dieser Ordnung voreilen, so verstören sie in sich selbst ihre innere Kraft und lösen die Ruhe und das Gleichgewicht ihres Wesens in ihrem Innersten auf.

Sie thun dieses, wenn sie *eher* als sie durch die Realkenntnis wirklicher Gegenstände ihren Geist zur Wahrheit und Weisheit lenksam gebildet haben, sich in das tausendfache Gewirre von Wortlehren und Meinungen hineinwagen, und Schall und Rede und Wort anstatt Wahrheit aus Realgegenständen, zur Grundlage ihrer Geistesrichtung und zur ersten Bildung ihrer Kräfte machen.

Die künstliche Bahn der Schule, die allenthalben die Ordnung der Worte der freien wartenden langsamen Natur vordringt, bildet den Menschen zum künstlichen Schimmer, der den Mangel innerer Naturkraft bedeckt, und Zeiten wie unser Jahrhundert befriedigt.

Der widrige erschöpfende Drang für den bloßen Schatten der Wahrheit; der Drang für Ton und Schall und Worte von Wahrheit, wo gar kein Interesse reizt, keine Anwendung möglich ist; die Hinlenkung aller Kraft des wachsenden Menschen für die Meinung harter, einseitiger Schullehrer, die tausend-

fachen Künsteleien des Wortverkehrs und der Modelehrart, die zur Grundlage der Menschenbildung gelegt werden, dieß alles ist mühselige Abführung von der Bahn der Natur.

Auch erzwungene und steife Ordnungsfolge ist nicht in der Lehrart der Natur. Wäre sie es auch, sie würde Einseitigkeit bilden, und ihre Wahrheit würde nicht in die Fülle des ganzen Wesens der Menschheit sanft und frei hineinfallen.

Der harte Gang dieser bildet im Menschen die Wahrheit nicht zur sanften Dienerin der Menschheit, nicht zur fühlenden guten Mutter, deren Freud und Weisheit die Freude und das Bedürfnis ihrer Kinder ist.

Die Kraft der Natur, obwohl sie unwidersprechlich hinführt zur Wahrheit, hat keine Steifigkeit in ihrer Führung; der Schall der Nachtigall tönt im finstern Dunkel, und alle Gegenstände der Natur wallen in erquickender Freiheit, nirgends ist ein Schatten einer zudringlichen Ordnungsfolge.

Der Mensch verliert das Gleichgewicht seiner Stärke, die Kraft der Weisheit, wie sein Geist für einen Gegenstand zu einseitig und zu gewaltsam hingelenkt ist. Darum ist die Lehrart der Natur nicht gewaltsam.

Aber in ihrer Bildung ist Festheit, und in ihrer Ordnung haushälterische Genauheit.

Bildung der Menschen zur Wahrheit, du bist Bildung ihres Wesens und ihrer Natur zu beruhigender Weisheit.

Mensch, forschest du in dieser Ordnung der Natur nach Wahrheit, so findest du sie, wie du sie brauchest, für deinen Standpunkt und für deine Laufbahn.

So wie sie dir Bedürfnis deiner Ruhe und deines Friedens ist, Mensch, so wie sie dir in deinen nächsten Angelegenheiten sicherer Leitstern, so wie sie Stütze ist, auf der dein Leben ruhet, so ist sie dir Segen.

Du kannst auf dieser Laufbahn nicht alle Wahrheit brauchen.

Der Kreis des Wissens, durch den der Mensch in seiner Lage gesegnet wird, und dieser Kreis fängt nahe um ihn her, um sein Wesen, um seine nächsten Verhältnisse an, dehnt sich von da aus, und muß bei jeder Ausdehnung sich nach diesem Mittelpunkt aller Segenskraft der Wahrheit richten.

Reiner Wahrheitssinn bildet sich in engen Kreisen, und reine Menschenweisheit ruhet auf dem festen Grund der Kenntnis seiner nächsten Verhältnisse und der ausgebildeten Behandlungsfähigkeit seiner nächsten Angelegenheiten.

Diese Menschenweisheit, die sich durch die Bedürfnisse unserer Lagen enthüllet, stärkt und bildet unsere Wirkungskraft und die Geistesrichtung, die sie hervorbringt, ist einfach und fest hinsehend, sie ist von der ganzen Kraft der in ihrer Realverbindung feststehenden Naturlagen der Gegenstände gebildet, und daher zu jeder Seite der Wahrheit lenksam.

Kraft und Gefühl und sichere Anwendung ist ihr Ausdruck.

Erhabene Bahn der Natur, die Wahrheit, zu der du uns führst, ist Kraft und That, Quelle, Bildung, Füllung und Stimmung des ganzen Wesens der Menschheit.

Zwar du bildest den Menschen, nicht ein schneller Schimmer oder Wuchs, und der Sohn der Natur ist beschränkt, seine Rede ist Ausdruck und Folge vollendeter Sachkenntnis.

Das zerstreute Gewirr des Vielwissens ist eben so wenig die Basis der Natur.

Der Mensch, der mit leichtem Flug jedes Wissen umflattert, und nicht durch stille feste Anwendung seine Erkenntnis stärkt; auch dieser verliert den heitern, festen und aufmerksamen Blick, das stille, wahrer Freuden empfängliche Wahrheitsgefühl.

Schwankend wird der Gang der Männer, die im Wirrwar ihres Vielwissens zwar viel Rederei finden, ihr aber den stillen Sinn reiner Menschenweisheit aufopfern. Beim Lärmgeräusch ihres Stolzes wirst du nahe um sie, in den Verhältnissen, in denen die Kraft des gesegneten Weisen hell strahlet, leere Oeden und Dunkelheit finden.

Auch die trägen leeren Oeden der finstern Unwissenheit führen ab von der Bahn der Natur. Mangel der Kenntnis deiner Natur, Mensch, schränket dein Wissen enger ein, als die Bedürfnisse deines Wesens. Verdrehung der ersten Grundbegriffe deiner Beziehung, und tödtende erdrückende Tyrannei, Vorenthaltung aller Wahrheits- und Segensgenießungen, unnatürlicher Mangel allgemeiner Nationalerleuchtung in den besten wesentlichen Bedürfnissen und Verhältnissen der Menschheit verdunkeln dich, wie der schwere Schatten der Nacht den Erdkreis verdunkelt.

Die Ausübung von Thaten gegen das innere Gefühl des Rechts untergräbt die Kraft unserer Wahrheitserkenntnis, sie verwirrt den reinen Sinn der edlen hohen Einfalt unserer Grundbegriffe und unserer Grundempfindungen.

Daher beruht alle Menschenweisheit auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgsamen Herzens und aller Menschensegen auf diesem Sinne der Einfalt und Unschuld.

Bildung der Menschheit in diesem reinen Sinn der Einfalt und Unschuld, du bist Vaterſorge der Menschheit, daß die unverdorbenen Grundlagen des Herzens den Gang seiner Geistesentwicklung schützen und richtig leiten.

Der Mensch muß zu innerer Ruhe gebildet werden. Genügsamkeit mit seiner Lage, und mit ihm erreichbaren Genießungen, Duldung, Achtung und Glauben an die Liebe des Vaters bei jeder Hemmung, das ist Bildung zur Menschenweisheit.

Ohne innere Ruhe wallet der Mensch auf wilden Wegen. Durst und Drang zu unmöglichen Formen rauben ihm jeden Genuß des nahen gegenwärtigen Segens und jede Kraft des weisen, geduldigen und lenksamen Geistes.

Wenn das Gefühl nicht mehr von innerer Ruhe beseelt ist, so entnervet seine Kraft den Menschen in seinem Innersten, und plagt ihn mit finstern Qualen in Tagen, in denen der heitere Weise lächelt.

Der ungenügsame Mann ärgert sich im Kreise seines Hausfegens, daß sein Tanz am Galatag, seine Geige im Konzert, und seine Theses im Hörsaale nicht ausgezeichnet wurden.

Ruhe und stiller Genuß sind die ersten Zwecke der Menschenbildung, und die Schoßkinder seiner Zeit. Mensch, dein Wissen und deine Ehrbegierde müssen diesen hohen Zwecken untergeordnet werden, sonst werden Neugierde und Ehrbegierde nagende Qualen und Unsegen.

Mensch, du lebst nicht für dich allein auf Erden. Darum bildet dich die Natur auch für äußere Verhältnisse und durch sie.

So wie diese Verhältnisse dir nahe sind, Mensch, sind sie zur Bildung deines Wesens für deine Bestimmung dir wichtig!

Immer ist die ausgebildete Kraft einer nähern Beziehung Quelle der Weisheit und Kraft des Menschen für entferntere Beziehungen.

Vatersinn bildet Regenten, Brudersinn Bürger. Beide erzeugen Ordnung im Hause und im Staate.

Die häuslichen Verhältnisse der Menschheit sind die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur.

Der Mensch arbeitet in seinem Beruf, und trägt die Last der bürgerlichen Verfassung, damit er den reinen Segen seines häuslichen Glücks in Ruhe genieße.

Daher muß die Bildung des Menschen für seine Berufs- und Standeslage dem Endzweck der Genießungen reiner häuslicher Glückseligkeit untergeordnet werden.

Daher bist du, Vaterhaus, Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit.

Vaterhaus, du Schule der Sitten und des Staats.

Erst bist du Kind, Mensch, hernach Lehrjunge deines Berufs!

Kindertugend ist der Segen deiner Lehrlingstage und erste Bildung deiner Anlage zum Genuß aller Segnungen deines Lebens.

Wer von dieser Ordnung der Natur abgeht und Staats-, Berufs-, Herrschafts- und Dienstbarkeitbildung unnatürlich hervordränget, der lenkt die Menschheit ab vom Genuß der natürlichsten Segnungen, auf klippenvolle Meere.

Seht ihr's nicht, Menschen; fühlt ihr's nicht, Söhne der Erde, wie eure obern Stände in ihrer Bildung ihre inneren Kräfte verlieren! Siehst du nicht, Menschheit, wie ihre Abweichung von der weisen Ordnung der Natur leeren und öden Unsegen unter sie und von ihnen hinab in's Volk bringt? Fühlst du es nicht, Erde, wie die Menschengeschlechter von dem reinen Segen ihrer häuslichen Verhältnisse abweichen, und allenthalben sich auf wilde schimmernde Schaubühnen hindrängen, um ihr Wissen zu spiegeln und ihren Ehrgeiz zu kützeln.

In ferne Weite wallet die irrende Menschheit.

Gott ist die näheste Beziehung der Menschheit.

Auch dein Haus, Mensch, und sein weisester Genuß beruhigt dich nicht immer.

Gewalt und Grab und Tod ohne Gott zu leiden, hat deine sanft, gut und fühlend gebildete Natur keine Kräfte!

Gott als Vater deines Hauses, als Quell deines Segens — Gott als dein Vater; in diesem Glauben findest du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt, kein Grab in dir erschüttert.

Der Glaube an Gott ist die Stimmung des Menschengefühls in dem obersten Verhältnis seiner Natur; er ist vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit.

Der Glaube an Gott ist die Quelle der Ruhe des Lebens — die Ruhe des Lebens ist die Quelle innerer Ordnung; die innere Ordnung die Quelle der unverwirrten Anwendung unserer Kräfte; die Ordnung in der Anwendung unserer Kräfte wird wiederum Quelle ihres Wachsthums und ihrer Bildung zur Weisheit — Weisheit ist Quelle alles Menschensegens.

So ist der Glaube an Gott die Quelle aller Weisheit und alles Segens, und Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit.

Glaube an Gott, du bist der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben, wie der Sinn vom Guten und Bösen, wie das unauslöschliche Gefühl von Recht und Unrecht, so unwandelbar fest liegst du als Grundlage der Menschenbildung im Innern unserer Natur.

Glaube an Gott, du bist Volksantheil in jeder Tiefe, in jedem Weltstriche, du bist Kraft der Menschheit in jeder Höhe und ihre Stärke in jeder Tiefe.

Glaube an Gott, du bist nicht Folge und Resultat gebildeter Weisheit, du bist reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unschuld auf den Ruf der Natur — daß Gott — Vater ist.

Kindersinn und Gehorsam ist nicht Resultat und stete Folge einer vollendeten Erziehung, sie müssen frühe und erste Grundlagen der Menschenbildung sein.

Das Staunen des Weisen in den Tiefen der Schöpfung, und sein Forschen in den Abgründen des Schöpfers ist nicht Bildung der Menschheit zu diesem Glauben. In den Abgründen der Schöpfung kann sich der Forscher verlieren, und in ihren Wassern kann er irre umhertreiben, ferne von der Quelle der unergründlichen Meere.

Gott, Vater, Gottes Dasein in der Hütte der Menschen — Gott im Innersten meines Wesens — Gott — Geber seiner Gaben und meiner Lebensgenießungen, das ist die Bildung der Menschheit zu diesem Glauben, das ist die Kraft der Natur, die allen Glauben auf Genuß und Erfahrung gründet.

Oder rühren dich, Mensch! ich rufe ins Volk — rühren dich, Mensch, die

Lehrsätze von überwiegendem Guten. Tröstet oder beruhigt dich das, daß Glück oder Unglück im Ganzen überwiege. Wenn Flammen des Jammers über deinem Scheitel brennen und dich zerstören — tröstet dich dieses Gerede der Weisen?

Aber wenn dein Vater dein Wesen in deinem Innern stärket, dir deine Tage erheitert, deine Kraft zum Leiden emporhebt, und das Uebergewicht der Segensgenießungen dir selbst in deinem Innern enthüllet, dann genießest du die Bildung der Natur zum Glauben an Gott.

Das Brot, das mein Kind aus meiner Hand isset, bildet sein Kindergefühl, und nicht sein Staunen über meine Nachtwachen und meine Sorgen für seine spätern Jahre. Viel Urtheil über mein Thun ist Unbesonnenheit, die sein Herz verführen und von mir ablenken kann.

Einfalt und Unschuld, reines menschliches Gefühl für Dank und Liebe ist Quelle des Glaubens.

Im reinen Kindersinn der Menschheit erhebet sich die Hoffnung des ewigen Lebens und reiner Glaube der Menschheit an Gott lebet nicht in seiner Kraft ohne diese Hoffnung.

Der Fußtritt des Tyrannen über seine Brüder, über die Kinder seines Gottes erschüttert im innersten die Menschheit. Die Reihen seiner Erschlagenen, ihre Wittwen und Waisen heulen, zittern, hungern, glauben und sterben.

Ist Gott Vater der Menschen, so ist der Tag ihres Todes nicht der Tag der Vollendung ihres Wesens.

Ist ein Sinn für Wahrheit in dir, Mensch! Rede! Streitet es nicht wider den Sinn deines Innersten zu glauben, daß Gott Vater der Menschen ist — und daß doch also das Wesen dieser Elenden vollendet sei.

Gott ist nicht Vater der Menschen, oder der Tod ist nicht die Vollendung unsers Wesens.

Mensch, dein innerer Sinn ist dir sicherer Leitstern der Wahrheit und deiner Pflicht; und du zweifelst, da dieser Sinn so mächtig Unsterblichkeit dir zuruft?

Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den innern Sinn deines Wesens, so glaubest du an Gott und an die Unsterblichkeit.

Gott ist Vater der Menschheit, Kinder Gottes sind unsterblich.

Im Innersten deiner Natur, Mensch, liegt das, was Wahrheit, Unschuld und Einfalt mit Glauben und Anbetung höret.

Aber Einfalt und Unschuld ist nicht der Theil aller Menschen.

Vielen ist innerer Sinn der Menschennatur Spiel des Traumes, und Glauben an Gott und Unsterblichkeit, auf diesen innern Sinn gebaut, verachteter Vorwurf ihrer Kunst.

Gott, der in meinem Wesen mit Kraft und Stärke, Wahrheit, Weisheit und Seligkeit, Glauben und Unsterblichkeit lehret, Gott — den alle Kinder Gottes hören — Gott, den die ganze sanfte, fühlende, reine, liebende Menschheit versteht und ganz gleich versteht; Gott — sollt ich nicht Gehör geben der Lehre,

die im Innerſten meines Weſens mir und meiner Natur wahr iſt und wahr ſein muß — ſollt ich nicht glauben, was wär ich, was thät ich?

Glaube an Gott iſt Scheidung der Menſchheit in die Kinder Gottes, und die Kinder der Welt; iſt Glaube an die Vatergüte Gottes, Glauben an die Unſterblichkeit.

Gott, Vater der Menſchheit, Menſch, Kind der Gottheit, das der reine Vorwurf des Glaubens.

Dieſer Glaube an Gott iſt Stimmung der Menſchheit in ihren Verhältniſſen zu ihrem Segen.

Vaterſinn und Kinderſinn, dieſer Segen deines Hauſes, Menſch, iſt Folge des Glaubens.

Der Genuß deiner Rechte, Hausvater, die wonnevolle Ergebung deines Weibes, und das innige ſeelenerhebende Dankgefühl deiner Kinder iſt Folge deines Glaubens an Gott.

Glauben an meinen Vater, der Gottes Kind iſt, iſt Bildung meines Glaubens an Gott.

Mein Glaube an Gott iſt Sicherſtellung meines Glaubens an meinen Vater und an jede Pflicht meines Hauſes.

So verbindeſt du, erhabene Natur, in deiner Bildung meine Pflichten und meine Genießungen, und an deiner Hand wallet der Menſch von genoſſenen Segnungen zu neuen Pflichten.

Alle Menſchheit, Fürſt und Unterthan, Herr und Knecht, bildet ſich zu den beſondern Pflichten ihres Standes durch Genuß ihrer erſten Naturverhältniſſe.

Der Fürſt, der Kind ſeines Gottes iſt, iſt Kind ſeines Vaters.

Der Fürſt, der Kind ſeines Vaters iſt, iſt Vater ſeines Volks.

Der Unterthan, der Kind ſeines Gottes iſt, iſt Kind ſeines Vaters.

Der Unterthan, der Kind ſeines Vaters iſt, iſt Kind ſeines Fürſten.

Stand des Fürſten, Bild der Gottheit, Vater einer Nation. Stand des Unterthans, Kind des Fürſten, der mit ihm Kind Gottes iſt. Wie ſanft und ſtark und fein iſt dieſes Gewebe der Naturverhältniſſe der Menſchheit.

O Menſchheit in deiner Hoheit!

Aber vergebens iſt das Gefühl deiner Würde beim geſunkenen Volke.

Ich darf deinen Rang nicht nennen, Hausvater. Was biſt du? und was kannſt du ſein? Ochs am Baren. Herr deines Hauſes. Bild des Fürſten in deiner Hütte, o Menſchheit in deiner Tiefe! O Herr und Vater Aller!

In jeder Tiefe iſt der Knecht ſeinem Beherrſcher in ſeinem Weſen gleich, und iſt die Befriedigung des Bedürfniſſes ſeiner Natur ihm ſchuldig.

Emporzubilden das Volk zum Genuß der Segnungen ſeines Weſens, iſt der Obere Vater des Untern.

Und alles Volk ruhet, im Genuß ſeines Hausſegens, in reinem Kinderzutrauen gegen den Vaterſinn ſeines Herrn, und wartet auf die Erfüllung ihrer

Vaterpflicht in der Auferziehung und Emporbildung ihrer Kinder zu jenem Segensgenuß der Menschheit.

Ist dieses Wachen der Menschheit ein Traum? Ist ihre kindliche Hoffnung Bild des Schlummers und der Erschlaffung in ihrer Tiefe?

Glauben Gottes, du bist die Kraft dieser Hoffnung.

Fürsten, die an Gott glauben und den Bruderstand der Menschheit erkennen, finden in diesem Glauben Stimmung zu jeder Pflicht ihres Standes. Sie sind Männer mit Gotteskraft zum Segen ihrer Völker gebildet.

Fürsten, die den Vaterstand der Gottheit und den Bruderstand der Menschheit verleugnen, finden in diesem Unglauben die Quelle der schrecklichsten Zernichtung des Glaubens an ihre Pflichten. Sie sind Männer des Schreckens, und ihre Kraft wirket Verheerung. In der Anerkennung der obersten Vaterwürde Gottes versichern die Fürsten sich des Volkes Gehorsam als die Sache der Gottheit.

Und der Fürst, der in dem Gehorsam gegen Gott nicht die Quelle seiner Rechte und seiner Pflichten suchen will, bauet seinen Thron auf den mißlichen Sand des Volksglaubens an seine Stärke.

Der Glaube an Gott ist in dieser Anerkennung das Band des Fürsten und seines Volks, das Band der innern Vereinigung der Segensverhältnisse der Menschheit.

Unglauben, Verleugnung des Bruderstandes und der Bruderpflichten der Menschheit, Verkennung und Verachtung der Vaterrechte Gottes, trotzende Kühnheit im Mißbrauch gegenseitiger Gewalt ist Auflösung aller reinen Bande der Segensverhältnisse der Menschheit.

Die Priester sind die Verkünder des Vaterstandes der Gottheit und des Bruderstandes der Menschheit, und ihr Stand ist der Mittelpunkt der Vereinigung der Naturverhältnisse der Menschheit zu ihrem Segen durch den Glauben an Gott.

Der Glaube an Gott ist die Quelle alles reinen Vater- und Bruderſinns der Menschheit — die Quelle aller Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit ohne Vatersinn und ohne Brudersinn ist ein schimmerndes Unding ohne Segenskraft.

Stolze Gerechtigkeit, Aussprüche nach Jahrelangen Frevlerkünsten, die Gesetzverständige und Gerichtshöfe nähren, ist Mummerei von Gerechtigkeit, die nicht Volkssegen ist.

Sicherheit, Unschuld und Gefahrlosigkeit, diese Quellen reiner Volkstugend, diese Folgen einer weisen und väterlichen Gerechtigkeit, sind Folgen des Glaubens.

Kühner auffahrender Muth gegen Unschuld, Recht und Wahrheit, diese Beweise des Mangels reiner und starker Vaterkraft der Landesgerechtigkeit sind Folgen des Unglaubens.

Gewaltthätigkeit und freche kühne Anmaßungssucht gegen Recht und Un-

ſchuld im Nationalgeiſt iſt Quelle der Nationalentkräftung, und ſo iſt Unglauben Quelle dieſer Entkräftung.

Und hingegen iſt Vaterſinn und Kinderſinn im Nationalgeiſt Quelle alles reinen Nationalſegens.

Alſo iſt Volksglauben an die Gottheit Quelle aller reinen Nationaltugend, alles Volksſegens und aller Volkskraft.

Sünde iſt Quelle und Folge des Unglaubens. Sie iſt Handlung der Menſchen gegen das innere Zeugnis unſrer Natur von Recht und Unrecht. Sünde, Quelle der Verwirrung unſrer erſten Grundbegriffe und unſers reinen Naturgefühls. Sünde: Verluſt des Glaubens an dich ſelbſt, Menſch, und an deinen innern Sinn, Verluſt deines Glaubens an Gott, Verluſt deines Kinderſinns gegen ihn.

Oeffentliche Sünde: Trotz der Menſchheit gegen die Gottheit.

Abſcheu gegen die Sünde: reines Gefühl des Kinderſinns der Menſchheit gegen Gott, Ausdruck und Folge des Glaubens der Menſchheit an die Offenbarung der Gottheit im Innern ſeiner Natur.

Abſcheu gegen öffentliche Sünde: Gefühl des Kindes gegen den Mann, der ſeines Vaters und ſeiner Mutter ſpottet.

Nationalabſcheu des Volks gegen öffentliche Sünder, Pfand und Siegel des Nationalglaubens und des Kindergefühls eines Volks gegen ſeinen oberſten Herrn.

Nationalabſcheu des Volks gegen den öffentlichen Trotz ſeiner Fürſten gegen die Gottheit iſt Beweis der Nationaltugend und ihrer Schwächung der Kraft des Glaubens des Gehorſams des Volks gegen ſeinen oberſten Herrn.

Unglauben: Quelle der Zernichtung aller innern Bande der Geſellſchaft.

Unglaube der Obern: Quelle des Ungehorſams der Untern.

Vaterherz und Vatergaben der Obern pflanzen und ſichern den Gehorſam der Untern.

Der Unglaube zernichtet die Quelle des Gehorſams.

Unter einem Herrn, der nicht Vater iſt, kann die Volksſtimmung nicht Empfindung eines reinen denkenden, im Kindergehorſam geſegneten Volksſinns werden.

Die Folgen des Unglaubens: täglich ſteigende Laſter, täglich abnehmende Vatergüte, willkürliche Gewalt ohne Segenszweck, bizarre unnatürliche Regierungsfrazen, drückende Zwiſchengewalt, Ausſaugen des Markes vom Volk, ſich vermindernde Volkskraft gegen dieſe Zwiſchengewalt, ſind unter einer ungläubigen, die Rechte der Gottheit und der Menſchheit verachtenden Regierung unvermeidlich.

Die Volksempfindung des unnatürlichen Gebrauchs der Vaterrechte iſt Auflöſung der Kraft der reinen Bande der Natur zwiſchen dem Fürſten und ſeinem Volke.

Sie, dieſe gute mütterliche Menſchennatur knüpfet die Bande der bürgerlichen Verhältniſſe durch den Segen gegenſeitiger Genießungen.

Und es iſt Volksempfindung, Nationalgefühl des Segens dieſer Genießun-

gen, welches diese Verhältnisse durch Dank, Liebe und Glauben des Volks an seinen Fürsten weihet und heiligt. Denn hier ist aller Vaterlandsliebe und Bürgertreue heilige Quelle.

Ich berühre Saiten, die ungespannt liegen und nicht im Modeton klingen. Verhöhne sie, Tänzerton, trillernde Verleumdung, überschrei ihre Kraft. Wahrheit und reiner Menschensinn macht unbesorgt.

Alle Kraft der Menschheit wirket nur Segen durch ihren Glauben an die Gottheit, und der Vatersinn des Fürsten, diese einzige Quelle alles Volkssegens, ist die Folge seines Glaubens an Gott.

Mensch! so nieder du auch stehest! Ist dein Fürst Kind deines Gottes, so ist seine Gewalt Vaterkraft.

Harter, unbescheidner Gebrauch seiner Rechte ist nicht Vatersinn, ist nicht Sinn des Glaubens an Gott, es ist Verderbung der obersten Angelegenheiten des Fürsten und seines Landes, Verderbung des reinen Kindersinns der Nation gegen Fürsten.

Dennoch darf ich diese so allgemeine Sitten der einsichtigen Fürstendienerschaft nicht Hochverrath nennen.

Aber was ist's minder, wenn sie das Vaterrecht des Fürsten als ein Recht zu Gutem und Bösem und zu Gerechtem und zu Ungerechtem darstellen? —

Was ists minder, wenn sie im Namen des Fürsten den Hausfegen stören, das Eigenthum nicht schonen und Unschuld mit Schimpf und Schande belegen?

Band der Vereinigung der Menschheit zu ihrem Segen, Glaube des Fürsten und seines Volks an den obern Herrn der Menschheit, Glaube Gottes, du bist es allein, der die Menschheit vor dieser Klippe sichert.

Aller Unglauben ist unbescheiden, aber der Glaube an Gott, der Kindersinn der Menschheit gegen die Gottheit, ist stille Erhabenheit in jeder Kraft ihrer Wirkung.

Glänzende, blitzende Erschöpfung ihres Wesens, kühner lachender Muth bei Gefahr und Zerstörung ist die Kraft der Menschheit, die vom Kindersinne gegen Gott abweicht.

Ernster haushälterischer Gebrauch jeder kleinen Anlage, Sehnsucht nach Stärkung seiner Kraft, ist die Bahn der Natur zur Bildung und Stärkung aller Kräfte und in jeder Tiefe und in jeder Schwäche ist es Richtung des reinen Kindersinns der Menschheit gegen Gott.

Hang zu niederm Schimmer, Drang, Anlagen und Kräfte zu spiegeln und seine Schwäche zu bemänteln, ist Richtung auch der niedrigsten schwächsten Menschheit, die von dieser bildenden Bahn der Natur abgewichen ist.

Aeußere und innere Menschenhöhe auf dieser reinen Bahn der Natur gebildet, ist Verstand und Vatersinn gegen niedere Kräfte und Anlagen.

Mensch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach diesem Zwecke.

Vaterſinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte ſchwache Heerde der Menſchheit.

Reiner Segen der Menſchheit, du biſt Kraft und Folge des Glaubens.

O meine Zelle, Wonne um dich her! auch du biſt Folge dieſes Glaubens.

Heil mir und meiner Hütte.

Darum, daß die Menſchheit an Gott glaubt, ruhe ich in dieſer Hütte.

Glauben des Volks an die wahren Prieſter der Gottheit iſt Quelle der Ruhe meines Lebens.

Prieſter der Gottheit ſind die Repräſentanten des reinen Vaterſtandes der Menſchheit.

Deine Kraft, Geweiheter, iſt Gottes Erleuchtung!

Gottes Erleuchtung iſt Liebe, Weisheit und Vaterſinn.

O wer nach meiner Hütte wallet, wäre ich auch Schatten der Kraft meiner Gottheit.

O Sonne, du Bild ihrer Kraft, dein Tag iſt vollendet! Du geheſt unter an meinem Berge, o Tag meiner Vollendung. — O Hoffnung des kommenden Morgens, o Kraft meines Glaubens.

Ich baue alle Freiheit auf Gerechtigkeit, aber ich ſehe in dieſer Welt keine verſicherte Gerechtigkeit, als bei der zur Einfalt, Frömmigkeit und Liebe geſtimmten und in dieſer Stimmung erleuchteten Menſchheit.

Alle Familiengerechtigkeit, welche die größte, reinſte und allgemein in aller Welt genoſſene Gerechtigkeit iſt, hat im Ganzen nur Liebe zu ihrer Quelle — und dennoch wirket ſie, in der Einfalt aller Völker, allgemeinen Segen der Welt.

So wie alle Gerechtigkeit auf Liebe ruhet, ſo ruhet auch Freiheit darauf. Reiner Kinderſinn iſt die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruhet; und reiner Vaterſinn iſt die Quelle aller Regierungskraft, die Gerechtigkeit zu thun und Freiheit zu lieben, erhaben genug iſt.

Und die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltſegens, die Quelle der Liebe und des Bruderſinns der Menſchheit, dieſe beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes ſind, und daß der Glaube an dieſe Wahrheit der ſichere Grund alles Weltſegens ſei. In dieſem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geiſt aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volksſegen ſucht, denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruhet auf dieſem Grund des Glaubens der Menſchheit an Gott.

Und Gottesvergeſſenheit, Verkenntnis der Kindesverhältniſſe der Menſchheit gegen die Gottheit, iſt die Quelle, die alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit in aller Menſchheit auflöſet. Daher iſt dieſer verlorne Kinderſinn der Menſchheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherſtellung dieſes verlornen Kinderſinns iſt Erlöſung der verlornen Gotteskinder auf Erden.

Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menſchheit das allgemein verlorne Gefühl des Kinderſinns gegen Gott wieder hergeſtellt, iſt Erlöſer

der Welt, er iſt der geopferte Prieſter des Herrn, er iſt der Mittler zwiſchen Gott und der gottesvergeſſenen Menſchheit. Seine Lehre iſt reine Gerechtigkeit, bildende Volksphiloſophie, ſie iſt Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geſchlecht ſeiner Kinder.

Beilage VI.

Peſtalozzi über Niederer und Schmid.

Niederer.

„Es läßt ſich die Art, wie Niederer meine Sache anſieht, nicht von der Art, wie ich ſie ſelber anſehe, trennen. Es ſchien mir ſelber lange nicht ſo, und mußte mir lange nicht alſo ſcheinen. Seine Anſichten und Urtheile ſind beinahe alle Reſultate ſeiner Reflektionen. Ich weiß kaum, was reflektiren iſt; meine Urtheile und Anſichten ſind beinahe alle Reſultate meiner immediaten Anſchauung und meiner belebten Gefühle. Zu dem verſtand ich ſeine Sprache nicht; aber ſeine Schutzſchrift hat mich ſie verſtehen gelehrt; ich konnte nicht ſatt werden, ſie zu leſen; ich fand mich ſelbſt faſt in jeder Zeile und beſtimmt klarer ausgeſprochen, und tiefer durchgedacht, als ich mich und meine Meinung je über das Erziehungsweſen, über den mütterlichen Inſtinkt, über die Natur und das Weſen der Schule, über das Inſtitut u. ſ. w., kurz über alle Grundſätze und Anſichten, um die es jetzt weſentlich zu thun iſt, erkannt und ausgeſprochen.

Er hat indeſſen wirklich Eigenthümlichkeiten an ſich, die ich oft mit Mühe trage, weil ſie den meinigen geradezu entgegenſtehen. Aber ſeine Freundſchaft überwiegt alles, was ich in meinem Leben in der Freundſchaft genoſſen und auch nur geträumt. Was kann der Menſch für ſeinen Freund mehr thun, als wenn er um ſeinetwillen aus einem ſichern, ruhigen und befriedigenden Leben heraustritt, und ſich für ihn in eine unſichere, unbefriedigende, drückende und in vielen Rückſichten gefährliche Lage hineinſtürzt? Das hat Niederer gethan. Er hat um meinetwillen ſeine Pfarrei, auf der er wirkſam, geachtet und glücklich lebte, verlaſſen und ſich zu einer Zeit an mich und an meine Armut angeſchloſſen und in die Arme aller meiner Verlegenheiten geworfen, in welcher mein Werk in mir ſelber noch nicht reif, und ich aller äußern Hülfe und Mitwirkung für dasſelbe beinahe gänzlich beraubt war. In dieſem Zeitpunkt ſtellte er, der einzige Mann, der einen Grad von literariſcher Kultur anſprechen konnte, ſich an meine Seite, und gab ſich allen Gefahren der Theilnahme preis, denen ihn mein Unternehmen ausſetzen konnte, und wirklich ausſetzte. Ueber das perſönliche empor, geht ſeine Freundſchaft auf den Zweck meines Lebens, für die ich mich durch mein Leben ſo oft verlaſſen ſah. Seine Perſönlichkeit nähert ſich der meinigen

so wenig, als meine der seinigen. Ich möchte sagen: es mangelt von dieser Seite oft der Näherung gemeiner neben einander wohnender Menschen; aber sein Leben ist seine Freundschaft, sein Bleiben, sein Ausharren für meine Zwecke; selber sein Kampf, den er anhaltend mit sich selbst und mit seiner Persönlichkeit besteht, um meinen Lebenszwecken immer mehr zu sein; selber seine Widersprüche, selber sein Widerstand gegen meine Persönlichkeit, wenn er sie mit meinen Zwecken im Conflikt findet, beweiset das Edle, das Außerordentliche, das Reine seiner Freundschaft. Würde er weniger widerstehen, er würde weniger lieben!"

„Erklärung gegen Herrn Chorherr Bremi's Zeitungsfragen. S. 28."

* * *

„Schon im Anfange unserer Vereinigung in Burgdorf trat ein junger Geistlicher von einer überwiegenden Bildung, voll Feuer und Kraft und stillem, aber innerlich gewaltsamem Streben in unsere Mitte, beobachtete in sich selbst geschlossen den Gang unserer Bestrebungen, schien aber im ersten Zeitpunkt unsers Daseins nichts weniger als einen überwiegenden Einfluß auf die allgemeine und praktische Leitung unserer Angelegenheiten zu suchen; im Gegentheil, sein ganzes Benehmen zeigte anfänglich sehr klar, daß er durch freies, eigenes, selbständiges Nachdenken den psychologischen Fundamenten der Grundsätze und des Wesens der Idee der Elementarbildung ernster, allgemeiner und tiefer, als irgend Jemand in unserer Mitte nachforschte; dadurch kam er auch sehr bald dahin, durch sich selbst ein eigenes System von der Idee der Elementarbildung in sich selbst zu bilden, das zwar freilich sich durchaus durch keine Grundlage praktischer Erfahrungen genugsam zu innerer Reife und äußerer Anwendbarkeit gestaltete, aber ihn selbst träumerisch von der Unfehlbarkeit und Ausführbarkeit desselben so weit begeisterte, daß er soviel als auf einmal und plötzlich anfieng, mit großer Lebhaftigkeit, frei und gewaltsam in den ganzen Umfang unsres Thuns einwirken zu wollen, und sich allmählich einen allgemeinen überwiegenden Einfluß auf denselben und hiefür einen hohen Grad meines Zutraues zu ihm zu verschaffen wußte. Sein excentrisches Wesen belebte in ihm die entschiedene Neigung, Schwächen, Fehlern und Lücken meines Hauses durch wissenschaftliche Erläuterungen der Begriffe, die unsern Bestrebungen zum Grunde lagen, entgegen zu wirken. Er glaubte zuverlässig, mit dem Zauberschlag heiterer Begriffe, aber oft auch nur vielbedeutender Wörter, den Wachsthum unsers Verderbens, dessen Größe er tief fühlte, still zu stellen und durch wörtliche Erheiterung beherrschen zu können, was er durch das Uebergewicht seines Einflusses weder geistig genugsam zu leiten, noch praktisch befriedigend zu bedienen, am allerwenigsten aber durch thatsächliche Uebungen schöpferisch hervorzubringen vermochte. Die absoluten Ansprüche, die Niederer für seine Ansichten machte, giengen von Ideen aus, die er noch nicht in ihrem ganzen Umfang und Zu-

sammenhang in sich selbst zu einem klaren und bestimmten Bewußtsein gebracht, indem er sich in einer metaphysischen Darstellung seiner Begriffe versteigerte, für die er weder einen soliden Hintergrund von Anschauungserkenntnissen in sich selbst trug, noch fähig war, dieselben auf irgend eine Art in einfachen, klaren und deutlichen Worten auszudrücken und sie irgend jemand auf diese Weise genugsam verständlich zu machen. Das meiste, was er suchte, wollte und worauf er antrug, stand in unsrer Mitte wie eine Lufterscheinung und knüpfte sich durchaus an keine Realität der Fundamente unsers wirklichen Lebens bei einander an. Er war so viel als allgemein ungewandt und beinahe unfähig, zur Ausführung einer seiner hochtönenden Ideen auch nur die entfernteste praktische Handbietung zu leisten. Er wußte es selbst, und forderte oft mit einiger Zudringlichkeit, daß das, was er in seinem Kopfe auf eine idealische Weise zusammenstellte, andere nicht nur ebenso in ihrem Kopfe auch also, ihn befriedigend, zusammenstellen, sondern sogar mit ihren Händen, und zwar ohne viel Ansprache auf seine Mitwirkung, ihn befriedigend ausführen sollten."

„Meine Lebensschicksale" von Pestalozzi S. 29.

Schmid.

„Ich muß die Kraft, die uns in diesem bösen Zustand noch allein zusammen zu halten fähig schien, von ihrem Ursprung aus ins Auge fassen. Schon in Burgdorf, im Anfange der keimenden, bösen Folgen unsrer unnatürlichen Vereinigung, kam von den Tyrolerbergen ein Knabe zu uns, der von allen Folgen der Verkünstelung unserer Zeitkultur auch nicht eine Spur in sich selbst trug, aber innerlich von einer stillen Naturkraft begabt war, deren weitführende Tiefe in unsrer Mitte niemand ahnete. Auch ich selbst nicht. Aber unerklärliche Gefühle zogen mich vom Augenblick seiner Erscheinung in unserm Kreise an ihn hin, wie ich mich noch nie an irgend einen Zögling hingezogen fühlte. — Sein Leben war vom ersten Augenblick an stille, auffallende Thatkraft, in sich selbst geschlossen, nach katholischer Weise im höchsten Grad religiös, in der Religiosität einfach und kraftvoll, nach allem strebend, was er für sich zu können und zu wissen nothwendig erachtete. Er überflügelte in den Uebungen der elementarischen Bildungsmittel der Geistes- und Kunstkraft bald alle seine Lehrer und ward in diesen Uebungen bald Lehrer derer, die ihn vor weniger Zeit als das ungebildetste Kind, das je in unsre Anstalt getreten, ins Auge gefaßt. Dieser Sohn der Natur, der noch heute der Zeitkunst nichts dankt und nach allem, was er geleistet, den äußerlichen Formen jeder wissenschaftlichen Kultur beinahe so fremd ist als in der Stunde, da er von den Bergen herab, mit seinem Ave Maria im Munde und mit dem Rosenkranz im Sack, aber mit Kraft im Kopfe, mit Ruhe im Herzen und mit freiem Muth in jedem Streben, in unsre Mitte trat, erregte durch sein ganzes Benehmen in unsrer Mitte ganz außerordentliche

Erwartung und belebte auf meiner Seite die Anhänglichkeit, die mich beinahe in der ersten Stunde an ihn hinzog, in einem gleich hohen Grade.

Schmid rückte indessen in der stillen Ruhe, in welcher er sich Jahre lang thätig ausbildete, seinem Jünglingsalter entgegen; und dieses, von seiner ersten Erscheinung an als außerordentlich anerkannte Naturkind mußte in seiner, durch vielseitige Erfahrungen des wirklich praktischen Lebens allein entfalteten Kraft im Denken und Handeln die Unnatur der Schwachheitsverkünstelung unsrer Vereinigung und alles unsers Thuns und Lassens bald sehr tief fühlen, und säumte auch, sobald er durch den entschiedenen Einfluß seiner überwiegenden Kraft den Anfang eines anerkannten Rechts dazu sich verschafft hatte, nicht, sich mit tyrolerischer Offenherzigkeit gegen die Anmaßungen der einseitig beschränkten Tabellenphantasten, eben wie gegen diejenigen der beschränkten und ebenso einseitigen als oberflächlichen Lobreden unsrer wissenschaftlichen Unterrichtsweise, hauptsächlich aber gegen die sich allmählich immer mehr einschleichende Anstrengungslosigkeit, Zerstreuungssucht, Unordnung, Insubordination und die damit verbundne Vernachlässigung positiver Pflichten zu erklären, und forderte sammt und sonders ohne allen Rückhalt von den Gliedern unsrer Vereinigung vom Morgen bis am Abend Ausübung alles dessen, was jedes Glied einer Haushaltung, die in einem guten Zustand bestehen will, immer als seine Pflicht erkennen muß. Er verwarf dabei eben so laut und eben so bestimmt jede Anmaßung von der Höhe und Wichtigkeit unsrer Grundsätze und Bestrebungen, die sich nicht thatsächlich in unsrer Mitte bewährte, als eitles Geschwätzwerk und fragte bei allen diesfälligen Aeußerungen, von wem sie auch immer herkamen, nur, wie macht man denn das? wie übt man's aus? und wo diesfalls keine Antwort erfolgte, die ihn befriedigte, wollte er nichts weiter davon hören. Dieses Benehmen mißfiel denn aber bald und allgemein in einem sehr hohen Grade."

„Meine Lebensschicksale." S. 22—24. 34. 35.

Beilage VII.

Fremde,

welche sich längere oder kürzere Zeit in Pestalozzis Institut aufhielten.[1]

A. Preußen.

†Dreist und Henning aus Rügenwalde in Pommern; †Kawerau aus Elbing; †Krätz und Rendschmidt aus Schlesien; Preuß und Patzig aus Ostpreußen; Bernhard der ältere und jüngere; Häuel aus Breslau; †Graff, Regierungs-

1) Eine Charakteristik mehrerer Männer, welche im Institut waren, gibt Blochmann l. c. S. 107—114. 158.

rath in Königsberg; †Plamann, Vorſteher einer Anſtalt in Berlin; †Baier, Paſtor zu Altenkirchen auf Rügen; Krüger, Oberlehrer zu Bunzlau; Lautz, Schüler von Fichte; †Delbrück, Geh. Rath.

B. Sachſen.

Tillich, der als Profeſſor in Deſſau ſtarb; Krug, Direktor der Bürgerſchule in Zittau; †Thiriot aus Leipzig; †Fröbel aus Thüringen; †Nonne, Oberconſiſtorialrath in Hildburghauſen; Burkhard, Paſtor in Groß-Korbetha; †Blochmann, Geheimer Schulrath in Dresden; Hientzſch, Seminardirector in Potsdam.

C. Frankurt am Main.

Karl Ritter; †Mieg, Brigade-Prediger in Frankfurt.

D. Braunſchweig.

Schacht, Oberſtudienrath in Darmſtadt.

E. Würtemberg.

†Zeller, Königl. Preuß. Ober-Schulrath; †Kieſer; †Denzel, ſonſt Director des Landſchullehrer-Seminars und Paſtor zu Eßlingen.

F. Baiern.

†Schmeller.

G. Baden.

Ladomus; Marx; Stern, Seminardirektor in Karlsruh; †Gersbach.

H. Naſſau.

†Delaspée, Vorſteher der Erziehungsanſtalt in Wiesbaden.

I. Mecklenburg.

von Türk, Regierungsrath (in Potsdam); Kortüm (in Heidelberg).

K. Schweiz.

†Nägeli aus Zürich; Pfeiffer aus Lenzburg; Orelli aus Zürich; Ruckſtuhl aus Luzern; †Olivier (in Deſſau); Steiner aus Bern, Profeſſor der Mathematik in Berlin.

Herzogin von Sachſen-Meiningen, mit dem Erbprinzen; Raupach aus Liegnitz; Groß-Kanzler von Beyme aus Berlin; Graf Kapo d'Istria; Herzog Ferdinand von Würtemberg; Staatsrath von Gruner; General Kosziusko; Engländer Bell; Frau von Wolzogen; Frau von Staël; Karoline Rudolphi; Betti Gleim.

Beilage VIII.

Rouſſeau und Peſtalozzi.

Wiederholt drängt ſich eine Vergleichung beider auf. Wie edel, rein und wahr iſt Peſtalozzis Brief an Anna Schultheß (S. 302), wie iſt dieſer Brief ſo ganz das Gegentheil von Rouſſeaus Erklärung an Thereſe Levaſſeur! (S. Evang. Kirchenzeitung 1846, Nr. 88.)

Früher ſchon, im Jahre 1819, ließ ich im erſten Theil meiner „vermiſchten Schriften“ ein Geſpräch drucken, überſchrieben: die Neuerer. Auch dieſes ſchloß mit einer Vergleichung des franzöſiſchen Schweizers mit dem deutſchen.

Halte mich nicht, ſagt der eine Sprechende, für einen ſo beſchränkten An- und Nachbeter Rouſſeaus, daß ich von ihm alles Heil hoffte. Keiner iſt weiter davon entfernt. Ich muß ihn bewundern, wenn ich ihn mit ſeinen franzöſiſchen und europäiſchen Zeitgenoſſen vergleiche, wie in dem Einſamen die Gewalt der Natur verzweifelt durch die vollendete Unnatur durchbricht, und das böſe Gewiſſen der Zeit erwacht. In ihm bekehrte ſich dieſe Zeit, wie eine abgelebte reuige Buhlerin, welche die Schminke abwäſcht, die falſchen Locken ablegt und nun ihre nackte Häßlichkeit vor ſich ſelbſt ſchaudernd im Spiegel betrachtet. Im vollen Bewußtſein der Irrthümer und Sünden ſtand er vom Fluch der Zeit belaſtet, ohnmächtig zur friſchen und heiligen vollen Lebenserneuung.

Von der blendenden Feuerſäule des franzöſiſchen Vulkans, der deutſchen Schiffern als irdiſcher Leuchtthurm diente, ſein eigenes Land aber verwüſtete, wendet man gern das Auge zum milden Stern, der über Deutſchland aufgieng, zu Peſtalozzi. Verzweifelnder Menſchenhaß begeiſtert den Rouſſeau, — wahrlich in ſolcher Zeit, unter ſolchen Umgebungen war er zu entſchuldigen. Ihn leitete der Gedanke: verwirf nur alles, was die Zeit aufſtellt, ſuche das Gegentheil, ſo wirſt du das Rechte finden. Und wie viel Herrliches fand er, dem feindſeligen Triebe folgend! — ſo ſchlecht war die Zeit.

Aber von Menſchenliebe ward Peſtalozzi begeiſtert, von Sehnſucht, dem armen Volke zu helfen, nicht durch Bauernkrieg, ſondern durch Bauernerziehung. Und indem er ſich demüthig von der Ueberbildung ſeiner Zeit weg, und evangeliſch chriſtlich zu den verlaſſenen Armen wandte, ſegnete Gott ſeinen reinen Willen, und verlieh ihm mehr, als er ſuchte, verlieh ihm freudige Ahnungen einer großen Zukunft, und durch Dichtung und Wiſſenſchaften Keime unendlicher Entwicklungen zu pflanzen.

Beilage IX.

Johann Julius Hecker.

Es ward bemerkt, daß in Franckes Pädagogium Realien gelehrt wurden (S. 124), daß der Prediger Semler wahrscheinlich hierauf Einfluß geübt, und der Gründer der Berliner Realschule Johann Julius Hecker aus Franckes Schule hervorgieng (S. 134). Diesen letztern charakterisierte mein verehrter Freund, Director Ranke in Berlin 1847 in einer Einladungsschrift zur ersten Säcularfeier der Berliner Realschule. Aus dieser Schrift entnehme ich folgendes: Hecker war 1707 zu Werden in der Grafschaft Mark geboren, gieng 1726 auf die Universität Halle, wo er noch Francke und die bedeutenden Theologen der Franckeschen Schule hörte, und besonders mit Freilinghausen in nahe Verbindung trat. Von 1729 bis 1735 war er Lehrer am Pädagogio, wo er in Nebenstunden Botanik, Anatomie, Physiologie, Chemie und Materia medica lehrte. Im Jahre 1733 gab er eine „Einleitung in die Botanik" heraus, zu welcher der berühmte hallische Arzt Hoffmann eine Vorrede schrieb, worin er die Realstudien außerordentlich empfahl. Im Jahre 1735 ward Hecker nach Potsdam berufen, 1738 erhielt er die Predigerstelle an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin. Hier war er unermüdet in Anlegung von Armenschulen; 1747 gründete er die Realschule, welche Friedrich II. sehr begünstigte.

Prediger Hähn kam 1753 als Lehrer an diese Schule, ward aber 1758 als Generalsuperintendent der Altmark und Priegnitz abgerufen. Artete auch der Realunterricht in dessen Hand zur Caricatur aus (S. 136) so darf Hähn hienach nicht einseitig beurtheilt werden. Eine Unterschrift desselben unter das Bild seines Freundes Hecker charakterisiert beide als treffliche Männer, den lobenden wie den gelobten. Sie lautet:

In Gottes Kraft Satans Werk zu zerstören,
Dagegen des Heilandes Reich zu vermehren,
In Worten und Wandel erbaulich sein:
Im Beten und Wachen, im Glauben und Lieben,
In Hoffen und Dulden sich männlich zu üben,
Dienstfertig beschäftigt mit Groß und mit Klein:
In Nöthen still, standhaft stets Gott zu vertrauen,
Für allerlei Stände Pflanzgärten zu bauen,
Und Lehrer in Kirchen und Schulen zu ziehn:
Selbst Hand an den Bau des Reichs Gottes zu legen,
Die Schafe zu weiden, die Lämmer zu pflegen,
War Heckers Wunsch, Trieb, Werk, Arbeit, Bemühn.

Hecker starb sanft am 24. Juni 1768. Sein Bruder, der Prediger Hecker in Stargard sagt von ihm: „Der Glaube an Jesum war in ihm lebendig

und geſchäftig. Dieſer ruhete allein auf Chriſti Verſöhnung. Hierauf trauete er, hier fand er Friede, hieraus erquickte ſich ſein unſterblicher Geiſt. Das theure Evangelium war die tägliche Nahrung ſeiner Seele. Dabei war er mit ganzem Herzen Seelſorger, und widmete ſich dienſtfertig den Pflichten dieſes Berufs, auch bei den geringſten Mitgliedern ſeiner Gemeinde. Gutes thun war ihm ein wahres Vergnügen."—

Welch heilſamen Einfluß übte Francke auf dieſe alten realiſtiſchen Pädagogen, auf Semler, Hecker — wie ſind dieſe aufrichtigen ernſten Chriſten das volle Gegentheil ſo vieler oberflächlicher Realiſten unſerer Zeit, die ſich ſo klug dünken, daß ſie frech über Unſichtbares und Ewiges ſpotten, über das, was den tiefſinnigen Alten das Heiligſte war.

370.902
R246
v.1-2

Basement

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

50M—9.40

DEC 30 1956

FEB 24 1959